**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

INDIANA
UNIVERSITY
LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift

für

## Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Dr. Adolf Heilborn.

Dreiundsiebzigster Band.
(Nr. 1—26.)

INDIANA UNIVERSITY
LIBRARY

Berlin 1908.
Verlag der Gegenwart.

Digitized by Google

68405

AP30
.C3

INDIANA UNIVERSITY
LIBRARY

6-24-09

Digitized by Google

# Register.

## Dreiundsiebzigster Band.


### Politik und Sozialpolitik.

Seite

Corbach, Otto, Deutscher Conservatismus und türkischer Liberalismus . . . . . 67
— Die russische Boxerbewegung . . . . . 226
— Beamten-Emancipation . . . . . 259
Friedegg, Ernst Egon, Der Gasthausschrift . . . . . 117
Fuld, Justizrath Dr. L., Ein Kohlenausfuhrverbot . . . . . 2
Hilse, Kreisgerichtsrath Dr. B., Arbeitskammern . . . . . 145
— Das Gemeindesteuerprivileg der Beamten . . . . . 177
Lehmann, Max, Deutsch-französische Annäherungsbestrebungen . 277
Martin, Dr. Lindsay, Mohamed Ali und das Haus der Gerechtigkeit . . . . . 114
Martin, Regierungsrath Rudolf, Directe Reichssteuern . . . 273
Moeller, Dr. Cajus, Von weißblauer Politik . . . . . 50
— Die Nordeuropäische Situation und Deutschland . . . . . 97
Richardi, R., Gangbare Wege für die deutsche Ostmarkenpolitik . . . . . 18. 35. 51
Schumacher, R. H., Falsche Schlüsse . . . . . 162
Stauff, Philipp, Staatsdienst und Prüfungswesen . . . 131. 148
— Beamtenaufbesserung und Reichspolitik . . . . . 225
Weber, Rev. Dr. Wm., Japan und die Vereinigten Staaten . . 113
Wehr, Assessor Thomas, Die Bestie vom grünen Tisch . 372. 386
Weis-Ulmenried, Anton, Englischer Parlamentarismus . . 388
Werner, Friedrich, Minister Breitenbach und die Techniker . . 258
Wolff, Oberst a. D. P., Die Neutralität der Kleinstaaten . . 211

### Colonialles.

Asper, H., Deutschland und der Congostaat . . . . . 321
Corbach, Otto, Um den Congostaat . . . . . 193
zu Fürstenberg-Fürstenberg, A. Graf, Colonialwirthschaft und Colonialpolitik . . . . . 353
Liersemann, Capitänleutnant Heinrich, Mein Aktva-Proceß . 33
— Zehn Jahre deutscher Culturarbeit in China . . . . . 82
Schütze, Woldemar, Zur Politik der Eingeborenen-Bewegung . 84
— Wenn der Neger civilisirt wird . . . . . 290
Solff, Oberleutnant a. D. Ingenieur, Die Bedeutung der drahtlosen Telegraphie für die Entwicklung unsrer Colonien 198. 214

### Militärisches.

Agricola, Armeetradition und Offiziersatz . . . 161. 179. 194
v. Bieberstein, Oberstleutnant a. D. Rogalla, Die Reform der Landmacht Englands . . . . . 369
v. d. Boeck, Generalleutnant, Zur Frage der Einführung einer Reichswehrsteuer . . . . . 49. 65
— Frankreichs Heer nach dem neuen Cadresgesetz . . . 241. 257
Liersemann, Capitänleutnant a. D. Heinrich, Marinevorlage 1908 und Flottenverein . . . . . 1
— Die Anerkennung unsrer Flottenvorlage durch Frankreich . . 178
— Japans Hoffnung . . . . . 289
v. Sosnosky, Theodor, Vom Union-Heere . . . . . 98
— Oesterreichs Stiefkind . . . . . 209

### Rechtswissenschaft.

Fuld, Justizrath Dr. L., Die Rechtsstellung der französischen Ehefrauen . . . . . 322
— Der zweite Hau-Proceß . . . . . 337
Heinemann, Ernst, Die Bedeutung des jüngsten Hibernia-Urtheils für den preußischen Fiscus . . . . . 307
Lauer, Dr. Karl, Eine neue Theorie über den Staat . . . . 324
Neumann, Oberstabsarzt Dr., Der neue Gesetzentwurf gegen die Kurpfuscherei und den Geheimmittelschwindel . . . . . 323
Oppenheimer, Dr. Franz, Eine neue Theorie über den Staat 355
Stammer, Strafanstaltssecretär a. D. Georg, Lehrcurse für Gefängnißbeamte . . . . . 212
— Das Jugendgericht im Staate Pennsylvania . . . . . 305

### Handel und Geldwesen.

Ernst, Friedrich, Soll der neue preußische Anleihetyp vorbildlich werden? . . . . . 81
— Die Erdrosselung der Berliner Productenbörse . . . . . 227
— Die Opferung der Productenbörse . . . . . 275

Seite

zu Fürstenberg-Fürstenberg, Graf A., Japanische Handelsprocente und ihre Bedeutung für die europäischen Märkte . 242
Heinemann, Ernst, Droht eine Verstaatlichung der Reichsbank? 357
— Die Börse und die Bank-Enquête . . . . . 385
Martin, Regierungsrath Rudolf, Die Reform der Reichsbank . 17
— Das Gold im Kriege . . . . . 129
Mercator, Aus der Finanzwelt . . . . . 58. 125. 172. 301
— Ein Schrittmacher der Großbanken . . . . . 141
Schütze, Woldemar, Japans Handel einst und jetzt . . . . . 146

### Heilkunde, Naturwissenschaften und Technik.

Amplewitz, Rudolf, Häckel-Darwin . . . . . 229
Kaiser, Seminaroberlehrer E., Der alte und der neue Himmel 373
Liebmann, Dr. med. Albert, Versprechen und Verlesen . . . 342
Maack, Dr. Ferdinand, Raumschach . . . . . 341
Martin, Regierungsrath Rudolf, Graf Zeppelin 244. 260. 294. 309
Neuburger, Dr. Albert, Die Zukunft der deutschen Moore . 54. 71
Reibmayr, Dr. Albert, Ueber die Ehe und die Nachkommenschaft des Genies . . . . . 310. 325
Zell, Dr. Th., Voraussetzungsthiere . . . . . 245
Zwanziger, E., Entwickelt sich bei den Thieren die Nase nothwendig auf Kosten des Auges? . . . . . 412

### Erziehungswesen.

Mühe, Oberlehrer Dr. Th., Oberlehrer . . . . . 68
— Nochmals die Oberlehrer . . . . . 180. 196
Reinicke, R., Kann uns die Schule als Entgelt für ihre hohen Anforderungen die Allgemeinbildung geben? 118. 132. 150. 165
Schaukal, Richard, Die Schule . . . . . 199

### Philosophisches.

Ballmer, Otto, Schelling und die Romantik . . . . . 23
Elfenhans, P. Chr., David Friedrich Strauß und seine Bedeutung 85
Klaar, Prof. Dr. Alfred, Das Recht auf die eigene Person . 4. 22
— Ein Erfinder (Josef Pogger) . . . . . 134

### Geschichte, Culturgeschichte, Biographisches

(s. a. Literargeschichtliches, Philosophie und Technik).

Denecke, Conrector, Ein geistlicher Herr vor 500 Jahren . . 139
Ebner, Theodor, Max Eyth . . . . . 377
Fredrik, L. v., Alexander Herzen . . . . . 402
Geiger, Prof. Dr. Ludwig, Max Hesse . . . . . 99
Langguth, Dr. Adolf, Ludwig Bechstein und sein Denkmal . 25. 38
Martin, Regierungsrath Rud., Zeppelin, s. Technik.
Miles, Ein interessanter Bericht aus dem Jahre 1870 . . . 403
Pollarzek, Dr. Max, Hofjuden . . . . . 343
Westermarck, Prof. Dr. Edward, Gastlichkeit . . . . . 8. 21

### Aesthetik.

Bartsch, Prof. Edmund, Die Verwilderung unseres Styls . . 76
Bleibtreu, Karl, Brief an einen literarischen Anfänger 86. 102. 121. 137
Breuer, Rob., Preußisch-Blau . . . . . 411
Friedegg, Ernst E., Salome . . . . . 406
Heinemann, Ernst, Erfüllt die Gegenwart das Faustideal? 183. 201
Heyck, Prof. Dr. Ed., Das Reisen und die moderne Bildung 326. 338
Lorenz, Felix, Von sikulischen Gestaden . . . . . 390
Lux, Joseph Aug., Ueber den guten und schlechten Geschmack 166. 182
— Socialismus für Millionäre . . . . . 358
Mennicke, Dr. C., Shaw über Wagner . . . . . 188
Neißer, Arthur, Französische und deutsche Kaufhäuser . . . . 345
Strobl, Karl Hans, Damaskus . . . . . 246

### Literargeschichtliches.

Lenzmann, Hans, Prinz Emil von Schönaich-Carolath . . . 311
Bethge, Dr. Hans, Von einem todten jungen Dichter . . . 55
Björnson, Björnstjerne, Alexander Kielland . . . . 120. 151
Fränkel, Ludwig, Von unsrer Shakespeare-Centrale . . . . 264
Friedrich, Paul, Ein spanischer Romantiker . . . . . 266
— Martin Greif . . . . . 296


Digitized by Google

Seite

Geiger, Prof. Dr. Ludwig, Glossen zu O. J. Bierbaums „Prinz Kuckuck“ . . . 6
— J. J. David . . . 250
Klemperer, Victor, Isolde Kurz . . . 216. 231
Landsberg, Dr. Hans, Literatur und Modernismus . . . 296
Paetow, Dr. Walter, Jung-Weimar . . . 40
Schaukal, Richard, Tragisches Epigonenthum . . . 168
— Wilhelm von Scholz . . . 249
— 1001 Nächte . . . 328
— Rudolf Huchs neuere Bücher . . . 360

**Dramatisches und Dramaturgisches.**

Berger, H. v., Die Einheit der Idee . . . 405
Liliencron, Heinrich, Das Ende der ernsten Bühnenliteratur . 153
Scheerbart, Paul, Isis . . . 8
— Zwei Herren . . . 106

**Musikwissenschaft.**

Amplewitz, Rud., Ferrurio Busonis musikalisches Glaubensbekenntniß . . . 135
Stern, Dr. Siegfried, Joseph Joachim . . . 375
Wellek, Dr. Bronislav, Friedrich Smetana . . . 329
Wild, Irene, Formlosigkeit und Programm-Musik . . . 261. 281

**Bildende Kunst und Kunstgewerbe.**

Abeking, Hermann, Heinrich Zille . . . 263
— Die fünfzehnte Ausstellung der Berliner Secession (1908) 314. 347
Grautoff, Otto, Auguste Rodins Handzeichnungen . . . 71
King, H., Zeichnende Künste . . . 11
— Aus den Berliner Kunstsalons . . . 60. 156
— Altenglische Malerei . . . 104
Kirchbach, Wolfgang, Ueber Plastik . . . 200. 215
F. L., „Und der Herr sprach . . .“ . . . 222
Lux, Joseph August, Giovanni Segantini . . . 36
— Der Kaufmann und das Kunstgewerbe . . . 279
—n., Neuere Kunstliteratur . . . 395
Schur, Ernst, Der gedeckte Tisch . . . 109

**Novellen, Erzählungen, Skizzen.**

Atolla, Der Wittwer . . . 186
Berndt, Dr. jur. Martin, Umzug . . . 235
Berstl, Julius, Die zerbrochene Geige . . . 408
Bethge, Hans, Die Hochzeit des Freundes . . . 283. 299. 316
Brod, Max, Im „Club der Differenzirten“ . . . 267
Denecke, Conrector B., Auf der Mensur . . . 349
Friedrich, Paul, Jugend . . . 123
Heilborn, Adolf, Ostern . . . 252
Kiesel, Otto Erich, Die Legende von dem schönen Mädchen und dem armen Fischer . . . 380
Königsdörffer, E., Weßhalb Fürchtegott Trampel dennoch sterben wollte . . . 393
Lorenz, Felix, Der Fürst-Mäcen . . . 169
Löns, Hermann, In der Jagdbude . . . 72
Martens, Kurt, Die Penacee des Lebens . . . 9. 26. 42. 57. 74. 88
Pedersen, Jens, Das Leumundsattest . . . 234
Roda Roda, Der Tollste in drei Königreichen . . . 154
— Der gemüthskranke Husar . . . 331
Strindberg, August, Zinnober . . . 218
Urbas, Emmanuel, Novella amea . . . 362
Wiener, Oskar, „So endete das schöne Fest“ . . . 203

**Lyrik.**

Berstl, Julius, Drei Gedichte nach dem Indischen . . . 57
Bethge, Hans, Chinesische Lyrik . . . 234
Braun, Felix, Zwei Gedichte . . . 408
Brod, Max, Drei Gedichte . . . 41
Friedrich, Paul, Zwei Oden . . . 283
Geisenheyner, Max, Vier Gedichte . . . 202
Heller, Leo, Der Weg . . . 26
— Zwei Gedichte . . . 169
Joseph, Karl, Frage . . . 123
Kamm, Hanns H., Der Liebe Wandlungen . . . 88
Kayßler, Friedrich, Zwei Lieder . . . 138
Kirchbach, Wolfgang, Meinem Weibe . . . 185
— Zwei Gedichte . . . 252
— Weltfinsterniß . . . 362
Kraus, Christian, Zwei Gedichte . . . 267
Kißner, Alfons, „Es war einmal“ . . . 7
Lorenz, Felix, Zwei Gedichte . . . 154
— Drei Gedichte . . . 218

Seite

Pick, Otto, Dämmerungen . . . 348
Schaukal, Richard, Drei Gedichte . . . 298
Scheret, Jakob, Drei Gedichte . . . 72
Schur, Ernst, Zwei Gedichte . . . 331
Tielo, A. K. T., Waldwege . . . 379
Tränckner, Chr., Zwei Gedichte . . . 315
Wantoch, Hans, Zwei Gedichte . . . 105

**Glossen, Zeitgedichte, Zeit- und Streitfragen.**

Bergmann, Otto Th., Aphorismen . . . 393
— Eulenburg und Gobineau . . . 44
Ewald, Oskar, Gedanken . . . 393
Fritzsche, Dr. W. L., Moralpredigt . . . 395
H. K., Tänze . . . 173
Dr. K., In falscher Richtung . . . 93
Klemperer, Victor, Glossen . . . 270
Kubatz, Dr. Alfred, Uncultur . . . 173
L., Alfred, Ein Wort an die moderne Frau . . . 237
Landsberg, Dr. Hans, Aus Ferdinand Bonns Tagebüchern . . 108
Marsyas (Dr. M. Berndt), Sylvester . . . 11
— Allenstein . . . 28
— Der Mann im Schlafrock . . . 43
— Das Recht auf den Haufen . . . 76
— Ein Herr, der in Gesellschaft geht und Stimmungen unterworfen ist . . . 90
— Der Lebensstyl . . . 107
— Das verbotene Buch . . . 125
— An meine Frau Liebste . . . 140
— Aschermittwoch . . . 155
— Epigramme auf einen Tod . . . 171
— Rituell . . . 187
— Um ein Lachen . . . 204
— Unglück im Spiel . . . 220
— Ostereier . . . 253
— Feuerzauber . . . 269
— Ein Kunstwerk der Zukunft . . . 285
— Die Nachlaßsache . . . 301
— Das verlorene Lied . . . 333
— Abend im Frühling . . . 365
Pollatschek, Stefan, Criminalität und Sittlichkeit . . . 333
Terentius, Jobsens Neujahrsgedanken . . . 12
— Ich bin ein Preuße . . . 45
— Januar, Ordensmonat . . . 78
— Die Zuschauer . . . 110
— Friedberg . . . 126
— Aera Holle . . . 142
— Frühlings-Hoffen . . . 157
— Tweedmouth . . . 173
— Obotritenglück . . . 190
— Journalistenstreik . . . 205
— Landesverschönerung . . . 222
— Am Nietzsche . . . 237
— Das Osterei . . . 254
— Triste Umschau . . . 366
— Unterbringung von Fürsorgezöglingen im seemännischen Beruf, nochmals die . . . 157
Wehberg, Hans, Aus Heinrich Heines Vaterstadt . . . 59
Worble, Berliner Glossen . . . 157

**Aus den Berliner Theatern.**

60. 78. 141. 236. 350

**„Briefe“.**

(Theater, Kunst, Gesellschaft u. s. f.)

Brod, Max, Prager Briefe . . . 220
Friedegg, Ernst F., Wiener Briefe . . . 107
Neißer, Arthur, Pariser Briefe . . . 29. 91. 189. 205

**Verschiedenes.**

Berichtigung zu Schaukals Nachdichtung der Verhaerenschen Verse 12
Haeckel, Ernst, Aufruf . . . 45
Leser, an unsere, Literarisches Preisausschreiben des Vereins zur Verbreitung guter volksthümlicher Schriften . . . 13
v. Pflugk-Harttung, Prof. Dr. J., Anregung zu einem großen Nationalwerke . . . 295
Preisausschreiben . . . 205

**Notizen.**

(Bücheranzeigen und -besprechungen.)

13. 30. 45. 61. 78. 94. 110. 126. 142. 158. 173. 190. 205. 238. 254. 270. 286. 302. 318. 334. 350. 366. 382. 397. 412.


Digitized by Google

№ 1. Berlin, den 4. Januar 1908. 37. Jahrgang. Band 73.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Max Hesses Verlag in Leipzig. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 4gespaltene Petitzeile 50 Pf.

Inhalt:

Marinevorlage 1908 und Flottenverein. Von Heinrich Liersemann, Kapitänleutnant a. D. (Zehlendorf). — Ein Kohlenausfuhrverbot. Von Justizrath Dr. L. Fuld (Mainz). — Gastlichkeit. Von Prof. Dr. Edward Westermarck. III. — Das Recht auf die eigene Person. Ein Essai von Prof. Dr. Alfred Klaar (Berlin). I. — Glossen zu O. J. Bierbaums „Prinz Kuckuck". Von Prof. Dr. Ludwig Geiger (Berlin). II. — „Es war einmal." Von Alfons Kißner (Marburg). — Isis. Von Paul Scheerbart (Zehlendorf-Berlin). — Die Panacee des Lebens. Novelle von Kurt Martens (München). II. — Sylvester. Von Marsyas (Dr. Martin Beradt, Berlin). — Zeichnende Künste. Von H. King (Berlin). — Jobsens Neujahrsgedanken. Von Terentius. — Berichtigung. — Literarisches Preisausschreiben. — Notizen. — Anzeigen.

### Marinevorlage 1908 und Flottenverein.

Von Heinrich Liersemann, Kapitänleutnant a. D. (Zehlendorf).

Als Fürst Bismarck seiner Frau einmal mittheilte, daß eine seiner Gesetzesvorlagen vom Reichstage in zweiter Lesung angenommen sei, gratulirte ihm Frau Johanna und meinte, nun sei schon alles erledigt. Der Fürst klärte sie darauf in höchst origineller Weise über ihren Irrthum mit den Worten auf: „Liebes Kind, gestern war Standesamt und heute ist erst kirchliche Trauung."

Die diesjährige Marinevorlage ist nun allerdings bisher noch nicht einmal bis zur zweiten Lesung gediehen, dennoch ist schon so viel darüber geredet und geschrieben worden, daß eine Recapitulation und in Verbindung damit ein Ausblick auf die Chancen der Vorlage angezeigt erscheinen dürfte.

Der Wortlaut der Marinevorlage 1908 darf dabei als bekannt vorausgesetzt werden.

Sie fordert eine Herabsetzung des Lebensalters der Linienschiffe von 25 auf 20 Jahre, eine Vermehrung der Unterseeboote und endlich eine Erhöhung der Gefechtskraft unsrer Kriegsschiffe nach dem Vorgang anderer Marinen. Die Kosten sind auf 60 Mill. Mk. zu veranschlagen.

Eine Aenderung der dem Flottengesetz von 1900 zu Grunde gelegten Gesammtzahl von 58 großen Schiffen (nämlich 38 Linienschiffen und 20 großen Kreuzern) wird von der Marineverwaltung nicht angestrebt.

Man wird sich erinnern, daß die Vorlage der verbündeten Regierungen im November 1897 lautete:

„Die Mittel für die regelmäßigen Ersatzbauten sind so rechtzeitig in den Haushaltsetat einzustellen, daß Linienschiffe und Küstenpanzerschiffe nach 25 Jahren, große Kreuzer nach 20 Jahren, kleine Kreuzer nach 15 Jahren ersetzt werden können."

Der Reichstag machte im ersten Flottengesetz von 1898 den Zusatz:

„Die Fristen laufen vom Jahre der Bewilligung der ersten Rate des zu ersetzenden Schiffes bis zur Bewilligung der ersten Rate des Ersatzschiffes."

Dadurch wurde aus der von den verbündeten Regierungen geforderten 25jährigen Lebensdauer eine solche von 29 Jahren.

Schon am 17. März 1898 bei den Verhandlungen über das erste Flottengesetz machte der Vertreter der verbündeten Regierungen darauf aufmerksam, daß die Lebensdauer der Linienschiffe mit 25 Jahren möglicher Weise zu hoch gegriffen sei.

Inzwischen hat die Technik auf dem Gebiete des Schiffbaues, Maschinenbaues und der Bewaffnung so rapide Fortschritte gemacht, daß das, was damals vorausgeahnt wurde, nunmehr zur absoluten Gewißheit geworden ist.

Alle hervorragenden Fachleute fremder Marinen sind sich darüber einig, daß die Lebensdauer eines Linienschiffes 15 bis 20 Jahre beträgt.

Die Ausrangirung eines Schiffes erfolgt aber nicht dann, wenn die erste Rate des Ersatzschiffes bewilligt wird, sondern erst wenn dieses fertig gestellt und in die Front einrangirt ist.

Das gab bisher also nicht 25, sondern sogar 30 Jahre, mithin einen nach dem Urtheil der Sachverständigen etwa doppelt zu großen Zeitraum.

Was nun die Erhöhung des Fonds für Unterseeboote anbetrifft, so ist man zu der Erkenntniß gelangt, daß das Deplacement der Unterseeboote, falls sie ihren Zweck erfüllen sollen, unbedingt vergrößert, und die Zahl der Boote vermehrt werden müsse.

Für 1909 sind deßhalb 10 Millionen und von 1910 ab 15 Millionen Mk. jährlich für Unterseeboote in Anschlag gebracht.

Nachdem die Unterseebootsfrage nun aus dem Versuchsstadium heraus ist, können wir nicht mehr länger zurück stehen. Wir haben hier lange genug den Fabius Cunctator gespielt, nach Ansicht Mancher sogar gar zu lange.

Die kostspieligen Versuche haben wir Frankreich überlassen und sind selbst erst mit dem Unterseeboot auf den Plan getreten, nachdem es technisch so weit verbessert war, daß es ein kriegsbrauchbares Instrument darstellte.

Die Erhöhung der Gefechtskraft unserer Schiffe schließlich ist die natürliche Folge der Fortschritte, die die Armirungen bei allen Flotten der Welt gemacht haben.

Betrachten wir nunmehr die Chancen dieses letzten Tirpitzschen Kindes beim Reichstage.

Sowohl bei der ersten Lesung im Plenum wie bei den Debatten in der Budgetcommission hat es sich gezeigt, daß alle Parteien, natürlich mit Ausnahme der Socialdemokratie (was indessen, da diese nur über 43 Sitze verfügt, nichts besagen will), der Vorlage sympathisch gegenüber stehen.

Auch der Vertreter des Centrums erkannte ausdrücklich an, daß ein Kriegsschiff nach 25 Jahren gänzlich veraltet sei.

Digitized by Google

Daß die Blockparteien der Vorlage zustimmen würden, war ja vorauszusehen. Somit unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß bei der Abstimmung des Jahres 1908 die Regierung ihre Marinewünsche mit großer Majorität Seitens des Reichstages erfüllt sehen wird.

So erfreulich nun die Constatirung dieser Aussicht ist, so wenig erfreulich haben sich in letzter Zeit die Verhältnisse beim Flottenverein gestaltet.

Ganz Bayern mit dem Prinzen Rupprecht an der Spitze (25000 Mitglieder) ist aus dem Verbande ausgetreten, und auch aus anderen süddeutschen Staaten machen sich zahlreiche Stimmen geltend, die mit der Vereinsleitung unzufrieden sind.

Obgleich ich ein persönlicher Freund dieses nationalen Vereins bin und seine Nothwendigkeit einsehe — wenn der Flottenverein nicht bereits existirte, müßte ein solcher schleunigst geschaffen werden —, kann ich mich mit dem activen, so prononcirten Hervortreten anläßlich der letzten Reichstagswahlen auch nicht einverstanden erklären. Bei einem Verein, der in seinen Satzungen ausdrücklich betont, daß er ein unpolitischer, war ein solches Eingreifen in die active Politik entschieden ein Fehler. Es war nicht satzungsgemäß und außerdem meines Erachtens auch gar nicht nöthig.

Denn ein Mitglied des Flottenvereins wird so wie so keinem Socialdemokraten oder sonst einem flottenfeindlichen Candidaten seine Stimme geben: das versteht sich doch am Ende von selbst.

Wie die Sache jetzt liegt, darf man vor Allem auf die Stellungnahme des hohen Protectors des Vereins, S. K. H. des Prinzen Heinrich gespannt sein, der bisher noch nicht aus seiner vornehmen Reserve herausgetreten ist.

Eine Lösung der Krisis ließe sich wohl am einfachsten dadurch herbeiführen, daß General Keim zurücktritt. Damit wäre allerdings die Seele dem Verein genommen.

Aber: erstens ist kein Mensch unersetzlich und zweitens würde General Keim doch dann nur die Consequenzen aus seinem nicht satzungsgemäßen Verhalten bei den letzten Reichstagswahlen ziehen. Wenn ihm dieser Schritt auch gewiß eine große Ueberwindung kosten wird, so dürfte das Interesse des Ganzen, also seiner eigenen Schöpfung, so paradox das auch auf den ersten Blick klingen mag, dies doch gebieterisch fordern.

---

## Ein Kohlenausfuhrverbot.

Von Justizrath Dr. L. Fuld (Mainz).

Wie immer, wenn die Erörterung der Maßnahmen auf der Tagesordnung steht, die der Staat zur Milderung der Kohlennoth ergreifen könnte, wird auch jetzt wieder ein Kohlenausfuhrverbot genannt. Wie ein solches Verbot wirthschaftlich wirken würde, soll in diesem Zusammenhang nicht erörtert werden, hingegen ist die Frage zu beantworten, ob das Reich überhaupt in der Lage ist, ein Kohlenausfuhrverbot aus wirthschaftlichen Gründen zu erlassen, oder ob nicht einer solchen Maßnahme die bestehenden Handelsverträge entgegenstehen würden. Wohlgemerkt, es handelt sich um ein Ausfuhrverbot, das nur durch volkswirthschaftliche Gründe gerechtfertigt werden kann; Gründe der äußeren oder inneren Sicherheit können bei bestem Willen nicht zu Gunsten dieser Maßnahmen geltend gemacht werden. Staaten, die mit andern in ein Vertragsverhältniß bezüglich der Regelung der gegenseitigen Handels- und Zollverhältnisse treten, begeben sich damit eines Theils der Freiheit, in Bezug auf Einfuhr, Ausfuhr und Durchfuhr das anzuordnen, was der gegebene Augenblick als besonders zweckmäßig erscheinen läßt. Die völkerrechtliche Bindung hat diese gegenseitige Beschränkung zur nothwendigen Folge und in der Gegenseitigkeit ist für die Staaten das Aequivalent der Selbstbeschränkung enthalten. Demgemäß wird auch in allen Verträgen der älteren, neueren und neuesten Zeit der Grundsatz ausgesprochen, daß die vertragschließenden Theile sich verpflichten, den gegenseitigen Verkehr zwischen ihren Ländern durch Einfuhr-, Ausfuhr- und Durchfuhrverbote nicht zu hemmen. Die Ausnahmen von diesem Grundsatz sind erschöpfende, und es würde eine Verletzung der völkerrechtlichen Vertragsrechte bedeuten, wenn der eine oder andere Staat sie eigenmächtig zu vermehren sich gestatten wollte. In den Verträgen, die das Deutsche Reich abgeschlossen hat, sind nur folgende Ausnahmen zugelassen: in Beziehung auf Kriegsbedarf unter außerordentlichen Umständen, aus zwingenden Rücksichten auf die öffentliche Sicherheit, aus Rücksichten der Gesundheitspolizei oder zum Schutze von Thieren oder Nutzpflanzen gegen Krankheiten oder Schädlinge zu dem Zwecke, um auf ausländische Waaren Verbote oder Beschränkungen anzuwenden, die durch die innere Gesetzgebung für die Erzeugung, den Vertrieb oder die Beförderung gleichartiger Waaren im Innern festgesetzt sind. Es erhellt ohne Weiteres, daß es auch der weitestgehenden Auslegung kaum möglich sein würde, ein Ausfuhrverbot, das zu dem Zwecke erlassen wird, eine Verbilligung der Preise und somit für den inländischen Verbraucher eine Erleichterung in der Kohlenbeschaffung herbeizuführen, unter die eine oder andere dieser Ausnahmen zu stellen, man müßte schon dem Begriff der innern Sicherheit eine Ausdehnung geben, die er noch nie gehabt hat und auch nicht haben kann, um wenigstens die äußerlichen Schranken einzuhalten, die in den völkerrechtlichen Verträgen gezogen sind. Nun kann man sich allerdings darauf berufen, daß die völkerrechtliche Bindung die Staaten nicht gehindert hat, Ausfuhrverbote zu erlassen, für die im Grunde andere Momente als wirthschaftliche nicht geltend gemacht werden konnten. Wenn beispielsweise in einem ungewöhnlich wasserarmen Sommer, in dem die Landwirthschaft durch den Mangel an Viehfuttermitteln in große Bedrängniß geräth, der Staat sich veranlaßt sieht, die Ausfuhr von Viehfutter zu verbieten, so läßt sich gewiß nicht behaupten, daß dieses Verbot erlassen werde zum Schutze der Thiere gegen Krankheiten; immerhin ist bei weitgehender Auffassung die Auslegung noch statthaft, daß ein durch Rücksichten der Gesundheitspolizei nothwendig gewordenes Verbot vorliege. Bei einem Kohlenausfuhrverbot wäre aber selbst diese Auslegung, von der ohne Weiteres zugegeben werden muß, daß sie mehr als kühn ist, unmöglich. Das Kohlenausfuhrverbot, erlassen zu dem Zwecke der Ermäßigung der Syndicatspreise, bedeutet rechtlich im Hinblick auf die bestehenden Handelsverträge, eine theilweise Suspension der Wirkungen der Verträge, und es ergiebt sich ohne Weiteres aus der Natur der Verträge, daß diese weder dem einen noch dem andern der vertragschließenden Staaten einseitig gestattet ist. Völkerrechtliche Verträge müssen ebenso im Sinne der Vertragstreue ausgelegt werden, wie die dem Privatrecht angehörigen Verträge, und die Existenz des völkerrechtlichen Vertragsrechts würde gefährdet werden, wenn man sich für berechtigt erachtete, unter Ignorirung des bei dem Abschluß des Vertrags vorhanden gewesenen Willens der beiden Staaten ihm eine Tragweite zu geben, die er nicht hat. Bezüglich der Ausfuhrverbote will aber eine zu weit gehende und über die aus dem letzten Satze sich ergebenden Grenzen hinausgehende Auslegung um so weniger berechtigt erscheinen, als die zugelassenen Verbote Ausnahmen bilden, Ausnahmen aber stets in engstem Sinne zu verstehen und anzuwenden sind. Es stehen somit dem Erlaß eines Ausfuhrverbots völkerrechtliche Bedenken entgegen, über die man auch dann nicht hinwegkommen kann, wenn man außerordentliche Maßnahmen des Staates zur Beseitigung des Drucks, der durch die heutigen Kohlenpreise gebildet wird, für berechtigt erachtet. Allerdings steht das

Digitized by Google

Reich nicht mit allen Staaten in einem Vertragsverhältniß, und gestützt hierauf ist gesagt worden, das Kohlenausfuhrverbot könne ja mit Beschränkung auf solche Länder erlassen werden, denen gegenüber vertragliche Beschränkungen obigen Inhaltes nicht bestehen. Allein zunächst kommt in Betracht, daß diejenigen Staaten, die nach der Meistbegünstigungsclausel behandelt zu werden ein Recht haben, selbstverständlich auch beanspruchen können, daß das Ausfuhrverbot auch ihnen gegenüber nicht in Anwendung komme. Sodann aber ist ja jede praktische Folge eines Kohlenausfuhrverbotes dadurch bedingt, daß es sich auf alle Länder bezieht, die überhaupt Abnehmer von deutscher Kohle sind. Dies sind aber gerade die Länder, denen gegenüber die Beschränkung, sei es auf Grund der ausdrücklichen Vorschrift des Handelsvertrags, sei es der Meistbegünstigungsclausel besteht. Es ist nicht anzunehmen, daß das Reich sich über diese schwerwiegenden Bedenken hinwegsetzen und zu dem Erlaß eines Ausfuhrverbots für Kohle schreiten wird. Es ist übrigens wirthschaftlich und geschichtlich interessant, daß im verflossenen Jahrhundert Deutschland den größten Werth darauf legte, daß von Seiten Englands, des Landes, das für die Kohlenproduction damals vor Allem in Betracht kam, kein Kohlenausfuhrverbot erlassen werden konnte. In dem Handelsvertrag zwischen dem Zollverein und England von 1865, der später auf den Norddeutschen Bund und alsdann auf das Reich überging, wird in Artikel 5 gesagt, daß beide Staaten sich verpflichten, die Ausfuhr von Steinkohle weder zu verbieten, noch mit einer Abgabe zu belegen. Diese Bestimmung hatte den Zweck, daß die Kohleneinfuhr nach Deutschland nicht in willkürlicher Weise aufgehoben oder erschwert würde; denn Deutschland konnte vor einem halben Jahrhundert nicht gut auf diese Einfuhr verzichten. Seitdem haben sich die Verhältnisse so geändert, daß Deutschland ebenfalls Kohle ausführt und auch insoweit mit England rivalisirt. Die Bestimmung dieses Vertrags ist in die neuen Handelsverträge Deutschlands nicht übernommen. Völkerrechtliche Hindernisse gegen die Einführung eines Ausfuhrzolls auf Kohle bestehen daher für das Reich mit Nichten, gegen den Erlaß eines Kohlenausfuhrverbots bestehen sie dagegen, und es ist nicht abzusehen, wie man darüber hinwegkommen will, ohne sich mit den Verträgen, die zu Recht bestehen, in Widerspruch zu setzen.

---

## Gastlichkeit.

Eine anthropologisch-sociologische Studie.

Von Prof. Dr. Edward Westermarck.

### III.

Der fremde Gast gilt jedoch nicht nur als ein mächtiger Wohlthäter, sondern auch als eine starke Quelle des Uebels. Er kann Krankheit und Unglück mit sich bringen. Allgemein hält man ihn für erfahren in Zauberei; und die bösen Wünsche und Flüche eines Fremden werden sehr gefürchtet — theils wegen seines gleichsam übernatürlichen Charakters, theils wegen der engen Berührung, in die er mit dem Wirthe und dessen Eigenthum kommt.

Wenn auf den Mentawey-Inseln im malaischen Archipel „ein Fremder ein Haus betritt, in dem es Kinder giebt, so nimmt der Vater oder ein anderes Familienglied, das zufällig gegenwärtig ist, den Schmuck, mit dem die Kinder ihr Haar zieren, und giebt ihn dem Fremden, der ihn eine Weile in der Hand hält und dann zurückgiebt"; das soll die Kinder vor der bösen Wirkung schützen, die das Auge eines Fremden auf sie haben könnte. Ueber die californischen Pomos sagt Powers: „Laß einen Wildfremden ein Wigwam betreten und dem Hausvater eine Perlenkette für irgend einen Gegenstand anbieten, den er begehrt und den er bloß zu bezeichnen braucht, ohne ein Wort zu sprechen — und der Eigenthümer hält sich bei seiner Wildenehre verpflichtet, den Tausch vorzunehmen, ob er nun vortheilhaft sei oder nicht." Am nächsten Tage kann der frühere Besitzer des Gegenstandes „den Fremden mit dem Speere durchbohren oder seine Stirn mit einem Stein aus seiner Schleuder zerschlagen, und die Zuschauer werden das nur als die Richtigstellung eines schlechten Handels betrachten". Bei den Hereros „gilt kein Fluch für schlimmer als der von einem ungastlich behandelten Fremden gegen die ausgestoßen, die ihn von ihrem Herde vertrieben haben". Nach griechischem Glauben hatten Gäste und Bittende ihre Erinnyen — Personificationen ihrer Flüche; und es würde schwer sein, „dem Genius (δαίμων) und dem Gott des Fremden, die zu Zeus' Gefolge gehören", wie Plato sagt, und den römischen dii hospitales in ihrer Fähigkeit als Rächer des dem Gaste angethanen Unrechts einen anderen Sinn unter zu legen. In Aeschylus „Eumeniden" spricht Apollo folgende Worte: „Ich will ihm (Orestes) beistehen und denen helfen, die sich bittflehend an mich wenden; denn schrecklich ist für Beide, für Menschen und Götter, der Fluch des Flüchtlings, wenn man ihn absichtlich im Stiche läßt." Denselben Gedanken drückt ohne Zweifel der Chor in Aeschylus „Bettlern" in veränderter Fassung aus — mit den Worten: „Schwer ist der Zorn des Zeus der Bittenden ... Ich habe es sehr nöthig, den Zorn des Zeus der Bittenden zu fürchten, denn er ist der Oberste auf Erden." Apastambas Aphorismen enthalten eine Sutra, die die unbedingte Nothwendigkeit der Speisung des Gastes lehrt; diese Nothwendigkeit rührt daher, daß er, „wenn beleidigt, das Haus mit den Flammen seines Zornes anzünden könnte;" denn nach Apastamba „kommt der Gast ins Haus gleich einem brennenden Feuer"; „der Gast herrscht über die Welt Indras". Nach den Instituten des Wischnu „beraubt, wer als Gast gekommen ist, und in seinen Erwartungen getäuscht wird, den, zu dessen Haus er kam, seines religiösen Verdienstes und wirft seine eigene Schuld auf ihn"; und derselbe Gedanke findet sich in vielen anderen alten Büchern Indiens. Daß ein unbefriedigter Gast oder ein Brahmane das geistige Verdienst seines geizigen Wirthes mit hinweg nimmt, läßt eine ganz wörtliche Auslegung zu. In Marokko ist ein Scherif im Allgemeinen nicht gewillt, einen Fremden seine Hand küssen zu lassen — aus Furcht, daß der Fremde ihm seine baraka (Heiligkeit) entziehen könnte; und die Scherife von Wazzan stehen im Rufe, andere, sie besuchende Scherife ihrer Heiligkeit zu berauben, wenn diese irgend einen Ueberrest ihrer Mahlzeit zurücklassen, und sollte es auch nur ein Knochen sein.

Die Wirksamkeit eines Wunsches oder Fluches hängt nicht nur von der Macht ab, die er von Anfang an Dank gewisser Eigenschaften desjenigen, von dem er ausgeht, besitzt, sondern auch von dem Uebermittler, durch den er übergeleitet wird — gleichwie etwa die Stärke eines elektrischen Schlages von der ursprünglichen Stromstärke und der Eigenschaft des Leiters abhängt. Als besonders wirksame „Leiter" gelten Blut, körperliche Berührung, Essen und Trinken. In Marokko sind die Pflichten eines Wirthes eng mit der Einrichtung des l-'ar, eines der heiligsten Gebräuche jener Gegend, verbunden. Wenn Jemand einen Anderen zwingen will, ihm zu helfen oder ihm zu verzeihen oder ihm irgend eine Bitte zu gewähren, macht er l-'ar für ihn. Er tödtet ein Schaf oder eine Ziege oder auch nur ein Huhn auf der Schwelle des Hauses oder am Eingange des Zeltes jenes Anderen; oder er greift mit der Hand den, den er anruft oder dessen Kind, oder das Pferd, das Jener reitet; oder er berührt ihn mit seinem Turban oder mit einer Falte seines Gewandes. Kurz, er stellt mit dem Anderen eine Art Contact her, der als Leiter seiner Wünsche oder seiner bedingten Flüche dienen soll. Es wird allgemein geglaubt, daß, wenn die so angerufene Person den Wunsch nicht erfüllt, ihr eigenes Wohlergehen auf dem Spiele steht, und daß die Gefahr besonders

Digitized by Google

groß ist, wenn ein Thier an seiner Thür getödtet wurde, und er auf das Blut tritt oder auch nur einen Blick darauf wirft. Wie aus dem Ausdruck „das ist l-'ar für Dich, wenn Du nicht das oder das thust", erhellt, wird angenommen, daß das Blut oder die unmittelbare körperliche Berührung einen bedingten Fluch auf die andere Person überleitet, etwa: Wenn Du mir nicht hilfst, dann wirst Du sterben, oder Deine Kinder werden sterben, oder irgend ein anderes Unheil wird Dich treffen. So muß auch der Besitzer eines Hauses oder Zeltes, in das Jemand seine Zuflucht genommen hat, in seinem eigenen Interesse dem Flüchtling beistehen, der in seinem „l-'ar" ist; denn dadurch, daß er sich in seiner Wohnung befindet, ist der Flüchtling in enger Berührung mit ihm und seiner Habe. Der Zwang wiederum, den ein gemeinsames Mahl auf die Theilnehmer ausübt, wird klar aus der allgemeinen Sitte, einen Freundschaftsvertrag durch gemeinsames Essen am Grabe irgend eines Heiligen zu besiegeln. Die wahre Absicht dabei wird ganz klar aus den Worten, daß „das Essen es vergelten wird" dem, der den Vertrag bricht. Die Heiligkeit des Ortes unterstützt die Wirksamkeit des Fluches, aber als dessen Werkzeug, als der wahre Bestrafer, gilt die genossene Nahrung, weil sie einen bedingten Fluch birgt.

Der Gedanke, der diesen Gebräuchen zu Grunde liegt, ist keineswegs auf Marokko beschränkt. Das Blut wird sehr allgemein als Leiter eines bedingten Fluches benutzt, so ist es z. B. einer der Zwecke des Opferns, der Gottheit durch das Blut des Opferthieres eine Verwünschung zu übermitteln. Körperliche Berührung ist ein anderes allgemeines Mittel, Flüche zu übertragen, und das erklärt viele bemerkenswerthe Fälle von erzwungener Gastfreundschaft und Beschirmung, die in verschiedenen Gegenden der Welt beobachtet worden sind. Auf Fidschi „wird derselbe Eingeborene, der einige Schritte von seinem Hause entfernt einen kommenden oder gehenden Gast wegen eines Messers oder einer Axt ermorden würde, ihn unter eigener Lebensgefahr vertheidigen, sobald er seine Schwelle überschritten hat". Auf den deutschen Palau-Inseln „darf ein Feind im Hause nicht getödtet werden, besonders nicht im Beisein des Wirthes". Wenn ein Ossete einen Fremden in sein Haus aufnimmt, der, wie er später entdeckt, ein Mann ist, dem er Blutrache schuldet, so macht das keinen Unterschied in seiner Gastlichkeit; aber wenn der Gast sich verabschiedet hat, begleitet ihn der Wirth bis zur Dorfgrenze und ruft beim Wegehen: „Hüte Dich von nun an". Wenn bei den Kandh Jemand auf irgend eine Weise in das Haus seines Feindes gelangen kann, darf er nicht berührt werden, selbst wenn sein Leben seinem unfreiwilligen Wirth durch das Gesetz der Blutrache verfallen ist. In keinem dieser Fälle wird eine Erklärung für das dem Feinde zugestandene außergewöhnliche Vorrecht gegeben; aber es hat höchst wahrscheinlich denselben Ursprung wie der ganz ähnliche Brauch der Mauren. Mit anderen Worten: sobald ein Fremder mit Jemand durch Betreten seines Hauses in Berührung gekommen ist, gilt er für befähigt, auf jenen, seine Familie und sein Eigenthum irgend welche bösen Wünsche nach seinem Belieben zu übertragen. So kann sich im Osten ein Fremder schon dadurch unter den Schutz eines Arabers stellen, daß er sein Zelt oder die Zelttaue berührt; nachher „würde es für schimpfliche Gemeinheit und unauslöschliche Schande gelten, selbst eine gerechtfertigte Rache auf Kosten der Gastfreundschaft zu üben". „Wenn bei den Schammaren", sagt Layard, „Jemand das Ende einer Schnur oder eines Fadens ergreifen kann, dessen anderes Ende sein Feind hält, wird er sofort dessen Dachill (Schützling). Wenn er das Segeltuch des Zeltes berührt, oder wenn er auch nur seine Keule darauf werfen kann, ist er der Dachill des Besitzers. Wenn er auf Jemanden speien oder einen Gegenstand, der diesem gehört, mit den Zähnen ergreifen kann, ist er Dachill ... Die Schammaren plündern keine Karawane im Gesichtskreis ihres Lagers, denn so lange ein Fremder ihre Zelte sehen kann, betrachten sie ihn als ihren Dachill". Aber die Angehörigen eines der Beduinenstämme, die von Blunt geschildert wurden, sind bereit, den Fremden, der in ihre Zelte kommt, zu berauben und „betrachten als Beginn der Gastfreundschaft erst den Augenblick, wo sie mit ihm essen". Alle Beduinen betrachten das gemeinsame Verzehren von Salz als ein Band der Freundschaft, und es giebt Stämme, die — in völliger Uebereinstimmung mit dem mauriſchen Grundsatz „das Essen wird es Dir vergelten" — die Erneuerung dieses Bandes jede 24 Stunden oder nach zwei Nächten und einem dazwischen liegenden Tage fordern, da anderenfalls, wie sie sagen, „das Salz nicht in ihrem Magen ist" und daher nicht mehr den bestrafen kann, der den Vertrag bricht. Das „Salz", das den Anspruch auf Schutz verleiht, besteht im Verzehren selbst des geringsten Stückes Nahrung, die dem Beschützer gehört. Der Sultan Saladin erlaubte dem Kreuzfahrer Renaud de Chatillon, als er gefangen vor ihn gebracht wurde, nicht, seinen Durst in seinem Zelte zu löschen; denn hätte der Feind dort Wasser getrunken, so wäre er berechtigt gewesen, sein Leben als gesichert zu betrachten. Einen ähnlichen Brauch finden wir bei den Omaha-Indianern: „Sollte ein Feind in einer Hütte erscheinen und etwas Speise oder Wasser zu sich nehmen oder die Pfeife in den Mund nehmen, so darf er von keinem Gliede des Stammes belästigt werden, da er für die Zeit seines Hierseins mit ihnen durch die Bande der Gastfreundschaft verbunden ist, und sie daher gezwungen sind, ihn zu schützen und sicher nach Haus zu schicken". In diesen und ähnlichen Fällen, wo kein gemeinsames Mahl stattfindet, könnte der Gast trotzdem gemäß dem Grundsatze des pars pro toto auf seinen Wirth einen Fluch durch die überaus enge Berührung zwischen ihm und dem Essen, Trinken oder Tabak des Wirthes übergehen lassen. Es ist das ein dem primitiven Verstande sehr vertrauter Gedanke. Er liegt z. B. dem allgemein verbreiteten Glauben zu Grunde, daß man seinen Feind behexen kann, wenn man etwas von seinem Speichel oder einige Ueberreste seiner Mahlzeit sich verschafft — ein Glaube, der zu dem Brauche geführt hat, daß Gäste alles, was sie von der vorgesetzten Speise nicht essen können, mit nach Haus nehmen, aus Furcht, die von ihnen zurückgelassenen Ueberbleisel könnten von jemand Anderem gegessen werden. Der magische Draht kann Verwünschungen nach beiden Richtungen hin leiten. Wenn in Marokko Jemand einem Anderen etwas Speise oder Trank giebt, so gilt es nicht nur für den Empfänger als gefährlich, es ohne die Worte: „Im Namen Gottes" anzunehmen, sondern auch für den Geber, es zu geben, ohne zur Vorsicht diese Formel auszusprechen.

---

## Das Recht auf die eigene Person.

Ein Essai von Prof. Dr. Alfred Klaar (Berlin).

### I.

Der große Rechtsphilosoph Ihering hat einmal von einer Poesie des Rechts gesprochen. Darunter verstand er jenen fortwährenden Schaffensproceß, in dem aus den Bedürfnissen der Gesellschaft neue Rechtsbildungen hervorwachsen. Auch diese Poesie des Rechts kann mitunter einen dramatischen Charakter annehmen, große Conflicte und stürmische Entwicklungen in sich schließen. Auf dem Gebiete des öffentlichen Rechts haben wir das oft genug miterlebt, aber auch in anderen Sphären hat es Kämpfe genug gekostet, um aus langen Leiden, Entsagungen und Klagen einen anerkannten Anspruch herauszugestalten, der zu einer Rechtsbildung führte. Man denke nur an Schutz und Werthung des geistigen Eigenthums. Es ist etwa ein halbes Jahrhundert her, seit auf

Digitized by Google

diesem Felde ein durchgebildetes, wehrhaftes und wirthschaftlich nutzbares Recht entstanden ist und seine Durchbildung ist noch lange nicht abgeschlossen. Je feiner der Gegenstand eines Rechtes ist, je schwerer man ihn in eine Definition einfängt, je weniger er mit Händen zu greifen ist, desto langwieriger vollzieht sich der Proceß der Rechtsbildung. Aber zuletzt hat sich auch diese Poesie immer unerschöpflich erwiesen. Wo in der allgemeinen Empfindung ein Anspruch auf Schutz mit Elementargewalt durchbrach, hat sich zuletzt auch eine Form gefunden diesen Schutz zu verwirklichen.

Ein neuer Gegenstand für die Poesie des Rechtes liegt in der Luft und kämpft um seine Verdichtung. Eine Fülle von Vorfällen, die die Gesellschaft aufwühlen und die bei Unzähligen das Gefühl gekränkten Rechts erzeugen, ohne daß Jemand unter den gegebenen Rechtsmitteln dasjenige bezeichnen könnte, das die gestörte Ordnung wieder herzustellen vermöchte, drängt wie es scheint zu einer neuen Rechtsbildung hin. Recht ist Zwang, und das Bedürfniß nach dem Zwange regt sich erst, wenn die Schranken, die die Gesellschaft aufgerichtet und anerkannt hat, auf irgend einem Gebiete einzustürzen drohen. Noch vor einem Menschenalter wurde durch ein ungeschriebenes Gesetz eine Sphäre anerkannt, in der der Einzelne, soweit er sich keiner Rechtsverletzung schuldig macht, sich und nur sich allein gehört, nicht nur in dem Sinne, daß ihn Niemand in seinen Handlungen behindern kann, sondern auch in dem andern nicht minder wichtigen, daß er in Allem und Jedem, worin er der Oeffentlichkeit keine Rechenschaft schuldet, auch vor der Neugier und der Schelsucht geschützt sein soll. Die Achtung vor der geschlossenen Thüre galt in einer cultivirten Gesellschaft für selbstverständlich. Nur der Verdacht eines Rechtsbruches durfte anpochen, nur eine öffentliche Gefahr durfte diese Schranke durchbrechen und man empfand und bethätigte diese Achtung nicht etwa nur darin, daß man das schon gesatzte Hausrecht (das bei den Engländern besonders stark ausgebildet ist) respectirte, sondern auch in der Uebereinkunft aller Gebildeten, jeden Eingriff in das Privatleben als etwas Störendes, unter Umständen Schimpfliches, Peinliches fern zu halten. Das war den Menschen in Fleisch und Blut übergegangen. Im Parlament und in allen parlamentarisch gegliederten Körperschaften schnitt man der ausschreitenden Rohheit, die auf das Privatleben der Menschen hinübergriff, das Wort ab. Im Gerichtssaal verstand sich ein Gleiches von selbst, wenn irgend ein Functionär Momente des Privatlebens erörtern wollte, denen der Zusammenhang mit der Rechtsverletzung fehlte. Jener Theil der Presse, der ausgesprochene Privatangelegenheiten aus Sensationslust erörterte, wurde gründlich verachtet und dadurch bis zu einem gewissen Grade unschädlich gemacht.

Das ist von Grund aus anders geworden. Die Grenzen zwischen öffentlich und privat, zwischen persönlich und sachlich, zwischen Haus und Gasse sind völlig ins Fließen gekommen, Scheu gilt für altväterisch, Respect vor der geschlossenen Thüre für zaghaft, die Schranke des Privatlebens für ein leichtes Hinderniß, das im Wettrennen lauter Rabulisten genommen wird. Es ist nur eine Minderheit, die diese Schreckensherrschaft ausübt; aber sicher ist, daß die alten ungeschriebenen Gesetze dagegen keine Hilfe mehr bieten, weil sie gegen das tolle Getriebe auf dem Markte der Sensation nicht aufkommen. Man fühlt den Mangel eines ausgesprochenen und sanctionirten Rechts, das einen Anspruch, der ehedem von selbst geheiligt war, zu schützen berufen wäre. Vielleicht könnte man dafür einen Ausdruck aufgreifen, der bei einer nicht allzu wesentlichen, aber doch in dieses Gebiet schlagenden Angelegenheit sich sprachlich durchsetzte. Als bei dem allgemeinen Aufschwung der Photographie es dahin kam, daß man Bildnisse gegen den Willen der Originale verbreitete, wehrten sich die Abgebildeten dagegen und riefen die Gerichte an, die damals wenigstens in einzelnen Fällen durch ihre Entscheidungen das „Recht auf die eigene Person“ anerkannten. Dieses hier im engsten Sinne genommene Recht ist ein überaus fruchtbarer Begriff, der rechtsbildend wirken und dessen Feststellung und Erweiterung Hülfe gegen ein wüstes Treiben bieten könnte, das die Ruhe des Privatlebens gefährdet. Man braucht den Begriff nur tiefer zu fassen und aus dem einzelnen Fall sein Wesen heraus zu destilliren ...

Man kann sich aber diesem Begriff nicht nähern, ohne zunächst die zwei größeren Quellen zu berühren, aus denen in der Regel unsere Urtheile über menschliche Handlungen, richterliche, gesellschaftliche und persönliche Sentenzen geschöpft werden. Bekanntlich unterscheiden da unsere Rechtsphilosophen die beiden vielumfassenden Gebiete von Recht und Moral als diejenigen, aus denen die Normen menschlichen Handelns und menschlichen Urtheils über unsere Bethätigung hervorkommen. Die Grenzlinie ist theoretisch sehr scharf gezogen. Das Recht umfaßt all jene aus dem Bedürfniß der Gesellschaft hervorgewachsenen Schranken, die die Freiheit eines Jeden so weit schützen und begrenzen, daß ihm der Genuß der Güter, die ihm der Wille der Allgemeinheit zugesteht, gesichert ist. Es ruht auf Zwang und ist erzwingbar, indem es verbietet und ahndet. Die Moral dagegen appellirt, wenn sie auch aus dem Bedürfniß der Gesellschaft entstand, an das innere Forum jedes Einzelnen. Sie beginnt erst da, wo der freie Wille einsetzt. Rechtlich ist das Individuum, das sich den Gesetzen anpaßt, moralisch nur der Mensch, der aus freiem Willen das Gute bewirkt. Objectiv gestaltet sich das Verhältniß selbstverständlich so, daß diese beiden großen Kreise der Beurtheilung menschlicher Handlungen einander zum guten Theile decken. Die für die Freiheit Jedermanns gefährlichen brutalen Acte, die das Recht verpönt — vom Mord bis zum Vertragsbruch — sind zugleich unmoralisch. Aber es bleiben hier und dort Kreissegmente übrig, in denen die Gebiete ihre Selbstständigkeit bewahren. Das Recht hat eine Fülle formaler Ordnungs- und Nützlichkeitsbestimmungen, die mit der Moral nichts zu schaffen haben. Die Moral kümmert sich um Lebensbeziehungen, für die das Recht keine Normen hat und für die es vermuthlich nie welche finden wird, wie um die Forderungen der Hülfsbereitschaft, der Schonung und der durch keinen Vertrag besiegelten Treue. Dabei ist es aber werthvoll, an einer stets im Flusse befindlichen Entwicklung zu erkennen, wie diese beiden großen Mächte einer gegliederten Gesellschaft trotz aller theoretischen Trennung ihrer Aufgaben und ihrer Werkzeuge — sich rastlos ausdehnen und Theile des benachbarten Gebiets an sich heran ziehen. Solange es eine staatliche Entwicklung giebt, hat die öffentliche Moral sich immer wieder gegen gewisse überkommene rechtliche Gebote und Verbote aufgelehnt und menschliche Handlungen, die in diesen Bereich fallen, für sich, für die Sphäre der freien Entscheidung vor dem inneren Forum in Anspruch genommen. Die ganze Bewegung auf dem Gebiete der Gedanken- und Gewissensfreiheit ist eine fortwährende Eroberung der Moral, die dem Rechte Entscheidungen über Fragen entzieht, die sie der innerlichen Verantwortung der Menschen vorbehalten wissen will. Umgekehrt aber tritt gerade in unserer Zeit sehr häufig der Fall ein, daß das Recht sein Gebiet erweitert und auf dringenden Wunsch der Gesellschaft seinen Zwang in Lebensbeziehungen einführt, die bisher lediglich der Moral anheim gegeben waren: so namentlich in unzähligen Fällen, die die Lohn- und Dienstverhältnisse betreffen. Ja selbst bis in die feinsten, am schwersten zu ergründenden und zu definirenden Beziehungen der Menschen ist das Recht bisweilen vorgedrungen, wenn die krasse Verletzung der Empfindung nach einem Schutze rief. Die schnödeste und empfindlichste aller Herzlosigkeiten, die Undankbarkeit hat freilich noch nie ein Gesetz in ihrem Kern getroffen; aber ihre Peripherie wurde doch wenigstens durch das Recht gestreift, als schon die alten Römer ein Gesetz erließen, nach dem eine Schenkung wegen grellen Undanks widerrufen werden konnte. Die Moral aber pocht ihrerseits

Digitized by Google

auch in Einzelfällen nicht selten an die Schranken des Rechts und ist da und dort schon im Stande gewesen, sie zu durchbrechen. Beweis dafür jene typischen Geschworenen-Verdikte, in denen der Freispruch erfolgte, obgleich der Gesetzesparagraph eine Verurtheilung forderte — bloß, weil die moralische Ueberzeugung der Volksrichter sich auf die Seite des Angeklagten stellte.

Die an den ewigen Kampf zwischen Land und Meer erinnernden Gebietsabtrennungen und Erweiterungen zwischen Recht und Moral sind aber keineswegs beklagenswerth, sondern Zeugnisse für die Kraft einer Gesellschaft, die für ihre ewig wechselnden Lebensbedürfnisse nach immer neuen Normen drängt. Es liegt Evolution darin, daß immer wieder gewisse Handlungen und Unterlassungen dem rechtlichen Zwange entzogen, andere ihm überantwortet werden. Und dieses Spiel der Kräfte giebt uns auch Aussicht auf den ausreichenden Schutz des Rechtes auf die eigene Person, das zur Zeit mehr empfunden als umgrenzt und gewährleistet ist. Dieses Recht im engsten Sinne nämlich betrifft ein Gebiet des Eigenlebens, für das man nicht nur wie im Bereiche der Moral in erster Linie sich selbst verantwortlich ist, sondern das im Gegensatze zu Moral und Recht auch in seinen Wirkungen lediglich die eigene Person angeht. Es handelt sich da, wenn man genau zusieht, um eine dritte Sphäre, aus der die allerfeinsten Empfindungen für Thaten und Unterlassungen hervorgehen; um das große Feld der Scham, dessen tiefsten Untergrund und dessen fließende Grenzen noch kein Philosoph erforscht hat und das sich doch von innen her, aus der menschlichen Natur heraus mit solcher Macht ausbreitet, daß es einen großen Raum in jedem persönlichen Leben einnimmt und daß dessen Bedrängung, Einengung und Ueberfluthung durch fremde Gewalt als ein heftiger Schmerz empfunden wird. Für das Phänomen der Scham giebt es viele Erklärungen, aber keine völlig ausreichende. Die beste ist mir immer noch die erschienen, die Hieronymus Lorm in seinem denkwürdigen Buche „Der grundlose Optimismus" giebt. Die menschliche Natur erscheint ihm „in eine verstandesgemäß erkennbare und in eine, nur in der höchsten Sehnsucht der Vernunft vorhandene und sonst unerkennbare Beschaffenheit gespalten. Aus diesem Gegensatz erklärt er das Phänomen der seelischen und körperlichen Scham. Der Edelmüthige thut das Gute im Verborgenen, als schäme er sich, das Unerklärliche seines Thuns den Augen der Verstandesmäßigkeit als etwas ihr Fremdes preiszugeben, und die materielle Persönlichkeit, die noch unverdorben, also vom Intelligiblen überhaucht ist, verbirgt ängstlich ihre bloße körperliche Beschaffenheit und alles, was dem intelligiblen Anhauch als das niedere Werkzeug der gemeinen Natur offen widerspricht." Lorm constatirt also hier eine Doppelnatur des Menschen, die sich in der Ahnung einer Zugehörigkeit zu einer höheren Welt und im Bewußtsein der Eingliederung in die Reihe der thierischen Organismen beglaubigt. Der Stolz auf jene Ahnung, das Streben, sie festzuhalten und zu verstärken, drängt den Menschen zu einer Scheu, die in höchst merkwürdiger Weise nach zwei entgegengesetzten Richtungen ausschlägt. Er verbirgt die thierischen Functionen und alle mit ihnen zusammenhängenden Neigungen und Instincte, um der höheren Welt nicht unwürdig zu scheinen, und er umhegt andererseits die erhebenden Stimmungen und Handlungen mit Einsamkeit oder Abgeschlossenheit, um von der profanen Umgebung nicht herabgezogen zu werden.

## Glossen zu O. J. Bierbaums „Prinz Kuckuck".

Von Prof. Dr. Ludwig Geiger (Berlin).

II.

Giebt nun etwa diese Frau, die in den ersten Abschnitten des Werkes die Hauptrolle spielt, den Schlüssel zu dem Roman ab? Sie ist Jüdin, ihr Sohn — mag auch der General oder der Musiker größeres Anrecht auf die Vaterschaft besitzen — ist also ein Judenstämmling. Soll nun der Roman etwa bedeuten: das Judenthum beherrscht die Zeit? Einmal kommt wirklich eine Andeutung — aber sie wird doch nur einer Nebenperson in den Mund gelegt — über die angebliche Macht des Judenthums in der Literatur und über sie vor. Auch einzelne Eigenschaften, die manche Germanen den Juden Schuld geben: übermäßige Sinnlichkeit, Protzenthum, Feigheit, sind charakteristisch für den Helden dieses Buches. Denn Henfel, freilich der kühnste Reiter, der eleganteste Wagenlenker und der verwegenste Automobilist, wird fast ohnmächtig als Student bei einer gewöhnlichen Paukerei, und kneift als Mann gegenüber dem Gatten der von ihm verführten Frau, die sich seinetwegen den Tod gegeben. Es wird auch sonst von Antisemitismus gesprochen, durch Offiziere und Parlamentarier, und es liegt ein gewisser tragischer Humor darin, daß dieser Judensprößling, der ja nichts von seinem Ursprung weiß, ein erklärter Antisemit ist und einem getauften Juden, obgleich dieser seinen angeborenen Glauben vergessen machen möchte, mit schnöder Mißachtung begegnet, und ferner darin, daß er, nachdem er über seinen Ursprung belehrt worden und trotzdem eine wüthende Philippika gegen die Juden gehalten hat, durch einen Hinweis auf seine jüdische Abstammung tödtlich gekränkt und in seinen ehrgeizigen Bestrebungen vernichtet wird.

Oder sollte etwa in dem Hinweise auf die Gefahren des Katholicismus die eigentliche Absicht des Romans liegen? Schwerlich, denn in der Zeichnung dieser weltmännisch gebildeten geistreichen Jesuiten, deren einer der Liebhaber der Frau Sara gewesen und nun den Sohn einfangen möchte, zeigt sich viel mehr Sympathie als Abneigung. Der Verfasser hat ein großes Wohlgefallen an diesen Herren, die Entsagung predigen, der Kirche dienen und sich selbst dabei nicht vergessen.

Vielleicht werden der Verfasser und seine Bewunderer sich über diese Auseinandersetzung, wenn sie sie überhaupt einer Lectüre für werth erachten, sehr erboßen, sie werden mit wichtiger Miene verkünden: ein Dichter will eben nichts Anderes als ein Kunstwerk schaffen, jede Tendenz liegt ihm fern. Aber nur gemach ihr Herren! Denn der Autor nennt schon auf dem Titel sein Werk einen Zeitroman und möchte in der Vorrede zum ersten Bande ausführen, daß er wirklich die Zeit geschildert, wie sie ist. Gegen einen solchen Anspruch muß aber doch lebhaft protestirt werden: denn unter allen diesen Menschen ist, wenn man etwa den Dichter Honrader und seine Frau ausnimmt, kein anständiger, ja nicht einmal ein gesunder Mensch. Der Held ist ein Wüstling, der Pflegevater ein verdrehter Pädagoge, ein zwar witzig erdachter, aber gänzlich lebensunfähiger Mensch, die Pflegeeltern Nr. 2 eine heuchlerische Frömmlingssippe, dabei habsüchtig und raubgierig, ihr Sohn ein verderbtes Monstrum, ekelhaft auch in seiner Geistreichigkeit, ihre Tochter gemein sinnlich, brutal rachsüchtig, der Prinz ein Trottel, der Fürst ein Haremsinhaber und geistreicher Hanswurst, die Jesuiten komödiantenhaft nach schlechtester Schablone in der Art, wie man sie etwa vor fünfzig Jahren zu zeichnen pflegte, Seelen- und Millionenfänger und selbst Frau Sara, „die Mutter vons Janze", eine Liebestolle, die noch als recht erwachsene Dame, als gute Fünfzigerin den Liebesfreuden nicht abhold ist; endlich eine Schwarze, ihre ständige Begleiterin, die sich taub stellt, um in dem Dienste ihrer Herrin besser zu spioniren, ist eine recht kindliche Nachahmung von Figuren aus

Digitized by Google

Abenteurerromanen, wie sie in den vierziger und fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zu den nothwendigen Requisiten gehörten.

Der Verfasser will die Zeit und das Leben schildern wie sie sind. Glaubt er denn wirklich oder will er uns glauben machen, daß irgend eine der hier geschilderten Persönlichkeiten wirklich im Leben vorkommt? Ist er im Ernst der Meinung, daß eine Frau wie diese Bertha möglich ist? Innerlich gänzlich verderbt, mit dem Bruder eine Verehrung treibend, die aus dem Geschwisterlichen völlig herausgeht, wenn sie auch nicht geradezu blutschänderisch wird, wahrt sie, nicht etwa aus Sittlichkeit, sondern nur aus Berechnung, ihre Jungfräulichkeit, um die Frau des Millionärs zu werden, der durch merkwürdige Zufälle mit ihrem Leben verknüpft ist. Nicht etwa weil sie ihn liebt, auch nicht nur um seine Millionen zu erlangen, sondern um ihn zu verderben. Warum wartet sie solange? Warum läßt sie, die ihn doch so tödtlich haßt, ihn Jahre lang alle Genüsse auskosten und mindestens einmal auch wirklich echte Liebe genießen? Und wenn sie ihn dann besitzt, warum tödtet sie ihn nicht, eine moderne Judith in der Brautnacht? Statt dessen genießt sie ihn Monate lang mit aller körperlichen Leidenschaft, um ihn dann zu verderben. Und ist in diesem Mordversuch wirklich auch nur eine Spur von modernem Leben, ist es nicht vielmehr ein elender Abklatsch von Alkovengeschichten aus der Renaissance oder gar aus der römischen Kaiserzeit?

Und das soll wirklich ein Spiegelbild der Zeit sein? Besteht unsere Epoche wirklich nur aus Genußmenschen und Trotteln? Giebt es wirklich nur Wollüstlinge und Müßiggänger? Existiren wirklich nur in Berlin die wenigen halb blödsinnigen Aestheten, die der Verfasser vorführt? Gelegentlich ist zwar vom Bismarckcultus die Rede, aber im ganzen Buche wird auch nicht ein denkender Politiker, nicht ein Mann der Wissenschaft, nicht ein wirklich anständiger und thätiger Mensch, keiner der zahllosen Vertreter des Handels, der Fabrikthätigkeit, des Arbeiterstandes, der Geistlichkeit vorgeführt. Sollten alle diese nicht vielleicht eher der Zeit ihren Stempel aufdrücken, als dieser tolle Genießling, der Nichts weiß, Nichts kann, außer der Bethätigung seines Geschlechtslebens, der aber auch niemals, weder in seinen kurzen noch länger dauernden Verhältnissen, noch in seiner Ehe wirklich fruchtbar wirkt?

Der Anspruch des Verfassers, die Zeit geschildert, einen Zeitroman geliefert zu haben, ist durchaus zu verwerfen. Es ist nur der Ausschnitt aus einer Clique und zwar einer höchst niedrigen, es ist ein Buch, das weit entfernt von einer kräftigen sinnenfreudigen Lust, mit eklem Behagen in Wollust und Perversität wühlt, und das daher trotz mancher geistreichen Gespräche, trotz des an vielen Stellen hervortretenden blendenden Witzes, trotz köstlicher humoristischer Partien, trotz der kräftigen und äußerst wirksamen Satire, die schon oben im Einzelnen hervorgehoben worden ist, als eine recht unerfreuliche Erscheinung abgelehnt werden muß.

---

## „Es war einmal."

Nach dem 34. Gesang (Stanze 72—86) des „Rasenden Roland".

Von Alfons Kißner (Marburg).

Ein anderes Gefild ist dort zu schauen,
Als hier bei uns, und andre Flüß und Seen
Und andre Berg und Thäler, andre Auen,
Darinnen Städte viel und Schlösser stehn.
So große Häuser, wie sie droben bauen,
Hat er zuvor und nachher nie gesehn.
Und hohe Wälder dicht und einsam ragen,
Darin die Nymphen wilde Thiere jagen.

Nicht alles konnt er dort genau betrachten,
Denn nicht zu diesem Zwecke kam er ja.
Nach einem engen Thal in Bergen machten
Sich Beide auf den Weg, und siehe, — da
War wunderbarlich aufgehäuft in Schachten,
Was einst hier war, obs durch die Zeit geschah
Oder durch Zufall oder Schuld von Thoren;
Kurz, hier wird aufbewahrt, was wir verloren.

Nicht Herrschaft nur und Reichthum mein' ich eben,
Die zu zermalmen ist das Rad bedacht,
Nein, was Fortuna nie vermag zu geben
Noch fortzunehmen: Ruhm ward hingebracht,
Gar viel und großer, dran die Zeit im Leben
Gleich einem Wurme nagt bei Tag und Nacht;
Gelübde mancherlei, Gebet und Flehen,
Die von uns Sündern hin zum Himmel gehen;

Die Zeit, die ungenützt verstreicht beim Spiele,
Thränen und Seufzer vom verliebten Heer,
Unausgeführte Plän', Entwürfe, Ziele,
Der Tagediebe Muße lang und leer.
Von eitlen Wünschen aber sind so viele:
Nichts Andres dort verstopft den Platz so sehr.
Kurzum, was hier auf Erden Dir entschwunden,
Dort oben auf dem Monde wirds gefunden.

Der Führer, der den Herzog will geleiten,
Belehrt ihn über all die Schachte dort.
Als Berg sich aufgeblähte Blasen breiten;
Draus schallt ein Lärmen, Schrein und heftig Wort:
Die Kronen sind es aus den alten Zeiten,
Der Lyder einst und der Assyrer Hort,
Der persischen und auch der Griechenschaaren,
Die — jetzt ein Name kaum, — so ruhmvoll waren.

Angeln aus Silber, Gold in großen Massen
Sind Gaben, dargebracht von Gier nach Lohn,
Wie sie die Könige sich machen lassen
Oder ein geizger Großer, ein Patron.
Kränze, die eine Schlinge in sich fassen,
Sind Schmeicheleien mit verstecktem Hohn.
Es zeigen Verse, die den Fürsten loben,
Sich in Gestalt geplatzter Heimchen droben.

Mißglückte Liebeshändel sind zu schauen
Als goldne Ketten, reich an edlem Stein.
Da waren ferner, hör ich, Adlerklauen —:
Die Macht, die große Herrn dem Diener leihn.
Blasbalg mit vollen Schläuchen — ist Vertrauen
Und Gunst: — die lassen Fürsten angedeihn
Wohl ihren Ganymeden eine Weile,
Damit sie mit der Jahre Blüt enteile.

---

Aus der Ende Januar bei Georg Müller in München erscheinenden neuen Ariost-Nachdichtung des bekannten Marburger Romanisten Prof. Dr. Alfons Kißner. Durch Kißners Streithandel mit Paul Heyse ist bereits die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf diese neue Uebertragung gelenkt worden. Bezüglich der von ihm für die Uebertragung gewählten, einheitlich geschlossenen Form der Stanze schreibt Kißner uns: „Ich habe, als für die Wiedergabe der streng gesetzmäßigen italienischen Form geboten, die einheitliche geschlossene Form der Stanze gewählt — wie Goethe sie ausschließlich angewendet hat. Nach meiner Ansicht verklingt die Melodie der Stanze, wenn man die Versausgänge durcheinander wirft, bald mit weiblichem, bald mit männlichem Reim beginnt und die Schlußverse das eine Mal zweisilbig austönen läßt, das andere Mal stumpf abhackt, wie Kurz und Gildemeister, denen Paul Heyse zustimmt, es gethan haben."

Einführend sei kurz noch bemerkt: das Gefilde, von dem in den Stanzen die Rede, ist der Mond. Auf diesem Gestirn wird der Verstand des verrückten Roland bewahrt, und Herzog Astolf aus England ist, wie ihm der Evangelist Johannes mittheilt, dazu bestimmt, diesen Verstand zurückzuholen. Was er auf dem Monde sieht, die Dinge, die einmal waren, besingen die hier mitgetheilten Stanzen.

Digitized by Google

Schlösser und Städte sieht er, die vergangen,
An Schätzen reich, von Trümmern zugedeckt —:
Verträge, Meutereien, die mißlangen,
So hört er, finds; meist werden die entdeckt.
In Mädchenköpfen mit dem Leib von Schlangen
Falschmünzerwerk und Diebestrachten steckt;
Dann mancherlei zerbrochne Wasserflaschen:
Das war der Dienst bei Herrn mit leeren Taschen. —

Breisuppen viel, verschüttet ausgelaufen;
Beim Führer holt er die Belehrung sich:
Almosen finds, die Seligkeit zu kaufen,
Zu spenden erst, nachdem das Leben wich.
Von Blumen sieht er einen Bergeshaufen:
Einst roch es gut, jetzt stinkt es fürchterlich.
Das waren — mit Verlaub — der Schenkung Reste,
Gemacht von Constantin an Papst Silveste.

Leimruthen sah er dort in großer Menge:
Das waren eure Reize, schöne Fraun!
Doch wärs zu lang: ich käme ins Gedränge,
Wollt ich aus Allem meine Verse baun.
Weil mirs mit Tausenden noch nicht gelänge:
Alles von dort war einst bei uns zu schaun. —
Der Thorheit nur konnt er nicht habhaft werden:
Die — weicht ja nicht von uns; sie bleibt auf Erden.

Dann stieß er auch auf eigne Tag und Thaten,
Die einst ihm nutzlos schwanden aus der Hand.
Hätt ihm der Führer dieses nicht verrathen,
Er hätt in der Gestalt sie nicht erkannt.
Drauf sah er, was wir nie von Gott erbaten,
Weil wirs so reichlich haben —, den Verstand.
Von diesem wahre Berge dort sich fanden:
Mehr gabs davon, als was noch sonst vorhanden.

Es ist wie Flüssigkeit, die, schlecht verschlossen,
Als fein und ätherhaft verfliegt zumeist.
In mannigfache Krüg ists eingegossen,
Wie grade jeder passend sich erweist.
Der größte Krug dort barg des Milonsprossen
Gewaltges Denken, seinen hohen Geist.
Und ein Erkennungszeichen war geblieben:
„Rolands Verstand" war deutlich draufgeschrieben.

So waren auch die Andern sonst mit Scheinen,
Wem der Verstand gehörte, dort versehn.
Ein gutes Theil erblickt er auch des seinen;
Am meisten staunt er, daß er Manchen, den
Durchaus verständig alle Leute meinen
Und dem auch nicht ein Gran schien abzugehn,
Für einen armen Schlucker hat zu halten,
Weil er den Krug so Vieles sah enthalten.

Dem hat die Lieb ihn, Ehrgeiz dem genommen,
Dem Hoffnung, die auf Fürsten er gesetzt;
Der ist durch dumme Schwarzkunst drum gekommen,
Durch Habsucht der, die ihn aufs Meer gehetzt;
Der war für Bilder, der für Stein entglommen,
Und der hat blindlings anderes geschätzt.
Auch viele Krüge von Poeten waren,
Von Astrologen- und Sophistenschaaren.

Astolf nahm seinen Krug, denn nicht verwehren
Wollt er es, der die Offenbarung schrieb.
Die Nase roch, — schien das Gefäß zu leeren
Und den Verstand zur alten Stelle trieb:
Turpin erzählt, daß Astolf nun in Ehren
Für lange Zeit ein weiser Meister blieb,
Bis das Gehirn noch einmal mußte weichen,
Durch einen weitern Fall von dummen Streichen.

## Isis.

Schauspiel in einem Aufzuge.

Von Paul Scheerbart (Zehlendorf-Berlin). *)

Personen:

Osiris, König von Aegypten.
Isis, seine Gemahlin.
Priester und Tempeldiener.
Feldherren.
Gespenster.

Die Handlung spielt in einem Tempel am Nil.

Zeit: Vorhistorisch.

Rechts und links schwarze Wände, die auch nur markirt zu sein brauchen. Hintergrund beliebig. Hinten rechts und links Eingänge. Gedämpftes Licht, verdeckt. In der Mitte die Mumie des Königs im geschlossenen und bemalten Deckelsarg.

Isis (Kostüm blau und grün und das Egyptische nur durch den Kopfschmuck zu markiren. Im Eingang links): Geht nun fort in den Vorhof! Und wenn ich Euch brauche, werde ich Euch ein Zeichen geben mit diesem weißen Tuch (zeigt ein großes weißes Battisttuch). Ich wünsche aber, daß kein Priester und kein Tempeldiener in der Nähe bleibt. Nun geht so still fort, wie Ihr gekommen seid. (Man hört leises Gemurmel links.) Still! Still! (Das Gemurmel ist nicht mehr zu hören.) Du bist jetzt wieder bei mir, nicht wahr? (Sie setzt sich hinter dem Sarge auf einen niedrigen Stuhl.) Osiris! Deine Priester und Deine Feldherren warten auf Dich. (Man hört in der Ferne Musikinstrumente — einzelne Töne.) Alle warten auf Dich, Dein Volk will Dich wiedersehen. Was soll ich ihm sagen? (Sie horcht am Sargdeckel.) Wie? Höre ich richtig? Du bist schon außerhalb Deines Sarges? (Sie steht auf und horcht nach der rechten Seite — dann hell lachend.) Ja! Ich höre! Das bist Du! In der Nilbarke fährst Du? Ist es wahr? Ich kann doch aber nicht so schnell zu Dir kommen. Jetzt sagst Du mir Lebewohl? Osiris! (Geht schnell zur linken Wand und horcht dort.) Wer ist da? Wer ist da? Wie? Osiris, Du bist auch hier? Ein Adler bist Du? Jawohl, ich höre Deinen Flügelschlag. Aber ich kann doch nicht zu Dir kommen. Du fliegst ja schon nach oben! Komm zurück! Osiris! Nimm mich mit!

Ach, jetzt seh ich Dich nicht mehr. Die Sonne scheint zu grell. Du bist fort. (Setzt sich wieder hinter den Sarg.) Du bist hier und bist auch nicht hier.

Wie soll ich das verstehen? (Horcht mit dem Ohr auf dem Sargdeckel.)

So wars immer?

Wir waren da und waren auch nicht da?

Wo bist Du jetzt? (Blickt wild auf dem Fußboden umher, steht auf und geht hastig herum, kniet nieder und horcht mit Hand am Ohr nach unten.)

Wie viel seid Ihr?

Neunmalhunderttausend?

Lauter Geister der Unterwelt?

Und Ihr seid alle Osiris?

Ihr lügt! (Pause, horchend.)

Ich will nicht sagen, daß Ihr lügt, aber es ist mir doch so ungewohnt, daß mein König überall sein soll. (Pause, horchend.)

Ihr macht mir Angst! (Man hört wieder in der Ferne einzelne Musiktöne.) Ihr sprecht ja plötzlich eine andre Sprache. Ich verstehe Euch nicht. Ihr wollt das Meer aufrühren? Ihr wollt den Nil peitschen? Schlagt die Krokodile! Schlagt sie! Aber laßt mein Land in Ruh. Ihr

*) Für sämmtliche Bühnen ausschließlich durch den Bühnenvertrieb Oesterheld & Co., Berlin, zu beziehen, von dem allein das Recht der Aufführung zu erwerben ist. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Digitized by Google

seid doch der König von Egypten. Vergeßt nicht, was Ihr vorher gesagt habt. Sonst lügt Ihr! Sonst lügt Ihr! (Springt auf.)

Jetzt fühle ich mich so einsam. Ich höre wie Ihr in der Tiefe herumstampft. (Wieder Musikklänge.) Ueberall ist mein Gatte — nur nicht bei mir. (Sie kniet jetzt vor dem Sarge.) Osiris! Wo bist Du? (Pause.) Ueberall? Wirklich? Auch bei mir immerzu? So wie stets, als Du noch lebtest — als Mensch? Und jetzt bist Du ein Gott? Ein großer Gott bist Du geworden? (Nach oben blickend.) Da oben bist Du auch? Zwischen den Sternen gehst Du so ruhig dahin. Ich sehe Dich.

Deine Waffen leuchten wie tausend Sonnen, und der Mond verbirgt sich vor Dir, weil Du ihn blendest — mit Deinen Waffen. (Wieder auf den Sargdeckel mit dem Ohre horchend.) Wer spricht denn hier zu mir? Das ist eine fremde Stimme. Was ist das? Priester! Priester! Oh, ein Fremder ist im Sarg. Osiris ist in Gefahr. (Hinten links mit dem Battisttuch wehend.) Kommt schnell! Kommt schnell! Ein Fremder ist im Sarg. Bleibt noch da. Ich werde den Sargdeckel öffnen. Osiris ist im Himmel und in der Unterwelt — und überall — überall! Zurück! Ihr dürft hier nicht hinein! (Langer starker Ton eines Musikinstrumentes in der Nähe.) Das war ein Ton von ihm. (Sie horcht zum Sarge hin.) Deine Feldherren willst Du haben? Ich rufe sie! (Rechts mit dem Battisttuch wehend.) Feldherren! Feldherren! Hierher! Hierher! Euer König ruft! Stellt Euch dort drüben ruhig hin! Wartet! (Wieder hinter dem Sarge sitzend.) Was soll ich nun thun? Was soll ich ihnen sagen? Bist Du wieder in Deinem Sarge oder ist der Fremde in Deinem Sarge? Soll ich Deinen Sarg öffnen?

Jetzt höre ich nichts.

Doch! Doch! (Nach links zeigend.) Da kommt was näher! Kommt nur! O, Ihr drückt mir ja den Hals zu! Ruhig! (nach rechts zeigend) Kommt nur auch! Wollt Ihr Alle in den Sarg? Jetzt ist Osiris nicht im Sarge. (Aufstehend, nach oben blickend) Willst Du zu mir kommen? (Pause.)

Auch aus der Tiefe kommt es hinauf. Ich fühls. Ich soll die Priester und Tempeldiener und auch die Feldherren fortschicken? Ja? Willst Du das? (Sie geht nach links.) Osiris will, daß Ihr wieder fortgeht — aber so leise, wie Ihr gekommen seid. (Sie geht nach rechts.) Osiris will, daß Ihr wieder fortgeht — aber so leise, wie Ihr gekommen seid. (Sie setzt sich wieder hinter den Sarg.) Jetzt sind sie fort. Und wir sind wieder allein. Ist der Fremde nun auch fort? Ja? Das freut mich. (ein kurzer heller Musikton in der Nähe) Osiris, das war wieder Deine Stimme. Jetzt bist Du in Deinem Sarge. (horchend mit dem Ohr auf dem Sargdeckel). Jetzt willst Du nicht mehr überall sein? Nein? Jetzt willst Du nur noch bei mir sein? Ich soll zu Dir kommen? Osiris! Ich komme zu Dir! (Sie stößt sich einen Dolch in die Brust und fällt mit dem Kopf auf den Sargdeckel.)

Vorhang!

---

## Die Panacee des Lebens.

Novelle von Kurt Martens (München).

### II.

Es ist klar, daß der schroffe Hohn des Herzogs die Unzufriedenheit unter der lebenslustigen Jugend nur steigerte. Sie gährte im heißen Blute der Cavaliere und in den sehnsüchtigen Herzen der schönen Damen. Wenn solch jungen Herren der Kamm schwillt und die Kräfte strotzen, so sind sie aller Thorheiten fähig, selbst am Hofe eines gefürchteten Regenten. Bedenkliche Liebesabenteuer kamen dem Herzog zu Gehör; man flüsterte von verbotenen Stelldicheins, heimlichen Gelagen; es mußten Strafen verhängt werden wegen roher Uebergriffe und gekreuzter Degen.

Ja, sogar diplomatische Verwicklungen drohten mit dem churfächsischen Hofe; denn die junge Herzogin hatte sich daselbst heftig beschwert, daß es ihr in ihrer neuen Heimath nicht wohl ergehe, sie werde vernachlässigt und in ihrer Frauenehre gekränkt, Kindersegen bleibe ihr versagt, nicht durch eigene Schuld, sie werde krank, matt und traurig in dieser Coburgischen Luft, und über ein Kleines, so müsse sie dahinsiechen an der Melancholie.

Als Johann Kasimir von diesem Beschwerde-Briefe dadurch vernahm, daß der Churfürst vermittels eines vornehmen, diskreten Special-Gesandten um Abhülfe ersuchte, gerieth er zunächst in wilden Zorn, schloß sich erbittert ein und ging mit sich allein zu Rathe. Dann aber ward unvermittelt dem Hofstaat frohe Kunde.

Zwar sprach Seine Fürstliche Gnaden kein Wort mehr in dieser Sache, ließ auch kein Edikt ergehen; jedoch ein Gerücht verbreitete sich, daß jener vagirenden Putdana, genannt die Freude, nun doch noch Einlaß am Hofe gewährt werden solle.

Und so verhielt es sich in der That. Der herzogliche Zeitungszufertiger in Paris, ein Edler von Mandelsloh, war zum Berichte aufgefordert und demgemäß angewiesen worden, einen berühmten Adepten von Paris nach Coburg zu geleiten, einen Magister Magnus der Alchimie, der, wie es hieß, die Panacee des Lebens besaß, jenes große Elixir, das alle unedlen Metalle in edle zu verwandeln, alle menschlichen Leiden zu heilen, ja selbst die Kraft des Erlösers zu ersetzen im Stande sei.

Dieser wunderbare Mann also — mit Namen Don Geronimo Scotta de Camara — ward berufen, mit seinem Stein der Weisen die Freude am Hofe von Coburg einzuführen. Die graue alltägliche Ordnung der Dinge sollte durch ihn vertrieben werden; er machte sich anheischig dazu, versprach es in aller Form; denn das war ja sein Beruf. Augenscheinlich nur zu diesem Zwecke war er von Gott in die Welt gesetzt.

An reichen Mitteln für das neue Leben konnte es nicht fehlen. Don Geronimo brauchte ja mit Hülfe seiner Tinctur nur Gold zu machen, so viel als nöthig war, die Cassen des Herzogs bis zum Ueberlaufen anzufüllen. Alle Unzufriedenheit würde mit einem Male gehoben sein. Verschwinden würden Kummer, Mißmuth und Langeweile, die Cavaliere würden Ableitung finden für ihre strotzenden Kräfte, die schönen Damen befriedigt werden, die Herzogin Anna, wieder gesund und munter, nicht mehr dahinsiechen in Melancholie, ihr hoher Gemahl aber vielleicht gar in einen lustigen Lebemann sich verwandeln.

An einem milden Spätsommerabend zog Don Geronimo de Camara in der Stadt Coburg unter großem Gepränge ein. Mehrere Wegstunden zuvor war er vom Pferde gestiegen und hatte in einer Staatskutsche Platz genommen, die ihm auf sein Verlangen entgegengeschickt werden mußte. Pferde und Wagenschlag waren mit Astern und flandrischen Tulpen geziert; auf dem seidenen Polster aber saß stolz, massig und pompös in Person der wunderbare Herr, der die Panacee des Lebens besaß, und demzufolge unfehlbar selbst der glücklichste Mann auf Erden sein mußte.

Don Geronimo war seinem Aussehen nach kein schöner, wohl aber ein überaus interessanter Mann, zumal für den Geschmack der Damen. Die Farbe seines glatt rasirten Cäsarengesichtes war fahl, ins Gelbliche spielend; unter der niedrigen, von schwarzem Lockenhaar bedeckten Stirn blitzten übermüthig und begehrlich die geschlitzten Aeuglein hervor. Haltung und Gebahren zeigten im Uebrigen einen herrisch abweisenden, siegesgewohnten, selbstgewissen Cavalier.

Digitized by Google

Als die Kutsche im Schloßhof hielt, sofort umschwärmt von Junkern und Pagen, erhob sich der wuchtige Körper leichtfüßig, sprang auf das Pflaster und blickte mit Hochmuth zugleich und munterem Spott im Kreise umher.

Es empfingen ihn unter artigen Complimenten der Graf von Treffenfeld und Junker von Lichtenstein im Namen der Herzogin. Johann Kasimir hatte einen älteren Ritter abgesandt, der Don Geronimo unverzüglich seine Gemächer in einem Flügel des Schlosses anwies, ein Staatszimmer, eine Kammer und das hochwichtige Laboratorium.

Don Geronimo, obwohl aus Welschland stammend, bedankte sich in fließendem Deutsch kurz für die würdige Aufnahme. Betreffs seines Gepäckes gab er rasche, gewandte Aufträge und folgte dann sehr beweglich gestikulirend, den Kopf bald rechts bald links gewandt, mit federnden Schritten seinem Führer. Ein Haufe von Lakaien und Zofen war unterwürfig um ihn bemüht. Alle nannten ihn instinctiv „Herr Graf", wofür er den Lakaien Goldstücke zuwarf und den Zofen liebäugelnde Blicke.

Bald darauf empfing ihn der Herzog im Audienz-Saal. Auch die Herzogin war zugegen nebst vielen Herren und Damen vom Hofstaat. Die meisten erklärten sich zunächst ein wenig enttäuscht von der so brünstig herbeigesehnten neuen Erscheinung. Bei aller imponirenden Männlichkeit sah dieser Don Geronimo doch etwas gar zu frech und rüde aus, um sofort bedingungslos zu entzücken.

Der Herzog musterte den Ankömmling einige Sekunden lang scharf und nachdenklich; dann hieß er ihn sich setzen. Auf einem Stuhle gegenüber dem Thronsessel nahm Don Geronimo nachlässig Platz.

Der Herzog begann:

„Ich habe Euch, Don Geronimo de Camara, in mein Haus gebeten, weil Euch das Gerücht vorauslief, Ihr seiet einer jener fabelhaften Männer, die sich wahrhaft glücklich nennen, alle Künste des Lebens verstehen und als Fürsten der Freude über der gemeinen Wirklichkeit der Dinge thronen. Ist es an dem? Wollet mir das ausdrücklich versichern!"

„Es ist an dem, Herr Herzog!" bestätigte stolz Don Geronimo.

„Es giebt also auf Erden kein Ungemach, das Euch treffen könnte?" erkundigte sich der Herzog weiter, scheinbar in lebhaftester Neugier.

„Treffen kann mich wohl allerlei," erwiderte der Adept; „indessen es wird mich nur wenig bewegen; denn ich habe in mir selbst einen sicher ruhenden Pol, der anziehet Alles, was schön und ergötzlich ist und abstößt Alles, was mir zuwider."

„Ist dies Eure Panacee?"

„Vermittels der Panacee habe ich diesen Zustand in mir geschaffen."

„Und vermögt Ihr auch, ihn auf andere Menschen zu übertragen?"

„Auf jedes höher und edler geformte Gemüth, sofern es willfährig sich meinen Lehren unterwirft."

„Nun, was mich betrifft, Don Geronimo," sprach der Herzog mit kühl ablehnender Geberde, „für meine Person verzichte ich auf Eure Kraft. Nur für meine Cassen sollt Ihr Gold machen, wie Ihr versprachet. Ich selber weiß, wie ich zu leben, was ich zu thun habe. Hingegen meine Gemahlin hier und ein Theil des Hofstaates werden Eure Dienste gern in Anspruch nehmen. Sie kränkeln in der Luft von Coburg, möchten das Einerlei des Daseins mit Ergötzlichkeiten aufbessern und den Geschmack Eurer Panacee probieren. Ich hoffe zu Gott, daß sie sich nicht den Magen daran verderben. Alsdann dürfte sich nämlich kein Arzt finden und kein Gegengift. Die Dinge würden ihren Lauf nehmen in der von Gott und Obrigkeit eingesetzten Ordnung. Wollt Ihr es darauf wagen, Don Geronimo?"

„Ich will und kann es! Nur müßt Ihr mir, Herr Herzog, eine Spanne Zeit vergönnen zur Neubereitung meines großen Elixirs, das mir zu allen Dingen nöthig."

„Angemessene Zeit sollt Ihr haben und inzwischen gut gehalten werden. Eures Amtes als Vergnügungsmeister aber waltet von Stund an! Ihr seht, die Herrschaften ringsum lechzen bereits darnach. Zeigt ihnen, daß Ihr Euch auf Lustbarkeit versteht!"

„Daran soll es nicht fehlen, Herr Herzog. Auf Lustbarkeit verstehe ich mich fürtrefflich. Darin habe ich Uebung von Kindesbeinen an, habe vor allen Wissenschaften Lustbarkeit am emsigsten studirt und mich zu hoher Vollkommenheit darin ausgebildet. Denn wozu wäre uns sonst die arme Erde nütz, wenn nicht zu süßer Schlemmerei und Liebesspielen! Das ist fürwahr des Weltlaufs Ziel für alle höheren Geschöpfe! Arbeit, Gehorsam und Geduld aber sind die Tugenden Last tragender Thiere und Bauern, davon sich Euer erlauchter Hof gar bald gänzlich entwöhnen soll."

„Nun gut, so lasset uns sehen! Ihr seid ja ein großer Herr von Teufels Gnaden! Das soll mich nichts scheeren, ob sich auch meine Pfaffen die Mäuler zerreißen. Nur merket das Eine: Ich bleibe Fürst des Landes und Fürst in meiner Burg. Ich halte Euch als Gast, sofern Ihr Eure Versprechungen haltet. Was im Uebrigen an meinem Hofe daraus folgt, geht Euch nichts an. Sorget nur dafür, daß wir Zwei nicht an einander zu Schelmen werden! — Oder hilft Eure Panacee auch wider den Tod?"

„Der Tod, Herr Herzog, ist das einzig Abscheuliche am Leben. Ich überwinde ihn dadurch, daß ich mich an den Gedanken seiner Nothwendigkeit zu gewöhnen suche. Aber alles Leben außer und vor dem Tode ist für das höhere Geschöpf eitel Wonne und ein königlicher Rausch. Ihr möget es glauben oder nicht."

„Ich glaube es Euch meinethalben, Don Geronimo. Ich glaube Euch vorläufig Alles, was Ihr wollt. Der Ausgang Eurer Sache wird ihren Werth erweisen. Geht nur und machet Gold! Denn das allein ist Euch von Nöthen. Ohne Haufen Goldes steht Eure Sache schlimm!"

Der Herzog verließ seinen Thronsessel und begab sich, steinernst wie immer, in sein Cabinett. Sobald er draußen, löste sich der Bann.

Voll Huld und Wärme begrüßte die Herzogin den vielversprechenden Adepten, der unter galanten Verneigungen ihr die Fingerspitzen küßte. Damit erst gerieth er in sein rechtes Element, blitzte die schöne junge Frau mit seinen begehrlichen Aeuglein an, sprudelte charmante Complimente hervor, küßte die bebende kleine Hand zu wiederholten Malen und bewegte sich vor ihr mit südlichem Temperament, zappelnd, gleichsam mit den Flügeln schlagend wie ein Auerhahn in der Balz. Das stand dem Glücklichsten der Männer, dem Meister aller Lustbarkeit, gar wohl an und sicherte ihm nunmehr die Bewunderung des gesammten Hofstaates.

Den Rest des Abends blieb er bei einem Fasse Malvasier mit den Hofherren beisammen. Das Faß stammte aus dem herzoglichen Keller. Don Geronimo aber schien der Wirth zu sein. Er trank den Junkern zu, er schickte fünfzig Humpen für das Gesinde hinaus, er allein unterhielt die ganze Gesellschaft mit Schnurren und Fanfaronnaden. Seine Histörchen waren so saftigen Inhalts, so ungeschminkt in der Ausdrucksweise, daß selbst die Ritter von altem Schrot und Korn ihm nicht gram sein konnten, sondern brüllend vor Gelächter sich auf ihren Bänken wälzten und mit Don Geronimo bis in den grauen Morgen zechten.

---

Digitized by Google

## Sylvester.

Das Erlebniß eines „Dandy und Dilettanten".

Von Marsyas

(Dr. Martin Berndt, Berlin).

Meine Herren,

wenn ich mich zu dieser reichlich ernsten Stunde nur an Sie und nicht auch an die Frauen wende, in deren weißen Händen die Baccaratgläser mit der gelb durchschimmernden Bowle noch verführerischer als in unsern funkeln, so thue ich das, weil ich nicht an den himeichenden Ernst unserer Frauen glauben mag, das jähe Abwandeln der Zeit verständig zu erfassen. Sie dürfen mich darum nicht für einen Misogynen halten und erst recht nicht mich an die femme de trente ans erinnern wollen, die jedes neue Jahr mit erhöhtem Mißtrauen herankommen sieht. Denn ich glaube zunächst, daß wir unter uns überhaupt keine Dame in so gefährlichem Alter haben. Dann aber ist dieses ganz persönliche und wohl etwas gehässige Gefühl der Dreißigjährigen nicht dasjenige, welches wir der Zeit gegenüber in solchen Stunden besitzen sollten, in denen unter dem Gejohle einer erhitzten und unschön betrunkenen Menge ein immerhin nicht unbedeutendes Jahr in ein vielleicht noch bedeutungsvolleres sich verliert. Ich gebe aber auch damit noch nicht richtig die Gedankenreihe wieder, die ich bei Ihnen, meine Herren, anzuregen plante, so daß ich beinahe fürchten muß, diese stark gemischte Bowle müsse meiner, wie sie wissen, nicht excessiven Natur schon ein wenig zu viel von den Toxinen zugeführt haben, deren Uebermaß ich eben bei einer erhitzten und unschön betrunknen Menge rügen mußte. Aber vielleicht ist es auch nur die für einen Dilettanten unstreitig bestehende Schwierigkeit, einen nicht ganz oberflächlichen Gedanken auszudrücken, die mich ein wenig umschweifend werden läßt, obwohl mir genau bewußt ist, daß Sie beständig fürchten, ich möchte in den fünf oder sechs Minuten, die noch von den zwölf Glockenschlägen ab sind, meine Rede nicht ungezwungen zu dem natürlichen Ende zu bringen vermögen, das Sie in einem Zusammenklingen dieser ganz entzückenden Baccaratgläser zu einem das emporkommende Jahr bewillkommenden Hoch erblicken.

Wenn ich mich also nur an Sie, meine Herren, wende, so geschieht es, weil ich nur bei Ihnen das kosmische Gefühl voraussetze, das wir der Zeit gegenüber besitzen sollten. Es wird zwar auch unter Ihnen etliche geben, die die Augen vor dem neuen Jahre schließen werden und mit einer, wie Sie mir zugeben, unberechtigten und ihrer durchschnittlich nüchternen Natur widersprechenden Lust in das neue Jahr werden hinübertollen wollen. Und weiter etliche, die dieses Jahres Ende zum Anlaß wählen werden, um retrospectiv ihre Abenteuer und Schicksale, Irrfahrten und Wirrsale und vorausschauend, mit einem aus dem negativen Ergebniß dieses Jahres geschöpften Mißtrauen oder aus Aberglauben, ein wenig still das immer raschere, jetzt beinahe vollendete Herannahen des neuen Jahres zu betrachten. Aber bei etlichen von Ihnen setze ich, wie gesagt, ein das individuelle Gefühl überschreitendes, von mir vorhin schon kosmisch genanntes Bewußtseinsmaß voraus, das wir allein, indem wir, wie so oft in philosophischen Contemplationen, activ und passiv zugleich sein müssen, der Zeit gegenüber besitzen dürfen, wenn wir die Fremdheit der Welt, in die wir hineinstizzirt sind, richtig verstehen wollen. Nicht, daß ein für uns vielleicht bedeutungsvolles Zeitmaß abgeschwirrt ist, und mit einem dröhnenden Tick-Tack ein neues abzuschnurren anfängt, kann das Wesentliche sein, sondern allein bedeutsam kann sein, daß uns in dieser Mitternacht das Zeitproblem kraftvoll, aus seiner lächerlichen Latenz erweckt, entgegentritt. Ich will zu dieser Stunde nicht die Stoa Kantiana beschwören und Sie nicht mit philosophischen Betrachtungen überschwemmen. Aber doch jene etwas dunkle und vielleicht mystische Gewalt der Zeit anzudeuten unternehmen, die wir in unserem Gefühle, wie ich meine, sicherer als in unseren Gedanken beschlossen halten. Dieses Gefühl hat etwas Erschreckendes, wenn man es ganz in sich einschließt: das Gefühl, daß die Zeit nur zu sein braucht und daß, wenn sie hingezogen, wir todt sind, bloß weil sie gewesen ist. Sie ist keine Kategorie" — und dabei schlage ich mit den Knöcheln meiner Hand sichtbar erregt auf den Tisch — „nein, auch kein Modus unserer Contemplation; sie ist es für mich jedenfalls nicht; sondern ist ein Weib, das tausend Geschlechter von Männern verbraucht hat und verbraucht. Sie liegt hingestreckt, und ihre unergründlichen Augen sehen die Knaben begehrlich und sicher, die Männer weniger sicher und in anderer Weise begehrlich und die Greise unsicher und am schrecklichsten begehrlich werden. Aber sie bleibt gleich lässig und beinahe schwelgerisch hingestreckt, während neue Geschlechter aus ihrer Jugend, in der sie das Leben unendlich glauben, in das männliche Alter treten, wo sie seine Länge skeptisch nehmen, und dann Greise werden, die sich einreden möchten, daß man hundert Jahre und älter werden könne. Dieser schwelgerischen Sphinx gegenüber aber sind wir Ohnmächtige und Geopferte.

Darum, meine ich, dürfen wir uns dem Ablauf eines Jahres nicht mit einer rechten Trunkenheit hingeben, auch nicht mit Mißtrauen das Herauskommen des neuen betrachten. Meine Herren, die Zeit ist ewig und ihre Eintheilung bürgerlich und gleichgiltig. Sie würden sich einer unberechtigten Sitte hingeben, wenn Sie diesen Zeitpunkt anders als ins Unendliche verrückt, anders als philosophische Beurtheiler genießen. Sie dürfen dieses Weib Zeit, wenn Sie so viel Cynismus besitzen, carriciren, wie Shaw seine Kleopatra, oder innerlich bespötteln, wie der Stylisirer das Leben, wie jeder Rococomaler innerlich seine Schäferinnen, wie noch Somoff seine jungen Leute. Sie dürfen aber auch, wenn Sie gefühlsreicher sind (und das liegt mir näher), Schauer der Heiligkeit verspüren, die nicht ganz frei von einer entfernt sadistischen Furcht vor der Grausamkeit der Zeit sein werden. Aber eines dürfen Sie nicht, meine Herren; Sie dürfen nicht in eine rein persönliche Furcht fallen, was für Sie aus diesem Jahre herauskommen wird, etwa für Sie, Herr Baron F., der Sie ganz bestimmte Genüsse erwarten, oder für Sie, Herr Doctor B., der Sie einzelne literarische Erfolge vielleicht schon brennend ersehnen. Sollten Sie dieses, was ich, wie ich mit Distinction betone, völlig ablehne, nicht zu unterscheiden wissen, so würde meine Rede zu meinem Bedauern von Ihnen nicht verstanden sein, was mich mein dilettantisches Ausdrucksvermögen schmerzlich empfinden lassen würde.

Meine Herren, ich könnte es nicht begreifen, wollte ich jetzt, wo in meinem Blute schon der große Glockenschlag zittert, dieses Baccaratglas erheben und auf irgend Etwas anstoßen. Die Ohnmacht oder die Schauer, die wir gegenüber der Zeit empfinden müssen, rechtfertigt nichts, als dieses Glas aus einer, wie Sie merken werden, sehr tiefen Wuth (da ich nicht cynisch und kein Spötter bin) zu zerschlagen. Sie werden jetzt verstehen, warum ich mich so lange dagegen wehrte, es von den Händen meiner Nachbarn auffüllen zu lassen, und werden mich entschuldigen, wenn ich Ihre Gefühle jetzt, wo jede Secunde die Schläge bringen muß, die Sie stumm und zitternd machen, nicht zu einem einzigen Wort, nicht zu einem Hoch zusammenfasse. Ich schleudre mein Glas, dieses schöne Glas aus Baccarat, da ... da" — es fahren Alle zusammen — „da jetzt der erste Schlag dröhnt, zu Boden ..."

Man starrt mich entgeistert an, und in den Augen eines uns gegenüber sitzenden, erblühenden Mädchens kann ich den Widerschein des Wahnsinns lesen. Ich spüre, daß man meine Gegenwart als peinlich empfindet, daß ich nicht überzeugt, sondern nur eine Gêne, die wahren Gefühle zu zeigen, verbreitet habe. Ich gehe daher hinaus, lasse mir den Pelz reichen und steige auf die Straße hinab. Man überschüttet mich dort mit „Prosit Neujahr!"-Rufen, und eine Schaar ekelhafter Menschen, unter denen sich selbst Angehörige des weiblichen Geschlechts befinden, ergreift mich, um mich in seinen Taumel mitzureißen. Ich fühle mich auf Aeußerste angewidert und rufe Polizeibeamte, die mit Zeichen der Empörung einschreiten, um mich von diesen Personen zu befreien.

---

## Zeichnende Künste.

(14. Ausstellung der Berliner Secession.)

Die Secession hat in den Räumen von Cassirer ihr Winterlager aufgeschlagen. Den ersten Saal beherrscht Hans Baluschek. Leider. Man könnte Baluschek den Maler der Seelenlosigkeit nennen. Er giebt immer nur eine kalte Hülle, nie versteht er es, die Objecte seiner Arbeit uns innerlich nahe zu bringen. Heute fällt es besonders auf: Er zeigt in einem Cyklus, den er „Opfer" betitelt, Stiefkinder des Geschickes. Fusel, Mord, der Irre u. s. w. Wir sehen die gefurchten, zermergelten Gesichter, aber sie rühren uns nicht. Ja, nicht einmal ein rechter Ekel kommt auf. Wer in diese Tiefen steigt, könnte es doch nur thun, um in all dem doch noch den letzten Rest des Menschen zu suchen, den Gott zu seinem Ebenbilde schuf. Technisch halte ich die Zeichnungen ebenfalls für verfehlt, doch trifft dieser Vorwurf Baluschek nicht allein. Die leicht zu behandelnde Kohle ist sicher kein Material, dem selbstständiger Kunstwerth zuzusprechen ist. Wir haben Radirung, Lithographie und Holzschnitt. Nur darauf zu bauen, daß unsere vollendete Reproductionstechnik gleich der Photographie alles zu vervielfältigen weiß, ist wohl nicht angängig. Im Gegensatz zu Baluschek, der der Dirne nichts als ein abstoßendes Aeußere zu geben vermag, zeigt Julius Pascin auf diesem Gebiet reine Gedankenkunst. Seinen kleinen, zartgetönten Blättern entströmt der Reiz eines exotischen Parfüms. Man sollte ihm auch die Wahl seiner Stoffe nicht verargen; er ist am Ende Moralist, mehr als ein Traktätchenschreiber. Lockt er auch durch zarte Linienführung und entzückend gesehene Details, so bleibt sein Hauptzug immer eine fatale Katerstimmung und ein Sinnenüberdruß, der sicher auf den Feinempfindenden seine Wirkung nicht verfehlt. Gertrud v. Kunowski hält uns einen Vortrag darüber, wie die Sache gemacht wird. Sie visirt von Punkt zu Punkt und findet es angemessen, die Verbindungslinien stehen zu lassen. So erhalten wir an Stelle eines Werkes eine geometrische Musterkarte. Am meisten mag das bei den Acten angehen, die ja nur als Studien gedacht sind. Sie verrathen ein tüchtiges Können. Die Porträts sind nur als gute Untermalungen möglich. Richard Müller (Dresden) giebt einige seiner Zeichnungen von unangenehmer Glätte. Da ihm kein Detail seiner gleichmäßigen Durchführung unwerth zu sein scheint, erzielt er nie eine Gesammtwirkung. Seine Ideen haben wohl nicht die Absicht, einem einigermaßen geläuterten Geschmack entgegenzukommen. Die Hauptwand des nächsten Saales nehmen Zeichnungen von Ignatius Taschner ein. Sein mittelalterlicher und doch origineller Styl ist bekannt

Digitized by Google

und genügend gewürdigt. Allerdings scheint es, daß durch ein Zusammenstellen vieler seiner Arbeiten eine gewisse Ermüdung gerade durch die streng gleichmäßige Strichführung eintritt. Kleine Familienanzeigen, so die der Geburt eines Mägdeleins, sind von entzückender Liebenswürdigkeit. Hermann Struck ist mit einigen seiner sehr tüchtigen Radirungen vertreten, Männerköpfen und kleinen in Licht und Luft getauchten Landschaften. Markus Behmers „Versuchung des heiligen Antonius" ist eine Häufung von bunten Flecken, die, anstatt sich zu einer Harmonie zu vereinigen, sich eifrig befehden. Seine Exlibris scheinen seinen älteren Zeichnungen näher zu stehen, doch sind sie bei der völlig unzureichenden Beleuchtung im Lesezimmer nicht zu beurtheilen. Edvard Munch bringt eine größere Collection. Nächst seinen gewollt bizarren Uebertreibungen zeigt er Blätter von hohem, auch allgemein verständlichem künstlerischen Werth. Besonders ansprechend ist eine dreifarbige Lithographie, Mädchen mit langem Haar, und einige seiner derb in Holz geschnittenen Köpfe. Franz Christophe erfreut wie stets durch seine geschmackvolle Linienführung. Ernst Stern läßt sich mit einem räumlich großen Capriccio sehen. Stern scheint, durch leichten Erfolg verwöhnt, es nicht für nöthig zu halten, seine Arbeiten in gedanklicher und technischer Beziehung durchzuackern. Geschlenkerte Linien geben noch lange keinen Styl. Daß er etwas zu leisten vermag, zeigt er in einer Zeichnung: Sonntag. Menschen, die sich im Spaziergang langsam in einer Richtung vorwärts bewegen. Das ist sehr gut gesehen und in den kleinen Variationen der Körperhaltung der Einzelnen sehr reizvoll. Auch die Farbe ist hier angängig. In den anderen Blättern erinnert sie nur all zu stark an den Tuschkasten unserer Knaben. Heinrich Zille, der Schilderer von Berlin N., ist quantitativ und qualitativ nicht besonders vertreten. Doch zeigt er sich wieder als völliger Beherrscher seines Milieus. Julius Klinger, einer der reinsten Schwarz-Weiß-Künstler, hat sonst in weniger reich gemusterten Zeichnungen schon Wirksameres gegeben. Eine neue Kunst scheint Ernst Barlach, jüngerer Mitarbeiter des Simplicissimus, erfunden zu haben. Er rollt sich einen Nudelteig und macht daraus Menschen. Er kann zeichnerisch wohl nicht große Sympathien erwecken. Seine beiden Plastiken erscheinen besser, doch auch hier der fatale „Nudelteig". Karl Walser hat kleine Vignetten auf grünem Grunde ausgestellt. Sie fesseln durch ihre reizend liebenswürdigen Ausführungen, reichen aber schon stofflich nicht an frühere Werke des Meisters. Nun zu den großen Malern der Secession. Speciell Malern, denn auf dem Gebiet der Graphik wissen nicht alle den Ruhmeskranz zu behaupten. So hat sich Lovis Corinth in der Radirung versucht und giebt uns zwei Probedrucke. Hier ist allerdings Nichts von seiner sonstigen Meisterschaft zu spüren. Strichführung, Composition und Zeichnung sind recht schwach. Eine Versuchung des heiligen Antonius erweckt in uns das tröstliche Bewußtsein, daß auch wir dem Zauber eines so plumpen Teufels und dreier so garstigen Frauenzimmer gern widerstanden hätten. Marie Antoinette zum Schaffot ruft die Erinnerung an die ähnliche Themata behandelnden Blätter von Käthe Kollwitz wach und verschwindet so völlig ins Nichts. Des Weiteren giebt Corinth nur Skizzen, so einen Entwurf zur Gefangennahme Simsons, deren wir uns aus der diesjährigen Sommerausstellung der Secession erinnern. Der Entwurf ist wohl nur eine Notiz des Künstlers. In einigen Naturstudien zeigt sich allerdings wieder sein solides Können, so in einer Bleistiftzeichnung „Im Bett" und einer Aquarellzeichnung von gleichem Motiv. Den Clou der Ausstellung bilden unbedingt Max Slevogts 15 Lithographien zur Ilias. Hier ist die Aeußerung einer gewaltigen Kraft, die uns ganz in ihren Bann schlägt. Wir sehen kaum, wir denken und überlegen nicht, wir hören nur die elementare Gewalt homerischer Verse an unser Ohr brausen. Alles ist Leben, Bewegung, That und Fortschreiten. Die Luft an Streit und Waffengeklirr ergreift uns wie einst in der Knabenzeit. Und wie das Alles gemacht ist. Nur ein paar Kreidestriche, und gerade deßhalb die dünne Luft des Südens und der Staub um die Männer mordenden Helden. Diese Blätter müßte man in die Hände der Gymnasiasten legen. Ach, mich ergreift ein gelindes Weh, wenn ich an die schönen Compositionen denke, die damals unsere Phantasie nähren sollten. Theilweise erreicht Slevogt so großen Erfolg dadurch, daß er sich auf Grund seines Könnens während der Arbeit nicht mit Modellstudien aufgehalten hat. So giebt er uns ganz seinen Impuls und nicht den mehr oder minder schönen Körper des Herrn X oder Y. Aehnlich hat Gustav Klimt seine nervösen Frauenköpfe sicher nur aus der Phantasie geschaffen. Auch hier ist Alles Leben, ein Blähen der Nüstern, ein Glänzen der Augen, ein Zucken der Lippen und ein Dehnen der Hände. Sein überaus subtiler Strich macht die duftigen Arbeiten zu den Ersten auf diesem Gebiet. Max Liebermann hat eine Anzahl seiner kleinen, schnellen und überraschend sicheren Zeichnungen und Pastelle ausgestellt. Badekarren am Strande und Notizen aus der Amsterdamer Judengasse ragen besonders hervor. Walter Leistikow und Ulrich Hübner bringen Landschaftszeichnungen in bewährter Meisterschaft. Leistikow in seiner schweren, regenfeuchten Art, Hübner Hafenscenen in Luft und Dunst. Heinrich Hübners Interieurs suggeriren in ihrer Sonnenfreudigkeit ganz die klaren Farben seiner Gemälde. Käthe Kollwitz ist mit drei Prachtstücken vertreten. In einer Radirung zum Thema Bauernkrieg sehen wir eine Mutter, die unter Leichen nach ihrem Sohne sucht. Nur die Hand der alten Frau und die Züge des Todten liegen im Licht, während alles Andere in eine dumpfe Schattenmasse zusammengeht. Hier ist wahres Gefühl. Hervorragend gut sind auch die Studien eines Kinderköpfchens, mit starken Strichen drücken sie ein liebevolles Versenken und zartsicheres Verständniß aus. Von Ausländern nennen wir Vincent van Gogh. Mit sehr dicker Strichführung und Schraffur giebt er in guter Beobachtung Kraftvolles. Theo van Rysselberghes Studien sind solide und sicher, verrathen aber nicht allzu viel Eigenes. Ernst Matthes farbige Zeichnungen schillern in köstlicher Buntheit. Dadurch, daß er einige Flecke, wie Röcke und Kleider, schwer und fest in eine lockere Umgebung setzt, erzielt er einen besonderen Effect. „Bei Rodin" ist ein Blatt von prächtigem Humor. Von Ariste Maillol hat man uns eine Anzahl Acte aufgetischt. Wozu diese flüchtigen Striche? Soll man sich daran erfreuen? Das kann überhaupt nicht genug gesagt werden: Weder der Laie noch der Ausübende hat ein Interesse daran, in die intimsten Schlupfwinkel der Werkstatt der Künstler zu blicken. Gott, wenn wir alles das sehen müssen, was müßige Stunden und unfertige Gedanken hervorgebracht haben. Unter einer Ausstellung der zeichnenden Künste wird man nie und nimmer eine Ausstellung von Studien, Skizzen und Notizen verstehen. Wir haben doch Gott sei Dank eine große und kräftige zeichnende Kunst, die sich von der Malerei los gelöst hat und ihr und der Bildhauerei völlig ebenbürtig zur Seite steht. Man schadet nur der Sache, wenn man sie durch Einstreuen unfertiger Skizzen und Entwürfe, die höchstens als Vorstudien zu Gemälden denkbar sind, in eine Abhängigkeit zu ihrer prunkvolleren Schwester bringt. Und das ist leider diesmal wieder der Fall. *H. King (Berlin).*

---

## Jobsens Neujahrsgedanken.

Alljetzo zu neuen Thaten und Lüsten
Beginnt sich jeglich Gebein zu rüsten
Und baut in seinem Gedankenverließ
An neuen Projecten Jenes und Dies.

Der alten Sieben fließt keine Zähre;
Nur Mancher zieht's Maul zu einer Jeremiade ein wenig kraus und krumm —
Besonders das niedere Publicum.

Denn ihme dünkt, es werde noch wachsen
Die Theurung in Preußen, Mecklenburg, Sachsen,
In Reuß, in Schleiz und in Lobenstein
Zu jedes teutonischen Magens Pein.

Wenn dieses heurige Jahr nun anhube
Mit leerem Fleischtopf in dunkler Stube
Und dicke Erwsen uns stopfen nit meh,
So bekömmt uns auch nicht das Geistige.

Und alle Pasturn von Ohnewitzen
Vermögen uns allesamnt nichts zu nützen,
Und auch die Kriegervereinsschwärmerei
Verstummt vor dem kläglichen Magenschrei.

Und blüht uns kein Kalbskopf im Sonntagstuppe,
So ist uns die Politik ganz schnuppe,
Und Block wie Centrum sind uns vermißt,
Wenn das Bier um zween Pfennig theurer fließt.

Wir beten zu allen Heilgen indessen:
Schenkt ruhig Ideale, doch auch was zu essen,
Damit für Christen und Juden und Heiden dieses Schaltjahr kein Scheltjahr sei.

Terentius.

---

## Berichtigung:

In die Schaukalsche Nachdichtung der Verhaerenschen Verse (Moins doux) in der vorigen Nummer des Blattes (S. 410) hat sich leider ein sinnentstellender Druckfehler eingeschlichen. Wir geben deßhalb die Verse hier nochmals wieder:

Sind Mönche mit so selig sanften Mienen,
daß man mit Rosen gern die Hände ihnen
und Palmen schmückte, blau den Baldachin
ragend ließ über ihren Häuptern ziehn
und ihren Schritten durch das Thal der Zeiten
möcht goldnen Pfad in Silbersaum bereiten:
und würden längs der Seen Gestaden schreiten
wie Lilien, die das Ufer still begleiten.

Digitized by Google

Nur eine Kerze Schimmer wagt ihr Geist zu breiten,
sie tragen süße Liebe zur Gebenedeiten.
Sie sind von ihr durchglüht und wandeln sie verkündend:
Stern tiefster Meere, Glanz, das Firmament entzündend.
Mit goldnen Lippen, wie das englische Gesinde,
rufen der Jungfrau Lob sie laut in alle Winde.

Und weil sie so in Andacht flammend stehen,
kommts, daß die Augen ihnen größer offen stehen
als Menschen sonst; und würden in verzückten Qualen
mit ihrem Leben ihren Glauben zahlen.
Und an dem Liebesabend wird Sie durch des Knaben
göttliche Hand im Kuß die Frömmsten gnädig laben.

---

## Literarisches Preisausschreiben.

Der unterzeichnete Verein hat sich seit fast 15 Jahren der gemeinnützigen Aufgabe unterzogen, der Vergiftung unserer breitesten Volksschichten durch Schmutz- und Schundliteratur nach Kräften entgegen zu arbeiten. Unser Wirken war ein stilles, aber stetiges und bestand vornehmlich darin, daß wir den gefährdeten Kreisen auf billige und einfache Weise zu einer ebenso werthvollen wie gesunden geistigen Nahrung verhalfen.

Der wachsende Erfolg ermuthigt uns, das Feld unserer Thätigkeit zu erweitern, und zwar durch Anlage von Volksbibliotheken und Hausbüchereien, für die wir in erster Linie die Arbeiter- und Handwerkerfamilien, sowie überhaupt die große Masse des Volkes zu interessiren beabsichtigen. An dieses wichtige Unternehmen möchten wir jedoch ohne die Beihülfe der dazu in erster Linie Berufenen nicht herantreten und richten deßhalb an alle Dichter, Schriftsteller, Literaturkenner und Volksbildner jeden Standes und beiderlei Geschlechts, namentlich aber auch an alle Fachleute im Bibliothekwesen die freundliche Einladung, sich an den nachstehend ausgeschriebenen zwei Wettbewerbungen zu betheiligen.

I. Es sollen Musterlisten zu vier verschiedenen Volksbibliotheken niedergeschrieben werden, d. h. einfache Verzeichnisse der Büchertitel mit den zugehörigen Ladenpreisen, von denen die Titel fortlaufend zu numeriren und die Preise am Schlusse zu addiren sind.

Hierbei wäre jedoch noch zweierlei besonders zu berücksichtigen:

a) Die Werthsummen der vier Büchersammlungen — bei denen nur gebundene Exemplare in Frage kommen dürfen — sollen 100 Mk. bei der ersten und kleinsten, 250 Mk. bei der zweiten, 500 Mk. bei der dritten und 1000 Mk. bei der vierten und größten betragen, wobei ein ganz geringes Mehr oder Weniger allerdings nicht ins Gewicht fallen würde.

b) Die vier Bibliotheken müssen in dem Verhältniß zu einander stehen, daß die Erste in der Zweiten, die Zweite in der Dritten und die Dritte in der Vierten ganz und genau enthalten ist, die Ergänzung der Einen zur Anderen sich also schematisch ergiebt.

II. Es sollen gleicherweise Musterverzeichnisse zu drei verschiedenen Hausbüchereien für Arbeiter-, Handwerkerfamilien ꝛc. aufgestellt werden, und zwar derart, daß (wiederum bei gebundenen Exemplaren) die Gesammtkosten der kleinsten Bücherei 25 Mk., der nächst größeren 50 Mk. und der dritten 100 Mk. betragen. Das unter Ib Gesagte gilt auch hier.

In beiden Fällen sind je drei Preise für die drei besten Leistungen ausgesetzt. Im Falle I: 1000 Mk. als erster, 500 Mk. als zweiter und 300 Mk. als dritter Preis; im Falle II: 700 Mk. als erster, 500 Mk. als zweiter und 200 Mk. als dritter Preis.

Die Büchersammlungen sind als Grundlagen vollwerthiger Bildungsbibliotheken mit volksthümlichem Charakter gedacht. Bei vorwiegender Berücksichtigung der Unterhaltungsliteratur (Klassiker, Romane, Novellen, Erzählungen, Gedichte, Volks- und Jugendschriften, Dramen und Märchen) sollen auch die anderen Gebiete der Literatur mehr oder weniger in Frage kommen, hingegen Werke mit ausgesprochen politischer oder confessioneller Tendenz grundsätzlich ausgeschlossen sein.

Als äußersten Termin für die Einsendung der Listen haben wir den 31. Januar 1908 bestimmt. Etwa nach diesem Datum noch eingehende Listen bleiben von dem Wettbewerb ausgeschlossen. Die Sendungen sind zu richten an die Geschäftsstelle des Vereins zur Verbreitung guter volksthümlicher Schriften, Berlin W. 57, Mansteinstr. 6. Die Listen dürfen keine Namensunterschrift tragen, sondern nur durch ein Stichwort gekennzeichnet sein. In einem zweiten geschlossenen Couvert ist sodann ein Zettel beizufügen, der außer demselben Stichwort den Namen und die genaue Adresse des Absenders angiebt.

Das Preisrichtercollegium besteht aus folgenden Mitgliedern: Prof. Adolf Bartels-Weimar, Frh. von Egloffstein-Rebdorf, Dr. von Erdberg-Charlottenburg, Otto Ernst-Hamburg, Gustav Falke-Hamburg, Prof. Dr. Rudolf Focke, Director der Kaiser Wilhelm-Bibliothek-Posen, Dr. Fritz, Stadtbibliothekar-Charlottenburg, Gerhart Hauptmann-Agnetendorf, Dr. Jaeschke, Stadtbibliothekar-Elberfeld, Prof. Dr. Keyßer, Director der Stadtbibliothek-Cöln, Dr. Keller, Geh. Archivrath, Vorsitzender der Comenius-Gesellschaft-Charlottenburg, Prof. E. Liesegang, Director der Nassauischen Landesbibliothek-Wiesbaden, Detlev Frh. von Liliencron-Alt-Rahlstedt, Ulrich Meyer, Verlagsbuchhändler-Berlin, Prof. Niese-Berlin, Noack, Bibliothekar-Darmstadt. Dr. C. Noerrenberg, Stadtbibliothekar-Düsseldorf, Dr. A. Reimann-Berlin, Frida Schanz-Berlin, Friedrich Schinkel, Verlagsbuchhändler-Berlin, Dr. Ernst Schultze, Gen.-Secr. der deutschen Dichter-Gedächtniß-Stiftung-Hamburg, Johannes Trojan-Berlin.

Die Entscheidungen des Preisrichtercollegiums werden 3—4 Monate nach oben genanntem Ablieferungstermine den Gewinnern zunächst privat und dann in den größeren Tageszeitungen Deutschlands und Oesterreichs bekannt gegeben. Im Falle der Gleichwerthigkeit zweier Leistungen bleibt vorbehalten, den in Frage kommenden Preis zu theilen. Eine Rückgabe der eingesandten Schriftstücke findet nicht statt, sämmtliche Listen, auch die nicht preisgekrönten, gehen vielmehr in den freien Besitz des unterzeichneten Vereins über. Die Geschäftsstelle des Vereins ist zu allen näheren Auskünften stets gern bereit.

Wir hegen die zuversichtliche Hoffnung, daß dieses Preisausschreiben allerorts einen guten Anklang und die rege Theilnahme finden werde, die es um seines vornehmen Zweckes Willen gewißlich verdient.

Der Verein
zur Verbreitung guter volksthümlicher Schriften.
(Geschäftsstelle Berlin W. 57, Mansteinstr. 6.)

---

## Notizen.

Folgende neue Bücher, Broschüren, Zeitschriften u. s. f. sind uns zugegangen:

Photographischer Abreißkalender 1908. Mit künstlerischen Landschaftsphotographien und technischen Erläuterungen. Format 18 : 28 cm. Verlag von Wilh. Knapp (Halle). Preis Mk. 2.

Ich rathe jedem Anfänger des Photographie-Sports dringend, sich auf schnellstem Wege in den Besitz eines solchen Kalenders zu setzen. Denn wer einmal an diesen wunderbaren Vorbildern, Landschaften, Genrebildern und Porträts, seinen Geschmack bilden durfte, ist fernerhin ungefährlich; er wird nie mit fragwürdigen Resultaten seiner Kunst sich aus der Dunkelkammer heraus in das blaue Licht wagen. Und wer noch nichts vom Photographiren versteht, aber dazu bemittelt ist, soll ihn sich erst recht kaufen, damit ihm Lust zur schwarzen Kunst erweckt werde. *Helios.*

Gustav Meyrink: Wachsfigurencabinet. Sonderbare Geschichten. Buchschmuck von André Lambert. Verlag von Albert Langen, München. Preis geheftet Mk. 4.

Johannes Schlaf: Die Kritik und mein „Fall Nietzsche". Ein Nothruf. Verlag von Theodor Thomas, Leipzig.

E. Schrenk: Die Casseler Bewegung. Verlag Ernst Röttger, Cassel. Preis 20 Pf.

Im Verlage von Albert Ahn (Köln) erschienen:

Maarten Maartens: Dorothea. Geschichte eines reinen Herzens. Roman in 2 Bdn.

Hans Eichelbach: Das Thier. Ein Roman. Preis geh. Mk. 3.

Dr. Friedrich Blumberger: Altkreuznach. Roman aus dem Nahethal. Bd. 1 der Samml. „Kölner Jugend- und Volksschriften". Preis geh. Mk. 2.50.

Im Verlage von Carl Winter (Heidelberg) erschienen:

Die Philosophie im Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts. Festschrift für Kuno Fischer. Unter Mitwirkung von O. Liebmann, W. Wundt, Th. Lipps, B. Bauch, E. Lask, H. Rickert, E. Troeltsch, K. Groos herausgegeben von W. Windelband. Zweite verbesserte und um das Capitel Naturphilosophie erweiterte Auflage. Preis geh. Mk. 14.

Otto Freih. v. d. Pfordten: Vorfragen der Naturphilosophie. Preis geh. Mk. 3.80.

Hermann Heinrich: Jahresreigen. Gedichte. Nicolaische Verlagsbuchhandlung (R. Stricker), Berlin. Preis geb. Mk. 2.40.

Nur eine Probe auf gut Glück:

„Schneeglöckchen erwacht und sieht sich um:
Wie ist noch Alles so still und so stumm!
So tiefe Ruhe weit und breit!
Ist denn zum Aufstehn noch nicht Zeit? —
Da schmettert der Spatzen frecher Chor:
Du kommst zu früh aus dem Bett hervor!
Es ist bittrer Ernst, es ist kein Scherz,
Wir leben ja noch im Monat März!
Schneeglöckchen denkt: Und ist es zu früh,
Ich bin einmal da und blüh und blüh!"

Recht so. Nur sollte das dichtende Schneeglöckchen, für das es entschieden zu früh ist, seine Blüthen lieber nicht zum Strauße binden lassen. — Vielleicht bekommt der geschätzte Leser der „G." durch diese Probe eine schwache Vorstellung davon, was dem geplagten Herausgeber alles blüht!

H.

Digitized by Google

Oskar Wiener und August Geigenberger: Der lustige Kindergarten. Verlag der Jugendblätter (C. Schnell), München. Preis Mk. 2.50.

Wiener ist den Lesern der Gegenwart aus manchem Gedichte schon vortheilhaft bekannt. Aber während die Gedichte fast stets mondän oder social klingen oder ausklingen, tritt er hier als Kinderdichter von liebenswürdiger, siegessicherer Naivetät vor uns. Ich will aus dem Büchlein statt jeder Empfehlung nur ein kleines Gedichtchen mittheilen, das sich „Wie schade" betitelt. Es lautet:

Zu einem Hahn kam ein Küchelchen,
Das trug unterm Flügel ein Büchelchen,
Und sprach: „Herr Hahn, ich bitte gar fein,
Schreiben Sie mal da Ihren Namen herein!"

Da sagte der Hahn zu dem Küchelchen:
„„Was ist denn das für ein Büchelchen:
Sind darin kleine Kindergedichte?
Oder ist es vielleicht gar 'ne Weihnachtsgeschichte?""
Da seufzte das arme Küchelchen:
„Es ist nur ein Dienstbotenbüchelchen."

Wie die Verse Wieners, so sind auch die Zeichnungen Geigenbergers — übrigens prachtvoll farbig reproducirt — naiv und künstlerisch außerordentlich fein. Text wie Bilder halten sich von all dem Caricirten und Uebertriebenen frei, das man uns in den letzten Jahren als eine neue Kunst für das Kind hat aufschwatzen wollen. A. Hn.

Im Verlage von Alfred Schall (Verein der Bücherfreunde) erschienen:

Haus Fischer: Schönheit. Roman. Preis geh. Mk. 3.

Hanns von Zobeltitz: Die Rivalin. Roman. Preis geh. Mk. 3.50.

Franz Rosen: Ein Kampf ums Dasein. Roman. Preis geh. Mk. 4.

Luise Glaß: Der Schatten von Altramsdorf. Roman. Preis geh Mk. 3.

Otto Behrend: Der Bildhauer. Künstlerroman aus Pompeji. Preis Mk. 3.50.

Gustav Wied: Aus jungen Tagen. Eine Erzählung. Autorisirte Uebersetzung von Ida Anders. Verlag Axel Junker, Stuttgart. Preis geh. Mk. 5.

Euryalus und Lukrezia. Aus dem Lateinischen des Aeneas Sylvius Piccolomini (Papst Pius' II. „Historia de duobus amantibus"), übertragen von Konrad Falk. Inselverlag (Leipzig). Preis geh. Mk. 5.

Prof. Dr. Heinrich Simroth: Die Pendulationstheorie. Verlag von Konrad Grethlein (Leipzig). Preis geh. Mk. 12, in Halbfranz geb. Mk. 14.

Ich will vorerst nur in aller Kürze auf dieses hochbedeutsame Werk des Leipziger Zoologen aufmerksam machen, das eine Schöpfungsgeschichte giebt, die die verschiedenen bisherigen Deutungsversuche des Darwinismus und der Descendenztheorie auf ein einheitliches kosmisches Princip zurückführt und die Umwandlung und Verbreitung der Lebewesen erklärt. Es wird auf diese zuerst von dem Ingenieur Reibisch vor sechs Jahren aufgestellte Theorie und besonders das Simrothsche Werk in der „G." noch ausführlich zurückzukommen sein.

Dr. A. Hn.

Johannes Gaulke: Religion und Kunst. Mit 8 Tafeln in Tondruck. 9 Bändchen der Samml. „Führer zur Kunst". Verlag von Paul Neff (Stuttgart). Preis cart. Mk. 1.

Friedrich Werner van Oestéren: Der Weg ins Nichts. Novellen. Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin. Geh. Mk. 3.

In diesem Novellenbande sind ein paar Arbeiten von vollendetster Kunst, Meisterstücke, die an das Können eines Conrad Ferdinand Meyer heranreichen. So in erster Reihe „Die Unthat des Günther Harkebach" und „Der wälsche Springer", die außerordentlich fein sind. Und jede einzelne der Novellen, denen allen nur der tragische Weg in das Nichts gemein ist, zeigt Oestéren von einer anderen Seite. Bald malt er Freilichtbilder, kraß und scharf umrissen, auf grauem Hintergrunde, bald malt er mit dem Pinsel eines Künstlers des Rococo satte Farben.

Man darf auf die weitere Entwicklung des Dichters gespannt sein.

A. Hn.

Im Verlage von Julius Zeitler, Leipzig, erschienen:

Oscar Wilde: Das Bildniß von Dorian Gray. Deutsch von Bernhard Oehlschlägel. 5. Band der Editionen merkwürdiger und berühmter Romane der Weltliteratur.

Rudolf Borchardt: Rede über Hofmannsthal.

Im Verlage von Ernst Reinhardt (München) erschien:

Prof. Dr. Aug. Forel: Jugend, Evolution, Cultur und Narkose. Der neutrale Guttemplerorden. Ein Ansprache an die Jugend. Geh. 50 Pfg.

Dr. Rudolf Breitscheid: Der Bülow-Block und der Liberalismus. Geh. Mk. 1.20.

Richard Voß: Wenn Götter lieben. Erzählung aus der Zeit des Tiberius. Verlag von J. J. Weber, Leipzig. Geh. Mk. 4.

Karl Eugen Schmidt: Deutschland und die Deutschen in der französischen Caricatur seit 1848. Mit 90 Abb. Verlag von K. Ad. Emil Müller, Stuttgart. Geh. Mk. 2, geb. Mk. 2.60.

Albine Fiala: Rahel und ihre Freunde. Ein Buch der Erinnerung. Verlag von Wilhelm Braumüller, Wien. Geh. Mk. 2.25.

H. Keller-Jordan: Wandlungen. Novellen. Verlag von W. Kohlhammer, Stuttgart. Geh. Mk. 3.50.

Im Verlage von Josef Singer, Hofbuchhandlung (Straßburg), erschienen:

Wilhelm Freiberg: Morgenroth. Drama in 5 Aufzügen.
Alfred Rober: Indiscrete Reime.
Emil Aeppli: Ranken am Weg. Gedichte.
Oscillo: Liebesschwingungen. Novellenskizzen.
Sophie M. Este: Carmen Schellen.
Herold von Güntersdorf: Allein und andere Erzählungen.
W. Greiner: Sandkörner.
Paul Costia Gruner: Am Bergpfad. Gedichte.
Franz Hoffmann: Eine neue Theorie über Erdbeben und vulkanische Erscheinungen.

Eduard Engel: Das jüngste Deutschland. Verlag G. Freytag, Leipzig und F. Tempsky, Wien. Geh. Mk. 1.20.

W. Ch Franke: Für die Bauforderungen. Uebersicht, Kritik, Gegenentwurf. Helwingsche Verlagsbuchhandlung, Hannover.

Mrs. Henry de la Pasture: Peters Mutter. Uebersetzt von Auguste Daniel. Verlag Friedrich Emil Perthes, Gotha.

Ein außerordentlich liebenswürdiger Roman, der, wie in England, so auch bei uns in Bälde zahlreiche Freunde finden wird und das auch verdient. Ganz besonders köstlich sind zwei alte, verbitterte Tanten Peters geschildert, die geradezu von Dickensschem Gepräge sind und eine Lady Tintern, die ein Thackeray gezeichnet haben könnte. *f. n.*

Hans Aanrud: Kroppzeug. Uebersetzt von Walther R. Schmidt. Verlag von Georg Merseburger, Leipzig. Preis gebunden Mk. 3.

Wir haben schon lange keinen Dichter von so köstlicher Frische und so naiver Erzählungskunst erlebt, wie diesen norwegischen Dichter, dessen letztes Buch „Kroppzeug" das Buch dieser Weihnacht für alle Kinder und Alle, die Kinder lieben, sein wird. „Zwölf Geschichten von kleinen Menschen und Thieren" lautet der Untertitel dieses Büchleins, und ich weiß nicht, welchen Geschichten ich den Vorzug geben soll: denen, die von Kindern handeln, oder denen, die von Thieren erzählen. Ueber dem Ganzen liegt der zarte Hauch Andersenscher Märchenkunst. Die Uebersetzung ist recht gut. *A. Hn.*

Die Novellen des Cervantes. Unter Benutzung älterer Uebertragungen verdeutscht von Konrad Thorer. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. Mit einer Einleitung (Cervantes-Glosse) von Felix Poppenberg. Doppeltitel- und Einbandzeichnung von Carl Czeschka. Insel-Verlag (Leipzig). Preis geheftet Mk. 8.

Wona: Jamaikanische Negerlegenden. Anancy-Erzählungen. Uebersetzt von J. v. Duistorp. Verlag von Dr. Franz Ledermann (Berlin). Preis cartonirt Mk. 1,50.

Dr. jur. Klaus Wagner: Justizgesundung. Eine Programm-Schrift über Gerichtsorganisation, Trennung der Straf- und Streitgerichte, Gesetzessystematik, Verbrecherbehandlung und Richterstudium. Helwingsche Verlagsbuchhandlung (Hannover). Preis geheftet Mk. 1,50.

Prof. Dr. Siegfried Passarge: Südafrika. Eine Landes-, Volks- und Wirthschaftskunde. Mit 47 Abbildungen auf Tafeln, zahlreichen Profilen und 33 Karten. Verlag von Quelle & Meyer (Leipzig). Preis geheftet Mk. 7,20, gebunden Mk. 8.

Ernst Consentius: Alt-Berlin Anno 1740. Mit 10 Abbildungen und 1 Plan. Verlag von C. A. Schwetschke & Sohn (Berlin W. 35). Preis geheftet Mk. 3.

Insel-Almanach auf das Jahr 1908. Herausgegeben von Anton Kippenberg. Mit Buchschmuck von F. W. Kleukens (Darmstadt). Geheftet 80 Pf.

Curt Wigand: Uncultur. Vier Capitel Deutschthum. Buchschmuck von Richard Winckel. Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand), Berlin.

## Zur gefälligen Beachtung.

Manuskripte, Bücher, redactionelle Anfragen u. s. f. sind dem Herausgeber, Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstrasse 10, I zu senden.

Digitized by Google

Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:

**Harmoniums**

mit wundervollem Orgelton.
Katalog **gratis.**
**Aloys Maier,** Hoflief., **Fulda.**
Illustrierte Prospekte auch über den **neuen** Spielapparat **„Harmonista“**, mit dem **Jedermann ohne Notenkenntnisse sofort 4 stimmig Harmonium spielen kann.**

**Weck's Frischhaltung**

und sonst nichts und weiter nichts und drüber nichts drum

**Kothe auf Vorrat**

Drucksachen über:

**Weck's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel**

kostenlos durch:

**J. Weck, Ges. m. b. Haftung,**
**Oeflingen,** A. Säckingen (**Baden**).
Man verlange nur
**Weck's Originalfabrikate**
☛ **Ueberall Verkaufsstellen.**

**Keine Nachnahme! Erst prüfen!**

Orangenblüten-**Honig!!**

übertrifft jeden Honig der Welt. Garant. absolut naturr. Bienenprodukt!
Begeist. Lob von Honigkennern!
*10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u. zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.
**Kusche & Martin, Malaga**
Spanien (Deutsche Firma)

Künstlerische und gediegene bürgerliche Wohnungs-Einrichtungen deutscher Art in neuer Technik. Sorgfältige Farben- und Formengebung. III. Deutsche Kunstgewerbe-Ausstellung 1906 höchste künstlerische Auszeichnung: Ehren-Urkunde.

Teppiche, Bezüge, Vorhänge besonders dazu angefertigt in bester Qualität nach Entwürfen der ersten deutschen Künstler: Richard Riemerschmid, M. Junge, o E. H. Walther sowie B. Scott u. a. o

o o o o Niedrige Preislage. o o o o

Zimmer von 180 M. an. Einrichtungen zu 570 M., 1195 M., 2630 M. Frachtspesen durch Zerlegbarkeit der Möbel sehr verringert. Sofort lieferbar. Man verlange: Denkschrift über das Dresdner Hausgerät mit Preisliste und Bildern, dazu Ausstattungsbriefe von Dr. Fr. Naumann zusammen gegen Einsendung von 1.50 M. Gekürzte Preisliste mit Bildern umsonst.

DRESDNER WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST (KARL SCHMIDT) DRESDEN-ALTSTADT, KREUTZERSTRASSE 21.

**DÜRKOPP-**

**Fahrräder.**

**DÜRKOPP & Cº. A.G. BIELEFELD**

**Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig.**

**Naturwissenschaftliche Rundschau.**

**Wöchentliche Berichte über die Fortschritte auf dem Gesamtgebiete der Naturwissenschaften.**

Unter Mitwirkung hervorragender Gelehrten herausgegeben von Prof. Dr. **W. Sklarek.**

Preis vierteljährlich 4 Mark.

Seit mehr als zwanzig Jahren ist die „Naturwissenschaftliche Rundschau“ ihrer hohen Aufgabe mit so großer Umsicht und Sachkunde gerecht geworden, daß sie sich schon seit Jahren in der Weltstellung eines **Zentralblattes für die gesamten Naturwissenschaften** befestigt und dieser hohen Bedeutung entsprechend ihren Abonnements und Leserkreis stetig erweitert hat.

**Probenummern gratis!**

**Abonnement auf das I. Quartal 1908.**

**Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements-Bestellungen zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein beträgt der Preis 5 Mk. 25 Pf.**

**Die Bestellungen können an die Briefträger gerichtet werden, die auch gleichzeitig den Betrag einziehen.**

**Verlag der Gegenwart in Leipzig.**

Digitized by Google

**Völlig umsonst**

erhalten sie unsern soeben erschienenen **Kunstverlags-Katalog,** 64 Seiten stark, mit 164 Abbildungen. Sie brauchen dieses künstlerisch ausgestattete Verzeichnis nur durch eine Postkarte direkt bei uns oder auch bei Ihrer Buchhandlung zu bestellen.

Leipzig **Breitkopf & Härtel**
**Kunstverlag**

**Deutsche Mittelmeer-Levante-Linie**

Norddeutscher Lloyd, Bremen. Deutsche Levante-Linie, Hamburg.

Regelmässiger wöchentlicher Passagierdienst zwischen

Marseille - **Genua** - Neapel - Piräus

Smyrna - **Konstantinopel** - Odessa -

Nicolajeff - Batum und zurück

In allen Häfen genügend aufenthalt zum Besuch der Sehenswürdigkeiten. Unterbrechung der Reise gestattet

Wegen Fahrkarten, Auskunft über Reise u. s. wende man sich ausschließlich an

**Norddeutscher Lloyd, Bremen**
**oder dessen Agenturen.**

**WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST**
**OTTO ERDMANN JUNIOR**
**BERLIN S.W. 61.**
**TEMPELHOFERUFER 21.**

*London W. 8|9 Colville Square.*

*Erstklassiges Boarding House. Beste Lage. Gute Küche. Pension mit Bedienung von 22 Mark wöchentlich an. Garten. Deutsche und englische Referenzen.*

*London W. 8|9 Colville Square.*

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die „Gegenwart" ▪ ▪ ▪ ▪ ▪ ▪ beziehen. ▪ ▪ ▪ ▪ ▪ ▪

**Gsellius'sche Buch-, Antiquar- und Globenhandlung (F. W. Linde) BERLIN W. 8**

**Mohrenstrasse 52 — Telephon I, 2945**

empfiehlt den geehrten Lesern der Gegenwart ihr grosses Antiquar-Lager neuerer und älterer Bücher aller Wissenschaften

**zu billigsten Preisen.**

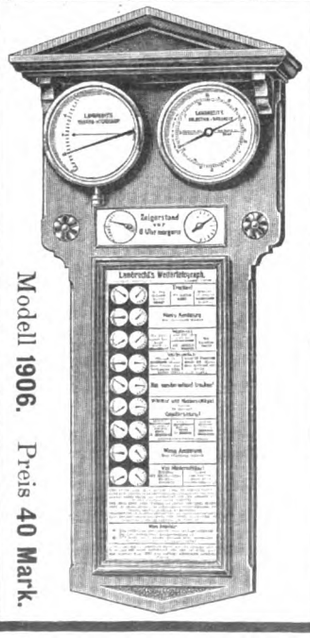
Ferner unterhält die Firma ein **vollständiges Auslieferungslager** von **Max Hesses Klassiker-Ausgaben, Hesses Volksbücherei,** der **Meisterwerke der deutschen Bühne** von Professor G. Witkowski und **Hesses Katechismen.**

Jeder Auftrag kann deshalb sofort zur Ausführung gelangen.

Kataloge gratis und franko.

**SCHREIBMASCHINE**
mit sichtbarer Schrift
**„Continental"**
Erstklassiges Fabrikat

Generalvertreter:
**Franz Kaiser,** Berlin W. 8. Friedrichstr. 197.




**Original**
**Lambrecht's Wettertelegraph**

gibt durch nur 2 Zeiger die drei Hauptfaktoren für die Vorausbestimmung des Wetters an: **Lufttemperatur, Luftfeuchtigkeit** und **Luftdruck.** Die Wetterprognose ist dadurch außerordentlich erleichtert, daß nur die gegenseitige Stellung dieser Zeiger in der am Apparat befestigten Tabelle aufzusuchen und die daneben stehende Prognose **einfach abzulesen ist.** — **Zahlreiche erstklassige Anerkennungen stehen zu Diensten.**

Lambrechts Instrumente sind gesetzlich geschützt.

**Man verlange ausdrücklich Gratis-Drucksache Nr. 280.**

**Wilh. Lambrecht**
**Göttingen,**
Gegr. 1859 (Georgia Augusta).

Inhaber des Ordens für Kunst u. Wissenschaft, der grossen goldenen und verschiedener anderer Staatsmedaillen.

**Vertreter an allen größeren Plätzen des In- und Auslandes.**

**Generalvertrieb** für die Schweiz Italien und die österreichischen Alpenländer durch:

**C. A. ULBRICH & Co., Zürich.**

**Wollen Sie**
**Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren etc.**
direkt, billig und gut kaufen, dann verlangen Sie unsere Offerte.

**Belmonte & Co.,**
**Berlin.**

Detail-Verkauf:
**Leipzigerstrasse 35a,** Ecke **Charlottenstrasse,** und **Königstrasse 46,** Ecke **Hoher Steinweg.**

**Juweliere, Gold- u. Silberschmiede, Ateliers für Jnwelenschmuck und Kunstarbeiten.**

Fabrikation mit elektrischem Kraftbetrieb. — **Gold- und Silber-Walz- und Prägewerk. Engros-Export nach allen Ländern.**

**Prachtkatalog** mit vielen tausend Illustrationen von Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren gegen 1 Mk. franko. Bei Einkauf oder Rücksendung wird dieser Betrag vergütet. — **Spezialllisten gratis.**

Verantwortl. Redacteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Macher, Berlin W. 35, Steglitzer Straße 8. Max Hesses Verlag in Leipzig. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 2. Berlin, den 11. Januar 1908. 37. Jahrgang. Band 73.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Max Hesses Verlag in Leipzig. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 4gespaltene Petitzeile 50 Pf.

Inhalt:

Die Reform der Reichsbank. Von Regierungsrath Rudolf Martin (Berlin). — Gangbare Wege für die deutsche Ostmarkenpolitik. Von R. Richardi (Schwetz a. W.). I. — Gastlichkeit. Von Prof. Dr. Edward Westermarck. (Schluß.) — Das Recht auf die eigene Person. Ein Essai von Prof. Dr. Alfred Klaar (Berlin). II. — Schelling und die Romantik. Von Otto Bollmer (Leipzig). — Ludwig Bechstein und sein Denkmal. Von Dr. Adolf Langguth, Königl. Bibliothekar zu Berlin. I. — Der Weg. Von Leo Heller (Berlin). — Die Panacee des Lebens. Novelle von Kurt Martens (München). III. — Allenstein. Von Marsyas (Dr. Martin Beradt, Berlin). — Aus der Komödie der Menschheit. Von Arthur Neißer. — Notizen. — Anzeigen.

## Die Reform der Reichsbank.

Von Regierungsrath Rudolf Martin (Berlin).

An den künftigen Präsidenten der Reichsbank Herrn Havenstein treten wichtige Aufgaben heran. Wer der Ansicht ist, daß ein Reichsbankdiscont von $7^1/_2$ % für deutsche Verhältnisse angemessen ist, der mag die Reichsbank und das deutsche Geldwesen als eine unübertreffliche Einrichtung betrachten. Da aber ein Geschäftsmann, der einen Reichsbankdiscont von $7^1/_2$ % im nationalen Interesse liegend erachtet, für handlungsunfähig erklärt werden müßte, so dürfte sich nicht leicht ein Bewunderer der gegenwärtigen Verfassung der Deutschen Reichsbank und des deutschen Geldwesens finden. Warum begnügt sich denn die Bank von Frankreich in diesen schweren Zeiten mit einem Discont von 4 %? Es ist merkwürdig, daß die der Reichsbank nahe stehenden Organe der Oeffentlichkeit diese Frage noch nicht beantwortet haben. Man vermeidet es lieber, diesen heiklen Punkt zu berühren. Eine Erörterung würde zu dem Ergebniß führen, daß die Spannung zwischen dem französischen und dem deutschen Discontsatz durchaus nichts Neues ist. Sie war sogar schon größer. Als am Ende des Jahres 1906 der deutsche Reichsbankdiscont auf 7 % stand, blieb der Discont der Bank von Frankreich ruhig auf 3 %, wie ohne Unterbrechung seit dem Jahre 1901. In diesen 6 Jahren hat sich nur die Bank von Frankreich eines absolut unveränderlichen, niedrigen Disconts von 3 % zu erfreuen gehabt. Einen solchen Tiefstand von 3 % hat der Discont der Deutschen Reichsbank nur ganz vorübergehend einmal im Jahre 1902 erreicht. Im Jahresdurchschnitt schwankte er in den 6 Jahren von 1901 bis 1906 zwischen 3,32 und 5,15. Seit dem Jahre 1902 hat er im Allgemeinen eine aufsteigende Tendenz. Vorübergehend erreichte er bereits im Jahre 1904 5 % und im Jahre 1905 6 %, während der französische Discont sich nicht über 3 % erhob. Um die Gleichmäßigkeit und Niedrigkeit ihres Disconts können wir die Franzosen wirklich beneiden. Auch das reiche England wird mit Neid auf Frankreich blicken, wenngleich der Discont der Bank von England regelmäßig $^1/_2$ bis 1 % niedriger als der deutsche war.

Welches sind nun die Gründe des gleichmäßigen und niedrigen Disconts der Bank von Frankreich? Frankreich ist an flüssigem Capital, welches nicht im eignen Lande Anlage sucht, reicher als Deutschland. Die jährlichen Ersparnisse Englands überragen aber bei Weitem die jährlichen Ersparnisse Frankreichs. Der Reichthum Frankreichs kann sich nicht im Entferntesten mit dem Reichthum Englands messen. Und doch ist der Discont der Bank von England regelmäßig erheblich höher als der Discont der Bank von Frankreich. Seit dem 7. November 1907 betrug der Discont der Bank von England 7 % und derjenige der Bank von Frankreich 4 %. Erst am 2. Januar 1908 ist der Discont der Bank von England auf 6 % herabgesetzt worden. Wenn die Bank von England ihren Discont nicht auf eine solche beispiellose Höhe geschraubt hätte, wäre es der Bank von Frankreich gar nicht eingefallen, den Discont in Anbetracht der internationalen Geldkrisis höher als $3^1/_2$ % festzusetzen. Das ist für französische Verhältnisse schon sehr hoch! Die Bank von England und die Deutsche Reichsbank haben ihren Discont innerhalb von nicht ganz 2 Wochen auf eine so ungeheure Höhe geschraubt, um ihren kleinen Goldvorrath von rund $^1/_2$ Milliarde Mark gegen die Ansprüche Amerikas zu vertheidigen. Die Amerikaner wissen, daß in der Bank von Frankreich mehr als das Vierfache des Goldvorraths der Bank von England oder der Deutschen Reichsbank liegt. Warum wenden sie sich nicht nach Paris? Warum zieht das von Amerika bedrohte England nicht das nothwendige Gold aus der Bank von Frankreich herbei? Weil die Trauben zu hoch hängen! Die Bank von Frankreich läßt sich nicht gegen ihren Willen Gold entziehen. Sie hat nicht die Verpflichtung, ihre Noten in Gold einzulösen. Sie ist gewohnt, ihre Noten in Silber einzulösen. Wer der Bank von Frankreich Noten im Betrag von 10000 Francs darbietet, erhält dafür ohne Weiteres Silbergeld im Betrage von 10000 Francs, oder wenn er durchaus Goldgeld haben will, zahlt er dafür noch 20 Francs, mit anderen Worten, er begnügt sich mit 9980 Francs in Goldstücken. Regelmäßig beträgt diese Goldprämie 2 pro Mille. Bei zu starkem Bedarf dürfte die Bank von Frankreich den Satz entsprechend erhöhen. Nach Uebereinstimmung aller Fachmänner schützt dieser seltsame Brauch der Erhebung einer Goldprämie den Goldschatz der Bank von Frankreich, denn einen solchen Verlust will kein Kaufmann erleiden, außer wenn es durchaus nöthig ist. Würde der Bank von Frankreich ihr Silbergeld ausgehen, so müßte sie ohne Prämie mit Gold zahlen. Sie besitzt aber nicht weniger als eine Milliarde Silbergeld und daneben noch rund $2^3/_4$ Milliarde Francs in Gold. Seit dem Jahre 1876 haben die Franzosen die Goldwährung, aber ihre Goldwährung ist eine hinkende, da die silbernen Fünffrankstücke ihre Zahlkraft behalten haben. Die silbernen Fünffrankstücke dienen in ihrer Eigenschaft als

Digitized by Google

gesetzliche Zahlungsmittel der praktischen und schmerzlosen Aufrechterhaltung der Goldwährung. Auch die deutschen Thaler waren bis zum 1. October 1907 gesetzliche Zahlungsmittel, aber die Deutsche Reichsbank hatte die Verpflichtung, ihre Noten in Gold einzulösen. Seit dem 1. October 1907 hinkt unsere Goldwährung nicht mehr. Wir erfreuen uns jetzt der reinen Goldwährung, und zwar in noch höherem Maße als in England, wo die Note der Bank von England als gesetzliches Zahlungsmittel gilt, solange sie von der Bank eingelöst wird. Ist es nicht wunderbar, in einem Lande zu leben, wo wirklich die absolute reine Goldwährung herrscht? Es ist merkwürdig, daß dieses Glück in der Gegenwart von der Presse dem unzufriedenen Publicum nicht mehr vor Augen geführt wird! Es ist schade, daß Ludwig Bamberger die Zeit nicht erlebt hat, wo der Reichsbankdiscont auf $7^1/_2$ % steht, nur um uns den Vollgenuß der absolut reinen Goldwährung zu ermöglichen.

Der gegenwärtige Zustand eines so hohen Reichsbankdisconts mag nur ein vorübergehender sein. Er wird aber sicher nicht nur wiederkehren, sondern mit verstärkter Kraft auftreten. Die Handelsbeziehungen zwischen den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika und West-Europa sind immer engere geworden. Auch wenn die Amerikaner die gegenwärtige schwere Geldkrisis überwunden haben, werden sie nicht von ihrer Leidenschaft der Uebercapitalisation und Ueberspeculation lassen können. In wenig Jahren werden sie aufs Neue sich gründlich festgefahren haben. Auf viele Jahre, vielleicht Jahrzehnte hinaus, ist der Capitalbedarf dieses riesenhaften Landes, dessen Landwirthschaft noch nicht halb so intensiv ist wie in Deutschland, ein riesenhafter. Europa wird also noch oft mit Milliarden von Mark einspringen müssen, um den Mangel an flüssigem Capital abzuhelfen. Herrscht zu solchen Zeiten des acuten amerikanischen Capitalbedarfs in West-Europa Geldknappheit, etwa weil der nimmersatte russische Staat aufs Neue Milliarden als Anleihen verschlungen hat, so wird der Bankdiscont in London und Berlin in Zukunft vielleicht nicht nur $7^1/_2$, sondern 9% erreichen. Das englische und deutsche System, den Goldvorrath der Centralnotenbank lediglich durch Heraufsetzung des Disconts zu sichern, ist auf die Dauer unhaltbar. Dies System ist vollkommen veraltet! Das französische System, so unvollkommen, wie es aus der historischen Entwicklung hervorgegangen ist, erscheint im Vergleich hierzu als ein wahrhaft fortgeschrittenes Bank- und Geldsystem. Um den kleinen Goldvorrath der Deutschen Reichsbank in Höhe von rund $^1/_2$ Milliarde Mark gegenüber den amerikanischen Ansprüchen zu sichern, erhöhen wir durch Heraufsetzung des Reichsbankdisconts auf $7^1/_2$ % den Zinsfuß des gesammten nationalen Leihcapitals in einem so unerträglichen Maße! Eine spätere Zeit wird erstaunt sein über das Vollmaß banktechnischer Ungeschicklichkeit der Gegenwart. Diese Art von Bankwesen und Geldwesen ist wahrhaft börsenfeindlich! Hat wohl irgend Jemand an der Berliner oder Londoner Börse jemals die Franzosen bemitleidet, daß sie sich noch in dem rückständigen Zustande einer hinkenden Goldwährung befinden? An der ganzen Pariser Börse ist Niemand, der in diesen Tagen das System der Goldprämie und der gesetzlichen Zahlkraft der silbernen Fünffrankstücke missen möchte.

Der neue Reichsbankpräsident Havenstein findet eine wichtige Aufgabe vor. Nur durch eine gründliche Reform an Haupt und Gliedern können wir dauernd den Bankdiscont ermäßigen und das Niveau der sämmtlichen Börsenpapiere wieder heben. Nur nach einer solchen gründlichen Reform werden die so tief gesunkenen Staatspapiere wieder steigen. Im Interesse der finanziellen Kriegsbereitschaft des Deutschen Reiches ist es höchste Zeit, daß der Kursstand der Staatspapiere wieder gehoben und der unmäßig hohe Discont erniedrigt wird. Niemand kann mehr als ich ein aufrichtiger Anhänger der Goldwährung sein, aber die Goldwährung muß nach meiner Ueberzeugung so ausgestaltet und modernisirt werden, daß sie der Börse, der Industrie und dem Handel wahrhaft nützlich ist. Allerdings wird auch das vollkommenste Bank- und Geldsystem uns nicht vor Zeiten ärgster Geldknappheit schützen, so lange es dem größten Schuldner der Weltgeschichte, dem russischen Staate, möglich gemacht wird, Milliarden deutscher Ersparnisse in der Form von Anleihen dem Körper der deutschen Volkswirthschaft abzupressen.

In meinem kürzlich erschienenen Buche „Die wirthschaftliche Krisis der Gegenwart“ (Verlag Dr. Werner Klinkhardt, Leipzig) habe ich meine alte Forderung erneuert, daß die Aufnahme ausländischer Riesenanleihen auf dem heimischen Markt erschwert, und die diesbezüglichen Verhältnisse gründlich durch eine besondere Commission untersucht werden. Die vom Reichskanzler einberufene doppelte Enquête-Commission für unsere Geld- und Credit-Verhältnisse sowie für das Bankwesen müßte sich sowohl mit der Sperrung des deutschen Marktes gegenüber den ausländischen Riesenanleihen als mit der Uebernahme der besten französischen Einrichtungen auf dem Gebiet des Bank- und Geldwesens befassen.

---

## Gangbare Wege für die deutsche Ostmarkenpolitik.

Von R. Richardi (Schwetz a. W.).

### I.

Die Thatsache, daß eine zwanzigjährige Thätigkeit der Ansiedlungscommission ein merkliches Zurückdrängen des Polenthums in unseren Ostmarken nicht hat herbeiführen können, daß im Gegentheil in dieser Zeit eine auffällige Stärkung des polnischen Nationalbewußtseins stattgefunden hat, muß unwillkürlich den Gedanken aufkommen lassen, daß die angewandten Mittel zur Erreichung des gesteckten Zieles entweder nicht genügt haben, oder daß von vorne herein Fehler gemacht worden sind, deren hemmende Wirkung mit der Zeit immer mehr zur Geltung kommt.

Da wir nun durch das angestrebte Gesetz über die Landenteignung zu einem bedeutsamen Abschnitte in unserer Ostmarkenpolitik gelangen werden, so ist es nothwendig, vorher diesen Fragen näher zu treten und gewissenhaft zu prüfen, auf welche Weise hier Abhilfe geschaffen werden kann, und ob es nicht noch andere Wege giebt, die uns zu dem erstrebten Ziele führen, und die, neben dem Enteignungsgesetze angewendet, die Ausführung dieses wenigstens in seiner schroffsten Form nicht erforderlich erscheinen lassen. — Wir müssen hierbei auf die Denkschrift über die Ausführung des Gesetzes vom 26. April 1886, betreffend die Beförderung deutscher Ansiedlungen in den Provinzen Westpreußen und Posen für das Jahr 1906 zurückgreifen, aus der hervorgeht, daß die Gesammtzahl der zu Rente, Pacht und Miete in den zwanzig Jahren bisher überhaupt angesetzten Ansiedlerfamilien 12415 mit rund 81000 Seelen beträgt. Es ist dies den aufgewendeten Mitteln gegenüber verhältnißmäßig wenig, besonders wenn man bedenkt, daß diese Zahl durchaus nicht die Garantie giebt, daß die angesiedelten 12415 Familien nun wirklich auch aus Deutschen bestehen, denn gerade bei der Bildung der Rentengüter ist von der Generalcommission in Bromberg in der ersten Zeit sehr viel dadurch gesündigt worden, daß weder auf die Nationalität des neuen Rentengutsbesitzers besondere Rücksicht genommen ist, noch irgend welche Vorkehrungen getroffen worden sind, die den Uebergang eines solchen Rentengutes aus deutschen in polnische Hände hätten verhindern können.

Die Zahlen dieser Denkschrift reden aber auch noch in anderer Beziehung eine sehr ernste Sprache. So sind

Digitized by Google

in obigen 12415 Ansiedlerfamilien nur 2834 Arbeiter- und Handwerkerfamilien mit im Ganzen 11324 Seelen enthalten, eine für den Umfang der Ostmarken, die 20jährige Siedlungsthätigkeit und die vorhandenen Arbeiterbedürfnisse geradezu verschwindend kleine Anzahl. Und nun der Landerwerb: Die Preise haben hier eine ungeheuerliche Steigerung erfahren. Im Jahre 1886 wurde für den Hectar Land der 69,7fache Betrag des Grundsteuer-Reinertrages von der Ansiedlungscommission bezahlt, 1890 schon der 71,5fache Betrag, 1900 der 80,0fache, 1903 der 99,3fache, 1904 der 112,5fache, 1905 der 125fache und endlich 1906 der 139fache Betrag, und trotz dieser, wie es in dem Berichte für das Jahr 1906 heißt, von der Ansiedlungscommission gezahlten und von ihr gebotenen Preise hat sie es auch in diesem Jahre nicht verhindern können, daß eine Anzahl deutscher Besitzungen zu höheren, als den von ihr gebotenen Preisen in polnische Hände übergegangen ist, während der Erwerb polnischen Besitzthums ein ganz minimaler war, denn von den angekauften 21 Rittergütern stammten nur 2 aus polnischem Besitz, von 50 größeren selbstständigen Gutsbezirken nur 5, und von 96 Bauernwirthschaften nur 39, insgesammt wurden 1906 angekauft 29675 ha, von denen sich aber nur 3030 ha in polnischem Besitz befunden hatten, — und das bei einem Preise von durchschnittlich 1383 Mk. für den Hectar bei Gütern und 1451 Mk. bei Bauernwirthschaften gegen 568 Mk. bezw. 802 Mk. für den Hectar im Jahre 1886.

Obwohl nach dem klaren Wortlaut des Gesetzes vom 26. April 1886 beabsichtigt wurde, mit seiner Hülfe Grundbesitz aus polnischen Händen in größerem Umfange zu erwerben, sind statt dessen, in Folge ganz eigenartiger Verhältnisse, die sich hier herausgebildet haben, in diesen 20 Jahren 89,8 % aller Erwerbungen aus deutschem und nur 10,2 % aus polnischem Besitz aufgekauft und dabei noch zu einem Preise, dessen Höhe in gar keinem Verhältnisse steht zu dem, der den einzustellenden Ansiedlern in Anrechnung gebracht werden kann.

Es liegt somit auf der Hand, daß unter diesen Verhältnissen das Ansiedlungsgesetz im Wesentlichen seinen Zweck verfehlen muß und es entsteht nun, wie schon erwähnt, die Frage, in welcher Weise hier Abhülfe geschaffen werden kann. Zunächst müssen wir uns aber, ehe wir an die Beantwortung dieser Frage gehen, vergegenwärtigen, daß der Ansiedlungscommission für diesen Mißerfolg keine Schuld beigemessen werden kann; denn sie ist gar nicht in der Lage, auch nur den geringsten Einfluß auf die Ankaufsverhältnisse, wie sie sich in den Ostmarken herausgebildet haben, ausüben zu können, da ihr keine Zwangsmittel zur Verfügung stehen, und sie lediglich auf Gelegenheitsankäufe und Verkäufe angewiesen ist und ihre Thätigkeit unter diesen Verhältnissen sich daher nur auf die Auswahl der für ihre Zwecke möglichst günstigen zum Kauf angebotenen Grundstücke und deren praktische Auftheilung und schnelle Besiedlung erstrecken kann; im Uebrigen ist sie eben auf das Wollen und Nichtwollen des einzelnen Interessenten angewiesen. So ist denn auch in den meisten Abhandlungen über die Zweckmäßigkeit, die Ziele und die Erfolge der Ostmarkenpolitik stets mit mehr oder weniger Nachdruck darauf hingewiesen worden, daß die Hauptarbeit an dem Ansiedlungswerke dem Patriotismus und der Opferwilligkeit jedes einzelnen betheiligten Deutschen zufalle, und daß es die Pflicht jedes Ostmarkenbewohners sei, mit allen Mitteln und Kräften die Ansiedlungscommission bei der Erstrebung des gesteckten Zieles zu unterstützen, ohne Rücksicht auf persönliche und materielle Vortheile. Leider liegt meiner Ueberzeugung nach gerade in dieser Auffassung von dem Arbeitsantheil, den der Ostmärker hierbei zu leisten hat, der hauptsächlichste und die Durchführung unserer Ostmarkenpolitik am meisten hemmende Fehler.

Es spricht sich so leicht aus: deutsche Ideale, Patriotismus und Opferwilligkeit. Aber es ist doch ein großer Unterschied, ob man all dies bethätigen soll, im frischen, fröhlichen Kampfe Mann gegen Mann oder bei ruhiger Ueberlegung im täglichen, ermüdenden Kampfe um das Stückchen Brod, wenn die Noth vor der Thüre steht und die Sorge um die Zukunft von Weib und Kind das Herz bedrückt. Da kommen dann die Zweifel, ob nicht die wirthschaftlich sichere Existenz und die Zukunft der Familie an erster Stelle stehen muß, und die Kampfesfreudigkeit und Opferwilligkeit erlahmen in der Erkenntniß, daß Millionen anderer Deutscher sich nicht einmal den Finger um die Ostmark benetzen, und daß gerade diese es sind, die von denen noch persönliche Opfer verlangen, die unter widrigen Verhältnissen einen schweren, erbitterten Kampf gegen die polnische Uebermacht führen. Wenn dann in diesem Zwiespalt zwischen dem Pflichtgefühl dem Staate und dem der Familie gegenüber schließlich der jedem Menschen inne wohnende Naturtrieb, der krasse Egoismus, den Sieg davon trägt, so ist das zwar bedauerlich und oft auch hart zu verurtheilen, aber es ist menschlich erklärlich. Wir sind eben alle Menschen mit menschlichen Schwächen und Fehlern und mit dem Streben, vorwärts zu kommen im Kampfe ums Dasein, um unsere eigene Zukunft und die Zukunft unserer Angehörigen sicher stellen zu können. Daß man diesen Naturtrieb beim Beginn der Ostmarkenpolitik außer Betracht ließ und dafür allein mit der persönlichen und materiellen Opferwilligkeit der Ostmärker rechnete, ohne ihnen entsprechende Vortheile in Aussicht zu stellen, war der schwerste Fehler, der gemacht werden konnte und leider zieht er sich wie ein rother Faden durch sämmtliche Maßnahmen. Von dem Grundbesitzer wird verlangt, daß er entweder die Gelegenheit zum vortheilhaften Verkaufe überhaupt verstreichen lasse oder wenigstens die höheren Angebote von polnischer Seite zurückweise, von dem Ansiedler wird verlangt, daß er ein genügendes Capital mitbringe, um, durchaus nicht zu Vorzugspreisen, eine Wirthschaft zu erwerben in einer Gegend von ihm fremder Cultur und Sitte, mit mangelhaften Verkehrsverhältnissen und inmitten einer ihm feindlich gesinnten Bevölkerung, von dem Arbeiter wird verlangt, daß er unter denselben widrigen Umständen für einen Lohn arbeite, den der einheimische Arbeiter als Sachsengänger verschmäht; von dem Handwerker schließlich wird verlangt, daß er gut und billig arbeite und seine deutsche Gesinnung überall offen bethätige, ohne Rücksicht darauf, daß er dadurch seine polnische Kundschaft verliert und in Folge der geringen deutschen Besiedlung keinen Ersatz dafür erhält.

Das alles läuft sozusagen wider die menschliche Art, namentlich bei Leuten, die nicht gewöhnt sind, sich in Idealen zu ergehen, sondern die mit beiden Füßen im praktischen Leben stehen und für die geleistete Arbeit auch sofort klingenden Lohn einheimsen wollen. Sollen wir daher in diesem Kampfe um die Ostmark Sieger bleiben, so müssen wir in Zukunft bei allen Maßnahmen in erster Linie nur das praktische Leben zur Geltung kommen lassen, d. h. wir dürfen nur mit dem rohen Naturtrieb, dem krassen, materiellen Egoismus der deutschen Ansiedler rechnen und ihn vor Allen bei der Besiedlung und den andern Maßnahmen berücksichtigen.

Versuchen wir einmal von diesem Standpunkte aus, gangbare Wege zur Erreichung des Zieles unserer Ostmarkenpolitik zu finden.

Die brennendste Frage, die zunächst der Lösung bedarf, ist wohl die Arbeiterfrage, die Beschaffung der erforderlichen Arbeitskräfte, insbesondere für die Landwirthschaft. Diese Arbeiternoth ist hier in der Ostmark nicht künstlich geschaffen, sondern hat sich ganz naturgemäß aus den hiesigen Verhältnissen allmälig herausgebildet. Die polnische Bevölkerung bestand, wie ja bekannt, bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts etwa hauptsächlich aus Kleinbauern

Digitized by Google

und Arbeitern, deren Zahl in Verbindung mit den niederen deutschen Volksschichten bei dem wenig intensiven Betriebe der Landwirthschaft vollkommen zur Deckung der Bedürfnisse an Arbeitskräften genügte. Dies änderte sich mit der Zeit, sowohl durch die Wirkungen des Freizügigkeitsgesetzes, als auch durch den gewerblichen Aufschwung und den immer intensiveren Betrieb der Landwirthschaft, die dadurch einen bedeutend größeren Bedarf an Arbeitern hatte; endlich aber auch dadurch, daß sich aus der polnischen Bauern- und Arbeiterschaft allmälig ein an Zahl bedeutender Mittelstand herausbildete, der dem Arbeiterstande einen Theil des Nachwuchses entzog und einen noch größeren Bedarf an Arbeitskräften schaffte. Am einschneidendsten, ja geradezu verheerend wirkte aber das Umsichgreifen der Sachsengängerei. Dem mit den Verhältnissen nicht näher Vertrauten mag es vielleicht übertrieben erscheinen, — es ist aber Thatsache, daß in vielen Gegenden sich mit dem Beginn des Frühjahrs die Einwohner ganzer Dörfer zum Fortzuge rüsten, und nur Greise, Kinder und zu schwerer Arbeit nicht geeignete Personen zurückbleiben. Erst mit Beginn des Winters kehren diese Leute zurück, verleben in ihrem Heimathdorfe im Nichtsthun den Winter und ziehen mit Beginn des Frühjahrs wieder fort nach Sachsen, Vorpommern oder in die Rheingegend. Daß durch diese Abwanderungen Sitte, Zucht und Ordnung, der Familiensinn und der Sinn für das Gemeinwesen schwer leiden, ist ebenso schlimm, wie die dadurch in der Ostmark hervorgerufene unerträgliche Arbeiternoth in der Landwirthschaft und im Gewerbebetriebe. Hier muß Wandel geschaffen werden, und wo ein Wille dafür vorhanden ist, da findet sich auch ein Weg. Zunächst ist es nicht nothwendig, daß der Staat der Sachsengängerei durch Prämiengewährung Vorschub leistet. Dies geschieht nun aber in folgender Weise: Der Arbeitgeber im Westen beauftragt alljährlich einen Unternehmer, ihm eine bestimmte Anzahl Arbeiter zu irgend einem Termin zu besorgen. Dieser Unternehmer wirbt die erforderliche Anzahl männlicher und weiblicher Arbeiter in Posen und Westpreußen an, sammelt sie an einer bestimmten Eisenbahnstation und fährt von hier aus mit der ganzen Gesellschaft zur Arbeitsstelle. Da es sich hierbei stets um größere Massentransporte handelt, für die die Eisenbahnverwaltung erhebliche Preisermäßigungen eintreten läßt, so fallen die Kosten der weiten Reise für den Arbeitgeber sehr wenig ins Gewicht, was aber nicht der Fall wäre, wenn für den einzelnen Arbeiter der volle Fahrpreis gezahlt werden müßte. Sind nun die Arbeiter der Ostmark in dieser Weise nach dem Westen abgeschoben, so tritt derselbe Unternehmer an die sich nun in Verlegenheit befindenden Arbeitgeber der Ostmark heran, und erbietet sich, ihnen als Ersatz Arbeiter aus Rußland zu besorgen. Nothgedrungen muß der Arbeitgeber auf diesen Vorschlag eingehen, und dasselbe Spiel mit der Fahrtermäßigung wiederholt sich. Wäre es da nicht ein einfaches Mittel, wenn die Preisermäßigungen bei Massentransporten von Arbeitern aus Posen und Westpreußen in Wegfall kämen, und nur die Massentransporte ausländischer Arbeiter eine Fahrtermäßigung hätten? Keinem Arbeitgeber aus dem Westen würde es dann mehr einfallen, ostmärkische Arbeiter für theures Fahrgeld nach dem Westen kommen zu lassen, wenn sich der Transport russischer Arbeiter so viel billiger gestalten würde. Immerhin könnte es aber vorkommen, daß die Unternehmer, um die mehrfache Provision nicht zu verlieren auf den Gedanken kommen könnten, mitteldeutsche Arbeiter nach dem Westen, ostdeutsche nach Mitteldeutschland und wie bisher Russen nach der Ostmark zu befördern. Dadurch würden die Transporte sich bedeutend verkürzen und dem entsprechend auch verbilligen, so daß sie die Höhe der Transportkosten russischer Arbeiter nach Mitteldeutschland oder nach dem Westen nicht überschreiten. In diesem Falle würde die geschilderte Maßnahme ein Schlag ins Wasser sein. Wir dürfen uns daher nicht mit dieser einen begnügen, sondern müssen nebenbei noch von vorn herein Vorkehrungen treffen, die die Abwanderung ostmärkischer Arbeiter überhaupt unterbinden; nur muß dabei vermieden werden, das sogenannte Freizügigkeitsgesetz zu durchbrechen. Denn solche Vorschläge würden niemals die Zustimmung der gesetzgebenden Körperschaften erlangen. Das Gesetz über die Freizügigkeit beschäftigt sich aber ausschließlich mit dem Arbeitnehmer und bestimmt allein, daß dieser in seiner Freizügigkeit nicht gehindert oder durch lästige Bestimmungen beschränkt werden darf. Wir können es daher versuchen, den Hebel bei dem Arbeitgeber anzusetzen, und zwar ohne diesem einen besonderen Schaden zuzufügen, da der durch billigen Transport zu erlangende russische Arbeiter ja immer vorhanden ist. Um aber die Maßnahme, die ich hier vorschlagen möchte, als recht und billig anerkennen zu können, muß man sich die Folgen der Sachsengängerei für die Heimathgemeinde, den Unterstützungswohnsitz des Arbeitnehmers, vergegenwärtigen. Kaum der Schule, die der Gemeinde doch erhebliche Kosten verursacht, entwachsen, wandern Mädchen sowohl wie Knaben dann fort, wenn ihre Arbeitskraft in der Heimathgemeinde am nothwendigsten gebraucht wird, und kehren erst im Winter, wenn alle Arbeit ruht, zurück, so geht es jahraus, jahrein, und dieser Turnus wird von den Mädchen vielleicht nur unterbrochen, wenn sie ihrer (natürlich unehelichen) Niederkunft entgegen sehen. Abgaben an die Heimathgemeinde zahlen sie nicht; denn das im Sommer Erworbene ist im Winter bald verjubelt, und einen eigenen Haushalt besitzen sie nicht. Gründen sie aber wirklich einmal einen solchen und heirathen, so ist dieser Hausstand auch danach. Der Wandertrieb, die Lust nach ungebundenem, aufsichtslosem Leben ist ihnen ins Blut übergegangen, und bald begeben sich beide Eheleute wieder auf die Sachsengängerei, aber, — und das ist für die sittlichen Zustände außerordentlich charakteristisch! — niemals zu demselben Arbeitgeber, sondern der Eine hierhin, der Andere dorthin. Sind diese Leute aber dann endlich durch irgend welchen äußerlichen Zwang genöthigt, die Sachsengängerei aufzugeben, dann sind sie moralisch und körperlich viel zu sehr heruntergekommen, um jemals noch nützliche Mitglieder ihrer Heimathgemeinde zu werden, sie fallen ihr vielmehr bald durch Arbeitsscheu und frühes Siechthum dauernd zur Last. Es ist also nur recht und billig, wenn man das Verlangen stellt, daß die Arbeitgeber, die die Vollkraft dieser Leute ausnutzen, auch ihren besonderen Theil dazu beitragen, um der Heimathgemeinde ihre Lasten tragen zu helfen. Dies kann geschehen, indem man die nicht in der Ostmark wohnenden Arbeitgeber anhält, für jeden ihrer Arbeiter, solange dieser in der Ostmark heimathberechtigt ist, an die betreffende Gemeinde für die Dauer der Arbeitsleistung einen wöchentlichen oder monatlichen Armenbeitrag zu entrichten, der durchaus nicht zu gering bemessen sein braucht. Das Freizügigkeitsgesetz würde dieser Maßnahme nicht im Wege stehen, denn sie beschränkt den Arbeitnehmer keineswegs, sondern legt nur dem Arbeitgeber eine im Interesse des Gemeinwohls nothwendige Leistung auf, die ihn so nebenbei noch zwingen würde, in praktische Erwägung zu ziehen, ob er es sich noch leisten kann, die der bedrängten Ostmark so nothwendigen Arbeitskräfte rücksichtslos fort zu nehmen, oder ob er doch nicht lieber, nachdem sein Herz auf dem Wege durch den Geldbeutel für die Ostmarkenpolitik sich zu interessiren begonnen hat, es versuchen soll, sein Arbeiterbedürfniß in Zukunft durch den billigeren russischen Arbeiter zu decken.

Digitized by Google

## Gastlichkeit.

Eine anthropologisch-sociologische Studie.

Von Prof. Dr. Edward Westermarck.

(Schluß.)

Da, wie wir sehen, der Fremde als ein mehr oder weniger gefährliches Wesen betrachtet wird, ist es ganz natürlich, daß die der Gefahr am meisten Ausgesetzten alles Mögliche thun, um sie von sich abzuwenden. Zu diesem Zwecke werden oft gleich bei seiner Ankunft gewisse Ceremonien veranstaltet. Viele solcher Empfangsceremonien sind in Frazers „Golden Bough" beschrieben, aber ich muß noch einige weitere beifügen, die für uns von besonderem Interesse sind als neue Beispiele der Anwendung des Grundsatzes der Uebertragung in Verbindung mit der Gastfreundschaft. Mir wurde von einem Eingeborenen erzählt, daß bei einigen nomadisirenden Araberstämmen Marokkos einem Fremden etwas Wasser oder, wenn er ein Mensch von Ansehen ist, etwas Milch dargeboten wird, sobald er im Dorfe erscheint. Verweigert er die Annahme, so darf er nicht frei umhergehen, sondern muß in der Dorfmoschee bleiben. Auf meine Frage nach der Erklärung dieses Brauches erhielt ich die Antwort, dies sei eine Vorsichtsmaßregel gegen den Fremden; stiehlt er oder beträgt er sich sonst schlecht, so würden ihm in Folge des Trankes die Kniee anschwellen, so daß er nicht entkommen könnte. Mit anderen Worten: er hat einen bedingten Fluch getrunken. Die Araber eines Stammes in Nedschd bewillkommnen einen Gast, indem sie eine Tasse voll geschmolzener Butter ihm auf den Kopf gießen, die Herero in Deutsch-Südwestafrika begrüßen ihn mit einem Gefäß voll Milch. Baker beschreibt eine Empfangssitte der an der abessynischen Grenze lebenden Araber, die ganz ähnlich einer Form des l-'ar der Mauren ist: „Der gewöhnliche Willkommensgruß bei Ankunft eines gut aufgenommenen Reisenden in einem arabischen Lager besteht im Opfern eins fetten Schaafes, das an der Thür seiner Hütte oder seines Zeltes geschlachtet werden muß, so daß das Blut auf die Schwelle fließt." Begrüßungsopfer finden auch bei den Schuli, in Liberia und in Afghanistan statt. Bei den Indianern Nordamerikas wiederum ist es eine allgemeine Regel, daß dem Neuankommenden gleich nach seiner Ankunft ein Tisch mit Speisen vorgesetzt wird, damit er davon koste, selbst wenn er eben von einem Mahle aufgestanden ist, und daß kein Wort mit ihm gesprochen und keine Frage an ihn gerichtet wird, bis er von der Speise genossen hat. Bei den Omahas „ist der Hausherr augenscheinlich krank vor Eifer, bis das Essen fertiggestellt ist; er wird den Frauen befehlen, sich damit zu beeilen und wird selber das Feuer anfachen". Bei vielen Völkern wird es für nothwendig erachtet, daß der Wirth, ehe er selbst ißt, seinen Gästen Speise giebt. Es ist das eine Regel, auf die in der Literatur der alten Indier viel Nachdruck gelegt wird. Ein Brahmane nimmt nie Nahrung zu sich, „ohne sie pflichtgemäß den Göttern und Gästen dargebracht zu haben". Wer eher ißt als seine Gäste, verzehrt seine Nahrung, seinen Wohlstand, seinen Erfolg, sein Vieh, das Verdienst, das seine Familie durch Opfer und gute Werke erworben hat". Wahrscheinlich hängt diese Bestrafung mit dem bösen Blick des vernachlässigten Gastes zusammen; denn der Gedanke des Essens der bösen Wünsche Anderer war den alten Indern augenscheinlich ganz vertraut. In Apastambas Aphorismen heißt es: „Ein Gast, der mit seinem Wirth in Feindschaft lebt, soll nicht von dessen Speise essen, noch soll er die Nahrung eines Wirthes zu sich nehmen, der ihn haßt oder eines Verbrechens beschuldigt, oder eines Wirthes, der selbst eines Verbrechens verdächtig ist. Denn in der Veda wird erklärt, daß, wer die Speise eines solchen Mannes ißt, dessen Schuld ißt". Auf den Tonga-Inseln „wird bei Mahlzeiten Fremden oder Ausländern stets der Vorrang gelassen und den Frauen wird eher als den Männern des gleichen Ranges vorgelegt, weil sie das schwächere Geschlecht sind und Achtung erfordern". Ich hege aber einige Zweifel an der Richtigkeit der letzteren Erklärung; auch die Mauren erlauben ihren Frauen, bei Festen zuerst zu essen, und ein Grund, den sie für diesen Brauch angeben, ist der, daß sonst die hungrigen Frauen mit ihrem bösen Blick den Männern Schaden thun könnten. In Hawaii nehmen der Wirth und seine Familie an der Bewirthung, mit der der durchreisende Besucher bei seiner Ankunft in ihrem Hause bedacht wird, nicht Theil, und daß ihre Enthaltsamkeit auf abergläubischer Furcht beruht, ist mehr als wahrscheinlich, da es bei demselben Volke Brauch ist, daß der Gast alle Ueberreste der Bewirthung mit sich fortnimmt.

Unter den Vorsichtsmaßregeln, die gegen fremde Besucher ergriffen werden, ist die freundliche und achtungsvolle Behandlung von besonders großer Wichtigkeit. Niemandem, der unter arabisch sprechenden Völkern reist, kann der Unterschied zwischen dem verschwenderischen Willkommengruß und dem einfachen Abschied entgehen. Die überreichliche Begrüßung will besagen, daß der Fremde als Freund und nicht als Feind behandelt werden soll, und es ist besonders wünschenswerth, sich seinen guten Willen gleich im Anfang zu sichern, da der erste Blick eines bösen Auges immer als der gefährlichste gilt. Wir können es nun wohl als bewiesen ansehen, daß die außergewöhnliche Rücksicht, die einem Gaste erwiesen wird, und der Vorzug, der ihm in jeder Weise gewährt wird, vor Allem auf der Furcht vor seinem Zorn wie auf der Hoffnung auf seinen Segen beruht. Selbst der seltsame Brauch, nach dem ein Wirth seinem Gaste seine Gattin zur Verfügung stellen muß, wird erklärlich, wenn wir die vorausgesetzte Gefahr des bösen Blicks oder des Fluches des Fremden bedenken, sowie die Wohlthaten, die man als Wirkungen seiner Liebe erwartet. Und wenn der Gast fortgeht, ist es vom Wirth klug; keine Belohnung zu nehmen; denn in der Gabe des Fremden könnte Unglück enthalten sein.

Daß die Gastfreundschaft kostenfrei ist, geht schon aus dem Worte selbst hervor. Wo der Brauch der Beherbergung von Gästen noch rein und ursprünglich erhalten ist, wird Entgelt weder verlangt noch erwartet, und sicherlich würde das Anerbieten einer Bezahlung eine Beleidigung bedeuten, und sie anzunehmen, würde schimpflich sein. Ein solcher Brauch kann ohne Zweifel die Wirkung von Mangel oder Knappheit an Geld sein, da man nicht erwarten kann, daß der wandernde Fremde schwere Geschenke für alle seine späteren Wirthe mitschleppt. Wo aber Verkehr gegenseitig ist, kann der gastliche Mann erwarten, daß man ihm eines Tages mit gleicher Münze zurückzahlt. Ebenso scheint es glaublich, daß der Brauch, von einem Gaste keine Bezahlung anzunehmen, auf derselben Furcht vor dem Fremden beruht, die so vielen anderen Regeln der Gastfreundschaft zu Grunde liegt. Die Annahme von Geschenken wird häufig als mit einiger Gefahr verbunden angesehen. Nach den in den heiligen Büchern Indiens niedergelegten Regeln muß, wer Gaben empfängt oder empfangen hat, die vier Verse der Veda, die Taratsamandis genannt werden, oft wiederholen, oder jeder Gabe geht ein Ausgießen von Wasser in die ausgestreckte rechte Hand des Empfängers voraus, — sicherlich weil man glaubt, daß das Wasser die Gabe von der giftigen Kraft reinigt, mit der sie behaftet sein könnte. Andererseits „wird ein Weiser ohne volle Kenntniß der Regeln, die von den heiligen Gesetzen über die Annahme von Geschenken vorgeschrieben sind, nichts annehmen, selbst wenn er argen Hunger leidet. Aber der Unwissende, der Gold, Land, ein Pferd, eine Kuh, Nahrung, Kleidung, Sesamkörner oder geklärte Butter annimmt, wird zu Asche werden wie ein Stück Holz... Daher soll ein Unwissender vor der Annahme einer Gabe zurückschrecken; denn schon durch eine kleine Gabe sinkt der Thörichte in die Hölle, wie die Kuh in den Morast". Soll jedoch eine Gabe von einem Brahmanen angenommen werden,

Digitized by Google

so muß sie freiwillig gegeben werden, nicht verlangt worden sein. So sind auch die hebräischen Schriftsteller bemüht, die Pflicht des Almosengebens aus willigen Herzen einzuschärfen, ebenso wie die, nicht vor Zeugen zu geben — das Letztere vielleicht im Hinblick auf den bösen Einfluß, der von einem neidischen Zuschauer ausgehen könnte. Ein Atlasberber, der wahrscheinlich nie vorher etwas mit einem Europäer zu thun gehabt hatte, spie auf eine Münze, die ich ihm für einen mir erwiesenen Dienst gab, und meine eingeborenen Freunde sagten mir, daß er das aus Furcht that, die Münze würde dank irgend einer Zauberei meinerseits nicht nur zu mir zurückkehren, sondern auch alles Geld, mit dem sie in der Tasche in Berührung gekommen war, mit sich nehmen. Die Annamiten lehnen nach Ratzel Geschenke ab, „aus Furcht, sie könnten Unheil bringen".

Die Verpflichtung zur Gastfreundschaft ist wahrscheinlich stets zeitlich beschränkt, obwohl bei einigen Völkern ein Gast so lange unterhalten wird, als es ihm zu bleiben gefällt. Nach teutonischem Brauch durfte ein Gast nur bis zum dritten Tage bleiben. Die angelsächsische Regel lautete: „Zwei Nächte ein Gast, die dritte einer vom Haushalt" (d. h. ein Sclave). Ein deutsches Sprichwort heißt: „Den ersten Tag ein Gast, den zweiten eine Last, den dritten stinkt er fast". So sagen auch die Südslawen, daß „ein Gast und ein Fisch am dritten Tage riechen". Burckhardt erzählt, daß, wenn bei den Beduinen ein Fremder die Absicht zeigt, seinen Aufenthalt über die Zeit von drei Tagen und vier Stunden nach seiner Ankunft hinaus auszudehnen, man von ihm erwartet, daß er seinen Wirth in häuslichen Angelegenheiten unterstützt. Sollte er es nicht thun, „so darf er bleiben, wird aber von allen Arabern des Lagers getadelt". Die Mauren sagen, „die Gastfreundschaft des Propheten dauere drei Tage"; die erste Nacht wird der Gast sehr üppig bewirthet; denn da, aber auch nur da, ist er „der Gast Gottes". Der Prophet legte folgende Regel fest: „Wer an Gott und den Tag der Auferstehung glaubt, muß seine Gäste ehren, und die Zeit, da er gegen sie freundlich sein soll, dauert einen Tag und eine Nacht; und die Zeit, da er sie bewirthen soll, dauert drei Tage, und wenn er sie dann noch bewirthet, erweist er ihnen große Wohlthaten; aber es ist nicht recht, wenn ein Gast so lange im Hause eines Wirthes bleibt, bis er ihm lästig fällt". Nach javanischem Brauche ist es Ehrensache, einen Fremden mit Nahrung und Bequemlichkeit wenigstens einen Tag und eine Nacht lang zu unterhalten. Von den Kalmücken wird einem Fremden nur einen Tag lang besondere Ehre gezollt, während er, wenn er länger bleibt, ohne besondere Umstände behandelt wird. Wachsende Vertrautheit mit dem Fremden führt natürlich zur Zerstreuung der abergläubischen Furcht, die er zuerst einflößte, und dies im Verein mit dem Gefühl, daß es unfein von ihm ist, länger als unerläßlich auf seines Wirthes Kosten zu leben, scheint den raschen Verfall eines außergewöhnlichen Vorrechtes und die kurze Dauer seines Anspruches auf gastliche Behandlung zu erklären.

Entgegen der Entwicklung der anderen Pflichten, die Menschen ihren Nebenmenschen schuldig sind, finden wir in jeder vorgeschrittenen Gesellschaft die Gastfreundschaft in der Abnahme begriffen. In den letzten Tagen Griechenlands und Roms war sie schon auf einen ganz geringen Rest zusammengeschmolzen. Im Mittelalter wurde Gastfreundschaft von Hoch und Niedrig in ausgedehntem Maße geübt; sie wurde durch die Rittergebote eingeschärft, und auch die ärmeren Leute hielten es für schimpflich, einen bedürftigen Fremden die Theilnahme an ihrem Mahle zu verweigern. Aber unter der Regierung Heinrichs IV. beklagt Thomas Occlif den Verfall der Gastfreundschaft in England, und in der Mitte des Elisabethinischen Zeitalters sagt Erzbischof Sandys: „Es ist so weit gekommen, daß selbst Gastfreundschaft etwas Fremdes geworden". Die Gründe für diesen Verfall sind nicht schwer zu finden. Das Wachsen des Verkehrs zwischen verschiedenen Gemeinden oder Ländern macht die Gastfreundschaft nicht nur zu einer unerträglichen Last, sondern führt auch zur Errichtung von Gasthöfen, und so wird die Gastfreundschaft überflüssig. Das Volk gewöhnt sich an den Anblick von Fremden, und beraubt daher den Fremden jenes Geheimnisses, das den einsamen Wanderer in einer entlegenen Gegend umgiebt, deren Bewohner wenig Verkehr mit der Außenwelt haben. Und schließlich giebt wachsender Verkehr Anlaß zu Gesetzen, die einen persönlichen Beschützer unnötig machen, indem sie den Fremden unter den Schutz des Staates stellen.

---

## Das Recht auf die eigene Person.

Ein Essai von Prof. Dr. Alfred Klaar (Berlin).

II.

Wie immer man über diese Erklärung denken mag, [man] zweifelt doch Niemand an den Phänomenen, wie sie in beiden Richtungen hier zu Tage treten; denn diese sind Ergebnisse der Welterfahrung und Thatsachen des Selbstbewußtseins. Jeder kennt die Schamhaftigkeit in den nach der Schätzung der Menschen niedrigsten und höchsten Momenten unseres Daseins, kennt sie an sich und an Anderen und kann sie verfolgen, so weit das Gedächtniß der Geschichte reicht. Die Natürlichkeit dieses Dranges zur Verborgenheit und Abschließung hat man freilich bestreiten wollen und dabei zu dem Argument gegriffen, daß die Anschauungen über die Schamhaftigkeit, die die brutalsten Seiten unseres Lebens betrifft, zeitlich und örtlich bei den Völkern von Grund aus verschieden sind. Das läßt sich in der That durch viele Beispiele der Sittengeschichte belegen. Aber daraus zu schließen, daß die Scham lediglich auf eine allmälig entstandene Convention zurückzuführen sei, heißt doch das Wesen mit dem Wie verwechseln. Es kommt gar nicht darauf an, ob die Enthüllung dieses oder jenes Körpertheiles unter irgend einen Himmelsstrich verpönt ist, ob über diese oder jene Function das Dunkel der Verborgenheit gebreitet wird — der Drang zur schamhaften Abgeschlossenheit, der sich überall findet, ist das Entscheidende. Und dieser Drang ist in charakteristischer Weise bei Naturmenschen und Naturvölkern am stärksten und zeigt sich bei ihnen gerade in den feinsten Ausstrahlungen der seelischen Scheu, der Furcht vor der Profanirung und rauhen Berührung ihres Innersten, am stärksten. Das einzige große und herrliche Gedicht unserer Literatur, das die Scham als solche in ihrer stärksten und feinsten Bethätigung zum Hauptmotiv gemacht hat, Hebbels Drama „Gyges und sein Ring" verknüpft darum in äußerst tiefsinniger Weise den Gegensatz der unbedingten Scham und des übermüthigen Vorwitzes, der ihre Schleier lüftet, mit dem Aufeinanderstoß asiatischen Naturstandes und hellenischer Cultur. Die Cultur mildert die Scheu des Verborgenheitsdranges, streift furchtsame, entstellende und trennende Vermummungen ab, greift aber, wenn sie zur Hypercultur wird, an jene Schleier, die der menschlichen Natur ein Bedürfniß sind und die mit ihren edelsten Organen zusammenhängen wie die Haut mit unserem Blutsystem. Jene rein verstandesmäßige Seite des Daseins, von der Lorm spricht, überfluthet vom Fieber der Gewinn- und Genußsucht begünstigt, das ganze gesellschaftliche Leben, löst die Achtung vor der Scham in nüchterne Gleichgiltigkeit oder Spott auf und bedrängt die Menschen in jener letzten Abgeschlossenheit, die das Heim ihres Heims, das Innerste ihrer umhegten Innenräume bildet.

Die Scham ist ein drittes Gebiet für geschriebene und ungeschriebene Daseinsnormen neben Moral und Recht. Sie hat es mit den Nachbargebieten gemein, daß ihre Grenzen fließend sind und daß die verwandten Welten in sie über-

Digitized by Google

greifen. Wo die Schamlosigkeit öffentliches Aergerniß erregt, tritt das Recht in Kraft, weil sich ein Bedürfniß der ganzen Gesellschaft meldet. Wo sie zu verpönten Handlungen anzureizen scheint, meldet sich die Moral mit ihren gesellschaftlichen Verdicten. Ja, noch ein Gebiet streckt eine Landzunge herein: die Kunst. Ein großer Theil der künstlerischen Bethätigung ist der Scham abgerungen — alle echten Poeten erzählen von der Scheu, das Innerste bloßzulegen, von einer Scham, die besiegt werden muß, wenn der Dichter durch Innerlichkeit nach innen wirken will. Und auf der anderen Seite wagt die bildende Kunst körperliche Entschleierungen, die in der Wirklichkeit verpönt sind, und darf sie wagen, weil die völlig reine und veredelte Form die Schwere des Stoffes überwindet und die Begleitvorstellungen der materiellen Abhängigkeit und Niedrigkeit durch den Eindruck der vollendeten Schönheit ausscheidet. Aber trotz des Eindringens dieser drei Gebiete, von denen zwei die Scheu bevormunden und eines sie einzuengen scheint, behauptet die Scham ihr eigenstes Feld jenseits vom gegebenen Recht, von der Moral und von der Kunst, eine Sphäre, wo sie souverän waltet, Handlungen und Unterlassungen bestimmt und Schutzbedürfnisse für ihre eigensten Grenzen geltend macht. Sie umhegt eine Seite des Daseins, auf die die Gesellschaft kein Recht hat, die aller-intimste, das Verhältniß des Menschen zu sich selbst, zu seinem körperlichen und seelischen Theil. Sie schützt mit Schleiern, die zu mir selbst gehören, mit mir verwachsen sind, meine Gewohnheiten und Neigungen, meine geheimsten Empfindungen, den Erdenrest, der untilgbar an mir haftet, und Alles, was mir im Innersten sublim erscheint und was auf den Markt hinaus gezerrt, vielleicht den Spöttern kindisch, schwach oder thöricht erschiene. Sie umwebt jene intimsten Verhältnisse der Menschen, für deren Feinfädigkeit es keine rechtlichen und moralischen Bestimmungen, sondern nur gegenseitige individuelle Forderungen giebt und sie hüllt für mich und meinen Bedarf meine ganze, rein persönliche Vergangenheit ein, so weit ich nicht zum Schutze oder zur Rettung eines Andern im öffentlichen Interesse Zeugniß von ihr ablegen muß. Mein Ich ist, wie der Philosoph Mach sagt, nur ein Bündel von Vorstellungen, aber dieses durch mein Selbstbewußtsein zusammengehaltene Bündel ist „mir mein", wie es in Goethes „Prometheus" heißt; ich wehre mich von Natur aus gegen die Hand, die mir daraus etwas entreißen oder mir das Band lockern will. Und „mir mein" ist auch meine über mein Erdendasein zurückreichende Vergangenheit, ist Alles, was ich von meinen Ahnen ererbt habe, ist jede Seite meiner Veranlagung, mit der ich nicht auf den Markt hinaus trete, ist meine geheime Stärke und Schwäche, meine physische und seelische Beschaffenheit, die mit mir zugleich auf die Welt kam und mit der ich für mich fertig werden muß. Wer gewaltsam in all diese Gebiete der Scham eindringt, mir die Hülle von Leib und Seele reißt, thut mir weh, verletzt mich und macht mich schutzbedürftig.

All dieses ist bis zu einem gewissen Grade anerkannt, weil es aus der allgemeinen Empfindung jeder Gesellschaft hervorwächst. Aber dieser Grad entspricht in seiner Schutzkraft nicht mehr dem gesteigerten Schutzbedürfniß der heutigen Welt. Die Poesie des Rechts hat sich bis jetzt dem drängenden Bedürfniß auf diesem Felde nicht gewachsen gezeigt. Die bedrängte Scham im höchsten Sinne ruft nach neuen Rechtsmitteln und Rechtsgewohnheiten. Damit meine ich weder die lächerliche Prüderie, die die wissenschaftliche und künstlerische Behandlung natürlicher Verhältnisse befehdet, noch das kunstfeindliche Muckerthum, das uns die Freude an natürlicher Schönheit vergällen will. Ich meine den Schutz des Einzelnen, des individuellen Lebens, dessen intimsten Theil Niemand der Oeffentlichkeit schuldet, in dessen Bereich Jeder souverän ist zu spenden und zu versagen; das Recht des Einzelnen auf die eigene Person. In Oesterreich giebt es eine gesetzliche Bestimmung, die dieses Recht von einer Seite her schützt. Verletzende Eingriffe in das Privat- und Familienleben, die nicht durch ein öffentliches Interesse gefordert werden, sind gesetzlich verpönt und dem Beleidiger ist es verwehrt, nach dieser Richtung einen Beweis der Wahrheit zu versuchen. In Deutschland hat man in der letzten Zeit eine solche Bestimmung schmerzlich vermißt. Aber zuletzt kommt es hier nicht auf einen vereinzelten Paragraphen, sondern auf eine verzweigte Rechtsbildung und auf die Handhabung des Gesetzes, auf die Rechtspraxis an. Jedenfalls ist hier wieder einmal der Fall eingetreten, daß die Normen eines benachbarten Gebietes ins Recht hinüberdrängen, um dessen schärfere Schutzmittel zu erlangen.

Die Gefahr auf diesem Felde geht von einer überlauten Minderheit aus, die ihrerseits das Recht auf die eigene Person speculativ mißbraucht, die in dreister Selbstpreisgebung das Geheimste von sich aussagt und auf den Markt bringt, und die sich daraus das Recht vindicirt, den Mangel an Schonung vom eigenen Selbst auf Andere zu übertragen. An dem Ersten kann man sie nicht hindern, gegen das Zweite wird sich die große Mehrheit der Gesellschaft wehren müssen. Sie kann es, wenn sie zunächst überall, wo sie autonom ist, ihre Schranken zieht. Solcher Bethätigung ist Gesetzgebung, Rechtsspruch und Rechtsgewohnheit noch immer nachgefolgt. Der Schutz der feinsten Organe, der Scheu und der Empfindlichkeit wird freilich immer den Individuen, die sich im Leben abschließen oder abhärten, mit Wällen umgeben oder waffnen, überlassen bleiben. Aber gegen die brutaleren Vorstöße in das intime, nur sich selbst gehörende Sein wird sicherlich eine Schutzmauer entstehen; denn es handelt sich um eine wichtige Position des Daseins, um die Veste, in der jedes Leben sein Innerstes zusammenfaßt, um das letzte Stück menschlicher Souveränität, das unter allen Verhältnissen und Himmelsstrichen Hoch und Nieder, Arm und Reich, Klein und Groß in dem „Rechte auf die eigene Person" gleichmäßig zu wahren hat.

---

## Schelling und die Romantik.

Von Otto Vollmer (Leipzig).

Es war nicht eben ein Zufall, daß Schelling durch seine Berufung nach Jena im Jahre 1798 in jenen Kreis hinein gerieth, der, gerade im Entstehen begriffen, zwar nicht im eigentlichen Sinne der Schöpfer, aber doch der Träger und Gestalter einer Culturbewegung werden sollte, die unter dem Namen der Romantik noch heute in unserem Gedächtniß wie in ihren Nachwirkungen fortlebt als eine Zeit eigenartiger, oft grotesker und doch stets erhabener Größe. Schon längst hatte das neue Dioscurenpaar am literarischen Himmel Deutschlands, die Gebrüder Schlegel in Dresden, den jungen schwäbischen Philosophen zum Schildträger ihrer Ideen zu machen gewußt, und jetzt war es ihnen gelungen, ihn auch räumlich sich nahe zu bringen. Man erwartete viel von dem erprobten Interpreten der Kant-Fichteschen Philosophie, wenn auch wohl Niemand außer Caroline Schlegel ahnen mochte, daß dieser „Granit", dieser starke und in seiner Eigenart so unvergleichliche Geist, „der" Philosoph der Romantik werden würde und werden mußte.

Die Aufgaben und Probleme, mit denen die neue Bewegung sich abfinden mußte, waren in ihrem vollen Umfange noch nicht einmal klar erkannt, viel weniger denn gelöst, und von den vielen inneren Gegensätzen, die es zu überwinden, den vielen divergirenden Tendenzen, die es zu vereinigen galt, hatte wohl keiner der jungen Denker und Dichter eine klare Vorstellung.

Berühmt ist Friedrich Schlegels Wort von den „drei größten Tendenzen" dieser gährenden Zeit: der französischen Revolution, dem Wilhelm Meister und der Fichteschen

Digitized by Google

Wissenschaftslehre. Hinter diesen drei Tendenzen, unter deren Scepter man das eben heraufziehende neue Jahrhundert beugen wollte, verbarg sich schließlich die Grundtendenz der gesammten romantischen Bewegung überhaupt, jener Zug nach Einheit und Universalität, nach „Großzügigkeit" — wie man sich modern ausdrücken würde — im Gesammtumfassen der realen wie der idealen Welt.

Die herrschenden oder sich usurpirenden Strömungen der zeitgenössischen Politik schienen dieses Streben zu involviren. Der Staat aus einem Guß, aus einem Princip heraus geschaffen, ohne Sonderbekenntnisse und Sonderrechte, das war die Idee, die in der französischen Revolution sich zu realisiren schien, und machtvoll drängten die Heere der Republik wie die Schaaren des großen Imperators über die Grenzen, um der ganzen Welt die Einheit eines allumfassenden Universalreiches zu geben. Freilich, als dieser Traum zerschellt war an der eisernen Consequenz des nationalen Gedankens, zeigte man sich in den Kreisen der Romantiker zu Compromissen wohl geneigt, und einige jener Bewunderer der französischen Revolution wurden bald zu ebenso ergebenen Dienern der alleinseligmachenden Kirche, die allerdings einem Jahrtausend die unverbrüchliche Einheit von Sprache, Cultur und Glauben gegeben hatte.

Eine weit größere Rolle spielte demgegenüber die Einheitstendenz hinsichtlich der Weltanschauung. Man war des trockenen Tones endlich satt geworden, man wollte sich nicht mehr begnügen mit den nüchternen und so weit divergirenden Ergebnissen jener Wissenschaften, die der fanatische Vernunfttaumel der Aufklärung heraufbeschworen hatte. Hinaus aus der Enge der Vernunft in die Weite der Phantasie, aus der Oede des Wissens in das Paradies der dichtenden Speculation, das war die Loosung. Der „vernünftigen Gedanken" überdrüssig bis zum Ekel, rief begeistert der ältere Schlegel: „Es ist einmal Zeit, daß Luft, Wasser, Feuer und Erde wieder poetisirt werden!"

Auf ein volles, zumal historisches Verständniß, auf eine Universalität des Wissens, gewonnen nicht durch pedantische Empirie, sondern durch den kraftvollen Schwung dichterisch-philosophischer Intuition, wollte man die neue ästhetische Cultur gründen. Eine derartige Vereinigung von Vernunft und ästhetischer Bildung, von Philosophie und Dichterphantasie, konnte nur großen, stark ausgeprägten Persönlichkeiten, nur Aristokraten des Denkens und Empfindens, gelingen, und sie konnte ferner nur gelingen auf Kosten jener natürlichen Grenze, die die logische Schärfe philosophischen Denkens von der poetischen Freiheit dichterischen Schaffens für immer trennt und scheidet. Der ästhetische Idealismus der Weltanschauung konnte, in Goethe schlummernd und in Schiller keimend, weder durch die paradoxe Aphoristerei eines Fr. Schlegel noch durch den träumerischen Weltschmerz eines Hardenberg zu vollem Leben erweckt werden.

Auch Fichtes Wissenschaftslehre vermochte trotz ihres einheitlichen Charakters dem nicht völlig gerecht zu werden: der kühne Verfechter der Philosophie des Ich besaß und vertrat zwar jenes stolze Selbstbewußtsein, das, später oft krankhaft übertrieben, zur Erfüllung der romantischen Forderungen geradezu nothwendig war; aber dafür fehlte es ihm Wirklichkommen an einem künstlerischen Durchdringen der fast vollkeit. Goethe war der vollkommene, der Idealmensch, vor dessem klaren Auge das Räthsel des All und des Einen, des Außen und des Innen, des Nicht-Ich und des Ich gelöst dalag, gelöst in der Harmonie eines poetisch schaffenden Geistes. Allein, er war zu sehr Dichter und zu sehr Persönlichkeit; er konnte ebenso wenig wie Fichte eine Schule gründen und sein eigenes Ich zum Dogma machen, und was er praktisch verwirklicht hatte, mußte nach ihm und neben ihm ein Anderer zur systematisch gestalteten Theorie erheben: Fr. W. Joseph Schelling.

Genial und kunstverständig, voll poetischen Feuers, ohne im eigentlichen Sinne ein Dichter zu sein, leicht, beweglich, empfänglich für jede Anregung und doch eine Persönlichkeit von stark ausgeprägter Eigenart, ein klarer, doch phantasievoller Denker, war Schelling wohl dazu prädestinirt, der Philosoph und der geistige Führer der romantischen Ideen zu werden. Auch seine Philosophie hat diese Grundtendenz eigentlich nie verleugnen können, wie denn überhaupt seine Lehre eng mit seiner Persönlichkeit und seinem Leben verflochten ist. Sie trägt den Charakter des Unfertigen, weil sie, impulsiv geschaffen, zu reich war, um jemals abgeschlossen werden zu können; niemals hätte er — wie Hegel — ein System begründen können. Im ewigen Vorwärtsdrängen wußte er fort und fort alle Anregungen, die sich ihm boten, mit glänzendem Genie in sich aufzunehmen, nicht, um sich davon überwältigen zu lassen, sondern um ihnen den Stempel seines Geistes aufzudrücken, um seine Lehre in immer neuen Formen dem Leben und den Anforderungen der Zeit zu erhalten. Längst ist aus dem Spottnamen „Proteus" ein Ehrenname geworden; denn, ob auch die Gestalt wechselte, der Geist blieb derselbe. Kants kritischen Scharfsinn und Jakob Böhmes mystische Tiefe, Fichtes Ichlehre und Spinozas Pantheismus wußte er zu jenem einheitlichen Identitätssystem zu verschmelzen, das wegen seiner Universalität, wegen seiner umfassenden Weite und glanzvollen Formgebung seine Zeit begeistern und mit sich fortreißen sollte. In das Ich wie in das Nicht-Ich legte er den poetischen Hauch göttlichen Waltens, er belebte die Natur wie die Kunst und umschlang sie mit einigenden Banden, und doch verstand er es, dem Allen den Zauber seines Genies einzuhauchen.

Von den Romantikern und vor allen Dingen von der geistvollen Karoline Schlegel, seiner späteren Gattin, hat er die stärksten Anregungen empfangen, und wir wissen, wie hoch er die geistigen Werthe dieses Kreises einschätzte. Aber er verstand es, mit dem empfangenen Pfunde zu wuchern, und in dem bleibenden Gedankenaustausch hat er stets mehr gegeben als empfangen. Freilich wurzelte er auf diesem Boden und mit dem Verfall der Romantik sank auch sein Ruhm dahin: er war vergessen noch vor seinem Tode.

Und doch kann man auch von ihm sagen, daß er niemals gestorben ist und niemals sterben wird. Ewigen Lebens voll sind die Perlen seines Geistes, eine Quelle der Offenbarung für einen Jeden, der ihm mit Andacht naht. Zumal auch unserer gegenwärtigen Zeit hat er vielleicht viel zu sagen. In einer Zeit, deren metaphysische Bedürfnisse wieder erwacht sind gegenüber dem Wahn einer positivistisch-kriticistischen Philosophie, deren Einheitstendenz dem zersplitternden Specialistenthum der modernen Wissenschaften doch in gewisser Weise ein Paroli zu biegen scheint, ist es vielleicht kein Anachronismus, einmal wieder den Blick zurückzuwenden zu der Romantik und zu Joseph Schelling. So will ich denn nicht versäumen, auf eine literarische That hinzuweisen, die, zugleich einem längst fühlbar gewordenen Bedürfnisse abhelfend, unserer zeitgenössischen Literatur eine werthvolle Bereicherung geben dürfte. Der Verlag Fritz Eckardt in Leipzig hat eine von kundiger Hand besorgte Auswahl der vortrefflichsten Werke Schellings erscheinen lassen, die an Stelle der unbeholfenen, längst veralteten und vergriffenen ersten Ausgabe die classische Ausgabe der Werke des großen Philosophen werden dürfte.

Aesthetische Cultur und dichterischer Idealismus sind wieder einmal Schlagworte geworden, in unserer Zeit, Naturphilosophie und Metaphysik sind keine verpönten Namen mehr, und eben deßhalb, Ihr Alle, die Ihr Haeckel lest und von Nietzsche schwärmt, besinnt Euch auch auf die Größten einer großen, der unseren eng verwandten Zeit!

Digitized by Google

## Ludwig Bechstein und sein Denkmal.

Von Dr. Adolf Langguth, Königl. Bibliothekar zu Berlin.

I.

Das Thema: Wie wir unsere großen Dichter und Denker ehren sollten, ist kein neues, aber es drängt sich immer von Neuem auf. Diesmal aus Anlaß der Absicht, Ludwig Bechstein in Marmor oder Erz durch ein Standbild zu ehren.*) Daß von diesen beiden kostbaren Stoffen bei uns in Deutschland viel zu viel verbraucht werde, daß man damit geradezu eine weitgehende Verschwendung treibe, ist ein allbekannter Vorwurf, den man unserer Zeit macht.

Es giebt wohl keine größere Stadt im Reiche, in der nicht mehrere Denkmalsausschüsse thätig sind, zur Errichtung eines Standbildes für irgend einen bedeutenden Sohn der Stadt oder für eine vaterländische Größe Geld zu sammeln. Die Motive sind nicht immer idealer Art. Der Egoismus, die Eitelkeit, die persönliche nicht ausgeschlossen, ist nicht mit Unrecht als die stärkste Triebfeder für das pilzartige Entstehen von Denkmälern bezeichnet worden. Denkmäler für Dichter machen insofern eine Ausnahme, als bei deren Errichtung im Allgemeinen die von Egoismus und Eitelkeit reinsten Triebe in Wirksamkeit treten. Man will dem Gegenstand der Liebe und Verehrung auch äußere Ehre erweisen, zumal der Gefeierte sie bei Lebzeiten meist hat entbehren müssen.

Es ist bekannt und bedauerlich zugleich, daß unser Vaterland keinen der Westminsterabtei in London ähnlichen Bau hat, wo alle „Unsterblichen": Staatsmänner, Gelehrte, Dichter, Künstler u. s. w. ihre letzte Ruhestätte finden. Die sterblichen Hüllen unserer Dichter insbesondere sind bald hier, bald dort, im Norden und Süden, Osten oder Westen des Reiches in den Schooß der Mutter Erde gesenkt worden. Nur wenige Kundige wissen, wo diese Ruhestätten zu finden sind, so daß der Versuch, uns einen Wegweiser zu bieten, wie ihn Otto Weddigen in seinem Buche: „Die Ruhestätten und Denkmäler unserer deutschen Dichter", unter allen Umständen ein verdienstvoller genannt werden muß, wenn auch das Werk auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen kann. Wir sind jedenfalls im Stande, an seiner Hand von Stadt zu Stadt und von Ort zu Ort zu wandern und da zu weilen, wo ein Standbild, eine Herme, eine Inschrift, eine Broncetafel, ein Kreuz, ein Grabstein oder sonst ein Erinnerungszeichen die Ruhestätte eines Jüngers Appollos und der Musen bezeichnet.

Es darf nicht verschwiegen werden, daß nach der Zahl der Denkmäler, die diesem oder jenem „Unsterblichen" errichtet worden sind, auf die größere oder geringere Bedeutung, Beliebtheit, Volksthümlichkeit des Einen oder Anderen nicht zu schließen ist. Es spielen, wie schon angedeutet, auf dem Gebiet der Anerkennung und des Ruhmes noch andere Gründe mit als nur die Würdigkeit. Am sichersten dürfen, wenn wir mit der Geburtsaristokratie anfangen und außer Deutschland noch andere Länder berücksichtigen, die Fürsten auf ein Denkmal rechnen, nach ihnen die Feldherren und Staatsmänner, dann erst die Dichter, und weiter kommen in breitem Abstand Gelehrte, Erfinder, Tonkünstler, Aerzte, Industrielle, Volksvertreter, bildende Künstler u. s. w. in Betracht. Ohne hier eine Statistik geben zu wollen und nachzurechnen, wieviel Denkmäler die einzelnen Träger berühmter Namen besitzen — von Mozart und Leonardo da Vinci kennen wir nur zwei, während Beethoven, Byron, Gutenberg, Alexander von Humboldt und Andere mit drei vertreten sind — sei nur bemerkt, daß die Denkmalsaristokratie etwa bei fünf Denkmälern beginnt. Auf acht Standbilder haben es gebracht Friedrich Wilhelm III. und Garibaldi, auf neun Friedrich der Große. Goethe hat diese Zahl bereits überschritten, während Schiller unter den Dichtern mit mindestens 14 Denkmälern entschieden Denkmalskönig ist. Die meisten Standbilder überhaupt erhielten Kaiser Wilhelm I., Kaiser Friedrich und Bismarck.

Es ist bekannt, daß man Kaiser Wilhelm- und Bismarck-Denkmäler bis zu ermüdender Einförmigkeit in sämmtlichen Städten Deutschlands findet. Die „Denkmalswuth" hat dieses Feld gründlich abgegrast. Dann kamen andere Objecte und Projecte an die Reihe. War es nicht Königin Luise oder der Große Kurfürst, so nahm man eine andere Fürstlichkeit, lebendig oder todt, einen Denker oder Dichter, die Letzteren natürlich nur todt, um ihn in Stein oder Erz vor die Augen des Volkes hinzustellen. Es war also wohl begründet, wenn ein österreichischer Kritiker, Ferdinand Kürnberger, schon vor längerer Zeit (vgl. dessen „Literarische Herzenssachen", Wien 1877) das Denkmalsetzen mit beißendem Spott geißelt.

War die Persönlichkeit. die man eines Denkmals würdigt, ein Mann, der einen schweren Kampf mit des Lebens Noth gekämpft hat, so hält es in der That oft schwer, die bitterste Ironie zu unterdrücken. Es muß festgestellt werden, daß auch Ludwig Bechstein, der an der Stätte seiner Wirksamkeit in Meiningen durch ein Denkmal geehrt werden soll, leider keine Ausnahme macht.

Wer Ludwig Bechstein war, brauchen wir dem Gebildeten nicht zu sagen. Lyrische, epische und dramatische Dichtungen, Romane und Novellen, Märchen und Sagen, ferner Reise- und Landesbeschreibungen, geschichtliche und naturwissenschaftliche Werke, vom großen Prachtband über den fränkischen Minnesänger Otto von der Botenlauben bis zur kleinen Schrift über den Heerwurm, hat er verfaßt. Und wer von alle dem nichts wissen sollte, kennt doch sicherlich seine Märchen- und Sagenbücher, oder hat wenigstens von diesen gehört. Weniger bekannt dürfte der schlichte und bescheidene Gang seines Lebens sein.

Obwohl in Weimar geboren, verknüpften ihn mit dieser Stadt nur traurige Erinnerungen. Dort verlebte er in unfreundlichen Verhältnissen seine erste Jugend, bis sein Oheim, der Leiter der schon lange eingegangenen Forstakademie Dreißigacker bei Meiningen den Verwaisten in seinem neunten Jahre zu sich nahm. Er besuchte in der nahen Stadt das Lyceum, ohne an der Schule Gefallen zu finden oder ein guter Schüler zu werden. Das Schweifen in der schönen Natur und der Verkehr mit den Schülern der damals in hoher Blüthe stehenden Forstakademie führte ihn auf fremde Wege; andere Umstände kamen hinzu, so daß er noch vor seiner Confirmation seinen Oheim bat, ihn von der Schule zu nehmen, da er weder Lust noch Fähigkeiten zum Studium habe und ihn Apotheker werden zu lassen, worauf seine Liebe zu Pflanzen und Blumen und zur Chemie hinweise. Auf diese Weise wurde er Apothekerlehrling und dann Gehülfe zu Arnstadt. Die erste Liebe entwickelte alsbald eine gewisse lyrische Anlage, die er schon als Schüler sehr zum Unwillen seiner Lehrer erprobt hatte. Die sagenumwobenen Thüringer Berge, so namentlich die Drei Gleichen bei Arnstadt, wiesen ihn auf den reinsten Quell der Volkspoesie hin, und so erzählt sein erstes Buch Thüringer Volksmärchen. Während seines folgenden Aufenthaltes in Meiningen und Salzungen empfing er mancherlei Anregungen in derselben Richtung, und als Herzog Bernhard Erich Freund von Meiningen, derselbe der auch Otto Ludwig Förderung angedeihen ließ, durch Bechsteins zweites Buch, die „Sonnettenkränze", auf ihn aufmerksam geworden war, gewährte er ihm die Mittel zum Besuch der Universitäten Leipzig und München. Geschichte und Philosophie trieb er auf der Universität in erster Linie, vernachlässigte dabei aber sein eigenstes Gebiet nicht, machte von den Erträgnissen ausgedehnte Fußreisen im Riesengebirge, im Harz und in Süddeutschland.

*) Wie uns aus Meiningen mitgetheilt wird, ist das Denkmal so gut wie gesichert.

Digitized by Google

In München, wo er sich ein Jahr lang aufhielt, empfing er von den Kunst- und Alterthumssammlungen werthvolle Anregungen und besang mitten in katholischer Umgebung in begeisterten Kanzonen die Thaten Luthers als Reformator. Im Jahre 1831 kehrte Bechstein nach Meiningen heim, wurde dort Leiter der Herzoglichen Cabinetts-, später auch der öffentlichen Bibliothek, gründete sich einen Hausstand, schuf in der Stille der kleinen Residenzstadt seine zahlreichen Werke und starb am 18. Mai 1860.

Als Ludwig Bechstein, der Herzogl. Sächsische Hofrath, Kabinetts- und Oberbibliothekar, Hennebergischer Gesammtarchivar und Ritter p. p. am 10. November 1856 sein 25jähriges Amtsjubiläum in Meiningen feierte, wurde durch den hennebergischen alterthumsforschenden Verein seinem Gründer, L. Bechstein, eine Denkschrift gewidmet, worin dessen vielseitige fruchtbare Thätigkeit gewürdigt und ein genaues Verzeichniß seiner literarischen Werke der Oeffentlichkeit übergeben wurde. Nach diesem Verzeichniß hatte Bechstein bis zu seinem Amtsjubiläum nicht weniger als 74 selbstständig verfaßte Schriften herausgegeben, denen sich in der Folge noch weitere anschlossen.

Angesichts dieser reichen schriftstellerischen Thätigkeit, die Bechstein Zeit seines Lebens entfaltete, hätte man glauben sollen, daß sich derselbe in guten oder wenigstens befriedigenden wirthschaftlichen Verhältnissen befunden, um so mehr, als er in Meiningen ein eigenes Haus besaß. Aber trotz der ansehnlichen Zubuße, welche die Schriftstellerei seinen Einkünften brachte, haben Noth und Sorge, wie wir erst jetzt erfahren, oft genug an seine Thüre geklopft.

Ein bisher verborgen gehaltenes, jetzt aus dem Dunkel des Archivs hervorgezogenes Schreiben, worin Bechstein seine ökonomischen Verhältnisse ausführlich darlegt, beweist dies. Das äußerst interessante, auch culturhistorisch bedeutsame, an einen hohen meiningischen Staatsbeamten gerichtete Schriftstück hat nach der „Dorfzeitung“*) folgenden Wortlaut:

„Hochwohlgebotener Herr Geheimrath! Gnädiger Herr Präsident und Gönner! Euer Excellenz haben mich ohnlängst gnädigst und freundlichst aufgefordert, Ihnen eine Darstellung meiner ökonomischen Lage zu unterbreiten, um daraufhin geeignete Schritte thun zu können, dieselbe zu verbessern. Eine solche Darstellung würde meine Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu umfassen haben.

Bezüglich der Vergangenheit erkenne ich mit nie verlöschendem Dank an, daß S. H. der Herzog, unser gnädigster Herr, der mir bis zu diesem Tag auch ein liebevoller und gütiger Herr gewesen und geblieben ist, mich niederdrückender Lage enthob, und mir es ermöglichte, die akademische Laufbahn einzuschlagen. Diese vollendete ich im Jahr 1831 und wurde im November desselben Jahres als herzoglicher Cabinetsbibliothekar und zweiter Bibliothekar an der herzoglichen öffentlichen Bibliothek angestellt. Der mir zu Theil werdende Gehalt war nicht hoch, indeß erhöhte meine damals ununterbrochene schriftstellerische Thätigkeit denselben so, daß ich wagen konnte, mich 1832 zu verheirathen und eine Familie zu begründen.

Im Jahre 1833 ging mein Vorgesetzter, Hofrath Schenk, mit Tod ab, und ich wurde im September jenes Jahres zum ersten Bibliothekar an der öffentlichen Bibliothek ernannt. Von da ab versah ich diese Stelle ganz allein durch 26 Jahre bis jetzt, und ersparte dadurch, da früher stets zwei Bibliothekare angestellt waren, dem herzoglichen Hof-Etat ansehnliche Gehaltsummen außer den Naturalien und sonstigen Emolumenten. Ich belebte den Geschäftsgang und die Benutzung der Bibliothek nach Kräften, und steht letztere jetzt auf solcher Stufe, daß ich kaum noch im Stande bin den Dienst ohne Beihülfe zu versehen, zumal auch die beiden Kräfte sich abnutzen. Mein Diensteinkommen wurde ausschließlich der Naturalbesoldung auf nur 600 Gulden rh. festgestellt, und im Jahre 1843 auf 700 Gulden erhöht, dazu beziehe ich auch noch aus der herzoglichen Schatulle eine Renumeration von jährlich 250 Gulden rh. Seit 1848 zum hennebergischen Gesammt-Archivar ernannt, beziehe ich nun auch noch von 1 König, 1 Großherzog und 2 Herzogen zu Sachsen den Gesammtgehalt von 100 — schreibe: Einhundert Gulden rh., so daß ich mich nun auf 600 Rthl. stehe — während alle Welt mich für einen über alle Gebühr hoch besoldeten Mann hält und als solchen beneidet.

*) Das in Hildburghausen erscheinende Blatt ist eine der ältesten Zeitungen Thüringens und wird von den wanderlustigen Söhnen der Thüringer Berge und Thüringens überhaupt im In- und Ausland, namentlich auch jenseits des Oceans, in alter Anhänglichkeit an die Heimath gern gehalten und gelesen.

---

## Der Weg.

Von Leo Heller (Berlin).

Ich denke eines Weges, der sich schnurgrad
Nach einem stillen, grünen Orte zieht,
Wo dunkle Steine aus dem Boden steigen.
Dort schläft mein guter Vater seinen Schlaf
Und schläft ihn fest und wird nicht mehr erwachen.
Und seine Liebe nahm er einst mit sich,
Sie schläft für mich und wird nicht mehr erwachen. —
Einst bin ich oft den glatten Weg gegangen.
Der Frühling sang in hellen Lindenzweigen
Und sang mir Trost und linderndes Beruhigen
Und warf mir lichte Sonnenkringel zu,
Daß ich im Leid das Glück zu haschen wähnte. —
Nun bin ich fern dem lieben, graden Weg
Und fern dem lieben, stillen, grünen Orte
Und fern dem guten Vater, der für mich
Die ganze Liebe einst mit sich genommen.
Der Frühling singt mir nicht mehr in den Zweigen
Und singt nicht Trost, nicht linderndes Beruhigen,
Und keine Sonnenkringel schmücken meinen Pfad.
Nun stehe ich, ein Fremder, in der Welt
Und weine um den Weg, den ich verloren . . .

---

## Die Panacee des Lebens.

Novelle von Kurt Martens (München).

### III.

In Gegenwart der drei betagten Hofdamen und des jungen Ulrich von Lichtenstein consultirte Herzogin Anna den wunderthätigen Arzt des Leibes und der Seele.

„Ihr habt, Don Geronimo, schon manch erstaunliche Kur verrichtet? Geschah dies nun bloß kraft einer geheimnißvollen Gewalt oder seid Ihr nebenher auch gelernter Meister der Physika und Arzenei?“

„Das bin ich in der That, gnädigste Herzogin. In verschiedenen Landen habe ich meinen studiis obgelegen, zumal in den gelehrten Schriften des großen Paracelsi mit Eifer mich vergraben. Von der hohen Schule zu Bologna ward mir die facultas artem exercendi und der Meisterbrief verliehen.“

„So sagt mir jetzt, was Ihr davon haltet, daß ich so gar bleich und hinfällig geworden bin und allerhand Pein und Aengste auszustehen habe, dazu ich keinen Rath bei mir selber weiß.“

„Erklärt mir nur Eure Beschwer in allen Stücken!“

„Sie ist von mancherlei und dunkler Art. Den Schlaf vermag ich nächtens schwer zu finden, träume von grauslichen Gesichtern, muß weinen und lachen in einander, habe

Digitized by Google

den Kopf heiß und die Füße kalt und werde von Herzweh geplagt zu allen Stunden."

Don Geronimo setzte eine bedenkliche Miene auf, ging behutsam um die anmuthig seufzende Patientin herum, von allen Seiten sie betrachtend. Dann ersuchte er sehr höflich die alten Hofdamen um Mittheilung ihrer Eindrücke vom Befinden der Fürstlichen Gnaden.

Nun, auch die Hofdamen konnten nicht leugnen, daß ihre erlauchte Herrin letzter Zeit beängstigend unruhig geworden und abgemagert sei. Sie wollten vermuthen, das Evangelium habe vielleicht Friede schaffen können in dem verstörten Gemüthe, doch wende sich Ihre Fürstliche Gnaden hartnäckig von diesem seraphischen Troste ab; freilich werde wohl auch Don Geronimo de Camara als papistischer Zauberer dawider sein.

Don Geronimo war allerdings dawider, indem er erklärte:

„Der Trost in Gott ist heilsam für die höheren Jahre, in denen Ihr, vieledle Frauen, steht. Ihre Fürstliche Gnaden jedoch darf damit nicht bedränget werden, sondern höchstens auf Umwegen, gelinde darauf hingeleitet, nämlich mit den guten, von Gott auch gesegneten Mitteln, die mir zur Hand sind."

„Sind es Arzneimittel, wovon Ihr sprecht?" fragte mißtrauisch die Herzogin.

„Nicht eigentlich; sondern ich denke auch hier an das Eine, das alle Leiden hinwegnimmt und den ganzen Körper mit frischer Kraft und Lustgefühl anfüllt wie einen Becher bis zum Rande."

„Und in welcher Gestalt wollt Ihr es mir geben?"

„In der flüssigen Form des verdünnten aurum potabile, als Trinkgold! — Indeß um die Wirkung des kostbaren Saftes für Euren Fall, Frau Herzogin, recht zu bemessen, bedarf es einer Untersuchung corporaliter. Wollet sie mir gestatten, vorläufig obenhin, wie es eben angeht."

Nun hatte die Herzogin, ein wenig verwirrt von der Prozedur, ihre Hände herzureichen und sie zwischen die der beiden Herren zu legen, die Rechte zwischen die geschlossenen Handflächen des Junker Ulrich, der nur ganz zage zuzufassen wagte und nicht wußte, wo er dabei die andächtigen Augen lassen sollte, die Linke, die „Herzhand" zwischen die plumpen braunen Pranken des Don Geronimo.

So mußte sie, den Pulsschlag ihres Blutes mit dem der Männer vereinigend, wohl eine Viertelstunde lang stille halten, um für Don Geronimos Diagnose den erforderlichen Magnetismus auszuströmen, wonach er das Deklinatorium zu berechnen versprach.

Das feine Gesichtchen Ihrer Fürstlichen Gnaden wurde dabei dunkelroth. Man sah, es überlief sie heiß und kalt. Die kleinen schwarzen Augen des Wundermannes durchbohrten ihren bebenden Körper bald hier bald dort, wie hundert feine, kitzelnde Nadelstiche.

Damit war die erste Consultation beendet und eine ersprießliche Behandlung in die Wege geleitet.

Die Herzogin zog sich ermattet zurück, einsamer Ruhe zu pflegen. Don Geronimo, befriedigt von dem Resultat, ging mit Junker Lichtenstein hinab zu den Cavalieren.

Bald hatte er sich aus diesen einen ständigen Cortége gebildet, der mit ihm poculirte, Karten und Würfel spielte, den Zofen nachschlich und — woran Don Geronimo am meisten gelegen schien — dem Strom seiner großen Worte lauschte, der unablässig, unaufhaltsam sich ergoß, stets eine stürmisch bewegte Atmosphäre von abenteuerlichen Berichten, Possen und Witzworten, selbstherrlichen Maximen und Lebensdeutungen um seine schillernde Persönlichkeit verbreitend. Es waren nicht gerade die schärfsten Köpfe, die Don Geronimo sich zur Begleitung wählte. Der Graf von Treffenfeld zum Beispiel, obwohl auch von der lebenslustigen Partei, erschien ihm als weitgereister, kühler und erfahrener Mann wohl allzu kritisch. Don Geronimo zog die naiveren Junker vor, die, in blinder Bewunderung hingegeben, seinen Weisheiten nicht widersprachen, vielmehr eifrig seinen Ruhm in alle Winde trugen und laut vor aller Welt beschworen, Don Geronimo Scotta de Camara sei wirklich ein außerordentlicher, ein grundgescheidter, vornehmer und reicher Mann.

Der Meister aller Lustbarkeit zögerte nun nicht länger, auch rauschende Feste in großem Style herzurichten.

Einige Jagden gingen voran. Der Herzog hatte die Wildfuhr, die ihm persönlich ein Greuel war, bisher nur durch seine Jäger ausüben lassen. Jetzt drängte sich der ganze Adel hinzu. Mit der Birsch-Armbrust, mit Jagdrossen und Meute zogen sie jubelnd aus, an der Spitze Don Geronimo und die Herzogin auf weißem Zelter.

Und jedes Mal war das vollendete Waidwerk gekrönt von einem üppigen Mahl in der großen Banquethalle.

Da konnte man sich endlich einmal nach langer Fastenzeit die Bäuche füllen mit köstlich zubereiteten Braten und Pasteten und alle Fässer aus des Herzogs Keller kosten, mit Strömen herben Neckarweins beginnend, bis hinauf zu den erlesenen Krügen schweren süßen Ungarblutes.

Der Herzog schloß sich zwar allenthalben aus, sprach aber auch nie ein Wörtlein dawider, sondern ließ, ohne zu knausern, seine Kassen öffnen und war nur darauf bedacht, daß die vergeudeten Summen in seinem Lande blieben, in den Geschäften tüchtiger Kaufleute, Schneider, Weinhändler und Gewürzkrämer, die er eigens zu diesem Zwecke in Coburg ansiedelte.

In den letzten warmen Tagen des October fand nun gar ein musikalisches Freudenspiel statt, dessen Plan und Ausführung Don Geronimo mit großer Pracht entwarf. Der herbstliche Garten der Fürstenburg ward mit zahllosen kleinen Kerzen und bunten Lämpchen magisch erleuchtet. Aus den Büschen da und dort ertönten wie im Zwiegespräch lockende Weisen aus Flöte und Schalmei. Dazwischen wandelten, lustig vermummt in arkadischer Hirtentracht, gruppenweise oder zu verliebten Paaren die Herren und Damen des Hofstaates.

Gegen Mitternacht ward dann auf weitem Wiesenplan das von Don Geronimo vorbereitete Ritterschauspiel aufgeführt, eine höchst witzig allegorische Invention, gespickt mit prunkvoll dargestellten Mottos und Devisen.

Wie um den Herzog zu verspotten, hatten zwei ritterliche Parteien den Satz zu umstreiten, daß Frau Venus keine Buhlerin, sondern eine erlauchte Fürstin sei. Die Hofjunker als Mantenadores stritten mit fünfhundert Schwertstreichen für die Ehre der Frau Venus, Ritter von der alten Schule hielten als Aventureros ihnen Widerpart. Ob diese nun geübter waren, mit dem Schwerte umzugehen oder ob es in der That um die Würde der Frau Venus so bedenklich stand, kurz, die Junker wurden von den Rittern kläglich abgeführt.

Derweilen und hinterher zog Der und Jener mit seiner Dulcinea in die dunkleren Laubgänge sich zurück. Zwischen die Musik der Schalmeien und das Schwertergeklirr klangen vereinzelte süße Seufzer und verliebtes Lachen. An den entfernteren Zäunen ward Verstecken gespielt und Unfug getrieben.

Dort wandelte auch, am Arm die junge Herzogin führend, Don Geronimo Scotta de Camara.

Voll brennender Neugier verlangte sie Genaueres über seine geheimen Künste zu erfahren und drängte ihn, daß er ihr endlich Beweise davon gäbe.

Sogleich war Don Geronimo mit einigen kleineren Proben ihr zu Willen. Ein Ringlein, das sie am Finger trug, zauberte er allsogleich in den Busenausschnitt ihrer Damastrobe hinein, so daß sie sich vor Bewunderung und Entzücken nicht zu fassen wußte. Alsdann erschien auf sein Geheiß hinter einem Haselbusch das Gespenst des Kaisers Karl V., dessen Züge der Herzogin aus vielen Kupfern wohl

Digitized by Google

bekannt waren. Sie erschauerte in Ehrfurcht vor ihres Wundermannes beschwörender Kraft und klammerte sich ängstlich an ihn, zerfließend in herzinnigem Vertrauen.

„Wann werde ich es denn genießen dürfen, Euer trinkbares Gold?“

„Zuvor muß ich in meinem Laboratorium es sorglich zubereiten.“

„Wie aber kann nur sein, daß dieser eine Saft Alles heile und verändere, Krankheit und jedes Mißbehagen, Uebel des Leibes und der Seele, Gefühle der Menschen und die todten Metalle?“

„Dadurch allein, daß seine Kraft eine allzerstörende ist. Was auch die große Tinktur berührt, das wird von Grund aus vernichtet und entsteht ein ander Ding daraus. Alles, was trocken, hart und spröde, wird davon flüssig, weich und schmiegsam, bis daß es mit der Zeit sich wieder festigt, nun aber zu einer Kostbarkeit. Jedwede bisherige Ordnung wird gestört durch diese Panacee, zumal die unfreundliche, strenge Ordnung, die Ordnung der geringeren Geschöpfe, gleichwie ein winzig Bröcklein Sauerteig das ganze fade Brod in Gährung bringt. Von meinem Elixir ein Tropfen nur wandelt Merkur und Zinn in Gold, Herzweh in Lust, Siechthum in Kraft und alle Sündenlast in himmlische Erlösung.“

„Ach, wie wundersam! wie über die Maßen prächtig, solcher Kräfte Herr zu sein! O, lieber Herr Geronimo, bereitet Euren Saft doch bald, recht bald, gleich morgen schon! Mich aber laßt zuerst von Allen seiner theilhaftig werden!“

„Von Herzen gern! Euch zu dienen, liebe gnädigste Herzogin, will ich damit eilen. Inzwischen jedoch kann ich immerhin Euern hohen Leib geschickt machen zur Aufnahme des Elixirs! — Seht Ihr die kleine Schlinge hier von Eisendraht? — Nun, reicht mir Eure Hand! Es wird ein Mittel meiner Kur und soll Euch vorbereiten.“

Auf die innere Handfläche der Herzogin, die ganz Spannung, Hingabe und Erregung war, legte Don Geronimo ein in Papier ausgeschnittenes Kreuz, beschrieben mit unleserlichen Zeichen. Unter das Kreuz schob er die Eisenschlinge, sprach einige Formeln, von denen die Herzogin nichts als das Wort „Die Heilige Dreifaltigkeit“ verstand und — siehe da! — von selbst bewegte sich mit einem Male der kleine Eisendraht, schnellte empor und schlang sich eng um ihre gespreizten Fingerchen.

„O, was ist dies? Was hat das zu bedeuten, Don Geronimo?“ rief ihn erschreckt die Fürstin an.

„Nichts anderes, theure Herzogin, als daß nunmehr um Eure Glieder die Fessel sich geschlungen, die Euch auf ewig an mich bindet. Was auch fürderhin an Euch und mit Euch geschehen möge, Ihr könnt zu Eurem Heile nicht mehr widerstreben. Die Panacee wird ihre Wirkung thun, selbst wenn Ihr sie fürchten solltet. Gestört ist jener alten dumpfen Ordnung Widerstand in Euch und aller neuen Lust der Weg bereitet.“

---

## Allenstein.

Gedanken über die Liebe in kleinen Städten.

Von Marsyas

(Dr. Martin Berndt, Berlin).

Eines schien mir immer sicher zu sein: daß es abenteuerhafte Liebe nur in großen Städten gebe. Einmal verlangt sie sensitive Sinne; die Kleinstadt schläfert sie ein. Dann giebt es in einer kleinen Stadt kaum drei Frauen, die man sich zu einem Abenteuer wählen könnte. Von diesen ist die eine noch mit romantischer Lectüre überfüttert; man ist ihren Heldenphantasien nicht gewachsen. Die zweite eine Dame, die bloß abenteuern will, weil sie chic ist. Aber ihr Kleinstadtchic ist der Unchic der großen Stadt. Und bei der dritten schließlich, die vielleicht das Abenteuerblut besäße, sind die Schwierigkeiten: ein Mann, fünf Kinder und tausend Anderes. Wenn man aber wirklich sie zum Abenteuer wählen wollte, würde es endlich an der Gelegenheit fehlen, diesem Abenteuer nachzugehen. Die kleine Stadt ist ein großer Spion, bei ihren Häusern das Fenster die Hauptsache. Nicht nur jede stille Gemeinsamkeit würde ausgeschlossen sein, jeder kaum entlassene Blick würde aufgefangen werden. Denn man beobachtet in der Kleinstädterei an sich schon jeden. Die schöne Frau aber der kleinen Stadt, die eine schöne Frau, wird unter ganz besondere Obhut genommen. Wenn ich in einer kleinen Stadt nur an die schöne Frau zu denken wage, sieht man es mir an. Und wenn ich von ihr spreche, werde ich durch Wochen mit ihr aufgezogen.

Darum haben es die Jünglinge der Crême — und nur solche abenteuern doch; das Abenteuer eines Knechts und einer Magd kann man nicht so groß bezeichnen — haben sie es stets so gehalten, zum Sonntag in eine der benachbarten lieben großen Städte zu reisen, um dort die Sinne artig streicheln zu lassen. Man erreichte dadurch Gedoppeltes: Das Streicheln der lieben Sinne und das Absterben der Sehnsucht nach einer großen Aventiure, die innerhalb der Bannmeile sich doch nicht bescheren ließ. Nur die ganz groß denkenden Referendare, die am Amtsgericht ihrer Heimathsstadt arbeiteten, bewahrten sich die Sehnsucht für eine wunderbar schöne, vielleicht rothblonde Frau. Diese aber mußte dann ganz weit fort von ihnen wohnen, in einer sehr, sehr großen Stadt, vielleicht in einer wunderfeinen Villa. Zu dieser fahren sie dann einmal im Jahre, zur Weihnacht vielleicht, suchen sie in Stillem auf und küssen ihr in Leidenschaft die Hand. Aber länger als zwei Jahre thun sie das nicht. Denn dann sind sie älter und sagen sich, daß diese rothblonde Frau es doch viel bequemer hat, von Anderen sich die Hand küssen zu lassen, es auch nicht bloß einmal im Jahre wird thun mögen, und daß sie einem zum Handkuß Zugelassenen vielleicht mehr gewähren wird als die Hand, vielleicht auch das Herz, und in der großen Stadt mit ihren unvergleichlichen Gelegenheiten vielleicht noch mehr. Davon ahnen dann die Referendare etwas und fahren darum (nach zwei Jahren) ebenfalls wie alle Anderen am Sonntag in die größeren Städte der Provinz, um dort ohne große Abenteuersehnsucht in weichen Armen vorübergehend hinzusterben ... Das ist dann die Liebe der kleinen Städte ...

* * *

So mußte man sie sich immer denken. Nur Krampas mit Effi Briest paßte nicht dazu. Und ein Begebniß, von dem wir in diesen Tagen lasen. Zunächst mußte bei diesem das Tragische einen niederschlagen. Die Kugel ist ja immer ein Gegenstand, der auf die Nerven fällt. Dieser nächtliche Mord mußte einen darum grausig berühren. Dann verschwand aber die Kugel. Man sagte sich, ein unglückseliges Zusammentreffen, die kleine Stadt ... Die Kugel mußte geschossen werden, beim Niedersteig aus der Schlafkammer einer Frau, bei der Begegnung mit dem getäuschten Mann. Aber das Liebesspiel, das bis zu dieser Nacht gegangen war ... Zwischen einer Frau aus einer großen Stadt, mit einer großen Leidenschaft, und einem Manne, der sich in der Welt herumgetrieben und gelebt hatte, wie er hatte leben mögen. Man dachte sofort: Zu große Menschen für eine kleine Stadt. Man hatte das gleiche Gefühl, das einen beschlich, wenn man einen großen Gelehrten in dem Einstockhaus eines Kleinstadtnests vorfand oder einen großen Aestheten in einem „möblirten Zimmer“ ... Man liest von einer Badereise, die Beide miteinander in der Sommerzeit gemacht haben. Man denkt, das war ein Ausweg, das war der Ausweg, auf den so viele Frauen kommen. Aber man bedauert sie: die Zeit mochte schön gewesen sein. Aber ohne tausend Vorsichten war auch sie kaum zu genießen. Was in Allenstein für Beide sich begab, konnte auch nur unter größten Nöthen und wahnsinnigen Aengsten abgerungen sein. Man sagt so oft, daß die Gefahr ein Reizmittel bilde. Aber das sagen die Troubadoure, die ihrer Frauen wegen große Worte machen müssen. Die Gefahr ist in Wirklichkeit der Tod der Liebe. — Wenn man also Maße an diese Liebe legt, kann man leicht annehmen müssen, daß hier das Verhältniß der Werthe nicht gefunden wurde. Ein herunterwollender Kopf oder auch nur der Verlust der Freiheit durch lange Jahre ist mit einer spärlich genossenen Liebe nicht in ein Verhältniß zu setzen. Und der Genuß, messieurs, ist Alles ...

* * *

Man wird eine solche Betrachtungsweise bei einem Verbrechen, das gegen alle Normen verstößt, die wir haben, unmoralisch finden. Aber man irrt, wenn man glaubt, daß hier die Vertheidigung einer Kugel übernommen worden sei. Die Gesellschaft rächt ja diese That hinreichend durch die Strafen, die ihre Richter verhängen werden. Und das Grausen dieser Strafen wird Alle in gleicher Weise packen und von ähnlichem Gelüste genügend abhalten. Warum soll man da die Rechnung dieses Lebens nicht machen dürfen? Nicht bedauern, daß dieser Herr v. Goeben in die kleine Stadt kommen und dort ein Abenteuer finden mußte? Nicht bedauern, daß es nicht in einer unserer großen Städte sich zu begeben hatte? Ich predige die Untreue ganz gewißlich nicht. Aber die Folgen, zu denen diese jenseits der Ehe spielende Liebe trieb, waren zu groß. In den Hauptstädten hätte auch die Kugel fallen können. Aber die Wahrscheinlichkeit sprach doch dagegen. Und diese Drei waren sicher mehr werth, als um einer noch so argen Verstrickung Willen zu Grunde zu gehen. Sie wurden die Opfer der Liebe in kleinen Städten.

* * *

Digitized by Google

Zuweilen denkt man, man müßte staatlich die Fortpflanzungspflicht so propagiren, daß alle kleinen Städte zu Großstädten anwüchsen, um dadurch die Mißaccorde der kleinen Städte zu beseitigen. Zuweilen aber denkt man, die Leidenschaften müßte man niederzukriegen suchen. Mitunter wieder, wenn man zwischen seinen Büchern sitzt und Thee trinkt, denkt man auch, daß es überhaupt keine Leidenschaften, sondern nur Fahrlässigkeiten, Gelegenheiten und Leichtsinn giebt. Man starrt dann in die Lampe; aber selbst wenn man das lange gethan hat und geblendet die Augen schließen muß, wird man sich nicht klüger finden. Denn das Denken hilft hier gar nichts. Und zuweilen auch das Erleben nicht. Das geht da so ...

---

## Aus der Komödie der Menschheit.

*Paris, Ende December 1907.*

Selten noch hat der Titel einer Pariser Kunstausstellung mit dem Inhalt so restlos harmonirt, wie es bei dem unter der Bezeichnung „La Comédie humaine“ in der Galerie Georges-Petit veranstalteten Salon der französischen Humoristen der Fall ist. Mit dem, den Berliner Kunstfreunden ja unlängst vorgeführten Humoristen-Salon, der voriges Jahr im Palais de Glace in den Champs-Elysées stattfand, hat diese prächtige Künstlerschau nichts weiter gemein als die Zeichner und Maler des Humores, die damals wie diesmal sich zusammenfanden. Aber in der Art, wie die Bilder ausgestellt sind und in der Stoffwahl, die die Künstler trafen, macht sich bei dieser Ausstellung „La Comédie humaine“ ein ernstes Streben nach Verinnerlichung bemerkbar. Es ist in erster Linie eine Ausstellung französischen Humors und Esprits, keine bloße artistische Atelier-Schau. Wir werden schon nach kurzem Wandern durch die intim stimmungsathmenden Räume der Galerie Georges-Petit unwillkürlich von innerer Erregung gepackt. Wir verweilen einen geruhsamen Augenblick vor Pierre Brissands altväterlich raunendem reliefartigen Biedermeiergemälde „Im Kloster“, lächeln wohl über das jurrende Beisammen dieser zarten jungen Mädchen, die nicht froh sich ausjubiliren dürfen, die in ihren blauschleifigen braunen Crinolinen stecken wie Gefangene, dann blicken wir uns um und gewahren, daß auch die Grisetten und Kokotten und Mondänen auf den Bildern Dethomas, Abel Faivres, Forains, Guillaumes und Hermann-Pauls im Grunde nur gezwungen lächeln und flirten und girren, daß auch sie nur routinirte Lebenskomödiantinnen sind, Gefangene des Lebensklosters ... Freilich, Albert Guillaume, dieser satteste, glatt gebügeltste aller Pariser Salonmalerhelden, dessen Pinselspitze lackirt zu sein scheint wie sein Humor, Albert Guillaume schildert mehr die Zuschauerinnen der menschlichen Komödie, denn die Komödianten selbst, und selbst seine Lakaien und Kammerzofen fühlen sich so unendlich wohl, sind sich so ihrer Würde bewußt, daß wir ganz vergessen, daß sie doch immerhin schließlich nur Statisten unter den Pariser Komödienmenschen sind. Köstlich ist die selbstsicher commandirende, Ruhe gebietende Handbewegung des alten Kammerdieners, der mit der Kaltblütigkeit eines alten Chirurgen den blühenden, schwellenden Leib seiner schönen Herrin, der Gräfin Soundso, mit einem dicken Strahl Wassers begießt, während die Zofe schon ungeduldig das Frottirtuch bereit hält! Direct als Komödianten faßt der geniale Léandre die Menschen auf. Er nennt sein Bild „Eine Tournée von Hauptrollen“ und an unserem Auge ziehen sie nun alle vorüber, der König, der Minister, der Bauer, der Priester, in der großköpfig geschwollenen Gestaltung, die Léandre seinen Menschen zu verleihen pflegt. Zuschauer ist auch Jean Béber, der gluthvoll mitleidslose, von satyrischem Ingrimm erfüllte Schilderer des nächtlichen Paris. Wundervoll ist sein Cabaretstück „Le plaisir“. Einer Bildsäule von Fettpolstern gleich sitzt der geld- und stupiditätsstarrende Rentier aus Augiers unbeweglich der Freudenhändlerin, einem grell weiß gepuderten, völlig verstumpften Geschöpf, gegenüber. Mehr unbefangen humoristisch beobachtet Jean-François Raffaelli eine ähnliche, nur weniger trostlose Scene, zwischen einem „Urlauber“ und einer vorsintfluthlich alten Liebesbärin in einem niedrigen Ballocal ... Weniger Eindruck machten auf mich die Todtentanzphantasien Herman Vogels; er steckt zwar den Knochenkönig nach alter Sitte in Menschencostüme aller Art; als neidischer Erbe würgt der Tod einen Miterben, als Kellner grinst er den Lebemann an, aber daneben giebt der Künstler dann auch einfache, belanglose Anekdoten, er läßt die Eifersüchtige ihrer Rivalin mit einer Vitriolflasche in der Hand auflauern u. s. w. Diese Vermengung der alten Todtentanzidee mit moderner Schauerrealistik ist nicht eben sympathisch. Die Palme reiche ich unter Allen unbedenklich dem idealistischen Willette. Er betrachtet das Weltbild fürwahr wie ein malerisch schauender Regisseur der Weltenbühne. Der Mensch ist ihm der arme Pierrot, der seinen Kummer und seinen Zorn hinter der ewig lächelnden Maske resignirter, unfroher Fröhlichkeit verbirgt. Willette ist in Wahrheit der Malerpoet unter all diesen Malerkomödianten, er weint und lacht mit der Menschheit nicht mit frivolem Künstlerspott, sondern mit der bitteren Bekümmerniß des um die Menschheit klagenden, wenn auch nach Außen hin mit ihr jubilirenden Dichters!

Diese prächtige Ausstellung zeigt wieder einmal recht deutlich, daß die Wurzeln künstlerischen Schaffens im Humor liegen, freilich nicht in dem faden Allerweltswitz angestellter Mußhumoristen, sondern in dem über die Menschheit erhabenen Herzenshumor des echten Künstlers, in diesem Humor, der sich, wenn er einmal des Lachens wie des Weinens müde geworden ist, am liebsten in die Einsamkeit flüchtet, wo ihn dann das feierlich rhythmische Rauschen der Natur wiederum in stilles beschauliches Nachdenken einfingt, bis er allmälig wieder den Humor findet ... Manche Maler freilich werden durch die Trauer der dunkel in den Himmel starrenden Bäume noch mehr verdüstert. Simon Bussy z. B., der Pastellist, der gegenwärtig in der Galerie Durand-Ruel eine Reihe von Pastell-Landschaften zur Ausstellung bringt, spinnt sich ganz in die trauernd dahinbrütende Hügel- und Teichlandschaft Schottlands ein, unbelebte Geisterwinkel, in denen nächtlich Kobolde und Feen ihr Wesen treiben mögen, betrachtet er aus nächster Nähe und er liebt besonders die gebrochenen Töne des sinkenden Tages, wenn die purpurne Sonnenscheibe ihre letzten Reflexe auf die dunklen Pinien und Cypressen sendet oder wenn aus dem grauen Nachtgewölk nur noch ganz schmale Mondlichtstreifen hervorschimmern. Dem hellen Tag leiht sein weicher Pastellstift nicht gleich bereitwillig seine zarten Farbennüancen. Eine leise auffreischende, grelle Buntheit mischt sich da mitunter in die grauschwarze Harmonie von Wald und Hügellandschaft. Jedenfalls ist Bussy ein echter Naturpoet von warmem Pulsschlag. Schwüle, üppige, exotische Leidenschaftsgluth lodert über der interessanten Ausstellung „Russische Kunst“, die die selbst auch künstlerisch, besonders kunstgewerblich thätige Prinzessin Tenischeff mit erlesenem, fremden Einflüssen völlig verschlossenem Geschmack in der „Galerie moderner Künstler“ arrangirt hat. Was dieser Ausstellung ihr förmlich entrückendes Sondergepräge verleiht, ist weniger das Einstürmen mächtiger Individualitäten — obwohl sie z. B. in der Person des Phantasten und Historienmalers Nicolas Roerich einen ausgesprochenen, originellen Typus besitzt! — als vielmehr ein überwältigender Strom von Nationalität, der sich über die Seele des Eintretenden sofort in mächtigem Schwalle ergießt und in dem der Beschauer dann tiefer und tiefer versinkt, so tief, daß ihm schließlich der Athem vergeht und er starrt und zu träumen vermeint von wilden Kriegerhorden und von Psalmodien und von byzantinischen Engelchören und von plumpen Bauern in eisweißen Trachten und von schweren, lastenden gelbbraunen Stoffen und Geweben. Die Erzeugnisse russischen Kunstgewerbes selbst erscheinen in dieser russischen Kunst nur wie gewaltsam in kleines Format hineingezwungen. Scharfkantig und breit ausladend ist das Ornament der Schmuckkasten gehalten, fast wie für Männerfäuste, aber nicht wie für zarte, schmale Aristokratinnenhände geschaffen. ... Man athmet doch ein wenig auf, wenn man dann gegenüber, im Kunstsalon von Henry Graves, die süßen Mädchen- und Frauenköpfe der Damen aus Frankreichs galantester Zeit, dem 18. Jahrhundert, betrachtet, die Boucher, Fragonard, Meissonier, Corot u. s. w. werden uns nun erst wieder einmal voll verständlich und voll sympathisch. Namentlich als Stillebenmaler zählt Corot, wie wir uns dessen wieder einmal inne wurden, zu den allergrößten. Seine „Rosen im Glas“ (vom Jahre 1874), die wir in der Stillebenausstellung der Galerie Bernheim bewundern, muthet wie ein Gedicht aus Duft und Schimmer an. Auch sonst erquickt sich unser, der ewigen Menschheitssymbolik und -realistik müdes Auge voller Behagen an diesen zwanglos gewundenen Chrysanthemensträußen Monets und Renoirs, an den, vor grün getupftem Grunde mühelos arrangirten Dahlias van Ryssel-berghes, an den heiter vom Wiesengrün träumenden Blumen Pissarros, diesem wahren Poeten der „Natures mortes“, der durch seinen lebensvollen Ton die französische Bezeichnung für „Stilleben“ lächelnd Lügen straft. ...

Wie ich mich stets gewaltsam losreißen muß von dem Genuß einer Wandlung durch die Pariser Galerien, wie mich dann immer von neuem das vorlaute Weltstadtgerassel auf den Boulevards aus allen Himmeln zu werfen pflegt, so trete ich nun auch — lasciato d' ogni speranza! — hinein in das Lügen- und Scheinreich der Pariser Schaubühnen. Vorerst zwar gönne ich mir noch einen bescheidenen Genuß. Ich sehe in meiner Erinnerung wieder das froh bewegte Bild, das der Zuschauerraum des Porte-Saint-Martintheaters am Abend, vielmehr in der Nacht darbot, da des 76jährigen Victorien Sardou neuestes Werk, das fünfactige historisch-romantische Spektakelstück „L'affaire des poisons“ („Die Giftaffäre)“ ihre General- und Feuerprobe vor dem großen Pariser Publicum bestand. Zwar literarisch darf meine Brille nicht zu scharf sein, denn sonst sehe ich die Theatermache des maßlos geschickten Bühnenroutiniers Sardou allzu deutlich.

Blicke ich aber ganz harmlos und naiv, als einfacher, amüsementslustiger Zuschauer, auf diese Geschichte von dem gemüthlich biedermännischen Abbé Griffard, der es sich zur Aufgabe macht, seinen König Ludwig XIV. vor dem von der in Ungnade gefallenen Maitresse, der Marquise de Montespan gegen ihn geplanten Giftmord zu bewahren, — schaue ich ganz harmlos, historisch nicht allzu akademisch pedantisch auf die verschiedenen Bühnenbilder, auf die Reconstruction des Hofes von Versailles, auf seine rauschenden Festlichkeiten in der Thetis-Grotte, auf das von echten Gobelins verhüllte, mit allerlei Tapeten- und sonstigen Thüren (namentlich „Hinterthürchen“!) ausgestattete Gemach der „berühmten“ Wahrsagerin und Giftmischerin La Voisin, — dann lächle ich, fast so ironisch und sarkastisch, wie der alte, junge Sardon selbst, über diese „Komödie“, ohne mir lange Bedenken zu machen, über dieses entsetzlich korrumpirte französische 17. Jahrhundert, in dem es nur einen Gott gab, den „roi Soleil“ Ludwig XIV., um dessen Gunst die Marquisen wie die Bürgermädchen buhlten, so daß dann die Frauen, in

Digitized by Google

fanatischer Sehnsucht nach der Liebe des Göttlichen, ihren eigenen Leib zum Altare preis gaben für jene diabolischen „schwarzen Messen", in denen Liebes- aber auch Gifttränke von Priesterhand geweiht wurden! Frankreich war und ist von jeher das Land der Affären, der süßen und der bitteren Giftaffären, es ist das Land der vertuschten, der überschminkten Lüge, aber auch das Land der fröhlichen Lebenslüge, wo man es mehr als irgend anderswo verstehen — — soll, sich über die Ungerechtigkeit des Schicksals hinwegzutäuschen. Dies mag der tiefere Sinn sein, den man hinter dieser von Sardou ausführlich erzählten „Giftmischeraffäre" entdecken kann, sofern man denn durchaus einen tiefen Sinn im kindlichen Komödienspiel Sardous sehen will. Im Uebrigen ist natürlich auch dieses Stück, wie alle anderen Werke Sardous, — eine Rolle, und zwar eine höchst dankbare Rolle für Coquelin. Ihm ist die Gestalt des Abbé Griffard, eines Schöngeistes und Philosophen von echter Bühnenart, so ersichtlich auf den Leib geschrieben, daß man sämmtliche Giftmischerinnen und Ludwige und Colberts und Louvois vergißt und nur Coquelin, als den Vertheidiger der Unschuld sieht (wie einst vor Jahren in der Dreyfußaffäre, die ja gleichfalls als Unterton bei diesem Stück mitklingt!), daß man nur auf Coquelin wartet und jedes seiner Worte mit gespannter Gier auffängt, fast einem Kinde gleich, das Großvaters Märchen mit heißen Wangen lauscht. Gerade so quittirt das Pariser Publicum jegliche joviale Mundbewegung des abgöttisch geliebten Schauspielers mit einem breiten Schmunzeln oder mit lautem — Lächeln! Zu bewundern ist jedenfalls dieser alternde Schauspieler ebenso sehr, wie der greise Dichter, der die „Affäre" mit liebevollstem Fleiß aus den zeitgenössischen Quellen selbst geschöpft und verarbeitet hat. Hoch zu bewundern ist die logische Vehemenz, mit der Sardou von der ersten Scene an sofort auf das dramatische Problem losgeht und es nicht locker läßt, bis es gelöst ist! — Darin zeigt er sich als genialer Theatermensch; selbst wo er Episoden einfließen läßt, verwerthet er sie stets sinngemäß zur Klärung der Handlung, niemals zum Selbstzweck... Wie Wenige unter den jüngeren Dramatikern Frankreichs können sich mit Sardou in dieser Straffheit der Technik messen! Romain Coolus z. B. schadet sich die Wirkung seines Schauspieles „Coeur à Coeur!" — der Novität des Antoinetheaters — durch die durchsichtige Absichtlichkeit der eingeflochtenen heiteren Episoden. „Das Publicum verlangt nun einmal Lachen und Weinen in einem Athem! Also thun wir ihm seinen Gefallen!" Der erste Aufzug gestaltet sich zu einer bloßen amüsanten Schilderung der eleganten Pariser Gesellschaft (wann endlich wird es ein Autor wagen, einmal den Pariser Mittelstand auf die Bühne zu bringen!) ... Wir erfahren, daß Jacques Helloin seine schöne, bedeutend jüngere Frau Lucienne als Gatte, Liebhaber und Vater liebt, hören dann, daß ihn Lucienne mit dem faden Süßholzraspler André betrügt und nicht von ihm lassen will, obwohl sie weiß, daß er fest entschlossen ist, die pikante polnische Sängerin Anna Holska zu heirathen. Das Charakteristische dieses Stückes ist durchaus nicht etwa der „Zug zum Herzen", und ich möchte hier bemerken, daß mit höchst sonderbarer Einmüthigkeit der Titel von fast allen deutschen Correspondenten völlig mißverständlich mit „Herz zu Herz!" übersetzt worden ist. Vielmehr handelt es sich um die rückhaltlose Offenheit in Liebesdingen, die Coolus schon in dem Titel andeutet. Denn „„coeur à coeur" ist etwa dasselbe wie „face à face" und bedeutet „ohne Zurückhaltung", also etwa „Aug' in Auge!... Aug' in Aug' erklärt denn auch André der verzweifelten Frau Lucienne, daß er sie nicht mehr liebe, Aug' in Aug' beichtet Lucienne ihrem verzweifelten Gatten, daß sie André noch immer liebe, und Aug' in Aug' treten sich schließlich Gatte und Liebhaber entgegen. Mit der Pistole in der Hand will der Gatte, in aufopfernder Liebe zu seinem „Frauenkinderl", deren Geliebten zwingen, seine Verlobung aufzugeben, ohne daß es ihm gelingt. Der Gatte drückt los, schießt fehl, und nun keimt in Lucienne etwas wie Liebe, wie dankbare Verehrung zum Gatten auf. Keineswegs, um mich zu rühmen, constatirte ich hier dieses Mißverständniß Seitens der Kritik, sondern weil es mir ein instructives Beispiel für die telegraphische Dienstbeflissenheit der geplagten Tageszeitungscorrespondenten zu sein scheint. ... In den tragenden Rollen des Ehepaares Helloin bewährten Director Gémier und Frau Andrée Mégard von neuem die eminente Innerlichkeit ihres Künstlerthums. Das Problem des „Amant" bildet — denn „mit altem Brauch wird nicht gebrochen;" — noch immer das Lieblingsthema der romanischen Autoren. In ihrem Roman „Dopo il pardono" („Nach der Verzeihung") schildert Mathilde Serao die Seelenkämpfe der Frau, die ihren Ehebruch bereut, die dann vom Gatten in Gnaden wieder aufgenommen wird und die dann den Gatten abermals verläßt, um gemeinsam mit dem einstigen Geliebten die Scherben des einstigen Glückes aufzulesen. Ein derartiges rein psychologisch sich entwickelndes Problem verträgt nun einmal das Bühnenlicht nicht, und es ist mir ganz unfaßbar, wie eine so feinsinnige Poetennatur wie Mathilde Serao es zugeben konnte, daß ihr Roman auf die französische Bühne verpflanzt wurde. Die gründliche Verschiedenheit des italienischen Weibes und der französischen „femme" läßt es erklärlich erscheinen, daß die romantische Glückessehnsucht Elenas und ihres Geliebten Marco Fiora auf der Pariser Bühne unwahr und leer-melodramatisch wirkte. Da zudem der Bearbeiter, P. Decourcelles, den Roman völlig undramatisch auf die Bühne übertrug, so kam ein ermüdendes, endloses Thränenpreßstück ohne Thränen zu Stande, und auch Madame Réjanes opferwillige Bemühungen, der italischen Romantik der Dichtung gerecht zu werden, scheiterten an der Bühnenunfähigkeit des ganzen Stoffes. — Ein ganz ähnliches Thema behandeln Paul und Victor Margueritte in ihrem dreiactigen, im Théâtre français aufgeführten — aber schon seiner Absetzung vom Spielplan entgegenharrenden — Schauspiel „L'autre". Hier handelt es sich lediglich um den herkömmlichen Ehescandal. Obwohl Frau Claire Frénot ihres Geliebten, Robert Dartiques, herzlich überdrüssig ist und ihn längst endgiltig verabschiedet hat, hindert das Gespenst dieses „Anderen" doch wieder und wieder das Glück der Frénotschen Ehe, so daß Claire schließlich das Haus des Gatten verläßt. Auch hier haben wir die schwerflüssige Arbeit zweier ausgesprochener Epiker vor uns; drei Novellencapitel machen eben noch lange keine drei Acte aus, und der bloße Wechsel der Jahreszeiten (wir durchmessen in den drei Acten in drei Stunden Frühling, Sommer und Winter!) läßt uns noch nicht an den Stimmungswechsel in den „Helden" dieses mißlungenen Stückes glauben, um das sich übrigens gleichfalls die Darstellung, an der Spitze die pikante, leidenschaftliche Berthe Cerny und der elegant-geschmeidige Grand, nach Kräften bemühte! ...

Während so die „großen Bühnen" auf dem seichten Fahrwasser der herkömmlichen Publicumsstücke dahin schwammen, blieb es wieder einmal dem literarischen Verein „L'Oeuvre" vorbehalten, ein Capitel aus der modernen Tragicomödie der Menschheit auf die Bühne zu bringen.

*

Das dreiactige Schauspiel „Le Baptême", das der geistvolle Kritiker des „Gil Blas", Fernand Nozière, in Gemeinschaft mit Alfred Savoir verfaßt hat, schildert mit kluger Satyre, der freilich hie und da etwas die Wahrscheinlichkeit geopfert wird, wie die Familie eines aus Frankfurt nach Paris eingewanderten jüdischen Bankiers, Ephraim Bloch, lediglich aus mondänen Gründen den Glauben ihrer Väter abschwört. Ursprünglich giebt den Anlaß zu dieser Taufepidemie die Verlobung von Ephraims Tochter Helene mit dem katholischen Grafen de Coissy. Die (man weiß nicht recht, von wem sie diese Veranlagung geerbt haben soll) dem christlichen Dogma zuneigende Helene läßt sich wohl taufen, aber nicht etwa aus Liebe zu dem Grafen de Coissy, sondern lediglich aus mystischer Neigung zum Katholicismus, die sie schließlich sogar direkt ins Kloster treibt. Das Beispiel der Tochter wirkt ansteckend auf ihre Mutter und den älteren Bruder, die sich voller Freude zum „praktischen Christenthum" bekehren, zur größten Betrübniß namentlich der alten orthodoxen Großmutter Bloch. Bleiben nun noch die beiden Hauptzweifler, der Vater und dessen jüngster Sohn, der häßliche, scheue 15jährige Lucien. In diesen beiden Gestalten haben die Autoren mit viel Wärme die fluchbeladene Tragik des heimathlosen, geächteten, gezeichneten Judenthums personificirt. Ganz vorzüglich gesehen ist es, wie sich der alte Vater zwar schließlich zur Taufe seiner selbst und seines jüngsten Kindes überreden läßt, aber nur aus Liebe zum Kinde und aus Geschäftsrücksichten, auf daß er der Leibbankier des Clerus werden kann. Innerlich, als Mensch, wird Ephraim Bloch, wie auch sein jüngstes Kind, zeitlebens der aus dem Frankfurter Ghetto eingewanderte Jude bleiben, zeitlebens wird sein Herz den gleichen Frankfurter Jargondialekt sprechen wie sein Mund! ... Herr Lugné-Poe, Suzanne Desprès' Lehrer und Gatte, schuf in dem Bankier Bloch einen naturwahren, aus dem Leben gegriffenen, auch in der Maske völlig echten Typus. Es war ein Ehrenabend des „L'Oeuvre". — Ein neues intimes Theater eröffnete ein Schüler Antoines, der Schauspieler Mephisto im Hause des ehemaligen „Théâtre de la Bodinière" mit der Aufführung des Dramas „Le Déluge" aus der, den Lesern der „Gegenwart" bestens bekannten Feder des Schweden Henning Berger. Offen gestanden konnte ich diesem nervenpeitschenden „fait-divers" — das schildern soll, wie die Menschheit Angesichts des Todes plötzlich alle bösen Instinkte aufgiebt, wenn aber die Gefahr vorüber ist, wieder in ihr Bestienthum zurücksinkt — wenig Geschmack abgewinnen. Vielleicht trug die französische Bearbeitung die Schuld daran.

*Arthur Neißer.*

## Notizen.

Folgende neue Bücher, Broschüren, Zeitschriften u. s. f. sind uns zugegangen:

M. v. Massow: Junge Sehnsucht, Gedichte. Verlag Clauß & Feddersen, Hanau. Zweite Auflage.

Wundervolle Sprache und zarte Naturstimmungen zeichnen diese Lieder aus, aber sie singen auch von Sonnenschein und Sturm in Menschenherzen, wehmütig und klagend, aufbrausend und stillergeben. Die Ausstattung des Bändchens mit den stimmungsvollen Zeichnungen von Ernst Hanneck ist recht geschmackvoll. *Egbert Falk (Berlin).*

Victor Laverrenz: Balladen und Lieder. Mit einer biographischen Skizze und einem Porträt des Dichters, sowie Zeichnungen von Adolf Wald. Verlagsanstalt Kosmos, Berlin und Leipzig.

Lieder aus alter und neuer deutscher Zeit, mit starken Farben, seltsamer Wahl der Worte, erfüllt von Begeisterung für germanisches Wesen in Kampf und Frieden, im Felde und am Herd. Aus einer heroischen Weltanschauung geboren, werben sie würdig für deutsche Art.

*G. F.*

Jutta Carl: Wege, die du kennst, Gedichte. Verlag G. Kreuschner, Bunzlau.

Ich stehe nicht an, dieses unscheinbare Heftchen mit den 30 kleinen Gedichten als eine glänzende Talentprobe von guter Vorbedeutung zu bezeichnen.

*Egbert F.*

Digitized by Google

WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST
OTTO ERDMANN JUNIOR
BERLIN S.W. 61.
TEMPELHOFERUFER 21.

DÜRKOPP-
Fahrräder.
DÜRKOPP & Cº. A.G. BIELEFELD

**F. Freitag**
(Inh. **A. Meyer**)
Schneidermeister
**Berlin SW.**
o **Friedrichstr. 36** o
empfiehlt sich zur Anfertigung äußerst chic-sitzender
**Herren- und Damen-Garderobe**
nach **Maß** zu soliden Preisen.

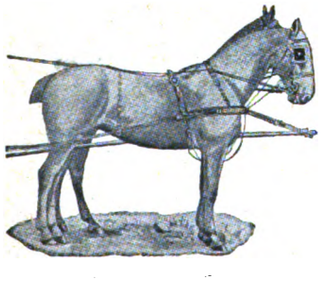
Große Auswahl in deutschen u. englischen Stoffen.

Reichhaltiges Lager in
**Tailor made**
**Kostümen, Jacketts, Mänteln und Röcken.**
**(Ersatz für Maßarbeit.)**

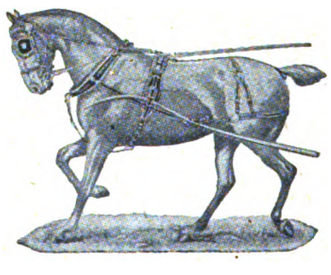
**Die militärische Welt**
**illustrierte Monatsschrift für alle Gebiete des Militärwesens u. der neueren Geschichte,**
herausgegeben von Oberleutnant **Karl Harbauer,** ist eine Zeitschrift, einzig in ihrer Art. Sie behandelt militärische und historische Stoffe der ganzen Welt in populären Darstellungen, die durch gute Illustrationen vervollständigt werden. — Preis des Einzelheftes K. 2.—, 1/4 Jahr K. 4.—, 1/1 Jahr K. 15.—. Probehefte in jeder besseren Buchhandlung oder direkt vom Verlag
**C. W. Stern, Wien I.,**
Franzensring 16.

**Weck's Frischhaltung**
und
sonst nichts
und
weiter nichts
und
drüber nichts
dum
Koche auf Vorrat

Drucksachen über:
**Weck's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel**
kostenlos durch:
**J. Weck,** Ges. m. b. Haftung,
Oeflingen, A. Säckingen (Baden).
Man verlange nur
**Weck's Originalfabrikate**
☛ Ueberall Verkaufsstellen.



**Max Stier**
**Erste Berliner Luxus-Pferdegeschirr-Fabrik**
**Berlin N. 20, Brontheimer Straße 31.**




Digitized by Google

kommen gefunden haben. Dieser wird Anfang Februar in Deutschland eintreffen, um sich wegen seiner Handlungsweise zu verantworten.

Im Reichstage hat man bereits den Stab über ihn gebrochen, ohne ihn gehört zu haben.

Man hat hierbei den vornehmsten Grundsatz der Justiz: „Audiatur et altera pars“ außer Acht gelassen.

Wir werden also gut daran thun, unser endgiltiges Urtheil über den Fall Puttkamer aufzuschieben, bis wir aus seinem Munde die Rechtfertigung vernommen haben.

Voraussichtlich wird dann manch Einer sich genöthigt sehen, sein Urtheil einer gründlichen Revision zu unterziehen.“ — — —

Mein Artikel, der in mehreren Blättern erschien, erregte den hellen Zorn des „Hamburger Fremdenblattes“, das am 31. Januar 1906 in seiner Abendausgabe heftig gegen mich polemisirte, von einem ganz unangebrachten Angriff auf den bekannten Sohn des „King Akwa“ sprach und mich einen recht wenig glücklichen Vertheidiger nannte. Der in Altona lebende (aus Hamburg ausgewiesene) M'Pundo Akwa strengte darauf durch seinen Rechtsbeistand, Dr. Max Levi, auf Grund der §§ 185, 186 und 187 des Strafgesetzbuches die Beleidigungsklage bei dem Hamburger Amtsgericht an.

Ein alter Afrikaner, einer meiner Hauptzeugen, der längere Zeit Bezirksamtmann in Duala war, Dr. Friedel Martin, sagte u. A. aus:

„Es ist mir erinnerlich, daß M'Pundo Akwa durch mich wegen Vermögensdelicten zu verschiedenen Malen bestraft wurde.

Ebenfalls ist mir bekannt, daß der Kläger wegen Diebstahls zu einer Prügelstrafe verurtheilt wurde durch Frhr. von Gagern.

Bemerken möchte ich hierzu, daß der bald darauf auf einer Expedition erfolgte plötzliche unaufgeklärte Tod des Frhrn. von Gagern damals von mir öffentlich in ursächlichem Zusammenhang mit obengenannter Prügelstrafe gebracht wurde ...

Ueber das betrügerische geschäftliche Gebahren des M'Pundo Akwa dürfte der damalige Vertreter der Firma Wörmann in Kamerun Aufschluß geben können.

Als Sachverständiger gehört, würde ich in der Lage sein, ein den Ansprüchen des Beklagten vollkommen entsprechendes Gutachten über den Kläger abzugeben.

Ich kann heute schon als Zeuge erklären, daß ich den Kläger auf Grund meiner eigenen persönlichen Erfahrungen für einen moralisch absolut minderwerthigen Menschen halte, so daß mir eine Ehrenkränkung seiner Person durch einen hochachtbaren Europäer, wie den Beklagten, nach meiner langjährigen colonisatorischen Thätigkeit als völlig unmöglich erscheint.“

Man wird zugeben müssen, daß die beeidigte Aussage des Sachverständigen, Kgl. Bayrischen Wirklichen Rathes Dr. Friedel Martin, so günstig wie nur möglich für mich lautete. Trotzdem wollte mir das Schöffengericht in der Verhandlung vom 22. November 1906 das Urtheil sprechen, ohne mir Gelegenheit zu weiteren Zeugenvernehmungen zu geben. Mein Rechtsbeistand, Dr. Th. Suse, erreichte es erst nach längeren Auseinandersetzungen, daß mir der Wahrheitsbeweis nicht abgeschnitten werden konnte, und der Vorsitzende bemerkte: „Der Gerichtshof ist der Ansicht, daß aus diesen Vernehmungen nicht viel herauskommen wird!“

Dermaßen hatte es der Kläger verstanden, das Gericht für sich einzunehmen. Mit Emphase rief er aus: „Ich bin niemals wegen Diebstahls bestraft. Mit einem Diebe will Niemand etwas zu thun haben! Capitänleutnant Liersemann will mich moralisch und finanziell ruiniren.“

Er log den Gerichtshof also ganz frech an, behauptete, das sei ein anderer M'Pundo Akwa, seine Vergangenheit sei eine ganz tadellose, und tischte den Richtern das Märchen von M'Pundo I., M'Pundo II. und M'Pundo III. auf.

Am 9. Januar d. Js. hat nun der Haupttermin vor dem Schöffengericht Hamburg stattgefunden.

Zahlreiche, meinem Urtheil über Akwa durchaus beipflichtende und meine Behauptungen erhärtende Zeugen sind inzwischen vernommen worden, von deren Aussagen ich nur die nachstehende anführen will:

„Es ist vollkommen richtig, daß der Kläger wegen Diebstahls mit 25 Hieben bestraft ist. Zwei Freunde des Klägers sind als Koch und als Boy bei mir in Stellung gewesen und haben sich bitter darüber beschwert, daß sie ebenso wie alle Bewohner des Dorfes Akwa, von dem Vater des Klägers genöthigt werden, allmonatlich 50 Pf. zu zahlen, die dem Kläger nach Deutschland gesandt werden, der hiervon, wie es scheint, als außerordentlicher Bevollmächtigter und Repräsentant des Dorfes Akwa in Altona lebt.

Der Zweck ist natürlich klar, da es sich um weiter nichts handelt, als gegen den Gouverneur v. Puttkamer sowie gegen die übrigen Regierungspersönlichkeiten aufzutreten. Um seine Ehefrau kümmert Kläger sich überhaupt nicht, sondern hat sie in der größten Noth zurückgelassen, so daß der Pater Gippert von der katholischen Mission sie mir gerade unter Hervorhebung dieses Umstandes als Waschfrau empfohlen hat. Der Vater des Klägers ist nichts weiter als der Dorfälteste des Dorfes Akwa, in dem er nicht das Geringste zu sagen hat, sondern sich nur durch diese Stellung eine gewisse Autorität verschafft hat, die er in der Weise ausnutzt, um das Dorf gegen die deutsche Regierung aufzuhetzen und dafür als Repräsentanten seinen Sohn hier in Altona zu bestellen. Mir sind diese Verhältnisse ganz genau und aus eigener Anschauung bekannt, da ich als fast einziger Europäer in Akwa gelebt habe.“

Und ein solcher Mann konnte in Deutschland eine politische Rolle spielen, als Kronzeuge gegen einen unserer tüchtigsten Gouverneure auftreten, die Presse, Reichstagsabgeordnete mobil machen und endlich einen deutschen Schriftsteller, weil er ihn als „minderwerthig“ bezeichnet, auf die Anklagebank bringen! Ich meine, die Oeffentlichkeit ist mir Dank schuldig, daß ich sie über diesen „dunklen Ehrenmann“ aufklärte, der als Schützling des Centrums in den Häusern der katholischen Aristokratie als „Prinz“ verkehrte, eine deutsche Prinzessin zu Tisch führte und ehrfürchtigst mit „mon prince“ angeredet wurde.

Ich habe in meiner Broschüre: „S. K. H. Prinz Akwa, ein Beitrag zur Rassenfrage“, in humoristisch-satirischer Weise alles Interessante zusammengestellt. (Berlin, Schwetschke & Sohn. Mk. 1.) Mein Proceß ist in rassenpolitischer Hinsicht bedeutsam, ist es doch meines Wissens der erste, in dem ein Schwarzer einen Weißen, noch dazu einen Schriftsteller, wegen „Beleidigung“ verklagt hat.

*

Trotz all der zahlreichen, durchaus zu Gunsten des Beklagten sprechenden Zeugenaussagen angesehener alter „Afrikaner“, die den Akwa zum Theil seit Langem kennen, wurde Capitänleutnant Liersemann vom Hamburger Schöffengericht zu einer Geldstrafe von 30 Mk. und in die Kosten des Verfahrens verurtheilt, auf Grund jenes famosen § 192 des St.G.B., wonach man einen Dieb beileibe nicht nun auch „Dieb“ nennen darf, da die „gebrauchte Redewendung beleidigend“ ist. Mit vollem Rechte machte der Vertheidiger Liersemanns, Dr. Suse, darauf aufmerksam, daß Akwa unfehlbar das Urtheil dazu benützen würde, um seinen Landsleuten damit auf Kosten der Weißen zu imponiren. Und deßhalb kann das Urtheil, das von der irrigen Voraussetzung ausgeht, der Duala-Neger habe jenes peinliche, künstlich anerzogene Ehrbewußtsein, das nicht einmal die Masse der Europäer besitzt, — deßhalb, sagen wir, kann dieses wohlmeinende Ur-

Digitized by Google

theil der Hamburger Richter gar nicht abzusehendes Unheil stiften.

Selbstverständlich hat Liersemann sogleich Berufung gegen das Urtheil eingelegt. Dr. A. Hn.

---

## Gangbare Wege für die deutsche Ostmarkenpolitik.

Von R. Richardi (Schwetz a. W.).

II.

Wie schon Eingangs erwähnt, würde aber, selbst bei einem vollständigen Aufhören der Sachsengängerei, immer noch in der Ostmark ein recht fühlbarer Mangel an Arbeitskräften vorhanden sein, außerdem würde das Unterbinden der Sachsengängerei dem Zuzuge deutscher Arbeiter eher hinderlich wie förderlich sein, da dadurch der Arbeitermangel wenigstens auf ein erträgliches Maß herabgedrückt würde, und der Arbeitgeber nicht mehr gezwungen wäre, selbst auf die unverschämtesten Forderungen einzugehen, durch deren Stellung sich leider gerade die deutschen Arbeiter oft sehr unrühmlich hervorthaten. Es muß also darauf Bedacht genommen werden, der Ostmark auf irgend eine Weise deutsche Arbeiterkräfte zuzuführen. Da uns aber die Erfahrung gelehrt hat, daß unter keinen Umständen auf eine nennenswerthe freiwillige Zuwanderung von Arbeitern zu rechnen ist, so muß der Staat sich eben in einer anderen Weise zu helfen suchen und sein Augenmerk auf ein Menschenmaterial richten, über das zu verfügen er auch die nöthigen Machtmittel hat. Dieses Menschenmaterial ist reichlich in den Waisenhäusern der nicht in der Ostmark belegenen großen Städte der preußischen Monarchie vorhanden.

Der Staat bezw. die einzelne politische Gemeinde ernährt, erzieht und unterrichtet diese Kinder bisher ohne jede Gegenleistung bis zu ihrer Arbeitsfähigkeit. Wenn dies nun auch die einfache Pflicht und Schuldigkeit der Allgemeinheit ist, so enthebt dieser Umstand doch ebenso wenig die ehemaligen Waisenzöglinge von der Verpflichtung einer ihren Verhältnissen und Kräften entsprechenden Gegenleistung, wie dadurch die Berechtigung zum Verlangen dieser Gegenleistung für den Staat etwa aufgehoben wird. Es liegt gar kein Grund vor, warum man nicht dies junge Menschenmaterial von der Entlassung aus dem Waisenhause bis zur Großjährigkeit, also bis zum Aufhören der vormundschaftlichen Gewalt, zu Dienstleistungen in den Ostmarken verwenden sollte, nicht etwa im Dienste des Staates, sondern als freie Arbeiter gegen entsprechenden Lohn, aber unter geeigneter Aufsicht und Beschränkung in der Auswahl des Dienstherrn. Sechs bis sieben Jahre frischer, unverdorbener und lenkbarer Arbeitskraft würden die Ostmarken in jedem Waisenkinde gewinnen, — ein gewaltiger und dabei sich stetig erneuernder Zufluß jungen, rein deutschen Volksthums. Aber auch in anderer Beziehung würde diese Maßnahme von weittragender Bedeutung sein. Sehen wir uns doch einmal diese blassen, in der Entwicklung oft zurückgebliebenen Kinder an, wenn sie aus den Waisenhäusern entlassen werden, und welcher Zukunft sie entgegengehen. Körperlich und geistig noch nicht für das Leben reif, in der Regel auch ohne besondere, fürsorgende Aufsicht, außerdem vielfach mit Krankheitskeimen erblich belastet, werden nur sehr wenige nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft, der größte Theil verfällt im Getriebe der Großstadt frühem Siechthum oder sittlicher und moralischer Verkommenheit. Wie anders würde sich das Leben dieser Kinder gestalten, wenn sie nach der Entlassung aus dem Waisenhause auf das Land nach der Ostmark verpflanzt würden! Arbeit und Leben in der freien Natur kräftigen Körper und Seele, und die Enge der ländlichen Umgebung im Hause des Arbeitgebers schützt sie vor Verführungen und Gefahren, wie sie die Großstadt bietet.

Setzen wir nun den Fall, daß die bisher geschilderten Maßnahmen Anwendung fänden, so würde dadurch wohl die Arbeiternoth in den Ostmarken gehoben, die eigentlichen Zwecke und Ziele der deutschen Ansiedlungspolitik, so weit sie die Arbeiterclasse betreffen, damit aber keineswegs erreicht sein; denn diese fordern eine dauernde Seßhaftmachung der Arbeiterbevölkerung, wie sie nur durch Grundbesitz erwerbende Familien gewährleistet wird. Hierfür kommen natürlich unter den angegebenen Verhältnissen nur die einheimischen deutschen Arbeiter und die ehemaligen Waisenzöglinge in Betracht. Selbstverständlich sind alle diese Leute in dem Alter, das für die Begründung einer Familie in Frage kommt, nicht in der Lage, aus eigenen Mitteln so viel Grund und Boden zu erwerben, um sich ein, wenn auch noch so bescheidenes, eigenes Heim zu schaffen. Ihnen muß daher von der Ansiedlungscommission zu Hülfe gekommen werden und zwar unter Heranziehung der Organe, in deren Interesse die Seßhaftmachung der Arbeiterbevölkerung in erster Linie geschieht: das sind in der Hauptsache die Forstverwaltung und der Großgrundbesitz, vielleicht auch die Eisenbahnverwaltung. Diese alle sind sehr wohl in der Lage, für jeden ihrer zukünftigen Arbeiter kleine Streifen Land abzugeben, die, von der Ansiedlungscommission entsprechend bebaut, den Bewerbern nach Erfüllung der erforderlichen persönlichen Voraussetzungen als Rentengut zum Eigenthum mit der Verpflichtung übergeben werden können, als Forst- beziehentl. Guts- oder Eisenbahnarbeiter bestimmte Dienste zu leisten. Nehmen wir zum Beispiel an, es werde als persönliche Voraussetzung für die Vergebung solcher Arbeiteranwesen von dem Bewerber verlangt, daß er als ehemaliger Waisenzögling nach erreichter Großjährigkeit noch fünf Jahre und als sonstiger deutscher Arbeiter zehn Jahre bei deutschen Arbeitgebern in der Ostmark im Dienste gestanden und sich gut geführt haben müßte, so würde die Möglichkeit, durch Erfüllung dieser einfachen Bedingung eine selbstständige Existenz und ein eigenes Heim zu erlangen, sicher einen großen Reiz, namentlich auf die ehemaligen Waisen-Zöglinge, die sonst gar keinen Rückhalt haben, ausüben und stets eine genügende Anzahl von Bewerbern für derartige Stellen sichern. Um aber auch deutsche Arbeiterinnen dauernd in der Ostmark zu behalten, und zugleich die seßhaften Arbeiter möglichst davon abzuhalten, polnische Mädchen zu heirathen, müßten für deutsche Arbeiterinnen und ehemalige Waisenmädchen Aussteuern in Gestalt eines kleinen Capitals von einigen hundert Mark angesetzt werden, falls diese Mädchen bisher nur in deutschen Diensten gestanden haben und einen deutschen, angesiedelten Arbeiter heirathen. Das kleine Capital würde dann dem jungen Paare die Möglichkeit zur ersten Einrichtung der Wirthschaft geben.

Durch diese Maßnahmen würde ich die Arbeiterfrage in den Ostmarken auch im Sinne der Ansiedlungspolitik als gelöst betrachten. Wenden wir uns nun der Besiedlung der Ostmark durch bäuerliche Ansiedler zu.

Bisher hat das Bestreben bestanden, capitalkräftige, erfahrene Bauern des Westens in der Ostmark anzusiedeln oder sogenannte Rückwanderer hier wieder ansässig zu machen. Es ist nun nicht Aufgabe dieser Ausführungen, an irgend welchen Maßnahmen der Regierung oder der Ansiedlungscommission Kritik zu üben; aber es will mir doch scheinen, als ob auf diesem Wege, wenn auf ihm allein die Besiedlung vor sich gehen soll, schwerlich das erstrebte Ziel erreicht werden wird.

Werden wir uns doch zunächst einmal darüber klar, was so ein capitalkräftiger märkischer, schwäbischer oder bayerischer Bauer oder ein Rheinländer denn eigentlich hier will, — etwa den preußischen Staat in seiner Ansiedlungspolitik unterstützen? Sicherlich nicht, die Leute wollen allein verdienen, sie wollen die günstige Conjunctur ausnutzen. Es fällt ihnen nicht im Traum ein, herzuziehen, um im nor-

Digitized by Google

malen Laufe der Dinge hier ihr Fortkommen zu finden; das können sie auch in ihrer Heimath haben. Für sie soll nun zwar die Ostmark auch die neue Heimath, in erster Linie aber auch die frisch milchende Kuh sein, die sie gehörig ausnutzen wollen. Daß sie und ihre Familienangehörigen deutsch sind und sich von einem Polen nicht so leicht unterbekommen lassen, ist für die Ostmarkenpolitik ja sehr schön und brauchbar, aber als einziger Erfolg doch recht theuer bezahlt. Denn ob nun auch gleich alle Kinder dieser westdeutschen Ansiedler hier in der Ostmark verbleiben oder, falls nicht auch ihnen ganz besondere Vortheile geboten werden, wieder zurückgehen, wohin sie die Erinnerungen der Kindheit, Heimathgebräuche und Familienverbindungen ziehen, ist denn doch noch sehr die Frage. In diesem Falle wäre aber die Ansiedlung des Vaters für die Ostmark fast zwecklos gewesen.

Und nun die Rückwanderer. Also Leute, die seiner Zeit mehr oder weniger leichten Herzens hinausgezogen sind, um im Auslande ihr Fortkommen zu finden. Wer von dort zurückkommt und hier wieder von vorne anfängt, ist gewöhnlich auch im Auslande gescheitert, wie er es vorher hier schon war, ehe er auswanderte. Er hat sich dort ebenfalls nicht bewährt und kehrt nun, sehr oft als Wrack, zurück, um hier mit Hülfe der Ansiedlungscommission wieder von Neuem anzufangen. Sind solche Leute nun wirklich im Stande, die ihnen hier gestellten Aufgaben zu erfüllen? Dem Ansturm des Polenthums Stand zu halten, als Pioniere deutscher Cultur zu gelten und deutsche Sitte und deutsches Wesen hier zu verbreiten? Sie, die einst leichten Muthes dem Vaterlande den Rücken gekehrt und deutsche Sprache und deutsche Art im Auslande fast verlernt haben? Nein, sie mögen ja gute Colonisten sein, wie wir sie in Afrika gebrauchen können, geeignete deutsche Ansiedler, wie wir sie in den Ostmarken nothwendig haben müssen, sind sie nicht. Dazu brauchen wir einen frischen, kräftigen Stamm junger Männer, die den Kampf um des Kampfes Willen aufnehmen, und denen es ein Stolz und eine Freude ist, mitten im polnischen Lande ein deutsches Nest sich zu bauen und es behüten zu können. Leute, wie jene unerschrockenen, muthigen Kämpfer aus Afrika, die sind das geeignete Material für uns hier; die Saat, die sie hier säen würden, würden sie auch vor polnischer Anfeindung zu schützen wissen, die Nachkommenschaft, die sie hier erzeugten, würden sie auch schon so für den deutschen Kampf erziehen, daß sie gerne hier bliebe und sich nicht nach gesegneteren deutschen Landen sehnte. Es herrscht ja jetzt überall die Klage, daß alle Carrieren für Militäranwärter überfüllt sind. Man gebe doch den Unteroffizieren, die von Haus aus Landwirth gewesen sind, vielleicht der zweite oder drittgeborene Sohn eines Bauern, Gelegenheit, wieder zu ihrem Berufe zurückzukehren. Wenn so ein Mann sechs Jahre Unterofficier gewesen ist, mag man ihn dann noch auf ein Jahr zur praktischen Arbeit auf eine Domäne oder ein Ansiedlungsgut schicken und ihn eine Landwirthschaftsschule besuchen lassen, und dann gebe man ihm nach bestandenem Examen und bewiesener praktischer Brauchbarkeit ein bäuerliches Rentengut zum Eigenthum und die Capitulantenprämie von 1000 Mk. als baares Anfangscapital. Ein solcher Mann kann dann von seinem Rentengute sagen: das hat mir mein deutsches Vaterland verliehen, das habe ich ihm auch nun zu erhalten; darauf ist er stolz, das hält er fest als alter Soldat und echter Deutscher.

Ich weiß sehr wohl, daß ich mit meiner Ansicht nicht überall ungetheilten Beifall finden werde und will gern anerkennen, daß es auch noch andere Möglichkeiten der bäuerlichen Besiedlung giebt. Aber wenn Herr Dr. E. Stumpfe in seinem Werke „Polenfrage und Ansiedlungscommission", Berlin 1902, Dietrich Reimer, die Besiedlung der Ostmark auch durch Ausländer befürwortet, indem er wörtlich auf Seite 99/100 schreibt:

„Bei Ansiedlern nicht deutschen Namens kämen in erster Linie in Betracht die baltischen Letten und Esthen, die Finnländer, Schweden und die Niederländer, deren Ahnen sich in großen Schaaren im Osten niedergelassen haben. Wir würden damit nur das thun, was die Vereinigten Staaten gethan haben und wodurch sie groß geworden sind: ein Einwanderungsland werden, wenigstens in unserem menschenbedürftigen Osten. Gegen die Einwanderung der Niederländer und Schweden, unserer Brüderstämme, dürfte sich höchstens der religiöse Eifer des Centrums auflehnen. Der Ansiedlung der Finnländer und Balten scheint ja außerdem der Umstand im Wege zu stehen, daß sie nichtdeutschen Stammes sind, und daß sie zum Theil sogar in gewissem Gegensatze zu ihrer germanischen Aristokratie stehen, das ist zuzugeben, aber es ist zu beachten, daß dieser Gegensatz nicht allein nationaler Natur ist, sondern auch wirthschaftlicher und gesellschaftlicher; es ist zum Theil der Kampf der lettischen und finnischen Demokratie gegen die deutsche bezw. schwedische Aristokratie und herrschende Classe. Dieses Bedenken wäre einfach thöricht. Gerade die Mischung verschiedener Nationalitäten ist ja eine gute Taktik, die einzelnen Bestandtheile mit dem Hauptvolke zu vereinigen."

dann aber auf Seite 220 fortfährt:

„Sicherlich erfordert das Ansiedlungswerk gewisse Opfer auch von den Landwirthen der Gegenden, aus denen das Deutschthum der Ansiedlungsprovinzen seine Auffrischung und Stärkung erfahren soll, das ist eben eine unvermeidliche Folge der ehernen Staatsnothwendigkeit."

und auf Seite 222 ausruft:

„Das ganze Deutschland soll es sein, soll geweckt werden durch energische Werbethätigkeit für die Kämpfe des Deutschthums in den Ostmarken." . . .

so muß man es mir wirklich nicht als überhebende Anmaßung auslegen, wenn mir Zeit und Raum zu kostbar sind, um für einen solchen Vorschlag auch nur ein Wort der Widerlegung übrig zu haben.

---

II

## Giovanni Segantini.

Eine Studie von Joseph Aug. Lux (Dresden).

Am 15. Jänner 1858 wurde Segantini in Arco am Gardasee geboren, vor 50 Jahren also; er starb plötzlich im Alter von 41 Jahren, nachdem einige Jahre vorher sein Ruhm durch die Welt ging.*) Seine künstlerische Heimath ist die Hochebene Graubündtens, 2000 Meter über dem Meeresspiegel, wo die Luft dünn wird und sich am Horizont in scharfen Linien die weiß leuchtenden Gletscher schreckhaft klar vom tiefblauen Himmel abheben. Fern über die steilen Matten tönen die Glocken der weidenden Kühe; ein harmonisches Zusammenklingen ohne Glockenspiel, ohne Zusammenhang und doch voll Melodie. Die Fahrstraße hat längst aufgehört. Die Wege ziehen über den morastigen, von zahllosen Wasseräderchen durchrieselten Boden oder auf Felsen hin; eigentlich keine Wege, sondern schmale Fußsteige, die sich kreuzen und verlieren, dann schreitet man aufs Geradewohl über Fels und Weide hin. Der magere Boden erstrahlt in den schönsten Farben. Tiefdunkel schlägt der Enzian sein blaues Auge auf, aus weißen Felsen bluten Rhododondren hervor, im ernsten Grün des Krummholzes jubelt das helle Rosa des

*) Es war ein glücklicher Gedanke des Leipziger Verlages Klinkhardt & Biermann, eine Volksausgabe der von Franz Servaes im Auftrage des österreichischen Unterrichts-Ministeriums herausgegebenen Biographie Segantinis zu veranstalten. Ich kann diese lebensvolle Schilderung wärmstens empfehlen.

Digitized by Google

Heidekrautes auf, den Wasseradern entlang baumeln die Glocken der Kampanolen, der Eisenhut reckt sich kühnlich empor und da und dort schaut von einer Kante das bleiche Felsenkind nieder, das Edelweiß. Dort ist es schön zu rasten und auf die strenge Landschaft niederzusehen. Felsen und Gletscher umstehen das Thal. In scharf umrissenen Conturen und in kalten, silbertönigen Farben heben sie sich vom Horizont ab, diese strengen Gipfel, die nach Sonnenuntergang noch lange den Tagesglanz in Erinnerung behalten, wie ein treues Herz, während das Thal längst in Dunkelheit erstorben ist. In den Mulden schlummern kleine Seen, von keinem Windhauch bewegt, starr, wie versteinerte Thränen, die das Spiegelbild des klaren oder bewölkten Himmels auf die Erde heften. Was man sonst erblickt, ist von dürftiger Einfachheit. Ein steiniges Feld, einige Thiere, weitverstreut ein paar aschgraue Holzhütten, zwei oder drei Menschenwesen, einen ausgehöhlten Baumstamm, darin das Gletscherwasser rieselt, einen kleinen mageren Baum, der augenscheinlich unschlüssig ist, soll er seine grünen Arme zur kargen Erde senken, oder zum ungnädigen Himmel erheben und die leuchtenden Firne am Horizont.

Diese Einfachheit ist in den Bildern Segantinis.

Aber in ihrer Einfachheit liegt etwas sehr Großes. Die Vision des Kampfes zwischen den Menschen und der Natur. Und dieser Kampf erscheint hier so tragisch, weil er so ungleich ist, so unbeweglich und schweigsam, weil hier die Natur der stärkere Theil ist und der Mensch der schwächere, weil sie ewiger erscheint und er hinfälliger, ihre Werke unzerstörbarer und die seinen nur noch gebrechlicher. Und dieser Kampf kennt hier kein erhebendes Siegesbewußtsein, keine Abwechslung, keine Gnade; das Triumphiren ist hier sehr wenig, das Unterliegen ist ohne Ruhm und Größe.

Dort an der Grenze eisigen Erstarrens und ewigen Schweigens hat man das Gefühl, als ob man unmittelbar an den Lebensquellen säße. Alles organische Leben gewinnt auf diesen rauhen und einsamen Höhen an Bedeutsamkeit und Werth, das spärliche Gras, das den Schaf- und Rinderheerden Nahrung giebt, und diese nützlichen Hausthiere, die dem Menschen in diesen Regionen seine Existenz gewähren. Fühlbarer als irgendwo wird dort die Abhängigkeit und Bedingtheit des Daseins, der ursächliche Zusammenhang alles Naturseins, des Pflanzen-, Thier- und Menschenlebens, das der Künstler mit gleicher Liebe schildert. Eine eigenthümliche, wundersame herbe Schönheit von fast asketischer Strenge erschließt sich dort, wo die karge Natur nichts Ueberflüssiges giebt und alle Lebensverhältnisse das Gepräge äußerster Nothwendigkeit, die Verkörperung des nackten Zweckbegriffes zeigen. Dieser Anblick, von Jugend an genossen, nährte des Künstlers Sinn für das Primäre, das einfach Schöne, das Große. Er malte den unsäglich zarten, keuschen Alpenfrühling, den müden Sommerabend, die todesstarre Majestät des Alpenwinters und faßte den ewigen Kreislauf, von Werden, Sein und Vergehen in einem Riesentriptychon zusammen, das eine unvergleichliche Symphonie auf die Größe und Schönheit der Natur und der gesegneten Mutter Erde bildet, in der alles Leben wurzelt. Die Gefühle, die ihn bei der Arbeit an diesem monumentalen Triptychon begleiten, sind in dem folgenden Briefe ausgesprochen, der sowohl für den Menschen als für den Künstler bezeichnend ist.

„Mein Arbeitsfeld habe ich nach St. Moriz verlegt, welches der Mittelpunkt des oberen Engadin ist, und wo man auf einen kleinen Raum alle Schönheit des Hochgebirges vereint findet, wovon ich zwei Triptychen zu malen beabsichtige; und ich bin schon mit aller Leidenschaft bei der Arbeit. Diese werden alles Schöne enthalten, von den schönen Formen bis zu den edlen Gefühlen, von den großen Linien zu den schönen Linien, von den menschlichen Gefühlen bis zum göttlichen Gedanken der Natur, von den schönen nackten Formen bis zu den schönen Formen der Thiere, von dem einfachen Gedanken bis zu dem die Symbole vergötternden Geiste, vom Aufgang des Mondes bis zum Untergang der Sonne, von den schönen Blumen bis zu dem herrlichen Schnee. Ich beuge mich zu dieser gesegneten Erde und küsse die Grashalme und Blumen, und während unter dem blauen Himmelszelt die Vöglein singen und ihre Kreise ziehen und die Bienen den Honig aus den offenen Kelchen saugen, trinke ich aus dem reinsten Quell, wo die Schönheit sich ewig erneut und die beständig erneuernde Liebe allen Dingen neues Leben einflößt — — — ꝛc."

In diesen Worten liegt ein pantheistisches Glaubensbekenntniß. Der Mensch bedeutet ihm kaum mehr als ein Stück Natur, das Thier oder die Pflanze, ein Glied der Schöpfung und seine naturwahre Darstellung erweitert sich zum Symbol der Unendlichkeit und ihrer ewigen Gesetze. In der Einfachheit seines Sujets liegt ihre Größe, ihre Verständlichkeit und Kraft, sie sind groß und stark, weil sie der sinnfällige Ausdruck jener großen, allesumfassenden, gütigen Liebe sind, die nach Segantini für die Werke der Kunst ebenso unerläßlich sind, wie für die Schöpfungswerke der Natur. „Die Freude des Lebens ist das Wissen, wie zu lieben. Auf dem Grunde eines jeden guten Werkes ist die Liebe." Das sind seine eigenen Worte. Er malte fast nur, was mit Liebe überhaupt in irgend welchem Zusammenhang steht, vor Allem die Mutterschaft als das Symbol des Ewigen, z. B. in „Lebensmangel", „Frucht der Liebe", „Die beiden Mütter" u. s. f.; er malte die Eitelkeit als die Quelle des Uebels und geißelte die schlechten unfruchtbaren, der Lust ergebenen Mütter im Sinne der buddhistischen Legende, der zufolge sie verdammt sind, in einem öden, eiserstarrten Thale herumzuirren, wo sie mit den Haaren an unheimlich knorrigen Baumästen hängen bleiben, und die Kinder an den welken Brüsten eines langsamen, qualvollen Todes sterben. Dieses Bild „Die bösen Mütter" ist das einzige, das Oesterreich von seinem großen Sohn erworben hat. Mit besonderer Liebe aber malte er die Thiere, die mit dem Menschen arbeiten, ihm ihre Kraft, ihre Jungen, ihr Fleisch, ihr Fell geben und dennoch undankbar von den Menschen geschlagen und mißhandelt werden; er malte die Arbeit und die Ruhe nach der Arbeit, Mensch und Thier in der Einträchtigkeit einfacher bukolischer Verhältnisse. Eine homerische Welt von Einfachheit und Größe offenbart sich in diesem patriarchalischen Zusammenleben, das den Menschen fast nur von seiner animalischen, vegetativen Seite zeigt, als natürliches Product des gegebenen Milieus, gleichsam am Urquell der Erschaffung. Darum wirken die Bilder als große Natursymbole, z. B. „Ave Maria bei der Ueberfahrt", „Die heimziehenden Hirten mit ihren Thieren bei Sonnenuntergang", Rückkehr zum Stall" ꝛc., und am großartigsten dasselbe Thema in zwei Bildern „Die beiden Mütter", eine Frau mit ihrem Säugling und die Kuh mit ihrem Kalb, beide in deutlicher Beziehung nebeneinander, einmal im Stall, das andere Mal am Heimtrieb.

Wie eine fromme Legende klingt die Erzählung von den ersten schüchternen Regungen seines Genies, die bedeutsamer Weise seinem Mitleid, seiner theilnahmsvollen, mitfühlenden Liebe entsprungen waren. Als Kind blutarmer Leute geboren, wurde der Knabe im fünften Lebensjahr, als die Mutter gestorben war und der Vater arbeitsuchend den Wanderstecken ergriff, zu armen Verwandten nach Mailand gebracht. Aber von der unbezwinglichen Sehnsucht nach den grünen Wiesen und den munteren Bächen seiner Heimath erfaßt, entfloh er dem trostlosen Gewahrsam seiner Dachkammer und wurde im erschöpften Zustand von mitleidigen Bauersleuten aufgelesen, die den schönen Knaben mit sich nahmen und als Schweinehirten verwendeten. Eines Tages bemühte er sich, das Bild eines gestorbenen Kindes nachzuzeichnen, um die verzweifelten Eltern damit zu trösten. Dieser Umstand führte, ähnlich wie bei Giotto, „dem Freund

Digitized by Google

Dantes", der gleichfalls in seiner ersten Jugend Schweinehüter war, zu seiner Entdeckung und weiteren Ausbildung. Später hat er dieses Jugenderlebniß in dem Bilde verewigt: „Der Glaube tröstet den Schmerz".

Segantini ist kein Psycholog, kein Seelenmaler. Wo er es sein will, geht er auf Bahnen, die nicht die seinigen sind. Wir sehen ihn in einigen Bildern auf den Spuren der englischen Präraphaeliten, Dante Rossettis und Burne Jones, wo seine robuste Kraft verkümmert. Man empfindet diesen Einfluß als eine störende Ablenkung in der angeborenen Richtung seiner Begabung, die sich in dem Traumland abstrakter Schönheit nicht zurecht findet.

Er bedurfte als Antäus der Kunst der Berührung mit der Mutter Erde, seiner einzigen Lehrmeisterin Natur, die ihn allein unterweist und ihm immer neue Schönheit und neue Kräfte erschließt. Seine Themen lassen übrigens auch keine psychologische Vertiefung zu. Der auf der Scholle vegetirende Mensch erscheint klein und unbedeutend inmitten der grandiosen Erhabenheit jener Alpenwelt, welche der Tenor seiner Bilder ist. Aber er ist der vollendetste Maler des Lebens, Leben im allgemeinsten Sinne des Wortes gebraucht, Leben, welches auch der Sonnenstrahl bedeutet, welcher die Erde wärmt und die Keimkraft weckt. In seinen Bildern fließt die reine, dünne Höhenluft, vibrirt das Licht, strahlen die Horizonte mit den weißleuchtenden Gletschern, die die Landschaft streng und erhaben machen. Das gelingt ihm am besten. Licht, Farbe, Form vereinigen sich zu einer selten reinen Harmonie, daß der Beschauer die Empfindung hat, ein wirkliches Stück Natur zu sehen, das, losgelöst aus der Zufälligkeit des Seins, geadelt durch die Liebe und Begeisterung des Künstlers, bedeutsam und erhebend wirkt wie ein Symbol. Alle hohe Kunst ist symbolisch.

Man ist gewohnt, den Künstler allzu sehr auf seine originelle Technik hin zu betrachten, als ob ihm wie einen Virtuosen der Form in erster Linie gerade um das Technische zu thun gewesen wäre. Es wurde schon gesagt, daß in diesem Falle Form und Inhalt nicht von einander abzulösen sind, weil Beide in einander und durch einander leben. Es ist naturgemäß, daß ein Künstler, der nicht wie Maler gemeiniglich zu thun pflegen, ein behaglich Atelier mit Nordlicht bezog, sondern unter wesentlich anderen Bedingungen, größtentheils im Freien, bis in den Winter hinein, oft bei empfindlicher Kälte, in einen dicken Pelz gehüllt, vor der Natur arbeitete, alsbald die Nothwendigkeit anderer technischer Ausdrucksmittel fühlen lernen mußte. Seine Technik ist das Resultat eingehender Naturbetrachtung, und Befolgung des physikalischen Gesetzes der Farbenlehre. Er machte die Farbe nicht durch Mischung auf der Palette stumpf, sondern setzte sie in voller Leuchtkraft unvermischt in feinen Strichen auf die Leinwand, damit sich ihre Reflexwirkung und optische Verbindung auf der Netzhaut des menschlichen Auges vollziehe. Daraus ergiebt sich aus seinen Bildern die schlummerige, zitterige, webende Lichtwirkung, kurz die Atmosphäre, die alle Dinge harmonisch verbindet, und ihnen dennoch die ungebrochene leuchtende Farbenkraft läßt. Durch die genaueste Beobachtung und Abwägung aller Farbenwerthe und ihrer harmonischen Beziehung in der Natur, ist stets der Localton auf das Glücklichste getroffen. Aber alle Vorzüge einer grandiosen und dabei durchaus persönlichen Technik erklären die Suggestivität seiner Schöpfungen nicht zur Genüge. Denn sie ist nur Mittel zum Zweck; Ausdrucksmittel seiner naiven Künstlerfreude am Leben und an der Natur, seines Wahrheitsdranges, das empfangene Naturbild so zu geben, wie er es gesehen, mit allen seinen Schönheiten und Erhabenheiten, ohne aber an den dunkleren Seiten des Daseins achtlos vorüber zu gehen. Ueberhaupt scheint er, wie jeder gesunde und verfeinerte Künstlermensch in seinem Leben wie in seinem Schaffen von untrüglichen Naturinstincten geleitet. Alles gewinnt an Bedeutsamkeit in seinem Dasein. Warf nicht sein Tod einen Schatten auf sein letztes Werk voraus? Es war das dritte Bild des für die Pariser Weltausstellung bestimmten Triptychons; eine winterliche Hochgebirgslandschaft, darin eine Hütte, vor der ein Schlitten hält mit einem Sarg. Er hatte wohl selbst keine Ahnung, daß er hier sein eigenes Schicksal malte. Das Bild ist unvollendet geblieben. Er starb während der Arbeit an den acuten Folgen einer Erkältung, auf dem Schafberg bei Pontresina in einer eigens für ihn erbauten Holzhütte am 29. September 1899 im Alter von 41 Jahren. Er hatte jedenfalls seinen künstlerischen Zenith erreicht, und dieser Gedanke versöhnt.

Segantini hat keine Schule gemacht und wird keine machen. Nur Millet ist neben ihm zu nennen, mit dem er künstlerisch sehr verwandt ist. Er ist ein Einsamer geblieben, ein Höhenmensch im Leben wie in der Kunst, der ungebahnte Wege ging, Wege, auf denen ihm Niemand folgt oder folgen kann. So durchaus persönlich ist er, so unnahbar persönlich. Das ist nur Einer, bei dem Kunst und Leben zur untrennbaren Einheit geworden sind. Auf den einsamen Höhen hatte sich der weltfremde Mann die Reinheit der Anschauungen, die Kindlichkeit der Seele und unverletzte Ideale bewahrt. Denn er war weltfremd. Er glaubte an die Solidarität der Künstlerbrüderschaften und an die Uneigennützigkeit ihrer Interessen, an die Liebe der Menschheit für die Kunst. Zu seinem Glück war er nie in diese Welt des Haders und der Ungerechtigkeit hernieder gestiegen. Für ihn war die Kunst ein Cultus, der Cultus des Schönen. Weil aber alle Schönheit in der Liebe wurzelt, war sie ihm noch mehr, nämlich Religion, sichtbares Gebet und Gottesdienst.

---

## Ludwig Bechstein und sein Denkmal.

Von Dr. Adolf Langguth, Königl. Bibliothekar zu Berlin.

II.

„Nicht ohne bestimmenden Einfluß des Wunsches S. H. des Herzogs unternahm ich 1839 den kostspieligen Hausbau. Statt gleich andern, welche das Opfer brachten, beizutragen, die Außenstadt zu verschönern und zu erweitern, den Bauplatz geschenkt zu erhalten, mußte ich ihn bezahlen. Ich wandte eigenes ererbtes Vermögen und das meiner zweiten Frau in das Haus, und mußte doch noch ein Capital von 3000 Gulden auf erste Hypothek darauf aufnehmen, das noch nicht abgetragen ist und dessen Verzinsung mich dauernd drückt. Alle Einkünfte durch meine schriftstellerische Thätigkeit setzte ich zu und mußte ich zusetzen, wenn ich anständig leben wollte. Die Familie wurde größer, die Zeit immer schlechter, bis zur Gegenwart.

Die Kinder, vier an der Zahl, sind herangewachsen; wie ich bisher strebte, sie etwas lernen zu lassen, muß ich es noch. Mein ältester Sohn, Dr. Reinhold Bechstein, widmete sich der deutschen Philologie, der Literatur, dem Archivwesen. Er hat etwas Tüchtiges gelernt, aber noch keine Stelle. Mein zweiter Sohn lernt in Nürnberg als Maschinenbauer, der jüngste will Maler werden. Es ist mir nicht möglich geworden, Haus und Familie bei abnehmenden Einkünften von Außen her, bei störenden Zeitkrisen, bei wachsender Theuerung aller Lebensbedürfnisse zu erhalten, ohne Schulden zu wirken. Weder Theuerungs- noch Gehaltszulage, noch Repräsentationsgehalt ist mir zu Theil geworden, und es ist dazu auch keine Aussicht vorhanden, und so trübt sich von vornherein mehr und mehr der Blick in die Zukunft. Aber dazu kommt noch das vorschreitende Lebensalter. Ich habe 58 Jahre hinter mir und bin in das 29. Dienstjahr just am Schillerfesttag eingetreten. Die Gesundheit beginnt zu wanken; die Sehkraft nimmt ab, chronischer Husten belästigt und aus der körperlichen Verstimmung gebiert sich die geistige.

Digitized by Google

Kaum werde ich noch lange im Stande sein, die schweren Bücherleitern von ihren Stellen zu bewegen.

Wie nun in Allem helfen und bessern? Das ist eine Frage, deren Beantwortung nicht leicht ist. Mein Schuldenwesen zu regeln, bedarf ich 7000 Gulden. Woher sollten diese kommen, wovon könnte ich sie verzinsen? Versuche, durch Verkauf meiner Sammlungen mir selbst zu helfen, scheitern an den ungünstigen Zeitverhältnissen. Ich weiß keinen Rath, was zu meinen Gunsten Wesentliches geschehen könnte, außer der Besoldung eines Regierungsraths vielleicht. Gern möcht ich hierin Euer Excellenz dankbar als Wunderthäter verehren.

Soll ich noch einen Wunsch andeuten, so wäre es der, des Handlangerdienstes auf der öffentlichen Bibliothek ganz enthoben zu werden, und dagegen mit Belassung meiner Stellen als Cabinetsbibliothekar und Archivar mich einer, freilich neu zu begründenden Oberaufsicht über alle herzoglichen Sammlungen an Büchern, Gemälden, Kupferstichen, Naturalien, Kunstgegenständen, Alterthümern, Waffen u. s. w. (mit Ausschluß der Schulanstalten) als zweiten oder ersten Beamten zuzugesellen, aber mit einem der Wichtigkeit und Würde eines solchen Amtes entsprechenden Gehalt. In dieser Stellung, welcher die Vorsteher der einzelnen Anstalten collegialisch coordinirt sein könnten, ließe sich allmälig auf ein künftiges Museum, das doch nicht ausbleiben kann, vorbereitend hinwirken, was ich bisher schon immer ins Auge gefaßt habe. Ob ich aber die Ausführung erlebe, ist eine andere Frage.

Nun aber zum Schluß dieser vertraulichen Mittheilung erlaube ich mir noch die ganz gehorsame Bemerkung, daß dieselbe meiner Noth kein Denkmal setzen soll, das an meinem 100jährigen Geburtstage enthüllt wird. Vielmehr bitte ich um die Gnade, sie mir nach genommener hochgeneigter Einsicht wieder zurückstellen zu wollen, und verharre ehrerbietigst

Euer Excellenz

unterthäniger Diener

L. Bechstein.

Meiningen, den 1. December 1859.

Die in dem Briefe zum Ausdruck gebrachten Wünsche Bechsteins sind niemals in Erfüllung gegangen. Weder Gehalt, noch Rang eines Regierungsrathes sind ihm zu Theil geworden. Nur eine kurze Lebensfrist war ihm noch beschieden. Die Hustenanfälle, von denen er spricht, hatten ihre Ursache in einem Leberleiden, das bald in Wassersucht überging und am 13. Mai 1860 seinen Tod herbeiführte. Am Himmelfahrtstage wurde seine irdische Hülle zu Grabe gebracht.

Dem Vielbeneideten sind also, wie aus dem kurzen Lebensabriß seines Briefes hervorgeht, die Bitterkeiten und Sorgen eines Dichter- und Gelehrtenberufes nicht erspart worden.

700 Gulden Gehalt, 250 Gulden aus der herzoglichen Schatulle als Zulage in seiner Eigenschaft als Cabinetsbibliothekar und 100 Gulden — schreibe einhundert Gulden — als Gesammtgehalt des Archivars des hennebergischen alterthumsforschenden Vereins und zwar — man höre und staune — von 1 König, 1 Großherzog und 2 Herzögen zu Sachsen zusammengebracht, das war das ganze Gehalt Bechsteins. Wenn man bedenkt, daß auch die schriftstellerischen Einnahmen nicht eben reichlich flossen, obwohl man in der damaligen Zeit noch von keiner so hochgradigen Entwerthung der geistigen Erzeugnisse reden konnte wie in der Gegenwart, so hatte Bechstein, der vier Kinder zu erziehen hatte, um des Leibes Nahrung und Nothdurft ebenso zu ringen, wie viele andere Seinesgleichen. Er hat das der Welt gegenüber wohl kaum eingestanden und möchte nicht, daß jene vertrauliche Mittheilung an den meiningschen Staatswürdenträger seiner Noth ein Denkmal setzen solle, das an seinem 100jährigem Geburtstag enthüllt wird. Nun soll ihm ein Denkmal in Erz oder Stein errichtet werden.

Zweck und Berechtigung dieses Gedankens stehen außer Frage. Wenn Bechstein auch kein Dichter von Gottes Gnaden ist, wenn auch seine überaus fruchtbare Thätigkeit auf dem Gebiet des Romans und der Novelle und die schnelle Production nicht eben vortheilhaft und wohlthuend auf seine Leistungen einwirkte, wenn ferner ein starker Zug von Nüchternheit recht eigentlich mit seiner Vorliebe für romantische Stoffe kontrastirt, und wenn sich endlich seine Formgewandtheit selten zum Adel der Formvollendung erhebt, so sind doch seine frischen Schilderungen und die Liebe zu seiner thüringischen Heimath, aus der heraus er immer schafft, Vorzüge, die ihn in gleiche Linie mit anderen thüringischen Dichtern stellen. Gerade die Schriften Bechsteins, worin er am Wenigsten vom Eigenen gab, geben durfte und wollte, wo er, wie die alten Volkssänger, nicht eigene Dichtungen schuf, sondern aus dem Born der Volkspoesie schöpfte, wo er die ihm überkommenen schon fertigen Märchen und Sagen nur fertiger und getreuer wiedergab, sichern ihm für immer einen Platz im Herzen des deutschen Volkes. Wie in diesen Sammlungen von Märchen und Sagen, so findet sich auch in anderen Werken Bechsteins ein gleicher, allen gemeinsamer Zug, die Liebe zu seiner engern Heimath, dem waldesgrünen Thüringer Lande. Ihr hat er auch in seinen Novellen und in seinen großen Romanen „Grumbach", „Das tolle Jahr von Erfurt und Grimmenthal", wie in dem Epos „Thüringens Königshaus" beredten Ausdruck verliehen; sie klingt aus seinen Gedichten wieder, besonders aus denen, die er zum Preise der Krone Thüringens in dem Buche: „Schloß Wartburg in Liedern und Romanzen" vereinigte; sie begleitet ihn auch auf den frischen „Wanderungen durch Thüringen" und führt seine Feder in dem landeskundlichen Grundriß: „Thüringen in der Gegenwart", die er zur Feier des 100jährigen Bestehens des alten Deutschen Reiches 1843 den Theilnehmern eines Thüringer Sängerfestes widmete. Und auch das Neue Reich hilft er als begeisterter Verehrer der alten Burschenschaft vorbereiten. In seinem Roman „Berthold der Student" hat er uns Stimmungsbilder vom ersten Wartburgsfest geschaffen, die ihresgleichen suchen. Auf derselben Stufe stehen seine „Musikantenfahrten", geschrieben auf Grund eines Tagebuches seines Thüringer Landsmannes Daniel Elster, der Begründer der Leipziger Burschenschaft wird, später als fahrender Sänger durch die Welt wandert, als Philhellene nach Morea in den Krieg zieht und nach vielen Kreuz- und Querzügen als Musikdirector stirbt. Wird uns in diesem Roman ein Stück aus dem Leben der alten Burschenschaft als Episode zwar aber durchaus charakteristisch dargestellt, so ist der andere: Wollen und Werden, Deutschlands Burschenschaft und Burschenleben, 1. Abtheilung: Berthold der Student (2 Theile, Halle 1850), recht eigentlich der „Roman der Burschenschaft", an dem sich die heranwachsende Generation für die große Reform des studentischen Lebens und die todesmuthige Hingabe an die große Idee eines einigen deutschen Vaterlandes begeisterte. Wie Bechsteins Sohn, Reinhold, weiland Professor in Jena und Rostock, über die Werke seines Vaters im Allgemeinen und auch über das letztgenannte Buch urtheilt, mag man in dessen Biographie, verfaßt von dem Sohn, nachlesen.

Zusammenfassend dürfen wir sagen, daß Ludwig Bechstein, ebenso wie sein gleichgesinnter Freund Ludwig Storch, durch sein ganzes Wirken nicht wenig dazu beigetragen hat, das Gefühl der Zusammengehörigkeit unter den in so viel „Länder und Ländchen" vertheilten Landsleuten zu wecken, und wenn er heute noch unter uns lebte, würde er die Freude haben, zu sehen, wie diese Zusammengehörigkeit der deutschen Stämme nunmehr auch äußerlich im Rahmen des großen mächtigen Deutschen Reiches in die Erscheinung tritt.

Daß ein Standbild oder ein Denkmal Bechsteins nach

Digitized by Google

Meiningen gehört, wo er die längste Zeit seines Lebens verbrachte, wo sein Wirken als Dichter wurzelte, wo er seinem Amt vorstand, kann kein Zweifel sein. Vor dem Fenster des Schlosses, in dessen Bibliotheksraum er die schweren Leitern, über die er klagt, zu schleppen oder zu ersteigen hatte, sind im Grünen die schönsten Plätze für ein Denkmal. Dort herrscht auch ein gewisser Stimmungsreiz, der für ein Dichterdenkmal unentbehrlich ist. Dort kann man ein Kunstwerk auch noch genießen — denn daß es ein solches wird, dafür bürgt uns der bekannte Kunstsinn des regierenden Herzogs, unter dessen Aegide das Project zur Verwirklichung kommen wird. Meiningen, die Gartenstadt hat noch viel andere schöne Plätze, um die sie die „Stadt der Denkmäler" Berlin, wo man nur unter Lebensgefahr an den Standort der einzelnen Denkmäler gelangen kann — man versuche z. B. die Linden zu überschreiten, um an den Alten Fritz heranzukommen, ohne überfahren zu werden — wohl beneiden könnte. Es ist bereits mit Erfolg versucht worden, den „Denkmalsbetrieb" in den wir hineingeraten sind, in gesundere Bahnen zu lenken. Brunnen in allen möglichen Gestalten, Candelaber und Lampen, Brückenthore und Aussichtsthürme, Garten- und Weganlagen, Spielplätze und Ruhebänke künstlerisch schön ausgestaltet und mit dem Namen des Mannes geschmückt, den man ehren will, sind mit Recht der Dutzendwaare der Denkmalsfabriken, durch die schon manche kleine Stadt verunziert worden ist, gegenübergestellt und bevorzugt worden. Auch die Idee des Bildwerks wird tiefer gefaßt. Man stellt das Wesen des Mannes, den man ehren will, wahrer dar.

Schon im Jahre 1840 errichteten dankbare Verehrer dem Wandsbecker Boten, Matthias Claudius, an seinem 100jährigen Geburtstag im Wandsbecker Gehölz, wohin er seinen Lieblingsspaziergang zu lenken pflegte, einen einfachen granitnen Denkstein mit Stab, Hut und Tasche als Symbol seines Botenberufs. Ebenso hat man ganz neuerdings Theodor Fontane, den Lobredner der Mark, auf seinem Neuruppiner Denkmal als Wanderer dargestellt, wie er auf seinen Streifereien durch Wald und Flur, Stadt und Land Rast hält, ein durchaus natürlicher und ansprechender Gedanke. Bekannt ist auch das Scheffel-Denkmal auf der Schloßterrasse in Heidelberg, eines der schönsten Denkmäler, das uns den Dichter gleichfalls als Wanderer vorführt, wie er auf seinem Gange stille stehend in das prächtige Thal zu seinen Füßen und auf den Schauplatz seines Burschenlebens, die „Stadt fröhlicher Gesänge, der Weisheit und des Weins" hinabblickt. Diese und ähnliche Denkmäler werden immer einen feinen Stimmungsreiz ausüben, da sie nicht nur äußerlich in dem Boden wurzeln, auf den sie gestellt sind. Um so deutlicher zeugen sie aber auch, daß die Errichtung eines Standbildes nur dort Zweck und Berechtigung hat, wo die Bevölkerung geistig mit dem Dichter zusammenhängt, und wo das Verständniß und die Bewunderung seiner Werke den Tag überdauert, an dem der Festredner in Frack und weißer Cravatte das Zeichen zum Sinken der Denkmalshülle giebt.

Eine andere auch bei Bechstein aufzuwerfende Frage ist die, ob er nicht besser als durch ein Bildhauerwerk, etwa durch eine Bechsteinstiftung oder durch eine gute Ausgabe seiner Werke geehrt werden könnte. Bekannt ist das Citat des alten Horaz von dem „monumentum aecre perennius" (ein Denkmal dauernder als Erz), und ein neuerer Dichter besingt die erste Gesammtausgabe der Shakespeareschen Werke vom Jahre 1823 mit den Worten:

„Ist alle Pracht zu End',
Zerfiel in Staub Dein Stratford-Monument,
Hier bleibst Du uns lebendig."

Jakob Grimm empfahl bei der 100jährigen Wiederkehr des Geburtstages Schillers als würdigstes Denkmal unserer Dichter eine verständnißvolle Herausgabe seiner Werke, obwohl er auch der Errichtung von „Bildsäulen" das Wort redet. Aber auch „freigebige Austheilungen" der Dichterwerke „an gehörige Orte" fordert er. Und als an demselben 10. November allenthalben in deutschen Landen der Geburtstag durch eine Feier verherrlicht wurde, wie noch niemals ein Gedenktag vorher, setzte man unseren Schiller nicht nur Standbilder, man rief auch Bibliotheken ins Leben und stiftete eine Stiftung zur Unterstützung der Angehörigen lebender und todter Dichter, und die Bibliotheken und Stiftungen schmückte man mit seinem Namen. Die Schillerstiftung hat seiner Zeit eine umfassende Wirksamkeit entfaltet, und Niemand wird behaupten, daß die Errichtung einiger Standbilder des Dichters eine bessere Ehrung bedeutet haben würde, als die fortgesetzte Unterstützung hülfsbedürftiger Angehöriger von Dichtern und Schriftstellern, wie sie im Laufe der Jahrzehnte nunmehr Hunderten zu Theil geworden ist.

Neben der Schiller-Stiftung ist dann die Hebbel-Stiftung getreten, aus deren Zinsen unbemittelte, in Schleswig-Holstein geborene Künstler, insbesondere Dichter, unterstützt werden sollen, deren Leistungen über das Durchschnittsmaß hinausgehen.

Die Form der Stiftung ist es demnach, die sich für die Ehrung eines verdienten Mannes am wirksamsten erweist. Sie ermöglicht es, seine Lebensarbeit und sein Andenken auf die Nachwelt fortzupflanzen. Auch bei Ludwig Bechstein scheint mir eine seinen Namen tragende Stiftung, die mit einer guten, billigen, volksthümlichen Ausgabe, wenn auch nicht der gesammten, so doch der bekanntesten Werke zu verbinden wäre, den Manen des Dichters die bessere Ehrung zu erweisen, als das Wiederaufleben in Erz und Stein. Das Letztere braucht indeß nicht ausgeschlossen zu werden. Soll es dennoch geschehen, so giebt es eine Form, die nicht anspruchsvoll ist und doch ihren Zweck völlig erfüllt. Wenn man über den Gräbern Anzengrubers in Wien, Heines in Paris, Hamerlings in Graz Porträtbüsten errichtet hat, so zeichnen sich diese Denkmäler schon durch den Stimmungswerth aus. Die Aufstellung von solchen Porträtbüsten in Volkslesehallen, Bibliotheken und Theatern, für die neuerdings Propaganda gemacht wird, dürfte nur da ihre Berechtigung haben, wo sich, wie in großen verkehrsreichen Städten, kein besserer Platz finden läßt.

## Jung-Weimar.

Von Dr. Walter Paetow (Berlin).

Am Sonnabend, den 11. Januar 1908 ist in Weimar ein neues Hoftheater in aller Feierlichkeit der Oeffentlichkeit übergeben worden. Der Deutsche Kaiser, der Herr des Weimaraner Landes: Großherzog Wilhelm Ernst, eine Reihe von anderen Fürstlichkeiten wohnten der Einweihungsvorstellung bei; nach höfischem Ceremoniell waren officielle Einladungen unter Berücksichtigung auch weitgehender außerweimarischen Interessen-Fragen ergangen; die allgemeine Aufmerksamkeit war auf diese Eröffnungsfeier seit Wochen nachdrücklich hingelenkt worden, so daß auch Viele von denen, die sonst dem Kunstleben fern stehen, unwillkürlich nach Weimar ihre Blicke richteten, weil sie empfanden, daß dort mehr als das nebensächliche Ereigniß der Eröffnung eines neu gebauten Theaterhauses sich vollzöge. Und so war es; denn auch Diejenigen, die wachsam dem Gange deutscher künstlerischer Entwicklung folgen, mußten dem Erstehen eines neuen Theaters an eben dieser Stelle eine besondere Bedeutung beimessen, weil sie sich sagten, daß im Kleinen hier an einem großen Werke der Cultur gearbeitet werden mußte, das die Allgemeinheit unseres Volksempfindens angeht.

In Weimars Namen sind Gedanken allerpersönlichster Natur für Hunderttausende beschlossen, und die Stadt, die ihn trägt, ist für Viele eine geheime Heimath, die sie niemals

Digitized by Google

gesehen haben. Wie im Gedenken an Eisenach und die Wartburg ein Gefühl der Sicherheit und Kraft wach wird, so wird im Erinnern an Weimar und seine Landschaft das Bewußtsein geistiger Abgeklärtheit, Ruhe und Ueberlegenheit lebendig, das sich nur aus dem unauslöschlichen Drängen nach Selbstbefreiung und einer ebenso unauslöschlichen Sehnsucht nach Stille und Verträumtheit erklären läßt. Größe und Stolz lassen sich bewundern; aber weit über aller Bewunderung steht die Liebe, die dem deutschen Weimar gehört. Von seiner Geschichte spricht man zugleich wie von etwas Wundersamen und zugleich wie von etwas Selbstverständlichem. Von seinen großen Tagen spricht man wie von der Erfüllung Jahrhunderte-alter Träume, die doch immer neu wieder aufblühen werden. Dort wurde einem Theil unseres innersten Strebens genügt: daß sich geistige Macht frei entfalten darf und als treibende Kraft anerkannt wird, und dort stete Pflege geistiger und künstlerischer Freiheit zu gewahren, ist eine Hoffnung, die in uns geweckt und genährt wird von Kindheit an. Wir wachsen auf mit den Lebensschicksalen derer, die dort gelebt haben. Wir gewinnen bleibende erste Lebenseindrücke durch die Kenntniß dessen, was dort geleistet wurde. Unmerklich fast strömt uns das Ahnen einer ganzen Zeit entgegen, in der die Jugend und das Alter gleiche Berechtigung haben. Wie von selbst ziehen Vorstellungen des Ortes in unsere Phantasiewelt ein, je weiter wir im Leben fortschreiten; seine Plätze und Häuser, seine Straßen und Gärten werden uns vertraut wie ein eigenster Besitz, weil sie von erster Liebe umfaßt wurden und diese Liebe alle Jugend überdauerte. Was dort gehütet ward, wird uns ein persönlicher Schatz; und weil wir ihn als einen allgemeinen erkennen, achten wir voller Sorglichkeit alles dessen, was seinen Werth erhalten und erhöhen helfen soll, wie wir dessen achten, was die neue Zeit mit unerläßlichen Forderungen befriedigt sehen will. Kaum anderwärts ist es so schwer, die Brücke von früheren Tagen zu den unseren auch nur rein äußerlich zu schlagen, wie eben in Weimar, über dessen Boden Ungezählte Wacht halten.

Durch den Neubau des Theaters hat Weimar diese schwere Aufgabe gelöst; wer das Doppelbild Goethes und Schillers vor dem alten Theater hat aufragen sehen, — wer das Bild des Theaterplatzes mit dem Wittumspalais und dem alten Hause und seiner gesammten Umgebung in sich aufgenommen hat und jetzt wieder auf diesem Platze Umschau hält, der wird sagen müssen, daß das alte Bild in neuer Gestalt auf das Liebevollste wieder- und weitergegeben ist. Der Charakter dieser geheiligten Stätte hat keine Einbuße erfahren; Einfachheit und Schlichtheit sprechen sich in den Linien des neuen Hauses aus und aufdringlicher Prunk ist ihm auch in seinem Innenschmuck fern gehalten. So spinnen sich Fäden vom Einst zum Jetzt, und es können heutiger Jugend beim Anblick des Theaters und des Goethe-Schiller-Denkmals wohl die gleichen Gefühle ins Herz gelegt werden, wie früheren Geschlechtern.

Ob auch der alte Geist innerhalb der Räume des neuen Hauses herrschen wird, hat die Eröffnungsvorstellung nicht lehren können. Zwar standen erlauchte Namen auf dem Programm: Goethe ward citirt mit seinem Faust-Vorspiel auf dem Theater; Wallensteins Lager wurde dargestellt, auf daß Schiller nicht fehle; das Meistersinger-Vorspiel und die Schlußscene der Meistersinger wurden dargeboten, um der Musik ihre Rechte zu gewähren. Somit war Alles in schönster Ordnung; denn den Traditionen von Weimars Hoftheater war genügt; aber mit derartiger fragmentarischer Arbeit ist wenig anzufangen. Man erkennt guten Willen, erfreut sich an allerlei hübschen Bühnenbildern, an geschmackvollen Decorationen, ohne doch bestimmende Eindrücke gewinnen zu können. Was man weiß: daß Weimars Bühne eine Reihe tüchtiger Schauspiel- und Opernkräfte sowie ein vortreffliches Orchester besitzt, erfuhr man von Neuem; wie sie ergänzt werden sollen, und ob sie in ihrem Zusammenwirken einem veränderten Styl sich anzubequemen haben, der sich auf dem alten gründet, — das ließ sich kaum erkennen.

Wer aber wollte sich der Erkenntniß verschließen, daß die Vereinigung von neuem und altem Geist darstellerisch weit leichter zu erreichen sein wird, als literarisch und allgemein künstlerisch? Weimar war ein Hort der Classiker; Weimar hat für Oper und Schauspiel neuerer Zeit Vieles gethan und zum guten Theil bahnbrechend mitgewirkt. Weimar ist im Laufe der Zeiten vorsichtiger geworden, wie sich ja zwischen unseren Hoftheatern und der modernen Production vielerorts ein gespanntes Verhältniß hergestellt hat. Wie wird es fortan seine Wege ebnen? In dieser Beziehung war von einer reformatorischen Bewegung am Eröffnungsabend leider nichts zu spüren; ein Festspiel von Richard Voß mit Weingartnerischer Musik nach Lisztschen Motiven wirkte selbst als Gelegenheitsdichtung so nichtssagend, daß seine Aufführung kaum lohnte, — sein Vorzug war höchstens darin zu erblicken, daß es Gelegenheit bot, die Theatermaschinerie in aller Vortrefflichkeit und Nützlichkeit spielen zu lassen. Ist das ein Zweck am Eröffnungsabend des Weimarer neuen Theaters? Ist damit irgend wem gedient? Hat all diese Aeußerlichkeit, die zu hübschen Beleuchtungseffecten, zum Heben und Senken von Decorationen verhilft, auch nur das geringste Interesse? Daß unsere Technik Bewunderungswerthes leistet, weiß ein Jeder, und daß diese Wunder der Technik einem Weimarischen neuen Hoftheater zu Dienst gestellt werden, erachtet man als selbstverständlich. Wozu der Lärm?

Oder sollte auch in Weimar das Wohlgefallen an Ausstattungssensationen Platz greifen? Soll im neuen Hause die Aeußerlichkeit über den geistigen Gehalt siegen? Sollen wir zur Bewunderung anstatt zur Liebe gezwungen werden? Jugend, die Du Dich begeistern kannst und Dich begeistern läßt, sei auf Deiner Hut! Bleibe Dir selbst treu, indem Du für Andere die Treue wahrst.

---

## Drei Gedichte.

Von Max Brod (Prag).

### Im Zimmer, Winternacht.

Das Fenster ist warm und silbergrau
Von Dunstgefunkel.
Nur schwarze Haare der Regenbahnen
Ziehn
Am Glase hin
Und lassen das Dunkel
Der Straße ahnen.
Schau,
Und Bogenlichtkugeln, Thränen der Nacht,
Quellen sacht . . .
Wir sitzen still. Dies Alles scheint zur Liebe zu mahnen.

### Die Bandrosette.

Die mir das Herz gefangen hat,
Ist fern in einer großen Stadt.
Hier lebt mein Körper, matt und starr —
Mein Herz lebt in der fernen Stadt.

Was macht es dort? Oft denk ich dran,
Was just mein Herz dort machen kann.
Das kommt drauf an:
Wo hats die Liebste hingethan?

Mein rothes Herz! Sie zog es kraus
Muthwillig wohl mit Zick und Zaus.
Recht nett und zierlich sollt es sein. —
Ein Bandrosettchen wurde draus.

Digitized by Google

Nun steckts an ihrem Kränzchen-Kleid ...
Der Tänzer aber ist gescheit,
Preßt sie an sich, ganz warm und nah. —
Ins süße Walzerklingen da
Hört Ihr, wie 's arme Herze schreit!

### Der Glückliche.

Heut hat der Tag kein Licht.
Er spricht,
Doch schreit er nicht.

Nun will ich stille gehn
Und sehn,
Doch nichts verstehn.

Nur dieses ist Gewinn
Und Sinn:
Wenn ich zufrieden bin.

---

## Die Panacee des Lebens.

Novelle von Kurt Martens (München).

(4.)

Stumm und gläubig lauschte die Herzogin dieser Beschwörung. Was hätte es auch geholfen, sich aufzulehnen wider solch mächtigen Zauberer! Mochte er denn das Werk vollenden!

Drüben auf dem Wiesenplan tanzten zum Klang der Fiedeln und Flöten die jauchzenden Paare. Die Herzogin drängte es, mitten unter ihnen zu sein. Auch diesen Gedanken vermochte Don Geronimo zu lesen, zart löste er die Schlinge von ihrem Finger und führte sie, fröhlich plaudernd, zu den Gästen zurück.

Kaum hatten sie sich einem der Reigen angeschlossen, sprangen und drehten sich übermütig im Tanze, als ein seltsamer Aufzug Aller Blicke fesselte.

Vom Burgverließe her nahte sich unter dumpfem Trommelwirbel ein Trupp von Pikenieren, in deren Mitte, gefesselt und gestützt vom scharlachrothen Henker, ein armer Sünder wankte, wimmernd wie ein Kind, das Gesicht verzerrt, vor Todesangst schon eine halbe Leiche — in weiterem Gefolge Richter und Räthe und Choräle singende Pastoren. Diese greuliche Heerde nahm ihren Weg quer über die Wiese, mitten durch den festlich erleuchteten Garten und die tanzende Hofgesellschaft, die entsetzt aus einander stob.

Zugleich ertönte hinter ihnen, von einem gelichteten Hügel her ein dröhnendes Gelächter, so fremdartig und wild, wie es der harmlose kleine Hof noch nie vernommen hatte. Es war der Herzog, der sich dort oben fürstlich belustigte. Zum ersten Mal in seinem Leben kam ihn so starkes Lachen an. Er wandte sich auf seinem Pferde rückwärts gegen die begleitenden Ritter, und auf die beiden grundverschiedenen Gruppen des Wiesenplanes deutend, rief er laut:

„Ei, seht doch, Ihr Herren, wie die Elben des Lichtes und die der Finsterniß den Raum sich streitig machen! Es ekelt den Einen vor den Andern, und Allen zusammen graut vor dem armen Sünderlein, gewißlich nur deßhalb, weil es ihnen so jämmerlich voran geht in den Tod. — Irr ich mich oder steht dort schlotternd unser Goldmensch und Freudenmeister, Don Geronimo? — Ruft ihn mir doch! — Heran, mein Graf! Tretet her zu meinem Bügel! Und Ihr Uebrigen alle, Ihr lustigen Leutchen, antwortet mir auf eine bedenkliche Frage! Wird Euch nun inmitten Eurer Lust der Gedanke an das letzte Stündlein leichter, wenn solch ein Anblick Euch daran erinnert? Vermag nun die Gewöhnung des Gedankens wirklich Eure Todesfurcht zu lindern? — Ist nicht am Ende jener arme Sünder besser dran als Ihr? — Ihr habt das Stündlein Eures Sterbens vielleicht noch viele Jahre vor Euch. Er ist jetzt mitten drin und hat es noch vor Sonnen-Aufgang überwunden! — Geht nur! Tanzt weiter und betäubt Euch an der vergänglichen Lust! — Wie lange noch? — Für Euch, Don Geronimo, schätze ich einen Monat oder zwei."

Noch einmal lachte der Herzog höhnisch auf. Dann sprengte er davon. Der schwarze Zug marschierte weiter, den Weg zum Galgen.

Die vergnügte Gesellschaft blieb einige Minuten stumm, in unbehaglicher, verstörter Stimmung. Bald aber hatte sie sich gesammelt und den Muth zur Fröhlichkeit zurück gefunden. Noch glühten die Lämpchen, noch lockten die Fiedeln, noch spürte sie in ihren Adern heißes Blut und stürmisches Verlangen nach mancherlei süßen Dingen.

Da folgte sie unbedenklich dem Zuspruch Don Geronimos und vergaß das Bild des Todes unter den Tacten einer schwülen Sarabande.

### IV.

In seinem Laboratorium blieb während all der Zeit Don Geronimo nicht unthätig. Oft konnten Neugierige vom Hofe aus noch in später Nacht die Flammen des mächtigen Heerdes hinter seinen Fenstern lodern sehen oder an der Thüre lauschend vernehmen, wie es drinnen brodelte, knallte und zischte.

Junker Ulrich von Lichtenstein war einer der Erwählten, die den Vorarbeiten der Transmutation beiwohnen durften. Zwar hatte der Meister ihm das Versprechen tiefster Geheimhaltung abgenommen, Junker Ulrich konnte sich aber doch nicht enthalten, hie und da von seinen Eindrücken aus der wundersamen Werkstatt zu erzählen.

So hatte ihm Don Geronimo einmal ein Blatt Papier auf die flache Hand gelegt und dies mit einer dicken Lage Sand bedeckt. Darauf waren von der großen Tinktur — einem Häuflein röthlichen Pulvers, so viel wie eine Erbse — zwei kaum sichtbare Körnchen entnommen und auf den Sand gelegt worden, auf diesen wieder ein glühend gemachter Kupfergulden, der dann abermals mit Sand bedeckt wurde. Als Junker Ulrich, so berichtete dieser weiter, die Hand geschlossen hatte, begann es daraus zu rauchen und wie Schwefel und Salpeter brenzlig zu stinken. Nun ward der Gulden aus dem Sande wieder hervor gezogen und — siehe da! — er war zu lauterem Golde geworden. Don Geronimo schmolz das Gold im Tiegel und gab dem Junker Ulrich die Hälfte davon zum Angedenken. Durch das ganze Schloß wanderte der Klumpen Goldes von Hand zu Hand; selbst die Ungläubigsten wagten jetzt an Don Geronimos hoher Kunst, wenigstens öffentlich, nicht mehr zu zweifeln.

Bald ging nun auch die Hauptprobe in Gegenwart des Herzogs vor sich.

Johann Casimir hatte erklärt, nicht länger warten zu wollen. Er fand, daß seine Finanzen von Don Geronimo bereits zur Genüge in Anspruch genommen worden seien und jetzt wohl endlich die Zeit gekommen wäre, wo das Geld, funkelnagelneu geschaffen, in die Cassen zurückfließen müsse.

Don Geronimo erklärte sich bereit. Stolz, heiter und siegesgewiß, wie immer, führte er den Herzog nebst Gemahlin, den Kanzler, den Münzmeister und viele Herren vom Hofe in das Laboratorium.

Der Herzog traf alle denkbaren Vorsichtsmaßregeln, ließ für das Experiment die Requisiten, Tiegel und Werkzeuge von auswärts herbeischaffen, prüfte sie mit eigener Hand; Gold- und Münzarbeiter mußten zugegen sein und ein wachsames Auge haben.

Drei Experimente nahm Don Geronimo vor. Zuerst, um Queckfilber in Gold zu verwandeln, füllte man eine Quantität des ersteren in einen glühenden Tiegel. Sobald es

Digitized by Google

kochte, goß Don Geronimo aus einem Fläschchen mehrere Tropfen einer zähen, rothen Flüssigkeit darauf, der Inhalt ward umgerührt, der Tiegel nach einer halben Stunde abgehoben, damit er erkalte; das darin zurück gebliebene Metall, über ein Pfund schwer, erwies sich, von den Sachverständigen geprüft, als feines Gold. Im zweiten Experiment verwandelte Don Geronimo eine zweite Quantität Quecksilber mittels seiner kleinen oder weißen Tinktur in probehaltiges Silber. Im dritten Experiment tingirte er einen kupfernen Stab, den er glühend gemacht hatte, zur Hälfte abermals in Gold.

Endlich übergab er dem Herzog noch fünfzehn Gran weiße und vier Gran rothe Tinktur, die er, die weiße neunzig Pfund Silber, die rothe zwanzig Pfund Gold gleich schätzte, und versprach ihm, binnen vierzig Tagen acht Loth rothe und sieben Loth weiße Tinktur zu bereiten, womit man, seiner Versicherung nach, Gold und Silber im Werthe von sechs Millionen Thalern herstellen könnte.

Alle Anwesenden waren erstarrt in Bewunderung, blickten einander an, ob sie auch wachen Sinnes wären, griffen sich an den Kopf und brachen endlich in hellen Jubel aus.

Ja, sie lebten, sie träumten nicht! Vor ihnen lag das blanke Gold! Mitten unter ihnen stand leibhaftig der Zauberer, der es sich und ihnen täglich neu gewinnen konnte, aus nichts fast, aus billigen Mineralien! Ein Schöpfer unerhörter Reichthümer, mit denen sich das üppigste, königlichste Leben führen ließ, immerdar in Saus und Braus!

Seine Freunde und Kumpane umdrängten ihn, drückten ihm die Hände, küßten ihn ab. Die Herzogin, in tiefster Erregung, abwechselnd bleich und purpurroth, schwenkte ihr Tüchlein gegen ihn, als Glückwunsch und verheißungsvollen Gruß.

Der Münzmeister, die Räthe, die welterfahrenen Haudegen schüttelten die Köpfe, zuckten die Achseln, und selbst Don Geronimos grimmigster Gegner, der alte Ritter vom Stein, Obrist der Arkebusiere, patschte sich rathlos auf die Schenkel:

„Schlag das Wetter drein! Er ist und bleibt ein Windbeutel und hälts mit dem Gottseibeiuns. Aber jetzt heißt es, gut Freund sein mit dem Hundsfott! Bevor er zur Hölle fährt, soll er uns noch Dukaten scheffelweise liefern!“

Der Herzog sagte nur:

„Man muß Euch loben, Don Geronimo! Ihr seid ein geschickter Hanswurst. Macht nur weiter! So nehme denn die Sache ihren Lauf! Ich bleibe binnen vierzig Tagen in Erwartung Eurer sechs Millionen.“

Noch am gleichen Nachmittage befahl die Herzogin durch einen Boten den Wundermann zu sich, weil sie dem Appetit, von seinem Safte zu kosten, nicht länger widerstehen konnte. Der Bote traf den Gesuchten bereits auf der Treppe. Eine geheimnißvolle Sympathie der Gemüther hatte auch Don Geronimo angetrieben, eben jetzt die Hauptkur vorzunehmen. Vor sich her trug er das Fläschchen mit dem aurum potabile, behutsam und weihevoll, wie ein Priester die heilige Monstranz.

Er fand die Herzogin ein wenig erschlafft, die heißen Augen halb geschlossen, in ihrem geräumigen Bette liegen. Es schien sie zu frösteln; in mehrere seidene Decken hatte sie sich sorglich eingehüllt.

Sogleich sollte der köstliche Trank ihr eingeflößt werden. Don Geronimo hielt den Augenblick für günstig. Nur mußten zuvor die beiden ältesten und würdigsten Hofdamen sich in die Capelle begeben, um dort mindestens eine Stunde lang für das Wohlergehen ihrer Herrin, insbesondere für das Gelingen dieser Kur, andächtig zu beten. Ihre Verehrung für den großen Adepten, ihr Glaube an seine überirdischen Kräfte war ohne Grenzen; sie eilten hinab, seinem Verlangen nachzukommen.

Die jüngste der drei Hofdamen, eine Edle von Brück, deren Scheitel unter der perlenbestickten Haube leicht zu ergrauen begann, die aber auf manche Vorrechte der Jugend noch immer nicht verzichten mochte, war bereit, sich mit Junker Ulrich von Lichtenstein ins Nebengemach zurückzuziehen. Wie alle älteren Hofdamen, hatte sie eine besondere Vorliebe für diesen artigen und wackeren jungen Herrn. Immer schon war sie, nach Don Geronimos Rath, bemüht gewesen, den Junker Ulrich auf eine sanfte Art zu bilden und zu belehren. Jetzt fand sie im Nebengemach eine passende Gelegenheit, ihn vertraut zu machen mit den ebenso noblen wie ergötzlichen Gebräuchen einer Pariſischen Galanterie.

Als die beiden älteren Hofdamen nach erledigtem Gebet die Gemächer der Herzogin wieder betraten, fanden sie die dort Zurückgebliebene von eitel Fröhlichkeit und Zuversicht erfüllt. Deutlich offenbarte sich, daß ihre Andacht in der Capelle gute Wirkung gethan hatte und wohl ein Cherub vom Himmel unsichtbar in das Gemach der leidenden Herrin herabgestiegen war, sie sammt ihrem Ingesinde sichtbarlich zu trösten und zu stärken.

Ehrfurchtsvoll erkundigten sie sich, wie Ihrer Fürstlichen Gnaden das Gold des Don Geronimo gemundet habe.

„Ei, vortrefflich!“ erwiderte die Herzogin. „Auf Zucker hat es mir Don Geronimo gereicht. Wundersüß glitt es mir über die Zunge und hat zu selbiger Minute einen neuen Menschen in mir erweckt. Recht oft noch müsset Ihr so für mich beten, liebe Frauen; denn jederzeit, wann mir schwach zu Muthe wird, will unser wunderthätiger Freund mir von seinem Tränklein zu kosten geben.“

---

## Der Mann im Schlafrock.

### Seine Selbstgespräche.

Von Marsyas

(Dr. Martin Berndt, Berlin).

Ich gehe in den gefütterten Hausschuhen, die ich noch von Weihnachten her habe, erregt durch mein Zimmer. Die Emotion ist so stark, daß ich mit den Schuhen den Rand meines guten Teppichs umschlage und an eine Holzsäule stoße, auf der der nachdenkliche Gypskopf eines Buben steht. Ich lasse mich auf mein Sopha nieder, um die Erregung los zu werden. Aber sie wird nur sublimer, geht mir ins Geäder, erfordert einen Grog. Doch ich werde keinen trinken. Ich treibe mir meine Stimmungen nicht mit Alkohol ab. Ich ... ich belade, erfülle mich mit ihnen und handle dann entsprechend ... Ja! ich ziehe aus der großen Stadt hinaus ... Ich thue es ... Diesmal thue ich es ... Man ist ja ganz geblendet von den rothen Zetteln, die an den Säulen kleben ... Das wird jedes Jahr noch besser ... In diesem gleich drei Morde in einer Woche ... Bedenke doch nur diese Scheußlichkeiten, bedenke doch nur ... Also dieser erste ... einfach furchtbar. Und dann der zweite auf dem Tempelhofer Feld — barbarisch einfach. Himmel, was es doch für Menschen giebt! Wohin manche Leute beißen. Und dann die Zahnlücke ... Und nun gar der dritte!! Nein, ich ziehe hinaus ...

Ich schlurfe wieder durch das Zimmer. Gott, ich habe doch das statistische Jahrbuch gelesen. Die anderen Orte lassen sich damit nicht vergleichen. Was, der neue Polizeipräsident? Kann der den Mob umändern, hm? Kann er das? Ich meine, der bleibt so. Warum soll der mich also nicht einmal anfallen? Lohnt sich schon ... Ein grüner Teppich, eine Gypsfigur und die ledergebundenen „Küsse“ des Johannes Secundus. Lohnt sich schon ... Und wenn er mich auch nicht anfällt — ich bin kein feiger Bursche —, so mag ich doch nicht mit drei Millionen solcher Berliner zusammenwohnen. Das ist ja das reine Neapel! Herrgottnocheinmal, das ist ja das reine Neapel ... Ich habe genug an der Gypsfigur, die ich von da bezogen habe. Ich brauche seine Messerstecher nicht. Ich will unter anständigen Leuten leben ... Ich ziehe auf das Land ... Ich bleibe stehen, halte die Hand auf das noch immer in Emotion befindliche Herz und gelobe mir: Ich ziehe auf das Land ... Ich ziehe!

* * *

Ah, ah, ah! Entzückend diese Violinen. Diese Griffe, diese Griffe, zum Verrücktwerden. Dieser Geiger ist der reine Jongleur. Nein, reiner Tönemeister, ein Fabelspieler, ein Weltwunder. Er ist ganz schlank und der schmale Frack ist ihm noch zu weit. Aber er hat ein wundervoll blasses Gesicht und dazu diese dunklen, aufwärts gekämmten Haare ...

Digitized by Google

Dahinter ist ein Orchester mit großen Geigen und kleinen Geigen und schwarzen Geigern und blonden Geigern. Und die gucken alle auf das Weltwunder und zu uns, weil wir doch Geld haben. Und der Saal ist sehr schön und sehr weiß und mit sehr viel Gold und sehr voll und faßt sehr schöne Frauen. Neben mir sitzt zwar keine. Und in der Loge sitzt die Frau, die ich erwartet habe, nicht. Aber dieser Tönemeister spielt!! Allegro vivacissime ... Ah ... vivacissime ... Ich singe in mich hinein, während ich feine, blasse Züge, schöne, tiefe Augen, leichtgebogene zarte Schultern sehe und die Loge immer noch sich nicht füllen will: Toute ma vie c'est toi, toute ma folie c'est toi. Ich bin glücklich, ganz und gar glücklich. Ich werde vielleicht hinterher noch in ein Restaurant gehen, denke ich. Bloß, weil ich so glücklich bin, selbst ohne diese Frau, nur in der Erinnerung an sie, bei diesem Geiger, in diesem Saale, mit diesen Frauen so glücklich bin. Ja, was ich essen werde? Leber nach venetianischer Art. Ja. Und eine Flasche Falerner trinken ... Vivacissime, noch immer vivacissime ... Oh, diese Griffe ... Und wie dahinten die kleinen Geiger neidisch werden. Sie möchten wahrlich auch viel Geld verdienen und zu den Logen hinaufspielen und eine Frau ergeigen ... Horaz hat auch schon Falerner getrunken ... Vivacissime ... Der Dame, die vor mir sitzt, wachsen die Haare in den Nacken ... Jetzt muß das Violinconcert bald zu Ende sein. Das Motiv kehrt wieder. Dem Herrn vor mir wachsen die Haare auch tief hinein; sie gehen über seinen Kragen, der nicht ganz sauber zu sein scheint ..., der nicht ganz sauber ist. Ich sehe es jetzt ganz deutlich ... Bravo ... bravo ... „Bis, bis", schreien hinten die Slaven. Jetzt verbeugt sich das Weltwunder tief; und die Augen hinterher richtig wieder hinauf in die Loge. Ich gucke heute vergeblich hinauf ... Macht nichts ... Schön ist das Leben ... Aber, bitte, drängen Sie doch nicht so ... Können Sie dieses unvergleichliche Violinconcert nicht rasch genug vergessen, meine Herrschaften? Und diese Garderoben. Das giebt ja Schlachten. Die ganzen Notengeschichten vergißt man darüber. Wirklich, es giebt kein Glück. Eben habe ich mich noch so wohl befunden, so sublim wohl, und nun schneit der Aerger wieder auf mich los. Nein, mit diesem Berlin ist nichts. Feiertagstimmungen giebt es in ihm nicht. Selbst wenn man einen kleinen Schrein für eine weiße Frau in sich errichtet hat, wird man immer von diesen Massen wieder vergröbert ... Sie dulden keine Sanctuarien ...

Ich schlendere durch Schnee und Schmutz und zwischen hundert Gefährten in einer erfrischenden Luft in ein italienisches Restaurant. Ich trinke schön in einer Ecke meinen goldenen Falerner auf das goldene Haar meiner lieben Frau und esse die Leber, auf die ich mich schon beim allegro vivacissime gefreut. Dazwischen wird Funiculi gespielt (ein barbarisches Stück) und dann eine Barcarole. Da ist das Leben wieder schön. Am Nachbartisch erzählt man etwas laut. Wie? ich verstehe nicht ... Wilhelm Busch ist gestorben ... So, der! Das thut mir immerhin leid. Dann trinke ich noch einmal auf ein blondes Wohl. Berlin ist wieder schön, sehr, sehr schön ... Barcarole ...

* * *

Nein, ich ziehe aus. Nun ganz bestimmt. Wahlrechtsdemonstrationen! Das Volk rottet sich gegen Bülow und seinen Livréekutscher zusammen. Ja, haben denn die Leute gar kein Verständniß für diesen aristokratischen, feingebildeten Mann? — Ich frage dabei gar nicht, was er darüber denken muß. Denn sein Wort vom König Demos war für diese Asphaltblumen giftig genug. Aber daß sie sich nicht einmal fragen, was sein Livréekutscher über sie denken muß. Der muß doch in seinen grünen Kutscherrock hinein diese Plebs verachten. Schämen würde ich mich, mich von einem Livréekutscher verachten zu lassen. Der Polizeipräsident erläßt einen Anschlag und warnt vor Zusammenrottungen, „die überhaupt unerlaubt sind." Also muß doch Etwas in der Luft liegen. Man ist seiner Habe nicht mehr sicher. Ganz recht hat Bülow. Wenn die ohne Einfluß auf die Landesvertretung schon solche Sachen machen, wie müssen sie erst werden, wenn sie am Ruder sitzen?

Ich lehne die Stirn gegen die Fensterscheibe und blicke auf meine „friedvolle" Straße. Zwei Schutzmänner, das Schuppenband unter dem Kinn, stolziren her und hin. Aus einem sind plötzlich zwei geworden. Also rottet sich auch hier schon ein bewaffneter Haufen ... Alle Milchhändler, Pförtner und Friseure voraussichtlich darunter. Mein Friseurgehülfe bekommt kein Trinkgeld wieder. Und richtig: da steht auch unser Pförtner. Nein — ich ziehe aufs Land ...!!

* * *

Heute Abend ist nun ein Kammermusikabend und meine goldblonde Dame wird da sein. Ich bin wirklich kein Charakter, wenn es mir wieder gefallen, und ich weiter in dieser Stadt bleiben sollte ... Es sind wirklich bloß die Frauen, die Musik, das Theater, die Restaurants, die Aerzte, die Bibliotheken, die Varietés, die Gesellschaften, die vielen Freunde, die einen in der Stadt festhalten. Sonst gar nichts, aber gar nichts!! Und ich ziehe auch noch hinaus ...

## Eulenburg und Gobineau.

Ein Blatt aus den „Erinnerungen des Fürsten Eulenburg an den Grafen Arthur Gobineau"*) erscheint, so schreibt uns ein geschätzter Mitarbeiter, zur Zeit für die Beurtheilung der ethischen Anschauungs- und Denkweise des von Harden so maßlos angegriffenen Fürsten von Interesse.

„Es war im Sommer des Jahres 1874, erzählt Fürst Eulenburg, als ich dem Grafen Arthur Gobineau zum ersten Male begegnete. In dem Salon naher Verwandter, in Stockholm, fand dieses Begegnen statt. Graf Gobineau vertrat zu jener Zeit die französische Republik als Gesandter am Hofe König Oskars. Er machte in dem ihm befreundeten Hause einen Vormittagsbesuch — eine „Visite" —, aber es fiel mir die große Unbefangenheit des Fremden auf, den der Zwang dieser modernen Verkehrsform in keiner Weise zu berühren schien. Ich hatte, in Unterhaltung mit einer andern „Visite" begriffen, seinen Namen überhört. Eine oberflächliche Vorstellung hatte stattgefunden, und ich wußte nur, daß der lebhafte Mann ein Ausländer war, da er französisch in dem schwedischen Kreise sprach. Die allgemeine Unterhaltung hatte sich Italien zugewendet, und ich verglich einige Kunstwerke der hadrianischen Zeit mit der Epoche des Praxiteles oberflächlich eine Bemerkung darüber hinwerfend. Zu meinem Erstaunen griff der Fremde meine Bemerkung lebhaft auf. Ich mußte motiviren, was ich behauptet hatte, und es entspann sich ein Gespräch, in dem ich alle Geisteskräfte anspannen mußte, um meine Ansichten vertreten zu können. Der Fremde mit seinen spärlichen grauen Locken und dem französischen Bärtchen hatte eine hohe, bedeutende Stirn und in Geist und Güte strahlende Augen. Er sprach wie ein Fachmann über die plastische Kunst, und doch trugen seine Worte nicht den Charakter der Gelehrsamkeit. Bisweilen schienen sie fast geistreich oberflächlich, ich möchte sagen, spielend, und dann wieder erstaunte ich vor der Schärfe und der Tiefe seiner Bemerkungen. Der innige Ausdruck, den sein klares Auge hierbei annahm, berührte mich ganz eigenartig sympathisch. Wer war der Mann, mit dem ich sprach? Ein Künstler? Ein Gelehrter? Ich wog es hin und her, ich kam nur zu dem einen positiven Resultat, daß er ein Mensch reich an Geist und Gemüth sei, dem mein Herz warm entgegenschlug. Daß ihn die Welt einen Diplomaten nannte, „der sich auch künstlerisch und literarisch beschäftigen solle", war jener Welt recht ähnlich! Es ist immer dieselbe Welt, die ernsthaft vom „Minister" von Goethe sprach, dieselbe auch, deren Genosse auf die Frage: „was für ein Mann war Ihr Vater?" die Antwort haben würde: „er war ein Ritter des Rothen Adlerordens II. Classe mit Eichenlaub und Schwertern am Ringe". Es gewährt mir eine wehmüthige Freude, mich dieses ersten Begegnens mit Gobineau zu erinnern. Wie selten ist es uns modernen Menschen gegeben, innerhalb der gesellschaftlichen Form unseres Lebens den in unserm Herzen erklingenden Ton unbefangen widerklingen zu hören. Noch spüre ich den Nachklang der Freude über Gobineaus Wort, als er mir zum Abschied die Hand reichte: „Sie bleiben eine Zeit lang hier? — Das freut mich! Ich frühstücke um 11, esse um 5 Uhr — betrachten Sie mein Haus als das Ihre! — Hier meine Hand. Schlagen Sie ein!" Und ich schlug freudig ein. Dann ging er. Ich konnte kaum erwarten, nach dem Namen dieses liebenswürdigsten aller Männer zu fragen, der mit seinem Kopf voll grauer Locken mir jünger erschien, als ich mir selbst mit meinen 25 Jahren.

„Graf Gobineau, der französische Gesandte." Graf Gobineau? — ich hatte seinen Namen nie gehört! Jetzt schmerzt es mich, daß es so ist! Denn unser modernes Geschlecht bedarf des Balsams, den der Verkehr mit solchen herzenswarmen Naturen bringt. Wir verdorren unter dem System. Die erwärmende Flamme des glühenden Geistes, die lodernd mit den Gluthen des in Güte überströmenden Herzens zusammenschlägt, zündend, erquickend, aufrüttelnd — wo brennt sie? wo leuchtet sie uns? Sie ist eine Gabe des Himmels, die er uns selten sendet. Darum mögen wir jubeln, wenn sie uns glüht! — und mögen wir die Funken in unsern Herzen weiter glimmen lassen, wenn die Flamme vor unserem sterblichen Auge, unerbittlichen Gesetzen folgend, verlischt. Wie oft wanderte ich in jenen Tagen nach der Wohnung des neu gewonnenen Freundes! Bei Nybrovyken, einem der größten Hafenplätze Stockholms, vorüber, führte mich der Weg nach Nybrogatan 13, wo er im zweiten Stockwerk seine Wohnung hatte. Die Gegend zählte nicht zu den eleganten Stadttheilen der nordischen Hauptstadt, auch der zweite Stock befriedigte nicht die Anforderungen, welche französische Eitelkeit an den Vertreter der grande nation stellte. Daß er ein Hasenpfötchen an einer Schnur als Klingel gehabt habe, wie mir später spottend andere Vertreter der großen Nation mittheilten, ist eine Erfindung, deren Schärfe nur die Erzähler treffen konnte, die ebenso wenig im Stande wären, ein Hasenpfötchen an ihrer Thür zu dulden, als den „essai sur l'inégalité des races" zu schreiben. In diesem Heim, das sich der unvergeßliche Freund dort oben hergerichtet hatte, sah es keineswegs unwürdig aus, wenn auch die Art des Zimmerschmuckes nicht dem uniformen Geschmacke der Franzosen entsprach. Erinnerungen an seinen Aufenthalt in Persien, an sein Leben im Orient, in Griechenland, verliehen seinem Heim einen eigenartigen Charakter. Auf sehr niedern Divans saßen Wirth

*) Frommanns Verlag (Stuttgart) 1906.

Digitized by Google

und Gast. Die Nargileh stand auf der Erde, und während Gobineau bei der lebhaften Unterhaltung den Schlauch der Wasserpfeife hin und her bewegte, verlöschten die Holzkohlen auf der Flasche. Dann erschien Honoré Michon, der treue Diener seines Herrn, der ihm Jahre lang durch alle Welttheile gefolgt war. Er war ein christlicher Syrier, der als Dragoman in den Dienst Gobineaus getreten war, als dieser nach Persien zog. Jetzt war Honoré Diener und Koch zugleich. Er bereitete Pilaw, den Hammel am Spieß, den Kaffee mit orientalischer Meisterschaft und hielt Nargileh mit Tschibuk in seltener Ordnung. Aber er stand dem Occident feindlich gegenüber. Sein Herr nur war das A und das O seines Lebens, und um seinetwillen wäre er auch Nordpolfahrer geworden. Wenn der Graf verreiste, so hütete Honoré das Haus, kehrte die Stuben, fütterte die Thiere, unter denen zwei Papageien eine bevorzugte Stellung einnahmen, und versah das Amt einer Haushälterin mit fast weiblicher Sorgsamkeit. Ich bin noch im Besitz eines kleinen Briefes, den Gobineau, mich empfehlend, an seinen treuen Honoré richtete. Das trauliche Verhältniß zwischen Herrn und Diener, aber auch der gastfreie Sinn des Freundes spricht aus den wenigen Zeilen, die mich an eine glückliche Zeit wehmüthig erinnern.

Welche Stunden geistiger Anregung erlebte ich in jenem Quartier in Nybrogatan! Gobineau hatte damals eine seiner schönsten Büsten, die Walküre, vollendet. In seinem Atelier stand der kühne Kopf. Mit flammenden Blicken späht die Walküre aus Walhall hinaus. Vielleicht ist es Ottar Jarl, den sie ruft! Die Geschichte dieses nordischen Helden, den er als seinen Ahnherrn verehrte, beschäftigte Gobineau zu jener Zeit. Seine Vorfahren sollten dem Norden entsprossen sein, und hier unter dem nordischen Himmel, wo die alte Götterwelt noch in Sitten und Gebräuchen, wie in der Empfindung des Volkes fortlebte, fand seine Phantasie für diesen seinen Glauben reiche Nahrung. Ich machte in jenen Tagen mit meinen Verwandten einen Ausflug nach Djurshohm, einer jener Felseninseln in den Skären, deren bunter Granit, von dunklem Moos sammetartig überwachsen, aus den blauen Fluthen aufsteigt. Die Trümmer einer Art cyklopischer Mauer ragten auf der Höhe und alte Tannen und Föhren klammerten sich um das mächtige Gestein. Wie ein Jüngling hatte Gobineau die Höhe erklommen. Da standen wir zusammen und schauten hinaus auf die blaue weite Flur, aus der die Felseninseln allenthalben stiegen „Dies war Ottar Jarls Burg," sagte Gobineau. Ich sah ihn fragend an. „Ja, gewiß," sagte er ernsthaft und voller Ueberzeugung, „hier stamme ich her, ich fühle das!" Es lag in seiner Art so viel Ueberzeugung, daß ich bis auf den heutigen Tag die Erinnerung an ihn nicht von jenem Felseneiland zu trennen vermag. Er aber vor allem hielt an dieser Familien-Ueberlieferung fest, in der er seines Wesens Urgrund sah, die ihm eine Erklärung für seine Abneigung gegen alle modernen Verhältnisse gab. Auch eine Erklärung für seine Vaterlandslosigkeit. Durch diese Fiction schuf er sich ein ideales Vaterland, während sie zugleich dem patriotischen Bedürfniß entgegen kam, das einem Jeden innewohnt.

---

## „Ich bin ein Preuße ..."

Dies sang man sonst mit Stolz und Lust,
Weil man sich nicht gekränkt gewußt,
Nun aber, wo man etwas will,
Schweigt auch das Liedlein plötzlich still.

Es ist kein Spaß, es ist kein Scherz;
Dieweil nach Wahlrecht schreit das Herz,
Will Arm und Bein auch was riskiren
Und eben deßhalb demonstriren.

Damit dem Bülow bänglich wird,
Der dieses Staates schlechter Hirt,
Der mit dem Block so arg gespielt
Und lieblich nach den Junkern schielt.

Dies trägt kein Unterthan, kein Christ,
Und wenn er dreimal Preuße ist!
Aus ist das Lied, aus ist der Tanz —
Her mit dem kahlen Heringsschwanz!

An dem wir leckten unverwandt:
Preußisches Wahlrecht zubenannt.
Nur fort das Maul daran geübt,
Weils ja nicht mehr zu lecken giebt.

Doch hoffen wir nach alter Art,
Die wir in Preußen treu bewahrt,
Daß einst uns bessre Nahrung frommt,
Und daß man ab vom Hering kommt.

Der Bülow ist im Grunde gut,
Man fühlt sich wohl in seiner Hut,
Er spricht so schön, sieht freundlich drein,
Möcht uns wohl gern zu Willen sein.

Wer weiß, wie dies zusammenhängt,
Drum weiter nicht deßhalb gekränkt,
Daß einst wir zogen vor sein Haus
Und klopften ihn des Nachts heraus.

Zu zeigen ihm den Preußensinn,
Der mitmarschirt durch Dick und Dünn,
Der meistentheils nur Hiebe kriegt,
Doch eben dadurch endlich siegt ...

Drum, Trost herbei, und druck nit so,
Es kommt 'ne Zeit, wirst wieder froh.
Inzwischen stimmet, Mann für Mann,
„Ich bin ein Preuße" kräftig an.

Terentius.

---

## Aufruf.

Ernst Haeckel, der unermüdliche Vorkämpfer für die Entwicklungslehre, die uns unter seiner Führung ganz neue Bahnen des Denkens und Wirkens eröffnet hat, wendet sich an alle Freunde und Bekenner des naturwissenschaftlichen Entwicklungsgedanken mit nachfolgender Bitte, die das „Phyletische Museum" in Jena betrifft. Es heißt in dem Aufrufe:

Das Gründungs-Capital von 100000 Mark, das Anfang 1907 zusammengebracht wurde, ist durch den Bau des schönen Museums-Gebäudes aufgezehrt, das kürzlich unter Dach gebracht worden ist. Weitere 30000 Mark, die inzwischen gesammelt wurden, sollen zur inneren Ausstattung der Sammlung verwendet werden. Wir bedürfen aber einer noch bedeutend größeren Summe, wenn diese öffentliche Schausammlung und das darin zweckmäßig aufgestellte Bildungsmaterial wachsen und gedeihen soll.

Unserer Universität Jena habe ich mit dem Museum zugleich meine werthvolle Bibliothek, sowie die reichhaltigen, im Laufe von fünfzig Jahren von mir auf zahlreichen Reisen zusammengebrachten naturwissenschaftlichen Sammlungen zum Geschenk gemacht. Leider ist aber unsere berühmte Thüringer Universität, deren geistige Leistungen seit 350 Jahren im umgekehrten Verhältniß zu ihren höchst beschränkten Mitteln stehen, außer Stande, meine Unternehmung finanziell zu unterstützen. Ebenso sind leider auch die vier Thüringer Staats-Regierungen, welche die Universität Jena unterhalten und nach Kräften fördern, nicht in der Lage, Geldmittel für den Ausbau und die Unterhaltung des Phyletischen Museums beizusteuern.

Wir sind daher ganz darauf angewiesen, das unentbehrliche Unterhaltungs-Capital durch fortgesetzte Sammlung von Geschenken wohlhabender Gönner der Naturwissenschaft und Förderer der höheren Volksbildung zusammenzubringen. Dieser gemeinnützige Plan wird auch sicher gelingen, wenn die zahlreichen bemittelten Freunde der Entwicklungslehre (besonders in den höheren Gesellschaftsclassen) sich hochherzig entschließen, eine größere Summe für das Phyletische Museum beizusteuern. Das Rentamt der Universität Jena (Jenergasse 8) ist von der Regierung amtlich beauftragt (wie bisher, so auch fernerhin), Gaben für das Phyletische Museum entgegenzunehmen und den Gebern Quittung darüber auszustellen.

Jena, im December 1907. Ernst Haeckel.

---

## Notizen.

Folgende neue Bücher, Broschüren, Zeitschriften u. s. f. sind uns zugegangen:

Im Insel-Verlag, Leipzig, erschienen:

Die Erzählungen aus den Tausend und ein Nächten. Vollständige deutsche Ausgabe in zwölf Bänden, auf Grund der Burtonschen Englischen Ausgabe besorgt von Felix Paul Greve. Buchschmuck von Marcus Behmer. Preis geh. je Mk. 5.

Oscar Wilde: Zwei Gespräche von der Kunst und vom Leben. Uebertragen von Hedwig Lachmann und Gustav Landauer. Preis geh. Mk. 4.

Oscar Wilde: Das Bildniß des Dorian Gray. Ein Roman. Uebertragen von Hedwig Lachmann und Gustav Landauer. Einbandzeichnung von Walter Tiemann. Geh. Mk. 4.

Im Verlage von Robert Lutz, Stuttgart, erschienen:

In der Sammlung: Aus der Gedankenwelt großer Geister Herausgegeben von Lothar Brieger-Wasservogel. Bd. 7. Napoleon, der Feldherr, Staatsmann und Mensch in seinen Werken. Bearbeitet von Friedrich M. Kircheisen. Bd. 8. Friedrich der Große im Lichte seiner Werke. Ein Seelenbild von Karl Bleibtreu. Preis geh. pro Band Mk. 2.50.

Digitized by Google

Im Verlage von Wilhelm Weicher, Leipzig, erschienen:

Auf weiter Fahrt. Selbsterlebnisse zur See und zu Lande. Deutsche Marine- und Colonialbibliothek. Begründet von Dr. Julius Lohmeyer, fortgeführt von Capitänleutnant a. D. Georg Wislicenus. V. Band. Mit 28 Abb. und 1 Karte. Preis geb. Mk. 4.50.

Eine Weltreise unter deutscher Flagge. 51000 Seemeilen mit dem deutschen Kreuzergeschwader durch die Oceane. Von C. F. Sperling. Mit zahlreichen Abbildungen. Preis geb. Mk. 4.50.

Im Verlage E. Pierson, Dresden, erschienen:

Victor v. Schubert-Soldern: Der Ehrlose. Roman. Preis geh. Mk. 3.

Heini Hermann: Hermann Heine. Ort- und zeitlose Schattenbilder. Aus der Spatzenschau aufgenommen. Preis geh. Mk. 3.

Hugo Sonnenschein: Ad solem. Eine grelle Jugend.

Konrad Greif: Rasse. Preis geh. Mk. 2.

Alexander v. Gleichen-Rußwurm: Zur Einführung in Georg Christoph Lichtenberg. Mit einem Brieffacsimile. Verlag von Eugen Diederichs, Jena.

Dr. Ernst Jentsch: Zum Andenken an Paul Julius Möbius. Verlag Carl Marholds, Halle a. S.

Vice-Admiral K. Galster: Welche Seekriegrüstung braucht Deutschland? Verlag Voll & Pickardt.

Max Kaufmann: Heinrich Heine contra Graf August von Platen und die Homo-Erotik. Verlag Max Spohr, Leipzig. Preis geh. Mark 1.

Elfriede Skalberg: Ueber drei Stufen. Gedichte. Verlag G. Löffler, Riga. Preis Mk. 2.

Der deutsche Buchhandel, seine Geschichte und seine Organisation nebst einer Einführuug: der Ursprung des Buches und seine Entwicklung von R. L. Prager. Preis geh. Mk. 2.

E. Müllenhoff: Was aus ihnen wurde. Novellen. Verlag Alfred Töpelmann, Gießen. Geh. Mk. 2.80.

Tanzmäuse. Ein Satyr-Roman von Gustav Wied. Autorisirte Uebersetzung von Ida Anders. Karl Juncker Verlag. Stuttgart.

Ein verwegenes Buch, aber wegen der ungemein ergötzlichen Scenen für solche, die eine starke Lectüre vertragen, empfehlenswerth und vor Allem deßhalb zu rühmen, weil es nicht dictirt ist von dem Gefallen am Schmutze, sondern von der Tendenz auf die sittlichen Schäden hinzuweisen, die gleißnerisch verborgen werden. Kein Roman und kein Drama, sondern eine große Reihe leicht geschürzter Abschnitte, hauptsächlich Dialoge mit kurzem verbindendem Text in der Art, wie sie vor einigen Jahrzehnten durch die französische Schriftstellerin Gyp inaugurirt wurden. Wir befinden uns im Lande Rugmelien, wobei gewiß nicht an Rumänien, wahrscheinlicher an Dänemark zu denken ist, obgleich es uns gleichgiltig sein kann, ob hier Persönlichkeiten der Hauptstadt porträtirt sein sollen, oder was wahrscheinlicher, ob es sich um Typen handelt, die überall vorkommen. Freilich sind sie manchmal sehr stark karikirt und man kann billig bezweifeln, daß es irgendwo und irgendwann einen Ministerrath giebt oder gegeben hat, der aus Leuten besteht, die mindestens 60 Jahre alt, deren einige aber den 100 nahe sind. Wenn aber auch das Ganze eine Groteske ist, so sind diese alten Excellenzen in dem vollen Gefühl ihrer Würde, besonders der alte Vertrauensmann, der stets nach Athem japst und von Zeit zu Zeit in völlige Lethargie verfällt, köstlich karikirt. Der Cultusminister ist ein arger Sünder, er wird von einem ehrsamen Bäckermeister beobachtet, wegen eines nächtlichen Besuches bei einer stadtkundigen Dame denuncirt, natürlich wird der Bäckermeister wegen unbewiesener Anklage zu mehreren Jahren Zuchthaus verurtheilt. Das Köstlichste aber ist, daß an dem betreffenden Abend gar nicht der Cultusminister das Stelldichein hatte, sondern der Marineminister, der durch die glühenden Schilderungen seines Collegen gereizt, aus dem Hotel Jenes tretend, den verhängnißvollen Gang unternahm. Aber die Art, wie diese alten Herren sich ihres gemeinsamen Besitzes freuen, ist mit unglaublicher Komik dargestellt. Man glaube nun nicht, daß diese Ministeraffairen den Hauptttheil des Buches bilden und daß der Verfasser etwa in der Art des cosmopolitischen Nachtwächters die ersten Berather der Krone als die unwürdigsten darstellen will, vielmehr sucht er zu zeigen, daß Alles verfault, daß Laster, selbst unnatürliche, in allen Kreisen verbreitet sind. Das Abschreckendste ist wohl die Schilderung eines Verlegers, der, dem Säuferwahnsinn anheimgefallen, sich selbst bestiehlt, um die Mittel für sein unseliges Treiben zu erlangen, und dessen älteste Tochter sich denselben Orgien hingiebt wie der Vater. Nicht minder entsetzlich sind Scenen, in denen Väter auf den Tod ihrer Kinder speculieren und ein Sohn seinem Erzeuger dies schmähliche Treiben vorhält und sich als Rächer der Verstorbenen aufspielt. Aber auch solche Scenen werden nicht etwa mit Pathos vorgetragen, sondern in kurzen Zwiegesprächen oder rapiden Scenen, die gerade durch ihre Kürze, durch das Fehlen jedes Commentars um so erschütternder wirken. Jedoch das Lachen wird häufiger erregt, als das Entsetzen. Zumeist handelt es sich um geschlechtliche Vergehen. Kein Alter und kein Stand wird geschont: das sechzehnjährige Kindermädchen ist ebenso begehrlich, wie der abgelebte Greis. Männer und Frauen sind demselben Laster verfallen.

„Wir tanzen alle nach einem höheren Leierkasten"; das dem Werke vorangestellte Motto ist wirklich sein Leitmotiv.

Das Groteskeste sind wohl zwei Dichter, der eine, der von Erfolg zu Erfolg eilt und eine Riesencollection seiner Opfer besitzt, bis er dann schließlich seine eigene Frau, von der er seiner Rohheit wegen geschieden war, entführt und verführt. Und ein anderer, der mit einer schlichten, wackeren Frau vermählt ist und vier Kinder besitzt, sich aber in dem patriarchalischen Kreise unwohl fühlt, seine Dichterkraft durch das tägliche Einerlei gestört und gehemmt findet und sich von einer seiner Bewunderinnen, einer dicken, reichen Dame, entführen läßt. Dieser Schwächling feiert dann Triumphe mit einem Stück, das, seine eigenen Schicksale behandelnd, nicht mit dem Siege des Lasters, sondern dem der Tugend schließt. Und daneben manch andere, nicht minder gelungene Typen: der Procurist des Buchhändlers, der das ganze Geschäft führt, scheinbar um der Ehre seines Principals willen, und doch nur bestrebt sich zu bereichern; der Gehülfe, der seine Thätigkeit mit Unlust ausübt, weil er ein Dichter zu sein glaubt, sich eine ungeheuer keusche Zukunft ausmalt und nach den besten Vorsätzen doch der Liebesraserei zum Opfer fällt; ein Pfarrer, der salbungsvoll Tugend predigt und doch jede Gelegenheit wahrnimmt, in recht wenig geistlicher Manier den Frauen, wenigstens den jungen und hübschen, entgegenzutreten; endlich ein kleiner Beamter, ein leidenschaftlicher Handschriftensammler, der bei dem Antiquar, während dieser einen Moment das Zimmer verlassen, eine werthvolle Handschrift stiehlt und von diesem Antiquar, der den Diebstahl wohl gemerkt, aber nichts gesagt hat, durch eine plumpe Fälschung hineingelegt und zum Schweigen gezwungen wird durch die Andeutung, daß sonst auch sein Diebstahl bekannt gemacht wird. Und damit man nicht meine, daß der Autor bloß der ehrsamen philiströsen Bürgerschaft, den sogenannten besseren Kreisen einen Spiegel vorhalte, stehen gegen Schluß zwei Skizzen, deren eine die Uebertreibungen und innere Hohlheit des Wallfahrtscultes, die andere die freiheitsfeindliche Tyrannei der Socialdemokratie satirisch vorführt. Vielleicht verhüllt der Moralist beim Lesen eines solchen Buches entsetzt sein Haupt oder erklärt emphatisch, daß so etwas nicht vorkomme. Ich versuche weder das eine noch das andere, sondern erkläre das Buch zwar für eine sehr stark gewürzte Satire, aber für ein Buch, das offenbare Schäden aufdecken und der Gesellschaft, die sich ihrer Sittlichkeit rühmt und dabei doch an vielen heimlichen Gebrechen krankt, den Fehdehandschuh hinwerfen will. Trotz der losen Art, in der die Scenen an einander gefügt oder vielmehr einfach neben einander gestellt werden, macht es vollkommen den Eindruck einer großen künstlerischen Einheit. Die Uebersetzung ist ganz vortrefflich, man hat durchaus das Gefühl, ein Original zu lesen, und wird nirgends durch Seltsamkeiten gestört, wie sie in so vielen Uebertragungen herrschen. *L. G.*

Mit der Kraft. Automobilia von Otto Julius Bierbaum. Verlag von Bard, Marquardt & Co., Berlin.

Dieser Band enthält Bierbaums seiner Zeit als selbstständiges Buch erschienene „empfindsame Reise im Automobil" durch Deutschland, Oesterreich, Italien und die Schweiz aus dem Jahre 1902, nebst einer Novelle und einigen Aufsätzen, die sämmtlich ein automobilistisches Thema haben. Bierbaum erweist sich durchwegs als ein begeisterter, überzeugter und überzeugender Lobredner des Automobils, das als Reise- (nicht Rase-) Wagen eine Bereicherung an dauernden Lebenswerthen mit sich bringe. „Ich verspreche mir von ihm eine Befreiung vieler Menschen aus Philisterbanden; eine Zunahme der Liebe zur Heimath, zur Schönheit der Natur; eine Vermehrung der Menschenkenntniß und damit der Duldsamkeit; weiteren aber auch tieferen Blick für soziale Nothwendigkeiten; Befruchtung der Phantasie; Auffrischung resoluten Lebensgefühles; Abwendung von thörichten und schädlichen Vergnügungen, kurz, ich verspreche mir von ihm Alles das, was eine hohe, uns (mit Ausnahme der Handwerksburschen) abhanden gekommene Kunst im Gefolge hat: die Kunst des Reisens." Und: „Der Sinn des Automobils ist nicht, die Schnelligkeit der Eisenbahn zu übertrumpfen, ist nicht Rekord, ist nicht Sport. Der Sinn des Automobils ist Freiheit, Besonnenheit, Selbstzucht, Behagen. In ihm lebt die Reisekutsche mit all ihrer Fülle von Poesie wieder auf, nur unendlich bereichert um köstliche Möglichkeiten des intensiveren und gleichzeitig weiteren Genusses." Wie dies zu bewirken sei, mag man in der „empfindsamen Reise" nachlesen, worin Bierbaum in anschaulichen, flotten und lebendigen Bildern sein tiefes Erlebniß überliefert. Man möchte wünschen, daß dies Buch viel gelesen, damit es vom Einzelnen ins Praktische übersetzt werde. Hierin liegt sein erzieherischer Werth, den sich auch der Nichtautomobilist zu Nutze zu ziehen vermag. *Viktor Wall (Wien).*

## Zur gefälligen Beachtung.

**Manuskripte, Bücher, redactionelle Anfragen u. s. f. sind dem Herausgeber, Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstrasse 10, I zu senden.**

Digitized by Google

**Zeitungs-Nachrichten**

in Original-Ausschnitten

*über Politik, Handel, Industrie, Kunst und Wissenschaft sowie über alle sonstigen Themata liefert zu mässigen Preisen das*

**Nachrichten-Bureau**
**Adolf Schustermann**
**Berlin SO. 16.**

*Illustrierte Broschüre, Referenzen grat. u. frco.*

**Weck's Frischhaltung**
und
sonst nichts
und
weiter nichts
und
drüber nichts
drum
**Hoche auf Vorrat**

Drucksachen über:

**Weck's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel**

kostenlos durch:

**J. Weck, Ges. m. b. Haftung, Oeflingen, A. Säckingen (Baden).**

Man verlange nur

**Weck's Originalfabrikate**

**Ueberall Verkaufsstellen.**

**Die militärische Welt**

**illustrierte Monatsschrift für alle Gebiete des Militärwesens u. der neueren Geschichte,**

herausgegeben von Leutnant **Karl Harbauer**, Zeitschrift, einzig in ihrer Art. Sie behandelt militärische und historische Stoffe der ganzen Welt in populären Darstellungen, die durch gute Illustrationen vervollständigt werden. — Preis des Einzelheftes K. 2.—, 1/4 Jahr K. 4.—, 1/1 Jahr K. 15.—. Probehefte in jeder besseren Buchhandlung oder direkt vom Verlag

**C. W. Stern, Wien I.,** Franzensring 16.

Künstlerische und gediegene bürgerliche Wohnungs-Einrichtungen deutscher Art in neuer Technik. Sorgfältige Farben- und Formengebung. III. Deutsche Kunstgewerbe-Ausstellung 1906 höchste künstlerische Auszeichnung: Ehren-Urkunde.

Teppiche, Bezüge, Vorhänge besonders dazu angefertigt in bester Qualität nach Entwürfen der ersten deutschen Künstler: Richard Riemerschmid, M. Junge, o E. H. Walther sowie B. Scott u. a. o

o o o o Niedrige Preislage. o o o o

Zimmer von 180 M. an. Einrichtungen zu 570 M., 1195 M., 2630 M. Frachtspesen durch Zerlegbarkeit der Möbel sehr verringert. Sofort lieferbar. Man verlange: Denkschrift über das Dresdner Hausgerät mit Preisliste und Bildern, dazu Ausstattungsbriefe von Dr. Fr. Naumann zusammen gegen Einsendung von 1.50 M. Gekürzte Preisliste mit Bildern umsonst.

DRESDNER WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST (KARL SCHMIDT) DRESDEN-ALTSTADT, KREUTZER-STRASSE 21.

**WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST OTTO ERDMANN JUNIOR BERLIN S.W. 61. TEMPELHOFERUFER 21.**

***London W. 8/9 Colville Square.***

*Erstklassiges Boarding House. Beste Lage. Gute Küche. Pension mit Bedienung von 22 Mark wöchentlich an. Garten. Deutsche und englische Referenzen.*

***London W. 8/9 Colville Square.***

**DÜRKOPP-**

**DÜRKOPP & Co. A.G. BIELEFELD**

**Keine Nachnahme! Erst prüfen!**

**Orangenblüten-Honig!!**

übertrifft jeden Honig der Welt. **Garant. absolut naturr. Bienenprodukt!** Begeist. Lob von Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u. zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.

**Kusche & Martin, Malaga**
Spanien (Deutsche Firma)

**Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:**

**Harmoniums**

mit wundervollem Orgelton.
Katalog **gratis.**
**Aloys Maier,** Hoflief., **Fulda.**

Illustrierte Prospekte auch über den **neuen** Spielapparat **„Harmonista"**, mit dem **Jedermann ohne Notenkenntnisse sofort 4 stimmig Harmonium spielen kann.**

Digitized by Google

**Gsellius'sche Buch-, Antiquar- und Globenhandlung (F. W. Linde) BERLIN W. 8**

**Mohrenstrasse 52 — Telephon I, 2945**

empfiehlt den geehrten Lesern der Gegenwart ihr grosses Antiquar-Lager neuerer und älterer Bücher aller Wissenschaften

**zu billigsten Preisen.**

Ferner unterhält die Firma ein **vollständiges Auslieferungslager** von **Max Hesses Klassiker-Ausgaben, Hesses Volksbücherei,** der **Meisterwerke der deutschen Bühne** von Professor G. Witkowski und **Hesses Katechismen.**

Jeder Auftrag kann deshalb sofort zur Ausführung gelangen.

Kataloge gratis und franko.

**SCHREIBMASCHINE**

mit sichtbarer Schrift

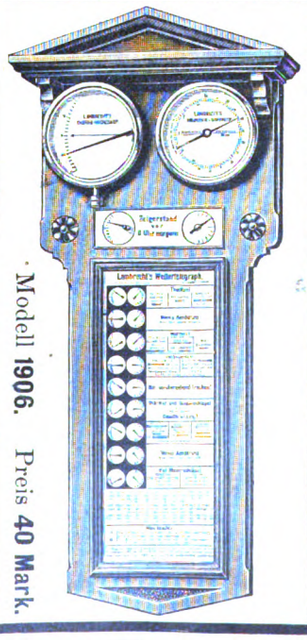
**„Continental"**

Erstklassiges Fabrikat

Generalvertreter:

**Franz Kaiser,** Berlin W. 8. Friedrichstr. 197.

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die „Gegenwart" beziehen.



**Original Lambrecht's Wettertelegraph**

gibt durch nur 2 Zeiger die drei Hauptfaktoren für die Vorausbestimmung des Wetters an: **Lufttemperatur, Luftfeuchtigkeit** und **Luftdruck.** Die Wetterprognose ist dadurch außerordentlich erleichtert, daß nur die gegenseitige Stellung dieser Zeiger in der am Apparat befestigten Tabelle aufzusuchen und die daneben stehende Prognose einfach abzulesen ist. — Zahlreiche erstklassige Anerkennungen stehen zu Diensten. Lambrechts Instrumente sind gesetzlich geschützt.

**Man verlange ausdrücklich Gratis-Drucksache Nr. 280.**

**Wilh. Lambrecht Göttingen.**

Gegr. 1859 (Georgia Augusta).

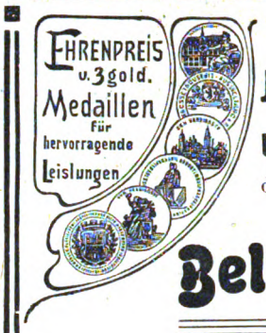
Inhaber des Ordens für Kunst u. Wissenschaft, der grossen goldenen und verschiedener anderer Staatsmedaillen.

Vertreter an allen größeren Plätzen des In- und Auslandes.

**Generalvertrieb** für die Schweiz Italien und die österreichischen Alpenländer durch:

**C. A. ULBRICH & Co., Zürich.**

Modell 1906. Preis 40 Mark.




**Wollen Sie Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren etc.**

direkt, billig und gut kaufen, dann verlangen Sie unsere Offerte.

**Belmonte & Co., Berlin.**

Detail-Verkauf:

**Leipzigerstrasse 35a,** Ecke **Charlottenstrasse,** und **Königstrasse 46,** Ecke **Hoher Steinweg.**

**Juweliere, Gold- u. Silberschmiede, Ateliers für Jnwelenschmuck und Kunstarbeiten.**

**Fabrikation mit elektrischem Kraftbetrieb. — Gold- und Silber-Walz- und Prägewerk. Engros-Export nach allen Ländern.**

**Prachtkatalog** mit vielen tausend Illustrationen **von Juwelen, Uhren,** Gold- und Silberwaren gegen 1 Mk. franko. Bei **Einkauf oder Rücksendung** wird dieser Betrag vergütet. — **Spezialllisten gratis.**

Anwendung der physik.-diät. Heilweise (Naturheilk.) Sonnen-, Luft-, Dampf-, elektr. Licht-, Wasser-, kohlens. Bäder, Packung., milde Wasserbehandlung, Massage, Vibration, Bestrahlung, Heilgymn., angep. Diät. Spezielle Behandlung von Nerven-, Magen-, Darm-, Leber-, Nieren-, Herz- u. Geschlechtskrankheiten, Neurasthenie, Gicht, Rheumatismus, Asthma, Zuckerkrankheit, Blutarmut, Frauenleiden etc. Thure Brandt-Massage. — Vorz. Verpflegung. Herrl. gesunde Lage im sog. sächs. Nizza. Aller Komfort. Elektr. Licht, Zentralheiz. Auch f. Erholungsbedürf. d. ganze Jahr geöffnet. Nach d. nahen Residenz mit ihr. viel. Kunstgenüssen alle 8 Min. Fahrgelegenh. — **Bilz' Naturheilbuch,** 1 Million Exempl. verkauft. Tausende verdanken d. Buche ihre Genesung.

**F. Freitag**

(Inh. A. Meyer)

Schneidermeister

**Berlin SW.**

**Friedrichstr. 36**

empfiehlt sich zur Anfertigung äußerst chic-sitzender

**Herren- und Damen-Garderobe**

nach **Maß** zu soliden Preisen.

Große Auswahl in deutschen u. englischen Stoffen.

Reichhaltiges Lager in

**Tailor made Kostümen, Jacketts, Mäntel** und **Röcken.**

**(Ersatz für Maßarbeit.)**

Verantwortl. Redacteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Für den Inseratentheil verantwortlich: Georg Macher, Berlin W. 35, Steglitzer Straße 8.
Max Hesses Verlag in Leipzig. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 4. Berlin, den 25. Januar 1908. 37. Jahrgang. Band 73.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Max Hesses Verlag in Leipzig.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 4gespaltene Petitzeile 50 Pf.

Inhalt:

Zur Frage der Einführung einer Reichswehrsteuer. Von Generalleutnant v. d. Boeck (Cassel). I. — Von weißblauer Politik. Von Dr. Cajus Moeller (Berlin). — Gangbare Wege für die deutsche Ostmarkenpolitik. Von R. Richardi (Schwetz a. W.). III. — Die Zukunft der deutschen Moore. Von Dr. Albert Neuburger (Berlin). I. — Von einem todten jungen Dichter. Von Dr. Hans Bethge (Steglitz). — Drei Gedichte. Von Julius Berstl (Leipzig). — Die Panacee des Lebens. Novelle von Kurt Martens (München). (5.) — Aus der Finanzwelt. Von Mercator. — Aus Heinrich Heines Vaterstadt. Von Hans Wehberg. — Aus den Berliner Kunstsalons. Von H. King (Berlin). — Aus den Berliner Theatern: Lessing-Theater. Von O. A. Komische Oper. Von Dr. A. Hn. — Notizen. — Anzeigen.

## Zur Frage der Einführung einer Reichswehrsteuer.

Von Generalleutnant v. d. Boeck (Cassel).

I.

Unter den zahlreichen Vorschlägen, die von Berufenen wie Unberufenen zur Besserung der nun schon seit geraumer Zeit recht ungünstigen finanziellen Verhältnisse des Deutschen Reichs gemacht werden, befindet sich auch häufig derjenige zur Einführung einer Reichswehrsteuer. So gab u. A. bei der ersten Lesung des Reichsetats für 1908 auch der nationalliberale Abgeordnete Bassermann die Erklärung ab, daß seine Partei dem Gedanken einer Reichswehrsteuer sympathisch gegenüber stehe. Wenn auch aus der Entgegnung des preußischen Finanzministers, Frh. v. Rheinbaben, auf die ich noch zurück kommen werde, hervor ging, daß die Reichsregierung diese Sympathien zur Zeit nicht zu theilen vermag, so dürfte doch bei der gegenwärtigen Popularität dieses Gedankens die Wehrsteuerfrage vorläufig nicht zur Ruhe kommen; es wird daher den Lesern dieser Zeitschrift erwünscht sein, das Für und Wider dieser Frage im Zusammenhange kurz erörtert zu sehen.

In einzelnen deutschen Staaten, z. B. in Bayern und Württemberg, wurde früher eine Wehrsteuer erhoben, die aber mit Einführung der Verfassung des Deutschen Reiches und der deutschen Wehrgesetze in Fortfall kam. Trotzdem beruft man sich zur Empfehlung einer Wehrsteuer auf Art. 58 der Reichsverfassung, welcher lautet:

„Die Kosten und Lasten des gesammten Kriegswesens des Reichs sind von allen Bundesstaaten und ihren Angehörigen gleichmäßig zu tragen, so daß weder Bevorzugungen noch Prärogativen einzelner Staaten oder Classen grundsätzlich zulässig sind. Wo die gleiche Vertheilung der Lasten sich in natura nicht feststellen läßt, ohne die öffentliche Wohlfahrt zu schädigen, ist die Ausgleichung nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit im Wege der Gesetzgebung festzustellen."

Eine solche Ausgleichung nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit will man nun vielfach in der Einführung einer Wehrsteuer erblicken. Auch die Reichsregierung stellte sich auf diesen Standpunkt, als sie i. J. 1881 einen Gesetzentwurf zur Einführung einer Wehrsteuer vorlegte und derselbe Grund wird auch in neuester Zeit von den Befürwortern dieser Steuer ins Treffen geführt. Es sei unbillig, sagen sie, daß ein Theil der männlichen Bevölkerung alle persönlichen Lasten der Landesvertheidigung trage, durch den Militärdienst Jahre lang in der Erwerbsthätigkeit oder in der Vorbereitung für den bürgerlichen Beruf unterbrochen werde, während viele Andere ungestört zu Hause bleiben und dadurch große nationale Vortheile genießen. Daher sei es billig, daß die Letzteren an Stelle des Blut- und Zeitopfers dem Vaterlande ein Geldopfer in Gestalt der Wehrsteuer bringen. Diese kennzeichne sich als eine Ergänzung und ein Ausbau des Grundgedankens der allgemeinen Dienstpflicht, und solle einen Theil der Mittel für deren volle Durchführung schaffen; sie habe zugleich den ethischen Zweck, die Ehre der Dienstpflicht und das Gefühl, daß jeder zum Dienst Taugliche auch dem Schutze des Vaterlandes Opfer zu bringen habe, zu verallgemeinern, sie bedeute daher keineswegs eine Herabsetzung des moralischen Niveaus des Heeres. Die praktischen Schwierigkeiten für die Einführung einer Wehrsteuer seien nicht — wie häufig behauptet werde — unüberwindlich, wie das Beispiel in Frankreich, Oesterreich-Ungarn, Belgien, der Schweiz, neuerdings auch in Schweden und früher in den süddeutschen Staaten, besonders Bayern, zeige resp. gezeigt habe. Jede andere Steuer zur Ermöglichung unabweisbarer Forderungen für die Militärinvaliden-Versorgung müsse auch von Denjenigen mit getragen werden, welche ihre erste Bürgerpflicht bereits mit der Heeresdienstleistung erfüllt hätten, während die Wehrsteuer nur Diejenigen treffen solle, die dieser ihrer ersten Bürgerpflicht etwa noch nicht Genüge geleistet bezw. von derselben entbunden worden sind. In Bezug auf die den Befürwortern einer Wehrsteuer etwas unbequeme Ablehnung der erwähnten Regierungsvorlage von 1881 wird in der Regel bemerkt, daß dieselbe nicht genügend vertieft ausgearbeitet gewesen und vom Plenum des Reichstages aus rein theoretischen Gründen damals abgelehnt worden sei. Von allen bisher in Erwägung gekommenen und wieder verworfenen Steuerplänen würde aber gerade zur Deckung der durch die Neuregelung des Militär-Versorgungswesens entstandenen Mehrkosten keiner bei sämmtlichen Parteileitern im Reichstage als mehr geeignet erachtet und im Herzen des Volkes gerechter empfunden, als die Einführung einer Wehrsteuer oder wie sie auch genannt wird, einer „Militärpflichtersatzabgabe".

Demgegenüber muß man sich den Inhalt der bezüglichen Vorlage von 1881 sowie die Gründe ihrer damaligen Ablehnung wieder in Erinnerung bringen.

Nach dem Entwurf von 1881 sollten alle Wehrpflichtigen, die vom Dienst im Heere ausgeschlossen oder ausgemustert sind, ferner Diejenigen, die der Ersatzreserve I. oder II. Classe (heute der Ersatzreserve oder dem Landsturm) überwiesen

Digitized by Google

werden, endlich Diejenigen, die vor erfüllter Dienstpflicht aus jedem Militärverhältniß ausscheiden, 12 Jahre hindurch eine Steuer bezahlen, und zwar eine feste Kopfsteuer von 4 Mk. jährlich, sowie eine bei einem Einkommen von 1000 Mk. beginnende Einkommensteuer in der Progression von 1 bis 3 v. H. — Auch die Regierung empfahl diese Steuer als einen Act ausgleichender Gerechtigkeit, bemerkte aber zugleich, daß ihr nichts ferner liege, als in der Steuer eine Leistung an den Staat zu erblicken, die als der Ableistung der Militärpflicht irgendwie gleichwerthig betrachtet werden könne. „Ein der Ehrenpflicht des persönlichen Militärdienstes und den darin begriffenen Opfern gegenüber zu stellendes Geld-Aequivalent giebt es nicht", hieß es in der Begründung. Aber die Ungleichheit in der Erwerbsfähigkeit, die zwischen den zum Dienst herangezogenen Wehrpflichtigen und den nicht herangezogenen besteht, meinte man, durch eine angemessene Geldleistung ausgleichen zu können.

Von den damaligen Volksvertretern, welche gegen diese Vorlage sprachen, wurde mit Recht gefragt, worin denn hier für den die Last des Militärdienstes Tragenden die „ausgleichende Gerechtigkeit" bestehen solle? Ob etwa in dem Troste, daß der Staat auch den vom Dienst Befreiten das wirthschaftliche Fortkommen nach Möglichkeit zu erschweren suche? Die wuchtigste Rede gegen die Regierungsvorlage hielt damals der nationalliberale Abgeordnete v. Treitschke, indem er den Ausführungen in der Begründung der Vorlage gegenüber erklärte, „diese Distinction ist für meine Logik zu fein!"

Und der Abgeordnete Reichensperger unternahm die folgerichtigste Durchführung des von der Regierung vertretenen Standpunktes, indem er vorschlug, aus Beiträgen der Befreiten einen Fonds zu bilden, aus welchem den Soldaten nach beendeter Dienstzeit ein Handgeld als Entschädigung für die behauptete Beeinträchtigung ihrer Erwerbsfähigkeit zu gewähren sei.

Weiter wurde ausgesprochen, daß die von der Regierungsvorlage gewollte Steuerleistung zu allgemeinen Reichszwecken naturgemäß den Charakter eines Aequivalents für die unterbliebene Ableistung der Dienstpflicht annehmen würde. „Der Eine dient, der Andere zahlt" würde alsdann die Volksanschauung sein. Die Gefahr würde entstehen, daß sich mit der Zeit eine Art Loskaufsystem einschliche, das auf die Absichten der Begründer der allgemeinen Wehrpflicht der ärgste Hohn sein würde.

Neben diesen in erster Linie gegen eine Wehrsteuer sprechenden Gründen wurde damals weiter geltend gemacht, daß eine Steuer im Sinne jener Vorlage eine neue schwere Last für den Mittelstand werden würde. Statt Gerechtigkeit würde die neue Steuer vielfach härteste Ungerechtigkeit schaffen; insbesondere würde das unter diesem Gesichtspunkte schon bisher bestehende Mißverhältniß zwischen söhnereichen und kinderlosen oder nur mit Töchtern gesegneten Familien noch ganz außerordentlich verschärft werden.

Bei der mit erdrückender Majorität erfolgten Ablehnung der damaligen Wehrsteuer-Vorlage ließ die nationalliberale Partei folgende bezeichnende Erklärung abgeben: „Von diesem idealen Standpunkt aus haben wir in unserer Fraction einmüthig und ohne Unterschied, ob unsere Mitglieder aus dem Norden oder aus dem Süden herstammen, diese Wehrsteuer-Vorlage unter allen Umständen abzulehnen." Vergleicht man hiermit die im Eingang erwähnte Bemerkung, welche der nationalliberale Abgeordnete Bassermann kürzlich in seiner Rede zum Reichsetat 1908 zur Wehrsteuer-Frage gemacht hat, so ergiebt sich allerdings eine vollständige Wandlung dieser Partei in dieser Beziehung.

Eine solche Wandlung hat sich aber nicht nur in der nationalliberalen Partei, sondern in der Volksvertretung überhaupt und im deutschen Volke selbst vollzogen. Hierzu hat wesentlich der Umstand mit beigetragen, daß man bei den weiteren Erörterungen über die Einführung einer Wehrsteuer ihren Charakter als fiscalische Steuer fallen ließ und sie zu einer Zwecksteuer gestaltet wissen wollte, indem man vorschlug, die Summen, welche die Steuer aufbringt, solchen Zwecken zuzuführen, die mit der Ehrenpflicht, welche der Dienst im Heere ist und sein soll, zusammenhängen. Dabei hatte man in erster Linie die Veteranenbeihülfe und den Reichsinvalidenfonds im Auge.

---

## Von weißblauer Politik.

Von Dr. Cajus Moeller (Berlin).

„Bayern nicht im Reich, aber Bayern mit dem Reich", lautete nach dem Versailler Abschluß vom 23. November 1870 das Urtheil in den national gesinnten Kreisen des größten deutschen Mittelstaates. Der zum Bundesrath nach Berlin gereiste Justizminister Dr. v. Fäustle wurde nicht müde, in seinen reichshauptstädtischen Briefen den „Fanatismus" gewisser preußischer Nationalliberaler gegen die bayerischen Reservatrechte zu geißeln; besonders über Dr. Lasker wurde damals in Reichstagskreisen gesagt, man werde nach seinem Tode auf seinem Herzen das Wort Bayern finden wie bekanntlich auf dem der englischen Königin Maria Tudor das Wort Calais gelesen worden sein soll. Seitdem ist ein reichliches Menschenalter vergangen, und unter mancherlei Reibungen und kleinen Krisen hat sich das Reich zweifellos innerlich consolidirt. Der erste Blick auf die particularistische Presse an der Isar und ihren ständigen Verdruß läßt daran keinen Zweifel bestehen. Auch der Streit im Deutschen Flottenverein braucht kaum besonders tragisch genommen zu werden, obschon die persönliche Auseinandersetzung des Generals Keim mit dem künftigen Bayernkönig, Prinzen Rupprecht, bei dessen Berliner Aufenthalt ergebnißlos verlaufen ist. Es handelt sich anscheinend mehr um den formellen Rechtsstandpunkt als um einen thatsächlichen Gegensatz; aber freilich sind in ersterer Hinsicht die Deutschen stets besonders schwierig zu behandeln gewesen. Gerade der Jahreswechsel hat übrigens dem Sohn wie dem Enkel des bayerischen Prinzregenten bei dem reichshauptstädtischen Besuch Gelegenheit zu Aeußerungen von ungewöhnlich warmer Reichsloyalität gegeben, und für Bayern gilt bei unvoreingenommener Realpolitik mit Bezug auf das Reich dasselbe, was für dieses hinsichtlich der österreichisch-ungarischen Monarchie: wäre das Reich nicht da, man müßte es gerade für Bayern erfinden. Das meinte im Frühsommer 1866 auch der Frhr. von der Pforten, als er in der Münchener Kammer darlegte, Bayern brauche gegen Westen und Osten ein mächtiges Preußen wie das tägliche Brod, und Preußen dürfe kein Dorf verlieren, wenn auch seine aggressive Politik in ihre Schranken zurückgeführt werden müsse. Praktisch wäre das wohl anders ausgefallen, und im Stuttgarter Halbmondsaal war jedenfalls mit seinem „vae victis" damals der Frhr. v. Varnbüler sehr viel realpolitischer. Kein ultramontaner Eifer und keine particularistische Selbstüberschätzung der bayerischen Parteien können daran etwas ändern, daß ohne das Deutsche Reich gerade Bayern [illegible] haltlos in Europa dastehen würde. Wer an der Isar die Jahre 1868/70 mit durchlebt hat, wird von damals den Eindruck der politischen Halt- und Rathlosigkeit an den entscheidenden Stellen jenes Landes im Gedächtniß bewahrt haben.

Napoleon I. seiner Zeit freilich hatte diesen Staat anders zugeschnitten. Die Landkarte von 1811 zeigt Bayern bis südlich vom Brenner mit Salzburg und dem Innviertel, dann mit dem unvermindert gebliebenen schwäbischen Antheil und den beiden fränkischen Markgrafschaften wie dem Fürstbisthum Bamberg, von Unterfranken und der Pfalz ist nichts

Digitized by Google

a. Gerade Protestanten, Franken und Schwaben genug, m sie zu amalgamiren und confessionell dominiren zu können, ber der Staat ganz wesentlich Stammes- und Confessionsaat und dabei einheitlich abgerundet. Damit ließ sich gebenen Falles selbstständige europäische Politik treiben, und och in den 80er Jahren hat der geistliche Reichstags- und ayerische Landtagsabgeordnete Dr. Georg Ratzinger diesem Bayern des Voltaireaners Max Joseph und des Illuminaten Grafen Montgelas publicistische Thränen nachgeweint. Aber amit ist es für immer vorbei. Die Abtrennung der südstlichen Mark von dem alten Bayern ist das dauernste Lebenswerk Kaiser Friedrichs des Rothbart gewesen, und ihre Virkungen erstrecken sich bis auf diesen Tag. Jeder Anlauf u einer bayerischen Großmachtspolitik muß sich nothwendig egen Oesterreich wenden. Wie vor 100 Jahren unter dem Schutz Napoleons und vor 200 mit Kurfürst Max Immaluel unter dem Schirme des bourbonischen Großkönigs, ebenso ußte im früheren Reich wie im Deutschen Bund jedes Erstarken der Wiener Politik den bayerischen Lebensnerv bedrohen. Die Namen Maria Theresia und Joseph II. sprechen afür zur Genüge. Demgemäß war bei dem österreichischen Reformprojekt von 1863 die Münchener Politik auch trotz er damaligen großdeutschen Begeisterung nur mit sehr etheiltem Herzen bei der Sache. Ich habe meine Souveräität ungeschmälert behauptet, sagte nach dem Frankfurter Fürstentage vom Hochsommer jenes Jahres König Maximilian II. befriedigt. Eine Aeußerung, in der die gesammte Aussichtslosigkeit der damaligen großdeutschen Reformpläne rastisch zu Tage tritt.

Die jüngsten particularistischen Anläufe in der Kammerpolitik an der Isar sind von demselben kurzen Athem. Die clericale Kammermehrheit wollte vor einigen Monaten den Verkehrsminister, Herrn v. Frauendorfer, aus dem Sattel heben, hat ihn aber jetzt völlig pardonnirt. Ihre maßgebende Persönlichkeit auf diesem Gebiet ist der Passauer Domkapitular Dr. Pichler. Man könnte sich fast an die Wiener Hofburg von Schillers Wallenstein gemahnt fühlen, wo laut dem trefflichen Isolani sich die Generäle wegen der nöthigen Pferde an die Kapuziner wenden mußten. Der Grund des der Verkehrsexcellenz gewährten Pardons war sehr durchsichtig: v. Frauendorfer hatte sich bestimmt gegen jede weitere Einräumung an die preußisch-hessische Eisenbahngemeinschaft ausgesprochen und diese Politik durch Vorlage eines Etats mit Ertragsüberschüssen motivirt. Die Erscheinung war ziemlich räthselhaft, ausgenommen für den, der die Besonderheit der bayerischen Bahnverwaltung bezw. ihrer Etats kennt. Dort werden die Neuanschaffungen u. s. w. regelmäßig auf die Nachbaretats hinübergeschrieben, um die in Versailles gerettete Verkehrshoheit finanziell haltbar erscheinen zu lassen. Dem Reich und der Eisenbahnpolitik seines führenden Staates kann das vollständig gleichgiltig sein; diese können ruhig darauf warten, daß jene Taktik an dem wirthschaftlichen Widersinn zusammenbricht. Die einsichtigeren Particularisten in Bayern freilich sind darüber sehr unglücklich und sagen voraus, daß nach Württemberg und Baden die bayerische Eisenbahnpolitik ganz zuletzt werde den Anschluß an Preußen-Hessen zu suchen haben und dann natürlich lediglich unter den in Berlin gestellten Bedingungen. Qui vivra verra.

Weit wichtiger natürlich unter den Sonderrechten des zweitgrößten reichsdeutschen Einzelstaates ist „die oberste Kriegsherrlichkeit im Frieden". Mit dieser wollte sich, partei-officiöser Anzeige gemäß, jetzt das Münchener Kammercentrum beschäftigen. An den diesjährigen Kaisermanövern in Lothringen soll auch das zweite bayerische Armeecorps theilnehmen, und darin wollten jene Patrioten kat' exochen eine Verletzung dieser Militärhoheit erkennen. Aber das genannte Armeecorps hat schon 1897 an den Kaisermanövern theilgenommen, die sich damals zwischen Würzburg und der Fuldagegend bewegten; es hat sich bei diesem Anlaß ganz besonders ausgezeichnet. Von dem Corps steht übrigens seit einem Menschenalter eine Brigade in Metz, Dieuze und Saargemünd, also im Reichsland. Sollte auch sie vielleicht der besonderen Genehmigung der bayerischen Kammer zur Manövertheilnahme bedürfen? Von der Competenz des bayerischen Landtages in Militärdingen steht übrigens in den Versailler Verträgen keine Silbe, und daß man nicht über das Armeecorps ohne vorgängige Verständigung mit den Münchener Instanzen verfügt haben wird, leuchtet daneben ohne Weiteres ein. Die dem Lande sehr kostspielige und von der Presse sämmtlicher Parteien verurtheilte unnütze Rederei in der Kammer wird lediglich um ein paar Tage mehr verlängert werden. Das ist alles.

Bei der Begründung des Reiches haben Pessimisten von der Sonderstellung Bayerns die schlimmsten Folgen vorausgesagt, und dabei an jenes Herzogthum Spoleto in dem italienischen alten Longobardenreich erinnert, an dem dieses hauptsächlich zu Grunde gegangen ist. Bisher ist diese Prophezeihung nicht in Erfüllung gegangen, und wesentlich dazu beigetragen hat die Pfalz, deren Lage auch für die deutsche Politik König Ludwigs II. im Sommer 1870 sehr wesentlich mitbestimmend gewesen ist. Wohl oder übel wird man in München loyal an der reichsföderalistischen Politik festhalten, weil dafür bei dem König von Bayern der Pfalzgraf bei Rhein spricht. Andernfalls könnte jene schönste bayerische Provinz je nachdem preußisch oder französisch werden, bayerisch bliebe sie auf die Dauer schwerlich. Bei der Herstellung des Deutschen Bundes zog der einem rheinischen Geschlecht entsprossene Fürst Metternich Oesterreich völlig vom Rhein zurück, wo es unter dem alten Reich noch den dann badisch gewordenen Breisgau besessen hatte, und legte dafür Preußen und Bayern an den Grenzstrom, „um sie bei Frankreich zu compromittiren". Vom Standpunkte des Wiener Ruhebedürfnisses aus gesehen, war das ganz richtige Politik, und weder die Rheinprovinz für Preußen noch die Pfalz für Bayern sind ganz leicht zu bewältigende Brocken gewesen. Aber in Koblenz lebte bald nach 1815 ein alter kurtrierscher Archivar, Chr. v. Stramberg, und dieser sagte öffentlich voraus, daß mit dem Rheine die Reichskrone an Preußen fallen werde. In Rheno imperium schrieb der erklärte Preußenfeind bekümmert und erbittert.

Er hat Recht bekommen. Eben darum aber ist es auch kein Zufall, daß der zweitgrößte Einzelstaat des Deutschen Reiches gleichfalls am Rhein mit der werthvollsten unter seinen 8 Provinzen vorgelagert ist, und daß diese in seiner Politik stets ein beträchtlich über ihren Umfang hinaus gehendes Gewicht haben wird. Auf den Kaiser und daneben auf den Pfalzgrafen bei Rhein hat der seit den Tagen in der Frankfurter Eschenheimer Gasse stets auf Bayern sehr viel Werth legende Fürst Bismarck seinen föderativen Reichsbau begründet, und die dabei maßgebende Berechnung hat sich bis jetzt als durchaus richtig erwiesen. Wenigstens die clericalen Zerrereien in dem vormaligen kurfürstlichen Ballhaus an der Münchener Prammersgasse werden daran ganz gewiß nichts ändern.

---

## Gangbare Wege für die deutsche Ostmarkenpolitik.

Von R. Richardi (Schwetz a. W.).

### III.

Wir kommen nun zu der Frage der Landerwerbung. Die Handwerkerfrage, für die man neuerdings die wunderbar schöne Bezeichnung „Industrialisirung des Ostens" geprägt hat, möchte ich zunächst noch zurückstellen und nach der Landfrage erörtern. In allen betheiligten Kreisen ist man sich

Digitized by Google

heutzutage darüber klar, daß die Mittel der Ansiedlungscommission nicht mehr zur Erwerbung des für die Ansiedlung nothwendigen Landes ausreichen, und daß hierin in irgend einer Weise Abhülfe geschaffen werden muß. Es fragt sich nur, wie dies geschehen soll. Da schlagen die Einen die Einführung eines Einspruchsrechtes gegen polnische Ankäufe, Andere das Recht des Verbots von Verkäufen an Polen vor, und wieder Andere wollen ein Enteignungsgesetz haben. Auch der Gesammtausschuß des deutschen Ostmarkenvereins hat sich in seiner Tagung in Bromberg am 17. August v. J. über diese Frage schlüssig gemacht und verlangt neben einem Enteignungsgesetze auch noch ein staatliches Einspruchsrecht. Bei allen Erörterungen dieser Frage tritt aber stets die Befürchtung zu Tage, daß eine ausnahmslose Einführung irgend einer dieser Maßnahmen eine große Rechtsunsicherheit im Grundbesitz auch auf deutscher Seite hervorrufen und somit eine schwere Gefahr für die Gesammtheit in sich schließen würde, und überall wird das Verlangen laut, daß ein derartiges Gesetz nur gebilligt werden sollte, wenn die Garantie gegeben würde, daß dadurch nur polnische Interessen getroffen werden könnten, also etwa dergestalt, daß zur Anwendung des Gesetzes stets die vorherige Feststellung nothwendig sei, daß deutsche Interessen durch Polen gefährdet, oder zur Bekämpfung polnischer Bestrebungen die Landerwerbung nothwendig sei. Daß es aber unmöglich ist, zumal in juristisch unanfechtbarer Weise, Jemand vor dem Gesetz als Polen zu bezeichnen, daran denkt man nicht, und doch würde das die unbedingte Voraussetzung für alle diese Maßnahmen sein.

Ich verstehe es überhaupt nicht, wie man auch nur auf den Gedanken kommen kann, dem Gegner ein solches Zugeständniß machen zu wollen, ihn vor dem Gesetz als Polen anzuerkennen. Es giebt nach unserer Verfassung in Preußen und Deutschland keine Polen, es giebt höchstens polnisch sprechende Preußen und Deutsche, weiter nichts. Wir können doch unmöglich allen Ernstes verlangen, daß dieser elementarste Grundsatz unserer Verfassung einem localen Enteignungsgesetz zu Liebe umgestoßen werde, und damit fallen eben alle jene Vorschläge in sich zusammen. Aber auch mit der Bezeichnung einer Person als „Deutschen" ist es so eine eigene Sache hier in den Ostmarken.

Wir lächeln so oft über den ungebildeten Mann, der sich für polnisch erklärt, wenn er katholisch sagen will, oder der sich deutsch nennt, wenn er evangelisch ist. Aber machen wir uns nur erst selbst frei von der thörichten und so wenig zutreffenden Meinung, daß ein Mann, der deutsch spricht und womöglich einen deutschen Namen hat, nun auch für die Ostmark als Kerndeutscher zu betrachten ist. Nicht auf Name und Sprache muß es hier ankommen, sondern auf die deutsche Gesinnung, verbunden mit der praktischen Bethätigung des Deutschthums; nur daran kann man die für die Ostmark brauchbaren Menschen erkennen.

Auf vaterländische Gesinnung und Liebe zur heimathlichen Scholle muß es uns allein ankommen, und Leute, die diese Gesinnung bethätigen, müssen wir den Ostmarken zu erhalten und zu erwerben suchen. Wer aber leichtfertig sein angestammtes oder erworbenes Besitzthum in den Ostmarken aufgiebt und es zum Gegenstande gewinnsüchtigen Handels macht, der ist baar jedes Heimathgefühls und jedes Stolzes, auf die vielleicht mit dem Schweiße seiner Väter gedüngte Scholle, der ist für die Ostmark nicht brauchbar und hat sich durch schnöde Gewinnsucht jeder Rücksicht von Seiten des Staates verlustig gemacht, mag er sich dabei als Polen oder als Deutschen bezeichnen.

Betrachten wir daher nur aus diesem Gesichtswinkel die Maßnahmen für den zukünftigen Landerwerb. Es wird wohl einleuchten, daß ein Grundstück, das in zehn Jahren zwei Mal seinen Besitzer gewechselt hat, abgesehen natürlich vom Erbgange, in der Regel ein Gegenstand der Speculation geworden ist. Wer sich aber dazu hergiebt mit dem gefährdeten Boden der Ostmark Schacher zu treiben, hat wie gesagt jede Rücksicht auf den Heimathstaat und seine Bestrebungen, eine bodenständige Bevölkerung zu schaffen, außer Acht gelassen und muß es daher auch dulden, daß der Staat seinem Willen dadurch Geltung verschafft, daß er die durch den Verkauf gefährdete Besitzung der Speculation entzieht und sie durch Enteignung zur Verwendung in nationalem Sinne an sich nimmt, selbstverständlich nicht zu dem künstlichen Speculationspreise, sondern zu einem Preise, der dem thatsächlichen in der Norm ein für alle Mal festzusetzenden Werthe entspricht, nehmen wir etwa an, zu dem 100fachen des Grundsteuerreinertrages und dem $62^1/_2$fachen des Gebäudesteuernutzungswerthes.

Diese Maßnahme würde nach mehreren Richtungen hin einschneidende Folgen haben. Zunächst würde sie bewirken, daß ein Privatmann nur dann ein Grundstück erwerben würde, wenn er es auch wirklich dauernd bewirthschaften will. Dann müßten die Güterschlächter und Parcellirungsbanken ihre für das Deutschthum durchaus nicht immer segensreiche Thätigkeit aufstecken; denn sie würden es wohl schwerlich auf die Dauer aushalten, die erworbenen Grundstücke erst zehn Jahre unter eigener Verwaltung zu haben, ehe sie an einen günstigen Weiterverkauf denken können. Endlich würden aber auch alle diejenigen Grundstücke sofort enteignet werden können, bei denen in den letzten zehn Jahren zwei Besitzwechsel vorgekommen wären, und das würde in erster Linie die bisher vorgenommenen Parcellirungen polnischer Banken und der durch Biedermann und Konsorten bewerkstelligten Verkäufe treffen, und damit eine zehnjährige erfolgreiche Arbeit des Polenthums der Ansiedlungscommission als reife, wohlverkömmliche Frucht in den Schooß fallen.

Auch vom wirthschaftlichen Standpunkte betrachtet, werden wir es uns nicht verhehlen können, daß diese Maßnahme wie aber auch jedes andere derartige Gesetz, ebenfalls von großer einschneidender Bedeutung für die ostmärkische Landwirthschaft sein würde. Zunächst würde sie außerordentlich lähmend auf die Grundstücksbewegung wirken, dadurch aber nur allein der wilden Grundstücksspeculation Einhalt thun; denn man würde in der Beurtheilung der Folgen entschieden zu weit gehen, wollte man gleich annehmen, daß nun auch jeder Grundstückshandel aufhören, und nur die Ansiedlungscommission hinfort noch als Käufer in Betracht kommen könnte. Dieser Auffassung widerspräche schon der Umstand, daß die Ansiedlungscommission weder gewillt noch in der Lage sein wird, allen in zehn Jahren zweimal verkauften oder zum Verkauf kommenden Grundstücken das Enteignungsverfahren einzuleiten; denn für sie haben doch nur die Grundstücke ein Interesse, bei denen das Deutschthum gefährdet, oder deren Erwerb für Ansiedlungszwecke wünschenswerth erscheint, und es wird daher dem Verkäufer in den meisten Fällen möglich sein, von der Ansiedlungscommission für seinen beabsichtigten Grundstücksverkauf ein Unschädlichkeitsattest, oder wie man die Bescheinigung nennen will, zu erlangen, das dem Käufer die Zusicherung giebt, bei diesem Kaufe werde die Anwendung des Enteignungsgesetzes nicht stattfinden. Da würden — als zweite Folge dieses Gesetzes — die Grundstückspreise auf den thatsächlichen Werth des zum Verkauf stehenden Besitzthums herabgedrückt, und dadurch der Landwirthschaft im Verhältniß zu den heutigen unverhältnißmäßig hohen Preisen ein erheblicher Verlust zugefügt werden. Im Grunde genommen würde es sich aber bei diesen Verlusten doch immer nur um künstlich geschaffene Werthe handeln, die keine innere Berechtigung durch irgend welche thatsächliche Leistung aufweisen könnten, sondern lediglich durch den Kampf der Parcellirungsbanken mit der Ansiedlungscommission hervorgerufen sind. Tritt nun diese künstliche Preistreiberei zurück und führt dadurch ein Sinken der Grundstückspreise

Digitized by Google

erbei, so ist das der ganz natürliche Lauf der Dinge, der ch in den Conjuncturen eines jeden Handelsartikels, und azu ist ja leider ostmärkischer Grund und Boden herab gesunken, nachweisen läßt, der von Jedem, namentlich aber auch on Denen ertragen werden muß, die bisher gegen das künstiche Steigen der Preise zum Nachtheil der Ansiedlungsommission absolut nichts einzuwenden hatten. Auch bleibt mmer zu berücksichtigen, daß bei der Enteignung als Grundage für die Preisfestsetzung stets auf den Reinertrag und uf den Nutzungswerth des Grundstücks zurückgegriffen würde. Diese Beträge sind nun aber nicht feststehend, sondern chwanken je nach der Bewirthschaftung und Ausnutzung des Grundstückes. Jeder Besitzer bleibt daher in der Lage, durch ntensive Bewirthschaftung, durch Vergrößerung der alten, und Schaffung neuer Einnahmequellen den Reinertrag und den Nutzungswerth seines Grundstückes zu erhöhen, und damit uch den Verkaufspreis zu steigern, der allerdings nie einer vilden Speculation, dafür aber den thatsächlich aufgewendeten Arbeitsleistungen entsprechen würde.

Selbstverständlich müssen wir auch erwarten, daß der Gegner sich mit allen Mitteln gegen eine solche seine bisherigen Erfolge und seine zukünftig ansiedlerische Thätigkeit vernichtende Maßnahme zu schützen versuchen wird, und das könnte ihm dadurch gelingen, daß die der Gefahr der Enteignung ausgesetzten Grundstücke in unverhältnißmäßiger Weise mit Hypotheken überlastet würden. Hierdurch würde die Ansiedlungscommission bei der Enteignung eines solchen Grundstückes nicht allein den thatsächlichen Werth zahlen müssen, sondern noch gezwungen sein, auch alle diesen Werth übersteigenden Hypotheken mit zu übernehmen, da dieselben ein Realpfandrecht an dem enteigneten Grund und Boden besitzen. Es würde daher nothwendig sein, das Enteignungsverfahren dem Zwangsversteigerungsverfahren gleich zu stellen, bei dem der von der Ansiedlungscommission zu zahlende Preis von, wie wir oben ganz willkürlich angenommen, dem 100fachen Reinertrage und dem $62^1/_2$fachen Nutzungswerthe als Meistgebot zu erachten wäre, wodurch denn alle diesen Betrag übersteigenden Hypotheken ausfallen würden. Mit andern Worten: es wäre dadurch indirect eine Beleihungsgrenze für die Grundstücke der Ostmark festgelegt, die dem reellen Werthe, wie er in dem Enteignungsverfahren zur Berechnung käme, entspräche.

Auch diese Maßnahme müßte natürlich eine große Wirkung für die Allgemeinheit haben, die im ersten Augenblicke wohl gegen ihre Anwendung sprechen könnte, bei näherem Hinsehen aber sich lediglich als einen für die wirthschaftlichen Verhältnisse der Ostmark sehr nothwendigen Gesundungsproceß darstellen würde. Naturgemäß würden nämlich zunächst zahlreiche der über diese sogenannte Beleihungsgrenze hinaus belasteten Grundstücke unter den Hammer kommen und die über diese Grenze eingetragenen Hypotheken dabei ausfallen, wodurch anscheinend dem Publicum erhebliche Werthe verloren gehen müssen. Aber nur dem Anschein nach; denn in Wirklichkeit würde es sich in den meisten Fällen gar nicht um selbstständig bestehende Werthe handeln, weil Hypotheken, die weit über den thatsächlichen Werth eines Grundstücks hinausreichen, in der Regel entweder Scheinhypotheken sind, oder Capitalien darstellen, für die der Gläubiger noch andere Sicherheit hat, oder auf deren Realisirung durch den Grundstückswerth er niemals mehr rechnen konnte und bei reeller Handlungsweise auch nicht mehr rechnen durfte, die für ihn also ein schon längst verlornes Capital darstellen.

Auch gegen den bisherigen Eigenthümer würde ein solcher Zwangsverkauf keine besondere Härte sein; denn dergestalt überlastete Grundstücke sind auf die Dauer doch nicht zu halten, und bilden nur eine Gefahr für das gesammte Creditwesen. Ein so verschuldeter Grundbesitzer hat wirklich keine Berechtigung zu verlangen, daß er auf Kosten der Gläubiger und zum Schaden der Allgemeinheit im Besitze eines Grundstücks gelassen werde, an dem ihm schon längst weder ein Fuß breit Land noch ein Ziegel gehört; auch könnte er stets bei vorkommender Härte und sonstiger Würdigkeit von der Ansiedlungscommission durch Verleihung eines Rentengutes unterstützt werden.

Hiernach können wir also die Wirkung der vorstehend vorgeschlagenen Enteignungsart dahin zusammenfassen, daß durch sie in den Ostmarken der wilden Grundstücksspeculation und der Belastung des Grundbesitzes über den reellen Werth hinaus Einhalt gethan und dadurch gesunde wirthschaftliche Verhältnisse geschaffen würden, ohne große thatsächliche Werthe zu vernichten, und daß die Ansiedlungscommission in die Lage versetzt würde, zu einem angemessenen Preise nicht nur genügend Land für die Besiedlung zu erwerben, sondern auch die Erfolge gegnerischer Thätigkeit aus den letzten zehn Jahren zu vernichten, wogegen der bodenständige ostmärkische Besitzer keiner Enteignungsgefahr ausgesetzt ist.

Und nun zur Handwerkerfrage.

Wir haben in Vorstehendem im Geiste die deutsche Arbeiterbevölkerung ergänzt und seßhaft gemacht, das Land mit thatkräftigen deutschen Bauern besiedelt und dem Landerwerb durch das Polenthum Einhalt gethan, und so müßten wir demnach auch daran gehen, einen deutschen Handwerker- und Gewerbestand zu schaffen, der im Stande wäre, all die unzähligen Bedürfnisse dieser Tausende neuer deutscher Arbeiter und Ansiedler zu befriedigen.

Die praktische Lösung dieser Aufgabe wird uns klar durch das Polenthum gezeigt. Der ungeheure, scheinbar plötzliche Aufschwung des polnischen Handwerks und Gewerbes erregte vielfach Erstaunen, und doch bedeutet er nur eine folgerichtige, normale Entwicklung der Dinge. Als die polnischen Arbeiter und Bauern noch in stumpfer Trägheit ohne höhere Ziele und Interessen dahin lebten, konnte aus ihnen heraus sich ein polnischer Handwerker- und Gewerbestand nicht entwickeln; als aber durch preußische Schulen die Cultur und das geistige Leben dieser Volksschichten gehoben, und durch die Agitation der Geistlichkeit und des Adels das polnische Nationalgefühl erweckt und auf bestimmte Ziele hingelenkt wurde, da erstand auch das polnische Handwerk und Gewerbe und nahm einen der zahlreichen vorhandenen, nunmehr geistig regen und mit Zielbewußtsein kauflustigen polnischen Bevölkerung entsprechenden Aufschwung, zugleich das deutsche Handwerk und Gewerbe systematisch bei Seite drängend. In derselben Weise, dem anwachsenden, zielbewußten deutschen Arbeiter und Bauernstande entsprechend, kann und wird sich daher auch nur das deutsche Handwerk und Gewerbe entwickeln: erst wenn die genügende Anzahl deutscher Ansiedler und Bauern thatsächlich so vorhanden ist, daß sie allein das deutsche Handwerk und Gewerbe ernähren kann, erst dann kann und wird diese Frage gelöst werden.

Daß die Ansiedlungscommission hier jetzt schon helfend und fördernd eingreifen sollte, wäre ein unberechtigtes Verlangen. Der Handwerker und Gewerbetreibende, der sich in der Ostmark an irgend einer Stelle niederläßt, muß in der heutigen Zeit erst die Existenzberechtigung seines Handwerks oder seines Gewerbes gerade an dieser Stelle und seine persönlich praktische Tüchtigkeit in dieser Branche der Ansiedlungscommission durch einen längeren Betrieb nachweisen, erst dann wäre sie in der Lage, ihn in geeigneter Weise zu unterstützen. Einen leichtfertig gegründeten deutschen Gewerbebetrieb, für den an dem betreffenden Orte bei den Deutschen gar kein Bedürfniß vorliegt, auch gar keine ausreichende deutsche Kundschaft vorhanden ist, oder einen untüchtigen und trägen Handwerker zu unterstützen, nur weil hier Deutsche in Frage kommen, wäre für die Ansiedlungscommission ebenso unangebracht, als wenn deutsche Bauern sich in deutschen Gegenden ansiedeln wollten, oder von ihnen in polnischen Landstrichen für die Kleinsiedlung ungeeigneter und culturunfähiger Boden erworben würde, und die Commission dazu noch Baarmittel vorschießen sollte. Wir werden uns daher

Digitized by Google

wohl entschließen müssen, die Schaffung eines deutschen Handwerkerstandes als einen selbstständigen Theil der Besiedlungspolitik zunächst fallen zu lassen, und gezwungen sein, das deutsche Handwerk und Gewerbe zunächst aus sich heraus und aus eigener Kraft, dem vorhandenen Bedürfniß entsprechend, sich entwickeln zu lassen. Wir können es höchstens indirekt dadurch unterstützen, daß wir die vielen Tausende deutscher Bewohner der Ostmark in Stadt und Land, die sich völlig indifferent zu den Bestrebungen der Verdeutschung des Ostens verhalten, mit in unsere vaterländische Bewegung hineinziehen und sie für unsere Zwecke verwenden. Daß hierzu ganz besondere Maßnahmen des Staates nothwendig sind, dafür giebt die Entwicklung des Ostmarkenvereins in Westpreußen und Posen einen unanfechtbaren Beweis; zählen doch diese Vereine an Mitgliedern in der Provinz Posen nur 11167 und in der Provinz Westpreußen sogar nur 7891 Personen, darunter in der Mehrzahl Beamte und Lehrer. Das sind im Vergleich zu den Hunderttausenden deutscher Bewohner der Ostmark geradezu lächerliche Zahlen, als Erfolg einer Jahrzehnte langen Werbethätigkeit für den nationalen Gedanken. Wenn wir aber die bei Seite stehenden Leute nach dem Grunde dieser befremdlichen Thatsache fragen, daß sie als Deutsche sich nicht dem Ostmarkenverein angeschlossen haben, um so als festgefügte Masse dem Polenthum entgegen treten zu können, so erhalten wir die Antwort: Was hat das Alles für einen Zweck, was nützt uns der Beitritt, wir setzen uns dadurch nur ganz besonderer polnischer Anfeindung aus, ohne auch nur den geringsten Vortheil zu haben. Wir sind und bleiben auch so gute Deutsche! Also auch hier bei der Gründung des Ostmarkenvereins zieht sich wie ein rother Faden dieser Grundfehler der bisherigen Ostmarkenpolitik durch: dieses hauptsächliche Aufgehen in idealen Bestrebungen und die zu geringe Berücksichtigung der menschlichen Natur, des Egoismus im Kampfe des Lebens, dem auch der Deutsche in der Ostmark unterworfen ist.

Wenn wir also alle diese Elemente zusammenfassen wollen, und das ist unsere Aufgabe, um das Deutschthum in der Ostmark vor Verzettelung zu bewahren, so müssen wir mit diesem Bedürfnisse nach reichlicher, materieller Unterstützung rechnen. Da hilft Alles nichts, wir müssen den Realismus vor den Idealismus stellen, und, so schwer es auch werden mag, aus dem Wolkenkuckucksheim idealer Ansichten und Bestrebungen in die krasse Wirklichkeit des menschlichen Lebens treten und mit der Begehrlichkeit der Massen zunächst rechnen.

Zur Unterstützung der Ostmarkenpolitik in dieser Richtung ist aber der Ostmarkenverein weder geschaffen noch in seiner jetzigen Gestaltung geeignet; er erfüllt wohl seine Zwecke, ein Sammelpunkt der zielbewußten deutschen Elemente zu sein, und diesen Anregung und Gelegenheit zum Gedankenaustausch zu geben, und wir können stolz auf den Geist sein, der in ihm herrscht, und auf das selbstlose ideale Streben seiner Mitglieder: auf die breiten deutschen Volksschichten der Ostmark hat er aber eine zu geringe Einwirkung für unsere Zwecke zur thatkräftigen Unterstützung des deutschen Handwerks und Gewerbes. Es würde zu weit führen und auch nicht in den Rahmen dieser Abhandlung hinein passen, wollte ich diesen Gedanken, der ja erst in der Zukunft realisirbar ist, an der Hand von Vorschlägen weiterspinnen. Ich muß mir das schon für eine andere Gelegenheit aufsparen; ich glaube aber, daß es mir in diesen Darlegungen gelungen ist, den Nachweis zu führen, daß es sehr wohl noch Mittel und Wege giebt, die es nicht nothwendig machen, ein Enteignungsgesetz von so schroffer und rücksichtsloser Form, wie es von vielen Seiten vorgeschlagen wird, zu schaffen, sondern daß eine bei Weitem mildere Form in Verbindung mit andern Maßnahmen sehr wohl genügen würde, um endlich unser Ziel erreichen, und von der Ostmark sagen zu können:

Hie gut Deutschland alleweg!

## Die Zukunft der deutschen Moore.

Von Dr. Albert Neuburger (Berlin).

### I.

Vor Kurzem ging die Nachricht durch die Zeitunge daß die Siemens-Schuckert-Werke mit Beihülfe der Regi rung auf dem fiscalischen Macartmoor ein großes Elektricitä Werk errichten, durch das die Städte Aurich, Norden, Wi mund, Essen und Wilhelmshaven mit Licht und Kraft v sorgt werden sollen. Was sie außerdem planen, ist vorer noch nicht an die Oeffentlichkeit gedrungen, doch läßt es i für den, der ihren Bestrebungen mit einiger Aufmerksamk gefolgt ist, wenigstens ahnen. Der Bau dieses Elektricitä werkes, des ersten, das inmitten eines großen Moore zur Errichtung kommt, und dessen elektrische Kraft aus de Moor selbst erzeugt wird, rückt die Frage nach der wirthschaf lichen Bedeutung der deutschen Moore und ihrer zukünftige Ausnutzung in den Vordergrund des Interesses.

Schon aus der Größe der Moore geht ihre bisher v zu wenig gewürdigte wirthschaftliche Bedeutung hervor. D Moore Deutschlands bedecken einen Flächenraum, der größ ist, als derjenige des Königreichs Württemberg, und die preu ßischen Moore erreichen zusammengenommen die Größe de Provinz Sachsen. Eine genaue Vermessung der österreichisch Moore hat noch nicht stattgefunden, und die hierauf bezü lichen Arbeiten erstreckten sich bisher lediglich auf das Au maß der cultivirten Moorstrecken, soweit sie mit der Moo culturstation in Sebastiansberg in Beziehung stehen. E ergab sich daraus für das Jahr 1902, dem letzten, von de ein Bericht vorliegt, ein Moorculturland von 1038 ha also eine im Verhältniß zur Ausdehnung der gesammte Moore sehr kleine Strecke Landes. Aehnlich wie in Oeste reich liegen aber die Verhältnisse wohl in der ganzen We und insbesondere in denjenigen Ländern, die sich durch eine großen Reichthum an Mooren auszeichnen, wie Deutschland Dänemark, Schweden und Norwegen. Der größte Theil d dort vorhandenen Moore ist überhaupt uncultivirt, u da, wo eine Ausbeutung stattfindet, ist die Art und Wei dieser meist noch ebenso primitiv, wie zu Plinius Zeiten, de über die Verwendung des Torfes bei den an der Nordse küste wohnenden Chauken schreibt: „Zum Fischfang flechte sie Netze aus den Binsen ihrer Sümpfe, deren Schlamm s mit den Händen formen und unter dem trüben Himmel i Winde trocknen. Mit dem Brande dieser Erde kochen s ihre Speisen und erwärmen die vom Eise des Norde starrenden Glieder."

Torfstechen, Torftrocknen und Torfverbrennen, das sin auch heute noch die wesentlichsten Proceduren, die mit de Torfe vorgenommen werden. Wenn man auch zum Stech des Torfes jetzt anstatt der Hand vielfach die Maschine b nutzt, und wenn man auch das Trocknen anstatt in offene Haufen hie und da in besonderen Trockenhütten, bei dene aber immer noch die durchstreichende Luft das trocknend Element bildet, vornimmt, so ist mit diesen „Fortschritten weder in technischer noch in wirthschaftlicher Beziehung b sonders viel gewonnen. Das Resultat ist immer noch da alte, daß nämlich auf diesem Wege der größte Theil d Moorlandes der Cultur niemals wird erschlossen werden könne weil als Endproduct sich immer nur ein noch sehr wasserhaltige Torf erzielen läßt, der einen so geringen Brennwerth besit daß sein Transport nicht lohnt. Sein Verwendungsgebie bleibt daher nach wie vor ein locales und damit außer ordentlich beschränktes; denn größere Städte und Industrie bezirke, die einen bedeutenden Torfconsum haben würden finden sich in der Nähe der Moore fast durchweg nicht vo und alle Versuche, sonstige Verwerthungsgebiete für den Tor zu schaffen, sind bisher gescheitert. So haben z. B. di bayerischen Staatsbahnen Jahrzehnte lang versucht, den Tor

Digitized by Google

als Brennmaterial für die Locomotiven zu benutzen. Sie haben aber die dahinzielenden Bestrebungen wieder aufgeben müssen, da der Heizwerth zu klein und das Volumen zu groß war, so groß, daß jede Locomotive zwei Tender mitschleppen mußte, um ihren Torfvorrath zu transportiren. Vor Kurzem sind die Versuche, Locomotiven mit Torf zu heizen, in Oldenburg wieder aufgenommen worden, das bekanntlich unter allen Ländern Deutschlands die verhältnißmäßig größten Torflager besitzt (1200 Quadratkilometer), jene Torflager, die weniger durch ihre wirthschaftliche Bedeutung, als vielmehr durch die Worpsweder Malercolonie berühmt geworden sind, der sie einen unerschöpflichen Stoff zu stimmungsvollen Bildern darbieten. Diese Versuche der Locomotivheizung mit Torf sollen zwar, soweit sich die Sache bis jetzt überblicken läßt, zu besseren Resultaten geführt haben, als die früher in Bayern angestellten; aber selbst, wenn sie zufriedenstellend ausfallen sollten, so wäre damit immerhin nur wenig gewonnen. Denn der Consum vermöchte niemals die ungeheure Production, die sich auf den genannten Mooren erzielen ließe, zu decken.

Der Werth der Moore ist ein um so größerer, als sie ja bekanntlich im vollsten Sinne des Wortes unerschöpflich sind. An den abgestochenen Stellen findet stets eine von selbst, ohne weiteres Zuthun eintretende Neubildung statt, und jedes abgegrabene Moor steht innerhalb verhältnißmäßig kurzer Zeit wieder in alter Mächtigkeit da. Die Neubildung hört erst auf, sobald eine gründliche Entwässerung stattgefunden hat. Dies erkannten die Holländer bereits im sechzehnten Jahrhundert, und sie begannen in die großen Moore, die die Stadt Groningen umgaben, Canäle einzustechen, die gleichzeitig zur Entwässerung und als Verkehrsstraßen dienten. Heute ist das einstige Moorland blühendes Getreide- und Gartenland. Es wurden dort innerhalb der letzten fünfzig Jahre nicht weniger als circa 1000 Kilometer Canäle mit einem Kostenaufwand von mehr als 12 Millionen Gulden gebaut. In Deutschland, dessen Moorcultur erst im Jahre 1788 begann, als die preußische Regierung die ersten holländischen Torfgräber nach der Mark Brandenburg kommen ließ, ist man nie so weit gelangt, wie in Holland, und in den Mooren herrscht im vollsten Sinne des Wortes Noth und Elend.

Die Wege zur wirthschaftlichen Hebung der Moore lassen sich in drei Classen eintheilen:

1. Canalisation und Anbau,
2. Verarbeitung des Torfes zu Gebrauchsgegenständen und
3. Schaffung von Industriecentren in den Mooren selbst.

Von diesen drei Wegen scheidet, wenn man größere Gesichtspunkte ins Auge faßt, der zweite wohl von selbst aus. Denn ob die Herstellung von Zündhölzern, Ziegeln, Matratzen, künstlichem Guano u. s. w. aus Torf, so interessant sie auch theilweise in technischer Beziehung sein mag, geeignet sein dürfte, einen im Haushaltungsetat des Staates ins Gewicht fallenden Posten von Erträgnissen zu liefern, scheint uns mehr als zweifelhaft.

Der erste Weg hingegen, Canalisation und Anbau, wird gegenwärtig mit allen Mitteln und ernstester Arbeit angestrebt. Er kann jedoch lediglich als ein Vorstoß zu dem unter 3. bezeichneten Gesichtspunkte, der Schaffung von Industriecentren inmitten der Moore, angesehen werden, denn der Torfboden ist an und für sich kein ertragsfähiger Boden. Es fehlen ihm eine Anzahl von Salzen, die zum Pflanzenwachsthum unbedingt nothwendig sind, und die daher durch künstliche Düngung zugeführt werden müssen. Eine ausreichende Zufuhr kann aber nur dann stattfinden, wenn ein genügend ausgestaltetes Canalnetz einen leichten und billigen Transport ermöglicht. Von der Schaffung eines solchen hängt daher in erster Linie die Zukunft der Moore ab. Ist dieses Canalnetz aber einmal geschaffen, so sind damit zugleich die Zufuhrstraßen für die zukünftigen Industriegebiete gegeben, und es wird sich dann zweifellos durch deren Ausgestaltung eine bedeutend bessere Rentabilität erzielen lassen, als durch bloßen landwirthschaftlichen Anbau. Diese Industrie wird speziell in Deutschland unter um so günstigeren Verhältnissen zu arbeiten vermögen, als die Lage der Moore ihr in den eben erwähnten Canälen billige und glänzende Straßen für den Welthandel darbietet. Der weitaus größte Theil der deutschen Moore liegt in der Nähe der Meeresküsten, und insbesondere die niederdeutschen Moore schließen sich zum Theil direct den Küstenlinien an. Baut man inmitten eines solchen Moores ein Elektricitätswerk, das man durch einen Canal mit dem Meere verbindet, so wird sich dieser Canal sehr billig stellen. Der aus ihm abgestochene Torf kann verbrannt werden und dient zur Erzeugung von Elektricität. Irgend welche Vorrichtungen, um dem Canal Wasser zuzuleiten, sind nicht nöthig, da die Melioration der Moore schon von selbst dazu drängt, Ableitungen für das vorhandene Wasser zu schaffen, und da sich die Moore selbst in Folge ihrer sonstigen Beschaffenheit als ausreichend wasserreich erweisen, um ständig eine genügende Füllung des Canals zu gewährleisten.

---

## Von einem todten jungen Dichter.

Von Dr. Hans Bethge (Steglitz).

Alles ist Zufall. Irgend ein Kind stirbt mit sieben Jahren, aber wäre es am Leben geblieben, so hätte es als Mann die Menschheit beherrscht und dem Laufe der Cultur neue Ziele gewiesen. Ein Jüngling stirbt mit zwanzig Jahren und hat Gedichte geschrieben, die unsterblich wären — wenn man sie kennte. Aber Niemand kennt sie, Niemand, denn sie wurden nach seinem Tode von den Eltern als wirres und unverständliches Zeug verbrannt, und nun sind sie für immer der Menschheit verloren, und der Name, dem Ruhm und Liebe gebührte, ist verschollen. Alles ist Zufall. Wäre Goethe mit siebzehn Jahren gestorben, wie stände es heute mit der Cultur unserer Sprache und unserer Kunst? Wäre Kleist am Leben geblieben, an welchen Werken und Zielen würden wir reicher sein? Gewiß, diese Fragen sind müßig, aber sie stellen sich drohend ein, wenn man ein Geschick betrachtet, das unserer Dichtung vieles Schöne und Bedeutende neidisch vorenthielt.

Ich will von einem jungen Deutschen sprechen, der sich mit zweiundzwanzig Jahren als Student der Philosophie und Jurisprudenz erschoß. Er that es zu Berlin im November des Jahres 1904. Zufällig sind Dichtungen von ihm erhalten geblieben. Das Meiste verbrannte er, ehe er in den Tod ging. Aber was in Freundeshänden übrig geblieben ist, zeigt uns, daß hier vorzeitig ein Dichter starb, dem die Gabe eines holden Rhythmus der Worte und alle Möglichkeiten einer bedeutenden künstlerischen und gedanklichen Entfaltung in hohem Maße verliehen waren. Walter Calé erschoß sich, ohne daß seine Freunde einen triftigen Grund für seine That erkennen könnten. Aber er hatte einen triftigen Grund, denn er that es mit voller Ueberlegung und nicht in der leidenschaftlichen Aufwallung eines Gefühls. Er wußte den Sinn des Daseins nicht zu deuten, und die Zweifel in ihm wuchsen über seine junge Kraft hinaus, bis sie zu einer verwirrenden Verzweiflung an sich selber wurden. Die Verzweiflung übermannte ihn und er erschoß sich.

Er muß ein selten herrlicher Mensch gewesen sein. Einer seiner Freunde, Dr. Arthur Brückmann, hat mit liebenden Worten ein Bild seines reinen und immer strebenden Wesens gezeichnet und hat diesen schönen Aufsatz der kürzlich erschienenen Ausgabe von Walter Calés „Nachgelassenen Schriften“ vorausgestellt (Verlag S. Fischer in Berlin). Dieser junge Dichter war von einer Reife erkennenden Geistes und zeigte bereits eine Größe dichterischen Vermögens, die erstaunlich sind. Er lebte in allen Künsten, mit einem ver-

Digitized by Google

schwenderischen Empfinden, und alle philosophischen Probleme gingen in ihm um. Er hatte eine Schärfe des Intellects und eine Innigkeit und Tiefe künstlerischen Erlebens, wie man sie kaum jemals beisammen findet. Es war ein Schwanken in ihm zwischen Philosophie und Dichtung, und es scheint zweifelhaft, ob er, der jüdischen Ursprungs war, ein größerer Dichter oder ein größerer Philosoph geworden wäre. Seine philosophischen Schriften hat er alle vernichtet. Einiges Gedankliche ist nur in einem schönen, seelisch bewegten Tagebuch erhalten geblieben, das man seinem posthumen Bande angegliedert hat. Man erkennt hier einen Menschen mit dem äußersten Bedürfniß nach Wahrheit und Klarheit, und man liest Gedanken von aphoristischer Prägung, deren Hellsichtigkeit und bildhafte Prägnanz bestrickend sind.

Dann findet man zwei märchenhafte Novellen, die sich aus einem zerstörten Romanfragment erhalten haben. Geschichten von phantastischer Gestaltung, von einem edeln Fluß der Sprache und feinem novellistischen Reiz, bei dem man zuweilen an Keller denken muß. Diesen Dichter liebte Calé schwärmerisch. „Sage mir, wie Du mit Gottfried Keller stehst," schreibt er in seinem Tagebuch, „und ich will Dir sagen, wer Du bist."

Und dann stoßen wir auf etwas unendlich Wundervolles: nämlich auf den letzten Act aus einem sonst zerstörten Drama „Franciscus". Dieser Act soll dem Verstorbenen selbst das Liebste gewesen sein, was er geschaffen hat, und das ist begreiflich: in dieses Fragment ist das ganze Gefühl großen liebenden Lebens hineingepreßt, wir blicken in ein Werk letzter seelischer Strömungen, in ein Werk, das, zart und mächtig zugleich, verstehend und leidend hindurchleuchtet durch alles Menschenthum und alle Menschenliebe. Hier ist von einem bewundernswerthen Jüngling das Werk des liebenden Verzeihens gedichtet worden, ein transcendentales Werk von einer fluthenden Melodie mehr lyrischer als dramatischer Größe. Ein tiefer seelischer Conflict wird aufgerollt, mit einer erstaunlichen Reife ethischer Durchdringung, mit unendlicher Liebe zu allem Menschlichen. Eine ätherreine, wundersame Lauterkeit des Gefühls spricht zu uns, so daß wir zu dem, der diese holde Dichtung intimen seelischen Erlebens schuf, nur immer wieder Liebe zu fühlen vermögen — eine schwärmerische Liebe, wie die, welche er in sich selber trug.

Der Rhythmus des „Franciscus" ist kostbar, süß und von unbegreiflicher Sicherheit. Verschwenderische Quellen letzten mystisch-künstlerischen Ursprungs rieseln auf, — dieses Quellende, dieses mit Worten nicht zu fassende seelische Erzittern finden wir auch in Calés Gedichten, die über etwa 120 Seiten seines Buches verstreut sind.

Diese Lyrik wird mich begleiten auf vielen Wegen des Lebens. Hier klingen Töne einer liebenden Seele, wie sie kein anderer Dichter unserer Zeit zu stammeln vermocht hat. Ich muß an Hölderlin denken, wenn ich die innere Melodie dieser Verse vernehme; wenn ich diese mystisch verschwebenden Stimmen höre, die tief aus dem Räthselvollen und aus der Schwermuth alles Lebendigen quellen. Hier spinnt eine ganz seelische Lyrik ihre goldenen, zitternden Fäden. Seele, Seele, Seele steht auf allen Seiten geschrieben und Schwermuth, Schwermuth.

Der Tod wird uns an seine Hände nehmen,
Ein Führer jener Seelen, welche irrten,
Und sprechen: „Dieses ist der rechte Weg!"
Und weiter sprechen: „Dieses ist das Land,
Nach welchem ihr Verlangen habt und Thränen."
Dann aber werden wir die Blicke senken
Und voller Trauer fragen: „Dieses nur?"

Etwas Geschwisterlich-Zärtliches ist in den Gedichten. Sie sind wie ein Schmeicheln und Liebkosen mit wehmüthigen, schmerzlich sehnsuchtsvollen Händen. Man trifft auf kleine lyrische Wechselgespräche, das Holdeste, seelisch Verklärteste, was man sich denken kann. Da ist ein überirdisches Beben, ein feiner, schmerzlicher Jubel, ein Blumenduft, ein süßer Hauch der Seele.

Beatrix:

O Freund, erhebe Dein gesenktes Haupt,
Denn siehe! Deine Schwester nahte leise
Und rührt mit sanftem Finger Dir die Schulter
Und will dem Bruder künden: Frühling kam,
Und alles Leben wird ein Blühen sein,
Und alle Trauer werde großes Glück!

Der Sänger:

O Schwester, hebe Deinen sanften Finger
Von meiner Schulter, einsam mich zu lassen,
Und mühe nicht um mein gesenktes Haupt;
Ich wandle ferne Eurem Blühn und Leben,
Denn also ist das Zeichen meiner Stirne:
„Dein Glück soll eine große Trauer sein!"

Die Verse dieses Künstlers sind ein freies, quellendes, nothwendiges Entströmen, und niemals merkt man den Schweiß der dichterischen Arbeit. Man ist umwoben von etwas geistig Duftigem, man spürt ein Rinnen der Trauer, ein schwermüthiges Verschweben. Die Gedichte sind bang und fragend nach dem Sinn der Dinge und ängstlich vor dem rauhen Tag. Etwas Blumenzartes ist da und der Traum holdester geschwisterlicher Innigkeiten, — und Alles ist geboren aus Keuschheit und einem tiefen inneren Erleben. Ein Dichter ging in den Tod, in dem die Keuschheit und der Traum der Blumen war.

Wir tauchten aus dem Strom, der jenseits fließt,
Und wo wir eines waren willenlos,
Und wandeln nun für eine kurze Weile
In argen Fesseln unter Raum und Stunden,
Wir gehen Wege, welche weit getrennt sind,
Und nur mit Blicken, welche trösten sollen,
Von fern uns findend — eine kurze Weile,
Bis daß wir wieder zu den Sternen tauchen
Und wieder eines sind und willenlos.

Wir dürfen dem Schicksal zürnen, daß es uns Walter Calé so früh entriß. Aber wir wollen ihm danken, daß es uns wenigstens einige der kostbaren Melodien, die von seinen Lippen strömten, erhielt. Sein Buch ist wie ein Morgenduft, und wer es lieb hat, wird es dauernd lieb haben. Denn es weht darin ein Hauch der ewigen Dinge.

Aber einen Mißton hat das Buch, — man kann ihn glücklicher Weise leicht entfernen, und es geht an den Herausgeber und den Verleger die dringende Bitte, den Freunden Calés diesen Dienst bei einer Neuauflage zu erweisen. Fritz Mauthner hat nämlich aus unerklärlichen Gründen für das Buch ein Vorwort geschrieben, und dieses kurze Vorwort, abgefaßt in einem belanglosen Feuilletonstyl, ist von einer so unangenehmen Art, daß es äußerstes Mißbehagen erweckt. Mauthner schreibt etwa: „Ueber Walter Calés Freitod habe ich nicht zu urtheilen; ich habe ihn nicht gekannt und bin kein Pastor." Was soll das heißen. In diesem Ton schreibt man nicht, wenn man einen Walter Calé einführt. Wenn man nicht fähig ist, über einen genialen Menschen in anderer Form zu schreiben, soll man den Mund halten.

Digitized by Google

## Drei Gedichte.

Nach dem Indischen des Bhartrihari frei übertragen.

Von Julius Berstl (Leipzig).

### „Macht der Schönheit".

Ihr Leib strahlt safranfarbig wider.
Auf weißem Busen lockt ein Perlenkranz.
Der reiche Festschmuck ihrer Lotosfüße
Beim Tanz
Klingt glöckchenzart wie des Flamingo Lieder.

Und stehst noch da, berauscht von der Gestalt?!
In jäher Liebe fesselnder Gewalt?! —
— — — —
Wer blieb schon je bei solchem Anblick kalt?!

### „Erdenpilger".

Das ist der Mensch auf Erden: schwaches Kind.
Dann Jüngling, der sich Liebeslohn gewinnt,
Dann bettelarm und wieder üppig reich,
Im Alter zitternd, schwach und morsch und bleich,
Ein Komödiant, der mit geschulter Miene
Am Schluß zurücktritt hinter die Gardine
Und in des dunklen Todtengottes Reich!

### „Zwei Ruhestätten".

Zwei Ruhestätten weiß ich,
Köstlicher denn Alles auf Erden:
Der Ganga-Strom,
An dem die Sünder zu Heiligen werden!
Der Ganga-Strom
Mit seinen göttlichen Wellen! —
Und einer keuschen Jungfrau Brüste,
Die Dir das Herz vor Sehnsucht schwellen!
Einer Jungfrau Brüste,
Die perlenbehangen locken und lachen —
Aus ruchlosen Sündern Heilige machen!

---

## Die Panacee des Lebens.

Novelle von Kurt Martens (München).

(5.)

Auch die Edle von Brück und Junker Lichtenstein eiferten für häufige Wiederholung, riethen jedoch, dem Herzog von dem Erfolge der Kur vorderhand nichts zu vermelden, damit er späterhin um so freudiger überrascht werde.

Seltsam war nur, daß bei dieser kräftig fortschreitenden Heilung, davon die Herzogin täglich frischer und rothbackiger, ja an den Gliedern fast rundlich wurde, der hochselige Churfürst Johann Friedrich der Großmüthige, des Herzogs unglücklicher Ahnherr, mit segnender Hand betheiligt schien.

Wie nämlich erschreckte Wachen sich zuflüsterten, war des hochseligen Churfürsten Gestalt in Purpurmantel, mit Scepter und Churhut, ganz so, wie das Bildniß der Ahnen-Galerie ihn darstellte, zu nächtlicher Stunde mehrfach die matt erleuchteten Gänge entlang gewandelt und regelmäßig in den Gemächern Ihrer Fürstlichen Gnaden verschwunden. Einmal hatte ein Page den Churfürsten bei Anbruch des Morgens auch eben daher zurück kommen sehen, und zwar sehr eilig, mit verschobenem Churhut und wehendem Mantel, gleichsam abermals auf der Flucht vor des Kaisers zorniger Majestät.

Das Gemunkel über diesen Spuk drang durch zu allen Bewohnern der Fürstenburg, die theils erschauerten, theils gottlos darob lachten; es drang bis hinauf zu den Ohren des Herzogs.

Johann Casimir entbot den Obristen und die Hauptleute zu sich und ließ Bericht erstatten.

„Befehlen Eure Fürstliche Gnaden," sprach der Obrist Ritter von Stein, „so schieße ich selbst auf das Phantom. Wofern es ein wirkliches Gespenst ist, muß es ja kugelsicher sein. Dann soll die Kugel gern zurück prallen in meine eigene Brust. So es aber ein Mensch ist, ein elender Hundsfott, der sich unterfängt . . ."

„Schweigt mir, Herr Obrist!" unterbrach ihn der Herzog mit gerunzelten Brauen und einer Stimme, in der glühender Ingrimm zu Eis erstarrte. „Ich befehle, daß Ihr nichts dergleichen unternehmt, daß vielmehr die Wachen angewiesen werden, jene Erscheinung anstandslos passiren zu lassen, wohin sie sich auch wende. Was vorgeht in meiner Burg, es geschieht nicht ohne meinen Willen! Selbst Räthsel, Unfug oder Verbrechen finden statt, weil ich sie eine Zeit gewähren lasse und nach meinen Zielen lenke."

Seitdem gewöhnten sich Hofstaat und Ritterschaft an den Gedanken, daß die hergebrachte Ordnung in der Fürstenburg durch Zauberei wie durch ein neues schrankenloses Wesen aus den Fugen geriethe und der Herzog selbst seine fürstliche Gewalt und Ehre suspendirt habe auf unbestimmte Zeit. Das gab ein Beispiel für manch anderen Ehemann und für die Väter lebenslustiger Töchter. Die Zügel der Hauszucht hingen schlaffer; ehrwürdige Grundsätze geriethen ins Wanken.

In Don Geronimos geheimnißvollem Laboratorium gingen neugierige Damen aus und ein. Biedere Wirthinnen und Hausfrauen, nicht minder Edelfräuleins von zartestem Alter, neckische Zofen und bralle Mägde begehrten, eine Jede für sich zu gelegener Zeit, von des Herrn Grafen de Camara süßem Saft ein wenig zu naschen. Es war ihm schlechterdings nicht möglich, fernerhin zu tingiren, da er augenscheinlich ganze Flaschen voll des kostbaren aurum potabile an die naschhaften Frauenzimmerchen verschwenden mußte.

V.

Je näher der Termin heranrückte, an dem Don Geronimo die sechs Millionen produciren sollte, desto höher stieg das Gold- und Freudenfieber der höfischen Gesellschaft.

Jedermann bewarb sich krampfhaft um die Gunst des Adepten. Die vornehmsten Würdenträger buhlten um seine Freundschaft, suchten ihn mit Ehrenstellen und Auszeichnungen zu bestechen; die Damen schenkten freigebig Alles dahin, was er von ihnen verlangte. Jeder wollte, noch bevor der große Goldstrom hervorbräche, sich sein Theil daran sichern; denn konnte man wissen, ob der Strom nicht doch einmal versiegen, dem Meister die mystische Kraft ausgehen werde! Das waren jetzt die reichsten, die fruchtbarsten Wochen! Die galt es auszunutzen, abzuschöpfen von ihnen den luftigen, süßen Schaum.

Wer da glaubte, im Vordertreffen zu stehen und ein Anrecht auf die fettesten Dukatensäcke zu haben, der dachte nicht länger ans Haushalten, sondern verschleuderte, in Erwartung größerer Fülle, sein Hab und Gut für das Evangelium der Freude.

Ein gewaltiges Fressen und Saufen währte ununterbrochen bei Tage und bei Nacht. Niemand begnügte sich mehr mit den sauren heimischen Weinen. Immer seltenere, kostbarere Fässer mußten die Küfer in den Bankettsaal rollen. Nur noch mit Canarienfect trank man sich unter den Tisch und brachte Lebehochs auf die Reize der Stallmägde in Tokajer aus.

Allzeit berauscht zu sein, ward Ehrensache für die Cavaliere. Sie priesen die Erhabenheit des Rausches als tiefsten Sinn der Welt und rühmten sich seiner als der edelsten Seelen-Eigenschaft.

Pfui über den, der nicht das Lob der Dirnen sang! Er mußte ein Narr sein oder ein Barbar! Er war ver-

Digitized by Google

fehmt und lächerlich gleich jenen wenigen Hausfrauen, die bei ihren Kindern saßen, statt auf dem Schooße der galanten Junker.

In den Ehen herrschte weitherzige Nachsicht, wenn nicht gar ein einstimmiger Austausch der Werthe. Und Manche thaten mit, nur weil es der feine welsche Ton, die Weisheit des großen Meisters aller Lust gebot. Andere wurden von dem allgemeinen Taumel angesteckt, wiewohl sie sich dagegen sträubten. In den greisen Rittern keimten Johannistriebe; der Kanzler und die trockenen Räthe zeigten sich im Audienzsaal wunderlich zerstreut.

Zwischen all diesem trunkenen, zuchtlos erschlafften Gesindel, über all dem Kot, der eitel seine schillernden Blasen trieb, wandelte wie versteinert der Herzog umher, sah und hörte nichts, zeigte keinerlei Empfindung. Wenn es zuweilen schien, als müsse der Ekel ihn packen, so reckte er sich nur, kaum merkbar, zu noch steiferer Hoheit auf und richtete eine herablassende Anrede an irgend einen Trunkenbold oder eine ertappte Ehebrecherin, wodurch er sie für die Umstehenden gleichsam in hellere Beleuchtung rückte und mit dem Fuße auf sie deutete, wie auf einen krepirenden Hund.

Selbstverständlich wütheten die Pastoren in heiligem Zorn. Auf den Kanzeln der Stadt wider Sodom und Gomorrha zu eifern, hatte der Herzog ihnen freilich untersagt, denn schon steckten Bürger und Bauern ihre klobigen Nasen begierig witternd nach dem höfischen Unrath aus. In der Schloß-Capelle aber durfte der Oberhofprediger nach Herzenslust sich heiser predigen. Die Sünden beim rechten Namen nennend, sie ausmalend mit üppiger Phantasie, überschrie sich der ehrwürdige Herr und schüttelte in ekstatischer Raserei seine Fäuste über die Rotte Korah, die sich auf ihren rothsammtenen Kirchenstühlen an dem Bilde seiner Ohnmacht weidlich ergötzte.

Das Wohlbefinden Ihrer Fürstlichen Gnaden der Herzogin ließ seit einiger Zeit wieder merkwürdig nach. Es waren Anfälle beunruhigender Natur, von denen sie heimgesucht wurde, Ausbrüche maßlosen Zornes, flüchtige Ohnmachten, Weinkrämpfe, bei denen sie wie ein ungeberdiges Kind die Fäustchen ballte und mit den Füßen strampelte. Augenscheinlich lag es daran, daß ihr Don Geronimo nicht mehr genügend aurum potabile zu kosten gab. Sie merkte gar wohl, daß er die gefüllte Flasche schmählicher Weise ihren Unterthanen vorbehielt, den Hoffräuleins und den Zofen, während sie selbst mit einigen übrig gebliebenen Tröpflein sich bescheiden mußte.

Doch des Meisters erfinderischer Genius verfiel auf einen anderen heilsamen Zauber.

Als Ihre Fürstlichen Gnaden ihn eines Abends wiederum mit heftigen Vorwürfen überschüttete, redete er ihr sänftlich zu, tröstend und erklärend, wie gute Aerzte so zu thun pflegen:

„Ihr menget allzu sehr Euer tiefes Gemüth in diese Sache, o theure Herzogin! Der Gottesdienst der Freude will leicht verrichtet sein, wie ein leichtmüthig Spiel, nicht als eine wichtige Affaire oder Staats-Aktion des Herzens. Habe ich Euch nicht das neue Leben von Anbeginn mit einem luftigen Rosengarten verglichen, darinnen wir als bunte Falter über den Blüthen tanzen, bald an diesem, bald an jenem Kelche saugend, wie es uns gerade treibt und lockt? Ihr sagtet damals Ja und Amen, wurdet der ambrosischsten Blumen eine und verlanget jetzt auf einmal einen Schmetterling für Euch allein! Ist das klug? Ist das gerecht? Mit nichten, süße Herzogin! — Indeß, damit Ihr erkennet, daß ich auch fürderhin Euer Wohlbefinden besorge, will ich die Kur fortsetzen mit einem neuen Mittel. Abwechselung der Arzeneien ist oft von Nutzen und wird insbesondere Eurem Zustande sicherlich wohlthun. — So gebet Acht! Ich verbinde Euch magnetisch mit den geheimen Kräften des Herrn Ulrich von Lichtenstein. Seine vis mystica ist jung und unverbraucht. Er kann ein gut Theil Gesundheit an Euch abgeben und wird sich, wie ich ihn kenne, mit Freuden für das Wohl seiner Fürstin opfern."

Die Herzogin war im ersten Augenblicke von diesem Vorschlag überrascht, sogar ein wenig empört. Doch wußte ihr Don Geronimo die Annehmlichkeiten der veränderten Kur so überzeugend darzustellen, daß sie schließlich mit Feuereifer darauf einging.

Junker Ulrich wurde herbeigerufen. Da er inzwischen mit der Edlen von Brück die Künste der Parisischen Galanterie so emsig geübt hatte, daß er seine Lehrerin selbst darin übertraf, so durfte man betreffs seiner heiklen Aufgabe das Beste von ihm hoffen.

Der Meister begann seinen Zauber ohne viel Umstände und Erläuterungen. Er legte einfach die Hände der Beiden in einander, machte kabbalistische Zeichen darüber und murmelte einen seiner Räthselsprüche, in dem, wie gewöhnlich, von der heiligen Dreifaltigkeit die Rede war.

Die Herzogin hielt dabei, geduldig in ihr Schicksal ergeben, das Haupt gesenkt. Junker Ulrich zeigte sich über die Procedur ziemlich entsetzt. Seine Ehrfurcht vor Ihrer Fürstlichen Gnaden hielt aber noch immer Stand. Bevor er den Adepten um Sinn und Ziel des Zaubers befragen konnte, hatte dieser geräuschlos das Frauengemach verlassen, anscheinend zu früh, denn noch wollte der Zauber nicht wirken.

---

## Aus der Finanzwelt.

Das Jahr 1908 scheint recht vielversprechend werden zu wollen. Ueber Mangel an Ueberraschungen hat die Börse während der kurzen Dauer seines Bestehens sich bisher nicht zu beklagen gehabt. In der liebenswürdigen Weise führte es sich ein: Gleich am ersten Tage nahm die Bank von England eine Discontermäßigung um ein volles Procent vor, und dieser Vorgang bildete gleichsam die Richtung für die weitere bisherige Entwicklung des neuen Jahres. Kaum wissen wir, wie uns zu Muthe ist: Mitten aus einer Geldknappheit, wie sie in der internationalen Finanzgeschichte ihresgleichen sucht, in einen Zustand der Geldflüssigkeit hinein, das ist für die Betheiligten etwas zu viel des Guten, und man reibt sich verwundert die Augen, um zu sehen, ob es auch Wirklichkeit ist oder nur ein Traum. In wenigen Tagen ist der Privat-Discont von $7^1/_2$% auf $4^7/_8$% heruntergegangen, ein Zeichen, daß vor Allem die Aengstlichkeit der Geldgeber gewichen ist, und daß das Capital sich wieder hervorwagt. Auch die Banken von Frankreich und Oesterreich-Ungarn haben ihren Discont herabgesetzt, und der neue Präsident der Deutschen Reichsbank konnte seine Regierung in dem deutschen Centralnoten-Institute mit einer überaus erfreulichen Handlung, mit einer ausgiebigen Discontermäßigung, beginnen. Die armen Agrarier, mit dem Grafen Kanitz an der Spitze, haben wirklich Pech; sie haben bei einem Discont von $7^1/_2$% den Reichskanzler interpellirt, was er zu thun gedenke, um Abhülfe zu schaffen gegen den hohen Discont, und nun spielt der Discont ihnen mit einem Male den Streich, von selbst herunterzugehen, und schon damit die ganze Interpellation überflüssig erscheinen zu lassen. Die ganze Anfrage ist nur charakteristisch für die Fragesteller: denn Maßnahmen gegen den hohen Discont ergreifen, heißt in Wirklichkeit Maßnahmen gegen den — Geldbedarf ergreifen. Man kann schon heute mit Sicherheit sagen, daß auch der neue Präsident der Reichsbank in dieser Beziehung nichts wird ändern können, und seine Erklärungen bei der Interpellation sind eine Bestätigung dafür. Die Bedürfnisse, die an die Reichsbank herantreten, können nur durch Gold, Silber oder Papier befriedigt werden; will man dieses verhindern, so bleibt nur eine Möglichkeit: die Discounterhöhung. Es bleibt sich in Ansehung der Discontpolitik völlig gleich, ob die Reichsbank in Gold, in Silber oder in Papier die Bedürfnisse befriedigt; denn in letzter Instanz kommt es doch immer auf das Verhältniß des Metallvorrathes zum Notenumlauf an. Ein überaus charakteristisches Beispiel ist in dieser Beziehung der Bankausweis vom 31. December v. J. Dieser zeigte eine für den Quartalstermin überaus geringe Abnahme des Metallvorrathes (etwa 10 Mill. Mk.). Aber die riesige Zunahme des Notenumlaufs machte deutlich erkennbar, in welcher Weise die bedeutenden Ansprüche an die Bank befriedigt worden waren. In der geringen Ermäßigung des Metallbestandes lag noch keine Besserung des Status, da das Verhältniß des Metallvorrathes zu dem Notenumlauf, der auf annähernd 1900 Mill. Mk. stieg, sich nicht verbessert hat. Es ist eine falsche Auffassung, wenn behauptet wird, daß die Discounterhöhung zum Schutze des Metallbestandes nöthig sei; sie ist vielmehr nöthig zum Schutze eines angemessenen Verhältnisses zwischen dem Metallbestande und dem Notenumlauf, und sobald

Digitized by Google

dieses Verhältniß in Unordnung kommt, sei es nun dadurch, daß der Metallbestand zu sehr angezapft wird oder dadurch, daß der Notenumlauf zu sehr anschwillt, muß die Disconterhöhung in jedem Lande, mag es in Deutschland oder Frankreich sein, eintreten. Der beständige Hinweis auf den niedrigen Discont in Frankreich und die daraus gezogenen Schlüsse hinsichtlich unserer bisherigen Bankpolitik sind durchaus unangebracht, denn in Frankreich ist das Verhältniß der wirthschaftlichen Anspannung des Landes zu dem Capitalreichthum des Landes — und dieses Verhältniß allein bestimmt den Discont des Landes — umgekehrt wie in Deutschland. Frankreich hat viel flüssiges Capital und ist wirthschaftlich in geringerem Maße angespannt; Deutschland hat geringeres Capital und ist wirthschaftlich im höchsten Grade angespannt. Daß in England der Discont trotz des größeren Reichthums dieses Landes höher ist als in Frankreich, erklärt sich gleichfalls aus der ungleich stärkeren Industrie des Landes. Wenn Jemand 10000 Mark Capital hat und nur 5000 Mark für seinen geschäftlichen Betrieb braucht, dann ist in diesem Falle der Discont niedrig, wenn aber Jemand das doppelte Capital hat und braucht für seine geschäftlichen Zwecke das Sechsfache, dann ist bei diesem Manne der Zinsfuß sehr hoch. Es kommt also immer auf das Verhältniß der flüssigen Capitalien zur industriellen Anspannung an. Gradezu naiv ist die Auffassung, daß die Goldprämienpolitik der Bank von Frankreich einen Schutz gegen die amerikanischen Anzapfungen gebildet habe. Die Amerikaner hätten nicht nur die Prämie, sondern die dreifache Prämie mit Vergnügen bezahlt, wenn die Bank von Frankreich nicht klipp und klar erklärt hätte, daß sie das Gold bei dem Mangel einer amerikanischen Staatsbank überhaupt nicht direct, sondern nur durch Vermittlung der Bank von England geben würde. Amerikanische Finanztratten werden aber bekanntlich auch bei der Reichsbank nicht als „Primawechsel" behandelt. Man braucht nur das Verhältniß des Metallvorraths zum Notenumlauf und zum Portefeuille bei der Reichsbank und der Bank von Frankreich in Betracht zu ziehen, um eine Erklärung für die Discontverschiedenheiten in Deutschland und Frankreich zu bekommen.

Hatte das neue Jahr im Hinblick auf den Geldpunkt sich in der angenehmsten Weise bei der finanziellen Welt eingeführt und schien es redlich bemüht zu sein, uns die Leiden vergessen zu machen, mit denen sein Vorgänger uns in so ausgiebigem Maße bedacht hatte, so ist ein anderes Ereigniß nicht mit so ungemischter Empfindung aufgenommen: Die Emission der neuen preußischen Anleihe. Seit Langem ist die Börse nicht so überrascht worden, wie durch diese Emission. Nicht allein, daß die Thatsache selbst der Börse völlig unerwartet kam, sondern auch die besonderen Modalitäten dieser Anleihe bildeten ein völliges Novum. Der Mangel eines bestimmten Anleihebetrages, ein veränderlicher Zinsfuß, der mit 4% beginnt, nach zehn Jahren auf $3^3/_4$% herabgeht und nach fünf weiteren Jahren auf $3^1/_2$% sinkt, die Ausschließung des preußischen Consortium von dieser Anleihe, das waren alles so unerwartete Neuerungen, daß die Börse anfänglich nicht wußte, welche Stellung sie zur Sache nehmen sollte. Bald genug kam man indessen zu der Ueberzeugung, daß es sich bei dieser Anleihe doch im Wesentlichen um einen $3^1/_2$%igen Typus handele, und daß man die $6^1/_4$%, die in den ersten fünfzehn Jahren dieser Anleihe über $3^1/_2$% hinaus bewilligt werden, von dem Emissionscours nur abzuziehen brauche, um den Werth einer so gearteten $3^1/_2$%igen Anleihe annähernd zu erkennen. Daß man davon Abstand genommen hat, einen bestimmten Betrag zu fixiren, um ungünstige Berechnungen der Subscriptionsresultate zu vermeiden, ist wohl zu billigen, daß man ferner das Preußenconsortium nur commissionsweise in Anspruch nahm, dagegen ist auch nichts zu sagen; allein, daß man schon heute bestimmt, welcher Zinsfuß in zehn oder fünfzehn Jahren bewilligt werden soll, muß als durchaus verkehrt bezeichnet werden. Die württembergische Finanzverwaltung hat dieses System mit Recht verworfen. Sie hat eine regelrechte 4%ige Anleihe aufgenommen und die Rückzahlung bis zum Jahre 1915 ausgeschlossen, so daß also an diesem Termine derjenige, der nicht convertiren will, auf alle Fälle sein Geld zurückfordern kann. Daß das Preußen ablehnt, ist ein großer Nachtheil bei dieser Anleihe, und man kann sicher sein, daß die württembergische Anleihe trotz ihres höheren Emissionscourses einen nicht geringeren Erfolg aufzuweisen hat. Es mag sein, daß die preußische Finanzverwaltung davor zurückgeschreckt hat, den Besitzern in zehn Jahren von Neuem mit einem Conversionsantrage zu kommen, allein, diese Erwägung ist unzulässig, da kein Capitalist verlangen kann, daß ihm für alle Ewigkeit ein bestimmter Zinsfuß garantirt wird. Möglich, daß in zehn bis fünfzehn Jahren die allgemeinen Geldverhältnisse der abwärtsgehenden Zinsscala der Anleihe entsprechend sind; wenn aber in zehn Jahren die Ermäßigung des Zinsfußes mit einer Geldknappheit zusammen trifft, dann wird die Verkehrtheit einer derartigen Anleihetransaction in ihrer ganzen Schärfe zu Tage treten.

*Mercator.*

---

## Aus Heinrich Heines Vaterstadt.

*Düsseldorf, im Januar.*

Selten hat sich im Laufe der Zeit eine Stadt so wenig verändert wie Düsseldorf. Schon vor fünfzig Jahren war sie die stille Stadt mit den prachtvollen Gärten, den vielen, meist recht armen Künstlern, den paar Großindustriellen und den blondhaarigen, schönen Frauen. In ihr lebt noch heute der Haß der Stadtväter gegen Heinrich Heine, den einer ihrer biedern Pastoren den „Schmutzfinken im Deutschen Dichterwalde" getauft hat. Ein fanatischer Katholicismus herrscht in ihren Mauern, und wenn ein Katholik das Wort „Kunst" ausspricht, muß er es, wie man sich erzählt, beichten. Die höheren Schulen stecken noch ganz in veralteten Anschauungen. Vor wenigen Wochen verbot die Lehrerconferenz des städtischen Gymnasiums dem Primus der Obersecunda den Besuch der Landesbibliothek, weil der Schüler sonst seinen Lehrern über den Kopf wachse!

In dieser Stadt traditioneller Rückständigkeit, in der bereits ein Immermann mit seinen hohen Idealen eine deutsche Musterbühne vergebens erstrebt hatte, eröffnete am 28. October 1905 Luise Dumont ein Schauspielhaus mit der Aufführung von Hebbels „Judith". Unbekümmert darum, daß fast alle derartigen Pläne bisher gescheitert waren, wagte sie gleichwohl einen neuen Versuch, im Vertrauen auf den ihrer Meinung nach „raschen und empfänglichen Sinn" der Bevölkerung. Mit einem großen und kühnen Programm begann das Düsseldorfer Schauspielhaus seine Thätigkeit. Nichts Geringeres als eine Reform der gesammten Schauspielkunst strebte es an. Ein Blick auf den Spielplan des ersten Jahres, in dem z. B. Ibsen mit sechs Dramen vertreten war, zeigt die ernsten Ziele, die sich Luise Dumont gesteckt hatte. Man wollte von den Meisterwerken der Kunst, insbesondere der deutschen Kunst, den Staub abschütteln, der sich in den langen Jahren einer verfallenden Darstellungsmethode auf ihnen gelagert hatte, „die Sehnsucht nach freier Größe und schöner Form" ihrer Erfüllung näher bringen und im Zusammenhang damit das gesammte äußere Bühnenbild, den Fortschritten der Malerei und des Kunstgewerbes entsprechend, verschönern. An den Sonntagen veranstaltete das Schauspielhaus Matinéen und brachte hier die besten Namen der Dichtung und Tondichtung dem Verständniß des Publicums näher. Dramaturgen von der Bedeutung eines Eulenberg und Schmidt-Bonn, eine besondere Wochenschrift „Die Masken" und eine eigene Theaterakademie halfen mit, die Aufgaben dieser Bühne zu lösen. Dazu ein Ensemble bedeutender Schauspieler und last not least ein vornehmer von Sehering eigenartig ersonnener Theaterbau.

In engeren Kreisen erkannte man bald die Bedeutung des neuen Unternehmens. Hermann Kienzl besprach in „Nord und Süd" ausführlich das Düsseldorfer Schauspielhaus, und von Amsterdam, Köln, Bonn und anderen Städten wurde die Dumont zu Gastspielen aufgefordert. Nur zu bald aber erschien wieder jenes Gespenst, das einst Immermann aus Düsseldorf vertrieben hatte. Das Schauspielhaus mußte Stücke wie „Husarenfieber" und „Charleys Tante" mehr als sechzig Mal aufführen, obwohl zweifellos sein ursprüngliches Streben gewesen war, derartige „Lustspiele" dem Spielplan fern zu halten. Allein, nur wenn solche Producte momischer Kunst gegeben wurden, fanden sich die angesehenen Bürger Düsseldorfs ein. Als tragische Ironie sind daher die Ausführungen des zweiten Jahresberichtes des Schauspielhauses aufzufassen: „Man wird in dem Spielplan des zweiten Jahres das Recht des Zuschauers auf harmlose Lustigkeit anerkannt finden. Das Düsseldorfer Schauspielhaus müßte eine Schöpfung träumender und weltfremder Idealisten sein, wenn es diesem Rechte trotzen wollte!" Wir hätten diese Worte lieber nicht in dem Berichte gelesen. Wenn man seine Ideale nicht in die Praxis umsetzen kann, soll man gleichwohl den Muth nicht verlieren und vor Allem der blöden Masse kein solches Zugeständniß machen!

Schlimmer noch als die Interesselosigkeit der leitenden Düsseldorfer Kreise war der Kampf, der seit Eröffnung des Schauspielhauses von den Clerikalen geführt wurde. Wie viel Artikel gegen die „freie Richtung" jener Bühne im „Düsseldorfer Tageblatt" veröffentlicht worden sind, entzieht sich meiner Kenntniß. Als z. B. das Schauspielhaus für den Weihnachtsnachmittag die Aufführung von Wedekinds „Frühlings Erwachen" ankündigte, sah das „Düsseldorfer Tageblatt" darin eine Verhöhnung des Weihnachtsfestes. Wer sich über die Angriffe — besonders gegen Herbert Eulenberg — näher unterrichten will, sei auf meine Schrift verwiesen: „Wie stellt sich Düsseldorf zu den Reformbestrebungen seines Schauspielhauses?"*)

Wie ich schon sagte: Düsseldorf ist sich in den letzten fünfzig Jahren gleich geblieben. Und was Richard Fellner schon 1888 in seiner „Geschichte einer deutschen Nationalbühne" (Stuttgart, Cotta) schrieb: „Das Düsseldorfer Publicum demonstrirte auf pöbelhafte Weise, als Immermann es aus der trägen Ruhe und dem alltäglichen Schlendrian aufrütteln wollte. In fanatischem Katholicismus befangen, opponirte es, sobald der freie Geist seine Schwingen entfaltete", das läßt sich noch heute Wort für Wort unterschreiben.

So wird Düsseldorf zu seinen berüchtigten Affairen Heinrich Heine und Immermann die dritte Blamage: den Untergang dieses Schauspielhauses, erleben und nachher sagen: „Ich bins nicht gewesen. Was brauchte Luise Dumont überhaupt ein Schauspielhaus zu gründen und dazu noch Halbes „Jugend" und ähnliche gottlose Stücke aufführen, die wir für unser Stadttheater untersagt haben!" So stehts in Düsseldorf, das erst kürzlich einen Peter Behrens vertrieben hat.

Eine große Musterbühne geht auf diese Weise der Nation ver-

---

*) Düsseldorf, 1907. „Schmitz und Olbertz". Die Schrift ist Frau Helene v. Racowitza gewidmet.

Digitized by Google

loren. In Amerika würden sich wohl Männer finden, die für ein so großzügiges Unternehmen das nöthige Capital stiften würden. Aber in Deutschland hat die Kunst von jeher ein verachtetes Dasein gefristet. Oder sollte bei uns einmal das Unmögliche möglich werden? Sollte...?

*Hans Wehberg.*

## Aus den Berliner Kunstsalons.

Der Werdandi-Bund zeigt im Künstler-Haus seine erste Ausstellung. Wer ist der Werdandi-Bund und was will er? Nun, er hat es ja selber laut genug verkündet, Allen, die es hören und Allen, die es nicht hören wollen. Er ist ein Tendenz-Verein, eine Gruppe von Malern, Bildhauern, Architekten, Musikern, Schriftstellern und Gott weiß was (wer tausend Mark zahlt, wird in den Listen als Gönner geführt), der es sich zur Aufgabe gemacht hat, „das Werdende, den Willen zum Werden, zum Wiederwerden des Deutschen" zu fördern. Eine Verquickung so verschiedener Elemente — ein großer Maler braucht nichts von Musik und ein großer Musiker nichts von Malerei zu verstehen — ist absurd. Wir halten uns augenblicklich an die bildende Kunst, der diese erste Ausstellung gewidmet ist. Und hier kann man nicht scharf genug jede Tendenz zurückweisen. Gewiß, wenn staatliche Räume mit ausländischen Werken gefüllt werden und so den einheimischen Künstlern der Markt entzogen und verdorben wird, ist ein Protest am Platze. Aber im Allgemeinen dem Ausland eine Spitze zu bieten, ist Thorheit. Die Kunst ist international. Wer einmal in eine Kunstgeschichte geblickt hat, sieht doch, daß wir von unserem Dürer und Holbein allein nicht fett werden können. So lange Rodin bessere Plastiken macht als Klinger, ist er mir lieber. Wäre es umgekehrt, mich sollts freuen. Wer sind denn nun diese colossal „Teutschen"? Da ist Baluschek, der immer wieder zeigt, daß er gerade das Deutsch-Gemüthvolle absolut nicht empfindet, Brandenburg, der wirre Phantast, der das Land der Philosophen kaum vom Hörensagen zu kennen scheint, Fidus, der Deutschthum mit Vegetarismus und weibischer Langhaarigkeit verwechselt, Stassen, der in antikisirender Conturenzeichnung Männerkraft posirt. Doch zur Ausstellung selbst. Es ist sicher für den Kritiker das Gegebenste und Würdigste, die vorliegenden Arbeiten nur an sich zu betrachten. Aber warum kommen die Herren uns mit einem solchen Phrasenschwall? Man hat eine neue Vereinigung geschaffen, um das Absatzgebiet zu vergrößern. Das ist doch der Kern? Punktum.

Die Ausstellung macht im Ganzen einen guten Eindruck. Das ist den vorzüglichen Landschaften, die vorherrschen, zu danken. Allerdings hat man sehr gute Namen gewonnen, die schon für sich selbst sprechen. Da ist Hans v. Volkmann mit einem Blüthenbaum gegen die Abendsonne und einer Eifel-Haidelandschaft in trübschwerer Stimmung, Hans am Ende mit einer prächtigen blühenden Haide gegen weißlichen Himmel, Hans Licht mit seinen durchaus soliden und markigen Stücken. Das Figürliche ist fast allgemein schwach. Heinrich Vogelers stylisirte Ausdem-Kopf-Malerei ist geschmacklos. Ein grasgrünes Gewand auf grasgrünem Gras wirkt unerträglich. Franz Stassen kann absolut nicht malen, brauchte es uns aber nicht immer wieder zu beweisen. Hans Baluschek bringt drei Idyllen, die durchaus keine Idyllen sind. Zur Idylle gehört Stimmung, die Baluschek stets ängstlich zu umgehen weiß. Seine billige Technik, Tempera-Untermalung mit Buntstift- oder Pastell-Bekritzelung ist eines aufrichtigen Malers unwürdig. Martin Brandenburgs „Gedanken der Erde" enthalten keinen Gedanken. Malerisch wäre die Sache gut als Vorsatzpapier (Motto: Pfauenaugen) zu verwenden. Hans Thoma ist schwerlich noch ein Werdender. Seine figürliche Darstellung steckt allzustark im unmalerischen Classicismus. Auch Adolf Oberländer ist, unbenommen seiner zeitlichen Bedeutung, nicht mehr zu den Kommenden zu zählen. Vier Elephanten stören ein Negerpicknick, indem sie die Zipfel des auf den Boden gelegten Tischtuches mit den Rüsseln ergreifen und die ganze Gesellschaft prellen. Wer lacht da?

* * *

Bei Cassirer sind einige Collectionen ausgestellt. In Lovis Korinths dicht behaarter Brust (siehe Selbstbildniß als Halbact) streiten sich drei Seelen: eine schwarze, blutrünstige, eine trocken akademische und eine farbige, sonnige, freudige. Die erstere äußert sich in einem Martyrium, in dem außer der sicher nicht gemachten Freude am Rohen weder Composition noch die schwärzliche Farbe günstig wirken. Eine Skizze zu Genannten sowie ein „Tänzer" stehen dem gleich. Akademisch im nichtssagenden Sinne ist das Bild „Perseus und Andromeda". Ein trocken gemalter Act, eine Ritterrüstung in unmöglicher Stellung, ein grüner Drache — das ist Alles ohne Zusammenhang und lieblos gegeben. Auch eine weibliche Actstudie sowie einige Porträts ragen durch nichts über durchschnittlich Gekonntes hervor. Aber dann zeigt er noch drei Stücke, die allerdings nicht genügend gewürdigt werden können. Da sind Hände mit Blumen, ein Bildniß im Freien, der geröthete Kopf eines alten Herrn mit zarter und doch kräftiger Hand, mit großer Freude an Farbe und Sonne gemalt. Man kann Korinth nur rathen, öfters einmal seine Palette von den schmutzigen Tönen zu reinigen. Rührend ist die Naivität, mit der er uns glauben machen will, er hätte einen Franz Hals copirt. Es ist natürlich ein Loris Korinth geworden. Der junge Max Beckmann steht noch sehr in der Entwicklung. Das zeigt das Ungleichmäßige und Allumfassende seiner Arbeiten. Landschafter ist er wohl nicht; jedenfalls ist ihm noch nicht das Verständniß dafür aufgegangen, daß der Vordergrund wenigstens mit einiger Festigkeit gegen luftigere Partien stehen muß. So flattert bei ihm Alles durch- und auseinander. Auch beim Figürlichen hat er eine fatale Art, in die eigentliche Schattenpartie des Kopfes einen viel zu hellen, blaugrünen Reflex zu setzen, der jede einheitliche Wirkung tödten muß. Das fiel bereits bei einem Bildniß in der Sommerausstellung der Secession auf, heute wieder bei seiner „Schwangeren Frau". Ehrliche Arbeit sucht Beckmann in dem Porträt einer jungen Frau zu leisten. Der schwarze Shawl und Rock, der graue Pelz und weiße Stuhl, das ist sicher mit Geschmack und leicht behandelt. Aber hierzu hätten nun die Farben des Kopfes gestimmt werden müssen, der allzu ausgeschnitten und fleischig in seiner Umgebung klebt. Ein Bierulk „Betrunkene" gehört nicht in eine Ausstellung und ist in seiner Sinnlosigkeit scharf zurückzuweisen. Eine wirkliche Freude bereiten die Blumenstücke Emil Noldes, oder hätten es wenigstens thun können, wenn der Künstler anstatt der zehn nur die drei guten geboten hätte. Die Bilder stören sich in ihrer durchaus berechtigten Buntheit gegenseitig, und nur durch geistige Absonderung des Einzelnen kommt man zum Genuß. Wie gesagt, nur drei sind gelungen. Das ist erklärlich bei der wirklich schwierigen Aufgabe. Schade, daß unsere Künstler nicht Selbstkritik genug haben, Minderwerthiges zurückzuhalten. Daß Nolde versucht, Figürliches in der Art seiner Blumen zu lösen, ist eine Unmöglichkeit. Es wäre das Beste, wenn er von diesem Gebiet, das ihm nicht liegt, ganz abstehen würde.

* * *

Schulte bringt eine Ausstellung von Werken der Diez-Schule aus den Jahren 1870—1890. Den Begriff „Schule" giebt es heutzutage nicht mehr. Die Studierenden lassen sich von allem Möglichen beeinflussen, und auch der Lehrer ist stutzig geworden. Er sieht sich von tausend Anschauungen umwogt; kann er da noch behaupten, daß seine Art die Alleinseligmachende ist? So hört man in den Ateliers jetzt oft das Wort: „Ja, wenn Sie denken, Sie können das natürlich auch so auffassen." So ist die eigentliche Schule verschwunden, und wie schade es darum ist, sehen wir hier. Eine gewisse Gleichmäßigkeit, aber dafür ein solides Arbeiten ist vorhanden. Da ist nichts, was nicht ernst und sicher studiert wäre. Was muß den jungen Malern dieses directe Vorwärtsschreiten für einen Halt und eine Fröhlichkeit gegeben haben! Auch eins fällt auf, was die jetzige Generation verloren zu haben scheint: das Fleisch in seiner innerlichen Leuchtkraft zu geben. Das wird durch goldige Töne erzielt, die uns heute fern liegen, aber der Effect ist doch da. Wir müssen uns oft, ach so oft, mit einer mehr oder weniger plastisch bemalten Leinwand begnügen, die uns nicht ahnen läßt, daß unter der Oberfläche der Haut ein Gewebe von pulsirendem Blut und lebendem Fleische ruht. Den Fortschritt unserer Zeit dagegen zeigen die in der Anzahl geringen Compositionen. Ein Vorgang im Freien, nur in Atelierbeleuchtung gesehen, ist für unser Auge nicht mehr angängig.

* * *

Keller und Reiner greifen mit einer Ausstellung französischer Möbel und Gobelins in das 17. und 18. Jahrhundert zurück. Auch hier drängt sich die Vergleichung mit unserer Möbelarchitektur auf. Wir sind, sinnloser Materialsvergewaltigung müde, wieder auf die Urform zurückgegangen. Aber leider stecken wir noch immer in derselben. Das Kunstwerk ist erst dann ein solches, wenn es an Hand des Materials dieses wiederum überwindet. Die leichten Rococo-Formen lassen die Structur des Holzes nicht mehr ahnen, aber man denkt gar nicht daran, danach zu fragen. Die schönen buntfarbigen Bezüge geben sicher eine fröhliche Harmonie — dennoch gehört das Alles in eine ferne Zeit. Wir sind zu nüchtern, ernst und — bequem geworden. Zur Plaketten- und Medaillen-Ausstellung im oberen Stock wird es mir schwer, Stellung zu nehmen. Abgesehen von der Gebrauchsmünze, pfuscht diese Flachkunst doch mehr oder weniger der Malerei und Zeichnung ins Handwerk. Das Gebiet der Plastik ist die Form. Auch der Zweck ist nicht klar. Eine Radirung, um beim kleinen Format zu bleiben, giebt doch sicher ein besseres Bildniß als ein Flachrelief. Malerische Motive, wie Ritter und Mädchen, Mutter und Kind, sollte man, wenn sie eben zur Vollplastik nicht ausreichen, ruhig den Schwesterkünsten überlassen.

*H. King (Berlin).*

## Aus den Berliner Theatern.

Lessing-Theater: Kaiser Karls Geisel. Ein Legendenspiel von Gerhart Hauptmann.

Das neue Drama Gerhart Hauptmanns hat ihm nicht den Sieg gebracht, den man nach der vollen Niederlage der „Jungfern vom Bischofsberg" doppelt gewünscht hätte. Zwar setzte kein Theaterscandal ein, man begegnete dem Dichter würdiger; aber auch „Kaiser Karls Geisel" ist als Bühnenstück eine verfehlte Leistung, die sich auf den

Digitized by Google

Brettern kaum halten wird. Mehr bietet das Legendenspiel dem Leser*), obwohl auch er sich starker Bedenken nicht erwehren kann. Ist es mangelnde Gestaltungskraft, die den Dichter am Austragen seines Dramas hinderte, ist es ein Drängen vom Theater fort zur Novelle hinüber, ist es nervöse Hast, die den Siegeskranz im Fluge erhaschen möchte und sich statt der Vollendung mit einem Grundrisse begnügt? So viel steht fest: Hauptmann braucht Ruhe, um sich auf sich selbst zu besinnen. Wenn ihm immer und immer wieder von allen Seiten nahe gelegt wird, daß eine Ueberproduction, wie die seinige, keine reifen Früchte fördert, so sollte er dieser Wahrheit nicht länger sein Ohr verschließen.

Der Stoff seines Legendenspiels, zu dem er sich durch eine altitalienische Novelle des venetianischen Edelmanns Sebastiano Erizzo angeregt fühlte, ist dieser: der alternde Kaiser Karl der Große gewinnt ein 15jähriges Mädchen, eine Geisel aus Sachsenstamme, lieb, die äußerlich eine schöne Heilige, dennoch ein durchtriebenes Dirnlein von Naturbestimmung ist. Sich seiner Greisenliebe schämend, spielt er den Vater, das Schicksal, den Erzieher ihr gegenüber; aber der Herrscher der Welt steht rath- und machtlos vor diesem verdorbenen Kinde. Endlich, da er von Gersuinds nächtlichen Orgien mit rohem Gesindel, mit ihren eigenen Wächtern und jedem, der keck zufaßt, durch seinen Kanzler erfährt, stößt er die Unwürdige von sich. Aber jetzt, fern von ihm, ist Gersuinds Liebe zu Kaiser Karl stürmisch erwacht; und ihn erfaßt Reue und Sehnsucht, aber er findet nur die Todte, die der Kanzler vergiftet hat. Vor den Thoren murrt in Kriegsbedrängniß das Volk, das den Kaiser verhext wähnt, und er hebt das Schwert, mit dem er sich und den Seinen Frieden erkämpfen will.

Man hätte diesen Stoff verhältnißmäßig einfach behandeln können, was Hauptmann jedoch verschmäht hat. Die große Gegenüberstellung bleibt: hier der Weltbeherrscher, dort ein Dirnchen. Und Hauptmann hat Karl den Großen am Anfang seines Dramas nicht nur gut charakterisirt, sondern auch schlicht gefaßt; als Gebieter und kräftigen Mann, der sich gegen das Alter wehrt.

„Gieb her den Spieß, und Herzwurf will ich treffen,
so brav wie Du: so weit ist alles gut:
nur daß, wo Dich ein junges Weib besucht,
mich das Gespenst des Alters quält. Es hüstelt
an meiner Seite, kriecht mir unters Deckbett
zur Nacht, berührt mich kalt, droht nörgelnd mir,
von unten auf in Stein mich zu verwandeln!
Von unten auf, in Stein und nach und nach,
lebendigen Leibs!"

Es ist klar, daß eine solche Persönlichkeit das Leben, das schöne, freudige, selbstsichere, skrupellose, junge Leben, wie es sich in Gersuind äußert, mit wilder Wehmuth locken wird. Aber die Gestalt der Geisel ist Hauptmann gar nicht gelungen, ja sie bleibt überhaupt dunkel. Hat er bei diesem Wesen an Schnitzlers Beatrice gedacht, ähnlich wie ihm aus den eigenen Werken Gedanken an Rautendelein, Elga u. s. w. aufstiegen? Aber Schnitzlers Beatrice ist doch ungleich vielsagender und faßbarer. Ueber Gersuind wird dagegen der Zuschauer und Leser im Unklaren gelassen, erst recht, wenn sie zum Schluß ihre Liebe zu Karl ausspricht.

Was man in dem Legendenspiel ferner vermißt, ist die Stellung des Dichters: die Linie. Wohl ist es das Beste für ein Drama, wenn alle Personen von ihrem Standpunkt aus Recht haben. Aber Gerhart Hauptmann scheint zu schwanken; sein Eintreten für Gersuind einzig als vom Dämon getriebene Dirne führt in die Irre. Denn Karls Liebe mit ihrer Scheu wirkt banal, wenn hinter der Geisel sich nicht mehr verbirgt, als die Andern geringschätzig in ihr sehen. Hauptmann scheint durch seine ganze Stellung auch zunächst dieses Positiv-Werthvolle in Gersuind anzudeuten, um es dann schuldig zu bleiben.

Schön ist wiederum Manches am Schlusse des Dramas. Wie kein anderer vermag Hauptmann das Schicksal-Bedrängte und Schicksal-Umsponnene seiner Menschen, hier Kaiser Karls zu geben. Das bleibt des Dichters Größtes, daß er ein Lebensfrommer ist, etwa wie Goethe das Wort „Naturfrommer" auf Shakespeare geprägt hat. Seine Larghi haben manchmal Töne, die an Beethoven erinnern. So wenn Alcuin, kurz ehe Karl die Todesbotschaft Gersuinds erfährt, sagt:

es kommt mir vor,
als stünden wir inmitten einer Wolke,
von einem noch verborgneu Schicksal schwer.

Oder wenn Karl beim Anblick der Kerzen des Leichenzuges in sich selbst schwankt:

„sind das nur Funken meines Bluts? —
Nein: Lichter ... Lichter taumeln auf mich zu!"

Und wenn er sich in den Krieg, aufs Blachfeld mit dem Wolkenaufruhr über sich hinaussehnt. Aber dramatisch ist an diesem Act, der zugleich an Wildenbruch und schließlich an Grillparzers „Jüdin von Toledo" erinnert, wenig zu retten.

So kann man auch hier sagen, daß ein großer Aufwand nutzlos verthan ist. Zwar kein Aufwand an Durchdringung und Ausarbeitung des Stoffes, an dem es gerade gefehlt hat; aber ein gutes Samenkorn hat keinen günstigen Boden gefunden.

Die Darstellung König Karls ließ erkennen, wie sehr man im Lessing-Theater Rudolf Rittner vermißt, der wie ein Schatten über Hans Marrs Figur des Kaisers schwebte. Ida Orloff fand sich mit Gersuind so gut es ging ab, ohne ihr die Naturtöne geben zu können, die Beiden fehlen. Von wundervoller reifer Klarheit war wieder Oskar Sauers Alcuin, während die Aufführung im Ganzen ein gutes, nicht eben allzu hohes Niveau innehielt. *O. A.*

*) Das Werk ist soeben in sehr geschmackvoller Ausstattung im Verlage von S. Fischer (Berlin) erschienen. (Preis geh. Mk. 2.)

Komische Oper. Gustave Charpentier: Louise. Musik-Roman in 4 Acten.

Die Handlung dieses vorgeblichen „Musik-Romans", der ganz mit den arg verstaubten Requisiten der sentimentalen, älteren Berliner und Wiener Posse arbeitet (dem braven Nähmädel, dem Windhund von Verführer, der polternden, hartherzigen Mutter, dem gutmüthigen Vater, der dann vom Kummer aufs Krankenbett geworfen wird, und vor Allem der Apotheose: dem einzigen Berlin oder Wien), der aber nicht halb so immerhin wahr oder gar so herzwarm ist wie diese alten Possen, darf von früheren Aufführungen her als bekannt vorausgesetzt werden; wer sie aber nicht kennt, der kann sie sich aus obigen Stichworten leicht zusammen reimen. Ueber die Musik der „Louise" aber muß ich hier einmal ein paar grundsätzliche Bemerkungen machen, die nicht nur dieser Musik allein gelten. Was Wagner für seine Götter und Helden recht war, das ist durchaus nicht nun auch für einen biederen Spießer, Gevatter Schneider und Handschuhmacher billig. An Götter und Helden legen wir von vornherein einen wesentlich andern Maßstab, als an einen armseligen Sterblichen. Donar schlichtet nun einmal seine Streitigkeiten mit dem steinernen Hammer, und wenn Zeus nur die Locken schüttelt, bebt der Olymp. Wenn jedoch ein braver Lastträger seine Nudelsuppe mit Walküren-Fanfaren aus der Schüssel schöpft, oder seine Frau mit Siegfried-Drommeten erklärt, wenn der unerwünschte Freiersmann ihr über die Schwelle komme, so werde sie das Haus verlassen, dann wirkt das lächerlich, in das nichts anders als bürgerliche Ruhestörung. Der gute Charpentier wagnert nun — nach ungezählten Mustern! — in seinem Musik-Roman, daß einem Hören und schließlich auch das Sehen vergeht. Seine ach so menschlichen Menschlein brüllen — salva venia — als wären sie Wagnersche Götter. Gerade die „Louise" scheint mir ein Schulbeispiel dafür zu sein, daß eine Entwicklung der Musik in der Richtung Wagner über Wagner hinaus nicht möglich. Aber „das ist ein zu weites Feld", mit Fontanes altem Brieft zu sprechen, und davon wird hier ein ander Mal ausführlicher zu reden sein.

Die Aufführung unter der Regie Gregors war mustergiltig. Für die Louise kann ich mir keine bessere Vertreterin als Henny Linkenbach denken, die uns leider soeben an die Wiener Hof-Oper weg engagirt worden ist. Sehr Gutes bot ferner Jean Nadolovitch als Julien, und zu nennen habe ich schließlich noch Desider Zador (Vater) und die famose Isabelle l'Huillier (Straßenjunge, Nähmädel). Wundervoll, die der königlichen Oper völlig in Schatten stellend, waren die Bühnenbilder. Wie denn überhaupt Gregor in der Regie Reinhardt selbst die Palme streitig macht. *Dr. A. Hn.*

## Notizen.

Folgende neue Bücher, Broschüren, Zeitschriften u. s. f. sind uns zugegangen:

Dr. Adolph Kohut: David Friedrich Strauß als Denker und Erzieher. Mit 7 Gravüren. Verlag von Alfred Kröner (Leipzig). Preis geh. Mk. 3.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes will anläßlich des Säculartages (27. Januar) David Friedrich Strauß als Denker und Erzieher dem Bewußtsein der Gegenwart näher bringen, indem er auf Grund der sämmtlichen Schriften, Briefe und sonstigen werthvollen und zuverlässigen Materials von und über Strauß den erschöpfenden Nachweis erbringt, daß Strauß eines der vielseitigsten und umfassendsten Genies des deutschen Volkes im 19. Jahrhundert war.

Wir lernen Strauß in seinen eigenen Worten als Bibelkritiker, Religionsphilosophen, Ethiker, Aesthetiker, Naturforscher, Geschichtsschreiber, Biographen, politischen Publizisten und als Dichter kennen. Seine inhaltlich wie formell gleich bedeutsamen, tiefsinnigen und geistvollen Gedanken und Aussprüche zeigen ihn uns als einen Denker, Forscher und Schriftsteller allerersten Ranges, der zu den großen Erziehern in der National- und Weltliteratur gezählt werden muß. Einen besonderen Reiz und Werth verleiht dem mit sieben Bildern geschmückten, systematisch geordneten, lichtvoll und klar geschriebenem Werk, auch der Umstand, daß in diesen Gedanken-Lichtstrahlen der vor einem Jahrhundert geborene Forscher und Schriftsteller in seiner Lebens- und Weltanschauung als ein durchaus Moderner und gleichsam Lebender erscheint, dessen Ideen und Aussprüche nicht im Geringsten veraltet sind, so daß man wohl mit Fug und Recht die Hoffnung hegen darf, David Friedrich Strauß werde auch in der Gegenwart und für kommende Geschlechter als Erzieher von heilsamster Wirkung sein.

*A. K. (Leipzig).*

Digitized by Google

Von neueren Ausgaben des Straußschen: „Voltaire" seien hier die von Dr. Hans Landsberg im Kröner'schen Verlage herausgegebene und mit Anmerkungen versehene Volksausgabe (Preis kart. Mk. 1) und die von Prof. Dr. P. Sakmann eingeleitete, im Neuen Frankfurter Verlag (Frankfurt a. M.) erschienene, gleichfalls wohlfeile Ausgabe genannt.

Eine dritte bedeutsame Säculargabe sind die in Carl Winters Universitätsbuchhandlung (Heidelberg) erscheinenden Aufsätze Kuno Fischers über David Friedrich Strauß, die 1858—1870 an zerstreuten Stellen namenlos veröffentlicht wurden und nur wenig bekannt sein dürften. Die Aufsätze sind gleich charakteristisch für Strauß wie Fischer und bilden mit der Einleitung Dr. Falkenheims und einem hier zuerst veröffentlichten Briefe von Strauß, ganz unter dem Eindruck seiner Beschäftigung mit Huttens Epistolae obscurorum virorum in launigem Mönchslatein geschrieben, eine werthvolle Jubiläumsausgabe.

Von den längst bewährt erfundenen Lorenzschen Reiseführer (Verlag von P. Lorenz, Freiburg i. B.) sind folgende Neu-Ausgaben erschienen:

R. Noë: Tyrol in 20 Tagen. Mit 9 Karten. Preis Mk. 2.
derſ.: Die Schweiz in 15 Tagen. Mit 8 Karten. Preis Mk. 1,50.
derſ.: Der Rhein in 15 Tagen. Mit 8 Karten. Preis Mk. 1,50.
A. Babilotte: Die Vogesen. Mit 10 Karten. Preis Mk. 1,50.
H. Grabow: Savoyen und die Dauphine! Mit 4 Karten. Preis Mk. 2.

Dr. Ernst Förster: Die Frauenfrage in den Romanen englischer Schriftstellerinnen der Gegenwart. N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung (Marburg).

Es ist ganz interessant, durch dieses kleine Schriftchen auf die Hauptprobleme der englischen Frauenemancipation hingewiesen zu werden. Nur zwingt uns die Selbstverständlichkeit der aufgestellten Forderungen und die Zaghaftigkeit, mit der sie das Natürlichste propagiren, ein leises Lächeln ab, das nicht ohne eine gewisse Genugthuung ist, weil wir erkennen, wieviel mehr Spielraum und deßhalb viel schnelleres Vorschreiten unsere weniger harte und verknöcherte Gesellschaftsmoral im eigenen Lande gestattet. *G. F.*

Die Weltwirthschaft. Ein Jahr- und Lesebuch in Einzeldarstellungen herausgegeben von Dr. Ernst von Halle, Professor an der Universität Berlin. II. Jahrgang 1907. I. Theil: Internationale Uebersichten. VI und 368 S. Lex. 8. 1907. B. G. Teubners Verlag (Leipzig), Preis geh. Mk. 6.

Von dem zweiten Jahrgang des Jahrbuches „Die Weltwirthschaft", die sich mit ihrem erstmaligen Erscheinen im vorigen Jahrgang als zusammenfassende Darstellung der Geschehnisse auf allen Gebieten des Wirthschaftslebens rasch in all den Kreisen eingeführt hat, die einer solchen als eines unentbehrlichen Nachschlagebuches bedürfen, ist soeben der erste die „Internationalen Uebersichten" enthaltende Theil erschienen, und es sei hier die Aufmerksamkeit der Behörden und Beamten, der wirthschaftlichen Verbände, der Praktiker, der Politiker und Schriftsteller, der Lehrenden und Lernenden an unseren Hochschulen auf das groß angelegte Werk gelenkt. Angesichts der günstigen Beurtheilung, die dem ersten Jahrgang zu Theil geworden ist, tritt der zweite in äußerlich fast unveränderter, nur etwas erweiterter Form in die Erscheinung, während es innerlich möglich gewesen ist, der größeren Einheitlichkeit der Ausführung ein gutes Stück näher zu kommen; auch sind entsprechend verschiedenen Anregungen der Benutzer und Kritiker, an zahlreichen Stellen Ergänzungen eingetreten. Festgehalten ist natürlich an dem Grundsatz des Zusammenwirkens einer Reihe hervorragender Sachkenner und Specialisten, von Männern der Wissenschaft wie der Praxis. Eröffnet wird das Buch mit einem Ueberblick über die große Politik (von Dr. Kurt Riezler-Berlin), der, außer der Marokko-Conferenz, den panamerikanischen Congreß und die amerikanisch-japanischen Beziehungen besonders hervorhebt. Der Ueberblick über die internationale Wirthschaftspolitik (von Handelskammersyndicus Dr. Ed. Roghe-Berlin) schließt mit interessanten und werthvollen Tabellen über die wichtigsten Einwirkungen der Handelsverträge und des Berichtsjahres auf die Zolltarife der betheiligten Länder. Der Bericht über die Weltsocialpolitik (von Dr. W. Zimmermann-Berlin) hat die wichtigen internationalen Abkommen über die Zündholzfabrikation und die gewerbliche Nachtarbeit der Frauen zu verzeichnen. Es folgen dann die Berichte über die landwirthschaftliche Production und über die Erzeugung industrieller Rohstoffe. Der Bericht über Geldwesen und Edelmetallproduction (von Betriebsinspector E. Biedermann) bietet wieder ein durch Tabellen und Diagramme reich illustrirtes Material. Dem schließen sich die Uebersichten über das Bankwesen, über die Börsenanlage und den internationalen Geld- und Wechselmarkt an. Nach einem interessanten Ueberblick über die Entwicklung des Welthandels (von A. H. Hirschberg-London), der einmal den Gang des Handels in den Haupthandelsländern, andererseits den Geschäftsgang in den hauptsächlichsten Welthandelswaaren behandelt, folgen die Berichte über den Weltverkehr, die Eisenbahnen, Reederei und Schiffahrt, Post und Telegraphie, während die Berichte über Versicherungswesen und Armenwesen das wirthschaftliche Bild wesentlich ergänzt. Von besonderem Werth ist wieder die Uebersicht über die Finanzen der europäischen und der wichtigen außereuropäischen Staaten (von Geh. Oberfinanzrath O. Schwarz-Berlin). Besonderes Interesse darf der Bericht über die Technik (von Prof. Dr. H. Mehner-Berlin) in Anspruch nehmen. Ist naturgemäß eine gedrängte vollständige Uebersicht über dieses Gebiet ausgeschlossen, so ist die eingehende Behandlung einiger Stichproben, wie sie der Aufsatz giebt, um so interessanter, zumal derselbe durch interessante in natura dem Werk beigegebene Proben von Papierfasern und Papierstoffen, sowie durch interessante Abbildungen über die Ergebnisse der Bodenheizung die anschaulichste Illustrirung erfährt. Besondere Beachtung darf auch der Bericht über das Kunstgewerbe (von Geh. Regierungsrath Dr. H. Muthesius-Berlin) in Anspruch nehmen, der über die Ergebnisse der Dresdener Ausstellung, die als culturelle Leistung allerersten Ranges bewerthet wird, berichtet und andererseits das interessante und wichtige Problem der Neuorganisation des Kunstgewerbes behandelt. Den Schluß des Bandes bildet eine werthvolle Zusammenfassung der wichtigsten Grundlagen des Wirthschaftslebens durch eine Zusammenstellung der internationalen Gestaltung des Wirthschaftsrechtes.

Aus diesem kurzen Ueberblick dürfte sich ergeben, wie werthvoll das Werk in gleicher Weise für Theorie und Praxis ist. Die Anschaffung aber ist durch den außerordentlich billigen Preis einem jeden Interessenten ermöglicht. *Dr. G. (Leipzig).*

Studien zur frühromantischen Politik und Geschichtsauffassung von Albert Poetzsch. (Beiträge zur Cultur und Universalgeschichte. Herausgegeben von Karl Lamprecht. 3. Heft. Leipzig 1907. R. Voigtländers Verlag.)

Ein außerordentlich vielseitiges Culturproblem, das Herauswachsen einer romantischen Weltanschauung aus der Reaction gegen Aufklärung und Classicismus ist mit seltener, tiefeindringender Belesenheit, großer philosophisch geschulter Universalität des Blickes von einem noch unbekannten jungen Gelehrten glänzend klargelegt worden. An der Hand vor Allem der genialen, instincttiefen Ideen des erst heute voll geschätzten Friedrich Schlegel. Nach einer außerordentlich feinen psychologischen Analyse des so überaus ideenreichen, aber zersplitterten Charakters der Frühromantik weist der Verfasser in prächtiger Klarheit und Gründlichkeit nach, wie weit Herdersche und Fichtesche Ideen bildunggebend auf das Entstehen der panentheistischen doppelpoligen Unitätsidee der Romantik, die ganz von selbst sich historisch krystallisirte, eingewirkt haben. Die Abhandlung rückt die Originalität der romantischen Synthese stark in den Vordergrund und gewinnt den einheitlichen Organismusgedanken aus den einzelnen und zerstreuten genialen Systemansätzen aus Novalis', Adam Müllers und Schlegels Werken. Wir können auf derart universell geschulte, strengste Fachexactheit mit weitestem Ueberblick über die großen Zusammenhänge verbindende Gelehrte wie Albert Poetzsch stolz sein. Sie werden die in den letzten 30 Jahren *so tief* herabgesunkene Wissenschaft als Lebenspotenz rehabilitiren.

*Paul Friedrich (Berlin).*

Theodor Kappstein: Eduard v. Hartmann. Einführung in seine Gedankenwelt. Verlag von A. Perthes, Gotha. Preis geh. Mk. 3.

Es ist ein Zeichen der Zeit, daß das Interesse an religiösen und philosophischen Fragen, das unter der Vorherrschaft des Materialismus fast ganz erlahmt war, sich auch in weiteren Kreisen mit größerer Stärke wieder geltend macht. Das gesteigerte Persönlichkeitsbewußtsein des modernen Menschen fordert eben eine vertiefte Weltanschauung, die auch dem Inbegriff unserer Individualität, dem, was wir Seele nennen, eine entscheidende Stellung einräumt. Wir können uns nicht damit zufrieden erklären, daß Alles, was in uns lebt und webt, all unser Denken und Empfinden und Begehren nur das Product von Kraft und Stoff, nur Bewegung der Materie sein soll.

Mehr vielleicht, als unsere nüchterne, sich einer, auch der Mehrzahl der Gebildeten unverständlichen Sprache bedienende Schulphilosophie kommt diesem Bedürfniß der großartige Gedankenbau des philosophischen Systems entgegen, das der im vorigen Jahre verstorbene Eduard von Hartmann begründet hat. Hier bietet sich uns eine tiefe, die bedeutendsten philosophischen Richtungen der Neuzeit (im doppelten Sinne) „aufhebende" Welt- und Lebensanschauung dar, die auch den Ansprüchen des Gemüthes und der Phantasie gerecht wird. Und dabei sind Hartmanns Schriften in einer, auch weiteren Kreisen verständlichen Sprache verfaßt, wie Eduard Engel in seiner Geschichte der deutschen Literatur mit Recht betont.

Für die aber, denen es an Zeit gebricht, die sehr zahlreichen Werke des großen Philosophen zu studiren und denen auch Arthur Drews' vorzügliches Buch: „Ed. von Hartmanns philosophisches System im Grundriß" zu umfangreich und abstrakt ist, hat Theodor Kappstein eine „Einführung in seine Gedankenwelt" vor Kurzem erscheinen lassen, einen Abdruck von Vorlesungen, die der bekannte Schriftsteller im Winter 1906/7 an der Freien Hochschule Berlin gehalten hat. Kappstein will nicht einen erschöpfenden Abriß von Hartmanns System geben, sondern nur den philosophischen Laien zum Verständniß der leitenden Ideen hinführen, und das ist ihm auch im Ganzen gelungen. Wir können daher das Werk allen Freunden unseres großen Philosophen und denen, die es werden wollen, warm empfehlen.

*Max Lehmann (Berlin).*

Digitized by Google

**Zeitungs-Nachrichten**
in Original-Ausschnitten
*über Politik, Handel, Industrie, Kunst und Wissenschaft sowie über alle sonstigen Themata liefert zu mässigen Preisen das*
**Nachrichten-Bureau**
**Adolf Schustermann**
**Berlin SO. 16.**
*Illustrierte Broschüre, Referenzen grat. u. frco.*

**Weck's Frischhaltung**
und sonst nichts und weiter nichts und drüber nichts dum
**Koche auf Vorrat**

Drucksachen über:
**Weck's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel**
kostenlos durch:
**J. Weck,** Ges. m. b. Haftung, Oeflingen, A. Säckingen (Baden).
Man verlange nur
**Weck's Originalfabrikate**
Ueberall Verkaufsstellen.

**WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST OTTO ERDMANN JUNIOR BERLIN S.W. 61. TEMPELHOFERUFER 21.**

*London W. 8|9 Colville Square.*
*Erstklassiges Boarding House. Beste Lage. Gute Küche. Pension mit Bedienung von 22 Mark wöchentlich an. Garten. Deutsche und englische Referenzen.*
*London W. 8|9 Colville Square.*

Künstlerische und gediegene bürgerliche Wohnungs-Einrichtungen deutscher Art in neuer Technik. Sorgfältige Farben- und Formengebung. III. Deutsche Kunstgewerbe-Ausstellung 1906 höchste künstlerische Auszeichnung: Ehren-Urkunde.
Teppiche, Bezüge, Vorhänge besonders dazu angefertigt in bester Qualität nach Entwürfen der ersten deutschen Künstler: Richard Riemerschmid, M. Junge, o E. H. Walther sowie B. Scott u. a. o
o o o o Niedrige Preislage. o o o o
Zimmer von 180 M. an. Einrichtungen zu 570 M., 1195 M., 2630 M. Frachtspesen durch Zerlegbarkeit der Möbel sehr verringert. Sofort lieferbar. Man verlange: Denkschrift über das Dresdner Hausgerät mit Preisliste und Bildern, dazu Ausstattungsbriefe von Dr. Fr. Naumann zusammen gegen Einsendung von 1.50 M. Gekürzte Preisliste mit Bildern umsonst.
DRESDNER WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST (KARL SCHMIDT) DRESDEN-ALTSTADT, KREUTZERSTRASSE 21.

**DÜRKOPP-**

**DÜRKOPP & Co. A.G. BIELEFELD**

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die „Gegenwart" beziehen.

**Keine Nachnahme! Erst prüfen!**
**Orangenblüten-Honig!!**
übertrifft jeden Honig der Welt. Garant. absolut naturr. Bienenprodukt! Begeist. Lob von Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u. zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.
**Kusche & Martin, Malaga**
Spanien (Deutsche Firma)

**Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:**
**Harmoniums**
mit wundervollem Orgelton.
Katalog **gratis.**
**Aloys Maier,** Hoflief., **Fulda.**
Illustrierte Prospekte auch über den **neuen** Spielapparat **„Harmonista"**, mit dem **Jedermann ohne Notenkenntnisse sofort 4 stimmig Harmonium spielen kann.**

Digitized by Google

# Die „Continental"

Mehrfach mit der **goldenen Medaille** prämiiert

Mehrfach mit der **goldenen Medaille** prämiiert

**findet von Tag zu Tag immer weitere Verbreitung.**

**Beweis:**

**Die ausserordentlich lebhafte Nachfrage nach dieser erstklassigen**

## Schreibmaschine.

## Franz Kaiser – Friedrichstrasse 197 – Berlin W. 8.

Wollen Sie

**Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren etc.**

direkt, billig und gut kaufen, dann verlangen Sie unsere Offerte.

## Belmonte & Co., Berlin.

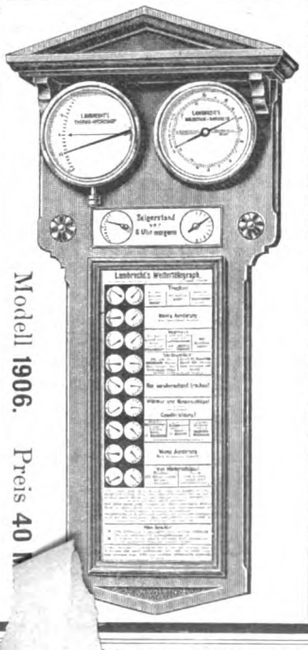
Detail-Verkauf:

**Leipzigerstrasse 35a,** Ecke Charlottenstrasse, und **Königstrasse 46,** Ecke Hoher Steinweg.

**Juweliere, Gold- u. Silberschmiede, Ateliers für Jnwelenschmuck und Kunstarbeiten.**

Fabrikation mit elektrischem Kraftbetrieb. — Gold- und Silber-Walz- und Prägewerk. Engros-Export nach allen Ländern.

**Prachtkatalog** mit vielen tausend Illustrationen von Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren gegen 1 Mk. franko. Bei Einkauf oder Rücksendung wird dieser Betrag vergütet. — **Spezialisten gratis.**



Modell 1906. Preis 40 M

**Original**

## Lambrecht's Wettertelegraph

gibt durch nur 2 Zeiger die drei Hauptfaktoren für die Vorausbestimmung des Wetters an: **Lufttemperatur, Luftfeuchtigkeit** und **Luftdruck.** Die Wetterprognose ist dadurch außerordentlich erleichtert, daß nur die gegenseitige Stellung dieser Zeiger in der am Apparat befestigten Tabelle aufzusuchen und die daneben stehende Prognose **einfach abzulesen** ist. — **Zahlreiche erstklassige Anerkennungen stehen zu Diensten.**

Lambrechts Instrumente sind gesetzlich geschützt.

**Man verlange ausdrücklich Gratis-Drucksache Nr. 280.**

## Wilh. Lambrecht Göttingen.

Gegr. 1859 (Georgia Augusta).

Inhaber des Ordens für Kunst u. Wissenschaft, der grossen goldenen und verschiedener anderer Staatsmedaillen.

**Vertreter an allen größeren Plätzen des In- und Auslandes.**

**Generalvertrieb** für die Schweiz Italien und die österreichischen Alpenländer durch:

**C. A. ULBRICH & Co., Zürich**


Verantwortl. Redacteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Für d… …eil verantwortlich: Georg Macher, Berlin W. 35, Steglitzer Straß…
Max Hesses Verlag in Leipzig. Druck … Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 5. Berlin, den 1. Februar 1908. 37. Jahrgang. Band 73.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Max Hesses Verlag in Leipzig.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 4gespaltene Petitzeile 50 Pf.

Inhalt:

Zur Frage der Einführung einer Reichswehrsteuer. Von Generalleutnant v. d. Boeck (Cassel). II. — Deutscher Conservatismus und türkischer Liberalismus. Von Otto Corbach (Berlin). — Oberlehrer. Von Oberlehrer Dr. Th. Mühe (Hamburg). — Die Zukunft der deutschen Moore. Von Dr. Albert Neuburger (Berlin). II. — Auguste Rodins Handzeichnungen. Von Otto Grautoff (Paris). — Drei Gedichte. Von Jakob Scherek (Königsberg i. Pr.). — In der Jagdbude. Skizze von Hermann Löns (Hannover). — Die Panacee des Lebens. Novelle von Kurt Martens (München). (6.) — Das Recht auf den Haufen. Von Marsyas (Dr. Martin Beradt, Berlin). — Die Verwilderung unsers Styls. Von Prof. Edmund Bartsch (Sangerhausen). — Aus den Berliner Theatern: Kammerspiele. Von A. Hn. — Januar: Ordensmonat. Von Terentius. — Geschäftliche Notiz. — Anzeigen.

## Zur Frage der Einführung einer Reichswehrsteuer.

Von Generalleutnant v. d. Boeck (Cassel).

II.

Während aber die Reichsregierung bei der schroffen Ablehnung ihrer Wehrsteuer-Vorlage von 1881 sich abwartend in dieser Frage verhielt, ging die abermalige Anregung zur Einführung einer Wehrsteuer vom Reichstage selbst aus.

Zunächst war es der Abgeordnete Dr. Arendt von der Reichspartei, der im neu gewählten Reichstage bei Beginn der Legislaturperiode am 4. December 1903 folgenden Antrag einbrachte:

„Der Reichstag wolle beschließen, die verbündeten Regierungen zu ersuchen, die zum Militärdienst nicht herangezogenen Wehrpflichtigen für die Zeitdauer, während welcher sie ihrer Dienstpflicht im stehenden Heere und in der Reserve hätten genügen müssen, zu einer nach ihrem Einkommen abgestuften Wehrsteuer heranzuziehen mit der Maßgabe, daß die Erträge dieser Steuer ausschließlich für die Versorgung der Invaliden und Veteranen, bezw. für deren Hinterbliebene und zur Verstärkung des Reichsinvalidenfonds zu verwenden sind."

Dieser Antrag blieb unerledigt und wurde in demselben Wortlaut unter dem 1. December 1905 aufs Neue gestellt.

Im Verlaufe der ganzen ersten Sitzungsperiode 1903/05 nahmen dann die einzelnen Parteien bei den verschiedensten Positionen Gelegenheit, ihre Stellung zur Wehrsteuer zum Ausdruck zu bringen. Hierbei trat deutlich hervor, daß die Ansichten über eine solche Steuer sich seit 1881 nicht unwesentlich geändert hatten und ein beträchtlicher Theil der Volksvertreter bereit war, die früheren Bedenken gegen diese Steuer fallen zu lassen.

Nur die Socialdemokraten verhielten sich nach wie vor ablehnend, angeblich weil diese Steuer hauptsächlich die armen Leute belasten würde.

Nachdem dann bei dem Beginn der neuen Sitzungs-Periode 1905/06 der Führer der Nationalliberalen, Abgeordneter Bassermann, gelegentlich seiner Etatsrede über die große Finanzreform auf das Fehlen der Wehrsteuer in derselben aufmerksam gemacht und auch andere Abgeordnete auf diese Steuer hingewiesen hatten, trat die Commission für die Finanzreform gelegentlich der Berathung von Ersatzsteuern in eine eingehende Besprechung dieses Steuerprojects ein. Den unmittelbaren Anlaß dazu bot folgender vom Abgeordneten Müller-Fulda eingebrachter, von Mitgliedern der Mehrheits-Parteien mitunterzeichneter Antrag:

„Die Commission wolle beschließen, der Reichstag wolle beschließen, den Herrn Reichskanzler zu ersuchen, dem Reichstage möglichst beschleunigt, jedenfalls noch während der Dauer der Commissionsberathungen über die Vorlage, betreffend die Ordnung des Reichshaushaltes und die Tilgung der Reichsschuld, einen Gesetzentwurf vorzulegen, welcher Ausgaben des Reichs in der Höhe, in welcher solche zur Zeit zum Zweck der Sanirung des Reichsinvalidenfonds als Veteranenbeihülfe aus allgemeinen Einnahmen bestritten werden sollen, durch eine Reichswehrsteuer deckt."

Der Antragsteller empfahl die Resolution, bei der es sich nicht darum handele, einen gewissen Theil der Bevölkerung zu belasten, sondern darum, einen gerechten Ausgleich zu schaffen. Die Regierungsvertreter, Reichsschatzsecretär Frhr. v. Stengel und der preußische Finanzminister Frhr. v. Rheinbaben, bekämpften den Antrag und zwar im Großen und Ganzen mit den gleichen Gründen, aus denen der Reichstag die Wehrsteuervorlage der Regierung von 1881 abgelehnt hatte. Hierbei wurde noch auf die Schwierigkeiten bei der Erhebung dieser Steuer und auf ihren geringen Ertrag in anderen Staaten, besonders Oesterreich, hingewiesen; der bayerische Ministerialrath Burkhardt erklärte, die bayerische Regierung theile die Bedenken gegen die Wehrsteuer auf Grund der Erfahrungen, die Bayern damit gemacht habe.

Trotzdem die Regierungsvertreter um Ablehnung der Resolution gebeten hatten, wurde sie mit 15 gegen 10 Stimmen angenommen, ihr jedoch Seitens der verbündeten Regierungen keine Folge gegeben.

Eine andere von der nationalliberalen Partei am 15. Mai 1906 eingebrachte Resolution, welche einen Gesetzentwurf fordert, durch welchen den vom Militärdienst Befreiten die Zahlung einer einmaligen, eventuell in Raten zu entrichtenden Abgabe nach Maßgabe ihrer Leistungsfähigkeit auferlegt, konnte wegen Mangels an Zeit nicht mehr zur Berathung gelangen.

Daß aber insbesondere diese Partei an dem Gedanken der Einführung einer Reichswehrsteuer festhält, zeigt neben vielfachen Aeußerungen in der Presse die im Eingange dieses Aufsatzes erwähnte Erklärung des Führers der Nationalliberalen, des Abgeordneten Bassermann, gelegentlich seiner

Digitized by Google

Die „Continental"

Mehrfach mit der **goldenen Medaille** prämiiert

Mehrfach mit der **goldenen Medaille** prämiiert

**findet von Tag zu Tag immer weitere Verbreitung.**

**Beweis:**

**Die ausserordentlich lebhafte Nachfrage nach dieser erstklassigen**

**Schreibmaschine.**

**Franz Kaiser – Friedrichstrasse 197 – Berlin W. 8.**

Wollen Sie

**Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren etc.**

direkt, billig und gut kaufen, dann verlangen Sie unsere Offerte.

**Belmonte & Co., Berlin.**

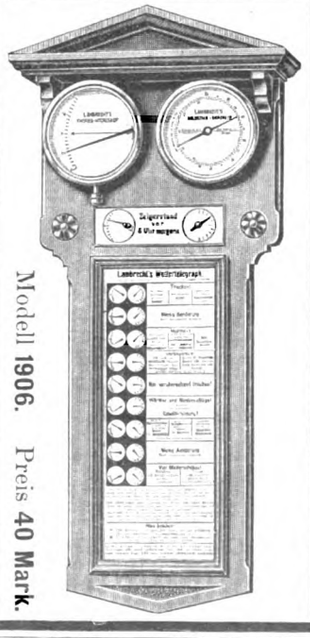
Detail-Verkauf:

**Leipzigerstrasse 35a,** Ecke Charlottenstrasse, und **Königstrasse 46,** Ecke Hoher Steinweg.

**Juweliere, Gold- u. Silberschmiede, Ateliers für Jnwelenschmuck und Kunstarbeiten.**

Fabrikation mit elektrischem Kraftbetrieb. — **Gold- und Silber-Walz- und Prägewerk. Engros-Export nach allen Ländern.**

**Prachtkatalog** mit vielen tausend Illustrationen von Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren gegen 1 Mk. franko. Bei Einkauf oder Rücksendung wird dieser Betrag vergütet. — **Spezialisten gratis.**



Modell 1906. Preis 40 Mark.

**Original**

**Lambrecht's Wettertelegraph**

gibt durch nur 2 Zeiger die drei Hauptfaktoren für die Voraussbestimmung des Wetters an: **Lufttemperatur, Luftfeuchtigkeit** und **Luftdruck.** Die Wetterprognose ist dadurch außerordentlich erleichtert, daß nur die gegenseitige Stellung dieser Zeiger in der am Apparat befestigten Tabelle aufzusuchen und die daneben stehende Prognose **einfach abzulesen** ist. — **Zahlreiche erstklassige Anerkennungen stehen zu Diensten.**

Lambrechts Instrumente sind gesetzlich geschützt.

**Man verlange ausdrücklich Gratis-Drucksache Nr. 280.**

**Wilh. Lambrecht Göttingen.**

**Gegr. 1859 (Georgia Augusta).**

**Inhaber des Ordens für Kunst u. Wissenschaft, der grossen goldenen und verschiedener anderer Staatsmedaillen.**

**Vertreter an allen größeren Plätzen des In- und Auslandes.**

**Generalvertrieb** für die Schweiz Italien und die österreichischen Alpenländer durch:

**C. A. ULBRICH & Co., Zürich.**


Verantwortl. Redacteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Für den Inseratentheil verantwortlich: Georg Macher, Berlin W. 35, Steglitzer Straße
Max Hesses Verlag in Leipzig. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 5. Berlin

# Die

## Wochenschrift

Jeden Sonnabend ersch
Zu beziehen durch alle Buch

Inhalt

Zur Fr

Währe
lehnung ih
in dieser F
Einführung
Zunäc
Reichsparte

Digitized by Google

dem Widerstande, den die verbündeten Regierungen zur Zeit der Einführung einer Reichswehrsteuer entgegensetzen, und bei der unter den Block-Parteien über die Wehrsteuerfrage herrschenden Uneinigkeit in absehbarer Zeit Erfolg haben werden, scheint mir mindestens sehr zweifelhaft. Auch möge man, abgesehen von allen anderen Gründen, die nach Vorstehendem gegen die Wehrsteuer sprechen, bei künftigen Erörterungen über diese Frage nicht vergessen, daß ihre Einführung, wie der Abgeordnete Bebel in der Reichstagssitzung vom 29. November 1907 sagte, Wasser auf die socialdemokratischen Mühlen bringen würde. Das würde aber gleichbedeutend mit der Zuführung neuer Nahrung für die von den Socialdemokraten mit Eifer betriebene antimilitaristische Bestrebung sein, der gegenüber wir allen Anlaß haben dürften, auf der Hut zu sein.

---

## Deutscher Conservatismus und türkischer Liberalismus.

Von Otto Corbach (Berlin).

Für die große Mehrheit deutscher Bürger ist das Gebiet der auswärtigen Politik eine terra incognita. Als Bismarck noch mit unübertrefflicher Meisterschaft das politische Geschäft des Deutschen Reiches leitete, mochte es für das deutsche Volk nicht nöthig sein, sich viel um seine auswärtigen Angelegenheiten zu kümmern. Es war aber ein Fehler, daß es nach dem Rücktritt und Ableben des großen Kanzlers auf dessen Lorbeern ruhig weiter schlief, um erst nach langen Jahren, die schöne weltpolitische Träume ausfüllten, Angesichts einer fast völligen politischen Isolirung Deutschlands durch eine gefährliche Mächtecoalition mit Unbehagen zu erwachen. Nun wird wohl mit Fleiß auch an deutscher Auslandspolitik Kritik geübt, aber meist nur in negativem Sinne. Die unabhängig öffentlich Meinenden haben es erst zum kleinen Theil über schüchterne Anläufe für eine selbstständige Orientirung auf diesem Gebiete hinausgebracht. Deßhalb konnten selbst die [illegible] fen Ausfälle, die zu den kritischsten Zeiten des Streites Marokko in der deutschen Presse gegen die officielle [illegible] che Auslandspolitik gemacht wurden, französische und [illegible] che maßgebende Tageszeitungen nicht von dem Vorurtheil abbringen, daß es in Deutschland eine öffentliche Meinung in Dingen der auswärtigen Politik nicht gebe. Namentlich der Pariser „Temps" hat dies immer wieder betont, ohne die Schärfe der Tonart zu überhören, die sich [illegible] deutsche Blätter in der Beurtheilung von äußerlich [illegible] fen Maßnahmen der deutschen Diplomatie angeeignet [illegible] ges Es war eben bei den Kritik Uebenden nicht wahrzunehmen, ob sie wußten, was sie wollten. Und in der That findet man noch heute im deutschen Volke, wo man nicht blindlings amtlichen Führern folgen mag, in Hinsicht auf auswärtige politische Angelegenheiten kaum, was man will. Verstehen doch selbst unsere berufsmäßigen Politiker selten zu unterscheiden, was in auswärtiger Politik conservativ und was liberal ist, obgleich hier ebenso wohl wie in der inneren Politik eine tiefe Kluft zwischen beiden Weltanschauungen [illegible]

Die deutsche Staatskunst war bisher in der Auslands-Politik conservativ und hat als conservativ Schiffbruch gelitten. Sie muß also zu liberalen Mitteln übergehen, um [illegible] Erfolg zu haben. Für die deutsche Regierung war [illegible] ar Rußland, obgleich sie dem eigenen Volke gegenüber [illegible] t den Standpunkt Ludwigs XIV.: L'Etat c'est moi, [illegible] assen mußte. Die Folgen dieser Kurzsichtigkeit sind heute [illegible] enkundig. Man hat dem russischen Freunde Dienst über [illegible] nst erwiesen, sich bei aller Welt mißliebig gemacht und [illegible] es noch erleben, daß die Diplomatie von up to date [illegible] Rußland Anschluß bei den Feinden Deutschlands sucht und findet. Daß auf das seitherige Verhältniß Deutschlands zur Türkei ganz genau dasselbe zutrifft wie auf die traditionelle deutsch-russische Freundschaft, darüber sind sich wohl erst Wenige in Deutschland klar. Und doch springen die Aehnlichkeiten bei den gegenseitigen Verhältnissen in die Augen. Wie der Zar so stellt sich auch der Sultan noch auf den Standpunkt: L'Etat c'est moi, und in Berlin wird ihm dazu applaudirt. An Abdul Hamid hielt man sich und glaubte damit nicht nur die Türkei, sondern, da der Padischah von Konstantinopel auch Kalif ist, den ganzen Islam in der Hand zu haben. Eine nähere Betrachtung lehrt aber, daß, wenn Deutschland bei dieser Auffassung verharrt, es schließlich in der Orientfrage die Schaale in Händen halten wird, während andere Mächte sich über den Kern hermachen.

In der That ist Abdul Hamid ebenso wenig die Türkei und als Kalif der Islam, wie Zar Nikolai Rußland und die orthodoxe Kirche bedeutet. Der Einfluß des Padischah von Konstantinopel in der Welt des Islam wird gewaltig überschätzt. Bei Ausbruch des russisch-türkischen Krieges schickte der Yildiz eine Gesandtschaft von Ulemas, Scheichs und Marabus nach Marokko, um dort den Heiligen Krieg gegen die Ghiours zu predigen, Unterstützungsgelder für die türkische Armee in Empfang zu nehmen und Freiwillige gegen die Russen anzuwerben. Man dachte in Konstantinopel, der Emir von Maghreb werde sich glücklich schätzen, dem Sultan-Kalifen, Khan der Khane, dem Schatten Gottes auf Erden und Herrn der Welt gefällig sein zu dürfen. Man hatte nur die Kleinigkeit übersehen, daß die Sultane von Marokko für sich den Titel Emir-al-Mumenin in Anspruch nehmen als direkte Nachkommen der Kalifen von Tlemcen und Cordu. Die Abgesandten des Kalifen von Stambul fanden deßhalb in Marokko einen Empfang, wie sie sich ihn nicht denken konnten. Mulai Hassan gab Befehl, sich ihrer zu bemächtigen, und die, denen es nicht glückte, zu entfliehen, wurden enthauptet. Von anderen muhamedanischen Ländern stehen Egypten, Tunis und Algerien längst nicht mehr in politischem Abhängigkeitsverhältniß zur Türkei, und Tripolis, ihre einzige und letzte Zufluchtsstätte in Centralafrika kann ihr morgen entrissen werden. In den Tiefen des Sudan, wo viele Millionen Muhamedaner wohnen, ist Konstantinopel fast unbekannt, und die unaufhörlichen, kostspieligen Kämpfe, die die Pforte im Yemen gegen aufständische Stämme zu führen hat, lehren, daß auch in Arabien das Kalifat des Sultans auf schwachen Füßen steht. Mekka, nicht Konstantinopel, ist noch heute das Centrum des Islams, als Heilige Stätte von den entferntesten mohamedanischen Völkerschaften anerkannt.

Abdul Hamid ist also nicht der Islam, er ist ebenso wenig die Türkei. Sein politisches System ist von revolutionären Kräften stark unterwühlt. Bemerkenswerth sind in dieser Hinsicht einige Auslassungen, die ein Reformtürke in der Londoner „Times" kürzlich gegen Abdul Hamids Regierung richtete: „Wenn ihren (d. h. der Türken) Leiden kein Ende bereitet wird, und es ist ganz nutzlos, dies vom Yildiz zu erwarten, so könnten sie, unter dem Einfluß der Verzweiflung, eines Tages ihre Zuflucht zu den äußersten Formen der Gewalt gegen die Behörden nehmen, obgleich ich mich für die Sicherheit der Christen, die in ihrer Mitte leben, und die, wie sie selbst, Opfer dieser Bureaukratie sind, verbürgen kann. Wenn nun eine solche Erhebung erfolgt: welches von den unter dem Scepter der Osmanli lebenden Völkern mag dann der gegenwärtige Beherrscher der Türkei dazu ausersehen, die Ordnung wieder herzustellen? Gewiß keines von den christlichen. Werden es die Albaner, die Kurden oder die Araber sein? Keine von ihnen, da er alle Autorität, die er über sie ausüben kann, den Türken verdankt. Mit diesem Volke, der einzigen Stütze des Reiches, muß, wenn es sich im Zustande der Rebellion befindet, der ganze Bau zusammenbrechen. Ist Jemand optimistisch genug, zu garantiren, daß dies nicht einen allgemeinen Brand herbeiführen wird?"

Digitized by Google

Der dies schreibt, Ahmed Dschelaleddin Pascha, war einst ein Günstling und Rathgeber des Sultans und verwaltete dessen politisches Cabinett. Jetzt lebt er in Cairo, außerhalb des Machtbereiches Abdul Hamids. Interessanter noch ist, was er über die Unruhen in Arabien sagt: „Die Pforte ist vollständig unfähig, damit fertig zu werden. Ihre Reformversprechungen werden von den Rebellen in Yemen mit Lachen entgegengenommen. Andererseits wirken die Ursachen der Unzufriedenheit in der kaiserlichen Armee in Arabien um so stärker, Dank den klimatischen und anderen Verhältnissen, so daß selbst die türkischen Bataillone sich weigern, auf der Halbinsel zu kämpfen. Da dies der Fall ist, wird der Bau der Hedschasbahn kaum dazu beitragen, das Problem der Wiederherstellung der türkischen Oberhoheit in diesen Gegenden zu lösen. Und doch ist dieses Problem von außerordentlicher Wichtigkeit. Sollte die aufrührerische Bewegung weiter um sich greifen, sollte sie zu einer Vereinigung der verschiedenen arabischen Stämme führen, dann könnte sich die Bildung eines arabischen Reiches ereignen, ähnlich dem, das unter dem Einfluß der Wahabiten zu Stande kam. Die erste Folge davon würde sein: die Proclamation eines eingeborenen Kalifen, des Scherifen von Mekka oder irgend eines anderen Nachkommen des Propheten, der ipso facto der weltliche Beherrscher des neuen Staates werden würde, und dem automatisch die Anhängerschaft der gesammten muselmanischen Welt, mit Ausnahme des ketzerischen Persien, zufallen würde, da er, im Besitze der heiligen Stätten des Islams, und die Macht des Schwertes handhabend, den beiden hauptsächlichen Bedingungen für die Ausübung des Kalifats gerecht würde, und zudem sich einen Nachkommen des Propheten rühmen könnte. Dies würde unzweifelhaft eine Rückkehr zu dem ursprünglichen Geiste des Islam bedeuten, dem kriegerischen Geiste, der bei den rudimentären Beziehungen Arabiens zu Europa durch keine internationalen Erwägungen in Schranken gehalten werden wird. Der Araber wird sein neues Reich gründen mit dem Koran und nicht mit dem Berliner Vertrage in der Hand. Dann kann Europa in der That die Möglichkeit eines ‚Dschihad' Ernst nehmen. Ist es weise, die Ereignisse diesen Verlauf nehmen zu lassen, und ist es nicht tausend Mal besser, für die Einführung eines Systems gründlicher Reformen in einem Lande zu sorgen, das dann die Eingeborenen mit der türkischen Herrschaft versöhnen und das Kalifat dem Hause der Osmanli erhalten wird, wo es den politischen und internationalen Interessen der Türkei unmittelbar unterworfen ist?"

So weit Achmed Dschelaleddin. „Auf alle Fälle," heißt es am Schlusse seines Briefes an die „Times", „kann ich versichern, daß uns bittere Erfahrung den Fehler erkennen lehrte, übermäßiges Vertrauen in den Thron zu setzen, und daß eine zweite Regierung wie die des gegenwärtigen Sultans in der Türkei zu einer Unmöglichkeit geworden ist." Damit hat es ohne Zweifel seine Richtigkeit. Die englische Diplomatie hat diesem Umstande auch von jeher Rechnung getragen und sich gehütet, im nahen Orient lediglich in Konstantinopel einen festen Stützpunkt zu suchen. Deutschland hat sich durch seine einseitige Anlehnung an die persönliche Politik Abdul Hamids selbst viel geschadet, wie mancher Vorgang der jüngsten Vergangenheit (siehe Fehim Pascha) lehrte. Es muß sich neu orientiren, und zwar in der Richtung liberaler Regierungsmaximen, und mehr wie bisher mit werdenden politischen Machtfactoren rechnen lernen. Sonst wird es im nahen Orient mit dem türkischen Absolutismus ebenso schlimme Erfahrungen machen, wie im fernen Osten mit dem russischen.

---

## Oberlehrer.

Von Oberlehrer Dr. Th. Mühe (Hamburg).

Damit ein Beamtenkörper die ihm zugewiesene Aufgabe befriedigend erfülle, ist es das erste Erforderniß, daß er durchweg aus für ihre Berufsthätigkeit geeigneten Persönlichkeiten besteht.

Den Oberlehrern fällt die Aufgabe zu, demjenigen Theile der heranwachsenden Jugend, aus dem voraussichtlich die künftigen Führer der Nation hervorgehen werden, etwa bis zum 19. Lebensjahre auf geistigem und ethischem Gebiete Förderer und Berather zu sein.

Um diese Aufgabe zu erfüllen, sind Persönlichkeiten erforderlich, die nicht nur durch erfolgreiches akademisches Studium die Eignung zum Unterricht in bestimmten Specialfächern erworben haben, sondern auch im Stande sind, sich bei der Jugend durchzusetzen, ihr durch Ueberlegenheit innere Anerkennung und Achtung abzunöthigen. Dies Ziel zu erreichen ist schwieriger, als es scheinen könnte. Es gilt dabei nicht nur die Widerstände zu überwinden, die sich aus den Charakteren der zu Erziehenden naturgemäß ergeben, sondern es heißt auch in sehr vielen Fällen den Kampf bestehen gegen Mißtrauen und Vorurtheile, die — meist ungewollt — durch häuslichen Einfluß hervorgerufen und genährt werden. Mit zunehmenden Alter pflegt bei einem Jungen Autorität und geistiger Einfluß der Mutter hinter denen des Vaters und anderer männlicher Berather zurückzutreten. Was den Schüler zu Hause in seinem Urtheil vorwiegend beeinflußt, sind deren Meinungen; Meinungen, die — gewöhnlich unausgesprochen — allmälig herausgefühlt werden und sich um so tiefer festsetzen. Selten sind sie dem Lehrer günstig. Darin liegt für Niemanden ein Vorwurf; denn es handelt sich um eine psychologisch durchaus verständliche Erscheinung. Jeder Vater war früher selbst Schüler, entweder mit oder ohne Erfolg. Dem positiven oder negativen Erfolge entspricht in der Regel — wie glänzend auch zahlreiche Ausnahmen strahlen mögen — Begabung oder ihr Gegentheil. Letzterem schreibt Niemand gern seine Mißerfolge zu, und so ist es natürlich, daß dafür in 99 von 100 Fällen die Lehrer verantwortlich gemacht werden. Abneigung und Mißtrauen gegen den ganzen Stand sind die — vielleicht unbewußten — Folgen, die auch in den Söhnen noch erkennbar sind und überwunden werden müssen. — Auf anderem Wege zu gleichem Ziele kommt ein großer Theil der erfolgreichen Schüler. Ihnen geht es später wie den bedeutenden Männern, von denen Goethe irgendwo dem Sinne nach sagt, es sei ihnen ein peinlicher Gedanke, einst geistig geführt worden zu sein. Zu geistiger Reife gelangt, erkennen sie, daß, was ihnen ehedem bei ihren Lehrern als Wesensüberlegenheit erschien, nichts anderes war, als was jeder Normalbegabte durch Alter und Erfahrung Jüngern gegenüber voraus hat. Sie schämen sich der Ueberschätzung und ihr Urtheil schlägt leicht ins Gegentheil um, unwillkürlich bemüht, die Söhne vor dem begangenen Fehler zu bewahren. Zu den auf die beiden erwähnten Arten entstandenen Einflüssen, die — abgesehen davon, daß sie das gesellschaftliche Ansehen des Standes schmälern — der Autorität des Lehrers entgegenwirken, kommen nun noch die mit wirklich ungeeigneten Pädagogen gemachten schlechten Erfahrungen, für die in den allermeisten Fällen der ganze Stand herhalten muß, so daß nicht selten die Lehrer der Söhne die Folgen des an den Vätern Gesündigten zu tragen haben.

Alle solche häuslichen Einflüsse werden, wie schon erwähnt, in der Regel nicht absichtlich, sondern unbewußt, oft geradezu im Gegensatz zur bewußten Erziehungsabsicht ausgeübt, liegen ihnen doch zumeist vom Verstand längst als ungerechtfertigt erkannte Empfindungen zu Grunde. Diese Empfindungen selbst erfolgreich zu bekämpfen, scheint nach Lage der Dinge ausgeschlossen; sie werden immer von neuem wieder erstehen, weil die Ursachen immer dieselben ble

Digitized by Google

Hier heißt es sich bescheiden und mit Faust seufzend festzustellen: Du hast nun die Antipathie.

Ihre Wirkungen auf die Jugend aber zu zerstören, ist eine der unerläßlichen Pflichten, die der Oberlehrer zu erfüllen im Stande sein muß, will er der Aufgabe gerecht werden, die ihm sein Amt auferlegt. Diese Aufgabe erheischt also Persönlichkeiten, denen neben ihrer wissenschaftlichen Befähigung und der Eignung zur geistigen Führerschaft der Jugend Charaktereigenschaften zu Gebote stehen, die ihnen — bestehenden Vorurtheilen zum Trotz — Vertrauen sichern. Dem Staate, der die nationale Erziehung vor schweren Schädigungen bewahren will, liegt die Pflicht ob, solche Persönlichkeiten für das öffentliche Unterrichts- und Erziehungswesen zu seinem Dienst heranzuziehen.

Kann man nun von der preußischen Oberlehrerschaft in ihrer gegenwärtigen Zusammensetzung sagen, daß sie die Eigenschaften verkörpert, ohne die die Erfüllung ihrer Aufgabe undenkbar ist? Verbinden sich mit dem Gattungsbegriff Oberlehrer die Vorstellungen von Intelligenz, Charakter, Zielbewußtsein, pädagogischem Geschick, gesellschaftlichem Tact? Man braucht kein Simplicissimusredacteur zu sein, um die Frage zu verneinen. Weniger einfach dürfte es sein, zu entscheiden, ob und inwieweit das mit der Verneinung ausgesprochene allgemeine Urtheil berechtigt ist.

Wenn der Satz, daß die Literatur ein Spiegel des Volkes und der Zeit ist, denen sie angehört, für die Oberlehrer der Gegenwart gilt, wäre es allerdings traurig um sie bestellt.

Wo uns in neuerer Literatur, sei es im Roman, im Drama, in der Posse, — von den Witzblättern ganz zu schweigen — ein Oberlehrer vorgeführt wird, sehen wir fast stets einen idealistischen Weichling oder einen engherzigen Tyrannen, einen pedantischen Trottel oder einen charakterlosen, heimtückischen Streber; entweder eine lächerliche, verächtliche oder gar eine gemeingefährliche, verabscheuungswürdige Figur. Findet sich mal ein sympathischer Mensch von gesundem Verstande und geradem Charakter, so geht er an der Niedertracht und Bornirtheit seiner Collegen zu Grunde, wenn er nicht zu seinem Glück schon als Probecandidat „abgewimmelt" worden ist.

Das ist ungefähr das Bild, das die heutige Literatur — und zwar nicht etwa nur die satyrische — vom Oberlehrer giebt. Es ist wohl kaum zu bezweifeln, daß die Schaffung eines solchen, doch wohl die Ausnahme zur Regel stempelnden Typus durch Empfindungen der vorher geschilderten Art mächtig gefördert worden ist, wie denn auch eben diese Empfindungen dem Publicum diesen Typus als der Wirklichkeit entsprechend erscheinen lassen.

Wie dem auch sei, das Urtheil, das sich aus der Literatur über die Oberlehrer ergiebt, besagt: Die den Oberlehrerstand verkörpernden Persönlichkeiten sind für ihre Aufgabe durchaus ungeeignet. Wenn dies Urtheil nun auch nur für die mehr oder weniger zahlreichen Ausnahmen wirklich berechtigt ist, so sehen wir doch, wie diese Ausnahmen hinreichen, den ganzen Stand in einer Weise zu discreditiren, die in keiner anderen Berufskörperschaft ihres Gleichen hat; wobei noch hinzukommt, daß gerade hier, wie kaum bei einem anderen Stande, die Schmälerung des Ansehens dem Erfolge der beruflichen Thätigkeit empfindlichen Abbruch thut.

Man kann wohl ohne Uebertreibung sagen, daß nirgend eine einzelne untaugliche Persönlichkeit das Ansehen der Gesammtheit so sehr schädigt, wie bei den Oberlehrern. Was — wo nicht Satire verallgemeinert — bei Richtern, Aerzten, Geistlichen, Offizieren bereitwilligst als Ausnahme-Erscheinung anerkannt wird, läßt man für den Oberlehrer als charakteristisches Standesmerkmal gelten. Die natürliche Schlußfolgerung aus alledem ist, daß es für keine Körperschaft so nothwendig erscheint, wie gerade für die der Oberlehrer, daß ungeeignete Persönlichkeiten ihr ferngehalten werden.

Liegt die Pflege eines musterhaften öffentlichen Schul- und Erziehungswesens im dringenden nationalen Interesse, ist dazu eine tüchtige, in allgemeinem Ansehen stehende Oberlehrerschaft eine unerläßliche Grundbedingung, so muß der Staat dafür sorgen, daß den Reihen der Oberlehrer untaugliche Elemente fernbleiben. Dazu ist er aber nur dann im Stande, wenn die Oberlehrerlaufbahn so aussichtsreich gestaltet wird, daß sich dafür stets eine hinreichende Anzahl tüchtiger Bewerber zur Auswahl anbietet. Dies Ziel wiederum bleibt so lange unerreichbar, als andere Laufbahnen, wie zum Beispiel die juristische, bei wesentlich gleichen Anforderungen an Vorbereitungszeit, Vermögen und Arbeitsleistung, höheren Sold und reichere Ehren in Aussicht stellen. Abgesehen von den in dieser schlechten Welt stets die Minderheit bildenden, „ideal Gesinnten", die über der Liebe zu Studium und und Beruf materielle Vortheile außer Acht lassen, stellen sich die Tüchtigeren überall da zum Wettbewerb ein, wo der Erfolg den höheren Lohn verspricht. Die Gesammtheit hat also offenbar ein Interesse daran, daß hier ein Ausgleich geschaffen wird.

Es ist noch nicht sehr lange her, da trat so ziemlich die gesammte Presse warmherzig ein für die gehaltliche Gleichstellung der Oberlehrer in Preußen mit den richterlichen Beamten. Einstimmig sprach sich der Landtag für die gleiche Forderung aus. Und unter den Oberlehrern des Königreichs war eitel Freude und Jubiliren über den hohen Stand der Actien. Einzelne Skeptiker freilich behaupteten mit Wilhelm Busch, daß es auch hier wieder kommen würde wie überhaupt. Eine vermuthlich nahe Zukunft wird lehren, wer Recht hatte. Je nachdem wird man die gerechte Regierung preisen, oder der bekannte „Sturm der Entrüstung" wird sich, wie schon ach — so oft, wieder mal erheben. Die Entrüstung würde ebenso überflüssig sein wie der Lobgesang. Verdienst und Würdigkeit wirken zwar sehr angenehm decorativ, wenn sie bei der Erfüllung einer Forderung als Beweggründe proklamirt werden; sie würden aber kaum hinreichen, eine Regierung zu finanziellen Opfern zu veranlassen, wenn nicht zwingende Gründe solche Opfer zur Nothwendigkeit machen.

Ein einstimmiger Landtagsbeschluß könnte sehr wohl solch einen zwingenden Grund darstellen; wenn er nämlich den Ausdruck des allgemeinen Volkswillens in einer die Gesammtheit vital berührenden Angelegenheit wäre. Davon kann hier nicht die Rede sein, da der Beschluß nicht um des Volkes Willen, sondern den Oberlehrern zu Liebe und Lohn gefaßt worden ist, und weiter nichts besagt, als: Will die Regierung, wie billig, den Oberlehrern gleichen Sold mit den Unterrichtern gewähren, so ist im Landtage Niemand, der etwas dagegen hätte.

Der einzige zwingende Grund kann für die Regierung nur die Ueberzeugung sein, daß die Gleichstellung im dringenden Interesse des öffentlichen Unterrichts- und Erziehungswesens, also im nationalen Interesse liegt.

Die Ablehnung der Forderung würde nur beweisen, daß diese Ueberzeugung zur Zeit noch nicht vorhanden ist. Irgend welche Freundlichkeit oder Unfreundlichkeit den Oberlehrern gegenüber im einen oder andern Falle kann gar nicht in Frage kommen. Es würde daher weder zum Dank noch zum Groll Anlaß sein.

Daß über kurz oder lang die Gleichstellung erfolgen muß, scheint außer Frage. Vielleicht, wahrscheinlich sogar, wird sie nur einen Schritt bedeuten zu dem Ziele, für den Staatsdienst in Unterricht und Erziehung immer nur diejenigen Persönlichkeiten zu gewinnen, die zum Heile der Nation dafür erforderlich sind.

Digitized by Google

## Die Zukunft der deutschen Moore.

Von Dr. Albert Neuburger (Berlin).

II.

Es führt also dann von dem Elektricitätswerk in das Meer hinaus ein billiger Transportweg, der den Handel mit den inmitten des Moorgebietes gewonnenen Producten ganz wesentlich erleichtert. In Holland hat die Länge derartiger in die Moorgebiete eingestochener Canäle bereits den Betrag von über 4000 Kilometern erreicht. Die Schiffsbewegung erfordert dort 30000 Schiffsladungen pro Jahr. Trotzdem keinerlei Industrie sich entwickelt hat, und trotzdem die Ladung dieser Schiffe lediglich aus landwirthschaftlichen Producten, aus Torf selbst, sowie aus Raseneisenerz besteht, hat die Verzinsung des Baucapitals für diese Canäle doch bereits den Betrag von etwa 2% erreicht. Es bedarf wohl keiner weiteren Ausführung, daß sich dieser Zinsbetrag, wenn die Canäle nach einem der Industrie-Centren hinführen würden, leicht um ein ganz Beträchtliches würde steigern lassen.

Die Schaffung großer Industrie-Centren inmitten der preußischen Moore wurde bereits im Jahre 1871 von dem Geheimrath Macart im Landwirthschaftlichen Ministerium angeregt, der darüber eine große Denkschrift ausarbeitete. Freilich konnte diese Denkschrift Gesichtspunkte von größerer industrieller Bedeutung nicht enthalten; denn im Jahre 1871 gab es noch gar keine elektrische Industrie — war doch erst verhältnißmäßig kurze Zeit vorher das dynamo-elektrische Princip durch Werner Siemens bekannt geworden! Noch nicht einmal das Wort „Elektrotechnik", das erst im Jahre 1878 — gleichfalls durch Werner Siemens — geprägt wurde, existirte! So beschränkte sich der für die damalige Zeit gewiß großartig angelegte Plan Macarts darauf, die Anlage eines außerordentlich verzweigten Canalnetzes zu empfehlen, das die hauptsächlichsten an den Mooren gelegenen Ortschaften mit einander verbinden, und von dessen Ufern aus die culturelle Erschließung der Moore vordringen sollte. Das Product Macarts scheiterte an dem geringen Unternehmungsgeist der preußischen Regierung, und doch ist seine Arbeit insofern nicht ganz vergeblich gewesen, als ganz zweifellos die Anlage des gewaltigen im Macartmoor jetzt projectirten Elektricitätswerkes der Siemens-Schuckert-Werke auf seine ursprünglichen Vorschläge zurückzuführen ist. Schon seit Jahrzehnten steht die Firma Siemens & Halske mit dem rühmlichst bekannten Chemiker Professor Dr. Adolf Frank, dem Schöpfer der deutschen Kali-Industrie, in den engsten Beziehungen, Frank aber war es, der zuerst die Ideen Macarts wieder aufgriff, und dessen Einfluß und Autorität es zweifellos auch zuzuschreiben ist, wenn jetzt die genannte Firma im Macartmoor mit der Errichtung eines Elektricitätswerkes bahnbrechend vorgeht.

Bereits im Jahre 1897 hat Professor Frank in einem im „Verein zur Förderung des Gewerbefleißes" in Berlin gehaltenen Vortrage darauf hingewiesen, welche Bedeutung den Mooren als Energiequelle für die Industrie zukomme. Er stellte dabei eine sehr interessante Berechnung über den Energievorrath der Moore auf. Hierbei geht er davon aus, daß sich für 10000 Pferdekräfte bei großen Maschinen der tägliche Verbrauch in 20 Arbeitsstunden auf 200 Tonnen guter Steinkohle stellt. Nimmt man das Verhältniß der Heizkraft von Steinkohle zu Torf mit 1:3 an, so wären um das gleiche Resultat zu erzielen, 600 Tonnen Torf zu verfeuern, also in 300 Arbeitstagen 200000 Tonnen Torf. Ein Hektar Moor von 3 Meter Mächtigkeit liefert beim Torfstich 25000 Kubikmeter rohe wasserhaltige Torfmasse. Aus einem Kubikmeter dieser Torfmasse erhält man bei bester Qualität des Moores 170 bis 200 Kilogramm trockenen Torfs. Setzt man die Ausbeute jedoch nur mit 100 Kilogramm an, so ergeben die aus einem Hektar herausgestochenen 25000 Kubikmeter frische Torfmasse 2500 Tonnen Brenntorf. Um also den jährlichen Bedarf der Maschinen von 10000 Pferdestärken, der sich, wie wir gesehen haben, auf 200000 Tonnen Torf beläuft, zu decken, sind 80 Hektar Moor nöthig. Da eine Quadratmeile von etwa 5300 Hektar ein Ausbeute von etwa 13 Millionen Tonnen Torf giebt, so würden für sie volle 65 Jahre zur dauernden Erzeugung einer Kraft von 10000 Pferden genügen. Die Emsmoore allein haben eine Ausdehnung von 50 bis 60 Quadratmeilen. Man könnte mit ihnen also auf eine gewaltige Spanne Zeit hinaus jährlich 10000 Pferdestärken erzeugen — und doch stellen sie nur einen verhältnißmäßig geringen Theil des deutschen Moorgebietes dar!

Diese Frankschen Berechnungen haben weiten Kreisen den Blick für die wirthschaftliche Bedeutung der Moore geöffnet. Frank hat aber auch darauf hingewiesen, daß eine Ausnutzung nur dann möglich ist, wenn man inmitten der Moorgebiete eine Industrie schafft, und von allen Industrien hält er in erster Linie die chemische für aussichtsvoll. Schon seit vielen Jahren bethätigt sich die Firma Siemens & Halske auch auf chemischem Gebiete: sie ist an der Fabrikation des Kalkstickstoffs, des Ozons, sowie einer ganzen Anzahl anderer Producte, die auf elektrischem Wege gewonnen werden, lebhaft betheiligt. Wenn daher über die Pläne der Siemens-Schuckert-Werke auch nichts weiter an die Oeffentlichkeit gedrungen ist, als daß eine Versorgung der genannten Städte mit Licht und Kraft stattfinden soll, so wird man trotzdem in der Annahme nicht fehl gehen, daß das geplante Elektricitätswerk vielleicht doch die Probe auf das Exempel machen und die Grundlage für die Industrialisirung der Moore auf der Basis einer chemischen Industrie bilden soll. Man wird in dieser Annahme um so weniger fehl gehen, wenn man sich die Versuche vor Augen hält, mit denen sich in jüngster Zeit die Firma Siemens & Halske sowohl wie Professor Frank und seine Mitarbeiter beschäftigt haben. Schon früher hat Frank berechnet, daß die obengenannten 10000 Pferdestärken in 24 Stunden 40 Tonnen (eine Tonne = 1000 Kilogramm) Calciumcarbid liefern können, woraus sich 12000 Kubikmeter Acetylen herstellen lassen, die für 20000 Liter Petroleum Ersatz liefern würden. Das Beispiel der Carbid-Industrie beweist, welcher Art die Producte sind, für deren Gewinnung sich die in den Mooren gelegenen Industrie-Centren eignen dürften. Daß hierzu elektrisch gewonnenes Eisen gehört, darauf haben wir bereits in einem früheren Artikel hingewiesen.

Für die Erzeugung der hierzu nöthigen Elektricität haben Frank und Caro ein weiteres Verfahren ausgearbeitet, über das Dr. Caro vor Kurzem in München einen Vortrag gehalten hat, der für die dortigen Kreise um so interessanter gewesen sein dürfte, als ja auch Bayern gewaltige Moorstrecken besitzt. Der für die Versuche im Macartmoor benöthigte Torf wird durch das Königliche Melirationsbauamt in Aurich geliefert, und man hegt bezüglich seiner dieselben Hoffnungen, wie sie sich bei Versuchen mit dem irischen Torf in Stockton für diesen erfüllt haben. Dort wurden aus 100 Kilo wasserfreier Torfmasse, die etwas über 1% Stickstoff enthält, 2,8 Kilo schwefelsaures Ammoniak und 250 Kubikmeter Kraftgas mit einem Heizwerthe von 1300 Wärmeeinheiten gewonnen. Die Analysen von 37 Torfproben aus der Trace des Macartmoorcanals haben einen durchschnittlichen Stickstoffgehalt von 1,17% ergeben, so daß entsprechend den englischen Resultaten von 1000 Kilo Torfmasse allein 30 Kilo schwefelsaures Ammoniak im Werthe von 7 Mk. und außerdem 2500 Kubikmeter Kraftgas zu erhalten sind. Mit letzterer Gasmenge lassen sich dann unter Annahme des für die ärmeren Hochofengase geltenden Gasverbrauch von 4 Kubikmeter pro Pferdekraftstunde 600 Pferdekraftstunden in der Groß-Gasmaschine leisten. Da bei einem von Frank und Caro ausgearbeiteten Verfahren zur Ver-

Digitized by Google

gasung des Torfes fast der gesammte in diesem enthaltene Stickstoff in Form von schwefelsaurem Ammoniak enthalten ist, so ergeben sich gute wirthschaftliche Aussichten. Ist der Stickstoffgehalt des Torfes nicht all zu niedrig, so wird aus dem Erlös des schwefelsauren Ammoniaks ein solcher Gewinn erzielt, daß damit die Kosten der Moorförderung und des ganzen Betriebs gedeckt werden, und daß noch ein Ueberschuß bleibt, und daß endlich das bei der Unterhaltung verwendete Gas vollkommen kostenlos zur Verfügung bleibt. Die aus diesem Gas erzielte Elektricität ist also gleichfalls sehr billig, und jedenfalls kann sie mit der aus Wasserkräften erzielten erfolgreich in Konkurrenz treten.

Erfüllen sich die auf die Errichtung eines Elektricitätswerkes im Macartmoor gerichteten Hoffnungen, so würde sich also die Sachlage so gestalten, daß inmitten der Moore große Elektricitätswerke entstehen. Der von diesen gelieferte elektrische Strom ist außerordentlich billig, da er durch große Gasmaschinen erzeugt wird, die mit einem gleichfalls auf außerordentlich billige Weise gewonnenen Gas betrieben werden. Die Billigkeit dieses Gases rührt von den bei seiner Herstellung sich ergebenden werthvollen Nebenproducten her. Mit Hülfe der Elektricität werden chemische Producte aller Arten geschaffen, die dann auf den bei Abbau des Torfes sich von selbst ergebenden Transportwegen, den Canälen, dem Welthandel zugeführt werden. Fällt die Probe auf dieses Exempel günstig aus, so stehen zweifellos gewaltige Verschiebungen in Bezug auf die Industrie-Centren bevor. Die Kohle wird immer theurer, da der Consum ständig steigt, da ihre oberen Schichten abgebaut sind, und man, will man sie gewinnen, immer tiefer in die Erde hinabsteigen muß. So dürfte denn mit der Zeit eine theilweise Auswanderung der Industrie aus den bisherigen Kohlenrevieren nach den Moorgebieten sich anbahnen.

## Auguste Rodins Handzeichnungen.

Von Otto Grautoff (Paris).*)

Rodins Verwandtschaft mit Rembrandt wird uns beim Vergleich der Handzeichnungen beider Künstler klar. Ziehen wir nur etwa den Entwurf zum „Raub des Ganymed“ im Dresdener Kupferstichcabinet zum Vergleich zu Rodins Zeichnungen zur „Geschichte der Psyche“ hier an oder Rembrandts „Kranke Frau“ im Münchener Kupferstichcabinet zum Vergleich mit einer der Gouachen von Rodin, die in dem Werke von Goupil und Manzi reproducirt worden sind. In den beiden ersteren dieselbe kärgliche Einfalt der Kunstmittel; in beiden hat die Linie eine musikalische Macht, eine helle Kraft und eine wilde Gewalt bekommen. Der kleine, schwarze Strich wird zum Erlebniß. Der Rhythmus der Linien belebt die Zeichnung, wie der Componist damit sein Motiv phrasirt. In den Tuschzeichnungen und Gouachen klingen die Farben mit, bringen Luft, Licht, Bewegung in die Flächen. Hier wäre es am Platze, ein paar Worte über Rodins Sepiaradirungen einzuflechten; es existiren ungefähr zwanzig, in denen Rodin reinlich die Grenzen des Materials innegehalten und mit den Ausdrucksmitteln dieser Kunst persönlich empfundene Wahrheiten in starke Formen gekleidet hat. Die Handzeichnungen Rodins, die auf Rembrandt verweisen, gestatten auch eine weitere Parallele zu Michelangelo. Die Kunst des Andeutens, die Kunst in drei, vier Strichen, in ein paar zauberhaften Linien eine vollendete Form zu geben, eine Welt zu offenbaren, die auf Michelangelos Federzeichnung zum Grabmal Julius' II. im Berliner Kupferstichcabinet, auf dem sehr verwetzten Entwurf „Hercules und Antäus“ aus Michelangelos letzter Zeit (im Museum Taylor in Hamburg) so berückend wirkt, ist auch Rodin eigen. Er hat Acte umschrieben in drei, vier Linien, die von einer märchenhaft musikalischen Klangkraft sind. Aber Rodin war hiermit noch nicht am Ende seiner Entwickelung in der Zeichenkunst angelangt. Er drang immer weiter nach Vereinfachung, immer weiter nach Reducirung der Kunstmittel, gleichzeitig aber immer weiter nach Verinnerlichung. Er war sich selbst noch nicht genug; er wollte die menschlichen Leidenschaften in ihrer ganzen Tiefe erfassen und in ihrer ganzen Nacktheit darstellen und strebte noch nach weiterer Abkürzung, nach einem strafferen und concentrirteren Aphorismenstyl. Er verfolgte die griechische Kunst bis in ihre einfältigsten Anfänge zurück, vertiefte sich in die lapidare und eindringliche Sprache der ägyptischen Grabgemälde und der ägyptischen Rundplastik. Er fühlte die fast erschreckende Wahrheit und Lebendigkeit mykenischer Todtenmasken, begriff in mancher der herrlichen Buddhastatuen des Museums Geimet in Paris jene indische Weltanschauung, die den Einzelnen nur als Glied einer Kette von Einkörperungen auffaßt, und versenkte sich in das zarte Luchsroth und das tiefe Tannengrün altjapanischer Zweifarbendrucke. Unter diesen Studien vollzog sich langsam eine neue Stylwandlung in Rodins Zeichenkunst, die die letzte Phase seiner Zeichenkunst vorbereitete.

Den Höhepunkt dieser Stylphase erreichte er nach einem seltsamen, fremdartigen Erlebniß. Im Jahre 1904 besuchte der König von Kambodscha, der unter französischem Protectorat sein hinterindisches Königreich regiert, mit seiner Schaar von Tänzerinnen, die zu seinem Hofstaat gehören, Frankreich. Alle, die diese fremdländischen Tänzerinnen gesehen haben, sind erfüllt von dem merkwürdigen Zauber dieser Wesen. Es mag wohl sein, daß irgend etwas von der großartigen culturellen Vergangenheit Kambodschas, die im sechsten bis zwölften Jahrhundert nach Christi in höchster Blüthe stand, in diesen Wesen noch lebt. Wenn die reiche Cultur dieses Landes, über das Moura ein werthvolles Buch geschrieben hat, heute auch zerfallen ist, so haben die Kambodschaner sich doch ihre mongolenähnlichen Rasseneigenthümlichkeiten rein bewahrt und von europäischer Cultur sich fast völlig freigehalten. Die zahlreichen Feste, in denen die Kambodschaner ehemals die wildeste Farbenpracht des Orients entfalteten, sind heute nur noch ein müder Abglanz von früher; aber doch müssen diese auf den Europäer noch heute einen berauschenden Zauber ausüben. Bei diesen Festen spielen die Tänzerinnen des Königs eine führende Rolle. Wir Deutschen sprechen bewundernd von der Beredsamkeit der Gesten und Geberden der romanischen Völker; doch sie muß stümperhaft sein im Vergleich zu der Beredsamkeit der Gesten und Geberden der Kambodschaner. Eine primitive Einfachheit und Klarheit, eine letzte und unaufdringliche Deutlichkeit muß in ihren Gesten und Geberden liegen, die Rodin zu einem Erlebniß wurde. Die Kambodschaner sprechen eine Sprache, die nur ein paar Dutzend Europäer verstehen, und doch hat Rodin, dem ihre Aussprache natürlich fremd blieb, ihre Art und ihr Wesen ihren letzten Tiefen begriffen. Die vielen hundert Zeichnungen, die er von den Tänzerinnen, von Kambodschaner, von Sisowath, Rani, Ramayana machte, sind aber nicht etwa Porträts: es sind Eindrücke, in denen er uns einerseits die Lebendigkeit und die reiche Farbenpracht, ihren fremden, orientalischen Farbengeschmack, ihre biegsame und feine Grazie schildert, in denen er uns anderseits aber auch von ihrem Seelenleben aphoristische Bemerkungen giebt. Auch in diesen uns so fernen und fremden Menschen leben dieselben Gefühle und Empfindungen wie in uns guten Europäern. Und wir begreifen so die ewige Einheit der Seelenwelt. Jene aber stehen in ihrer instinctiven Cultur der Natur näher, sind urwüchsiger und unmittelbarer als wir Hellsichtigen und Intellectuellen. Die Kambodschaner Tänzerinnen waren für Rodin ein bedeutendes Erlebniß, das die Stylwandlung, in der er sich befand, voll-

*) Fragment aus einer demnächst bei Velhagen & Klasing erscheinenden Rodinmonographie.

Digitized by Google

endete. Die leicht angetuschten Handzeichnungen aus den letzten drei Jahren, die sich unmittelbar an die Zeichnungen der Tänzerinnen von Kambodscha anschließen, gehören zu dem Schönsten, Natürlichsten, Einfachsten, zum Bedeutendsten, was Rodin überhaupt geschaffen hat. Amphore, Kleopatra, Apollo und der Ocean, Toilette der Sirene, Medea, Tempel der Liebe, Daphnis und Chloe, antike Frau, Phryne, kleine Japanerin, Aegypterin sind ein paar Titel, die besagen, in welcher Geistesrichtung sich Rodin bewegte. Diese Titel aber dürfen und sollen Niemanden verwirren. Die Handzeichnung, die ein Aphorismus, die Niederschrift eines Gedankens, eines Gesichtes ist, erschöpft das Thema nicht und ist natürlich — dies sei für Laien bemerkt — „nicht ausgeführt" in dem Sinne, wie der Laie „ausgeführt" versteht. Die Titel sollen nichts weiter als dem Laien noch einmal in Buchstaben sagen, was Rodin dem feiner Empfindenden in seinen Handzeichnungen durch Stift und Tusche verständlich genug macht. Sie sollen sagen, daß Rodin hier ein antikes Motiv, dort ein ägyptisches und dort wieder ein indisches oder japanisches Motiv oder eine indische oder japanische Form vorschwebte. In diesen Handzeichnungen lehrt er uns die Antike und den Orient mit ganz neuen Augen sehen; die großen, reinen Linien der Antike und die bewegte und die behende Beredsamkeit der orientalischen Körper. Auf eine so einfache und schlichte Formel hat uns noch kein Künstler die orientalische Welt zurückgeführt. Die meisten Zeichnungen sind mit Bleistift rasch aufs Papier geworfen und leicht roth, gelb und blau eingetuscht. Auf eine wunderbare Art erreicht er eine prachtvolle Plastik der Formen in ihnen, durch eine räthselhafte Art der Pinselführung weiß er oft in den angetuschten Flächen Licht- und Schattenwirkung hervorzuheben, so daß die Form in ihrer ganzen Schönheit und Vollendung vor unserem Auge lebendig wird. Dies ist eine ganz andere Art der Zeichenkunst, als wie Rembrandt und Michelangelo sie pflegten. Wenn wir zum Vergleiche nach Parallelen oder Vorahnungen in der europäischen Kunstgeschichte suchen, so wüßte ich nur einen Künstler zu nennen, der einmal gegen Ende seines Lebens einen ähnlichen Ton anschlug: Théodore Géricault. Die gesammte Kunst des neunzehnten Jahrhunderts ist von ihm und dem Vollender seiner Ideale, Eugène Delacroix, abzuleiten. Die knappe, aphoristische, malerisch so lebendige und beseelte Art der letzten Entwicklungsphase der Rodinschen Zeichenkunst scheint auch schon in Géricault eine Vorahnung zu haben. Eine mit Sepia gehöhte Gouache von Géricault im Museum zu Orleans: „Der Triumph des Silen" und im Museum zu Rouen einer weiblicher Act in Aquarell, vor einen blauen Grund gestellt, beweisen das.

---

## Drei Gedichte.

Von Jakob Scherek (Königsberg i. Pr.).

### Heimweg.

Die Gassen schlafen. Auch der Häuser Augen
Sind noch geschlossen. Nur ein Vogel zwitschert.
Schlaftrunken seh ich, wie der dunkle Himmel
Langsam erwacht nach schwerem Traum und zögernd
Die Wimpern hebt. Doch wälzt sichs grau und dick
Vor seiner müden Augen trüben Glanz.
Die Straße zieht sich faul und schläfrig hin.
Und Niemand mag dem neuen Tage sich
Entgegendehnen und entgegenfreuen,
An dessen Kleidern graue Thränen hängen.
Die Nacht weicht zaudernd einem trüben Tag.
Ein trüber Tag folgt meiner Liebesnacht,
Bedeckt mit feuchten Tüchern ihre Feuer
Und alle Funken, die in mir noch glühten.

### Da liegt der Schnee ...

Da liegt der Schnee, weit und hart
Wie meine Gegenwart.
Ueber seine starre Fläche
Huschen kalte Sonnenstrahlen;
Sie hellen nur, sie wärmen nicht.
Wie Feuer in hohen Schalen
Den Boden nicht erwärmt,
Der die Becken trägt,
Mit seinen Lichtern
Ihn irrend nur bewegt ...

Ich trage Feuer,
Ich trage hohe Schalen,
Aus denen hohe Flammen wachsen
Ueber des Lebens gebrechliches Prahlen.
Oft seh ich erleuchtet die dunkle Spur ...
Oft hoch hinauf ein wärmendes Strahlen ...
Doch um mein hartes Antlitz,
Um meinen Leib im kalten Schnee,
Um meine Brust, erstarrt in Weh,
Flackern spielend die Flammen nur.

### Kein Licht ...

Kein Licht! Ganz dunkel soll es bleiben!
Ich bin zerstampft, mein Herz schlägt lahm.
Soll mich des Zimmers todter Kram
Noch tiefer in Verzweiflung treiben?
Soll ich die Nothgeräthe sehen?
Im Dunkel nur kann ich erspähen
Das Fünkchen, das ersterbend irrt
In meiner finstern Brust
Und doch vielleicht zur Flamme wird.

---

## In der Jagdbude.

Skizze von Hermann Löns (Hannover).

Seit drei Tagen hausen wir vier Mann nun schon in der kleinen Jagdbude, die weit, weit vom Dorfe, an der Grenze von Moor und Haide, unter träumerischen Hängebirken steht.

Wir sehen aus wie die Räuber, und wenn uns ein Zauberer so, wie wir sind, auf die Straße in Hannover setzte, mit unsern Halbwochenbärten, unsern Händen, rauh vom Holzspalten, Tellerwaschen, Wildbretzerwirken, Feueranmachen, unsern schwarzen Fingerdöppen, dann würden die Schutzleute ihre Aufmerksamkeit von den Waden der Radfahrerinnen ab und uns zuwenden.

Aber mollig fühlen wir uns, und unanständig gesund. Ich hatte Migräne, als wir uns am Bahnhofe trafen, der Zweite einen sehr dauerhaften Schnupfen, der Dritte Nerven, der Vierte Husten. Alle diese Culturerrungenschaften sind nun zum Kuckuck; glänzende Augen, rothe Backen, klare Kehlen und unempfindliche Nerven sind dafür eingetauscht.

In der Stadt habe ich alle naselang einen Schnupfen, Migräne wie eine Lehrerin, und Nerven wie eine Modedame. Hier merke ich nichts davon, obgleich ich Nachts mit feuchten Füßen im Graben saß, stundenlang bei schneidendem Nordost mäuschenstill am Moorrande stand, halbe Täge im Wasser herumpatschte, und in der zugigen Bude auf dem Strohsack schlief, nur mit dem Mantel bedeckt. Ich glaube, ich habe meinen Beruf verfehlt. Zigeuner, Indianer, Trapper, oder so etwas Aehnliches, das wäre das Richtige gewesen. Schade, daß ich meinen Stammbaum nur zweihundert Jahre zurückverfolgen kann! Ich bin überzeugt, ich stamme von irgend einem altniedersächsischen Jäger oder Fischer ab. Ich finde mich ja schließlich auch in Frack und langem Rock zurecht;

Digitized by Google

aber wohl fühle ich mich nur, wenn ich den achtjährigen Lodenhut aufhabe, wenn die Schmierstiefel an den Füßen sitzen und der Rumpf in der stylvollen Joppe steckt, die nur gewinnen kann, wenn ich mich damit auf den nassen Moorboden lege.

Ist das nicht herrlich? so weit ich sehen kann, Haide, Moor, Sumpf, Forst, Anflug, aber kein Haus, kein Hof, kein Zaun, kein Gatter, kaum ein halbwegs erkennbarer Weg. Frei sind wir hier, wie der Birkhahn, der sausend über das Moor streicht, wie die Ohreule im Tann, wie der Sperber in der Luft, wie das Wiesel im Dorn.

Hier kann ich auch singen; im Zimmer bringe ich es nicht fertig. Aber hier kann ich es singen, daß es nur so knallt, die Beine in dem grünen Polster der Krähenbeere, den Rücken an den alten Wanderblock gelehnt, das wunderschöne, trotzige Wildschützlied, das ich in Bayern von Wilderern hörte:

Da gehn nun die Schützen
Und schießen nach der Scheibn,
So damischer Weis,
Wies die Stadtleute treibn;
Aber, i, i woas die Weg so scheen,
Wo die scheenen Gamserln stehn,
Obn am Berg ...

* * *

Heute Abend war es niederträchtig kalt. Den Nordost fror draußen; er wollte zu uns in die Bude; und weil wir ihn nicht herein ließen, schnüffelte er die ganze Nacht an den Ritzen herum, pustete Schneestaub in mein Gesicht, und blies in das eiserne Ofenrohr, daß die Funken in das Stroh flogen. Wir mußten aufstehen und das Feuer ausgießen, sonst wären wir und die Hunde am Ende gebraten worden. Und das wäre doch ein Jammer gewesen! Das roch eklig, als das Wasser in das Feuer kam, und dampfte nicht schlecht. Zum Glück sind die Ventilationsapparate der Bude prachtvoll, so daß Qualm und Stank bald abzogen.

So war nun wieder Alles wunderschön, wenn ich nur nicht mit dem dicken Jans auf einer Pritsche hätte liegen müssen. Erstens schlafe ich überhaupt schon schlecht, wenn ich nicht allein liege, und nun erst mit Jans! Alle zehn Minuten warf er seine zweihundert Pfund herum, daß die Fuhrenbretter der Bettstelle knackten und knasterten, und wenn er still lag, sprach er im Schlaf: Schneider schwarz, kein Bein kriegtr auf de Erde; Korl, de Lampe blakt, dann einige tiefe Seufzer, ein dumpfes Murren, ein hohles Gepuste, und der Monolog ging weiter: Nicht schonen, meine Herren, Sie schonen zu viel. Hahaha! Schnarchpause: Wat seggste, Korl? Swieg stille, Döskopp, Du hest vorbieschoten.

Die beiden andern Jäger auf der zweiten Pritsche schnarchten auch, und die beiden Hunde, die im Stroh unter der Pritsche lagen, betrieben alle Augenblicke geräuschvolle Insectenjagd. Feldmann, der schwere, braune Vorstehhund, hat eine Art, im Schlaf zu seufzen, daß es ganz geisterhaft klingt, und Tell, der weißbunte Pointer, dem läßt sein Sectemperament auch im Schlaf keine Ruhe: er jagt im Traum, giebt Hals und winselt.

Sind die Jäger und die Hunde ruhig, dann fühlen sich die braunen Waldmäuse, die unter den rohen Dielen wohnen, als Herren und veranstalten im Reisig der Ofenecke einen gemüthlichen Abend mit Gequieke und Gepfeife, bis Männe, der Dackel, wach wird und sie zu Bett bringt. In ihrer Angst fahren sie dann hin und her und plumpsen von der Wand auf die Pritschen; aber das stört uns nur, wenn sie uns über das Gesicht laufen. Schließlich aber schlafe auch ich ein, der Wind singt und pfeift zu schöne Schlummerlieder.

* * *

Auf und an!
Auf und an,
Spannt den Hahn,
Lustig ist der Jägersmann ...

Dieses Lied, begleitet von dem Geratter der Weckuhr, die auf die umgedrehte blecherne Waschschüssel gestellt ist, weckt mich. Ich reibe mir die Augen, gähne wie ein Leu und kämme mir mit den zehn Fingern das Stroh aus dem Haar. Hannes, der heute du jour hat, steckt die Hängelampe an, Korl springt wie wahnsinnig von der Pritsche und beruhigt die Weckuhr, die auf der Waschschüssel herumrattert, nur Jans bleibt liegen und fragt: „Schon 3 ... heit?" Schlaftrunken blinzeln die Hunde unter den Pritschen hervor.

Der Hängelampe milder Schein bestrahlt jetzt das luxuriöse Gemach. Die Tapete ist blauweiß, mit Jagdscenen versehen, leider hier und da nicht anwesend. Dafür sind dann Kunstbeilagen aus Jagdzeitungen angenagelt. Der Tisch ist streng nach dem Styl Zweitausend vor Christi Geburt gearbeitet; vier Fuhrenstämmchen, sechs rohe Fuhrenbretter. Zur Steinzeit konnte man ihn nicht stylvoller herstellen. Die Pritschen sind von derselben edlen Einfachheit. Der Kochofen hat eine wunderbare fuchsrothe Patina angesetzt, das reine Museumstück. Die Schränke sind Kisten, die Wände tragen reichen, decorativen Schmuck: Flinten, Putzstöcke, Wischstricke, die Krücke für den Uhu, Hundekoppeln, Rucksäcke, Jagdflaschen, Pfeifen, Tabaksbeutel, alte Mäntel, prächtig verwetterte Hüte.

Draußen pfeift immer noch eine scharfe Luft. Um so besser, dann bleiben die Handtücher länger rein. Unsere Waschtoilette befindet sich nämlich vor der Thür, und das Waschen macht man draußen ab. Das macht frisch, wenn der Wind über den nassen Nacken fährt, aber man ist doch froh, wenn man es hinter sich hat.

Der Ofen bullert bereits, und auf seiner Platte brodelt das Wasser im Kessel. Schnell noch die Betten gemacht, das heißt, die Wolldecken über die Strohsäcke gelegt, und zwei prächtige Sophas sind fertig. Eine mächtige braune Kaffeekanne dustet bald vor uns, hartes Landbrod, Butter umrahmen sie. Aus Emailletassen wird getrunken, das Waidmesser dient als Besteck. Knüppelharte Mettwurst, Eier, gewaltige Butterbrode verschwinden im Umsehen.

Am glühenden Ofen wärmen sich die Hunde, bis das Waschwasser die Gluth tödtet. Dann geht es hinaus in die kalte Nacht, zwei nach rechts, zwei nach links. Schweigsam stapft man über gefrorenes Moor und verschneite Haide, wortlos trennt man sich.

Ich suche meinen alten Ansitz, das Loch im Graben zwischen den beiden Fichtenkusseln. Aber im Dunkeln, im Frostnebel, Morgens kurz vor sechs Uhr, ist ein schweres Finden. So vorsichtig ich auch die Füße setze, alle Augenblicke knacken trockene Braken unter den Sohlen, endlich habe ich die Grube. So! Den Rucksack als Kissen, die Decke um die Beine, den Hund als Fußwärmer, nun bin ich geborgen, hier kann mir der Wind, der von Feld zu Holz weht, nicht viel anhaben. Der Drilling liegt gespannt auf den Knien, die Pfeife hängt bequem im linken Mundwinkel, die Hände stecken in den molligen Mufftaschen der dicken Joppe. Sicher, wie ein König in seinem Palast, fühle ich mich hier, mutterseelenallein. Die Fuhren hinter mir rauschen und raunen, Frostnebel wallen um gespenstische Machangelbüsche in dicken Broden, nur der Jäger kennt diese Weihestunde.

Langsam hellt es sich auf; deutlicher werden die Wacholder, die Nebel verfliegen. Da taucht ein Schatten im Nebel auf, riesengroß; der Hund hebt leise den Kopf. Eine Ricke ist es, die zu Holze zieht; sie hält gerade die Richtung nach mir hin, aber plötzlich macht sie Kehrt und verschwindet im Nebel. Ich habe doch ganz ruhig gesessen! Was hat die Alte? Aha, mein Pfeifendampf zieht zu Feld, der Wind hat sich

Digitized by Google

gebreht. Das ist eine dumme Geschichte; meinen Stand kann ich nicht mehr wechseln, dafür ist es zu spät, die Goldhähnchen piepen schon in den Fuhren, im Dorfe kräht ein Hahn.

Wieder kommt Etwas auf mich zugewechselt, riesenhaft vergrößert durch den Nebel, verhofft und geht in eiligen Fluchten ab. Wenige Minuten drauf klingt von drüben ein Büchsenschuß, gefolgt von dem Gezeter des Holzschreiers. Mein Nachbar hat Glück gehabt. Aber zu Schuß will ich auch kommen; der erste Krumme, der hier einwechselt, muß daran glauben, sonst haben wir nichts zu Mittag. Da kommt schon einer an; er macht Männchen, sichert und hoppelt weiter. Aber dieses schwache Kerlchen lohnt sich nicht. Immer heller wird es, immer nebelfreier. Die letzten Hasen rücken zu Holz. Der da kommt mir gerade zupaß; im Dampfe macht er sein Compliment. Nun will ich aber sehen, was das war, was vorhin zurückging. Richtig, ich dacht es mir doch, auf der Legde ist deutlich der Abdruck der Schalen zu sehen: Ein Alttier.

Durch die Morgenstille tönt Jagdhornklang. Wunderbarer Laut! Was kündet es? Hirsch todt? nein. Fuchs todt! klingt es herüber. Aufgestanden! Freudig springt der Hund auf, den Schnee vom Felle schüttelnd. Die breitschulterige Gestalt da drüben hält den Rothrock an der Lunte in die Luft. Auch gut, der Bursche hat manche Birkhenne gerupft, manchen Hasen zerrissen. Und der Hirsch? Außer Schußweite in Moor. Na, denn ein andermal!

Durch kniehohes, weißbereiftes Risch geht es der Bude zu. Unterwegs wandert noch ein Kaninchen in den Rucksack, das zwischen rasselnden, rothlaubigen Krüppeleichen hoch wurde; das giebt mit dem Hasenpfeffer genug für vier hungrige Magen.

* * *

Wenn wir vier in Hannover im Café sitzen, mit reinen Kragen, hübschen Stiefeln, Plättfalten in den Hosen, nettbeschlipst, dann, glaube ich, sieht uns kein Mensch an, wie wir arbeiten können. Ich meine, mit den Fäusten, nicht mit Kopf und Feder. Der eine kehrt die Bude aus, der andere bricht Reisig kurz, der wäscht auf, jener hackt Hasen und Kaninchen klein und setzt sie mit Wasser, Speck und Zwiebeln auf. Dann werden die Pfeifen angesteckt, die Waidmesser fahren aus den Scheiden in der Hosennaht, und das große Kartoffelschälen beginnt. Ein reizendes Bild, diese vier rauhbackigen, langstiefeligen, hemdsärmeligen Küchenfeen!

Ab und zu nimmt einer die Pfeife aus dem Munde und schnuppert in der Luft: ha, wie das vom Ofen herduftet! Solch Hasenpfeffer giebt es weder bei Kasten, noch bei Michaelis. Ein ganzer Hase, ein ganzes Karnickel, alle Wetter! Unser du jour nimmt ab und zu einen Löffelvoll von der braunen Brühe und läßt uns kosten: Ah! Wenn es nur erst fertig wäre! Vier Jägernasen, drei Hundenasen saugen den Götterduft ein. Eine Prise Thymian dazu, unter dem Schnee gepflückt, das giebt der Speise noch mehr Duft.

Endlich! Auf den rohen Brettern des Tisches dampft der heiße Kochtopf, das Holz versengend, daß Kien- und Speisegeruch sich mengt. Vier blaugeblümte Steingutteller, vier Gabeln mit Horngriff herbei, die dampfenden Kartoffeln mit dem Kessel auf den Tisch, aus dem Keller die kurzen Bierflaschen herauf, und dann ein Schmecken, Kosten, Prüfen, halblaute Rufe: Famos! Großartig! und ein andächtiges Essen, ein behäbiges Speisen, wie es die guten Sachen verdienen. Dazwischen die Flasche an den Mund, gluck, gluck! Gläser haben wir nicht, und aus Blechtassen schmeckt Bier nicht. Einer nach dem andern lüftet die Schnalle, lockert die Weste, der dicke Jans glänzt vor Wonne, mit der Unterlage kann man es heute Abend im eisigen Nordost an der Lisiere wohl aushalten.

* * *

Wenn Abends die Hängelampe brennt, der Ofen glüht und bullert, der Grog in den Tassen dampft, wenn zartflügelige Florfliegen, die in der Bude überwintern, zu Dutzenden um die Lampe tanzen, wie ist es dann gemüthlich bei uns. In der Birke vor der Thür ruschelt der Wind, der Kauz heult im Walde, das Wasser brodelt im Kessel, blauer Dampf zieht in Streifen nach den Thürritzen, unvergeßliche Stunden!

Die schönen Tage sind vorbei. Aber bald singt die Heidlerche wieder, jubelt der Pieper. Dann tönt das Moor vom Balzliede des Hahnes, dann streicht die Schnepfe, zieht der Habicht und die Weihe. Herrliche Balz, schöne Murke, wie sehne ich mich nach Euch, und nach der Krähenhütte Luft. Und wenn die Birken grün prangen und die Postbüsche duften, wenn es dem Bock gilt zur Maienzeit, dann vergeht keine Woche, wo ich nicht weilen will unter dem Plaggendache der Jagdbude.

* * *

Hermann Löns, dessen prachtvolles Haidbuch ich hier vor etwa Jahresfrist allen Freunden der Natur aufs Wärmste empfehlen konnte, hat im Verlage von Ernst Geibel (Hannover) auch seine Jagdskizzen unter dem Titel: „Mein grünes Buch“*) herausgegeben. Auch dieses Buch zeigt alle die großen Vorzüge des Dichters — denn ein Dichter ist dieser helläugig in Wald und Haide schauende Jägersmann: seine intime Kenntniß des Lebens in der Natur, seine heiße Liebe zur niederdeutschen Heimath, seine unvergleichliche Kunst, ihren Stimmungsgehalt zu erschöpfen und wunderbar wiederzugeben. Daß das „Grüne Buch“ in kurzer Zeit schon die dritte Auflage erreicht hat, ist mir nicht nur ein Zeichen für den Werth des Buches, sondern auch für den gesunden Geschmack des Publicums.

A. Hn.

---

## Die Panacee des Lebens.

Novelle von Kurt Martens (München).

(6.)

### VI.

Am Vorabend der großen Gold-Production veranstaltete Don Geromino eine Schlittenfahrt. Seine Aufforderung an die dazu gewählten Gäste erging als ein Befehl. Wer davon ausgeschlossen blieb, fühlte sich zurückgesetzt, gedemüthigt, wie von dem Mißtrauen seines Souveräns.

Denn der Einfluß des Herrn Grafen de Camara war allgemach zur unverhüllten Tyrannei geworden. Man fürchtete, haßte, umwedelte ihn und wagte keine seiner Ordres zu mißachten. War er allein doch die thatsächliche Gewalt am Hofe, Glanz, Reichthum und Lebensluft in einer Person.

Er zog von den Cavalieren nach Laune bald den, bald jenen zu vertrautem Umgang heran, um ihn Tags darauf mit Schimpf und Hohn wieder von sich zu stoßen. In diesem beständigen Wechsel der Freunde wie der Freundinnen suchte er am offenkundigsten zu beweisen, ein wie freier, selbstherrlicher Grandseigneur er sei, daß die Vornehmsten sich von ihm erkaufen ließen und seine Beleidigungen nicht zu erwidern wagten.

Die Schlittenfahrt hatte zum Ziele ein kleines Jagdschloß, das etwa eine Stunde vor der Stadt an der Heerstraße lag. Daselbst waren die besten Vorbereitungen für eine gemüthliche Orgie in vertrauter Gesellschaft getroffen worden.

Die Cavaliere mit den Damen fuhren voraus, an der Spitze in gedecktem Schlitten die Herzogin zur Seite des Junker Ulrich von Lichtenstein. Don Geronimo, den eine dringende Arbeit noch im Laboratorium festhielt, versprach,

*) Die vorstehende Schilderung ist dem genannten Buche (Preis geh. Mk. 2, geb. Mk. 3) mit Erlaubniß des Verlages entnommen.

Digitized by Google

sobald als möglich nachzukommen. Doch solle mit dem Bankett nicht auf ihn gewartet werden.

Das kleine Fest nahm seinen Verlauf zur allgemeinen Befriedigung. Man schmauste und trank sich voll; man schäkerte und ergötzte sich an galanten Spielen. Die Gemächer des Schlößchens waren mit Betten versehen worden. So konnten die Damen sich zur Ruhe begeben, wann es ihnen beliebte, während diejenigen unter den Herren, die den Trunk bevorzugten, die Nacht hindurch weiter zechten.

Don Geronimo war merkwürdigerweise überhaupt nicht erschienen. Vielleicht hatte er für den bevorstehenden gewichtigen Nachmittag noch allzuviel herzurichten und wollte sich nicht unnütz übernehmen. Nun, die Feste gelangen jetzt auch ohne ihn, wofern nur seine segnende Hand über den geselligen Freuden schwebte.

Am nächsten Morgen fuhren Alle unter tollem Halloh zurück zur Fürstenburg, und da man, der Freuden noch lange nicht satt, gerade so schön beisammen war, so beschloß man, auch für heute sich noch nicht zu trennen, sondern weiter des Weines und der Liebe zu pflegen, im Bankettsaal und in den unterschiedlichen trauten Gemächern.

Mit Don Geronimo de Camara jedoch hatte sich Folgendes begeben:

Nachdem er Abends zuvor das Laboratorium wohl verschlossen, stieg er allein in seinen Schlitten, hinter sich auf der Pritsche den treuesten seiner Kammerdiener, und kutschirte mit den galoppirenden Rossen die Heerstraße entlang, auf das Jagdschloß zu. Ehe er es aber erreichte, bog er auf einen Holzpfad seitwärts in den Wald und gewann erst jenseits des Schlößchens die Straße wieder, immer wilder dahinjagend — bis an die fränkische Grenze.

Wenn er freilich gemeint hatte, er dürfe ohne die Genehmigung Seiner Fürstlichen Gnaden des Herzogs die Landesgrenzen überschreiten, so mußte er jetzt erkennen, daß dies ein Irrthum gewesen war. Denn rechtzeitig warfen sich ihm, commandirt von einem Hauptmann, zwölf Arkebusiere in den Weg und geleiteten ihn höflich die Heerstraße zurück, vorbei an dem strahlend erleuchteten Schlößchen, darinnen er seine Gäste hörte, wieder heim in die Fürstenburg, in seine wohl bewachten Gemächer.

Don Geronimo knirschte mit den Zähnen, gab übrigens auch mehr denn drei verschiedene Erklärungen, warum er — natürlich nur für diese eine Nacht — sich hinüber ins Fränkische habe begeben müssen. Der Hauptmann glaubte ihm auch gerne aufs Wort und bedauerte nur, daß der Herr Graf sich nicht zuvor eines herzoglichen Passierscheines versichert habe.

Nur wenige der Schloßbewohner erfuhren von der veränderten Sachlage, am wenigsten die bacchantischen Festgenossen, die unbekümmert weiter jubelten, in seligem Rausche nach den Pforten stierend, durch die nun jeden Augenblick der große Meister mit einem Sack voll Ducaten eintreten konnte.

Sie erfuhren auch nicht, daß um die Mittagsstunde eine Wache von sechs Arkebusieren im Vorzimmer der Herzogin aufmarschirt war, und daß an Stelle des Don Geronimo jetzt der Obrist vom Stein das Regiment im Schlosse führte.

Obrist vom Stein begehrte Einlaß bei Ihrer Fürstlichen Gnaden, um anzufragen, ob sie vielleicht eine Bestellung habe an ihren erlauchten Gemahl. Er fand jedoch alle Zugänge und Thüren verriegelt und postirte darauf je zwei Mann vor jede Thür und in den Hof unter die Fenster.

Er stellte fest, daß sich bei Ihrer Fürstlichen Gnaden nur der Cavalier von Lichtenstein befinde, die Hofdamen jedoch in den Nebengemächern. Eine Weile vernahm er nur unterdrücktes Wehklagen aus dem Munde Ihrer Fürstlichen Gnaden, während Junker von Lichtenstein sich mäuschenstill verhielt.

Dann aber öffnete sich auf gütliches Zureden des Obristen die Thür; der Junker trat mit schlotternden Knien daraus hervor und überreichte ein versiegeltes Schreiben mit dem Ersuchen, es dem Herzog unverzüglich zuzustellen. Ihre Fürstliche Gnaden selbst blieb unsichtbar; die Thüre schloß sich wieder.

Der Herzog befand sich, als er den Brief aus den Händen des Obristen entgegennahm, wie immer, als ob nichts vorgefallen wäre, im Audienzsaal bei seinen Räthen. Er erbrach das Siegel, und ohne eine Miene zu verziehen las er mit fester, nur ein wenig spöttischer Stimme dem Obristen und den Räthen Folgendes vor:

„Ew. Fürstlichen Gnaden unterthänigster und unwürdiger Diener Ulrich von Lichtenstein wirft sich auf Gnade und Ungnade zu Euren Füßen, freiwillig sich bezichtigend und Vergebung erflehend, noch bevor das Urthel gesprochen."

Nicht durch eigenes freventliches Unterfangen hat gräßliche Schuld mich übermannt, sondern durch bösen Zauber, dessen ich mich nimmermehr versehen konnte!

Ich werfe die Schuld des Zaubers auf den Adepten Don Geromino Scotta, welcher mich einstmalen bei der Hand genommen und zu Eurer erlauchten Gemahlin geführt und allda in Ihrer Fürstlichen Gnaden kleinem Stüblein unsere Hände zusammengegeben, darob ich mich entsetzt und nicht gewußt, wie ich mich darein finden solle; nachdem er seine Spiele mit teuflischen Sprüchen seinem Gebrauch nach getrieben, bin ich alsobald wieder aus dem Stüblein und meiner Wege gegangen.

Nach diesem hat Ihro Fürstliche Gnaden je länger je mehr mich zu sich gezogen, auch im Spielen durch allerlei Reden, Händedrücken und andere dergleichen Geberden allerlei Anzeigungen von sich gegeben, wozu Ihro Fürstliche Gnaden geneigt sein gewesen, welches alles ich in Wind geschlagen und nicht dergleichen gethan, als wenn ich es merkte, und also gemeinet, ich wollte mich überwinden und nicht verführen lassen, wie ich denn noch wenige Wochen zuvor, wie Gott im Himmel weiß, keinerlei Gefallen darob gehabt, auch über solche Versuchungen bei etlichen im Vertrauen mich beschweret habe.

Erst gestern Abend bei dem Schlittenfahren, dazu jener Zauberer mich mit Ihro Fürstlichen Gnaden allein unter eine Decke gespannet, habe ich mich mit Geberden anders wie zuvor gezeiget, bis es endlich so weit gekommen, daß wir beim Spielen ums Küssen mit einander gespielet haben, dabei ich auch eine gute Zeit mich aufgehalten habe, da doch Ihro Fürstliche Gnaden mich mit Trotzbieten vexirten, als hätte ich kein Herz im Leibe und dergleichen.

In Ew. Fürstlichen Gnaden Jagdschloß nun hat Eure erlauchte Gemahlin, da sie im Bette gelegen, zu allem Unrath Ursache gegeben, mich selbst wie scherzhaft aus meinem Bette gejaget und endlich ganz und gar unter meine Gewalt sich untergeben. Im Schlitten wiederum und eben noch in ihrem Stüblein, nachdem sie die Kammermägde und Hofdamen wohl abgeschafft, hat sie ein Werk bewiesen, was sie zuvor mit mir geredet, darüber ich Ihro Fürstliche Gnaden zu Gemüth geführet, was uns Beiden daraus entstehen möchte, sie aber zur Antwort gegeben, sie wollte es also machen, daß es nicht erfahren werden sollte; habe sie wiederum lange vergeblich lange warten lassen, aber doch endlich, leider, Gott im Himmel erbarme es! auf ihr vielfältiges Anhalten aus Anstiftung des bösen Geistes Ihrer Fürstlichen Gnaden gewillfahrt.

So Ihr denn, gnädigster Herr Herzog, aus dem Allen erkennet, daß gegen Sünde und Schuld ich mich mannhaft gewehret, so wollet mir gnädigst verzeihen und glimpflich mit mir verfahren, nicht nach Recht und Gesetz, sondern nach Eurem erlauchten, großmüthigen Herzen.

Ew. Fürstlichen Gnaden
unwürdiger Knecht
Ulrich von Lichtenstein."

Digitized by Google

Ruhig faltete Johann Kasimir das Schreiben zusammen und übergab es dem Kanzler.

„Nehmet und verwahret es wohl! Andere Documente werden meinem Ermessen nach folgen. Sie gehören vor das Consistorium, das Recht zu sprechen hat in dieser Sache. — Fahret nun fort, Ihr Herren, in Euren Relationen über die Ordnung der Maße und Gewichte! —"

## Das Recht auf den Haufen.

Von Marsyas

(Dr. Martin Berndt, Berlin).

Die Philosophie der Masse war uns seit Langem keine fremde. Wenn wir uns ihr nicht ganz hingegeben haben, so war es die Furcht vor dem Aristotelischen Rade der Regierungsformen, das von der Monarchie allmälig, an der Demokratie vorbei, zur Ochlokratie gleitet. Neu ist uns die Philosophie des Haufens. Wir hatten ein Wahlrecht nicht erhalten, das eine kluge Massenphilosophie uns hätte geben müssen, und darum „bildeten sich" an dem Tage, da der Kanzler seine ablehnende Erklärung im Hause der Abgeordneten verlas, „Haufen", wie es bei den römischen Schriftstellern hieße. Wenige Tage später zogen abermals Haufen an einem Theater vorbei, an einem Canale hin und strebten dem Reichstagshause zu, den Ruf: „Der Kanzler nieder!" auf ihren Lippen, mit dem lauten Verlangen nach Arbeit, diesem neuen Verlangen eines dem Müßiggang entwöhnten Geschlechts. In beiden Fällen drängte die Schutzmannschaft, zu Fuß und zu Pferde, sie von den Straßen ab. Steine wurden geschleudert, die Säbel wurden herausgerissen, und eine Anzahl Leute blutete von Wunden. Es waren Tage, an denen der Januarfrost einer milderen Witterung gewichen war, und eine gewisse tiefere Empörung durch weitere Volkskreise drang.

Man hat diese Haufen auf beiden Seiten ausgebeutet. Die einen haben sie zur Legende erhoben und die Schatten der Vergangenheit beschworen. Sie haben erklärt, daß hier der Beginn der Tyrannis liege. Die große Masse sei den Erlesenen naturgemäß an Zahl überlegen. Wenn man ihr wegen ihres Auftretens in großen Haufen nachgeben wollte, mache man sich ihr künftig unterthan. Die Erlesenen (also wir) könnten numerisch solche Haufen nicht bilden. Wenn wir uns der Zahl fügten, gefährdeten wir uns, die Cultur. Andere meinten, das Proletariat müsse die Straße erobern. Wenn es nur in seinen Versammlungen und seinen Schriften wider das Wahlunrecht sich empöre, so berühre das eine engherzige Bourgeoisie nicht, die bloß die Vortheile ihrer Classe wahren wolle. Man müsse sich ein Recht ertrotzen, das eine für Rechtsfragen nicht sehr empfindliche Classe nicht freiwillig gewähren wolle.

* * *

Die Differenz der Meinungen ist keine geringe; wenn man sich mit ziemlicher Ruhe zu dem Problem verhält, wird man keiner von beiden Recht geben können. Daß wir unter einem Wahlrecht leben, das ungerecht ist, werden wenige Verständige noch verneinen. Denn wenn auch die tiefste Grundlage unserer Cultur der Capitalismus ist, so kann er nicht die einzige sein, so daß man nach dem Maße Geldes, das einer hat oder nicht hat, seine Stimmkraft regulirt. Wie weit man jenseits gehen will, ob man jedem eine Stimme geben, der alt genug wurde, oder ob man das Vermögen, über die Staatsangelegenheiten mitzuberathen, von Cautelen, wie man mit Fürsorge sagt, abhängig machen will, ist eine Frage, die nur die Grenzlinie der Reform berührt, nicht ihre Nothwendigkeit. Wenn man diese, wie innerlich die Meisten, zugesteht, so wird man das weitere innerliche Bekenntniß ablegen dürfen, daß von selbst diese Gabe nicht kommen wird. Das ist eine psychologisch viel zu tief verankerte Erfahrung, als daß man da mit irgend welchem Fuge sollte Zweifel haben dürfen. Es bleibt also nur das leise Drängen, und es fragt sich nur, wie laut es sein darf, ohne in die verpönte und alles verderbende Gewalt auszuarten.

Die Wahlumzüge sind weder in der neueren noch in der alten Zeit Seltenheiten gewesen, und es ist nur das mindere Maß von Ordnung, das in den einen oder anderen Ländern sie unterschied. Dem Romanen, der auf der Straße lebt, ist ein Haufen eine tägliche Erscheinung. In unseren kälteren und gemäßigteren Zonen ist er seltener (soweit es sich nicht um ein gefallenes Pferd handelt) und darum auffälliger.

Aber einzuwenden ist gegen einen ruhigen Umzug nicht das Allergeringste. Wir haben den Gegensatz des Ostends und des Westends strengstens durchgeführt. Wenn ich umfriedet in den Alleen des Westens wohne, brauche ich nichts von den dunklen Häusermassen der Arbeiterviertel zu wissen. Und die meisten westlichen Herrschaften wissen wirklich nichts von ihnen. Warum sollen die Bewohner dieser Viertel sich da nicht zusammenrotten und in Haufen ihr Dasein und ihre Zahl beweisen? Es giebt Dinge, an die man erinnert werden muß. Es giebt kein wirksameres Erinnern als ein häufiges Voraugenführen. Der Massenumzug ist das einzige Mittel vielleicht, mit dem eine Volksschicht sich über Reden hinaus und doch ohne Gewalt in ihren Wünschen bemerkbar machen kann. Man giebt dem Leierkastenmann nicht für seine miserabligen Melodien etwas. Aber man gäbe ihm gar nichts, wenn man ihn nicht spielen hörte.

* * *

Doch Geschick ist in politischen Dingen nicht zu unterschätzen. Die Haufen, die demonstrirten, waren nicht gesiebt. Bei den Arbeitslosen hätten nur Leute sein dürfen, deren unverschuldetes Stillsitzen von der Parteileitung hätte geprüft werden müssen. Bei den Wahldemonstranten hätte nicht ein Junge mitlaufen dürfen. Auch durfte die Wahlrechtsdemonstration nicht von einer Ultrapartei und jedenfalls nicht von ihr allein angezettelt werden. Es wäre vielleicht alles anders geworden, wenn alles geistige Proletariat, das zum Abgeordnetenhaus kein oder nur ein ungenügendes Wahlrecht besitzt, sich zu Haufen zusammengeschlossen und gesagt hätte: „Wir haben kein Geld, aber wir haben ein politisches Urtheil!"

Aber da sind die Dichter und die Aestheten. Die lehren uns, daß der Gebildete unpolitisch sei (und es giebt wirklich nichts Schöneres, als es sein zu dürfen) und wiegen uns in Träume ein, so daß wir an solche garstige Sachen gar nicht denken, Bücher lesen, Notenfeste feiern und unsere Frauen lieb haben. Und da auch keiner da ist, der uns weckte, so kann nur der unterste Stand mit einigem Ungeschick Versuche machen, deren Mißdeutung sehr leicht ist, deren Ungeschick aber keiner mehr verschuldet als die unthätige Masse der minder tief schwimmenden Leute vom Geist. Aber man sollte doch bedenken: Man kann zugleich in geistigen Genüssen und im politischen Leben herumspaziren. Und es wäre wünschenswerth, daß wir da endlich wieder Amphibien züchteten!

## Die Verwilderung unseres Styls.

Immer neue, immer dringendere Klagen erheben sich über die Verschlechterung unseres Styls. Mit Recht redet neuerdings Heinrich Jäger in seiner Schrift „Res severa" von einer „reinen Verwilderung". Daß die „Gegenwart" auch hier zum Schutze eines bedrohten deutschen Gutes auf den Plan tritt, ist hocherfreulich. In der Nummer 47 des 35. Jahrgangs hat sie unter Abdruck eines Gedichtes gegen keinen Geringeren als Paul Heyse scharfe Hiebe geführt. Gefährlicher aber noch als in der gebundenen Rede ist die Verlotterung des Styls in der ungebundenen.

Ein vielschreibender und vielgelesener Erzähler, der es als Spezialität betreibt, Wanderungen durch die verschiedensten deutschen Landschaften anzustellen und in zahlreichen, gut ausgestatteten, mit Bilderschmuck versehenen Bänden literarisch zu verwerthen, ist August Trinius, von den Seinen hochgelobt als ein zweiter, aber über den ersten hinausgewachsener Fontane, allen Verwaltern von Volks- und Schulbibliotheken (leider mit Erfolg) empfohlen. Sehr bekannt, besonders in Mitteldeutschland, ist sein Buch „Durchs Unstrutthal. Eine Wanderung von Naumburg a. d. Saale bis zum Kyffhäuser." (Minden i. W. bei Bruns.)

Vor Kurzem gab ich einem befreundeten Gerichtsrath, der selbst zuweilen in anmuthiger Weise die Feder führt und dieses Buch lobend erwähnte, mein Exemplar mit der Bitte, meine Randbemerkungen zu prüfen. Bei der Rückgabe sagte er: „Ich habe mit Betrübniß gesehen, wie rasch, wie flüchtig wir zu lesen pflegen; daß wir in unserer Eile schon zufrieden sind, wenn wir nur erfaßt haben, was der Schriftsteller sagen will. Erst jetzt habe ich bemerkt, welche unglaublichen Nachlässigkeiten sich manche Leute den deutschen Lesern gegenüber gestatten."

Das Buch wimmelt in der That von grammatischen, stylistischen und logischen Fehlern, von denen ich hier eine kleine Auslese bieten möchte, beim Einfachsten beginnend und allmälig bis zum lächerlichen Unsinn fortschreitend. Herr Trinius aber entschuldige sich nirgends mit Druckfehlern. Wo diese Entschuldigung allenfalls vorgebracht werden könnte, da wird ihr durch die stete Wiederholung derselben Versstöße jede Kraft geraubt. Die in Klammern stehenden Ziffern geben die Seitenzahlen an.

Die Superlative „das einzigste Verbrechen" (78) und „das einzig Sehenswertheste" (38) seien noch milde als dialektische Eigenthümlichkeit beurtheilt. Schlimmer steht es schon um die Participien: Die im Gasthause zu Laucha versammelten Bürger nicken befriedigend (86). Der Wendelstein ward, den neuen Ansprüchen Rechnung tragend, umgebaut (137). Halben Leibes in der Saale liegend, fand man den entseelten Körper (34). Der aus dem Verkauf entsponnene Streit wurde geschlichtet (276). Hingerissen von ihrem Geständniß rang sich das erste trauliche Du von seinen Lippen (188). Wolzogen reiste nach Weimar. Nach Württemberg zurückgekehrt, ernannte ihn der König zum Oberstleutnant (203). Obwohl mit allem äußeren Gepränge vollzogen, scheint diesem Verkauf trotzdem ein Schatten anzuhaften (305).

Trinius schreibt natürlich auch: Jene in Naumburg stattgefundene Versammlung (51) und: die Stifterin des einst bestandenen Klosters (261). Besonders liebt er's, den Ausdruck „rückwärts gewandt" falsch zu beziehen; z. B. Der Weg bietet freundliche Blicke in das Thal und, rückwärts gewandt, auf Naumburg (58 und 59). Die Straße gewährt reizvolle Blicke in das Thal ... wie rückwärts gewandt, auf das Schloß (110 und 111).

Den Participien gesellt sich der Infinitiv mit „um zu" und „ohne

Digitized by Google

zu": Caroline hatte sich verheirathet, um ... den begangenen Irrthum dieser Wahl einzusehen (193), (Charlotte von Kalb und Schiller) keiner (!) von beiden ahnte, wie eng sie noch einmal Neigung und ... Streben zusammenführen sollten, um dann ... auseinanderzugehen (185). Die Rothenburg wird dem Landgrafen abgelassen, bis sie endlich, ..., die drückenden Schulden abzuschütteln, an den Grafen von Hohenstein kommt (307). Unsere Stadt hat mit sich selbst genug zu thun, um rückwärts zu schauen (224). Die Leidenschaft gebar den finstern Plan, den eigenen Gatten ermorden zu lassen, um dann ... dem geliebten Mann die Hand reichen zu können (66). Längs eines Gartens rieselt die kleine Saale, um dann, am Fuße des Knabenberges entlang (!) in die große Saale einzumünden (31). Auf der Rudelsburg wurden Trinkräume für die Gäste geschaffen, ohne doch den malerischen Reiz der alten Ritterveste irgendwie aufzuheben (15).

Immerhin, — falsche Participial- und Infinitiv-Constructionen gerathen auch manchen Anderen leicht in die Feder. Weit übler ist es, wie Trinius mit den Präpositionen umgeht. Oft verbindet er sie nicht nur mit unrichtigem Casus, sondern er verwendet sie überhaupt falsch, ja er gebraucht Worte als Präpositionen, die gar keine sind: Das Kaiserhaus hat noch lange auf dieses Recht bestanden (342). Ein Unstern ging über das Land auf (93). Die Armee errichtete ihr Lager in und rings um der Stadt (161). Ferner: gegenüber des Dorfes (282), gegenüber des Rieds (172) jenseits Schloß und Straße (290) bei Gorsleben herum (249), Sehnsucht auf etwas (2), ein Anrecht zu etwas (138), Hoffnung nach etwas (362). Hans theilte seine Besitzungen in seine drei Söhne (160). Paris hatte sich vor dem deutschen Sieger ergeben (383). Westlich der Sachsenburgen (260), rückwärts des Schlosses (112), rings der Burg oder des Klosters (304). Flachsknotten liegen nahe ihres Spinnrockens (348). Ein Tisch wird nahe des Heerdes gerückt (290).

Geradeso steht es mit den Conjunctionen: Die Kirche war ohne Dach noch Glocken gewesen (88). Besonders an jenem Tage, wenn (57). Thatsächlich und trotzdem der Kaiser die Belehnung aussprach (340 und 341).

Wie er neue Präpositionen und Conjunctionen aufstellt, so gebraucht Trinius überhaupt Wörter und Wendungen in ganz unmöglichem Sinne und erfindet sich neue. Wenn er sagen will: „Den Sommer hindurch," so sagt er „sommerlang" (284 und 290). Wenn er sagen will: Der Herrscher der Franken trat „an die Stelle" des oströmischen Kaisers, so sagt er: Statt des oströmischen Kaisers trat der Herrscher der Franken (350). Verwickelungen der Verhältnisse und „deren Folgen" werden ihm zu Verwickelungen und Folgerungen der Verhältnisse (261). Statt „gemessenen Schrittes" läßt er den Polizeimann angemessen in eine Nebengasse wandeln (86). Eine „stille, weltentlegene Klosterstätte" wird ihm zu einer weltstillen Klosterstätte (152). Im Bauernkriege wird die sich auftrotzende Gewalt mit Gewalt niedergekämpft (277). Charlotte strömte in Bitterkeiten aus (197). Der Püstrich ist ein ungeschlachtenes Ungeheuer (300). Paris öffnete die Thore unter den Donnergrüßen vielhunderter Geschützschlünde (383). Das Thal erbebte unter dem Waffengeklirr vieltausender streitiger (!!) Männer (93). Wolzogen ist ein Anhänger Wagners und hat sich nachbarlich dessen Wahnfried ein trauliches Heim geschaffen (208). Neunhundert Jahre haben nichts an dem Bau rütteln können (128). Alfred von Wolzogen rückt zum Regierungsrath hinauf (207); dafür stürzt am Rande eines Gemäuers ein Brunnen jäh hinab (251). Zur Rechten schluchtete sich ein tiefes Waldthal zum Hauptstock des Gebirges hinan (290).

An die falsch gebrauchten oder falsch geformten Worte reihen sich naturgemäß falsche Bilder. Wie sich das Waldthal „hinanschluchtet", so „entrollt" sich immer aufs Neue von Zinnen oder aus Nischen ein Landschaftsgemälde: ... ein Thurm, aus dessen luftigen Fensternischen ein tiefpoetisches (!) Landschaftsgemälde sich entrollt (113). ... von dessen Zinnen sich ein wechselreiches Rundbild aufrollt (259). Noch wunderbarer ist es, wenn das Bild durch einen Park entrollt wird: ... ein Park, welcher ein prächtiges Thalbild zu Füßen (!) entrollt (157). Und ähnlich: Der Anstieg ..... entrollt, je höher wir gelangen, immer glänzender das Thalbild (62). Das Kloster Roßleben ist still den Weg dahingegangen (151). ... wo ... ein Pfad seinen Ausweg ins freie Land sucht (18). Es troff den Berg hinab von Blutbächen (282).

Es wäre nach dem Erwähnten verwunderlich, wenn Trinius nicht auch an den relativen Verbindungen scheiterte: Die Schülerzahl beträgt gewöhnlich dreißig, worunter sich achtzehn Freistellen befinden (167). — ... dem hat das schlichte Leben dieser Stadt noch immer gefallen und mit stillem Wohlbehagen erfüllt (284). Das Bauwerk zerfällt (!) in drei Abtheilungen, wovon der mittlere Theil der älteste ist und seine Erbauung muthmaßlich noch weiter zurückreicht (!) (55). Adelheid gründete ein Nonnenkloster, in das sie eintrat und darin ihr Leben beschloß (265). Zahlreich erscheint die Vermengung zweier Redewendungen. Trinius will sagen: „Margarethe galt als seine Braut" oder „Margarethe war so gut wie seine Braut". Er schreibt: Margarethe galt so gut als seine Braut (188). So sagt er auch: Der Hauptmann vertheilte Güter aus (278). Er vertauschte seinen Burgantheil gegen Burgscheidungen ein (137). Um den uns alle Nationen der Welt neideten (387). Mehr denn 400 Menschen kamen dabei zu Grunde (52). Sie mußte feierlich auf alle Ansprüche entsagen (142).

Die jetzt immer häufiger werdende Unsitte der Localreporter, das regierende Nomen vom regierten zu trennen, macht Herr Trinius auch mit: Auf dem Gute Nordheim ihres Onkels (184). König Sigibert des austrasischen Frankenreichs (132).

Ueberhaupt die Appositionen, besonders die prädicativen! Z. B. Die Ausarbeitung (><) der von Dr. Camerstadt ausgearbeiten (><) Schulgesetze, desselben (!) Gelehrten (26). Reizvolle Ausblicke auf Kösen, der großen Berliner Kinderstube (17). Burchard schenkt eine Kapelle an Walkenried, der so berühmten Cisterzienserabtei (211). Keine Urkunde trägt mehr den Namen dieser Pfalz als Aufenthaltsort (337). Ortschaften, von denen sich viele nur als Namen in unsere Tage hinübergerettet haben (18). Da und dort sind die Brunnen als ein letzter Ueberrest altheidnischer Frühlingsfeier geschmückt (1). Bei dem Bestreben, das Allodialgut in seine Hand als alleiniger Verwalter gelegt zu wissen (186).

Wir sehen davon ab, daß Subject und Prädicat oft nicht übereinstimmen, und heben noch einige falsche Constructionen von Verben und Substantiven hervor: Entkleidet dem Gewande (331). Vollständige Stockwerke wurden in dem Gebäude hineingelegt (259). Die Franken berathschlagten, daß man die Sachsen ... heranziehen sollte (96). Man hoffte, Friedrich II. werde die Kirche von dem erlogenen Prunke entkleiden (14). Einer derselben unterzog die Burg eines Umbaues (76). Mit Bewunderung blickte man zu (!) ihrem, von einer Fülle hellbraunem Haar umflossenen Antlitz (185). Sie sind auf der Rudelsburg eingekehrt, hier oben noch einmal der Jugend goldenen Sonnenschein zu gedenken (14).

Die Krone von allem bildet die Menge der Denkfehler, die das Buch aufweist. Ein magisch flimmerndes „Licht" wird Herrn Trinius zu einer magisch flimmernden Leuchtkraft (287). Heinrich wird zur freiwilligen Verbannung nach England gezwungen (335). Die Bauern führten in der Fahne den Bundschuh, um das Symbol bescheidener Forderungen anzudeuten (278). Trinius will sagen, daß die letzten Nebelfetzen „in ohnmächtigem Zorn" über die Höhen wirbeln; sie thun dies aber bei ihm ohnmächtig vor Zorn und Streitwuth (244). Der Lauf der Unstrut verschwindet zuweilen, um dann ein Stück weiter wieder hell aufzublitzen (131). Heinrich I. saß am Vogelheerd, als die Abgesandten des deutschen Reiches kamen, ihn zum deutschen Kaiser auszuwählen (109). Conrad III. unternimmt einen Zug nach Italien in Gefolgschaft eines mächtigen Heeres (334). Da geschah (><) es, daß der Landgraf über den Marktplatz von Erfurt im Gefolge eines reichen Hofstaates (!) reitet (><) (134). Um auszudrücken, daß das Kyffhäuser-Denkmal den alten Bergfried fast ums Doppelte überragt, sagt Trinius, es überrage ihn fast noch einmal (386). Statt daß „die Schieferhaube eines Thurmes in der Sonne silbern schillert", schillert die Sonne silbern in der Schieferhaube (62). Die „dreistufigen Treppen", die zum Quaderstein des Rankedenkmals hinaufführen", werden Herrn Trinius zu dreifachen Treppenstufen, die zu einem Grundquader (!) hinansteigen (164).

Zuweilen bilden Gedanken und Ausdruck einen unlösbar verwirrten Knäuel, z. B.: Es ist dann ein so stillglückliches Gefühl, wenn ... die Gläser klingen und man sich fern der Welt Lärm träumt, für immer abgethan der Sorgen Last (3), oder: Ist die Aussicht vom Kyffhäuser ... gleichsam in eine ernstere und weihevollere Stimmung hineingerückt: die von der Rothenburg ist poetischer (298). Zuweilen wird der Satz ganz unverständlich, z. B.: Auch wenn man dies eigentlich nicht wollte, es hält doch schwer, im Saalthal die Eisenbahn zu verlassen (3).

Mit Schmunzeln erhält man von Herrn Trinius die Mittheilung, daß Laucha einem bedeutenden Manne nicht zur Wiege gedient hat (87), und daß die Lauchaer Spatzen balgend (!) oder boshaft witzelnd (86) sich vor den zechenden Bürgern herumtreiben.

Worüber die Spatzen wohl boshaft „witzeln" mögen?

Es wäre ein Leichtes, diese Blüthenlese auf das Doppelte bis Dreifache zu vermehren; und das bei einem Buche von nicht ganz vierhundert Seiten!

Vor einigen Monaten fand ich in verschiedenen Blättern Skizzen von A. Trinius. Ich denke: „Sollst doch einmal zusehen, ob der Herr sich im Laufe der Zeit geändert hat." Da fand ich z. B. in der Skizze „Am Mönchstein" folgende Stelle: Er trat ... auf sie zu, um ihr die Hand zu reichen. Doch ein Blick auf seine Rechte hielt er diese in etwas Verlegenheit jetzt (!) auf den Rücken ... In der „Dämmerstunde" hieß es: Der Zauber der Dämmerung wob über das Land. — Er schloß für ein paar Herzschläge lang die Augen. — Von irgend woher war ein Lied zu ihm heraufgeschlagen, das alleschlafende(!) Schmerzen in ihm vom Lager aufscheuchte. — Dafür schritt sie wieder im Geiste an seiner Seite hin. (Damit will Trinius sagen, daß er sie im Geiste an seiner Seite hinschreiten sah!!). — Alles raffte sich zu erhöhterer (!) Schönheit auf. — Hand in Hand waren sie schweigsam, wie unter Erschauern eines großen Wunders, zurückgekehrt. — Wenn er einmal durch Arbeit oder Mißerfolg ernster dreinschaute. — Seitdem er das Bild derer (nämlich seiner Frau!) umflort, die einst einen Blüthenflor voll Hoffnungen in ihm geweckt, hatte sich ihr Erinnern weiter und weiter entfernt (Soll heißen: „war die Erinnerung an sie mehr und mehr verblaßt"!!) —

Digitized by Google

Da reckte der Hund erwachend sich. Und dann ein kurzer, unruhiger, fast freudig klingender Aufhell. — (Das Weib), dessen süße Erinnerung all sein armes Leben ausgefüllt hatte. —

**So schreibt heute ein vielgelesener und vielgelobter Schriftsteller, der seine Leser in den gebildeten Volksschichten sucht. — Und die Folgen? — — —**

*Prof. Edmund Bartsch (Sangerhausen).*

## Aus den Berliner Theatern.

Kammerspiele. Emil Strauß: Hochzeit. Drama in 5 Acten.

Es hob ganz wundervoll an: eine feine Komödie, daß einem warm ums Herz wurde, und es kam ein zweiter Act, der den Eindruck des ersten fast noch verstärkte. Aber dann: der dritte Act mit der Peripetie — handwerksmäßig gesprochen — und ein (trotz all der Köstlichkeiten darin, wie sie nur ein echter Dichter zu geben vermag) böser, böser vierter Act, da vermochte man nicht mehr dem Poeten auf den Irrwegen krauser Rabulistik zu folgen. Es half auch nichts, daß im fünften Acte wieder jenes leise Scherzando des Anfangs hindurch klang. — Und doch, wenn ich das Buch lese, empfinde ich jene Schwächen gar nicht so stark. Als Novelle gesehen, wirkt das Alles nicht so kraß, wie in dem grellen Licht der Bühne; man liest darüber hin, es bleibt nur die feine Kunst des Erzählers . . .

Der Vorwurf des Dramas ist nicht überraschend neu. Vater Uing verkuppelt seine junge, gar so lebensunreife Tochter an seinen alten Freund Liesegang; das Mädel ist achtzehn Jahre, ihr Gatte über sechszig. Liesegang hat einen Neffen, der ihm wie ein Sohn ist und der in München Medicin studirt. Dieser Bartel Rod kehrt ahnungslos — des Onkels Brief, der ihn vorbereiten sollte, hat den jungen Doctor nicht mehr in München erreicht — am Tage vor der Hochzeit heim und ist entsetzt, daß „so ein alter Kracher" und „so ein junges Ding" („Sehen Sie dieses Kind an," ruft er der alten Haushälterin zu, „schauen Sie doch diese Augen an! Haben Sie schon ahnungslosere Augen gesehen, reinere, ernstere?!") hochzeiten wollen. Das muß um jeden Preis hintertrieben werden; denn da ist irgendwo Schmutz, eine Gemeinheit. Bartel geht frisch ans Werk. Die alten Herren sind empört, trumpfen auf. Hier hat er nun die Parthie verloren, oder sie ist doch wenigstens remis geblieben. So versucht ers bei dem jungen Mädel, aber auch hier ohne Glück: sie hat sich, wohlerzogene Tochter, die sie ist, in den Gedanken verrannt, sie habe hier eine Pflicht zu erfüllen. „Ich bin gewohnt, mich nach den Wünschen meines Vaters zu richten. Diesmal — ich gestehe es — ist es mir schwer geworden; aber ich fand Gründe, seinen Wunsch zu erfüllen." Sie schwankt wohl ein Wenig: die Stimme der Jugend hallt in ihrem Herzen wieder; leise glimmt eine Liebe auf. Aber ein Bißchen weiblicher Trotz und der Gedanke, durch die Weigerung, auch Bartel zu schaden, dem der Oheim als dem Unheilstifter weitere Hülfe versagen wird, also heimliche Liebe treiben sie zur Eheschließung. Da, in der Nacht vor der Hochzeit, vollzieht sich in ihr, merkwürdig jäh — und hier ist ein wunder Punkt des Dramas — eine mächtige Wandlung. Sie tritt freilich mit dem Alten vor den Altar und spricht ihr „Ja" (aus Trotz gegen Bartel, dem sie entgegenwirft: „Wären Sie zugegen gewesen — ich hätte nie ja gesagt!"), aber wie nun Bartel von Neuem auf sie einstürmt, entflieht sie mit ihm und wird sein Weib. In einer alten Heidenhöhle feiern sie über die Flammen schreitend ihre Hochzeit. Der alte Liesegang kennt diesen Unterschlupf seines Neffens, und am nächsten Morgen sucht er die Beiden dort auf. Er macht ihnen durchaus vernünftige Vorschläge, die Bartel, der sich durch des Onkels Worte beleidigt fühlt, schroff zurückweist. In Emma aber regt sich das Herz — sie ist im Grunde viel größer als Bartel — und: „Wir wollen jetzt nicht rechten," wirft sie schüchtern ein, „wir wollen nur bedenken, ob wir einander etwas Bittres ersparen können. Sie wollen es ja nicht nur sich, sie wollen es ja auch uns erleichtern." Und als Bartel trotzt, flieht sie. Die Heimkehrende empfängt der Vater mit seinen Vorwürfen. Liesegang, der bald nach ihr wieder daheim eintrifft, erhebt gegen Bartel vor ihr von Neuem die bittersten Anklagen. Da bäumt sich in dem jungen Dinge ein seltsamer Stolz auf: mich mögt Ihr schmähen, aber den Bartel dürft Ihr mir nicht verunglimpfen. „Er hat mir keine Ehre genommen; aber ich fange an, zu merken, daß er mir Ehre geweckt hat. Und wenn er mich auch jetzt verließe, ich muß ihm danken, dafür, daß er mir das Herz aufgeweckt und die Augen geöffnet hat, und dafür, daß ich jetzt allein gehen mag." Und Bartel hat längst sein Trotz gereut: er kommt, um die Geliebte von Neuem zu holen. „Hättest Du diesen verfluchten Neffen nicht, so wäre jetzt Alles in Ordnung," zetert Vater Uing, der nun alle Hoffnung auf einen sorgenlosen Lebensabend schwinden sieht.

Ich will die Schwächen des Werkes hier nicht weiter aufdecken, sie liegen in dem unklaren Uebermenschenthum Bartel Rods. Ich will lieber auf die zahllosen Schönheiten weisen. Zunächst: fast alle Gestalten, vornehmlich die beiden Alten sind prachtvoll lebendig, mit warmem Humor gesehen und gezeichnet, wirkliche Menschen. Aber selbst Bartel Rod ist ein prächtiger Kerl, ein Bißchen jugendlich dumm trotz aller Klugheit, ein Bißchen Phraseur und noch mehr Schwadroneur. Emma Uing bleibt ein Wenig zu blaß, ihre Psyche macht zu jähe Wandlungen, und doch ist auch sie, das liebe, gute, dumme Mädel, das Kind, ein lebendiger Mensch. Vorbeigerathen scheint mir nur die Wirthschafterin; die ist wesenlos und die Darstellerin, die hier aus Eigenem wohl hätte hinzu thun können, blieb der Rolle vollends Alles schuldig, sprach noch papiernernes Deutsch, als es der Dichter ihr merkwürdiger Weise in den Mund gelegt hat. Schemenhaft, conventionell sind auch die beiden Tanten; ihre Zeichnung vertrug ein paar grellere Lichter.

Und nun: mir war der Abend doch ein genußreicher und er wird mir in der Erinnerung haften. Das Buch aber stell ich neben den „Engelwirth" und „Freund Hein", und ich werd es wohl öfters zur Hand nehmen.

Gespielt wurde prächtig; ein echter Dichter spielt sich immer leicht. Die beiden Alten (Herr Tiedtke und Arnold) waren köstliche Typen. Else Heims überraschte durch ganz neue Töne; sie ist bedeutsam gewachsen. Und daß Kayßler, diesem der Besten einem, dem Bartel Rod restlos gerecht ward, brauche ich nicht erst zu sagen. *A. Hn.*

## Januar: Ordensmonat.

Die liebe Ordenskiste
That neu den Deckel auf,
Und auf der langen Liste
Stand manch Erwählter drauf.
Beamten, Diplomaten,
Gelehrten und Soldaten,
Kurz, Allen, die was thaten,
Ging hell die Gnadensonne auf.

An manchen Glückverkrachten
Trat dieses Glück heran;
Dem Nobelpreis-Bedachten
Flog auch ein Ordchen an.
Zwar war es herzlich kleine
Und reichlich allgemeine —
Doch bei des Hoffests Scheine
Zierts auch den bravsten Mann.

Selbst Blockbedrückte kriegten
Ein Näglein auf den Frack.
Da kamen die Besiegten
Recht rasch auf den Geschmack:
„Ei, ei, wie glänzt es köstlich!
Man fühlt sich gleich so festlich —!
Vergessen wir, was restlich
Uns liegt im Magensack!"

So gab die Ordenskiste
Das letzte Bändchen hin;
Soldat wie Civilliste,
Erheben stolz das Kinn.
Nur Kerls wie ich, die mächtig
An bösen Reimen trächtig,
Die schmähn: Gottlob, wie prächtig,
Daß ich verdienstlos bin!

Terentius.

## Geschäftliche Notiz.

Für Nervöse und Schwache, besonders solche Personen, die sich in Folge überstandener Krankheit elend, müde und schlaff fühlen, dürften die großen Erfolge, die durch das seit vielen Jahren rühmlich bekannte Sanatogen erzielt worden sind, von großem Interesse sein. Das Sanatogen wird, wie dies aus Aeußerungen und Zuschriften von namhaften ärztlichen Autoritäten hervorgeht, überall dort unschätzbare Dienste leisten, wo eine Kräftigung des Organismus nothwendig ist, insbesondere dort, wo auch das Nervensystem in Mitleidenschaft gezogen ist. Aber auch bei allen Denjenigen, die noch mitten im Kampf um den Erfolg im Leben, sei es auf wirthschaftlichem oder wissenschaftlichem Gebiete, stehen, wird der Gebrauch von Sanatogen die glücklichsten Erfolge zeitigen, da durch das Präparat der Organismus vorbeugend gestärkt und seine Widerstandsfähigkeit außerordentlich gesteigert wird.

Wir verweisen ausdrücklich auf den der heutigen Nummer beiliegenden Prospect der Sanatogen-Werke Bauer & Co., Berlin SW. 48.

## Zur gefälligen Beachtung.

Manuskripte, Bücher, redactionelle Anfragen u. s. f. sind dem Herausgeber, Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstrasse 10, I zu senden.

Digitized by Google

Keine Nachnahme! Erst prüfen!

Orangenblüten-
**Honig!!**
übertrifft jeden Honig der Welt. Garant. absolut naturr. Bienenprodukt! Begeist. Lob von Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u. zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.
**Kusche & Martin, Malaga**
Spanien (Deutsche Firma)

Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:
**Harmoniums**
mit wundervollem Orgelton.
Katalog **gratis.**
**Aloys Maier**, Hoflief., **Fulda.**
Illustrierte Prospekte auch über den **neuen** Spielapparat „**Harmonista**", mit dem **Jedermann ohne Notenkenntnisse sofort 4 stimmig Harmonium spielen kann.**

Künstlerische und gediegene bürgerliche Wohnungs-Einrichtungen deutscher Art in neuer Technik. Sorgfältige Farben- und Formengebung. III. Deutsche Kunstgewerbe-Ausstellung 1906 höchste künstlerische Auszeichnung: Ehren-Urkunde.

Teppiche, Bezüge, Vorhänge besonders dazu angefertigt in bester Qualität nach Entwürfen der ersten deutschen Künstler: Richard Riemerschmid, M. Junge, o E. H. Walther sowie B. Scott u. a. o

o o o o Niedrige Preislage. o o o o

Zimmer von 180 M. an. Einrichtungen zu 570 M., 1195 M., 2630 M. Frachtspesen durch Zerlegbarkeit der Möbel sehr verringert. Sofort lieferbar. Man verlange: Denkschrift über das Dresdner Hausgerät mit Preisliste und Bildern, dazu Ausstattungsbriefe von Dr. Fr. Naumann zusammen gegen Einsendung von 1.50 M. Gekürzte Preisliste mit Bildern umsonst.

DRESDNER WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST (KARL SCHMIDT) DRESDEN-ALTSTADT, KREUTZER-STRASSE 21.

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die „Gegenwart" beziehen.

**Herders**

**Konversations-Lexikon**

Dritte Auflage. Acht Bände. Reich illustr. Mark 100.— Kr 120.— Teilzahlungen Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

**Weck's Frischhaltung**
und
sonst nichts
und
weiter nichts
und
drüber nichts
dum
Kochе auf Vorrat

Drucksachen über:
**Weck's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel**
kostenlos durch:
**J. Weck,** Ges. m. b. Haftung, **Oeflingen,** A. Säckingen (**Baden**).
Man verlange nur
**Weck's Originalfabrikate**
Ueberall Verkaufsstellen.

WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST
OTTO ERDMANN JUNIOR
BERLIN S.W. 61.
TEMPELHOFERUFER 21.

Digitized by Google

# Die „Continental“

Mehrfach mit der **goldenen Medaille** prämiiert

Mehrfach mit der **goldenen Medaille** prämiiert

**findet von Tag zu Tag immer weitere Verbreitung.**

**Beweis:**

**Die ausserordentlich lebhafte Nachfrage nach dieser erstklassigen**

## Schreibmaschine.

## Franz Kaiser – Friedrichstrasse 197 – Berlin W. 8.

Wollen Sie

**Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren etc.**

direkt, billig und gut kaufen, dann verlangen Sie unsere Offerte.

## Belmonte & Co., Berlin.

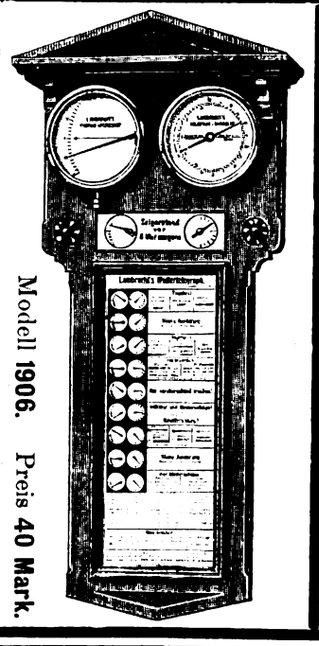
Detail-Verkauf:

**Leipzigerstrasse 35a,** Ecke Charlottenstrasse, und **Königstrasse 46,** Ecke Hoher Steinweg.

**Juweliere, Gold- u. Silberschmiede, Ateliers für Jnwelenschmuck und Kunstarbeiten.**

Fabrikation mit elektrischem Kraftbetrieb. — Gold- und Silber-Walz- und Prägewerk. Engros-Export nach allen Ländern.

**Prachtkatalog** mit vielen tausend Illustrationen von Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren gegen 1 Mk. franko. Bei Einkauf oder Rücksendung wird dieser Betrag vergütet. — **Spezialllisten gratis.**



Modell 1906. Preis 40 Mark.

**Original**

## Lambrecht's Wettertelegraph

gibt durch nur 2 Zeiger die drei Hauptfaktoren für die Voraussbestimmung des Wetters an: **Lufttemperatur, Luftfeuchtigkeit** und **Luftdruck.** Die Wetterprognose ist dadurch außerordentlich erleichtert, daß nur die gegenseitige Stellung dieser Zeiger in der am Apparat befestigten Tabelle aufzusuchen und die daneben-stehende Prognose **einfach abzulesen** ist. — **Zahlreiche erstklassige Anerkennungen stehen zu Diensten.**

Lambrechts Instrumente sind gesetzlich geschützt.

**Man verlange ausdrücklich Gratis-Drucksache Nr. 280.**

## Wilh. Lambrecht Göttingen.

**Gegr. 1859 (Georgia Augusta).**

**Inhaber des Ordens für Kunst u. Wissenschaft, der grossen goldenen und verschiedener anderer Staatsmedaillen.**

**Vertreter an allen größeren Plätzen des In- und Auslandes.**

**Generalvertrieb** für die Schweiz Italien und die österreichischen Alpenländer durch:

**C. A. ULBRICH & Co., Zürich.**

**Wir erlauben uns, die Leser auf den dieser Nummer beigelegten Prospect von Bauer & Cie. in Berlin SW. 48, „Sanatogen“ betr., aufmerksam zu machen.**


Verantwortl. Redacteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Für den Inseratentheil verantwortlich: Georg Macher, Berlin W. 35, Steglitzer Straße 8. Max Hesses Verlag in Leipzig. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 6. Berlin, den 8. Februar 1908. 37. Jahrgang. Band 73.

INDIANA UNIV. FEB 25

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Max Hesses Verlag in Leipzig. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 4gespaltene Petitzeile 50 Pf.

Inhalt:

Soll der neue preußische Anleihetyp vorbildlich werden? Von Friedrich Ernst (Berlin). — Zehn Jahre deutscher Culturarbeit in China. Von Capitänleutnant Heinrich Lierfemann (Zehlendorf). — Zur Politik der Eingeborenen-Bevorzugung. Randglossen von Woldemar Schütze (Hamburg). — David Friedrich Strauß und seine Bedeutung. Von P. Chr. Elsenhans (Döffingen). — Brief an einen literarischen Anfänger. Einige Wahrheiten von Karl Bleibtreu (Berlin). 1. — Der Liebe Wandlungen. Fünf Sonette von Hanns H. Kamm (Berlin). — Die Panacee des Lebens. Novelle von Kurt Martens (München). (Schluß.) — Ein Herr, der in Gesellschaft geht und Stimmungen unterworfen ist. Von Marsyas (Dr. Martin Beradt, Berlin). — Zugstücke und Zugmittel. Von Arthur Neißer. — In falscher Richtung. Von Dr. K. — Notizen. — Anzeigen.

## Soll der neue preußische Anleihetyp vorbildlich werden?

Von Friedrich Ernst (Berlin).

Wohl selten hat die Publicistik sich einer so schwierigen Aufgabe gegenüber befunden, wie aus Anlaß der Emission der neuen preußischen Anleihe, die in diesen Tagen zur Zeichnung gelangte und hinsichtlich aller wesentlichen Einzelheiten einen vollständigen Bruch mit allen früheren Traditionen Preußens darstellte. Kein fester Anleihebetrag, ein variabler Zinsfuß, Ausschließung des Emissions-Consortiums, eine radicale Sperre, alles dies ließ erkennen, daß man nach den vielen Fehlschlägen der preußischen Anleihepolitik während der letzten Jahre gänzlich neue Wege zu wandeln entschlossen war. Auf der einen Seite nun gebot principiell das Staatsinteresse, der ohnehin nicht auf Rosen gebetteten preußischen Finanzverwaltung die Aufgabe nicht zu erschweren, auf der anderen Seite bestand die für die Organe der Oeffentlichkeit nicht minder ausschlaggebende Rücksichtnahme auf diejenigen, die die neue Anleihe übernehmen sollten. Es standen sich zwei mächtige Interessenfactoren bei dieser Anleihe gegenüber, und aus diesem Interessenwiderstreite erklärte sich die Reserve, mit welcher die neue Anleihe in den Blättern behandelt worden ist.

Nachdem indessen diese Transaction, durch die die Oeffentlichkeit überrumpelt worden war, unter Dach gebracht worden ist, erscheint es schon in Rücksicht auf die principielle Seite dieser Angelegenheit nicht länger angebracht, mit der Beurtheilung dieser Frage hinter dem Berge zu halten. Um es daher deutlich herauszusagen, stellt diese neueste Emissionspraxis sich als ein im höchsten Grade bedenkliches Verfahren dar, weil sie sich einerseits auf die Urtheilslosigkeit des Publicums stützt und daher eines großen Staatswesens unwürdig ist und weil sie andrerseits unzweckmäßig und direct gegen das Staatsinteresse gerichtet erscheint. An dieser Beurtheilung kann auch der erzielte ziffernmäßige Subscriptionserfolg nichts ändern, um so weniger als noch nicht aller Tage Abend ist, und ein solcher Erfolg für das Endergebniß einer so gearteten Transaction nichts beweisen würde. Von dem Erfolg dieser Anleihe wird man erst in — zehn oder fünfzehn Jahren reden können.

Daß die preußische Finanzverwaltung davon Abstand genommen hat, den Betrag dieser Anleihe zu fixiren, kann nur gebilligt werden, ebenso, daß sie das Consortium nur commissionsweise bei dieser Anleihe betheiligt hat. Das letztere dürfte mit dieser Art der Behandlung finanziell nur zufrieden sein, da es bei der früheren Methode alles andere als Seide gesponnen hat. Dagegen muß die Zinsfestsetzung, die sogenannte gleitende Scala in jeder Beziehung als eine der schlimmsten Neuerungen bezeichnet werden. Ein Zinsfuß, der für zehn Jahre 4%, für fünf Jahre $3^3/_4$% und für eine unbestimmte Anzahl von Jahren $3^1/_2$% beträgt, ist im Durchschnitt ein annähernd $3^1/_2$%iger Zinsfuß, d. h. in jedem weiteren Jahre der Dauer dieser Anleihe nähert sich der durchschnittliche Zinsfuß einer solchen Anleihe dem Satze von $3^1/_2$%, ohne diesen Satz jemals völlig zu erreichen. Man macht sich den Durchschnittszinsfuß einer solchen Anleihe am besten durch eine Formel klar. Die Anleihe gewährt für:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| 10 | Jahre | 4% | zusammen | 40% |
| 5 | " | $3^3/_4$ | " | 18.75% |
| x | " | $3^1/_2$ | " | x $3^1/_2$% |

zus. 15 + x Jahre = zus. 58.75% + x $3^1/_2$%,

also für 1 Jahr:

$$58.75 + 3^1/_2\,x : 15 + x = 3^1/_2 + \frac{6^1/_4}{15 + x}.$$

Der Durchschnittszinsfuß der neuen Anleihe heißt also $3^1/_2 + \frac{6^1/_4}{15 + x}$ Procent, wobei x die Zahl der Jahre bedeutet, in denen $3^1/_2$% Zinsen bezahlt werden. Je größer mithin diese Zahl ist, um so mehr nähert sich der Durchschnittszinsfuß dieser Anleihe dem Satze von $3^1/_2$%. Der preußische Finanzminister hatte daher im Landtage auch ganz recht, wenn er behauptete, daß er an dem $3^1/_2$%igen Typus festgehalten habe, und die Börse war derselben Meinung, indem sie die $6^1/_4$%, die über $3^1/_2$% hinaus bewilligt wurden, vom Emissionscours abrechnete, um auf diese Weise den Werth der $3^1/_2$%igen Anleihe zu erhalten. Ist aber dieses die wirkliche Auffassung der Regierung, daß diese neue Anleihe in Wahrheit eine $3^1/_2$%ige ist, dann muß es als durchaus verwerflich und als eines großen Staates unwürdig erscheinen, daß man den Capitalisten den Köder eines 4%igen Zinsfußes zu $98^1/_2$ hinwirft, um sie hierdurch vergessen zu machen, daß sie in Wirklichkeit eine $3^1/_2$%ige Anleihe erworben haben. Es ist dieses in Wirklichkeit eine Speculation auf die Urtheilslosigkeit des Publicums, von dem erwartet wird, daß es für die gegenwärtige Bewerthung der Anleihe sein ganzes Augenmerk auf den 4%-Zinsfuß lenken und den durch die „gleitende Zinsscala" bedingten, continuirlichen Ent-

Digitized by Google

werthungsproceß der Anleihe übersehen werde! Wenn dergleichen Proceduren bei Börsenemissionen vorkommen würden, so würde man zweifellos von „Börsenschwindel“ reden. Man kann auch nicht darauf hinweisen, daß in dem Prospect über die neue Consolsanleihe alles deutlich gesagt und nichts verheimlicht worden sei; das geschieht auch bei anderen Emissionen. Allein, worauf es ankommt, ist die offenkundige Absicht des Emittenten und die dementsprechende Festsetzung der Bedingungen: daß der Capitalist sich von dem Satze leiten lassen möge: Warum in die Ferne schweifen, sieh, das Gute, d. h. der 4%ige Zinsfuß zu 98½%, liegt so nah! Warum sich den Kopf zerbrechen über das, was in zehn resp. fünfzehn Jahren eintreten wird, wo die Gegenwart so viel bietet! Aber daß eben in Folge dieses beständigen Näherrückens an den Zeitpunkt des ermäßigten Zinsfußes diese Anleihe auch einem continuirlichen Entwerthungsproceß unterliegt, und daß daher der Zinsfuß von 4% schon von vornherein eine — sagen wir einmal — Fiction ist, das ist ein Gesichtspunkt, von dem die preußische Finanzverwaltung im Interesse eines glücklichen Gelingens dieser Emission nur wünschen konnte, daß der Capitalist darüber hinwegsehen möge. Und doch sollte nicht nur der Capitalist damit rechnen, sondern auch die Finanzverwaltung selbst, denn eine Anleihe, die in Folge einer abwärts gleitenden Zinsscala einem continuirlichen Entwerthungsproceß unterliegt, trägt mithin die Keime der Declassirung in sich, und das ist es, was diesen Emissionsmodus auch unzweckmäßig und gegen das Staatsinteresse gerichtet erscheinen läßt. Mit Recht haben die württembergische, badische und hamburgische Finanzverwaltungen diese bedenkliche Bedingung vermieden, indem sie nach einer Reihe von Jahren die baare Rückzahlung in Aussicht stellten, die den sichersten Rückhalt gegen die Declassirung bildet und die es ermöglicht, die neuen Anleihen zu höherem Course und ohne die Zwangsmaßregel einer einjährigen Sperrung mit Erfolg unterzubringen. Alle die langathmigen „Empfehlungsschreiben“, die dieser Anleihe von preußisch-officiöser Seite mit auf den Weg gegeben wurden, konnten die genannten Finanzverwaltungen vermeiden, weil ihre Bedingungen eben so gefaßt waren, daß sie den Uebergang der Anleihen ins Publicum von selbst ermöglichten. Aber grade deßhalb, weil die preußische Finanzverwaltung die neue Anleihe mit Zinsbedingungen ausstattete, die den Keim der Declassirung dieser Anleihe enthalten, deßhalb handelte sie nur consequent, wenn sie diese Anleihe im Wege der Zwangsvollstreckung, d. h. durch Sperrung auf lange Zeit zu classiren suchte. Die einfachste Erwägung hätte den Capitalisten sagen müssen, daß es mit einer Anleihe, die man in dieser Weise unterzubringen bemüht ist, nicht weit her sein könne, daß nur eine Anleihe mit nicht einwandsfreien Bedingungen zwangsweise classirt werden muß, während gute Anleihen sich selbst classiren. Wenn trotzdem auf diese Anleihe 181 Millionen Mark gezeichnet worden sind, so beweist das, daß der Appell an die Urtheilslosigkeit noch immer ein Echo im Herzen der deutschen Capitalisten findet. Wenn der Finanzminister am 13. ds. Mts. im Landtag wörtlich erklärte: „Ich würde ja auch viel lieber wieder nur den Weg des vorübergehenden Typs der 4%igen Schatzanleihe beschritten haben; aber das Publicum, das Schatzanleihen übernimmt, ist beschränkt“ — so können wir ihn beruhigen: Nicht so beschränkt, wie das Publicum, welches 181 Millionen Preußische Consols gezeichnet hat. Und wie die beißendste Satire auf dieses Publicum klingt die officiöse Meldung des Wolffschen Bureaus, daß den treuen Subscribenten der — volle Zeichnungsbetrag bei Heller und Pfennig zugetheilt worden ist.

Und was ist im letzten Grunde die Ursache dieser neusten Emissionsmethode? Um es kurz zu sagen: man will in Preußen mit Gewalt gegen den 4%igen Zinsfuß angehen. Wir halten, erklärt der Finanzminister, an dem 3½%igen Zinsfuß fest und bewilligen „vorübergehend für — 15 Jahre vier Procent“, nämlich fünf Jahre für die Schatzanweisungen und zehn Jahre für die Consols! 15 Jahre — aber nur vorübergehend! Mit derselben Logik kann man auch „vorübergehend für 100 Jahre“ 4% Zinsen bewilligen. Wen kann es Wunder nehmen, daß bei solchen Anschauungen derartige Anleiheproducte zu Tage gefördert werden!

So ist — das muß heute gerade wegen des Erfolges der Anleihe mit allem Nachdruck constatirt werden — das neueste Emissionsverfahren in Preußen, insoweit die „gleitende Zinsscala“ in Frage kommt, im höchsten Grade bedauerlich für die Finanzverwaltung: es ist nicht allein auf die Urtheilslosigkeit der Zeichner berechnet, weil es durch einen scheinbaren Zinsfuß deren Interesse zu erwecken und von der Hauptsache abzulenken sucht, sondern es ist auch zweckwidrig und gegen das Staatsinteresse gerichtet, weil eine solche Anleihe die Keime der Declassirung in sich trägt. Das muß mit um so größerem Nachdruck betont werden, als die Finanzverwaltung obendrein in einem officiösen Epilog zu dieser Emission das neueste Product der preußischen Anleihepolitik gleichsam als einen Idealtypus hinzustellen sich bemühte. Demgegenüber kann man nur die bestimmte Erwartung aussprechen, daß es bei diesem einzelnen Falle sein Bewenden haben, und daß der ziffernmäßige Erfolg dieser Anleihe nicht dazu führen möge, sie für die weitere Emissionspraxis vorbildlich werden zu lassen. Württemberg, Baden und Hamburg haben, wie schon erwähnt, es abgelehnt, die neue Anleihe zu copiren, und man kann nur wünschen, daß sie auch für die übrigen Bundesstaaten, Landschaften, Communen stets den Charakter eines abschreckenden Beispiels bewahren mögen.

---

## Zehn Jahre deutscher Culturarbeit in China.

Von Capitänleutnant Heinrich Liersemann (Zehlendorf).

Das Reichsmarineamt hat soeben dem Reichstage eine Denkschrift über die Entwicklung des Kiautschou-Gebiets zugehen lassen, die von allgemeinstem Interesse ist. Zeigt sie doch in augenfälliger Weise, was unsere Marine im Laufe eines Jahrzehnts aus dem schmutzigen Fischerdorfe Tsingtau und einigen mangelhaften Bauten der früheren chinesischen Besatzung zu schaffen vermochte. An der Stelle von elenden, vor Schmutz starrenden Fischerhütten erhebt sich heute eine ganz moderne Stadt von über 30000 Einwohnern (einschließlich Chinesen), die Europäerstadt Tsingtau nebst Villenvorstadt an der Augusta Victoria-Bucht, die Chinesenstadt Ta-pau-tau, Arbeiteransiedelungen und ein Handels- und Industrieviertel.

Die Stadtanlage weist chaussirte Straßen, Canalisation, Wasserleitung und elektrische Beleuchtung, kirchliche Gebäude, Krankenhäuser und Schulen für Europäer und Chinesen, eine Postanstalt, Markthalle und einen Schlachthof auf. Die Umgebung ist planmäßig aufgeforstet worden, was besonders zur Hebung der gesundheitlichen Verhältnisse beigetragen hat. Ein großer Hafen (zugleich Freihafengebiet) und ein kleiner bilden nebst ausgedehnten Quais (1000 Meter), der Tsingtauer Werft, einem 16000 Tonnen Schwimmdock und einem 150 Tonnen Kran die ausgezeichneten Hafenanlagen, die zu den besten Ostasiens zählen. Beide Häfen haben Anschluß an die Schantungeisenbahn, die, mit deutschem Capital von Deutschen erbaut, die Verbindung mit dem Hinterlande herstellt. Dank dieser Bahn hat sich Tsingtau unter den 36 chinesischen Seezollämtern schon jetzt die 7. Stelle erworben. Die Obst- und Gemüsearten von Schantung, sowie Wallnüsse, Bohnen und Bohnenöl, Hanf, Tabak, Häute, Vieh werden in steigendem Umfang auf der Bahn nach Tsingtau befördert, um von dort über See exportirt zu werden. Das Gleiche ist mit den Industrie-Erzeugnissen Schantungs der

Digitized by Google

Fall. Seidenfabrikate, Strohgeflechte, Thon- und Töpferwaaren, sowie Glasproducte werden in immer größeren Mengen ausgeführt.

Der ungeheure Aufschwung der Colonie wird am besten durch nachstehende Zahlen illustrirt:

Werth des Handels des Hafens von Tsingtau:

| Oktober | Einfuhr nichtchinesischen Ursprungs Dollar | Einfuhr chinesischen Ursprungs Dollar | Ausfuhr Dollar | Gesammthandel Dollar |
|---|---|---|---|---|
| 1899/1900 | 945000 | 3333000 | 1650000 | 5928000 |
| 1906/1907 | 27239943 | 9208650 | 15143847 | 51592440 |

Schiffsverkehr im Hafen von Tsingtau:

| Oktober | Tonnen | Dampfer | Segelschiffe |
|---|---|---|---|
| 1899/1900 | 226152 | 182 | 10 |
| 1906/1907 | 546843 | 498 | 1 |

Post- und Telegraphenverkehr der Reichs-Postverwaltung:

| Oktober | Briefsendungen | Telegramme |
|---|---|---|
| 1899/1900 | 647492 | — |
| 1906/1907 | 2877904 | 32657 |

Bevölkerung:

I. Europäer:

1902 688 (532 Männer, 108 Frauen, 48 Kinder unter 10 Jahren)

1907 1484 (996 männliche, 488 weibliche Personen, davon 271 Kinder unter 10 Jahren, außerdem 31 vorübergehend anwesende Personen).

II. Chinesen:

1902 14905 (13161 Männer, 1016 Frauen, 728 Kinder unter 10 Jahren),

1907 31509 (26452 Männer, 3334 Frauen, 1723 Kinder unter 10 Jahren).

Dazu kommen noch Japaner, deren Zahl in den letzten Jahren zwischen 100 und 200 schwankt.

Regelmäßige Einnahmen des Schutzgebietes:

Oktober 1898/1899 36382,30 Mk.
„ 1906/1907 **1546489,30** „

Entgegen allen Zweifeln haben die erfahrensten Kenner der wirthschaftlichen Verhältnisse Ostasiens die Gesammtentwicklung der Colonie durchaus günstig beurtheilt. In dieser Beziehung ist von ganz besonderem Interesse das Urtheil der Hamburger Handelskammer, die in ihrem Jahresberichte für 1907 folgendes sagt:

„Gelegentlich der zehnjährigen Wiederkehr des Tages der Besitzergreifung Kiautschous ist neben der politischen auch die wirthschaftliche Bedeutung des Schutzgebietes vielfach kritisirt worden. Die Auswahl Tsingtaus bei der Erwerbung eines maritimen Stützpunktes an der Küste Chinas wird leider noch immer von manchen Seiten als ein Fehlgriff bezeichnet, und die industrielle sowie die kommerzielle Entwicklung des etwas außerhalb der völkerverbindenden Verkehrsstraße liegenden Platzes wird nach wie vor angezweifelt, obwohl allseitig anerkannt wird, daß die Kaiserliche Marine daselbst in verhältnismäßig kurzer Zeit einen erstclassigen zweckentsprechenden Hafen mit großen und praktischen Anlagen, ausgedehnten und benutzbaren Quaiplätzen und modernen Einrichtungen zum prompten Laden und Löschen großer Schiffe geschaffen hat, mit dem sich kein Hafen in ganz China, selbst das 65 Jahre alte Hongkong eingeschlossen, messen kann. Bei den ungünstigen Beurtheilungen wird vergessen, in Erwägung zu ziehen, daß Tsingtau das Einfallthor in ein großes Hinterland ist, mit welchem es bereits bis zur Hauptstadt der Provinz Schangtung durch eine etwa 450 Kilometer lange Eisenbahn verbunden ist und ferner, daß Tsingtau mit dem beabsichtigten Ausbau der bereits bestehenden Linie bis nach Tientsin oder nach Westen bis Kai-föng-fu Block- und Kopfstation für die vier Provinzen Schantung, Petschili, Schansi und Honan werden wird, ein fruchtbares und mineralreiches Gebiet von ungefähr der doppelten Größe des Deutschen Reiches mit einer Bevölkerung von etwa 80 Millionen Menschen! . . .

In knapp neun Jahren seiner Existenz hat also Kiautschou das durch den Nankingvertrag vor 43 Jahren geöffnete Tschifu überflügelt. So ist es Tsingtau gelungen, einen Eigenhandel zu schaffen und neue Absatzgebiete seinem Bereiche zu erschließen, so daß man das Pachtgebiet zu den Erfolgen, auf welche es nach zehnjährigem Bestehen zurückblickt, nur beglückwünschen kann . . .“

In gesundheitlicher Beziehung kann Tsingtau, Dank den umfassenden hygienischen Einrichtungen, schon jetzt als der gesundeste Platz an der chinesischen Küste bezeichnet werden. Es ist ein beliebter, auch von Ausländern besuchter Badeort geworden. Das Badeleben war auch im verflossenen Jahre sehr rege. Viele Besucher, nicht nur aus den näher gelegenen Plätzen, sondern auch aus entfernteren Gegenden (Peking, Hankau, Hongkong, Kobe, Ningpo, Manila) haben Tsingtau zur Erholung aufgesucht. Soweit zuverlässige Feststellungen möglich waren, sind allein in den Monaten Juni bis September 1907 in den größeren Hôtels und Pensionen 425 Fremde gezählt worden, darunter 180 Engländer und 54 Amerikaner. Wie groß die Besuchsziffer war, beweist die volle Besetzung der Hôtels, Pensionen u. s. w. Viele Besucher hatten Privatlogis bezogen!

Als Deutsches Culturcentrum ist Tsingtau gewissermaßen eine dauernde Ausstellung für deutsche Leistungen geworden. An erster Stelle sind hier zu nennen die Thätigkeit von Marineärzten des Gouvernements an den chinesischen Hospitälern, sowie der rege Zuspruch, dessen sich das Gouvernementslazareth und sein ärztliches Personal Seitens auswärtiger europäischer Kranken erfreuen. Die wichtigste Aufgabe der Colonie auf dem Gebiete der Annäherung europäischer und chinesischer Civilisation aber liegt auf dem Gebiete des Unterrichtswesens. Die Gouvernementsschule ist nach dem Plan eines Reform-Realgymnasiums eingerichtet (92 Schüler) und bereits soweit vorgeschritten, daß ihre ersten Schüler die Abschlußprüfung bestanden, und die Berechtigung für den einjährigfreiwilligen Dienst erhalten haben. Im April d. J. soll eine deutsche Mädchenschule gegründet werden.

Fragt man sich, wie es möglich war, solche Erfolge in dem kurzen Zeitraum von 10 Jahren zu erringen, so muß als ein besonderes Ruhmesblatt der Marine verzeichnet werden, daß sie von vornherein auf ein verständnißvolles Zusammenwirken der staatlichen Organe mit der Civilbevölkerung, insbesondere den kaufmännischen Interessenkreisen sowohl in der Colonie selbst als in der Heimath besonderen Werth gelegt hat.

Der deutsche Seeoffizier, der im Auslande überall reichlich Gelegenheit hat, die Wichtigkeit von Handel und Wandel kennen zu lernen, hat sich in Kiautschou als erstclassigen Culturpionier und Colonisator gezeigt und das Märchen ein für alle Mal zunichte gemacht, daß wir Deutschen nicht zu Colonisiren verständen.

Jede Nation könnte sich zu einer Entwicklung, wie sie unser Kiautschou in einem Jahrzehnt genommen, nur gratuliren und ich meine, alle Stimmen, die von einer Rückgabe des Pachtgebietes an China sprechen, müßten Angesichts solcher Erfolge verstummen.

Man kann der Marine zu ihren bisherigen Leistungen nur aufrichtig Glück wünschen und voll Zuversicht in die Zukunft unserer Colonie im fernen Osten blicken.

Digitized by Google

## Zur Politik der Eingeborenen-Bevorzugung.

Randglossen von Woldemar Schütze (Hamburg).

Dieser Tage hielt in Hamburg Herr Dr. V. Storz, der den Staatssecretär Dernburg auf seiner Reise nach Deutsch-Ostafrika begleitet hat, über seine colonialen Erlebnisse einen Vortrag, der seiner Eigenart wegen eine nähere Beleuchtung verdient.

Drei Monate in einem fernen Lande sind keine lange Spanne Zeit, um Land und Leute mit so gänzlich anderen Verhältnissen gründlich kennen zu lernen. Dr. Storz erklärte deshalb auch seine Kenntnisse unsrer Colonie nicht für genügend, um eine ausreichende Antwort auf die Frage ihrer wirthschaftlichen Entwicklung geben zu können; er gab aber trotzdem viele Urtheile über wirthschaftliche Verhältnisse ab, richtige und unrichtige, und wir meinen, das hätte er nicht thun sollen. Denn ein unrichtiges Urtheil, das sich einmal festgesetzt hat, läßt sich viel schwerer wieder ausrotten, als es Eingang gefunden hat. Wir wollen nachstehend einige Stellen aus dem Vortrage herausgreifen, die unbedingt einer Correctur bedürfen. Da heißt es:

„Dernburg hat uns mehrfach gesagt, daß er es für nöthig halte, vor Allem die Selbstständigkeit des Eingeborenen zu fördern. Nur dann würde die culturelle Arbeit ein Resultat zeitigen, würden die Colonien wirthschaftlich unabhängig werden und somit den Colonialetat entlasten. Mancher alte Afrikaner schüttelt den Kopf über eine derartige Bevorzugung des Eingeborenen und meint, es liege darin eine Ungerechtigkeit und Gefahr für den deutschen Pflanzer. Dies ist aber nicht der Fall. Der Eingeborene wird nie zu einer Concurrenz für den Weißen anwachsen, da es ihm an Unternehmungslust, Kenntnissen und vor Allem an Capital fehlt, um einen Großbetrieb zu unterhalten. Andererseits aber würde er im selbstständigen Kleinbetrieb eine wichtige Culturarbeit leisten, indem er die Production der Landeserzeugnisse erhöht. Dabei wäre er nicht, wie der Großproducent von den Preisen des Weltmarktes abhängig, da sein Markt an Ort und Stelle wäre. Auch wäre er nicht von dem Ausfall der Ernte abhängig, da ihm das, was er zum Leben braucht, sein kleines Feld, das er mit Tava bepflanzt, ausreichend liefert. Die hauptsächlichsten Producte, die in Betracht kommen, sind Mais, Kaffee, Sisalagavenfaser, auch Manilafaser genannt, sowie Baumwolle. Letztere ist besonders wichtig für die deutsche Industrie, da eine Entwicklung derselben den Druck des amerikanischen Importes verringern würde."

Die vorstehenden Ausführungen des Dr. Storz sind voller Widersprüche und tragen das Todesurtheil für die in ihnen aufgestellten Behauptungen in sich selbst. Zwar berief sich der Vortragende vorsichtiger Weise auf Erklärungen des Staatssecretärs Dernburg. Aber trotz seiner bewunderungswürdigen Begabung, seiner fleißigen theoretischen Vorstudien und seiner dreimonatlichen afrikanischen Reise ist selbst Dernburg kein Colonialpraktiker, und was in der Theorie unanfechtbar erscheint, stellt sich in der Praxis oft als schwerwiegender Fehler heraus. Das ist nach der Ansicht der meisten alten Afrikaner, wie Dr. Storz selbst zugab, der Fall bei der Dernburgschen Politik der Eingeborenen-Bevorzugung. Wenn aber letztere auf eben so schwachen Füßen steht wie die Storzsche Beweisführung, dann ist es um sie schlimm bestellt.

Dr. Storz behauptete, daß der Eingeborene, unabhängig von den Preisen des Weltmarktes und von dem Ausfall der Ernte (!), sein kleines Feld mit dem bebaut, was er zum Leben braucht. Dadurch würde er aber die Production der Landeserzeugnisse nur insoweit erhöhen, als er zu seinem Lebensunterhalt braucht, und weder für die Colonie noch für das Mutterland einen Nutzen schaffen. Dann sagt Dr. Storz: „... in Betracht kommen Mais, Kaffee, Sisal und Baumwolle." Aber darin liegt gerade der Widerspruch! Braucht der Eingeborene Kaffee, Sisal und Baumwolle für seinen Lebensunterhalt? Doch nur, indem er seine Erzeugnisse verkauft (übrigens zumeist an den Inder!) und aus dem Erlöse seinen Lebensunterhalt bestreitet. Aber damit macht er ja gerade dem Weißen Concurrenz, da dieser die gleichen Producte anbaut. Dazu kommt, daß der Neger nur genau so viel producirt, wie er zu seinem Lebensunterhalt gebraucht, und nicht mehr, während er als Arbeiter auf der Plantage des Weißen zehn- und zwanzigmal so viel Arbeit leistet und an Werthen producirt, wie auf „seinem eigenen kleinen Felde". Oder will Dr. Storz den Neger zwingen, mehr zu produciren? Wir wären begierig, zu erfahren, wie, durch welchen Zwang; denn dann wäre damit das große Problem des Arbeitszwanges, das in ganz Afrika die wichtigste Rolle spielt, gelöst! Wenn aber, da dieses Problem vorläufig noch ungelöst ist, der selbstständige Neger zehn- bis zwanzigmal so wenig Werthe schafft, wie der eingeborene Arbeiter auf der Plantage, oder mit anderen Worten, der weiße Pflanzer, wie will Storz durch die Negerarbeit die deutsche Industrie fördern und sie von dem Drucke des amerikanischen Importes befreien? Da kann die deutsche Industrie recht lange warten!

In seinen weiteren Ausführungen wandte sich der Redner der Bevölkerungsfrage zu. „Die Vorgänger der Europäer", sagt er, „waren die Araber. Sie bilden noch heute eine vornehme Classe, die sich zumeist mit Nichtsthun beschäftigt und von einer Anzahl von Dienern umgeben sind. In zweiter Linie kommen die Inder in Betracht, die weit verbreitet sind und den gesammten Kleinhandel beherrschen. Es sind das meist Wucherer der übelsten Sorte, die den Eingeborenen übervortheilen, wo sie es können."

Das Urtheil über die Araber ist oberflächlich. Vom Nichtsthun wird auch ein Araber nicht satt, und seitdem es ihm nicht mehr möglich ist, wie früher, durch den Sclavenhandel seinen Lebensunterhalt leicht zu erwerben, muß auch der Araber Geld zu verdienen suchen. Und das thun auch sehr viele Araber redlich, namentlich durch Bewirthschaftung kleiner Pflanzungen. Aus dem Umstande, daß einige wenige reiche Araber ihr Leben in Nichtsthun verbringen können, nun den allgemeinen Schluß zu ziehen, daß die meisten Araber nichts thun, ist doch nicht gut angängig. Im Gegentheil, während des letzten Aufstandes haben sich gerade die Araber der deutschen Regierung durch energische Thätigkeit sehr nützlich gezeigt. Das Urtheil über die Inder dagegen unterschreiben wir durchaus. Hoffentlich denken die maßgebenden Kreise der deutschen Regierung ebenso!

Der Redner kam dann auf die verschiedenen Stämme der Negerbevölkerung zu sprechen, wobei er u. A. behauptete, daß sämmtliche Völkerschaften südlich vom Sudan bis hinab zum Nyassa zu den Bantu gehören. Das trifft aber durchaus nicht zu. Dr. Storz sagte selbst, daß die Masai, auf die er sehr ausführlich einging, semitischen Ursprungs sind. Wenn zu diesem Urtheil auch eine Reihe von Forschern, so namentlich Hauptmann Merker in seiner umfangreichen Monographie, gelangt sind, wenn auch Deegs den Nachweis erbracht zu haben glaubt, daß die Masai-Sprache eine semitische sei, wenn auch v. Luschan den semitischen Typus der Masai betont, so steht doch die Mehrheit der Anthropologen und Ethnologen dieser Hypothese noch immer ablehnend gegenüber. Das Hamitenthum einer Reihe anderer Völker im Norden unserer Colonie (z. B. der Wahuma, Wataturu u. s. f.) steht ferner außer allem Zweifel.

Nur ein Lächeln können dem Kenner der Verhältnisse in Deutsch-Ostafrika die folgenden Sätze des Redners ablocken: „Sehr angenehm berührt einen in unseren Colonien die außerordentliche Höflichkeit, mit der die Eingeborenen den Weißen begegnen. Ein Umstand, der in Britisch-Ostafrika bei Weitem nicht in dem Maße herrscht. Im Uebrigen aber

Digitized by Google

imponirt der Weiße dem Eingeborenen mit seinem Wissen nicht sonderlich."

Wir möchten wissen, ob Herr Dr. Storz sich wohl von der „außerordentlichen Höflichkeit" der Neger ebenso angenehm berührt gefühlt hätte, wenn er ohne Herrn Dernburg, den „Bwana mkuba" (großen Herrn), in Deutsch-Ostafrika gereist wäre. Darum eben waren die Herren Schwarzen in Britisch-Ostafrika bei Weitem nicht so höflich, weil sie ganz genau wußten, daß Dernburg dort „nix to seggen" hat. Höflichkeit ist bei dem Neger — das würde Dr. Storz auch wissen, wenn er länger in Afrika gelebt — nur der Ausfluß der Furcht! Dr. Storz betonte ja auch im weiteren Verlaufe seines Vortrages die „angeborene Feigheit des Negers".

Zum Schluß können wir Herrn Dr. Storz nicht die Anerkennung versagen, daß die Ausführungen, mit denen er seinen Vortrag schloß, sehr viel Wahres enthalten. Redner erklärte nämlich: „Zur Vervollständigung des Gesagten möchte ich noch hinzufügen, daß der Neger recht faul ist und keine Spur von speculativem Geist besitzt. Schon deßhalb kann seine wirthschaftliche Concurrenz keine große Gefahr bieten. Damit bleibt die Frage der wirthschaftlichen Entwicklung der Colonien durch den Neger eine offene."

So bestätigt Dr. Storz nur unsere Ansicht von der wirthschaftlichen Leistungsfähigkeit des Negers und dem Nutzen, den er der deutschen Industrie stiften würde, und spricht ein recht aufrichtiges Verdammungsurtheil für jede Bestrebung aus, die darauf hinausgeht, die wirthschaftliche Selbstständigkeit des Negers zum Schaden der Weißen zu heben. Es ist nur zu wahr, daß die Frage der wirthschaftlichen Entwicklung der Colonien durch den Neger eine offene bleibt. So weit offen, daß sie nie zum Abschluß gelangen wird, weil die Zukunft von Neu-Deutschland eben nicht auf den Negern, sondern auf den Weißen ruht!

---

## David Friedrich Strauß und seine Bedeutung.

Von P. Chr. Elsenhans (Döffingen).

David Friedrich Strauß verdient es als einer der charaktervollsten Vertreter des deutschen Geisteslebens im vorigen Jahrhundert, daß die Gegenwart bei der hundertsten Wiederkehr seines Geburtstags sein Werk und Wesen von Neuem auf sich wirken läßt. Zwar traf auch ihn das Schicksal, daß sein Bild von der Parteien Gunst und Haß verwirrt ward, weil er in der Kritik der Ueberlieferung und im Kampf um die Weltanschauung eine scharf ausgeprägte Stellung einnahm. Um so mehr ist es Pflicht der Nachwelt, ihm unbefangene Würdigung zu Theil werden zu lassen.

Strauß ist am 27. Januar 1808 als Sohn eines Kaufmanns in der württembergischen Nebenresidenz Ludwigsburg geboren. Dem selbsterwählten theologischen Studium reifte er in der evangelischen Klosterschule zu Blaubeuren zusammen mit Friedrich Theodor Vischer und anderen hochbegabten Geistern entgegen. Im Herbst 1825 bezog er die Universität Tübingen, seinem Aeußeren nach von Friedrich Vischer beschrieben als „ein stolz aufgeschossener Jüngling, mit ansprechendem länglichem Gesicht, großen dunklen Augen, bedeutender Stirn und schönem, hellbraunem, altdeutschem Haar." In seinem Naturell repräsentirte er aufs Reinste die Doppelnatur des schwäbischen Wesens: auf der einen Seite den poetischen Tiefsinn, auf der andern die Kraft und Kühnheit des Zweifels, der Kritik.

Die erste Periode seiner Studienzeit stand unter dem Zeichen des unmittelbaren Gefühls und der Mystik. In der Philosophie bevorzugte er Theosophen wie Schelling und den mittelalterlichen Jakob Böhme. In dem Freundeskreis, dem er sich anschloß, pflegte man unter Eduard Mörikes Anführung die romantische Poesie. Und selbst auf praktische Versuche, in mystischen Verkehr mit der unsichtbaren Welt zu treten, ließ sich Strauß mit hochgespannten Erwartungen ein, als er im Hause Justinus Kerners in Weinsberg die bekannte „Seherin von Prevorst" kennen lernte. Ihre Hellsehergabe wurde freilich gerade an Strauß in ergötzlicher Weise zu Schanden, indem sie dem späteren Nichtchristen einen Glauben zuerkannte, der sich nie in Unglauben verwandeln könne. Schon im ferneren Verlauf der Universitätsstudien forderte der kritische Verstand sein Recht. Die Dialektik des Theologen Schleiermacher und Hegels philosophische Begriffswelt halfen ihm, einen neuen geistigen Boden zu gewinnen.

Nach glänzend bestandener theologischer Prüfung (1830) war Strauß kurze Zeit Vikar in einem württembergischen Pfarrdorf und Professoratsverweser am Maulbronner Seminar, nahm dann einen, ganz von wissenschaftlichem Interesse erfüllten Aufenthalt in Berlin und kam schließlich (1832) als Repetent an das theologische Seminar nach Tübingen zurück, wo nun sein kritisches Talent mit Riesenschritten sich entfaltete.

Der erst Sechsundzwanzigjährige brachte im Jahre 1834 das Werk zur Vollendung, welches von allen seinen Schriften die größte Wirkung auf die Culturwelt geübt hat, sein „Leben Jesu." Die Urtheile über dieses Werk gehen naturgemäß auf positiver und liberaler Seite weit auseinander. Soviel ist unbestreitbar, daß Strauß die verstandesmäßige Kritik der evangelischen Geschichte so zusammenfassend und eingehend durchgeführt hat, daß auch der heutige Forscher in dieser Hinsicht mit ihm vor allen sich auseinander zu setzen hat. Uebrigens wird man dem Verfasser des Lebens Jesu nicht gerecht, wenn man ihn, wie dies besonders unter den Theologen üblich ist, lediglich als einen negirenden Kritiker bezeichnet. Indem Strauß die neutestamentlichen Wundererzählungen mythisch, d. h. als Product der absichtslos dichtenden Sage erklärte, hat er Vielen einen positiven Dienst geleistet. Er erlöste sie damit von der Alternative, unter der selbst Lessing noch litt, die Verfasser des Neuen Testaments „entweder als Betrüger anzusehen, weil sie Wunder berichten, die nicht geschehen sind, oder ihren Bericht als Wahrheit anzunehmen, durch welche Naturgesetz und Vernunft umgestoßen werden" (F. Vischer). Ohne jede betrügerische Absichtlichkeit oder schlaue Erdichtung verwandelten sich — nach Strauß — in einer Gemeinde von phantasiereichen Orientalen die neuen Ideen, die sie erfüllten, in Bilder und Geschichten aus dem Leben Jesu. In mancher Hinsicht also behält das Straußsche Werk seine Bedeutung, wenngleich die literargeschichtliche Untersuchung des Neuen Testaments, von Andern, wie von F. Chr. Baur und vielen Neueren, gefördert, seitdem große Fortschritte gemacht hat.

Das „Leben Jesu" bildete eines der größten literarischen Ereignisse des vorigen Jahrhunderts und beschäftigte Jahre lang die öffentliche Diskussion. Aber nicht bloß Ruhm, sondern auch Haß häufte sich auf das Haupt des Verfassers. Heftige Angriffe erfolgten aus dem altgläubigen Lager. Von der Kirchen- und Schulbehörde wurde Strauß von Tübingen weg auf eine unbefriedigende Lehrstelle in seiner Vaterstadt versetzt. Und als er im Jahre 1839 als Professor der Theologie nach Zürich berufen wurde, glaubte die dortige Regierung in Folge der von der conservativen Bevölkerungsschicht eingenommenen drohenden Haltung ihn sofort wieder pensioniren zu müssen. Ja, noch im Jahr 1848 wurde seine Wahl ins Frankfurter Parlament durch pietistische Agitation hintertrieben.

So übte sein „Leben Jesu" zugleich eine verhängnißvolle Wirkung auf sein Lebensgeschick [illegible]. Er sah sich die theologische, ja, überhaupt die akademische Laufbahn verschlossen. Und aus diesen Erfahrungen mag sich die schneidende Schärfe erklären, mit der Strauß mehr und mehr der Kirche und ihrem

Digitized by Google

Glauben entgegentrat und selbst verdiente freisinnige Theologen als „Halbe" bekämpfte. Zwar verfaßte er noch 1840/41 eine christliche Glaubenslehre; aber dieses klar und glänzend geschriebene Werk zielt schon mehr auf die Auflösung als die Begründung der kirchlichen Dogmen hin. Und nun kehrte er auf längere Zeit den theologischen Problemen den Rücken.

Es kamen persönliche Umstände hinzu, um die folgenden Jahre zu wenig fruchtbaren zu machen. Seine damals mit der Opernsängerin Agnese Schebest geschlossene Ehe wurde ihm nicht bloß zu einem Quell persönlichen Unfriedens, sondern auch zu einem Hemmniß seines geistigen Schaffens und wurde denn auch nach fünfjähriger Dauer ohne gerichtliche Scheidung wieder getrennt. Jetzt schlug er abwechselnd seinen Wohnsitz in verschiedenen Städten auf, theilweise in Rücksicht auf die zwei ihm verbliebenen Kinder. In Heidelberg, wo er mit Kuno Fischer und andern Gelehrten in geistigem Austausch stand, und in Darmstadt, wo er sich der freundschaftlichen Theilnahme der Prinzessin Alice von Hessen erfreute, fühlte er sich besonders wohl.

Seine wissenschaftliche Arbeit concentrirte sich in diesen Jahren auf das Gebiet der Biographie. Der Wahl seiner Helden lag in der Regel eine innere Verwandtschaft oder doch Sympathie zu Grunde. So setzte Strauß seinem früh verstorbenen Freunde Christian Märklin ein literarisches Denkmal. Durch eine Biographie Ulrichs von Hutten ließ er den Freiheitskämpfer der Reformationszeit wieder zur Gegenwart reden. Als die glänzendste seiner biographischen Arbeiten gilt seine letzte, die Biographie Voltaires, die denn jetzt auch in mehr als einer Jubiläumsausgabe neu erschienen ist. Als eine eher aus Antipathie entsprungene Schrift dieser Gattung verdient noch aus den vormärzlichen Tagen die politische Parodie: „Der Romantiker auf dem Thron der Cäsaren" Erwähnung. Hier wird Julian der Abtrünnige geschildert, aber so, daß sich vielfach durchsichtige Parallelen zu dem Charakter Friedrich Wilhelms IV. von Preußen ergaben.

Obschon im Grunde eine Gelehrtennatur, entzog sich Strauß in den kritischen Momenten der deutschen Geschichte doch nicht dem öffentlichen Leben. Die politischen Reden, die er bei der oben erwähnten Candidatur für das Frankfurter Parlament gehalten hat, weisen dem deutschen Volk klar und besonnen seinen Weg. Das Hauptziel, das er der achtundvierziger Bewegung steckt, ist die deutsche Einheit in Form der constitutionellen Monarchie unter preußischem Oberhaupt. Er entwickelt ein von liberalem und socialem Geist erfülltes Programm. Sehr am Herzen liegt ihm die Gründung einer deutschen Flotte. Nachdem seine Wahl ins Frankfurter Parlament gescheitert war, wurde er von seiner Vaterstadt Ludwigsburg wenigstens in den württembergischen Landtag gewählt. Hier aber kam der aristokratische Zug seines Wesens zur Geltung, der sich mit der radicalen Strömung und Massenagitation nicht zu befreunden vermochte. Bei einer ihm passenden Gelegenheit legte er sein Mandat nieder. Noch einmal trat er in politischen Dingen vor die Oeffentlichkeit während des Deutsch-Französischen Kriegs. Der öffentliche Briefwechsel, den er damals mit seinem französischen Fachgenossen Rénan austauschte, bot der Culturwelt das interessante Schauspiel, daß zwei der berühmtesten Gelehrten über das Recht oder Unrecht ihrer Nation sich auseinandersetzten. Niemals sonst fühlte sich Strauß in gleichem Maße vom Beifall der öffentlichen Meinung begleitet, wie in Folge jener Veröffentlichungen.

Inzwischen hatte Strauß sich dem theologischen Fachstudien wieder zugewandt. Gleichzeitig mit Rénans Leben Jesu war im Jahr 1864 seine neue Bearbeitung des Lebens Jesu für das deutsche Volk erschienen. Und durch sein letztes Werk: „Der alte und der neue Glaube" gewann er noch einmal eine führende Stelle in den Weltanschauungsfragen. In dieser nicht sehr lange vor seinem Tode veröffentlichten Schrift wollte Strauß ausdrücklich ein Bekenntniß seiner Weltanschauung ablegen. Die Frage: Sind wir noch Christen? muß er von seinem kritischen Standpunkt aus verneinen. Seine eigene Weltanschauung kennzeichnet er mit dem heute wieder vielgebrauchten Begriffe Monismus. Von der Naturwissenschaft ausgehend, hat er „die Lehre von der stufenförmigen, factischen, rein kausalen Entwickelung der organischen Arten bis zum Menschen in ihrer ganzen Tragweite erfaßt und seiner Weltanschauung einverleibt" (C. G. Neuschle). Religion heißt ihm sich selbst und alles andere „nach ewigen Gesetzen aus dem einen Urquell alles Lebens" ableiten, Sittlichkeit, sich selbst „nach der Idee der Gattung bestimmen". Von den Theologen und Philosophen, auch von der unbefangenen Seite eines Friedrich Vischer und Eduard Zeller wurde der „Neue Glaube" überwiegend abgelehnt. Jedenfalls aber findet der heute so weit verbreitete Monismus darin immer noch eine classische Ausprägung seiner Grundgedanken. Und die Einführung in das Verständniß unserer großen Dichter und Musiker, die Strauß als Abschluß seines „Alten und Neuen Glaubens" darbietet, gewährt auch denen, die darin nicht ein „Ersatzmittel für die Kirche" erblicken, den reinsten geistigen Genuß.

Angesichts des durch sein Buch geweckten Widerspruchs hatte Strauß sich noch zugerufen:

Auf, alter Krieger, laß das Bangen,
Und gürte Deine Lenden:
Im Sturme hast Du angefangen,
Im Sturme sollst Du enden.

Und bald vollendete sich in der That sein Geschick. Das poetische Gedenkbuch, in dem nach seinem Tode seine feinen gemüthstiefen, humorvollen Dichtungen gesammelt wurden, gestattet uns in dem Abschnitt: „Aus dem Krankenzimmer (1873)" einen ergreifenden Einblick in seine schweren Leidenstage. „Aber gerade unter diesen Leiden feierte die geistige Größe und sittliche Kraft des Leidenden ihren schönsten Sieg. Er ging dem Tod mit einer solchen Ruhe, mit einer so unbewölkten Heiterkeit des Geistes entgegen, daß es unmöglich war, sein Krankenzimmer anders als mit dem Eindruck sittlicher Weihe zu verlassen." So sein Freund und Biograph, der jetzt noch lebende, schon 1867 von Strauß der „unverwüstliche" genannte Philosoph Eduard Zeller. Strauß verschied am 8. Februar 1874 in seiner Vaterstadt Ludwigsburg. Das Erbe, das er außer den Ergebnissen seiner wissenschaftlichen Arbeit der Nachwelt hinterließ, war das Vorbild eines lauteren von Gunst oder Ungunst der Menschen unbeirrten Wahrheitsforschers.

---

## Brief an einen literarischen Anfänger.

Einige Wahrheiten von Karl Bleibtreu (Berlin).

1.

... Sie wollen sich der poetischen Literatur widmen und erhoffen in jugendlichem Vertrauen von mir Rath und Hülfe. Majestät überschätzen mir! wie der alte Wrangel schmunzelte, als der Sultan ihm seinen Harem zeigte. Ich bin völlig impotent, Ihnen zu helfen. Denn „ich redigire nicht das kleinste Blatt", wie Hans Hopfen schmerzerfüllt in Versen stöhnte, und mein sonstiger Einfluß ist, praktisch genommen, gleich Null. Das scheint Ihnen unmöglich? Ach mein junger Freund, zerstreuen Sie den jugendlichen Wahn als ob Bedeutung oder selbst allgemeiner Ruf eines Autors ihm auch nur die geringste literarische Macht verliehen, so lange sothane Bedeutung nicht in klingende Münze des Massenerfolgs umgesetzt oder besagter Ruf vom Zeitungsplacat der Mode geprägt. Sie können z. B. mit tödtlicher Sicherheit darauf rechnen, daß in diesem Berlin, wo jeder

Digitized by Google

Gebildete forsch mit dem Zeitgeist jeder Clique und Claque marschirt, nicht nur das Publicum, sondern die ungeheure Mehrzahl aller Literaten und Journalisten eine Empfehlung von Eugen Dühring wie ein Ton aus dem dunkelsten Hinterpommern berühren würde. „Dühring, wer ist denn das? Habe noch nie den Namen gehört. An welcher Zeitung schreibt der?“ Wenn Sie nun schadenfroh versichern würden, der schreibe natürlich an keiner Zeitung, er sei bloß ein großer Denker, der fern vom Markte bei Berlin lebe, so würde man achselzucken: Nitschewo! Dies unübersetzbare Russenwort konnte man einst auch wortspielend lesen: Nietzschewo. Erst als Nietzsche auf den gesunden Einfall gerieth, durch Gehirnparalyse Sensation zu machen, schloß ihn der Zeitgeist verständnißinnig in seine Arme.

Wenn ich Ihnen nicht helfen kann, soll ich Ihnen wenigstens rathen? Ja, wozu denn? Schnell fertig ist die sogenannte Jugend mit dem Wort und Jeder, der zum ersten Mal sein Segel spannt, nährt den frommen Wahn, für ihn ausgerechnet würde der ungünstige Wind, von dem andre Schiffbrüchige erzählen, sich sänftigen und die Gefahr der Klippen werde gewiß übertrieben. Nun soll ich Ihnen diese Hoffnung trüben? Wissen Sie denn, mein Lieber, daß jede Darstellung der Literaturmisère, sei es in polemischer Broschüre, sei es in Romansatire, weit hinter der Wahrheit zurückbleibt, daß letztere sich jeder Wiedergabe entzieht, weil man ein Pamphlet in 10 Bänden schreiben müßte, um sie einigermaßen zu veranschaulichen? Wären Sie vollkommen mittelmäßig — man nennt dies „talentvoll“ —, zeigten gedeihliche Anlage zum Fabrikanten — man nennt dies „Könner“ —, dann würde ich Sie einfach mit meinem Segen entlassen. Der ist besorgt und aufgehoben, sein „Werk“ wird diesen künftigen „Meister“ loben. Die saftigsten Zuckerplantagen der Journalunionen mit sowohl besonderen als beschränkten Hintergedanken, G. m. b. H., und die solidesten Theateragenturen öffnen solchen Strebsamen die Arme. Doch mit Entsetzen merkte ich an Ihnen eine gewisse Eigenart — verzeihen Sie das harte Wort! —, Temperament, Gedankenschwung und — schauerlich, es sagen zu müssen — Trieb zu innerer Wahrhaftigkeit. Hier kann ich nur das große Wort gelassen sprechen: Schon faul! Ach Gott, wieder ein Stürmer und Dränger! Ja, wenn Sie noch ein Drängler wären, so Einer mit dem Ellenbogen, der sich als „Kritiker“ aufthut und den wilden Mann simulirt! Dies Geschäft ernährt seinen Mann, eine Zukunft steht ihm offen, die zu den schnödesten, ich meine schönsten, Erwartungen berechtigt. Doch Sie wollen — verzeihen Sie wieder das harte Wort — ein Dichter sein? Und zwar Einer ohne Anschluß an den Futtertrog des Handelsmarkts, der nach großen Stoffen und hohen Zielen die frevle Hand streckt? Das geht zu weit. Darf ich Ihnen einen kalten Wasserstrahl appliciren?

Das eigentliche Decadencesymptom der heutigen Literatur ist das Unverständniß für große Stoffe und Motive, die Abneigung gegen alles Historische, die Vorliebe für Genremalerei, deren Philistrosität man nur ein zeitgemäßes Mäntelchen mit der Etikette „sociale Probleme“ umhängt. Bei den Engländern, wo die Hyperkultur am weitesten fortgeschritten, traten die Symptome deutlicher hervor als in Frankreich, weil die öde Einseitigkeit der französischen Ehebruchssalonliteratur in Roman und Bühnenstück ohnehin keine Vielseitigkeit und keinen Zug zur Größe zuläßt. Baudelaires „Fleurs du Mal“ oder Verlaines Bohemien-Mondsucht wirken daher weniger auffällig als Swinburnes bilderschmausende Tableaus sadistischer Orgien oder Rossettis präraefaelistische Schrullen. Huysmans „Là-Bas“, Bourgets „Disciple“, Frances „Lys Rouge“ und „Thais“ und die vortreffliche „Sappho“ des tüchtigen Daudet haben keine so ausgesprochene Decadencenote wie die schrillen Ableger von Nietzsche: Wilde und Shaw, Raisonneure ohne System, Ausspinner einer bloßen Aphorismenthätigkeit, deren Paradoxe gern mit dem Hammer philosophiren möchten. Leider ists nicht der Hammer des Thor, sondern der kecker Einbrecher in die Burg sittlicher Werthe. Selbst der historische Roman, der nur in England noch blüht, hat einen Stich ins Paradoxe und Absonderliche, himmelweit verschieden vom homerischen Scott und selbst den geschichtsphilosophischen Phantasien Bulwers. So kleistert White Melville die Ninivefunde mit brüchigem Kunstmörtel im „Sarchedon“ zusammen und zieht im „Indischen Prinzen“ sogar den Ewigen Juden mit den Haaren herbei. Ueberall das Bestreben, z. B. in Meredithis weitschweifigen Erzählungen, vielsagende Unverständlichkeit in gequält dunkler und gezierter Sprache vorzutragen, ein Intimes Theater seelischer Sensationen mit ominösem Verschweigen aufzubauen, ganz in der Manier Maeterlinks, der nur in schweigsamer Geschwätzigkeit andeutet, was er nicht aussprechen kann. Was wird von der ganzen Moderne übrig bleiben und wie viel bleibt überhaupt als unvertilgbarer Rest aus allen Niederschlägen der Weltliteratur?

Mit der Literatur als äußerer Berufsthatsache wird man bald fertig. Wozu sich weiter mit diesem Wasserstampfen abquälen, diesem Schöpfen im Danaidenfaß! Es giebt drei Sorten Literatur: die für Literarhistoriker, die fürs Publicum, die für puristische Feinschmecker. Die erstere ist die umfangreichste, sie enthält alles, was auch nur einigermaßen nennenswerth, das Ganze geordnet nach Schulbegriffen oder Verständnißlosigkeit, die etwa Geibel, Storm, Keller, Freytag für große Classiker ausgiebt und allem Urwüchsigechten mit rührender Unbeholfenheit gegenübersteht. Die zweite beschränkt sich auf knappere Auswahl, umfaßt nur Alles, was gerade Mode ist oder als Mode fortgepäppelt wird, außerdem natürlich allen Schund. Der Instinct für das Schlechte ist hier so unfehlbar, daß jeder echte Autor darauf rechnen kann, ausschließlich durch seine schwächsten oder unbedeutendsten Leistungen populär zu werden. Die dritte hingegen ist unglaublich klein und wird immer kleiner, je exclusiver der Standpunkt. Anfangs mag man noch sogenannte künstlerische Standpunkte gelten lassen, sagen wir z. B. Conrad Ferdinand Meyers Goldschmiedkünste als echt (im Gegensatz zur Talmi-Vornehmheit eines Keller, Storm, Freytag), später fällt auch dies dahin und man nimmt nur noch die Münze als vollwerthig, die vollkarätiges Gold und den Stempel einer besonderen Persönlichkeit trägt. Diese Literatureſſenz steht natürlich stets in ergötzlichem Gegenduft zu dem soliden Juchtengeruch der geaichten Literarhistorie. So bleiben z. B. in der Englischen Literatur außer Shakespeare nur Byron, Swift, Thackeray, Scott, Burns bestehen. (Die besten Gedichte von Tennyson, Shelley, Wordsworth kann man artistisch übrig lassen, doch sie brauchten ebenso gut nicht geschrieben zu sein, da ein tieferes Lebensgefühl doch kaum darin steckt. Der Effekthascher Dickens ist künstlerisch geradezu unerträglich und meist nur für geistig Unbemittelte lesbar). Aus neuerer Zeit sind noch ein Roman von Mrs. Ward („Tressady“) und zwei Novellen von Kipling („The Light that failed“, „Kim“) dem obigen intimen Schatzhaus einzuverleiben. Man müßte aber die vor Erstaunen aufgerissenen Mäuler englischer Aesthetiker sehen, wenn man ihnen diese Auswahl vorlegte! Die französischen widerlegen auch gründlich den Wahn, daß die Franzosen die feinste literarische Kultur besäßen. Es wird einem übel, wenn man ihre Literaturgeschichten (z. B. die von Bonnefon) genießt. Für einen wirklich geläuterten Geschmack blieb von der ganzen „classischen“ oder encyclopädistischen Periode gar nichts übrig als Molières „Misantrop“, worin dieser Komödienschreiber unterm Zwang eigenster Schmerzen einmal das Leben statt der Bühne fand. Hiermit treten wir der Kunst Racines, der Mission Voltaires und Rousseaus nicht zu nahe, aber das sind eben artistische oder literarhistorische Erwägungen, die mit dem Höchsten, was wir meinen und suchen, gar nichts gemein haben. Im 19. Jahrhundert findet man zwei Typen, deren allgemeine

Digitized by Google

eigenartige Bedeutung ihre sonstige Schwäche überlebte: Balzac und Stendhal. Den Ersteren empfiehlt der Reichthum seiner Gesellschaftsanalyse, das Umfassende seines gedanklichen Strebens, aber nicht mal der bloß artistische Genuß kommt bei ihm auf seine Kosten, geschweige denn jener von uns hier betonte höchste Werthmaßstab, der nur das Poetisch-Wahre im Ausdruck tiefsten Lebensgefühls berücksichtigt. Es bleibt mehr oder minder Phantastik im Sinne Eugen Sues oder nüchterne Prosalogik, fast nirgendwo poetisch verdaut und durchgearbeitet. Und bei Stendhal liegt die Sache nicht viel anders, das jüngste Frankreich (vergl. Paul Bourgets Lobeshymnen auf Stendhal) überschätzt maßlos den Autor, durch das Interesse am Menschen verführt. Der 1. Band von „Rouge et Noir“ ist matt und schwerfällig, erst im 2. kommt das Diabolische der Stendhalschen Psychologie zur Geltung. Als Bahnbrecher eines gewissen Realismus füllt Stendhal würdig seinen Platz in der Literaturgeschichte und er selbst gehört „zu uns“, zu dem kleinen bataillon sacré der wirklichen Literatur. Aber seine dichterischen Gaben sind trotzdem nicht sehr hervorragend, er schmeichelt sich bei „uns“ allzusehr durch seinen Haß gegen „Lüge“ (mensonge) ein, hinter dem doch eigentlich keine Offenbarung steckt. Sein Fragment „Leben Napoleons“ gehört zum Mittelmäßigsten, was je über dies Thema geschrieben, und nun vergleiche man die anmaßende, auftrumpfende Vorrede. Wie hier bietet er meist nur große Enttäuschung.

---

## Der Liebe Wandlungen.

Fünf Sonette von Hanns H. Kamm (Berlin).

### Rajah.

Durch blaue Nacht wogt durch das Wipfelwiegen
stolz-steiler Palmen weiches Mondenlicht
auf reiche Polster hin, die üppig dicht
und duftig mir den Fürstenleib umschmiegen.

Vergeblich gabst Du glühenden Bericht
von seltnen Fahrten mir und Märchensiegen;
den Wechselwolken, Nargileh entstiegen,
sich träg und träger nur mein Traum verflicht.

Zu wehren ihm läßt zu der Cymbeln Klingen
im Tanze Du die Glieder lockend schwingen
und nahst mit werbendem Gepränge.

Aufrauscht ein Vorhang da! Mit weißen Fellen
winkt uns ein Purpurpfühl. Weihdämpfe schwellen,
und leis ersterben letzte Klänge.

### Gladiator.

Hell flirrt die Luft, von Licht erfüllt und Lachen,
das laut herschallt von der Arena Rand.
Vor mir glänzt blutbetüpfelt weit der Sand,
rings drohen stumm die Waffenreihn der Wachen.

Und her vom Safranzelt winkt Deine Hand.
Vor stürzt mein Widerpart. Doch lockt mit flachen
verzagten Hieben wie von einem Schwachen
mein Schwert zu Dir ihn hin. Dann halt ich Stand.

Und lang klirrt Stoß auf Stoß in heißem Ringen,
und einmal noch — wild küssen sich die Klingen —
da lieg im Sand, ich wund — bestaubt.

Noch wage ich mit Blicken Dich zu kränken,
da seh ich Dich, auch Dich die Hände senken,
und beug dem Todesstreich das Haupt.

### Wiking.

Tief bohrt mein Drachenschiff im Sturmesjagen
den Bug ins Meer, bis zum Versinken fast.
Hoch, hell sprüht Schaum und Gischt hinauf am Mast.
Ich spürs mit wildem, wachsendem Behagen.

Und wie Du — hingelehnt zu träger Rast —
mit Schmeicheln und mit schmachtendem Beklagen
wirbst um die Gluth von schwülverbrachten Tagen,
wird mir Dein Werben jäh zur ekten Last.

Den Mannen winkt der Speer. „Die Sclavin dort,
werft mir ins Meer!“ Kaum wende ich mich fort,
packt lüstern Dich die rauhe Schaar.

Doch nicht mit Stöhnen quält mich mehr Dein Mund.
Ein Plätschern nur läßt mich mich wenden — und
schon wiegt die Fluth Dein dunkles Haar.

### Kreuzfahrender Troubadour.

Träg trabt mein Roß im Glast der Mittagweiten
— im Straßenstaub auf heilger Fahrt — einher.
Schwer drücken kreuzbemalt mich Schild und Wehr;
und träumend will die Wimper niedergleiten:

Hab ich gestillt gleich jegliches Begehr,
bracht Ruhm mein Lied mir, Ehre manches Streiten
und letzte Lust der Minne Süßigkeiten,
blieb immer gleich dies sehnend Herze leer.

Doch weiß vom Wegerand winkt die Capelle,
und hin zum Altar weist die freie Schwelle,
wo holdumstrahlt ein Bildniß glüht.

Da sink ich hin, und die verzückten Glieder
ersehnen süchtig, sündig Dich hernieder:
„Maria Du — ich bin so müd.“

### Marquis des Rococo.

Um ziere Schnörkelmöbel silberseiden
webt welker Duft und spätlich rothes Licht,
das schwach durch schwerverhängte Fenster bricht.
Im Dämmern bald versinkt die Welt uns Beiden.

Dich schnürt das Mieder, doch Du seufzest nicht,
wie seine Bügel gleich ins Fleisch Dir schneiden,
und ich, den Zopf und Puder lassen leiden,
geb lächelnd Dir elegischen Bericht:

„So ist es denn, wenn wir ein Glück verkannten,
und — fast erlegen — aus der Welt verbannten,
vom Himmel wünschen wir es wieder.

Am Ende bleibt nach thörichtem Beklagen
uns übrig nur in unsern reifen Tagen
der Sehnsucht Müdigkeit und Lieder.“

---

## Die Panacee des Lebens.

Novelle von Kurt Martens (München).

(Schluß.)

### VII.

Noch einmal versammelte der Herzog im Laboratorium seine Ritter, Räthe und Münzbeamten um sich, dem Don Geronimo Gelegenheit zu geben zu dem entscheidenden Experiment.

Der Adept sah wohl ein, daß in Folge seines nächtlichen Ausfluges die öffentliche Meinung über ihn umgeschlagen sei. Zwar bewahrte er nothdürftig den Firniß seiner

Digitized by Google

pompösen Würde. Doch war der südlich braune Teint über Nacht zu einem fahlen Käsgelb gebleicht; fahrig und zitternd tasteten seine schweren Pranken an den Chemikalien herum.

„Seid Ihr der sechs Millionen noch immer sicher?“ fragte ihn der Herzog.

„Wer könnte sich solches rühmen, sei es auch der erfahrenste Tausendkünstler! Wie viel unglückliche Zufälle mögen nicht über der Flamme das Werk ab initiis zerstören!“

„Ach, mein Freund, geht es schon dahinaus? Ihr verspracht es mir aber — des sind die Herren hier Zeuge — ich halte mich an Euer Wort.“

Don Geronimo begann nun wohl oder übel seine Operationen, begleitet von dem gespannten, schon nicht mehr gläubigen Lächeln der unbetheiligten Zuschauer. Andere freilich, die ihr gutes Geld im Vertrauen auf seinen Credit verschleudert, gleichsam Wechsel auf ihn gezogen und seine große Zukunft verwettet hatten, traten besorgt von einem Fuß auf den anderen und befühlten am Gurt ihren leeren Beutel.

Wiederum goß Don Geronimo in das erhitzte Queckſilber mehrere Tropfen seiner Panacee. Diesmal kochte er nicht im Tiegel, sondern in einer gläsernen Phiole. Mitten in der Operation öffnete er diese und tingirte ein Pfund Queckſilber zu seinem Golde. Das Residuum der Phiole erklärte er, dem Herzog „in forma liquida“ übergeben zu wollen. Dieses Anerbieten genügte jedoch Johann Kasimir keineswegs; kurzweg befahl er dem Meister, auch dieses Residuum in trockener Gestalt herzustellen. Auch ordnete er an, daß jene fünfzehn Gran weiße und vier Gran rothe Tinctur, die Don Geronimo ihm nach dem ersten Experiment übergeben hatte, aus der Münzstätte, ihrem Aufbewahrungsort, zu gleichzeitiger Verwendung herbeigebracht würden.

Dem Grafen de Camara wurde es furchtbar schwül. Auf seiner niedrigen Stirne perlte dicker Schweiß, doch glaubten Alle zu bemerken, dies sei der nahen Gluthen ungeachtet nur kalter Schweiß der Angst.

Mit einem neuen Ausweg hoffte er sich zu retten: er ließ die Phiole abermals einsetzen und erhitzte sie dermaßen, daß sie nach wenigen Minuten zersprang.

Schon lachten dem armen Hexenmeister seine bisherigen Schmeichler und Schmarotzer frech ins Gesicht. Der Herzog zuckte schweigend die Achseln. Don Geronimo schob die Ungeschicklichkeit auf seinen nächtlichen Arrest und die Erregung, in die man ihn ungerechter Weise dadurch versetzt.

Jetzt aber trafen, sein Unheil zu vollenden, die beiden versiegelten Büchsen aus der Münzstätte ein. Der Herzog wies die Siegel als unverletzt vor, erbrach sie selbst nnd öffnete die Büchsen.

Sie waren leer. Don Geronimo hatte dem Herzog eine Attrappe ohne Inhalt zum Geschenk gemacht.

„Auch darin habe ich mich nicht geirrt,“ sagte Johann Kasimir kühl. „Somit seid Ihr, Meister Geronimo, gar von der Art der wahrhaft dummen Teufel! Euer Gold- und Freudenspiel war nicht nur frech gewagt, nein, auch von Grund aus bäurisch tölpelhaft. Mit etwas bezähmter Gier hätte ein schlauer Kopf die Tage Eurer erhabenen Liederlichkeit um ein Erkleckliches hinausgezogen. Euch sind sie nun verstrichen. Was bleibt dem Freudenmeister von dieser erbärmlichen Spanne Zeit?“

„Ich habe sie nach Vermögen ausgebeutet und viel Genuß davon gehabt!“ erwiderte trotzig Don Geronimo.

„Wohl Euch, wenn sie das Ungemach werth war, das jetzt daraus entsteht! — Arkebusiere, nehmt ihn fest!“

So ward Don Geronimo de Camara im Augenblick zu einer gefallenen Größe, und in jäher Wuth entlud sich über ihn die enttäuschte Hoffnung seiner Kumpane.

Mit einer Woge von Anklagen wider den Abenteurer, den Wüstling, den Gauner umdrängten sie Johann Kasimir:

„Euer Fürstliche Gnaden! Uns hat er im Spiele zu Grunde gerichtet! Mit falschen Karten hat er uns betrogen!“

„Mir hat er den Sohn verdorben! . . .“

„Und mir zwei Töchter!“

„Eure Krone, Fürstliche Gnaden, hat er öffentlich beschimpft . . .!“

„Eure erlauchte Gemahlin, Fürstliche Gnaden . . .! Hört mich insgeheim . . .! Ich kann Euch genauestens berichten über seine niederträchtigste Schuld!“

Der Herzog lehnte sich mit verschränkten Armen gegen den Tisch, darauf noch die dürftigen Metall-Reste umher lagen und wartete gelangweilt, bis der Haufe sich ausgetobt. Wenn er für seinen Hofstaat je nur ein Fünkchen Achtung gehegt, jetzt verlosch es mit der letzten Flamme auf dem Heerde des Freudenmeisters.

„Die vornehmsten Trabanten der Frau Venus und des dionysischen Herrn Bacchus fehlen mir noch,“ sagte er endlich, wie beschwichtigend. „Man hole sie aus dem Bankettsaal und aus ihren Lotterbetten, ob sie wollen oder nicht. Ich will sie sehen und mich an ihrem Bilde erbauen. Vorwärts! Herein mit dem Geschmeiß!“

Da wankten zunächst die seit vierundzwanzig Stunden trunkenen Cavaliere ins Laboratorium, lallend, gröhlend, halb schon verstört und plötzlich furchtbar ernüchtert von dem beklemmenden Anblicke des Herzogs, der sich so seltsam belustigte, und des Adepten, der zwischen Arkebusieren gefesselt in der Ecke stand.

„Ah, seid mir gegrüßt, Ihr Meister des Rausches, Silene und Satyrn, Begleiter des königlichen Bacchus! Wie edelmännisch nehmt Ihr Euch doch aus im Trott Eures weinseligen Herrn! Bemühet Euch nicht, ich bitte, bemühet Euch nicht, gerade zu stehen und Eure rülpsenden Stimmen zu glätten. Seid, wie Ihr seid! Laßt Eurer innersten Natur den freien Lauf! Herrlich offenbart sie sich in ihrer Freiheit! — Horcht! Horcht! Vernehmet Ihr das Geschlürf von Pantöffelchen vor der Thür, ein schamhaftes Widerstreben und flehendes Gegirre? Das sind Eure Töchter und Ehefrauen, jetzund edle Mänaden, Priesterinnen Eures Gottes und der keuschen Frau Venus! Ich ließ sie durch meine Soldaten aus ihren Kammern heraus complimentiren, Euch zur Augenweide, Ihr großen Herren der Lust!“

Und sie spazierten herein, die Gemahlinnen und Edelfräuleins, in zierlich leichtem Nachtputz, wehklagend und schimpfend, die Händchen vor das Gesicht geschlagen; in ihrem Gefolge die verliebten Junker, die sich vergebens den Fäusten ihrer Wächter zu entziehen suchten.

„Ich gebe es Euch anheim, Ihr Herren, ob Ihr Eure Damen in Gnaden wieder aufnehmen wollt oder sie vor das Consistorium und die Gerichte stellen, wie ich mit der Meinigen zu thun gedenke. Vorderhand aber erscheint es mir heilsam und belehrend, für jede in flagranti Ertappte, sie im Hofe mit Ruthen ausstäupen zu lassen. Ausgenommen die schuldigen Zofen und Mägde, die nur gethan haben, was ihres Amtes ist. Diese Küchen- und Stallmenscher sind gehalten, zu dienen, je mehr je besser, in jederlei Gestalt. Die verliebten Herren Junker seien gleichfalls im Voraus begnadigt. Sie waren in diesem Handel noch immer nicht die Dümmsten und werden jetzt ohnehin wieder lange Zeit darben müssen.“

Durch diese Verfügung des Herzogs, deren besondere Gnade Keiner verkannte, flog der erhabene Lebensrausch aus Schloß Coburg auf Nimmerwiedersehen davon, und die ersten trübseligen Anzeichen eines allgemeinen Hof-Katzenjammers stellten sich pünktlich ein.

Ein Cavalier nach dem Anderen drückte sich zur Thür hinaus. Ihrem Magen und ihrer Seele war sehr übel geworden. Und als vom Hofe her das Geschrei ihrer gezüchtigten Damen erscholl, fühlten sie weder Stimmung noch Beruf in sich, wider diese Schmach zu murren, die noch viel schlimmer hätte ausfallen können. Wer unter solchen Um-

Digitized by Google

ständen mit einigen blauen Striemen davon kam, konnte von Glück sagen; in dem verheißenen großen Glück hatte man sich ja doch schmählich getäuscht.

Als Letzter verließ Don Geronimo das Laboratorium, abgeführt in sicheren Gewahrsam. Wohl zum ersten Male in seinem abwechselungsreichen Dasein fand er keine Worte. Angesichts der nüchternen Thatsachen versagte seine Lebensweisheit. Keine Maxime mehr, nicht das bescheidenste Paradoxon wollte ihm mehr einfallen. Die gemeine Ordnung der Dinge hatte ihn übertölpelt.

* * *

Der Proceß gegen den Adepten, der jetzt nur noch bürgerlich Hieronymus Scotus hieß, verlief in vorgeschriebener Form. Nach der peinlichen Hals- und Gerichtsordnung wurde Hieronymus der Zauberei, des Betruges und des Ehebruches schuldig befunden und zum Tode durch den Strang verurtheilt.

Der Galgen, an dem man ihn henkte, war zum Schmucke mit Zindelblech beschlagen, der Delinquent selbst trug eine bunte, mit kabbalistischen Zeichen bemalte Narrenkappe, so daß es ihm trotz stolzirenden Ganges und verächtlicher Mienen nicht gelang, die verlorene Würde im Tode wieder zu finden.

Die Sache seiner Gemahlin übergab Johann Kasimir an das Consistorium, beantragte und erzielte Ehescheidung. In criminalibus ward das Urtheil vom Schöffenstuhl zu Jena eingeholt. Es lautete gegen die Herzogin und den Junker von Lichtenstein auf Tod durch das Schwert.

Den Junker begnadigte der Herzog und gab ihm nur auf, unverzüglich zu verschwinden, was Junker Ulrich sich nicht zweimal sagen ließ. Die Strafe der nunmehr wieder Anna von Sachsen genannten Prinzessin verwandelte er in lebenslängliche Haft.

Im Zollhause zu Eisenach vegetirte die allzu lebensfreudige Dame noch viele Jahre hindurch bei dürftiger Kost, übermäßiger Langeweile und schrecklich viel Gebeten. Zu besonderer Verschärfung der Strafe schickte ihr der Herzog alltäglich einen Pastor in die Kammer, einen von der abscheulichsten Sorte, schmierig, blitzdumm und grob, mit einer durch beständiges Predigen bis zur Unmenschlichkeit entwickelten Mundparthie. Er mußte die arme Herzogin jedes Mal so lange anpredigen, bis sie vor Ekel in Weinkrämpfe verfiel.

Dem übrigen Hofstaat war die vom Freudenmeister hervorgerufene Strenge recht gut angeschlagen. Vereinzelt traten wohl noch Räusche auf; doch die Gesammtheit verspürte keinerlei Sehnsucht mehr nach den Gaben des Dionysos und der Aphrodite. Sie löschten künftig mit Maß ihren Durst und waren ihren Ehefrauen zugethan in der Furcht des Herrn.

Ordnung und Sitte, so unbeliebt sie auch blieben, kehrten als nothwendige Uebel zurück. Nach dem Vorbilde des Herzogs übte sich Jedermann in Resignation.

---

## Ein Herr, der in Gesellschaft geht und Stimmungen unterworfen ist.

Von Marsyas

(Dr. Martin Berndt, Berlin).

Ich lese van Goghs Briefe an seinen Bruder. An einem Tage, der seltsam von den früheren losgetrennt, wie ein eiserner Ring für sich scheint, der aus der Kette gehoben ist. An diesem Tage hängt nichts Besonderes: die Wolken wechseln am Himmel wie an den letzten Tagen, rasch, mit einem verwundenden Gleichmuth gegen ein Verweilen an dem Himmelsausschnitt. Die Winde blasen mich an, jach auf meine Fenster stoßend und durch die Fugen dringend. Hin und wieder irrt ein Schritt über die Straße und ein Wagenrollen schallt vom Asphalt ...

Ich habe heute nichts gethan als auf einem Sopha gesessen, auf die Einbände meiner Bücher gestarrt, meine Hände gestreichelt, an Jemanden lange gedacht, über einen Menschen, dessen Gesicht mir durch die Erinnerung lief, leichthin gelächelt. Mich gefragt, warum ich müde bin, warum man solche Tage hat, an denen man zur inneren Leblosigkeit hinuntergleitet, und nachgedacht, welches Gesicht ich zum Abend in der Gesellschaft schneiden würde, in die man mich geladen hat. Ein Lichterreiz huscht bei dem Gedanken an die Gesellschaft erweckend durch meine Sinne, und der Abend regt mich wie eine irritirende Farbenstudie auf. Die Conturen um mich gehen in undeutliche Dämmerungen über, die Wolken sind auf ihren lieblos stürmischen Fahrten nicht mehr zu sehen, und das Gebrause der Winde wird immer stärker und kleidet die Stille meines Zimmers ein wie ein provocirendes Staatsgewand ein kleines weißes Mädchen. Ich will an ein kleines weißes Mädchen denken oder an eine liebe Frau. Das füllt einem die Stuben und treibt die Stille aus. Aber sie stellen sich nicht ein, die Augen werden am besten Nachmittag schläfrig, und wenn ich nicht die böse Lampe nähme, würde ich im halben Hellicht bis zum Abend schlafen. So mache ich Licht, thue die Laden vor. Die Büchereinbände werden bestrahlt. Ich sehe einen in Weiß und Gold und lese van Goghs Briefe an seinen Bruder ...

* * *

Ich lese mich so ganz hinein, daß ich wieder in Holland bin, wo ich einmal gewesen, und an der Küste hinstapfe, auf die Wasserspritzerchen achte und auf die Eindrücke in dem abgespülten Sand. Dabei arbeite ich mich sacht in die beladene Seele eines Künstlers hinein ... Lese, daß es nicht die schlechtesten Künstler seien, die dann und wann eine Woche oder vierzehn Tage hätten, an denen sie nicht arbeiten könnten. Ich athme auf; ich verstehe die Luftlosigkeit, die den heutigen Tag erfüllte ... Aber ich lese weiter, daß das sich gerade bei denen einstellt, „qui y mettent leur peau", wie Millet gesagt habe ... Das habe ich nun nicht gethan und die Lustlosigkeit erscheint erneut wie ein ganzes Unrecht ... Aber man soll nicht mit sich rechten. Es ist nicht mehr lange, bis wir den Abend haben, wo ich unter Leute gehen und mich unterhalten werde. Er spricht von Franz Hals, von seinem „jaune chamois" oder „citron amorti". Ich empfinde das jetzt lebhafter, weil wir jetzt bald den Abend haben, und ich mich dann unterhalten werde ... Ich bin dann auf einmal wieder in Holland und finde Brabant schön und die Salons, in denen ich am Abend sein werde. Und dieses Zimmer häßlich, das nicht das Dunkel eines Abends an der Küste und nicht das strahlende Licht der Salons hat, in die ich gehen werde. Und schließlich lese ich das Vorhaben van Goghs, sein Schlafzimmer zu malen. „Die Wände sind blaßviolett, der Fußboden hat rothe Kacheln, das Holz des Bettes und der Stühle ist buttergelb, Laken und Kopfkissen hellgelbgrün." Ich schäme mich etwas, wie miserablig ich eben über mein Zimmer gedacht habe. Wie dieser Mensch seine Schlafstube liebte: „Die Decke scharlachroth, das Fenster grün, der Waschtisch orange, das Waschbecken blau, die Thüren lila. Das ist Alles — sonst steht nichts im Zimmer, die Fensterladen sind geschlossen." Ich sehe auf: Auch meine sind herabgelassen. Und ich will noch hinaus, mir einen guten Rock anziehen und eine Binde vornehmen und mich unter Menschen umthun? Ich werde nachdenklich, ernsthaft, still ...

* * *

Ich habe einen großen Cylinderhut auf dem Kopf und spazire durch die Straßen. Um meinen Kragen und über der weißen Binde liegt ein vorsichtiger Schoner sanft gebreitet, und daran, daß ich vorn durch meinen Mantel friere, merke ich immerfort, daß ich mich bis auf einen Frack entblößt habe. Ich gehe durch ein paar Straßen und biege dann in Alleeen ein, auf deren Bäumen vielfach Reflexe von Lichtern aus Villen liegen. Ich komme der Gegend näher, in die ich muß. Es schnurren Wagen mit den verhüllten Frauengestalten vorbei, die, als man jung war, einem so viel zu versprechen schienen. Ich habe nur den Ton der Räder im Ohr und sehe nicht durch die Spiegelscheiben der Wagen ins Innere. Ich muß erst mit mir fertig werden, mir zurechtlegen, daß ich in eine Gesellschaft gehen darf, ohne mich an mir, an der Welt, an tausend Dingen zu versündigen. Der alte Vischer fand die Tücke des Objects so schlimm. Die Tücken einer impressionablen Seele sind viel schlimmer. Einige Schneekrystalle flimmern auf mich zu. Der Wind hat nachgelassen. Die Fenster eines Hauses sind erleuchtet und lassen Oelbilder sehen. Ich träume mir die Gesellschaft vor, in die ich treten werde, die Toiletten, die Augen, die Lippen, die Hände ... Ich vergesse van Gogh, und als ich an einer Säule die Plakate sehe, die zu einem Colonialfest laden und zu einem Balle böser Buben, sage ich mir, daß ich mir die gleiche leichtsinnige Freude gewähren kann, die Andere ohne Weiteres kosten, wenn sie nur die nöthigen Mittel haben. Man muß nicht immer Alles so schwer und so ernst nehmen wie der gute Vincenz van Gogh, der mit siebenunddreißig Jahren in Ouvers-sur-Oise in einer Nervenanstalt verstorben ist. Ich will nicht mit Siebenunddreißig sterben, sondern mit Siebenundsiebenzig noch die Schneeflocken so hübsch gemächlich fliegen sehen, und wenn ich es mit Siebenunddreißig nicht anders kann, es jedenfalls an einem weniger unpassenden Orte thun als mein guter Vincenz. Obwohl die Leute von der Kunst in den Seelen sterben, wenn sie das in einer Nervenanstalt besorgen, da ihr ganzes Schaffen nur ein Zermürben ihrer Nerven ist. Das ist schon ein schiefer Gedanke, aber er hört sich gut an, so daß ich mich bereits in der richtigen Gesellschaftsstimmung befinde. Vor dem Hause steht ein Auto, ein anderes rast heran. Die „Stimmung" kommt damit über einen.

Digitized by Google

Ein Diener ... ein Mädchen ... der Spiegel ... ein Kärtchen ... „wird gebeten, Fräulein" ... Handschuhe ... Die Thür wird aufgerissen ... „Gnädige Frau" ...

* * *

Ich habe gegessen ... Nicht unterhalten. Ich weiß gar nicht, wer neben mir gesessen hat ... Irgend wer, den ich hätte fragen sollen, ob ihm das Theater in diesem Jahre gefalle ... Eine blonde Dame in irgend einem Kleide. Ein sehr blonder Backfisch, für den ich einst geschaffen war ... Ich darf jetzt rauchen und einen gewürzten Liqueur trinken; der macht mich warm. Aber hinterher werde ich wieder melancholisch und denke an meinen van Gogh, und wie der gelebt hat, und wie ich dahinlebe, und wozu ich hier bin, und ob mein Waschtisch auch orangefarben und meine Wände blaßviolett sind ... Ich habe einen leichten Kater, obwohl sehr viele Frauen vorüberrauschen, die einem gefallen sollten. Bei allen suche ich das jaune chamois, was sehr lächerlich ist. Und eine, die sehr groß und etwas üppig ist, höre ich zu einem Herrn, der neben mir an einer Wand lehnt, sagen, daß er so interessant müde aussehe. Ich sehe mir den Jüngling an, der so verlebt wirken kann, und die Frau, die so merkwürdig geschmacklos ist, das zu sagen — und bekomme dann etwas Reue, daß ich nicht gleich von hier fort nach Hause gehe. Aber ich trinke und rauche mich dennoch ordentlich an und denke nur zuweilen nach, welche Stimmung ich hinterher zu Hause haben werde.

Es werden gerade wieder belegte Brödchen gereicht. Ich frage: Bitte, welche Stimmung werde ich nachher zu Hause haben? ... Ich esse dann reichlich belegte Brödchen, um nicht daran zu denken ...

* * *

Ich bin noch mit einem Herrn an dem Abend bekannt geworden, der sehr unternehmungslustig gewesen ist. Die Nacht ist daher noch sehr toll geworden. Ich kann van Gogh drei Tage nicht lesen.

---

## Zugstücke und Zugmittel.

Paris, Ende Januar.

Die Periode zwischen Mitte December und Anfang Januar bedeutet im Pariser Kunstleben ein großes Ausruhen, ein Athemholen nach der gethanen Pflicht in dem kurzen ersten Drittel der kurzen Saison, ein Rüsten zu den Thaten des zweiten Drittels, das nach Neujahr beginnt. Ist der erste Saisonmonat, der Appellbläser November, vorüber, so fällt Paris wieder, schon vor Weihnachten, in einen seiner häufigen kunstlethargischen Zustände zurück. Belanglose, kurzathmige Novitäten, denen man schon beim bloßen Erwähnen ihre Unbedeutendheit anmerkt, erscheinen auf dem Repertoir. Was war doch dieser Komödienkrampf „Le faux pas" („Der Fehltritt") von André Picard im Variététheater für ein schmerzhaftes Uebel! Wie sich nur ein sonst so geistvoller Autor zu einer solchen Unmöglichkeit erniedrigen mochte! Nur um dem Trio Prince-Brasseur-Lavallière eine gute neue Rollennummer zu sichern, ein solches Unicum von Gezwungenheit zu ersinnen! Brasseur, der unwiderstehliche Clownkomiker (nebenbei gesagt sicherlich theilweise das Vorbild für den nur viel herzhafter wirkenden Richard Alexander in Berlin!). — Brasseur als mondäner Fadian, der aus Liebe zu der schönen eleganten, stolzen — Eve Lavallière „absichtlich" auf der Straße ausgleitet, unter ein Auto geräth, dann als hohler Liebeskomödiant entlarvt und verabschiedet wird von dieser flirtlustigen Pariserin, deren Schleppenrobe die burschikose Operettensoubrette Eve Lavallière nur zu genieren schien? ... Nichts als Rollen schrieb André Picard in diesem „Faux Pas". Nichts als dankbare Rollen für „unsere Lieblinge" Brasseur, Lavallière und den Schöpfer der Titelrolle in „Haben Sie nichts zu verzollen?" Herrn Prince sahen wir, und wir wurden mit Keulenschlägen schier gezwungen, in diesem Stück ein neues Zugmittel für das Stammpublicum des Variététheaters zu erkennen, und bedauerten doch nur den ganzen langen Theaterabend hindurch die für ihre eigentliche Talentdomäne, wie es scheint, endgiltig verlorene, einst so herzige, anmuthige Grisette Frl. Eve Lavallière, die von dem Teufel Mondäne gepackt ward und nun immer weiter auf diesem glatten, frivolen Parket des Pariser „succès" dahingleitet. Was sie eigentlich für die Pariser Schauspielkunst bedeutet, ersah man dann ein paar Wochen später, da sie in Alfred Capus' neueinstudiertem Lustspiel „Les deux écoles" an der gleichen Bühne eine echte Lavallière-Rolle, eine abenteuerlustige kleine Pariserin verkörperte, von Brasseur prächtig assistirt! Für deutsche Begriffe ist dieser ganz willkürliche Rollentausch, dieses System, „alles" spielen zu wollen, das von einer allzeit lobbeflissenen Kritik noch unterstützt wird, geradezu fürchterlich! Im Vaudevilletheater spielt jetzt beispielsweise Herr Duménу vom „Odeon", der sonst politische Streber und Väterrollen verkörpert, ohne Bedenken, aber leider auch ohne viel innere Lust den frivolen Glücksgläubigen in Capus unbestrittenem Meisterwerk „La Veine". Er nimmt der Figur dieses Pariser Lebemannes, der keine Liebe ernst zu nehmen vermag, der überhaupt sich vom Leben dahintragen läßt, das Glück erhaschend, wo er es findet, das unbewußt Sentimentale, das fast heiter Sentimentale, das für die Gestalten Capus' so charakteristisch ist. Haben die Pariser denn gar kein Interesse mehr für die innere Glaubhaftigkeit der menschlichen Erscheinung auf der Bühne? Die Schöpferin der Blumenmacherin, der leise alternden Grisette Charlotte, die „berühmte" Granier ist heute bereits eine sogenannte reife Schönheit. Hinter ihrem Lachen und Lächeln lauert schon die resignierte Bitterkeit der Vierzigerin. Nun denke man sich dazu den gleichfalls alternden Herrn Duménу als Julien, und man wird verstehen, daß diese beiden an sich ja sehr tüchtigen Künstler doch nie und nimmer ein echtes Capussches Liebespaar abgeben können. Daß Frau Granier gleichwohl an manchen Stellen, etwa in der Scene, da sie entdeckt, daß Julien ihr verloren ist, und da sie ihre furchtbare Trauer darüber hinter tapferem Grisettenlächeln verbirgt (im dritten Act), daß Frau Granier immerhin noch ahnen läßt, wie ausgezeichnet sie vor Jahren die gleiche Rolle „kreirt" haben muß, das kann uns doch nicht darüber hinweghelfen, daß sie im Ganzen heute nicht mehr das Maß echten warmen Liebesbedürfnisses aufzubringen vermag, wie dereinst. Aber das Pariser Publicum hält sich eben an die Thatsache, daß die Granier spielt; das ist für das Vaudevilletheater das Zugmittel, und darauf richten sie ja fast alle ihr Augenmerk, die Pariser Theaterleiter, auf Zugmittel und Zugstücke.... Freilich das neueste Werk des vom Glück so begünstigten Autors der „Veine", der neueste Alfred Capus, das am Théâtre français aufgeführte vieractige Schauspiel „Deux hommes" erhebt sich literarisch derartig über die bisherigen Dialog- und Scenenfolgen des von seinen Erfolgen nichts weniger als umnebelten, ernst zur Vollendung hinstrebenden Schriftstellers, daß es als Zugstück im frivolen Theatersinne durchaus nicht betrachtet werden kann. Jetzt erst zeigt sich Capus, wenigstens im Kerne, als das, was er wirklich ist. Jetzt erst werden wir uns dessen inne, daß die heitere Pariserische Lebensironie, die aus Capus früheren Stücken nach der herkömmlichen Meinung zu sprechen schien, nur eine Maske war, hinter welcher Capus seine tiefe Erfassung menschlicher Schwächen verbarg. In einem geistvollen Artikel, den der Akademiker E. Faguet kürzlich über Capus veröffentlichte, bezeichnete er ihn als den Typus des sogenannten „petit Français", als den eleganten Urfranzosen, dessen scheinbarer Optimismus nichts als der Ausdruck heiterer und doch bitterernster Lebensphilosophie sei. Und in der That! Die zum Lächeln unwiderstehlich reizenden Wendungen, an denen der Dialog auch des neuesten Capus überreich ist, sie stimmen doch im gleichen Moment, da wir uns daran erheitern, zu nachdenklicher Sammlung.... Capus Schauspiel „Zwei Männer" muß als Uebergangswerk von dem Capus der leicht Pariserischen Salondialog-Causerien zum allgemein menschlichen Charakterschauspiel angesehen werden. Denn zum eigentlichen Charakter- und Seelengemälde bedarf es doch noch einer ausgefeilteren, gleichmäßiger durchgeführten Typistrung der einzelnen Personen. Als echtem Pariser ist Capus, so sehr er sich auch — schon im Titel! — bemühte, die Charakteristik der beiden Männer des Stückes in den Vordergrund des Interesses zu rücken, doch vor Allem die Zeichnung der beiden tragenden Frauengestalten vortrefflich gelungen. Was ihm aber, wie vielleicht kaum in einem seiner früheren Werke — vorbeigelungen ist, das ist neben einer Charakterstudie von fast monographischer Disposition auch eine spannende, einheitliche Handlung zu construiren. Statt es zu einem wirklich tragischen Conflict der beiden in den „Zwei Männern" symbolisirten Weltanschauungen, dem modernen, egoistischen Streberthum und dem „veralteten", provinzlerischen Ehrgefühl kommen zu lassen, läßt es Capus im Ganzen doch bei dem Nebeneinander dieser beiden feindlichen Welten bewenden. Herr Paul Champlin lebt mit seiner Gattin Thérèse seit Jahren in Dijon als angesehenster Advokat der Stadt. Aber während Frau Thérèse sich in diesem still beschaulichen, ehrsam bürgerlichen Provinzdasein durchaus behaglich fühlt, genügt Herrn Champlin das Erreichte durchaus nicht. Nach Paris zieht's ihn gewaltig hin; große Affären sollen die langweiligen Provinzprozeßchen ersetzen, und vor Allem will er Pariserisch Geld verdienen lernen. Umsonst sucht ihn Thérèse davon abzubringen: Champlins Ehrsucht ist groß. Es gelingt ihm auf Umwegen, natürlich über eine Frau, die ehemalige Geliebte eines gewissenlosen Börsenjobbers, Bridon, zu Geld und zu einer Stellung zu gelangen, die zwar nicht ehrenvoll ist, aber viel Gewinn bringt. Die Figur dieser Abenteuerin, Frau Jacqueline Errard, ist ganz vorzüglich gezeichnet. Einst war auch sie eine „anständige Frau", gerade wie Frau Thérèse, aber ihre Ehrsucht und Luxusgier hat sie immer weiter in die Höhe gebracht, nicht etwa in den Abgrund, wie es die „Gesellschaft" bezeichnet. Ihr einziges Streben geht nun noch dahin, sich zu rehabilitiren, ihre zahllosen Abenteuer durch eine „solide" Heirath vergessen zu machen. Zu diesem Zwecke versucht sie es nun zuerst bei Marcel Delinge, dem „zweiten" Mannestypus des Stückes, dem im Ganzen doch allzu sehr al fresco gezeichneten romantischen Aristokraten und Thatenmenschen alten Schlages, der jedoch ihre wilden Werbungen energisch zurückweist, da er (wie der Leser errathen wird) ernsthaft in Frau Thérèse verliebt ist. Um sich einerseits an dieser Frau zu rächen, deren bürgerliches Ansehen ihr wie Nadelstiche das Herz dauernd durchbohrt, um sich andererseits ein recht gefügiges Opfer ihrer perversen Triebe und Leidenschaften zu ergagen, weiß sie den Schwächling Champlin völlig zu umgarnen. Wir ahnen am Schluß, daß sich Champlin doch noch von seiner Thérèse wird scheiden lassen müssen, unter dem Zwang der dämonischen Jacqueline, und mit dem echt Capusschen Paradox „Der Aermste: nun wird er endlich reich werden!" ... endet das interessante Stück.... Vielleicht würden „die beiden Männer" noch echter, menschlich tiefer wirken, wenn sie statt von zwei sehr geschickten Schauspielern — Champlin von Herrn de Féraudy

Digitized by Google

und Marcel Delinge von Herrn Le Bargy — von zwei echten Menschendarstellern verkörpert werden würden, und ich möchte gerade von diesem Gesichtspunkte aus schon heute dem neuen Capus in Deutschland nach Seite der männlichen Rollen einen stärkeren Erfolg prophezeihen. Schwer, sehr schwer zu übertreffen dagegen sind Frau Bartet und Frau Sorel, die erstere von prächtiger Beseelung ihrer an sich eigentlich undankbaren Rolle (Thérèse), und die letztere als (Jacqueline) ganz von dem perversen Frou-Frou der französischen Abenteuerin erfüllt. Auch die Nebenrollen waren nicht einfach nur gut besetzt, sondern straff in den psychologischen Rahmen des Werkes gespannt, so daß eine Darstellung von großer Einheitlichkeit zu Stande kam.... Allerdings ist auf letzterem Gebiete das Odéon Antoines nach wie vor doch die eigentlich führende Bühne in Paris. Eine solche Massenregie, wie sie sich in der Aufführung des ersten Theiles des historischen Schauspiels „L'apprentie" von Gustave Geffroy offenbarte, ist auf anderen Theatern der französischen Hauptstadt schwer denkbar. Nur diese treffliche Regie machte denn auch die Längen dieser dramatisirten Erzählung von den Leiden der Pariser während des Kommune-Aufstandes vom Jahre 1870 einigermaßen erträglich. Wieder einmal debütirt da ein ausgezeichneter Kunstkritiker und geschickter Epiker (aus der realistischen Schule Zolas) in reifen Jahren als — ungereifter Dramatiker. Wieder einmal ist man fortwährend in Versuchung, auszurufen: „Aber das erlebt man doch alles bei eifriger, ungestörter Lectüre viel nachdrücklicher, als von der Bühne her, wo die Detailcharakteristik in den großen Effecten untergeht!" Doch das Publicum, namentlich dasjenige des Odeons, liebt gerade diese Anekdotik, und so hatte die Geschichte einer Pariser Arbeiterfamilie, die durch die Wirren und Schrecken der Kommune aus ihrem bürgerlichen Frieden aufgescheucht wird und schließlich zu Grunde geht, bis auf die beiden ungleichen Töchter — einen großen, äußeren Erfolg. Geffroys Stück zerfällt in zwei Abteilungen, in die dramatisirte Erzählung des Kommune-Aufstandes selbst, der in all seinen Einzelheiten mit krasser Treue am Zuschauer vorüberzieht, und in die „Folgen des Aufstandes". Ein braver Arbeiter ergiebt sich, da er seine beiden Lieblinge, die Söhne verloren hat, den einen im Kampfe gegen die „Prussiens", den andern im Kommunekampfe, dem Absynth und nimmt ein gräßliches Ende (natürlich auf offenster Scene!). Die Frau, die Mutter, stirbt am gebrochenen Herzen, aus Kummer über die zur Dirne herabgekommene ältere Tochter. So bleibt eigentlich nur die jüngere Tochter übrig, in welcher der Verfasser, die „apprentie", die vom Leben in die Lehre genommene Wehrkraft des französischen Volkes symbolisiren will. Ganz wundervoll steigerte die herrliche Suzanne Desprès die Entwicklung des einfachen Pariser Vorstadtmädchens zur stolzen Repräsentantin des im Kerne noch immer gesunden Volkes. Wie ein gewaltiger Mahnruf an die Franzosen, namentlich an die Pariser Mütter und ihre Töchter, erklang im letzten Aufzug ihre Verherrlichung der unbeirrten, ehrsamen Arbeit; man fühlte wieder einmal: hier steht eine ganz echte Künstlerin vor uns, hervorgegangen aus dem gesunden Schoße der fruchtbaren französischen Provinz, erzogen an und in ernster künstlerisch-literarischer Arbeit! Doch auch der übrigen Darstellung muß ich billiger Weise ein kräftiges Gesammtlob spenden. Director Antoine hat mit diesem Schauspiel ein treffliches Zugstück auf die Instincte der Volksmenge gewonnen.... Darin ist sein Nachfolger Gémier am Antoinetheater sein gelehriger Schüler. Vor überfülltem Hause wird nun schon Wochen lang am Boulevard de Straßbourg das magischste aller neueren Zugstücke, der nervenpeitschende Detectivroman Conan Doyles, das düstere Schaustück „Sherlock Holmes" aufgeführt; mit ganz vorübergehender Unterbrechung spielt Director Gémier allabendlich mit einer wahrhaft beängstigenden Lebenswahrheit den König der Detectivs. Man möchte wirklich glauben, Herr Gémier sei ein paar Monate Hospitant in einer englischen Hochschule der Detectivkunst gewesen und habe sich da all die geheimen Bewegungs- und Gestentricks der Criminalisten angeeignet. Geradezu verblüffend spielt Gémier namentlich die steinerne, echt englische, kaltblütige Ruhe, die doch nur der Ausdruck gebändigter Intelligenz und Geistesgegenwart ist. Fast hört man hinter dem Französisch den englischen Urtext hervor. Nur eine Szene erwähne ich, resp. nur einen Moment: wo auch diesem gewiegten Detectiv Angesichts des bevorstehenden Rencontres mit dem furchtbaren Verbrecherhäuptling eine kurze Weile etwas schwül zu Muthe wird, wo er dann nervös den Tabaksbeutel durchwühlt, etwas Tabak fallen läßt, dann wieder horcht, dann von Neuem nervös die Pfeife füllt, sie dann anraucht und nun schnell wieder seine Ruhe wiederfindet und den Revolver, schußbereit in der Hand, dem Mordbuben gegenübertritt!... Diese Szene spielt Gémier einfach überwältigend. Es stockt einem förmlich der Athem, und eh hämmert's einem in den Schläfen.... Auch Gémier hat ganz vorzügliche Partner. Wie aus einem Romanumschlag herausgeschnitten wirkte namentlich Fräulein de Bray in der eine starke Nervenathletik erfordernden Rolle der muthig den Verbrechern trotzenden Miß Brent. Eine anmuthige, jugendstrahlende liebliche Pariserin, der Typus des noch von echter Backfischromantik umflossenen wirklichen jungen Mädchens, verklärte da den dem englischen Autor vorschwebenden Typus der kalten, sportgeübten englischen Miß zu einer rührenden Mädchengestalt. Nur allzu selten begegnen uns ja auf den Pariser Bühnen solche, wirklich noch vom frühlingsfrischen Blüthenduft knospender Jugend umkosten Mädchen. Andrée Pascal, die fünfzehnjährige Schauspielerin, die die Titelrolle in Richepin's Märchenspiel „La belle au bois dormant" am Sarah-Bernhardt-Theater wirklich mehr vor sich hinahnte und träumte, als dem blasirten Publicum spielte, ist ein solches echtes, noch auf das Erwachen zum Leben und Lieben, auf das Wachküssen durch den erträumten Prinzen sich freuendes Kind, und es zeugt doch wieder einmal von dem poetisch frauenhaften Idealismus Sarah Bernhardts, daß sie den „Prinzen" nur mit einem echten „Dornröschen" zusammen spielen wollte. Denn um eine französische Verarbeitung des schönen deutschen Märchens handelt es sich ja in dieser Feerie, deren erster Theil sich eng an das deutsche Original anschließt, deren zweiter Theil sich aber dann zu einer symbolischen Verherrlichung des durch keinerlei Hemmnisse von seinem Ziele abzubringenden Idealismus auswächst. Ja, selbst die Seelenwanderungstheorie muß zu Hülfe genommen werden; denn da Sarah Bernhardt eine große Rolle haben mußte, war es erforderlich, daß der bei Richepin poetisch veranlagte Prinz sich in das Dornröschen schon verliebt, ehe es in seinen hundertjährigen Schlaf verfiel, und da ferner bekanntlich Madame Sarah als echte Französin vom Altern — und nun gar vom hundert Jahre alt werden! — nichts wissen will, mußte der Prinz Charmant, der das Märchenprinzeßlein aus seinem Schlafe wachküßt, ein Nachkomme des einstigen Dichterprinzen Charmant sein, der die Richepinschen Verse ebenso schön declamiren kann, wie sein Vorfahre.... Sarah Bernhardt verkörperte übrigens den Dichter und den Prinzen mit inniger Liebe; aus ihrem Singesprechen klang es zuweilen wie die thränenumflorte Trauer um das Dahinschwinden des echten romantischen Idealismus in der allzu realen Jetztwelt.... Inscenirt war das Stück mit schönem Stylgefühl, und eine hie und da allerdings etwas zu theatralisch-süße, aber doch im Ganzen recht gefällige Musik von Francis Thomé umschmeichelte die Märchenwirkung des Ganzen aufs Zarteste.... Während diese Feerie sich als treffliches weihnachtliches Zugstück für die großen und kleinen Pariser Kinder erwies, strömte die Schaar der sich entsetzlich erwachsen Dünkenden in das Renaissancetheater, wo nun schon bald zum hundertsten Male Henry Bernsteins „Samson" aufgeführt wird. In jedem neuen Werk findet dieser routinierteste aller Pariser Stückschreiber ein neues Mittel, den Sensationshunger des echten Boulevardier-Publicums zu stillen. Es enthält, ja, es steht und fällt mit einer Sensationsscene, in der der Held, der „Samson", ein vom einfachen Marseiller Schiffsverlader zum Millionär emporgekommener Selfmademan, dem Liebhaber seiner Frau, dem Typus des degenerierten französischen Adels, mit brutaler Offenherzigkeit eröffnet, daß er nicht daran denke, ihn physisch zu tödten (diese Aufgabe dünke ihm zu leicht und niedrig!), sondern daß er ihn bereits moralisch getödtet habe, indem er ihn finanziell völlig ruinirt habe. Wie Director Guitry diese Scene spielt, voll verhaltener, stiernackiger, gedrungener, schier pöbelhafter Kraft, höht sich diese Effektscene fast zum menschlich-animalischen Naturlaut. Leider schließt das Stück mit einer ziemlich erzwungenen „scène de femme". Madame Simone, oder schlechthin „Simone", wie die Le Bargy seit ihrer Scheidung sich nennen muß, verlangte gebieterisch „gleichfalls" ihre Scene, und Bernstein schrieb ihr willig diesen Schlußact, in welchem sich der moderne Samson selbst unter den Ruinen des von ihm zermalmten Tempels seiner Gegner zermalmt. Selbst durch den Ruin des Geliebten seiner Gattin völlig verarmt, muß und will er sich abermals von unten herauf emporarbeiten, und sein Weib, das plötzlich die eitle Hülle der „grande dame" abwirft und nur sein williges, sclavisches Weibchen wird, will ihm eine willige Gefährtin sein.... Ein unlogischer, gewaltsam versöhnlicher Schluß ganz nach dem faden Five o'clock-tea-Geschmack der „dames du monde!"... Im Ganzen aber ist „Samson" doch wieder eine neue Probe des eminenten Theatertalentes, das Bernstein eignet... Bevor ich nun von der Hauptattraction des Januarmonates, der sicilischen Truppe des Giovanni Grasso spreche, will ich noch kurz die gar bescheidenen Zugmittelchen erwähnen, mit denen die dürftige Pariser Opern- und Operettensaison ihre Anhängergemeinde anzulocken suchte. Director Carré versuchte es in der „Komischen Oper" mit einer Neu-Inscenirung der Gluckschen „Aulischen Iphigenie, ließ es aber im Ganzen bei der Decoration bewenden und vernachlässigte in etwas die Einheitlichkeit der musikalischen Neu-Einstudirung im strengen Gluckschen Sinne. Eine wüthende Preßfehde entspann sich in Folge dessen zwischen Carré und V. d'Indy; d. h. in Wuth gerieth dabei nur der Letztgenannte. Persönliche Gekränktheit spielte hinein, ja es kam zu einer Pistolenduell-Komödie... „Iphigenie" aber hat dadurch nichts von ihrem unsterblichen Glanz eingebüßt, unsterblich blamirt hat sich bei dieser „Affaire" echt Pariser Art nur das liebe hiesige Opernpublicum, das eben mit der halben musikhistorischen Arbeit, wie sie in Paris bei alten Opern gethan wird, zufrieden ist, wenn nur eine schöne Frau, in diesem Falle die üppige schwarzäugige Lucienne Bréval, die Titelrolle schön figurirt; daß sie als Sängerin grauenhaft distonirt und tremolirt, ist diesen Pariser „Gluckisten" Nebensache!... Die alten „Bouffes-Parisiens" sind wieder einmal aus ihrem Schlummer erwacht. Eine galante Erzählung „L'Ingénu libertin" („Der keusche Wüstling") von Louis Artus, die Geschichte eines galanten Cherubin-Ritters, der in Frauenkleidern das Schlafgemach einer lüsternen Marquise theilt, am andern Morgen aber reuig wieder daraus entfleucht, ward von Claude Terrasse mit einer Musik illustrirt, die wie die Bilder Watteaus mehr durch die Grazie des Rhythmus und die zarte Farbigkeit der Stimmung, denn durch kräftige Erfindung fesselt. Es ist keine Zug-Operette im Sinne der englisch-amerikanischen Clownerien, wie deren eine, der „Prinz von Pilsen", seit Monden das internationale Publicum der Amüsements-Rowdys im Olympiatheater

Digitized by Google

fesselt, wenngleich dort ein echter englischer Komiker durch seine elegante Dandy-Grazie in seiner Art auch den ernsteren Zuschauer interessirt . . .

Das eigentliche Theater-Ereigniß des neuen Jahres bildete das Gastspiel der sicilischen Schauspielertruppe des „Cavaliere uffiziale" Giovanni Grasso und seiner Partnerin Mimi Aguglia im Marignytheater. Herr Lugné-Poe, der Leiter des „Œuvre" war es, dem dieses sicherlich wirksame Zugmittel auf die Nerven des großen Boulevard-Publicums einfiel. Und das ist eigentlich gut und — schade zugleich, gut, weil wir hier in Paris die Ersten waren, die mit dieser sicilischen Volksschauspielertruppe bekannt gemacht wurden, schade, weil sich diese aus dem unteren sicilischen Volke hervorgegangenen Wanderkomödianten in den meisten ihrer Stücke, in der sicilischen Tragödie „Malia", in Vergas „Cavalleria rusticana" und „Lupa" an die Instincte, die wilden, unverfälschten, heißen Instincte einer echt volksmäßig zusammengesetzten Zuhörerschaar wenden. Mir schien eine unüberbrückbare Kluft zu gähnen zwischen diesen ungestüm wild agirenden, ihre Worte heißer hervorgurgelnden, vulkanisch feurigen Sicilianern auf der Bühne und den geschmückten, gepuderten Dämchen und ihren hölzern-engbrüstigen bleichen Cavalieren im Zuschauerraume, die noch dazu die Sprache dieser ungeschminkten Menschen weder wörtlich noch bildlich verstanden, nicht verstehen konnten! . . . Unstreitig am größten offenbarte sich Giovanni Grasso, ein schön gewachsener, geschmeidiger junger Mensch, mit wahrhaft feuerspeienden Blicken und raubthierhaften Bewegungen, in der Verkörperung des nach langjähriger Verbannung heimkehrenden Sträflings, der sich tödtet, da er fühlt, daß er für sein geliebtes Weib längst gestorben (in Giacomettis „Morte civile"). Wie sich Grasso da langsam zu Tode marterte, wie er schon beim ersten Erscheinen auf der Bühne den Stempel des Selbstmordes auf der Stirn trägt, wie er in erstletzter Seligkeit sein Kind umarmt und dann in fürchterliche Todeskrämpfe verfällt, das war die Leistung eines genialen Naturschauspielers! Seine Partnerin Mimi Aguglia bewährte sich namentlich als das sicilische Mädchen Jana, die für verhext gilt, weil sie eine sündige Leidenschaft zu ihrem Schwager nährt (in Capuanas peinlich theatralischer Tragödie „Malia"), sodann auch in der Titelrolle von d'Annunzios „Tochter des Jorio" als eine hochbegabte Künstlerin, der nur die Ursprünglichkeit Giovanni Grassos, der wohl ihr Lehrer ist, abgeht. Ihre Mimik dagegen ist von einer Wandlungs- und Ausdrucksfähigkeit sondergleichen. Was aber diese sicilische Truppe weit über das Durchschnittsmaß derartiger Wanderkomödianten erhebt, ist das fabelhaft natürliche Zusammenspiel in den Massenscenen. Das lebt und webt, das gestikulirt und schreit, stutzt und läuft davon, tuschelt und zischelt, daß man vermeint, durch Zauber mitten in ein sicilisches Dorf am Fuße des Aetna versetzt zu sein, und man begreift es, daß das Volk von Catania massenweise zu den Vorstellungen des Signore Grasso und seiner schönen krausköpfigen Genossin Mimi Aguglia hinzuzuströmen pflegt. Ach! Wenn man doch hie und da etwas Lavagluth hineinwerfen könnte, in dieses in steifer, angemalter Türkeneleganz erfrierende Pariser Publicum, das sich im Grunde durch kein noch so starkes Zugmittel aus seiner Blasirtheit aufrütteln läßt!

*Arthur Neißer.*

---

## In falscher Richtung.

Es war ein wunderschöner Frühlingsabend, als wir einst über die alte steinerne Neckarbrücke an Uhlands Haus vorüber unsern Einzug in die Musenstadt Tübingen hielten, ein Brüderpaar und ich, zu denen sich bald ein Vierter gesellte. Ich sehe noch auf der Neckarbrücke die beiden Rhenanen stehen, die, in die dunkle Fluth starrend, abwechselnd mit pathetischer Stimme die großen Worte riefen: „Das Schicksal schweigt!" Es schwieg aber keineswegs, sondern stand schon hinter ihnen in Gestalt eines „Polypen", wie die Tübinger Polizeisergeanten genannt wurden, und es sprach zu ihnen die ebenso erhabenen Worte: „Meine Herren, wann s' nit aufhöre z' schrein, zeig' i Sie a!" Auch uns traf des Schicksals prüfender Blick, wohl um des großen Trinkhorns willen, das an meiner Seite hing; doch durften wir passiren.

Wir hatten bald eine Stätte gefunden, wo wir unsere Penaten aufstellen konnten, ganz in der Nähe des Pfleghofs, von dem aus unsallmorgendlich der Schlägerklang weckte. Es war ein fröhlich Leben in dem alten Bau. Oben wurden die Klingen geführt, unten „las" ein nicht unwichtiges Glied des akademischen Lehrkörpers: der Tanzmeister, und während so Arme und Beine bedacht waren, wurde im Keller für die Kehlen gesorgt durch Aufstapelung und Pflege der alten Neckarweine; über der Thür aber standen aus alten Zeiten die Worte: Soli Deo!

Man lebte sich in Tübingen bald ein. Ich habe mehr der Musenstädte kennen gelernt, aber ich möchte dieser vor anderen die Censur geben: gemüthlich. Gemüthlich die winkligen Gassen mit ihren alten Häusern; gemüthlich die Spießbürger mit ihrer schwäbischen Offenherzigkeit — man galt bei seinem „Mauergreis" fast als Familienglied; gemüthlich das Verhältniß zu den meisten Docenten. Sie wurden sehr geehrt. Man erhob sich, wenn sie zum Colleg erschienen Dafür hüllten sie sich auch meist nicht in olympische Wolken. Professor K. verabredete mit seinen Zuhörern abendliche Zusammenkünfte in verschiedenen Kneipen, wo beim Glase Bier wissenschaftliche Fragen traktirt wurden.

In eine Verbindung waren wir nicht eingetreten. Doch standen wir mit Angehörigen verschiedener Corporationen auf freundschaftlichem Fuß. Bald hier, bald da trafen wir mit ihnen zusammen, wurden auch gelegentlich zu ihren Abenden eingeladen und dort, nachdem anfängliche „Keil"-versuche mißglückt waren, auch als gelegentliche Gäste gern gesehen. Auf den Bergen, in den Albdörfern und den Schwarzwaldthälern waren wir auch bald wohlbekannt. Die von der schwäbischen Kirche gefeierten Apostteltage, erweitert durch die von Vorlesungen freien Studientage, gaben zum Wandern Muße. Besonders gemüthlichen Anstrich hatten aber die Tübinger Kneipen. Zwar wird man in Süddeutschland bekanntlich durch Kellnerinnen bedient, aber es ist ein großer Unterschied zwischen ihnen und den meisten ihrer norddeutschen Kolleginnen. Sie sind Töchter oft der besten Bürgerfamilien, oft auch Verwandte des Wirthes, die eine durchaus geachtete Stellung einnehmen, sich tadellos benehmen und dementsprechend gewerthet werden. Ohne daß wir ein „Kneipenleben" führten, trieb uns doch die Einsamkeit der „Bude" meist des Abends heraus und es fand sich ein fröhlicher Kreis im Kommerell, im Hans-Karle, im König René, im Prinzen Karl oder im Sommer auch draußen im Waldhörnle zusammen. Das war dann ein buntes Bild, wenn die Musensöhne die Stuben füllten, die corporirten die Mütze keck im Nacken, dort rothe Germanen, dort weiße Normannen, dort auch eins der Corps. Und wenn man des Abends heimging, es war wieder das Gemüthliche, was diesen winkligen Gassen den Charakter gab, wenn da und dort und um die Ecke wieder aus einer andern Kneipe die munteren Lieder schallten in dem bekanntlich schnellen Tübinger Tempo. Namentlich waren die Normannen damals als tüchtige Sänger bekannt.

Glückliche drei Semester! Sie stehen mit rosigen Farben geschrieben im Buch der Erinnerung. Wie wir gekommen, so zogen wir wieder von dannen, den Wanderstab in der Hand, das Ränzel aufgeschnallt, das Trinkhorn an der Seiten. Nur das Herz war schwerer als damals, und es schnürte etwas in der Kehle, als es trotz aller Polypen, die bis zur frühen Morgenstunde ihres Dienstes warteten, über der Neckarbrücke erscholl:

Bemooster Bursche zieh ich aus.
Behüt Dich Gott, Philisterhaus! —

Jahrzehnte sind seitdem auf den Neckarwellen zu Thal geflossen. Wie oft hatte ich aus der Philisterzeit zurückgetrachtet nach der alten Musenstadt. In ferne Welttheile bin ich gelangt. Oft ward mirs „draußen zu fahl". Das Roß zum Neckarthal zu spornen, dazu wars nicht gekommen.

Endlich schlug die Stunde des Wiedersehens. Diesmal war mein Commilitone vom Lebensweg an meiner Seite. Sie sollte mit mir die Stätte sehen, die nach dem Bericht über manchen Streich in ihrer Phantasie längst feste Formen gewonnen. Das Trinkhorn war freilich zu Haus geblieben, und wir kamen mit der Bahn das Neckarthal herauf. Wohl zehn Mal lugte ich nach meiner alten Liebe aus. Endlich tauchte hinter dem Oesterberg das Schloß und die ehrwürdige Stiftskirche auf.

's stand Alles noch am alten Platz, als wir über die Neckarbrücke zogen — abgesehen von den beiden Rhenanen. Ich flog ihr in die Arme, meiner alten Braut Tubingia. Und doch — mir schiens gleich Anfangs, als trüge sie nicht mehr die jugendfrischen Züge, als habe sie nicht ihre fröhliche Natürlichkeit bewahrt. 's war wieder Abend und ich hatte mich schon darauf gefreut und meine Ehehälfte darauf vorbereitet, die alten Sangesweisen aus den Kneipen schallen zu hören. Wir lauschten. Es war alles still. Du hast Dich im Tag geirrt, dacht ich. Ist kein Kneipabend heut! Wir sahen noch am selben Abend in eine oder die andere der Stätten einstiger Geselligkeit. Einige schienen überhaupt dem studentischen Verkehr entzogen und beherbergten nur das ehrbare Bürgerthum; in anderen sahen wir wohl einige cives academici, aber nirgends die bunten Mützen.

Die folgenden Tage klärten uns über die Gründe auf.

Ich weiß nicht, welcher Geist es war, der zu irgend einer unfreundlichen Stunde den ersten Corporationen es als eine Nothwendigkeit erscheinen ließ, sich eigene Häuser zu bauen und in ihnen fortan, der übrigen Welt mehr oder minder entzogen, sich niederzulassen. Die Corps, die Burschenschaften, die Landsmannschaften und die anderen, eine nach der anderen richteten ihr Haus auf; heute sind es mehr denn zwanzig Corporationen, die zum Theil prachtvolle Häuser besitzen. Auf dem Oesterberg oder auf dem Schloßberg thronen sie meist in einsamer Höhe, einige eine halbe Stunde Wegs von der Stadt entfernt. Es sind, wie ich erfuhr, nur noch wenige Verbindungen, die kein eigenes Haus besitzen. Welche wollte denn auch, nachdem der Gedanke standesgemäß geworden war, zurückstehen. Das hätte den Schein erweckt, als wenn man sich das nicht auch leisten könne. Ich erfuhr, daß Corporationen Hausbesitzer waren, von denen es zu meiner Zeit bekannt war, daß ihre Angehörigen einen sehr geringen Wechsel besaßen. Daß sie darum nicht an Achtung eingebüßt hätten, braucht nicht erst gesagt werden.

Nun kann man kaum von jungen Leuten im Alter unserer studirenden Jugend verlangen, daß sie einen so schönen Gedanken wie den, ein eigenes Verbindungshaus zu besitzen, ernstlich und allseitig auf seine Richtigkeit hin prüfen. Ihre Arbeit ist im Wesentlichen in dieser Beziehung gethan, wenn sie die Annehmlichkeiten, die solch eigener Besitz für sie haben kann, sich vergegenwärtigen. Aber es haben doch noch Andere mit zu rathen und mit zu reden bei der Beschaffung solchen Hauses: die Herrn Väter und alten Herrn, Würden, die sich ja oft in derselben Person vereinigen.

Digitized by Google

Ihnen darf man vor Allem gratuliren zu dem Opfermuth, ein Kapital aufzubringen, das für das einzelne Haus im Durchschnitt sich auf 70—80000 Mark stellen dürfte. Sollte nicht auch unter ihnen das Noblesse oblige oft recht hart empfunden worden sein. Aber was thut man nicht in der Erinnerung an die alte Burschenherrlichkeit für die Stätten, wo sie einst geblüht, für den Kreis, in dem man sie einst empfunden. Doch kann es denn im Interesse unserer akademischen Jugend wirklich freudig begrüßt werden, daß diese Verbindungshäuser dort den Neckarlauf in stattlicher Reihe geleiten? Und nicht hier allein, auch in anderen Universitätsstädten ist der Gedanke der eigenen Verbindungshäuser verwirklicht, wenn auch wohl nirgends in solchem Umfange, wie in Tübingen.

Es soll den jungen Herren keineswegs die Fähigkeit abgesprochen werden, Hausherren im eigenen Hause zu sein und sich selbst zu regieren. Es steht zu hoffen, daß der Mißbrauch der Dispositionsfreiheit über die Räume des Hauses, wie er in einem Falle zu ernsten Maßnahmen der akademischen Behörden führte, vereinzelt bleiben wird. Hoffentlich gelingt es auch immer, zuverlässige Hausverwalter zu finden. Neigung, Zeit, vielleicht auch die Fähigkeit, die oft schwierige Controlle auszuüben, wird nicht immer eine übermäßige sein. Die englischen und holländischen Studenten sollen in ihren Clubhäusern trotz ihrer merkantilen Begabung in dieser Hinsicht oft unangenehme Erfahrungen gemacht haben.

Doch von alledem abgesehen — wäre es wünschenswerth, daß in anderen Universitätsstädten jede Corporation es als ihr Ziel ansähe, ein eigenes Haus zu haben? Wer sind denn die jungen Herren, die dort in ihren Burgen hausen, vielfach den größeren Teil des Tages dort zubringen, als jüngere Semester auch dort wohnen? Werden sie nicht später an hervorragender Stelle im Volksleben sich praktisch zu bethätigen haben? Werden sie nicht darauf angewiesen sein, das Volk zu kennen, es in seiner Art zu denken, zu empfinden, sich zu geben, kurz in alledem, was die Volksseele ausmacht, zu verstehen. Es ist eben für den Finder des Rechts unbedingt nöthig, nicht nur die Rechtsnormen, sondern auch das Object, auf das er sie anzuwenden hat, zu verstehen. Nicht am grünen Tisch, sondern im grünen Wald des sprießenden Volkslebens soll der Regierungsbeamte finden, welche Maßregeln und Verordnungen dem Volke frommen. Und wenn der Geistliche sich immer vergegenwärtigte, wie viel von seiner Predigt über die Köpfe hinweg ging, dieweil sie in Korinth und Ephesus sich bewegte oder gar in den engen Räumen des exegetischen Seminars, anstatt in seiner Gemeinde, er würde manchmal mit dem Geständniß vor der Kanzel herabsteigen müssen: oleum et operam perdidi. Auch die Pädagogen, ja, die Mediciner — ohne genaue Kenntniß des Volkslebens wird eine wichtige Voraussetzung für die ersprießliche Ausübung ihres Berufes nicht erfüllt sein.

Aber sehe man von der Ausübung eines einzelnen Berufes ab: Ich glaube, auch die Zeichen der Zeit weisen die jungen vitae discentes in eine andere Richtung, als hinauf zu jenen neuentstehenden Burgen mit ihrer vornehmen Abgeschlossenheit. Schon erscheint die Kluft unüberbrückbar, die heut durch unser liebes deutsches Volk hindurchgeht und es in zwei Theile zu zerreißen droht. Ist es nicht, als wenn die drüben uns nicht mehr verstehen! Aber liegt nicht ein Theil der Schuld auch an uns, nämlich der, daß auch wir uns zu wenig Mühe gegeben haben, eben Jene zu verstehen, welches ihre Bedürfnisse sind, was sie von uns verlangen konnten, ihre eigenthümliche Bedeutung innerhalb des gesunden Staatskörpers. In einer solchen Zeit ist es werthvoll, daß unsere akademische Jugend so wenig wie möglich der Berührung mit dem Leben und Wesen des Volks entzogen wird, das übrigens gerade in Süddeutschland seines Herzens Thür so weit offen stehen hat. Man hat socialwissenschaftliche Lehrstühle eingerichtet. Wichtiger ist es, aus den Quellen des Lebens selbst zu trinken. Grün ist des Lebens goldner Baum. Wenn ich von meiner eigenen Erfahrung reden darf, so muß ich bekennen, daß ich meinen Studienjahren in dieser Beziehung Manches verdanke. Es schien mir in Süd und Nord gleich werthvoll, die akademische Freiheit in diesem Sinne auszunützen.

Der schöne Gedanke der Freundschaft und Geselligkeit, wie er auf mannigfacher Grundlage in den verschiedenen Corporationen zum Ausdruck kommt, hat doch wieder genug des Bindenden, was bei ihm eben in Kauf genommen wird: es sei nur an den Frühschoppen und ähnliche Institutionen erinnert. Ihm aber bis zu einem solchen Sichabschließen Raum zu geben, wie der Besitz des eigenen Hauses es naturgemäß mit sich bringt — es braucht durchaus kein hermetisches zu sein — erscheint mir als eine Entwicklung des studentischen Lebens in falscher Richtung.

Man kann dem entgegnen: die kurze Zeit der akademischen Jahre kann nicht ausschlaggebend sein. Was hier versäumt erscheint, kann im Leben genugsam nachgeholt werden. Aber gerade die Jahre des Studiums sind wichtig. Pflegen sich doch gerade hier auch die Anschauungen zu bilden, in denen man später der Allgemeinheit gegenübersteht. Auch innerhalb der vier Jahre kann meines Erachtens nicht geltend gemacht werden, daß es doch nur ein Theil der täglichen Existenz sei, die dem Verbindungshaus gewidmet werde. Nicht die dort zugebrachte Zeit fällt allein ins Gewicht, sondern ebenso der Umstand, daß ein solches Haus existiert, der, vielleicht unabsichtlich, die Anschauungen der jungen Herren in einer Richtung zu beeinflussen geeignet ist, die dem Verständniß der Bedürfnisse unserer Zeit nicht günstig erscheint.

Auch diesmal, als ich über die Neckarbrücke heimwärts zog, sah ich noch einmal nach der alten Musenstadt zurück. Aber es galt ihr, was meine Lippen leise summten: o quae mutatio rerum! *Dr. K.*

---

## Notizen.

Versehentlich unterblieb bei der Besprechung des Straußschen Dramas „Hochzeit" in der vorigen Nummer der Hinweis, daß das Buch im Verlage von S. Fischer (Berlin) erschienen ist.

Zu der in Nr. 43 dieser Zeitschrift von Prof. Dr. Gerhard Budde in so lichtvoller Weise behandelten Frage der Schulreform liegen zwei neue Schriften vor, eine speciellere von demselben Verfasser, betitelt: „Die Theorie des fremdsprachlichen Unterrichts in der Herbartschen Schule" (Hannover und Leipzig, Hahnsche Buchhandlung) und eine allgemeinere von Alexander von Gleichen-Rußwurm: „Bildungsfragen der Gegenwart." (Karl Curtius, Berlin W. 35. Mk. 1.)

In diesem letzten Buch geht der bekannte Verfasser, der Urenkel Schillers, von dem Fundamentalsatze jeder modernen Pädagogik aus, daß Erziehung nur die Entwicklung aller Anlagen durch Selbstbethätigung des Erzogenen unter Anleitung und Förderung des Lehrers sein kann. Feuchtersleben hat diese Erkenntniß in die Worte gekleidet:

„Der größte Lehrer kann Dich nicht umgestalten,
Er kann Dich befreien, Du mußt Dich entfalten."

In diesem Sinne fordert Gleichen-Rußwurm Abschaffung des abstrakten Formelwissens, des todten Gedächtnißkrams, um Raum zu machen für eine geschlossene Lebensbildung. Das beste Mittel zur Entwicklung der geistigen und sittlichen Kräfte sieht er in einem verständnißvollen Eindringen in die besten Erzeugnisse unserer nationalen und der Weltliteratur. Nach dem Grundsatz: „ein Jeder ist Herrscher in dem, was er versteht" fordert er, daß nichts wider den Willen eingetrichtert werde, sondern durch freie Berufswahl die Liebe zur Pflicht entwickelt werden soll. Als wichtigstes Ziel aber aller Erziehung stellt er die Ausbildung charaktervoller Persönlichkeiten hin, die Achtung haben vor sich selbst und dem in ihnen wohnenden Göttlichen. Deßhalb geißelt er mit scharfen Worten das Schablonisiren und die Tyrannei kleinlicher Schuldespoten, die nur demoralisirend wirken können. So ist das Ganze ein flammender Protest gegen das heutige autoritative und utilitaristische Schulsystem im Namen der Freiheit des sittlichen Individuums.

Das Buch ist also in seiner Gesammttendenz ähnlich dem kürzlich hier erschienenen Aufsatz des Dr. Budde, der ja auch „größere Bewegungsfreiheit im Unterricht der oberen Classen" fordert. In seinem oben genannten neuen Werke giebt Budde nun eine nähere Ausführung seines Reformprogramms nach der Seite des fremdsprachlichen Unterrichts. Als Grundlage entwickelt er in einer historisch-kritischen Studie die Auffassung von der Bedeutung und Gestaltung des fremdsprachlichen Unterrichts, wie sie von der Herbartschen Schule ausgebildet worden ist, und kommt im Anschluß daran zu dem Vorschlag einer Neugestaltung des fremdsprachlichen Unterrichts nach folgenden Principien: Auf der Unter- und Mittelstufe soll das Ziel des Sprachunterrichts die Aneignung der Sprachen im Hinblick auf die spätere Lectüre sein. Das Ergebniß werde dann sein eine formale Bildung des Gedächtnisses und des Verstandes durch die Uebersetzungsübungen, eine materiale Bildung durch den Inhalt des Lesestoffes. Auf der Oberstufe solle breites und tiefes Einlesen in die Schriftsteller und dadurch historische und literarische (auch philosophische) Bildung erstrebt werden. Der leitende Grundsatz ist dabei: der wahre Werth des fremdsprachlichen Unterrichts liegt in der befruchtenden Wirkung, die die Berührung mit den besten Erzeugnissen der Weltliteratur auf den jugendlichen Geist und Charakter ausübt. Diese erzieherische Wirkung kann der fremdsprachliche Unterricht nicht haben, wenn man das Hauptgewicht auf die Grammatik legt, wie dies ein Theil der Humanisten thut, oder anderseits auf die bloße Sprechfertigkeit, die die radicalen neuphilologischen Reformer als höchstes Ziel aufstellen. Gegen beide Richtungen wendet sich Budde in scharfer Weise und, wie jeder anerkennen muß, der mit unparteiischem Blick den Streit um die Schulreform betrachtet hat, mit vollem Recht. Deßhalb bedeutet seine Schrift eine werthvolle Bereicherung der pädagogischen Literatur. *Max Lehmann (Berlin).*

---

### Zur gefälligen Beachtung.

Manuskripte, Bücher, redactionelle Anfragen u. s. f. sind dem Herausgeber, Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstrasse 10, I zu senden.

Digitized by Google

Keine Nachnahme! Erst prüfen!
Orangenblüten-
**Honig!!**
übertrifft jeden Honig der Welt. Garant. absolut naturr. Bienenprodukt! Begeist. Lob von Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u. zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.
**Kusche & Martin, Malaga**
Spanien (Deutsche Firma)

Dritte Auflage
Reich illustriert
**Herders**
Acht Bände
M 100.– Kr 120
**Konversations-Lexikon**
Freiburg im Breisgau
Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien, St Louis, Mo.
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen — Teilzahlungen

**Gsellius'sche Buch-, Antiquar- und Globenhandlung (F. W. Linde) BERLIN W. 8**
**Mohrenstrasse 52 — Telephon I, 2945**
empfiehlt den geehrten Lesern der Gegenwart ihr grosses Antiquar-Lager neuerer und älterer Bücher aller Wissenschaften
**zu billigsten Preisen.**
Ferner unterhält die Firma ein **vollständiges Auslieferungslager** von **Max Hesses Klassiker-Ausgaben, Hesses Volksbücherei,** der **Meisterwerke der deutschen Bühne** von Professor G. Witkowski und **Hesses Katechismen.**
Jeder Auftrag kann deshalb sofort zur Ausführung gelangen.
Kataloge gratis und franko.

**Weck's Frischhaltung**
und
sonst nichts
und
weiter nichts
und
drüber nichts
drum
**Kochе auf Vorrat**
Drucksachen über:
**Weck's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel**
kostenlos durch:
**J. Weck, Ges. m. b. Haftung, Oeflingen,** A. Säckingen (**Baden**).
Man verlange nur
**Weck's Originalfabrikate**
Ueberall Verkaufsstellen.

**DÜRKOPP-**

**DÜRKOPP & Co. A.G. BIELEFELD**

**Die militärische Welt**
**illustrierte Monatsschrift für alle Gebiete des Militärwesens u. der neueren Geschichte,**
herausgegeben von
Oberleutnant **Karl Harbauer,**
ist eine Zeitschrift, einzig in ihrer Art. Sie behandelt militärische und historische Stoffe der ganzen Welt in populären Darstellungen, die durch gute Illustrationen vervollständigt werden. — Preis des Einzelheftes K. 2.—, 1/4 Jahr K. 4.—, 1/2 Jahr K. 15.—. Probehefte in jeder besseren Buchhandlung oder direkt vom Verlag
**C. W. Stern, Wien I.,**
Franzensring 16.

**Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:**
**Harmoniums**
mit wundervollem Orgelton.
Katalog **gratis.**
**Aloys Maier,** Hoflief., **Fulda.**
Illustrierte Prospekte auch über den **neuen** Spielapparat **„Harmonista"**, mit dem **Jedermann ohne Notenkenntnisse sofort 4 stimmig Harmonium spielen kann.**

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die „Gegenwart" ▪ ▪ ▪ ▪ ▪ ▪ beziehen. ▪ ▪ ▪ ▪ ▪ ▪

Digitized by Google

# Die „Continental-"

Mehrfach mit der **goldenen Medaille** prämiiert

Mehrfach mit der **goldenen Medaille** prämiiert

**findet von Tag zu Tag immer weitere Verbreitung.**

**Beweis:**

**Die ausserordentlich lebhafte Nachfrage nach dieser erstklassigen**

## Schreibmaschine.

## Franz Kaiser – Friedrichstrasse 197 – Berlin W. 8.

Wollen Sie

**Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren etc.**

direkt, billig und gut kaufen, dann verlangen Sie unsere Offerte.

## Belmonte & Co., Berlin.

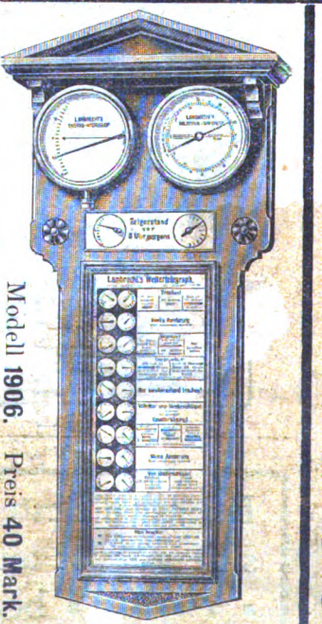
Detail-Verkauf:

**Leipzigerstrasse 35a,** Ecke Charlottenstrasse, und **Königstrasse 46,** Ecke Hoher Steinweg.

**Juweliere, Gold- u. Silberschmiede, Ateliers für Juwelenschmuck und Kunstarbeiten.**

Fabrikation mit elektrischem Kraftbetrieb. — Gold- und Silber-Walz- und Prägewerk. Engros-Export nach allen Ländern.

**Prachtkatalog** mit vielen tausend Illustrationen von Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren gegen 1 Mk. franko. Bei Einkauf oder Rücksendung wird dieser Betrag vergütet. — **Spezialisten gratis.**



Modell 1906. Preis 40 Mark.

**Original**

## Lambrecht's Wettertelegraph

gibt durch nur 2 Zeiger die drei Hauptfaktoren für die Vorausbestimmung des Wetters an: **Lufttemperatur, Luftfeuchtigkeit** und **Luftdruck.** Die Wetterprognose ist dadurch außerordentlich erleichtert, daß nur die gegenseitige Stellung dieser Zeiger in der am Apparat befestigten Tabelle aufzusuchen und die daneben-stehende Prognose **einfach abzulesen ist.** — **Zahlreiche erstklassige Anerkennungen stehen zu Diensten.**

Lambrechts Instrumente sind gesetzlich geschützt.

**Man verlange ausdrücklich Gratis-Drucksache Nr. 280.**

## Wilh. Lambrecht Göttingen.

Gegr. 1859 (Georgia Augusta).

**Inhaber des Ordens für Kunst u. Wissenschaft, der grossen goldenen und verschiedener anderer Staatsmedaillen.**

**Vertreter an allen größeren Plätzen des In- und Auslandes.**

**Generalvertrieb** für die Schweiz Italien und die österreichischen Alpenländer durch

**C. A. ULBRICH & Co., Zürich.**


Verantwortl. Redacteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Für den Inseratentheil verantwortlich: Georg Macher, Berlin W. 35, Steglitzer Straße 8.
Max Hesses Verlag in Leipzig. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 7. Berlin, den 15. Februar 1908. 37. Jahrgang. Band 73.

MAR 2 1908

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Max Hesses Verlag in Leipzig.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 4gespaltene Petitzeile 50 Pf.

Inhalt:

Die Nordeuropäische Situation und Deutschland. Von Dr. Cajus Moeller (Berlin). — Vom Union-Heere. Von Theodor v. Sosnosky (Wien). — Max Hesse. Von Prof. Dr. Ludwig Geiger (Berlin). — Brief an einen literarischen Anfänger. Einige Wahrheiten von Karl Bleibtreu (Berlin). 2. — Altenglische Malerei. Betrachtungen von H. King (Berlin). — Zwei Gedichte. Von Hans Wantoch (Wien). — Zwei Herren. Schauspiel in einem Aufzuge von Paul Scheerbart (Zehlendorf). — Der Lebensstyl. Eine Grabrede von Marsyas (Dr. Martin Beradt, Berlin). — Von diesem und vom andern Ufer. Von Ernst E. Friedegg. — Aus Ferdinand Bonns Tagebüchern. Von Dr. Hans Landsberg (Berlin). — Der gedeckte Tisch. Von Ernst Schur (Berlin). — Die Zuschauer. Von Terentius. — Notizen. — Anzeigen.

### Die Nordeuropäische Situation und Deutschland.

Von Dr. Cajus Moeller (Berlin).

Die schwedische Colonie in London hat ihren Austritt aus dem skandinavischen Wohlthätigkeitsverein erklärt. Der Zwischenfall ist nicht gerade bedeutend, aber er kann als Illustration zu dem gegenseitigen Verhältniß unter den nordeuropäischen drei Nationen gelten. Die englischen Befürworter der Wiederannäherung unter diesen Völkern und Staaten haben da eine Belehrung empfangen, die immerhin wirksam genug sein könnte; fruchten zwar wird sie wahrscheinlich nicht. Es giebt keinen Grad von Bitterkeit und Satire, der nicht gegenüber diesen Londoner Bemühungen in der schwedischen Presse sich bemerkbar gemacht hätte. Das russische Vorgehen in der Ostseefrage hat die Stimmung so wenig gebessert, daß man eher sogar von einer Verschärfung reden könnte. Die russische Initiative zu den einschlägigen Besprechungen zwischen St. Petersburg—Berlin und Stockholm wollte den Schweden etwas Aehnliches schaffen, wie was Norwegen am 2. November v. J. durch die Gebietsgarantie der an Nordeuropa interessirten vier Großmächte empfangen hat. Aber die schwedische Publicistik war einmüthig in der Erklärung, daß ihr Land eine solche Garantie weder brauche noch wünsche. Man spottete dort über die stolzen Norweger, deren am 7. Juni 1905 wieder hergestellte volle Souveränität noch nicht ein viertel Jahrzehnt darauf in die Schützlingsstellung gegenüber den bezeichneten Großmächten umschlug; thatsächlich herrscht dort eben England, bis Rußland sich stark genug zur Wiederanmeldung seiner Ansprüche fühlen wird. Vollends mit entrüstendem Spott ist die Londoner Anregung wegen der Hinzuziehung Dänemarks zu diesen Ostseebesprechungen und der für Schweden vermeintlich auszufindenden Entschädigung aufgenommen worden. Man hat Dänemark niemals als gleichwerthige Macht betrachtet und thut dies seit 1905 noch weniger. Das russische Wohlwollen für Schweden aber erfährt in seiner Wirkung eine wesentliche Beeinträchtigung durch das gleichzeitige St. Petersburger Verlangen nach der Beseitigung des Aarländischen Zusatzartikels zu dem Pariser Frieden vom 30. März 1856. Durch diesen Artikel hatte sich Rußland zu der Nichtwiederherstellung der von den Franzosen im Krimkrieg zerstörten Seefeste Bomarsund auf Aarland verpflichtet. Der Artikel dürfte dem persönlichen Wohlwollen Napoleons III. für den mit seiner Leuchtenbergischen Cousine, Königin Josephine vermählten zweiten Bernadotte, Herrscher Oscar I. zu verdanken gewesen sein. Jetzt verlangt man von St. Petersburg aus seine Beseitigung und macht dafür geltend, daß doch auch die Westmächtliche Garantie vom 21. November 1855 für den damaligen schwedisch-norwegischen Territorialbestand thatsächlich nicht mehr existirt. Schweden kann dazu nichts sagen, da es nicht zu den Signatarmächten jenes Pariser Frieden gehört. Bereits im vorigen Jahre hat Rußland auf die Aarlandsinseln eine Garnison verlegt mit der Motivirung, daß seine dortigen Telegraphenlinien des Schutzes bedurften; in Schweden glaubt man an umfassende Aarländische Hafenbauten, sobald an der Newa dafür die Mittel flüssig sein sollten. Die Aarländische Inselgruppe in befestigtem Zustande würde gewissermaßen zwar nicht die Ostsee in ein mare clausum verwandeln, wohl aber deren nördlichen Ausläufer, den Bottnischen Meerbusen. Besonders aber würde sie die gesammte schwedische Ostseeküste nördlich von Stockholm flankiren. Diese Befestigung würde einfach den Zustand vor dem Krimkrieg wieder herstellen, als Schweden seine hauptsächlichste Flottenstation von Karlskrona nach Stockholm verlegen wollte, auf den „Rath" von Zar Nikolaus dem Ersten aber auf diesen Plan verzichtete. Bei den Friedensverhandlungen von Fredrikshamn 17. September 1809, durch die der Rest von Finnland russisch wurde, hatte Schweden nachdrücklich auf der Zurückgabe wenigstens der Aarländischen Inselgruppe bestanden, aber die russische Politik setzte ihren Willen durch.

Moralisch erklärt in gewissem Grade ist die jetzige russische Praxis auf Aarland durch die finnländischen Vorgänge. Das seit 1905 wieder autonome Großfürstenthum ist von der national russischen Socialdemokratie zum Agitationsmittelpunkt gemacht worden, und zugleich hat die Emigration aus London und Paris dort einen umfassenden Waffenschmuggel in Scene gesetzt. Diesem Treiben durch Ueberwachungsmaßregeln zu begegnen, kann Rußland in gewissem Sinne als sein natürliches Recht beanspruchen. Die schwedische Regierung trifft darin keine Schuld, da sie die russischen Socialistenversammlungen stets sofort auswies, soweit ihr dies ihre Landesgesetzgebungen erlaubte. Die schwedische Socialdemokratie allerdings war möglichst unbekümmert um die Compromittirung ihres Heimathlandes gegenüber dem mächtigen Nachbarreiche. Auch die autonome finnländische Regierung hatte der eigenen Socialdemokratie wohl reichlich stark durch die Finger gesehen. Zum wenigstens hat dies der die finnländische Autonomie hartnäckig gegen den Panslavismus verthei-

Digitized by Google

digende Generalgouverneur Gérard selber dem Senat des Großfürstenthums zum Vorwurf gemacht. Den Nachrichten von dem Rücktritt dieses hochverdienten Mannes wird fortwährend widersprochen, doch traut die finnländische Presse diesen Dementis nicht recht; dasselbe gilt mit Bezug auf den ständig in St. Petersburg stationirten finnländischen Minister-Staatssekretär General Langhoff. Auf jeden Fall dauern die national russischen Truppenvorschiebungen nach Finnland fort. Die ganze Verrandheit des dortigen Parteiwesens aber kennzeichnet der Umstand, daß die altfinnische Partei durch eine akademische Delegation von der Universität Helsingfors an der Newa um die Amtsentsetzung des Professors Mandelstam vorstellig geworden ist, weil dieser ihre Politik schonungslos kritisirt hatte. Die finnländische Autonomie ist bedroht und die sich nach jenem Lande nennende Partei ruft für eine kleine Privatrache die russische Einmischung an.

Unterdeß hat König Haakon von Norwegen für die zum Sommer bevorstehenden Olympischen Spiele in London das Protectorat über seine mitkämpfenden Landeskinder übernommen. Diese Bethätigung des nationalen Königthums sehen auch die radikalsten Norweger recht gern, im Uebrigen aber sucht das Großthing den obersten Träger der neuen Souveränität politisch nach bester Möglichkeit zu beschränken. Die Linke der Volksvertretung hat sich neu constituirt und wird wohl das Ministerium Lövland durch ein „reines“ Linken-Cabinet Castberg-Knudsen zu ersetzen suchen. Das könnte nebensächlich scheinen, bemerkenswerth aber sind in dem revidirten Parteiprogramm zwei Sätze. Der Eine verlangt gesetzliche Maßregeln gegen die Anhäufung von Bodenbesitz durch Private oder Gesellschaften zum Nachtheile des nationalen Bauernstandes, der Andere will der Ausnutzung der norwegischen Wälder-Wasserfälle u. s. w. durch das ausländische Capital einen Damm ziehen. Daß dieses ausländische Capital ganz überwiegend englisches ist, weiß im Lande Jedermann und die englisch geborene Königin Maud gleichfalls. Wenn im Februar das großbritannische Herrscherpaar von Kopenhagen aus die norwegischen Kinder besucht, kann es sich über die einschlägige Stimmung des Landes unterrichten.

Bei dieser Sachlage scheint in dem nordeuropäischen Durcheinander wenigstens eine Thatsache festzustehen. Die starke Hinüberneigung Schwedens zu Deutschland, die sich in stets wachsendem Maße durch Zeitungsstimmen kundgiebt. Schweden ist eben in der Ostseeconstellation der natürliche Bundesgenosse Deutschlands und kann für die Erhaltung seiner Selbstständigkeit stets auf die deutschen Sympathien rechnen. Ohne jede confessionelle Tendenz haben im vorigen Herbst die Gedenkfeiern von Lützen und Altranstädt diese gegenseitige Sympathie bekundet und verstärkt. Man spricht kein Geheimniß aus durch die Mittheilung, daß König Oskar II. sich durch diese Feiern in seiner Vorliebe für Deutschland wesentlich bestärkt gefühlt habe. Von dem seit 8. December v. J. regierenden König Gustav V. aber hat man aus sehr frühen Lebensjahren das Wort, daß die französisch entstammte Dynastie Bernadotte durch das elementarste Lebensinteresse an das Deutsche Reich geknüpft sei. Die Ereignisse der seit dem vergangenen drei Jahrzehnte haben für diese Ansicht jedenfalls nur noch reichere Begründung geschaffen.

---

## Vom Union-Heere.

Zeitgemäße Randglossen von Theodor v. Sosnosky (Wien).

Der leichte und einträgliche Sieg der Vereinigten Staaten über das morsche Spanien, der billige Ruhm dieses Krieges — ein Ruhm, der freilich nur in der Einbildung der Yankees besteht — hat in „Uncle Sam“ weitstrebende Machtgelüste geweckt. Er, der bis dahin bloß Geschäftsmann gewesen ist und sich mit den klingenden Lorbeeren des wirthschaftlichen Kampfes beschieden, hat nun auf einmal sein militärisches Herz entdeckt und glaubt sich befähigt und berufen, auch blutigen Schlachtenlorbeer zu erwerben. Und dieser Glaube findet seinen sehr deutlichen Ausdruck in jener anspruchsvollen Politik, die man als imperialistisch zu bezeichnen pflegt; ein Wort das, nebenbei bemerkt, zum demokratisch-republikanischen Geist der Yankees recht wenig passen will. Damit aber haben diese einen Weg betreten, der, wenn sie ihn nicht in zwölfter Stunde etwa verlassen, unfehlbar zu einem kriegerischen Zusammenstoße führen muß: nicht mit irgendeiner europäischen Macht, das ist einstweilen so gut wie ausgeschlossen, wohl aber mit der zur Zeit stärksten Macht Asiens, mit Japan. Auch dieses Volk strebt, durch seine Siege über China und Rußland ermuthigt, eine wesentliche Vergrößerung seiner Einflußsphäre an, auch dieses hat eine imperialistische Politik aufgenommen, wenn es auch, klüger und schweigsamer als die Amerikaner, seine Wünsche nicht so vorlaut und ruhmredig in die Welt hinausposaunt. Bei solchen Tendenzen beider Völker liegt ein Widerstreit ihrer Interessen in der Natur der Sache; somit auch ein Conflict, und da nicht anzunehmen ist, daß sich einer der beiden Gegner von zarten Rücksichten auf Frau von Suttner in seinen Absichten beeinflussen lassen wird, so darf man, soweit in der Politik ein Prophezeihen überhaupt möglich ist, getrost behaupten, daß zwischen der Amerikanischen Union und Japan über kurz oder lang ein Krieg ausbrechen wird. Im Hinblick auf diese große Wahrscheinlichkeit ist eine jüngst erschienene Monographie*) über das Union-Heer gewiß als sehr zeitgemäß zu begrüßen. Der als Militärschriftsteller vortheilhaft bekannte Verfasser, Oberstleutnant le Juge, hat damit eine Lücke in der deutschen Militärliteratur ausgefüllt, denn diese hat bisher keine derartige Arbeit aufzuweisen gehabt.

Die Aufgabe, die dem Union-Heere im kommenden Kriege bevorsteht, ist wahrlich keine leichte, ist mit der im Kriege gegen Spanien auch nicht entfernt zu vergleichen: hat es in Japan doch den ruhmreichen Bezwinger des gewaltigen Zarenreichs zum Gegner; gilt es doch den Kampf mit einem Heere, daß an Tüchtigkeit selbst den besten europäischen Armeen ebenbürtig ist. Es fragt sich nun: wie wird es diese gewaltige Aufgabe voraussichtlich lösen?

Le Juge giebt uns hierüber den klarsten Aufschluß, denn er zeigt uns, wie es mit dem Union-Heere quantitativ und qualitativ bestellt ist.

Was zunächst einmal die numerische Stärke dieser Armee betrifft, so ist sie im Verhältniß zur Einwohnerzahl ihres Landes und zu dessen ungeheuerer Ausdehnung geradezu lächerlich gering. Man denke: ein Reich von etwa 83 Millionen Einwohnern und über 9 Millionen Quadratkilometer Flächeninhalt (d. i. nahezu achtmal soviel als Deutschland und Oesterreich-Ungarn zusammengenommen!) besitzt ein Heer von nur rund 58000 Mann! Davon in der Union selbst bloß 39000, der Rest auf Cuba, Portorico, Alaska und den Philippinen. Außerdem besteht zwar eine organisirte Miliz von 106000 Mann und eine nichtorg[illegible]sirte, die die imposante Masse von über 13 Millio[illegible] Köpfen aufweist; aber, wie le Juge bemerkt, kommen [illegible] dieser ganzen Menge, die zumeist nur auf dem Pa[illegible] vorhanden ist, bloß etwa 25000 Mann als wirklich k[illegible] brauchbar ernstlich in Betracht. Aber selbst wenn die [illegible] dieser Reserven größer wäre, etwa 55000, so wären [illegible] den 115000 Mann, die das mit den 60000 Regulären [illegible]sammen ergäbe, für die Besatzungen der Philippinen, [illegible] großen Antillen, der Hawai-Inseln und Alaskas 20[illegible]

---

*) Das Heer der Vereinigten Staaten von Amerika v[illegible] le Juge, Oberstleutnant und Bezirkscommandeur. Berlin 1907. Risels Deutsche Centrale für Militärwissenschaft.

Digitized by Google

Mann abzurechnen; noch mehr, 28—29000, für den Küstenschutz und 15000 für Ersatzformationen. Nach dieser vom k. u. k. Generalstabshauptmann Rodič aufgestellten und von le Juge bekräftigten Berechnung blieben somit für die Feldarmee nicht vielmehr als etwa 50000 Mann. Eine verhältnißmäßig so winzige Summe ist Alles, was die riesige Union Japan an halbwegs ausgebildeten Feldtruppen entgegenstellen kann! Diese liliputanische Zahl schrumpft aber noch mehr zusammen, wenn man die gewaltige Aufgabe erwägt, die ihr obliegen würde. Diese kann von zweierlei Art sein: entweder bleibt das Heer daheim, um eine japanische Invasion zu verhindern; dann genügt es nicht annähernd dazu, die 2000 Kilometer lange Küste des Stillen Oceans zu vertheidigen; oder aber es wird nach den Philippinen gebracht, um diesen jungen Besitz gegen Japan zu schützen; dann setzt die Union ihr ganzes Heer aufs Spiel, denn Angesichts einer so trefflichen, rührigen und aufmerksamen Flotte, wie es die japanische ist, erscheint ein solcher Transport äußerst gefährlich. Doch selbst angenommen, er gelänge, so wären die Japaner ohne Schwierigkeiten und ohne das eigene Land von Truppen zu entblößen, im Stande, die doppelte oder dreifache Zahl des amerikanischen Heeres nach den Philippinen zu schaffen, und zwar bei weitem rascher, schon aus geographischen Gründen. Damit aber wäre der Untergang des kleinen Unionheeres unabwendbar, selbst dann, wenn es eine Musertruppe und jeder Mann ein Held wäre. Das krasse Mißverhältniß der Zahl allein würde das nothwendig machen.

Noch schlimmer als in quantitativer steht es aber in qualitativer Beziehung mit dem Union-Heere. Vor Allem fehlt es ihm an jeglicher festen, planmäßigen Organisation. Ohne jeden höhern taktischen Verband ist es über das ganze ungeheuere Territorium zerstreut und zersplittert. Erst im Kriege müssen die nothwendigen Stäbe aufgestellt, die Brigaden, Divisionen und Armeecorps formirt werden. Das Union-Heer erinnert darin sehr lebhaft an die englische Armee, die ja auch erst seit dem Burenkriege eine festere Organisation erhalten hat. Und wie bei dieser das Trainwesen noch sehr im Argen liegt, was die jüngsten Manöver zum Schrecken Old Englands gezeigt haben, so auch beim Yankee-Heer; sogar noch weit mehr, denn dieses besitzt im Frieden überhaupt keine Traintruppe (!) Erst in neuester Zeit denkt man daran, ein „Army Service Corps" zu schaffen durch Anwerbung von 7000 Arbeitern (!) Noch mangelhafter ist die Organisation der sogenannten „organisirten" Miliz, die 2000 Formationen ganz ungleicher Art zählt und in Atome — selbstständige Compagnien, Batterien und Escadronen — zersplittert ist. Es scheint eben, daß der angelsächsischen Rasse militärisches Organisationstalent völlig mangelt, und daß sie aus fehlendem militärischen Verständniß einerseits und protzenhafter Ueberschätzung des Geldes anderseits in dem Glauben lebt, wenn genug Geld vorhanden sei, werde sich im Nothfalle schon alles Erforderliche beschaffen lassen; ein Irrthum, der im Kriege furchtbare Folgen zeitigen kann. Der Spanisch-Amerikanische Krieg hat es an warnenden Beispielen in dieser Hinsicht keineswegs fehlen lassen. Soldaten ohne Uniform, Cavallerie-Regimenter ohne Pferde, Batterien ohne Geschütze, verdorbene Lebensmittel, ein militärisch ganz unzulängliches Eisenbahnwesen, Mangel an Kochgeschirre, Zelten und Bandagen, kurz ein heilloses Tohuwabohu: das waren auf amerikanischer Seite die Begleiterscheinungen dieser Tragikomödie eines Krieges. Was damals geschehen ist, das könnte nach dem, was le Juge berichtet, auch im nächsten Kriege wieder der Fall sein, wenn bis dahin nicht ernstlich gegen den herrschenden Schlendrian vorgegangen wird. Das aber ist nicht so leicht, denn ebenso wie in England besteht auch in der Union eine heftige Abneigung gegen militärische Reformen, ja gegen das Militär überhaupt. Eine Abneigung, die so weit geht, daß es — ganz wie in England — Soldaten in Uniform, selbst Unteroffizieren, von manchen Wirthen untersagt ist, ihre Lokale zu betreten. Diese für die angelsächsische Rasse geradezu typische Geringschätzung des Militärs zeigt sich auch in dem Widerstande gegen die Allgemeine Wehrpflicht, in der Schwierigkeit des Rekrutenersatzes und der Häufigkeit der Fahnenflucht; durchwegs Erscheinungen, die man im Union-Heere ebenso antrifft wie im britischen. Trotz der hohen Löhnungen, der so reichlichen Verpflegung, des für europäische Heere unbekannten Comforts in den Einrichtungen der Casernen, trotz verlockender Dienstprämien und einer echt amerikanischen Werbe-Reclame nimmt die Neigung, Militärdienst zu thun, in der Bevölkerung statt zu in bedenklichem Maß ab, so daß der Kriegsminister stets in Verlegenheit ist, woher er den erforderlichen Heeresersatz nehmen soll. Zu dieser Schwierigkeit kommt noch das gleichfalls an der Stärke des Heeres zehrende Uebel der Desertion, das ebenfalls im Wachsen begriffen ist. (Von 4,5% in den Jahren 1902/04 ist die Zahl der Desertionen auf 7,4% im Jahre 1905/06 gestiegen.) Bei dieser Gelegenheit bleibe nicht unerwähnt, daß die Neigung zur Desertion bei den Neger-Regimentern (zwei bei der Infanterie, zwei bei der Cavallerie) geringer ist als bei den weißen Truppen (bloß 2,3%). Hand in Hand mit der Desertion geht der Mangel an Disziplin im Heere, der ähnlich wie im englischen nicht selten zu argen Krawallen und Scandalen ausartet. So berichtet le Juge von einem nächtlichen Ueberfall eines Negerbataillons auf die Einwohner der Garnison, einem Racheact — die Neger wurden von den Weißen immer verspottet —, der die Auflösung des Bataillons zur Folge hatte. Die „damned Niggers" erfreuen sich eben bei dem Yankees auch als Soldaten keiner Beliebtheit, trotzdem sie sich im letzten Kriege gut bewährt haben. Sie werden in keiner Garnison gern gesehen, so daß es nicht leicht ist, sie unterzubringen, und Niemand aus ihren Reihen kann es jemals zum Offizier bringen.

Günstiges weiß le Juge eigentlich nur vom Offiziercorps zu sagen, das er als unterrichtet, strebsam und gebildet schildert; ebenso von den Schulen, aus denen es hervorgeht; ferner von der nach europäischen Begriffen glänzenden Besoldung (ein Leutnant erhält 1400 Dollars Gehalt [ohne Zulagen], etwa 5900 Mk., ein Oberst 3500 Dollars = 14700 Mk.). Alles dagegen, was er sonst berichtet, zeigt das Union-Heer in wenig vortheilhafter Beleuchtung, trotzdem er sich dabei maßvollster Zurückhaltung befleißt. Wie dieses in jeder Hinsicht unzulängliche Heer im Stande sein soll, die imperialistische Politik zu unterstützen, in der sich die Amerikaner neuerdings gefallen, wie es vollends seine nächste Aufgabe lösen soll: die Besiegung Japans, das bleibt nach den Ausführungen der vorliegenden Broschüre ein Räthsel. Wie die Dinge derzeit stehen, ist ein Erfolg dieser Armee gerade Japan gegenüber so gut wie ausgeschlossen; bis die Union mit auch nur einiger Aussicht auf Erfolg an ein solches Wagniß herantreten kann, müßte noch sehr, sehr viel zu Gunsten des Heeres geschehen; es ist aber recht fraglich, ob Japan ihr hierzu Zeit lassen wird. Im Hinblick auf den Zusammenstoß dieser beiden Mächte darf man daher ungescheut behaupten: wenn es der Flotte der Union nicht gelingt, Lorbeeren zu ernten, dem Heere wird es gewiß nicht glücken, es wird nicht im Stande sein, es zu verhindern, daß die Sterne des Union-Banners vor dem blutigen Strahlenglanze der aufgehenden Sonne ohnmächtig erbleichen . . .

## Max Hesse.

### Zum 18. Februar.

Von Prof. Dr. Ludwig Geiger (Berlin).

Am 24. November 1907 ist der Verleger dieses Blattes, der Verlagsbuchhändler und Buchdruckereibesitzer Max Hesse gestorben. Die nahe Beziehung des Genannten zur „Gegen-

Digitized by Google

wart", seine hervorragende und erfolgreiche Thätigkeit geben Veranlassung, auch seiner an dieser Stelle zu gedenken, nachdem die Fachblätter, das Börsenblatt für den deutschen Buchhandel und die Zeitschrift für Deutschlands Buchdrucker dem Collegen anerkennende Worte, ja die letztere eine ganze Nummer, Nr. 49. des 19. Jahrganges, vom ersten bis zum letzten Wort, Text und sämmtliche Anzeigen, dem Verstorbenen gewidmet haben, eine Ehrung, die nicht nur Zeugniß von einer officiellen Trauer giebt, sondern eine enge, wahrhafte und herzliche Verbindung der Berufsgenossen mit dem Verstorbenen bekundet. Die nachstehende kurze Würdigung mag als Gedenkblatt zum 50. Geburtstage aufgefaßt werden.

Friedrich August Max Hesse war am 18. Februar 1858 in Sondershausen geboren. Er wuchs in den einfachsten Verhältnissen heran, mußte sich nach dem frühen Tode seiner Mutter den niedersten Arbeiten unterziehen und war ziemlich jung vollständig auf sich angewiesen. Nach beendeter Schulzeit erlernte er in seiner Vaterstadt den Buchhandel und machte sich, nachdem er Gehülfenstellungen in Lübeck, Hamburg und Leipzig verwaltet hatte, schon in sehr jungen Jahren, im Jahre 1880 selbstständig. Drei Jahre nach der Begründung seiner Buchhandlung vereinigte er sich mit seinem Freunde Alwin Becker zur Errichtung einer Buchdruckerei. Das unter der Firma Hesse & Becker begründete Unternehmen entwickelte sich schnell und günstig, so daß es heute zu den größten Druckerei-Unternehmungen Leipzigs gezählt wird.

Trotz der ungeheuren Thätigkeit, die die Führung zweier großer Geschäfte nöthig machte, widmete sich Hesse auch öffentlichen Angelegenheiten und den Interessen seines Standes. Er war Jahre lang als Friedensrichter thätig, eifriger Freimaurer und erwarb sich große Verdienste um die Volksunterhaltungsabende der von ihm mitbegründeten Loge „Phönix". Mehrere Jahre lang war er Vorstandsmitglied des Vereins Leipziger Buchdruckereibesitzer und nahm, nachdem er sich länger als ein Jahrzehnt von den Vereinsbestrebungen ferngehalten, 1904 die Stelle eines stellvertretenden Vorsitzenden im Deutschen Buchdrucker-Verein an, in dem er sich als großes Ziel vorsetzte: die Hebung und Förderung der graphischen Kunst und die Kräftigung des Deutschen Buchdrucker-Vereins. Diese seine Thätigkeit verschaffte ihm die reichste Anerkennung. Als er einige Jahre später den wirklichen Vorsitz übernahm, war seine Werbekraft eine außerordentliche, so daß die Mitgliederzahl von 1453 auf 4324 anwuchs und eine große Anzahl geschäftlicher Fragen durch seine Energie und sein verständnißvolles Eintreten vielfach gefördert und zum glücklichen Ausgange geführt wurde.

Neben dieser, die Kraft eines Einzelnen, wie man meinen möchte, genugsam in Anspruch nehmenden Thätigkeit, entfaltete er aber nun als Verlagsbuchhändler ein geradezu staunenswerthes Wirken. Als er seinen Verlag begründete, richtete er sein Augenmerk zunächst auf musikalische Werke — weithin bekannt ist hier namentlich Riemanns Musik-Lexikon geworden —, dann kamen Pädagogik und Turnwesen dazu, und eine Reihe illustrirter Katechismen schlossen sich an. Schon diese Arbeiten waren sorgfältig ausgewählt, gut ausgestattet und mit Umsicht verbreitet, sie würden genügt haben, dem Verleger eine geachtete Stelle unter seinen Collegen zu gewähren. Ein glücklicher Gedanke und dessen ausgezeichnete Durchführung aber stellte ihn in die Reihe der Vordersten: das war die „Neue Leipziger Classiker-Ausgabe".

Die Bedeutung dieses Unternehmens besteht darin, daß hier mit Verzicht auf Textvergleichungen ein lesbarer Text der hervorragenden Schriftsteller Deutschlands aus dem 18. und 19. Jahrhundert gegeben wurde, und daß jeder dieser Autoren durch eine größere Einleitung dem Publicum vorgeführt wurde. Ein großer umfassender Plan lag von vornherein der Sammlung, die dem eigensten Gedanken des Verlegers entsprang, zu Grunde. Nach und nach gestaltete sich die Sammlung zu einer Vollständigkeit, die die meisten derartigen Sammlungen weit übertrifft. Statt der früher üblichen Illustrationen, die in den 70er Jahren ein breites Publicum gefunden hatten, aber herzlich wenig zum Verständniß der Werke beitrugen und, einzelne rühmliche Ausnahmen abgerechnet, recht geschmacklos waren, brachte diese neue Ausgabe als einzigen künstlerischen Schmuck Bilder der Autoren, Handschriftenproben und gelegentlich wohl auch Geburtshäuser und Grabdenkmäler. Sonst verzichtete sie auf das, was man heute mit einer dem Namen gar nicht entsprechenden Bezeichnung „Buchschmuck" nennt, und sorgte nur dafür, daß durch anständiges, haltbares Papier, lesbaren, gefälligen Druck und soliden Einband die einzelnen Bände sich stattlich und gut präsentirten, und die ganze Sammlung als eine wohl aussehende, Bücherschrank und Bücherzimmer zierende Collection angesehen werden konnte.*)

Das eigenste Werk des Verlegers und seines Stabes war die Auswahl und Zusammenstellung der aufzunehmenden Autoren und die Bestimmung der Herausgeber; manchmal auch, wenn die gewählten Herausgeber diese Sorge nicht übernahmen, die Herstellung eines sauberen Textes, so daß z. B. die Goethe-Ausgabe, die meinen Namen trägt, in ihrer Textgestaltung durchaus eine Arbeit Hesses genannt werden muß. Ihm gebührt auch das große Verdienst, dieser Ausgabe ein recht vollständiges, mit Umsicht entworfenes und im Ganzen correctes Register beigegeben zu haben, wodurch diese Goethe-Ausgabe einen ganz außerordentlichen Vorzug vor allen übrigen Ausgaben unseres ersten Meisters behält.

Außer Goethe, der neben der vollständigen Ausgabe (44 Bände) auch in zwei Auswahlsammlungen, einer 16- und einer 24-bändigen vorhanden ist, sind von den Classikern Deutschlands: Schiller, Wieland, dieser freilich in einer etwas dürftigen Gestalt, Lessing vertreten — merkwürdiger Weise fehlt bisher Herder vollständig**); unter den Classikern des Auslandes: Byron, Cervantes, Dante, Shakespeare. Ganz besonders reich präsentirt sich die Schule der Romantiker. Mit vollständigen Ausgaben treten hier Chamisso, E. T. A. Hoffmann und Kleist auf; reichliche, aber vollkommen genügende Auswahlen finden wir von Arnim, Brentano, Eichendorff, Kerner, Novalis, Tieck, Uhland. Die besondere Aufmerksamkeit, die den Romantikern gewidmet ist, kommt in der That nicht einem bloßen Modebedürfniß entgegen, vielmehr sind hier mit außerordentlicher Geschicklichkeit diejenigen Autoren gewählt, die Bleibendes geschaffen haben, und die, wenn sie auch in ihrer Zeit vielleicht nicht so großes und unangenehmes Aufsehen machten, wie die Brüder Schlegel, doch geeignet sind, jene eigenthümliche Richtung den Nachgeborenen kenntlich zu machen.

Gewiß ist uns die Romantik lange nicht so wichtig, wie die classische Periode, aber obgleich sie zeitlich von der nachfolgenden Epoche des jungen Deutschland nur durch sehr wenige Jahre getrennt ist, weit weniger verständlich als diese, nämlich das junge Deutschland. Es war daher ein sehr glücklicher Griff, daß die beiden Hauptautoren dieser Epoche: Börne und Heine in vollständigen Gesammtausgaben erschienen. Recht sehr zu billigen ist auch, daß diesen Führern die Schüler und Genossen angereiht wurden, und es kann nur willkommen geheißen werden, daß eine Auswahl aus

*) Außerordentlich geschickt war die von dem Verleger angewendete Methode, daß er die meisten, wenn nicht alle Bände, außer broschirt auch in drei verschiedenen Ausstattungen, einer gewöhnlichen, einer feinen und einer Luxusausgabe herstellte, durch diese Methode es auch den weniger Bemittelten ermöglichte, sich eine treffliche Bibliothek zu verschaffen, aber auch den Wohlhabenderen zu genügen, und die ganz Verwöhnten zu befriedigen wußte.

**) Wie wir hören, ist eine Herderausgabe (Eugen Kühnemann) seit langem in Vorbereitung und wird im Herbst des Jahres erscheinen. D. R.

Digitized by Google

Laubes Werken geboten wurde, und daß eben eine solche aus Gutzkows Schriften in Aussicht genommen ist. Weniger kann ich mich damit befreunden, daß eine Gesammtausgabe von Heinrich Laubes Werken in 50 Bänden versprochen wird.*)

Wenn man es dem Verleger als Verdienst zurechnen darf, das junge Deutschland in einer Classikerausgabe zu berücksichtigen — man denke nur an ähnliche Unternehmungen, wie die Spemannsche Collection und die Cottasche Weltliteratur, die auf das junge Deutschland keine Rücksicht nehmen — so war es ein besonders glücklicher Griff, auch der Zeit nach 1830 einen breiten Platz zu gönnen. Von diesen Nachclassikern, von diesen Autoren, die man kaum mit einem Gesammtnamen bezeichnen kann, sondern höchstens Vertreter der nach-Goethe'schen Zeit zu nennen berechtigt ist, sind viele mit vollständigen Ausgaben vertreten. Unter diesen seien Freiligrath genannt, der hier wohl zum ersten Mal in einer Gesammtausgabe erscheint, Grillparzer, dem diese Ehre zwar schon mehrfach zu Theil wurde, der aber nicht oft genug den Neueren zum Muster vorgehalten werden kann, Hebbel, von dem das Gleiche gilt, die Droste-Hülshoff, Anastasius Grün, Hermann Kurz, Lenau, Mörike, Raimund, Reuter und Zschokke hervorgehoben. In dieser Reihe erscheint merkwürdiger Weise auch Kompert. Ich persönlich habe zwar für diesen wackeren, meist auf einem Specialgebiet thätigen Schriftsteller die größte Sympathie und die wärmste Anerkennung, vom Standpunkte des Literarhistorikers muß man aber billig zweifeln, ob ihm eine solche Ehre gebührt, in einer Ausgabe, die z. B. den doch gewiß weit größeren Jeremias Gotthelf, Immermann und Otto Ludwig nur eine Auswahl zubilligt, und einen so hervorragenden Dichter wie Moritz Hartmann bisher vollständig unberücksichtigt läßt.

Neben diesen Gesammtausgaben von Autoren der nachclassischen Epoche findet sich eine große Anzahl von Auswahlsammlungen, die nicht minder froh zu begrüßen sind. Es sind Autoren der verschiedensten Art, Lyriker, Dramatiker, Erzähler, auch Jugend- und Volksschriftsteller: Bauernfeld, Feuchtersleben, Gerstäcker, Hamerling, Hoffmann v. Fallersleben, Nietzsche, Seidl, Stifter; selbst Johannes Scherr, der gewiß seine große Zeit gehabt hat, von dem ich aber glauben möchte und fast wünschte, daß seine Zeit nicht wiederkommen wird, genießt die Ehre: Classiker genannt zu werden. Dagegen ist es gewiß zu billigen, daß einige Werke, die wirklich classisch genannt werden können, hier erscheinen: Eckermanns „Gespräche" und Kügelgens „Jugenderinnerungen eines alten Mannes."

Wie weit bei dieser gewaltigen Sammlung, die viele hundert Bände umfaßt, die Kenntniß des Verlegers und seines Stabes, wie weit Zuschriften aus dem Publicum oder Anregung einzelner Gelehrten maßgebend gewesen sind, vermag ich nicht zu sagen. Im Großen und Ganzen, trotz einzelner Ausstellungen, die ich nicht unterdrücken mochte, ist diese Sammlung wohlgelungen und als ein trefflicher Hausschatz zu bezeichnen. Correctheit der Texte, wohlgefällige Gestalt, sorgsame Einleitungen und eine bisher niemals erreichte Billigkeit sind Vorzüge dieser Bibliothek, die laut gerühmt werden müssen.

Ueber Werth und Bedeutung der einzelnen Einleitungen soll hier um so weniger kritisch geurtheilt werden, als es sich in diesem Gedenkblatt in erster Linie um den Verleger handelt, der dies gewaltige Werk geschaffen hat. Ihm ist nachzurühmen, daß er einen merkwürdig richtigen Instinct hatte, daß er sich im Wesentlichen als einen Geschäftsmann betrachtete, der sich in keiner Weise überhob und sich geistig nicht mehr zutraute, als er wirklich war. Daß er, vermöge einer seltenen, höchst glücklichen Begabung manchen Schriftsteller, sowohl diejenigen, deren Werke er herausgab, als die, denen er die Edition zuwies, von vornherein zu schätzen wußte, und daß er eine äußerst geschickte Hand in der Auswahl zeigte. Er war sich dieser natürlichen Befähigung bewußt. Einer Freundin, die ihn zu seinen Erfolgen beglückwünschte und auf manche verunglückte Concurrenzausgaben hinweisend, an denen es im lieben Deutschland, dem Musterlande der unlauteren Concurrenz, nicht fehlte, zu ihm sagte: „Ihnen kann so etwas nicht passiren", erwiderte er lächelnd und mit einem naiven, nicht verletzenden Selbstbewußtsein: „O ja, meine Herausgeber müssen geaicht sein."

Wirklich war der Erfolg, den er mit diesem Hauptwerke seiner Verlagsthätigkeit davon trug, ein sehr großer. Buchmäßige Ziffern stehen mir zwar nicht zur Verfügung; wohl aber darf ich nach den Berichten, die zu meiner Kenntniß gekommen sind, constatiren, daß der Massenerfolg auf den bei einer solchen Sammlung gerechnet werden mußte, im Ganzen und Großen nicht ausblieb. Als eine besonders günstige Erscheinung in diesem Sinne soll nur mit einem Wort auf die Ausgabe von Dantes Werken, von Richard Zoozmann hingewiesen werden, die erst im Herbst 1907 erschienen ist. Sie wurde begeistert aufgenommen und trotz der zahllosen bereits existirenden Dante-Uebersetzungen und trotz der, wie man in vielen Kreisen behauptet, Theilnahmlosigkeit der Menge gegenüber dem großen Italiener, so glänzend verkauft, daß die 6000 Exemplare der ersten Auflage binnen wenigen Wochen abgesetzt waren, und eine zweite Auflage von weiteren 4000 Exemplaren nöthig erschien.

Durch den Erfolg des Riesenunternehmens seiner Classiker-Ausgaben ermuthigt, begann Hesse in den letzten Jahren zwei neue Unternehmungen. Die eine ist seine Volksbücherei, in der er auf den Wegen, die Reclam und das Bibliographische Institut vorgezeichnet hatten, glücklich und erfolgreich weiter ging. Auch sie ist schnell vorwärts geschritten. Die billigen Bändchen, jedes im Preise von 20 Pfennigen, außerdem in hübschen kleinen Bänden und in Geschenkbänden ausgegeben, enthalten theilweise Einzelausgaben der schon genannten Classiker, daneben aber viele Schriften kürzlich verstorbener oder noch lebender Autoren, wie Achleitner, Viktor Blüthgen, Helene Böhlau, Dincklage, Herwegh, Holzamer, Ricarda Huch, Wilhelm Jensen, Detlev v. Liliencron, Anton v. Perfall, Adolf Pichler, Marc Twain, Wilhelm Weigand, Oscar Wilde u. s. f. Ganz besonders zu rühmen ist, daß in diese Sammlung, die fast ein halbes Tausend Bändchen zählt, Zusammenstellungen allgemeinerer Art, namentlich lyrischer Dichtungen eingereiht sind, z. B. Ferdinand Gregoris: Lyrische Andachten und Ernst Wasserziehers: Deutsche Lyrik seit dem Ausgange der classischen Zeit bis zur Gegenwart; die letztere Sammlung, die 461 Beiträge von 104 Dichtern enthält, scheint sich einer besonderen Beliebtheit zu erfreuen, von ihr sind bereits 4000 Exemplare verkauft und das 5.—8. Tausend gedruckt.

Die jüngste Sammlung des unermüdlich thätigen Verlegers entspricht vielleicht am meisten wissenschaftlichen Zwecken, ist aber mit solcher Geschicklichkeit erdacht und ausgeführt, daß sie als eine werthvolle Bereicherung betrachtet werden muß und gewiß einem wirklichen Bedürfniß entspricht. Es sind die unter Mitwirkung hervorragender Gelehrten von Georg Witkowski herausgegebenen „Meisterwerke der deutschen Bühne", von denen bisher etwa

*) Ueber die Frage, wer diese 50 Bände, die gebunden etwa dreimal so viel kosten sollen wie die ebenso ausgestattete vollständige Ausgabe von Goethes Werken, kaufen wird, hat sich freilich der Kritiker nicht den Kopf zu zerbrechen. Wohl aber darf er bescheidentlich seine Bedenken äußern, daß damit Laube, einem zwar vielseitig begabten Schriftsteller, aber einem solchen, dem durchaus jeder Anspruch auf Classizität fehlt, ein Rang zugewiesen wird, den er absolut nicht verdient. Durch diesen ungeheuren Umfang fällt die Laube-Ausgabe aus dem Rahmen der ganzen Collection heraus, und ich kann nicht umhin, diese Ausweitung als einen höchst tadelnswerthen Mißgriff zu bezeichnen. Was von Laube der Erhaltung werth ist, konnte in einer eschichteren Auswahl recht gut untergebracht werden. Es ist eine grobe Verkennung dieses Autors, daß man ihn in einer so ungewöhnlichen Breite dem gegenwärtigen und kommenden Geschlecht auftischt. Freilich ist dieses ungeschichtliche Verfahren nicht auf das Conto des Verlegers zu setzen.

Digitized by Google

60 Nummern erschienen sind, jede zu dem billigen Preise von 30 Pfennigen. Es sind wissenschaftliche Ausgaben, deren Texte auf wissenschaftliche Zuverlässigkeit Anspruch erheben, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen, die das Werk als Ganzes erläutern und Dunkelheiten des Inhalts und der Sprache erklären. Auch in dieser Sammlung sind neben den Classikern Goethe, Kleist, Lessing, Schiller und Shakespeare, die bedeutenden Dramatiker der späteren Zeit, wie Grabbe, Grillparzer, Hebbel, Otto Ludwig und Uhland vertreten. Die zuletzt erschienene, von dem Begründer und Herausgeber der Sammlung Georg Witkowski bearbeitete Edition des Faust, die auch den Urfaust und die Entwürfe und Skizzen und einen sehr ausführlichen Commentar enthält, darf als eine ganz ausgezeichnete Leistung froh begrüßt werden.

Es versteht sich von selbst, daß bei solchen Sammlungen ein Hauptantheil auch des äußeren Erfolges den Herausgebern und Bearbeitern zuzuschreiben ist. Durch einen solchen Ausspruch indessen wird das Verdienst des Verlegers nicht geschmälert. Seine glückliche Begabung, sein Wagemuth, sein unerschütterliches Vertrauen zu der Sache, die er vertrat, sein Optimismus, der sich durch gelegentliche Mißerfolge nicht beugen und beirren ließ, seine Kühnheit, vor gewaltigen Opfern nicht zurückzuschrecken, sein Spürsinn im Aufsuchen von Absatzquellen, seine Energie im Vorwärtsdringen auf das gesteckte Ziel haben außerordentlich zu den glücklichen Resultaten seiner Unternehmungen beigetragen. Durch die drei großen Sammlungen, die „Neuen Leipziger Classiker-Ausgaben", die „Volksbücherei" und die „Meisterwerke der deutschen Bühne" hat sich Max Hesse ein unvergängliches Denkmal gesetzt.

---

## Brief an einen literarischen Anfänger.

Einige Wahrheiten von Karl Bleibtreu (Berlin).

2.

Wir haben ferner noch Chateaubriand, den Meister lyrischer Prosa, sehr künstlerisch. Doch abgesehen vom erlesenen Genuß, den seine opernhafte Vortragsweise manchmal gewährt, bleibt als wahr einzig „René" bestehen, der französische Werther. Diese kleine Novelle möchten wir allerdings in den eisernen Bestand unvergänglichen literarischen Eigenthums hinüberretten. Sonst behalten wir als echt nur Maupassant im Roman „Fort comme la mort", einigen Skizzen wie „Maison Tellier", „Miß Harriett", weil seine an sich eng-erotische und nicht höhenmäßige Kunst doch öfters ein sehr tiefes Lebensgefühl durchpulst. Als Ganzes aber bleiben nur Zwei unvergänglich: Musset und Zola, über deren Verdienste man sich für Wissende nicht näher zu äußern braucht. Letzterer erscheint in der französischen officiellen Aesthetik als ein talentvoller Schmutzfink, Ersterer als „einer der begabtesten Lyriker seiner Epoche", ohne mit den „großen Dichtern" Lamartine und V. Hugo natürlich rivalisiren zu können! Was wir vom göttlichen Hugo, erhabenen Lamartine oder Leconte de Lisle oder der großen G. Sand, Flaubert, Daudet, Bourget u. s. w., den beiden Dumas u. s. w. denken? Nichts, unser Schweigen genügt. Daß diese begabten Literaten mancherlei artistisch Gutes leisteten, kommt für unsere Dichtungsauffassung gar nicht in Betracht. Ueberall fehlt die Wahrheit des Lebens und Leidens, der große Ernst, wobei der Dichter dem Menschen und der Mensch dem Dichter sich untrennbar verschmilzt. Wenn wie bei Flaubert und den Goncourts das l'art pour l'art handwerkert oder die Effectphrase wie bei Hugo ihre unwahren Gebilde formt, nimmt die wahre Dichtung Reißaus. Diese aber ist keineswegs an artistische Aesthetik gebunden, sie kann große Mängel in dieser Richtung ertragen, falls nur der hinter ihr stehende Mensch wahr und echt sein Seelisches austönt.

Hier setzt der tiefste Zwiespalt zwischen der falschen und der wahren Werthmessung ein, wie er sich am klarsten in der Phrase vom „großen Woller und kleinen Könner" ausprägt. Denn schon die Alten fanden das glückliche Wort: „Es genügt, Großes gewollt zu haben." Doch wohlgemerkt nicht „gewollt" mit nüchterner Kühle, sondern mit tiefer eigener Leidenschaft. Dies Wollen löst für den Verstehenden sogar allemal ein großes Können aus, nur freilich ein anderes Können, als die bornirte Dogmenästhetik es ahnt. So ist Grabbe ein großer und Gottfried Keller ein ganz kleiner Dichter, obschon das landläufige Proletenurtheil das Umgekehrte aufstellt. Denn während die Katheder-professoren mit hochmüthiger Unfehlbarkeit unter sich ein poesiefeindliches falsches Dogmenideal aus einem mißverstandenen Goethe züchten, sind es auch hier wie gegen Kirchenbonzen die Ketzer, die das Geheimniß des Göttlichen finden und hüten. Form und Buchstabe sind wohl ein Cultus, aber nicht die Religion der Poesie, die man im Geist und in der Wahrheit anbeten muß, will man je ihr Allerheiligstes betreten. „Kunst" kommt bei Dichtung erst hinterher in Betracht, der Begriff „Dichtkunst" ist ein alexandrinisch-akademischer, die Alten nannten die Dichtung „Schöpfung", den Dichter „Schöpfer" (Poietes) „Seher" (Vates). Worauf daher Gewicht zu legen, ist einzig das Neuschöpferische, Ursprüngliche, die Stimme der selbsterlebenden Leidenschaft, der Sturm und Drang. Man vergesse doch nicht, daß Shakespeare oder der junge Goethe und Schiller in ihren lebenskräftigsten Erzeugnissen den Zeitgenossen durchaus als kunstwidrige Stürmer und Dränger erschienen, daß allemal erst die Nachwelt die Marke der „Classicität" auf ungewöhnliche Dichtungen zu drücken pflegt. „Poesie ist nur Leidenschaft oder war es wenigstens, bis sie eine Modesache wurde", singt Byron ganz treffend. In welcher Gestalt sich aber diese Leidenschaft darstellt, bleibt gleichfalls nur für thörichte Kunstbonzen wichtig. Daß sie überhaupt da ist, darauf kommt es an, denn ihr Mangel läßt sich durch keinerlei „Kunst" ersetzen. Hier scheiden sich die genialen Naturen von den überall herrschenden Mittelmäßigkeitstalenten wie Feuer und Wasser. Es bezeichnet die Ueberlegenheit der Schöpfernaturen, daß sie zwar völlig den Einzelwerth der „Künstler" würdigen können, diese aber umgekehrt wie die Ochsen am Berge vor den hingeschleuderten Felsblöcken der Genialen stehen. Wie bezeichnend für die innere Entwicklung der sogenannten Moderne, der Deutschen Neuen Literatur jenseits der Akademisch-ideologischen, daß ihr äußerer Sieg sich gerade in dem Augenblick entschied, wo das geniale Element in ihr abnahm und allmählich so gut wie erlosch! Die angebliche Revolution der Literatur tödtete die Poesie zu Gunsten des Philisterthums. Das Können eines Haupt- und Sudermann oder der Wiener Schnitzlereien mag man höher oder geringer veranschlagen, jedenfalls kann nur eine kindliche oder greisenhafte Schwächeunreife darin geniale Töne entdecken. Pipa tanzt noch immer, sie tanzt, das ist Alles. Wo ein Versuch zu höheren Gedankenflügen stottert, vernimmt man nur das Lallen hohler Leere. Ueberall sauberer Kunstfleiß, Atelierarbeit mit kluger Berechnung des Kaufmarktes. Statt Höhe satte Breite, statt Tiefe täuschende Schaumblasen, statt Kraft formale Akrobatenkünste. Innere Leidenschaft, nichts davon vorhanden, dafür Krampfzuckungen nach Formjongliren.

Genie und Talent sind zwei gänzlich verschiedene Dinge. Das Wort Genie soll man freilich nicht unnützlich mißbrauchen, es kommt nur wenigen ganz-Großen zu. Doch jenes Halbgenie, das man getrost mit dem dehnbaren Begriff Genialität taufen darf, unterscheidet sich noch himmelweit von Talenten, die selbst immer nur Halbe bleiben. Der Geniale mag „künstlerisch" Unvollendetes, Ungares zu Tage fördern, doch sein Torso enthält reichere Schätze, als alle geleckte Porzellanmanufaktur artistischer Talente. Denn selbst als ungewaschener Quarzklumpen bleibt Gold kostbarer als das geputzteste Kupfer.

Digitized by Google

In neuester Zeit haben höchstens Wedekindlichkeiten einen Anflug von Genialem zur Schau getragen, ihre scheinbar ironische und innerlich tragische Erotomanie hat Tiefblicke, doch unwahrer Schwulst und, was schlimmer, kokette Pose setzen diesen literarischen Sadisten dem Verdacht aus, daß er im Grunde auch nur ein berechnender Charlatan sei. Nun, damals zu Beginn der Bewegung 1880—88 gährten in so manchem heut Verschollenen geniale Triebe. Merkwürdiger Weise nahmen an dieser Bewegung nur zwei Juden theil, beide pseudonym, doch wie gänzlich verschieden vom üblichen Literaturjudenthum! An Conrad Albertis Romanen arbeitete zwar mehr der Verstand als das Gemüth, aber ehrliche seelische Erregung und eigene Leidenschaft führten ihm doch die Feder. Im unglücklichen Franz Held stritten das Groteske-Großspurige und das wirklich Großzügige um die Herrschaft, doch durch alle Geschwollenheit blickte bei ihm des Dichters Aug, in schönem Wahnsinn rollend. Die geringste Gestaltungsgabe besaß hingegen der Urgermanenprotz M. G. Conrad in München, einseitiger Paganini der Erotik und Poseur der Kraftmeierei, dessen Muskulatur sich aber nur in nervigem stylistischem Können offenbarte. Doch unter eitler Charlatanerie des gedankenarmen Stylisten tönender Phrasen barg sich trotzdem ein Stück Heldenmenschenthum. Ohne selber genial zu sein, bot er eine Repräsentativfigur des Burschikos-Genialen, ein reckenhafter Freigeist aus bajuvarischer Walhalla. Eine viel echtere Kraft loderte im düsteren Arbeiterromancirer Kretzer, der zwar wie mit der Maurerkelle tünchte, in dem aber wahres Feuer tragischer Lebenserfahrung zu vulkanischer Entladung kam. Daß eine so unverkennbar geniale Natur allgemach in bourgeoiser Behäbigkeit theilweise versimpelte und seinen späteren Gaben zwar von Unmündigen ein besseres Reifezeugniß ausgestellt, aber die Bedeutung seiner Jugendwerke nie auch nur entfernt wieder von ihm erreicht wurde, das liegt schlechterdings nur in den Literaturverhältnissen bedingt. Wo lauter kleine Formciseleure den Markt beherrschen, da bleibt Emporkommen ungefüger Cyklopenschmiede unmöglich. Vollends verschwand der in entgegengesetztem Sinne auffallende, nämlich zu feine und wahrhaft poesievolle Wallot, unter den Fabrikaten unserer Confectionsgeschäfte für Familienblätter und Leihbibliotheken. Diesen Weltschmerzgestalter kennt die Moderne der Berliner Sudelköche nicht, obschon er die Sauce piquante der Psychologie problematischer Naturen so meisterlich zu mischen verstand. Das effekthaschend Theatralische des Sienkewiczschen „Quo Vadis“ gewann Weltruf, die unendlich feinere Malerei der Wallotschen Römerromane blieb ungeschaut von trüben Proletenaugen und Schulmeisterbrillen, die Beide niemals das Echte zu sehen vermögen.

Obschon einem andern Kreise angehörig, wollen auch die Brüder Hart hier erwähnt sein, die schon durch unbekümmerten Bohémienwandel ihre Fehde gegen literarische Philister bekundeten. Rein kritisch veranlagt mit einem Stich ins Schulmeisterliche, wußten sie durch feierliche Gesten zu imponiren. Wenn man damals ihre Impotenz scalpirte, erscholl ein Chorus sittlicher Entrüstung, heut ist sich alle Welt darüber einig, daß diese vornehm feinfühligen Aesthetiker ganz zu Unrecht die poetischen Messiasse spielen wollten. Nichtsdestoweniger rechnen wir diese Kritiker zusammen mit dem hervorragenden Literaturforscher Leo Berg zu unserer Alten Garde, zu jenem Geschlecht der wahren begeisterten Revolutionäre, denen heut die anarchistischen Decadents greisenhaft nachwackeln. Die Weite ihres Gesichtskreises berechtigt die Harts zu dieser Zugehörigkeit. Was die Nur-Lyriker betrifft, so wurde man damals vernehmt, wenn man die prachtvolle Form der Holzschen Rhetorik nicht für Poesie gelten ließ; heut entpuppte Holz sich längst als rhetorischer Doctrinär und trockener Theorienspinner. Mehr innerliches Feuer besaß Henkell, doch auch dessen Herweghpathos ist damals kindisch überschätzt worden, es fehlten Eigenart und eigentliche Leidenschaft. Dieser Hannoveraner wurzelt gerade so in kühlem Verstand als Pathetiker wie sein Landsmann Hartleben als Ironiker. Weit echteres Schmerzgefühl bekundete der vornehm angelegte Makay, Weltschmerzlyriker anarchistischen Anstrichs, ein zu Höherem bestimmter und eines gewissen genialen Anhauchs nicht entbehrender Mensch, der zuletzt alle Literatur an den Nagel hing, angeekelt von der Erkenntniß, daß geistiges Schaffen heut nur noch als Marktwerth gelte. Freilich scheint baldiges Verstummen all dieser Lyriker nicht ganz freiwillig, sondern jener gleichen Ohnmacht entsprungen wie bei den Harts: sowohl Arbeitslust als Schaffenskraft reichten nicht mehr aus, nach jugendlichem Ueberschäumen blieb ihnen kein Reservoir, wie es dem Genialen unerschöpflich sprudelt. All diese Jünglinge von 1885 sind heut als Männer greiser als ihr damaliger, noch heut in gewissem Sinne jugendlicher Führer. Unter all diesen lyrischen Lebensbummlern hatte die Muse der wahren Poesie nur jenen seltsam-unheimlichen Wilhelm Arent geküßt, den blassen Jüngling mit dem Antinouskopf und dem Behaben eines verzogenen Lordssöhnchens. Endlose Versbände ausspeiend, denn seine Mittel erlaubten ihm das, lieferte er unendliche Spreu, aber welche Perlen darunter! Perlen der reinsten poetischen Empfindung, von geradezu dämonischer Stimmungsfülle, die zum Schönsten gehören, was je in irgendeiner Sprache lyrisch geschaffen. Gedichte wie „Zum Ort des Todes lenk ich oft den Gang“, „Mälig erlischt der Sonne Flammenbrunst“, „Unnennbar ist die große Gotteskraft“ mit dem grandios genialen Schlußvers „Doch ungesprochen bleibt das letzte Wort und Sein und Nichtsein dämmern ewig fort“ und so viele andere übertreffen Lenau weit in Beseelung pantheistischer Naturſymbolik, die nie zu blasser Allegorie ausartet. Und Alles unbekannt geblieben, von pathetischer Rhetorik der Holz und Henkell überbrüllt, als Dilettantismus verschrieen von kleinen Stümpern wie Hartleben, deren winziges „Künstlerthum“ nur durch Dummheitsreclame großgebläht. Eine banausische neue Lyrikästhetik verlangte „Bilder“ vom Schlage der manierirten Gedichtmacherei Carl Busses. In berechtigter Abneigung gegen den Singsang des musikvertonten Liederdusels konnte man nicht das wahre Pathos davon unterscheiden, verwarf den „alten“ Styl bloß, weil er alt war.

Und jener andere Unglückliche, poetisch unwahrer, in bombastischer Krampfpose verkümmert, aber von geistig weitem Horizont und voll unheimlicher Tiefe seelischer Abgrundforschung, der kleine Häßliche mit der aufgestülpten Nase, den Sommersprossen des Rothhaarigen und dem geilsinnlichen Maul! Dort der begüterte Aristokratenmensch, der im Genusse verschmachtet, hier der nothgepeinigte Plebejer, der vor Begierde nach Genuß vergeht! Unbeholfen täppisch im kümmerlichen Außenleben, innerlich von maßlosem Größegefühl gebunsen, doch durch des Daseins leidige Nothwendigkeit zu allerlei Falschheit gezwungen, so tobsüchtig er sich als Wahrheitssucher à la Gregers Werle geberdete. Dies ist die erste richtige Charakteristik des unseligen Hermann Conradi, dessen Wesen so Vielen ein Räthsel aufgab. Wenn Philisterkretins ihn als einen armen Verrückten betrachteten, so haben viele Unreifen, die in seiner Unklarheit sich selbst wiederfanden, seine Kräfte weit überschätzt. Es wirkt ekelhaft, wenn ein sonst gesunder und scharfsinniger Kopf wie Leo Berg diesen Conradi mal gelegentlich für die bedeutendste Persönlichkeit unter den Jüngstdeutschen erklärte. So läßt man sich allzeit von der Phrase täuschen, auch wenn die Phrase angeblich gegen die Phrase donnert (wie z. B. bei Carlyle). Die „Phrasen“ des „Adam Mensch“ waren wirklich Phrasen, zum Theil angelesen aus Dostojewski, durchaus krankhafte Delirien ethischer Unsauberkeit. Daß der arme Teufel „Lieder eines Sünders“ schrieb, mochte an sich komisch anmuthen, denn zur Sünde fehlten ihm ja Kraft wie Gelegenheit. Doch, tiefer gesehen, hatte er mit dem Titel recht,

Digitized by Google

obschon er dabei nur posiren wollte, er war innerlichst ein Sünder. Wer ihn mit mitleidiger Theilnahme unterstützte und durchschaute, mußte ihn mit dem Zwang der Lebenslüge entschuldigen. Ein Gott- und Menschenverächter, der dabei heimlich den Priapus anbetet, begreift nicht seine eigene Komik. Der Oberconfusionarius Nietzsche gab diesem Stürmer den Rest, zumal er selbst auch nur auf Paradoxe und Aphorismen großspuriger Rhetorik angelegt. In Nietzsche, dem unendlich geistvollen Schwafeler ohne jede Spur bildnerischer Schaffenskraft, der mit formal glänzend vergoldeten tauben Nüssen seiner Paranoia um sich warf, erkannte der unglückliche Conradi sein Vor- und Ebenbild. „Wen haben wir denn außer Nietzsche und Bleibtreu? Lauter Kleingeister!“ predigt er in „Wilhelm II. und seine Zeitgenossen“. Mit vergnügtem Schmunzeln muß man einiger Gedenkblätter gedenken, worin der Arme als „einziges Genie unter den Jüngstdeutschen“ gepriesen. Ach Gott, seine melodischen gekünstelten Rhythmen bewiesen nichts als sogenanntes Formtalent schwungvoller Rhetorik, seine sogenannten Romane, ein Absud von russischen und Nietzscheanischen Einflüssen, nichts als den Willen zur Selbstanalyse, deren angebliche Schonungslosigkeit aber nur phantastische Einbildung voll eitelnärrischer Schönpflästerchen. Doch die Propheten der Moderne wittern Genie nur im Perversen, sie erkennen Genie nur an dem Grade unerfahrener Erotik; je verdrehter desto genialer. Nein, der vielbeklagte Märtyrer war weder ein guter, noch im wahren Sinne genialer Mensch, nichts an ihm ursprünglich, fast alles angelesene Pose. Doch verzweifelte Großmannssucht und wilde Gier brachten manchmal Brunstschreie hervor, die eine, ob auch widerwärtige, Wahrheit ausstöhnten, und schon den Willen zu geistiger Macht muß man anerkennen in einem Geschlecht winziger Könner. Diese souveräne Zügellosigkeit, dieser Haß wider die Schranken der Philisterwelt, hätte mit Vielem versöhnt, wenn nur nicht überall künstlich kokette Mache und krampfhaft gewaltsame Erhitzung sich breitmachten.

---

## Altenglische Malerei.

Zur Ausstellung in der „Königlichen Akademie der Künste“ zu Berlin.
Betrachtungen von H. King (Berlin).

Die ältere englische Kunst hat bei uns einen sehr guten Ruf, einen Ruf, den sie hauptsächlich den trefflichen photographischen Reproductionen ihrer Meisterwerke zu verdanken hat. Von Originalen haben wir bis jetzt nicht viel zu sehen bekommen. Die Bilder sind hübsch im Lande geblieben, ein Umstand, der sich allein schon daraus erklärt, daß die Stärke der Engländer fast einseitig im Porträt liegt. Bildnisse sind Eigenthum der Familie, sie zieren die Ahnensäle der Adelsfamilien und das Tusculum des Bürgers und verschließen sich demgemäß den Augen der Menge. Hier ist nun der dankenswerthe Versuch gemacht worden, die einzelnen Stücke zusammenzuführen und uns die Meister, deren Name so vertraut an unser Ohr schlägt, in ihrer ganzen Entwicklung zu zeigen. — Als die Ankündigung dieser Ausstellung vorlag, schlug wohl manchem Berliner Künstler das Herz höher. Trotz aller überzeugten Selbsteinschätzung hegt auch der Revolutionärste ein unüberwindliches Respects- und Ehrfurchtsgefühl vor den alten Zeiten, vor den großen Meistern der älteren Zeit, mit deren Namensklange er von Jugend auf erfüllt wurde. Gewiß, die Kunst steht über Raum und Zeit. Es ist ganz gleichgiltig, ob ein Kunstwerk heut entsteht oder vor tausend Jahren geschaffen wurde. Es spricht für sich selbst. Und trotzdem: einem modernen Bilde werden wir nie mit so zerknirschter Unterwürfigkeit entgegentreten. Der Künstler lebt ja unter uns, also ist es ein Mensch, der etwas mit seinen zwei Händen macht und wohl gar noch seinen Freunden zeigt oder erzählt, wie er es macht. Die Alten waren freilich auch Menschen, äußerlich wie wir. Aber sie erscheinen uns heut als Schemen, gestaltenlos und groß. Hut ab: ein Gainsborough. Hut ab: ein Reynolds. Gewiß, wohl jeder dachte so. Er ging hin und sah: auch sie haben mit warmem Wasser gekocht.

Die Ausstellungsleitung hat sich einen kleinen Scherz erlaubt. Man hat nämlich nicht in einem Saale die Bilder Gainsboroughs vereinigt, in einem andern die Reynolds und so fort. Nein, das wäre doch gar zu bequem gewesen. Da hätte es jeder und besonders der p. p. Kritiker zu leicht gehabt, den Entwicklungsgang der Einzelnen zu verfolgen. So hat man alles hübsch durcheinander gewürfelt. Wer kauft denn auch Kataloge, wenn die Sache gar zu übersichtlich ist! Der Katalog ist mit photographischen Abbildungen reich geziert. In der Photographie sieht alles so tonig aus, so breit, sicher und fest. Wir erwarten einen Rembrand, Velasques oder doch etwas von den grauen, satten Tönen, wie sie z. B. einigen Mitgliedern der Münchener Scholle zu eigen sind. Aber nichts hiervon. Nimmt man besonders Bilder von Gainsborough, zumal die in der Anzahl überwiegenden einer wahrscheinlich jüngeren Epoche seines Schaffens, so kommt man aus einem enttäuschten Staunen nicht heraus. Das also ist Gainsborough! Das ist ja beinahe Confect, diese blauen Schatten im Fleisch und die rosigen Tönchen. Ja, der Teint spielt sogar manchmal ins Grüne, ein Umstand, der allerdings eventuell einer nachträglichen Veränderung der Farbe zur Last liegen kann. Und dann die Figuren ... sind die auf einigen seiner älteren Arbeiten steif! Da ist ein Männerbildniß mit einem Pferde, Viscount Ligonier. Der rothe Rock ist so unplastisch und körperlos wie möglich. Nun, das kann ein Fehlschlag sein. Aber es fällt doch zu allgemein auf: Gainsborough sieht eigentlich nur im Kopf, selten in der Figur, nie in der Umgebung plastische Form. Z. B. lehnt sich sein Modell an eine Säule, die vor demselben steht. Die Säule ist aber derartig leicht gehalten, daß von einer Wirkung, die nur den Schein der Wahrhaftigkeit für sich hat, nicht die Rede sein kann. So sind denn auch schwere Draperien und Landschaften im Hintergrund nur andeutungsweise in einer leichten Art gegeben, die eine eigentliche Bildwirkung nicht zuläßt. Ein Kunstwerk muß doch ein Ganzes sein! Gewiß liegt da viel an der Zeit. Man verlangte ein Porträt, der Sinn für malerische Probleme lag ferner. Und doch, ist nicht gerade Gainsborough diesen nachgegangen? Hat er seine Arbeiten nicht auf das Feinste gestimmt? Man hört es doch so oft. Ja, ja, künstlerische Disharmonie liegt Gainsborough fern. Aber seine Mittel, zur Harmonie zu gelangen, sind doch recht billig. Er arbeitet nie mit vollen, sondern fast stets mit gebrochenen seidigen Tönen. Hat er ein giftig blaues Gewand, so setzt er es in eine Landschaft von gänzlich neutralem Braun, so daß von einer eigentlichen Aufgabe, die er sich gestellt und gelöst hätte, nicht die Rede sein kann. Dasselbe Blau gegen eine wirklich grüne Wiese — das wäre des Schweißes eines Edlen werth gewesen. Also wir müssen Gainsborough doch geschichtlich nehmen. Das Genie, das über seiner Zeit schwebt, und aus derselben gelöst und in eine andere gesetzt, gleiche Geltung behält, ist er nicht. Aber sein feines Empfinden der Frauenschönheit besteht auch für uns. Vertiefen wir uns in die Gesichter — älteren Arbeiten des Meisters liegt die Süßigkeit seiner Jugend ferner — so empfinden wir einen Duft und eine Lieblichkeit, die vom Auge direct ins Herz zieht. Die glänzenden Augen, der rothe Mund, das Lächeln — das ist alles so zart und weich, so voll Courtoisie und Liebe gemalt. Gainsborough versteht die Frauen. Ja, er giebt ihnen sogar ein bedeutendes Stirnchen und ein gedankenvolles, träumerisches Zucken des Mundes. Aber sein Herz spricht: ach, Du süße, Du mollige, Du liebwerthe Frau!

Reynolds ist ein Anderer. Auch er ist in seinen Jugend-

Digitized by Google

arbeiten von einer gewissen Süßigkeit nicht frei, die er besonders Frauenbildnissen zu Theil werden läßt. Jedoch erscheint es, daß er sich früher davon befreit hat als Gainsborough, wie er überhaupt später vornehmlich das Männerporträt gepflegt hat. Sein Strich ist im Allgemeinen breiter und kraftvoller; dennoch fehlt ihm meist die Tonstärke, die die Photographie seinen Werken angedeihen läßt. Sehr bekannt ist das Bild der Herzogin Devonshire, mit ihrem Töchterchen auf dem Schoße. Auch hier enttäuscht das Original. Das von Gainsborough Gesagte trifft auch hier zu. Der Effect ist ebenfalls billig mit unwirklichen Halbtönen erzielt. Auch eine Neigung, den Strich des Pinsels in Glätte zu verwischen, liegt bei Reynolds häufig vor. Also der zielbewußte Meister, der mit fester Hand und festem Sinn vorwärts schritt, und für den wir ihn gehalten, ist er zum mindesten von Anfang an nicht gewesen. Schlechtere Arbeiten überwiegen die guten. Diese allerdings sind überzeugend. Das beste seiner Frauenbilder scheint das Kniestück der Mrs. Froude zu sein. Hier liegt auch ein gut gelöstes Problem vor. Eine dunkelrothe Guitarre auf blauem Kleid ist sicher und ohne Vertuschungsversuche gemalt. Roth, ein dunkles Roth ist später Reynolds Lieblingsfarbe. Die liefert ihm der Sammetrock der Männer. Zu dem dunklen Roth stimmt er auch den Hintergrund dunkel und umgeht so die verschwommenen Draperien, die wenigstens für Frauenbildnisse damals ein unentbehrliches Requisit gewesen zu sein scheinen. So kommt Reynolds hier zum Tonigen, Satten. Die bläulichen Schatten sind beim Männerkopf nicht nöthig, er braucht ja nicht schön zu sein. Es waltet in diesen Männerbildnissen etwas Altmeisterliches, Ruhiges, Besonnenes, Ueberlegenes, so daß man sie gern an eine erste Stelle rückt, die ihnen gebührt. Als Curiosität mag ein Cupido (the link boy) gelten. Nicht nur im Motiv, das das Laienherz so erfreut, sondern auch in der Mache erinnert es stark an unsern beliebten Salonkitsch aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Ein guter Witz ist das Porträt eines Mädchens mit Puppe, das Reynolds, wie ich annehme, als fünfjähriger Knabe gemalt haben dürfte. Es ist auch danach. Wie weit geht doch der Personencultus heutzutage, daß man selbst das unzulängliche Stammeln eines Kindes der Oeffentlichkeit bekannt giebt.

Das, was die Engländer uns nur theilweise gehalten haben, hat der Schotte Raeburn voll und ganz erfüllt. Das ist ein alter Meister, der sich lachend neben Franz Hals stellen und ihn zum Wettkampf laden kann. Das ist ein Künstler, groß, souverän. Sein Pinsel ist von einer gewaltigen Breite, ohne daß sich sein Strich in den Vordergrund drängt. Seine Farbe ist echt, sein Ton warm und tief. Seine Gestalten leben, nichts ist gezwungen. Das Bildniß seiner Frau: Freilich schön war sie gerade nicht! Was, eine Dame in dieser Ausstellung und ist nicht schön? Nein, wirklich nicht. Sie hat auch nur ein schlichtes braunes Kleid an. Ja, das ist aber fast ordinär, sich so neben Gainsboroughs Seidenflitter zu hängen. Ach nein, das ist nur echt. Das ist eine Frau, eine Gefährtin des Mannes mit starken Zügen, die das Gefühl der Zufriedenheit ausdrücken und die Kraft, zu leben. Dann das Bildniß einer alten Dame. Die sitzt sicher und fest auf einer Bank, nichts umflattert sie. So einfach ist das alte Gesicht — das ist Kunst, Kunst, die das Leben selber ist. Das helle Kleid ist ebenso heiter und leicht gemalt als alles Andere. Sieben Striche mit dem fünf Centimeter breiten Pinsel, fertig und so gut fertig, daß auch kein Pedant etwas hinzusetzen könnte. Mehr Raeburn hätte man rufen mögen, weniger Gainsborough!

Lawrences Miß Elizabeth Farren im Mantel und der großen Muffe ist stellenweise — der Hintergrund ist im Geschmack der Zeit getuschter Himmel und Landschaft — ein sehr gutes Stück Malerei. Der braune Handschuh zur helleren Muffe, diese wieder zum Pelzwerk bis zum weißseidenen Mantel ist überaus fein gestimmt. Von Romney sieht man einen in grauen Tönen sehr harmonisch gegebenen weiblichen Kopf, der es uns schwer macht, in dem matten Knabenbildniß mit dem braunen Papierpferd denselben Urheber zu entdecken. Um Hoppnes' Mrs. Zerningham als Hebe ist es ein übles Ding. Es erinnert in seiner ganzen Süße stark an Sichels gleichartige Kunst. John Constable ist mit nur wenigen Stücken vertreten. Obgleich die Landschaftsmalerei in den letzten Jahrzehnten ungeheure Fortschritte gemacht hat, muß man Constable ein gesundes, kräftiges Arbeiten zusprechen. Daß er im Gegensatz zu seinen Zeitgenossen nicht in ein allgemeines Braun verfällt, sondern sich an ein herberes Grau hält, bringt ihn uns nahe. — Vier der kleinen Seitensäle hat man für schwarze und farbige Blätter in „Schabkunst und Punktirmanier" reservirt. Was da gezeigt wird, ist doch eigentlich keine Kunst. Ich nehme an, daß die Räume nur gefüllt werden sollten. Die dürftig handwerksmäßigen Nachbildungen der Werke, die wir in den anderen Sälen im Original vor uns haben, können nur den Beweis liefern, daß sich zu jener Zeit die Künstler nicht mit der graphischen Kunst beschäftigten. Sie überließen diese Leuten, denen nicht einmal die Anfangsgründe geläufig waren. Richtig den Ton der Vorlage wiedergeben kann keine dieser Arbeiten. Es sind willkürlich schraffirte Conturplatten. Ein Interesse, sie zu betrachten, liegt nicht vor.

Die Ausstellung der älteren englischen Kunst hat im Allgemeinen nicht das halten können, was wir von ihr erhofft. Aber dankenswerth ist sie doch. In ihrer Reichhaltigkeit giebt sie uns die Möglichkeit eines abschließenden Urtheils. Und gerade die Reichhaltigkeit des Materials mag die gewisse Enttäuschung hervorrufen; denn man sieht nicht gern, daß der, den man zu den Großen zählt, auch so klein, so jämmerlich klein sein kann. Die Hauptschuld aber tragen die Photographien und Heliogravüren. Sie haben uns schmählig belogen.

---

## Zwei Gedichte.

Von Hans Wantoch (Wien).

### Die letzte Spur.

Die lieben Wege sind wir oft gegangen
und gehn die Wege nimmermehr.
Ein Fremdes hat sich zwischen uns verfangen.
Woher das kam? Woher? Woher?

Ich aber ging heut unter unsern Buchen,
ob ich noch fände eine Spur,
und mußt den schnellen Winden allen fluchen;
denn fremde Tritte sah ich nur.

Kam so bis an die rothe Rosenhecke,
von der ich jüngst die Knospe brach.
Doch andre Rosen blühten an dem Flecke,
für andre Mädchen glühend, nach.

Fand noch die Spur des Blutes an der Rinde,
das mir damals vom Finger quoll.
Daß ich von allem nur die Blutspur finde:
sag mir, was es bedeuten soll?

### Sag Mutter.

Sag Mutter, hing nicht eine Königskrone,
als ich geboren ward, in meinem Haar?
Verlöschte nicht des Lebens Frohne
den Strahlenglanz aus meinem Haar?

Digitized by Google

Und manchmal, wenn ich aus dem Schlaf erwache,
und in den Adern klopft so jung mein Blut,
ist mir, daß heute ich entfache
mit neuer Kraft die neue Gluth.

Doch dann hat wieder seine grauen Fäden
der graue Tag in meinen Traum gewirrt.
Sag Mutter, bin ich nicht aus Eden
ein Königskind zur Welt verirrt?

---

## Zwei Herren.

Schauspiel in einem Aufzuge von Paul Scheerbart (Zehlendorf).

Personen:

Mr. Waumann, berühmter europäischer Millionär.
Mr. Kaumann, berühmter amerikanischer Millionär.

Die Handlung spielt in der Zukunft auf Madeira.

Rechts ein fester Tisch mit Stühlen und links ein fester Tisch mit Stühlen. Hinten Himmel und Meer.

Kaumann (von links, während Waumann von rechts kommt; dieser mit Cylinder ohne Krämpe, während Kaumann einen Cylinder mit abgelöstem Deckel trägt): Herr Waumann, Sie auch auf Madeira? Merkwürdig!

Waumann: Und Sie sind auch hier auf Madeira? Mr. Kaumann, wo ich auch hinreisen mag, überall treffe ich Sie. Bedienung! (mit dem Stock auf den Tisch klopfend).

Kaumann: Die Kellner sind wahrscheinlich wieder auf der Entenjagd (setzt sich links hinter den Tisch, während Waumann sich rechts hinter den Tisch setzt. Beide im Profil sich wüthend anstarrend).

Waumann: Sie tragen ja einen Cylinder, in dem kein Deckel ist. Da scheint ja die Sonne durch.

Kaumann: Und Sie tragen ja einen Cylinder ohne Krämpe. Wie nehmen Sie den ab?

Waumann: Den nehme ich überhaupt nicht ab.

Kaumann: Und wenn Sie schlafen wollen?

Waumann: So gebrauche ich dazu eine eigens von mir zu diesem Zwecke construirte Cylinderzange.

Kaumann: Sie machen mir Concurrenz.

Waumann: Warum?

Kaumann: Fragen Sie doch nicht so eigenthümlich. Die Idee mit dem deckellosen Cylinder stammt von mir.

Waumann: Die Idee mit dem krämpenlosen Cylinder stammt von mir.

Kaumann: Diese beiden Idiotieen liegen doch auf derselben Linie. Das ist doch Concurrenzmanöver in schlimmster Form. Das ist doch so, als wenn zwei Herren eine und dieselbe Frau zu gleicher Zeit heirathen.

Waumann: So was ist ja gar nicht erlaubt.

Kaumann: Na also! Dann hab ich ja Recht. Und darum muß ich Sie bitten, Ihre abgetrennte Cylinderkrämpe wieder annähen zu lassen.

Waumann: So? Damit Sie allein den ramponirten Cylinderruhm in die Tasche stecken?

Kaumann (holt Papier aus der Rocktasche): Geben Sie mir schriftlich, daß Sie annähen lassen (schreibt).

Waumann: Mr. Kaumann, dann bringen Sie mich wenigstens auf eine andere Idee, durch die ich in dieser Saison berühmt werden kann. Dann will ich mich gern verpflichten, das Abgetrennte wieder annähen zu lassen.

Kaumann: Sie sind wohl toll! Ich werde die Concurrenz unterstützen? Ha! Ha! Na — so dumm! Unterschreiben Sie!

Waumann: Ha! Ha! Na so dumm!

Kaumann: Na — seien Sie doch vernünftig! Sehen Sie, wir leben in einer Zeit, in der man nur durch veritable Lächerlichkeiten berühmt werden kann. Wir leben von diesem lächerlichen Ruhm und brauchen somit die Lächerlichkeiten wie das liebe Brod.

Waumann: Ja! Ja! Ich weiß das. Wie hätten wir sonst unsere Millionen zusammenbekommen.

Kaumann: Freilich! Sie sind ein klarer Kopf.

Waumann: Was? Mein Herr! Ich bin ein klarer Kopf? Wollen Sie mich beleidigen? Wenn das wahr wäre — wenn das bekannt würde — ginge mein ganzer Ruhm flöten. Und mit mir wäre ganz Europa bis über die Ohren blamirt.

Kaumann: Was geht mich Europa an?

Waumann: Mein Herr, ich bin ein Europäer!

Kaumann: Und ich bin ein Amerikaner — das ist der Unterschied zwischen uns Beiden.

Waumann: Herr Kaumann, bedenken Sie aber auch, daß ich der berühmteste Mann von ganz Europa bin — nur berühmt durch meine lächerlichen Einfälle.

Kaumann: Mr. Waumann, Sie sind wahrhaftig der Herr von Europa. Ich aber bin der Herr von Amerika.

Waumann: Sagen Sie mal, könnten wir unser Herrenthum nicht mal dadurch neu ausstatten, daß wir eine „vernünftige" Idee ausbrüten?

Kaumann: Thun Sie das doch! Dann bin ich sofort die Concurrenz los, und ich gestatte Ihnen dann gern die Krämpenlosigkeit.

Waumann: Aha! Das möchten Sie woll. Nu — die Geschichte mit der vernünftigen Idee war ja nur ein Scherz. Ich wollte Sie nur aufs Glatteis locken. Aber — Scherz bei Seite — fällt Ihnen nicht was Idiotisches ein? In mir wird die Sehnsucht nach meiner Hutkrämpe immer lebendiger.

Kaumann: Wahrhaftig? Na — wie wärs, wenn Sie sich auf Ihre Wangen sämmtliche europäischen Nationalfarben in Streifen hinter einander rauftätowiren ließen.

Waumann: Daran hab ich schon gedacht. Leider sind meine Wangen dazu nicht umfangreich genug.

Kaumann: Na — wie wärs denn, wenn Sie einen neuen Sport erfinden würden?

Waumann: Daran dacht ich auch schon — aber

Kaumann: Aber — sagen Sie? Dachten Sie schon an den Hühneraugensport?

Waumann: Ach, Sie meinen durch Leber an allen Körpertheilen Hühneraugen hervorzurufen? Eine ganz alte Idee von mir.

Kaumann (aufspringend): Das hole der Kuckuck. Sagen Sie mal, haben Sie denn alle meine verrückten Einfälle auch gehabt?

Waumann: Das scheint so.

Kaumann: Die Concurrenzmanöver müssen endlich ein Ende nehmen. Das geht so nicht weiter. (Er springt auf einen Stuhl und setzt den rechten Fuß auf den Tisch. Waumann macht ihm das sofort nach. Beide ziehen ihre Revolver.)

Waumann: Ich schieße!

Kaumann: Ich auch! (Beide schießen und sehen dann in ihre Revolver.)

Waumann: Dies ist ja eine nette Geschichte. Ich stecke niemals Bleikugeln in meinen Revolver. Und Sie stecken auch keine Bleikugeln hinein.

Kaumann: Was? Sie auch nicht?

Waumann: Na, das ist doch ganz gut, sonst hätt ich Sie doch todtgeschossen.

Kaumann: Allerdings — aber daß wir auch Beide bei unsern Revolvern auf denselben verrückten Einfall kommen müssen!

Waumann: Das geht zu weit! (runtersteigend, was

Das Aufführungsrecht ist nur durch Oesterheld & Co., Berlin W. 15, zu beziehen.

Digitized by Google

Kaumann auch thut). Und darum wollen wir uns vereinigen. Wenn wir Beide zusammen sind, so beherrschen wir den Erdball für alle Zeiten.

Kaumann: Ja, vereinigen wir uns. Aber Mensch! Waumann! Auf die Idee bin ich ja schon ebenfalls gekommen.

Waumann: Kaumann! Mensch! Wir haben immer dieselben Einfälle. Wir gehören zusammen! Wir müssen zusammen! (Umarmung mit erhobenen Revolvern.)

Vorhang!

---

## Der Lebensstyl.

Eine Grabrede von Marsyas

(Dr. Martin Berndt, Berlin).

Der ältere Herr legte die soignirten Hände auf das Seitenholz seines Lehnstuhls und sagte:

„Mit einer für mein Alter geradezu visionären Gewalt tritt der Pomp dieses Leichenbegängnisses mir vor Augen. Ich sehe die Leibpferde im Trauerschmuck mit dem rasch eingeübten langsamen Leichenschritt, das schwarze Tuch mit den Kronemblemen auf dem Leichenwagen, die gravitätische Reihe der Trauerkutschen, die Trauergarde im Paradeanzug, die fremden Fürsten in ihrer Exotengala, die Diplomaten mit ihrer wirkungsvollen Betrübniß; ich sehe Polizeicordons und das andrängende Volk mit Neugier und Entsetzen auf den gelblich getönten Gesichtern. Ich weiß nicht, ob Sie wie ich die Salute in diesem Augenblicke hören, über Lissabon hinaushallend, mit einer dumpfen Gewalt, mit dem dumpfen Laut, als ob die Erde schütterte. Ich weiß, ich weiß es leider, daß in diesem halbbankerotten Staate nicht alle Gala echt ist, daß diese Leibpferde vielleicht nicht dem Könige gehören, das Trauertuch geborgt, das Kronemblem vorübergehend eingestickt, der Polizeimann unbezahlt, das Volk bestellt ist. Aber, über diesen Trauerzug lächeln kann ich nicht. Nicht, weil ich das Tragische dieses Hingangs zu stark empfände. Sie wissen, daß ich für historische Begebnisse eine gewisse Kälte besitze, die nicht leicht den milderen Gefühlen des Mitleids weicht. Mir ist auch das Verurtheilen oder Preisen von geschichtlichen Begebenheiten zu dumm, für einen Mann von heute zu unberechtigt, zu unvermeidbar oberflächlich, als daß ich mich darin, für mich oder geschweige vor Ihnen, versuchen würde. Wenn ich über diesen halben Pomp nicht lache, so ist es, weil ich mir den ganzen Pomp vorstelle, die kleinen Leihen und den großen Pump übersehe. Das ist eine Fälschung, die erforderlich ist. Mein ganzes Leben bestand aus solchen Fälschungen. Wenn ich bei meinen Freunden nicht auf die guten Seiten gesehen hätte, würde ich über ihre schlechten bald mit ihnen auseinander gekommen sein. Sie meinen, man müsse sie in ihrer Totalität, mit der absonderlichen Vermengtheit von Gutem und Bösem, lieben. Thun Sie das, junger Mann! Wenn Sie in meine Jahre kommen und dann überhaupt noch Freunde haben werden — die wenigsten älteren Herren haben welche —, dann werden Sie das Raffinirte meiner Methode, zu spät, begreifen ...

* * *

Warum ich diese Fälschung bei dem Bilde dieses Leichenbegängnisses vornehme? Weil ich den Versuch zum Styl, den man bei solchen Trauerzügen macht, bewundere. Die wenigsten Könige repräsentiren so gut, wie wann sie sich begraben lassen. Ein anständiger Leichenzug muß den Hunderttausend, die zum Mindesten dabei sein müssen, Thränen abpressen. Dieser große Lebensstyl ist in Portugal nothwendiger als wo anders. Dieser König hat überhaupt keinen Lebensstyl besessen. Die wenigsten Könige besitzen ihn heute. Die meisten sind pervers. Sie dürfen darüber nicht lachen. Ich meine, die wenigsten wirken heute repräsentativ. Die meisten gehen ins Menschliche über. Das ist ein Herausfallen aus dem Styl. Die freisinnigen Zeitungen loben den süddeutschen Fürstentyp. Da unten spielt Einer allabendlich in der Hofcapelle dem Publicum auf, ein Anderer macht die Blinden sehend, ein Dritter arbeitet in einer Klinik. Sicher alles ganz famose Menschen, aber leider degenerirte Fürsten. Mögen diese Leute aus dem Fürstenhause ausscheiden, und sie werden von mir mit treuester Anhänglichkeit verfolgt werden. So lange sie zu dem Herrscherhause gehören, verlange ich von ihnen eine andere Bethätigung.

Die Leute verstehen das gar nicht mehr. Ein sonst recht geschmackvoller Schriftsteller schrieb diesem portugiesischen König in den Tod nach, daß er ihm sympathisch gewesen sei, weil er dem Weibe, der Blüthe unseres Lebens, lebendig angehangen habe. Mein Gott, habe ich mir gesagt, paßt das Schürzenjagen zum Königsleben? Wie stellt sich dieser Mensch eigentlich einen König vor? Als Zitterblume, Wollüstling oder Krankenpfleger?

Ich las dann, derselbe sehr beleibte Herr — schon allzu starke Beleibtheit stört das Repräsentative — habe Bilderchen gemalt. Mein Gott, sagte ich wieder, ein König? Er habe Bilder ausgestellt, Oceanographie getrieben, er sei ein liebenswerther Künstler gewesen — ja aber ein hassenswerther König, ein Mann, der seinen Beruf verfehlt hat! Wo sind die heroischen Vorstellungen von einstens hin? Daß er als Gladiator sich versucht hat, werden seine menschlichsten Bewunderer nicht als Zeichen seines königlichen Muthes, sondern nur als seltsamste Verirrung erzählen können. Aber daß er hier und dort herumphotographirt und gemalt hat, will mir keine geringere Verirrung scheinen.

* * *

Ja, aber was soll ein König thun, werden Sie mich fragen. Die Krone ist in der That leicht ein Problem. Dringen diese liberalen Ansichten in die Herrscherhäuser immer weiter ein, so daß jeder König derartiger Kunst, solcher Wissenschaft oder ähnlichem Sporte huldigen wird, so würde allerdings der repräsentative Styl damit aufgehoben, zugleich für mich aber auch die Möglichkeit zur Ausfüllung des Königsberufes für moderne Zeiten verneint sein. Ich würde mich dann zum Präsidententyp bekehren; das Volk würde da von selbst schon repräsentative Männer wählen.

Aber ich glaube nicht, daß es so weit kommen wird. Ich habe nichts gegen einen Sportplatz, versteckt hinter Büschen, gegen Liebesfeste hinter wattirten Thüren, gegen Bildnißmalerei in Schloßtiefen, gegen Stiergefechte in Palastgeschossen. Bitte, ich wünsche das alles nicht. Es widerstrebt dem mir vorschwebenden Herrschertypus selbstverständlich. Aber wenn der Gottbegnadete daneben die Kraft aufbringt, nach außen repräsentativ, imponirend aufzutreten, dann hat er mich auf seiner Seite, dann spreche ich ihm, dessen geheime Sünden ich nicht kennen will und nicht kennen soll, meine Verehrung aus; dann hat er die Gloria für mich, die Gnade und den Glanz."

Die soignirten Hände hielten das Seitenholz nicht mehr fest. Sie waren in einer schüchternen Extase in die Luft geglitten. Als sie sich zu dem Holz zurückfanden, waren auch die etwas fiebrig gewordenen Augen zu meinen vielleicht gekräuselten Lippen zurückgekehrt.

„Sie halten mich gewiß für veraltet?", sagte der ältere Herr.

---

## Von diesem und vom andern Ufer.

*Wien, Ende Januar 1908.*

Es giebt derzeit in Wien noch ein bis zwei Theater, in denen keine Operette aufgeführt wird. Theater, die also jenseits von „Lustiger Wittwe" und „Walzertraum" liegen. Aber es giebt in solch einer reichen Wiener Theatersaison nur wenige Stücke, die nicht jenseits einer Besprechungsmöglichkeit stünden.

Ach! Ein Kritiker der Wiener Theaterereignisse hat es ganz besonders schwer. Wie in jedem andern Krähwinkel sind es natürlich auch in Wien ewig dieselben 10000 Menschen, die das Theater besuchen. Aber die Rathschlüsse dieser Herrschaften sind unerforschlich. Obwohl ich sämmtliche Theaterbesucher Wiens für Leser der „Neuen Freien Presse" halte, ist es schon vorgekommen, daß der Kritiker dieses Weltblattes mit seiner Prophezeiung des Theaterwetters für die nächsten Wochen desavouirt wurde. Es hat sich ereignet, daß ein Stück, dem man am Premièrentage ein jähes Ende nachsagen konnte, Autor und Theaterdirector und Kritiker überlebt hat. Dem Berichterstatter einer Revue geht es noch ärger: entweder die Dinge, über die er reden will, sind längst vermodert (die Theatermotten fressen schnell, und auf dem Theater fahren die Todten von jeher nur mit dem Automobil), oder sie haben vor ihm gerade einen Vorsprung von dreißig bis fünfzig Aufführungen. Da giebts dann leider kein Halten mehr, und man hat das traurige Gefühl, an einem solchen Erfolg nicht mitschuldig zu sein. Der Thespiskarren ist dann sozusagen auf dem andern Ufer (es ist aus Gründen des Verdachts, tief zu sein, in letzter Zeit recht modern geworden, auf dem Theater dunkel zu werden).

So sind beispielsweise Felix Saltens Einacter „Vom andern Ufer" (als Buch bei S. Fischer in Berlin erschienen), offenbar durch den Fährmann Charon, an jenes Ufer spedirt worden, wo auch im Theaterleben der schwarze Pluton regiert.

Salten ist Wiener Theaterkritiker. Es hat eine Zeit gegeben, da er ins Burgtheater ging, und ein Wiener Ironiker von ihm schreiben konnte, daß er sich bei einem Wachmann nach der Lage dieses Musentempels erkundigte, als er das erste Mal beruflich dort zu thun hatte ... Heute kennt sich Salten als Kritiker schon so genau aus, daß er sogar zu den Directionen der verschiedenen Wiener Theater den Eingang selbstständig zu finden weiß. Einst stand Salten meinem Herzen sehr fern. Ich habe vor seinem Talent, das ich heute ehrlich schätze, eine gesteigerte Hochachtung, seit ich höre, daß es ihm gelungen ist, was ich seit Jahren vergeblich versuche: einen baaren Vorschuß auf zukünftigen Theaterruhm zu bekommen ... Einige Jahre mußte sich Saltens heißes Theaterblut zähmen. Er gehört einer Redaction an, deren Chefs die Reinheit des Kritikerlebens auf ihre Papierfahne geschrieben haben. So geschah es, daß Salten zuweilen die größten Umstände mit seiner Doppelstellung als Theatermann von Wien hatte: er war oft gezwungen, für einige Tage aus dem Verbande des Blattes auszutreten, das es sich beim heiligen Feuilletontheil geschworen hatte, daß Stücke seiner Kritiker nicht gespielt werden dürfen. Seien wir froh: Salten hat zur „Zeit" nach

Digitized by Google

seiner Rückkehr aus Berlin ein Verhältniß gefunden, das es ihm möglich macht, ohne Austritt aus der Redaction der „Zeit" seine Theaterstücke aufführen zu lassen.

Kurz: Salten hat jetzt zu seiner Zeitung das richtige Verhältniß gefunden, und so sah man auch in Wien vor Kurzem seine drei Einacter. Man kann sie nicht mehr sehen. Die begabten Stücke sind nicht öfter aufgeführt worden, als — der Vorschuß des Herrn Salten reichte. Und es zeigt sich also: im ewigen Wechsel der kalten und warmen Beziehungen zum Theater bleibt der Vorschuß der einzige ruhende Pol. Man kann freilich nie genug Vorschuß bekommen; aber man kann auch nie oft genug aufgeführt werden, um den einmal verbrauchten Vorschuß durch Einnahmenprocente zu verbrauchen.

Die Stücke haben die Wiener etwas später gesehen als die Berliner (im Lessing-Theater). Und für einige mißvergnügte Theaterkritiker war das ein Anlaß, zu bedauern, daß wir Wiener immer um einige Tage zu spät kommen. Ach, wir Armen! Hugo v. Hofmannsthal wird in Wien überhaupt nicht oft genug gespielt. Wenn ein Snob Richard Beer-Hofmann genießen will, muß er sich ein Berliner Ensemble ansehen, kein Burgtheater nimmt den Grafen Charolais an! Man muß sich das Meisterwerk in einer glänzenden Aufführung bei Reinhardt anschauen. Wien wird überhaupt nur im Ausland berühmt. Man spielt bei uns zu wenig Schnitzler! Und Salten bekommen wir um acht Tage später zu sehen, als die Berliner! Woran gewiß nicht Herr Salten schuldig ist, dem es an Localpatriotismus nie gefehlt hat!

Ach! Wir Wiener sind wirklich zu bedauern! Denn auch unsre Verlogenheit geräth immer pathetisch.

Ich behaupte, daß die Dinge, die sich am andern Ufer ereignen, nicht um ein Jota anders aussehen, als die Ereignisse von diesem Ufer, die aber Salten durchaus vom andern Ufer betrachten will. Salten entlarvt da einige gesicherte Existenzen, zugleich aber meint er, daß solche Aufdeckerei eine Schufterei wäre.

Der „Graf" des gleichnamigen Einacters ist ein Wiener Kellner mit guten Manieren und nobler Gesinnung. Es wird jedoch festgestellt, daß er eben ein Kellner ist, daß er also nicht berechtigt war, sich in eine aristokratische Familie einzuschmuggeln und eine Comtesse zu heirathen. Als der Kellner aber verhaftet wird, sagt die Frau, die sich bereits in sein blaues Blut und seine guten, wahrhaft aristokratischen Manieren verliebt hat, dem Aufdecker: „Du Schuft!"

Die Voraussetzungen der aufgedeckten socialen Existenz sind wahrhaft kindisch. Woher ein Theaterprinz des Wegs kommt, danach hat ein Kritiker nie zu fragen versäumt. Und Salten bildet sich gewiß ein, noch einige wichtigere Sorgen zu haben. Aber einer Aristokratenfamilie zuzumuthen, sie kenne den Stammbaum eines Wiener Kellners nicht oder könne im „Gotha" nicht lesen, hieße Salten nachsagen, daß er Scribe nicht gelesen hätte. Nicht einmal zur Vorbereitung dieses Einacters gelesen.

Im zweiten Stückchen, „Der Ernst des Lebens", geht Salten sehr scharf mit den Autoritäten: Professor, Alter, Autorität ins Zeug. Ein großer Arzt sagt einem jungen Lebegreis, dessen Hofmeister er gewesen ist, daß er in sechs Monaten sterben müsse. Für die Seelenqual des Armen hat er nur eine autoritative Antwort: „Dir fehlt die moralische Kraft, dem Tod ins Antlitz zu sehen!" Der junge Mann macht auf das Exempel Kraft, Moral ꝛc. eine erpresserische Probe. Er legt gegen den Professor einen Revolver an und meint liebevoll: „Ich erschieße Dich in einer halben Stunde; lehre mich das Sterben!" Offenbar verfolgt er damit nur die Absicht, nicht das Sterben zu lernen, sondern den Zweck, bei dem Professor die Zurücknahme des Lebenswechsels auf sechs Monate sich zu erpressen ... Der Professor nimmt nichts zurück, obwohl er große Angst hat, und er bricht ohnmächtig zusammen, sowie die Kaminuhr die angesagte halbe Stunde schlägt. Der junge Mann läßt den Revolver fallen und geht mit der ironischen Bemerkung ab: „So habe ich mir sie ungefähr vorgestellt — die moralische Kraft!"

An diesem Stück gefällt mir nicht, daß der Revolver nicht losgehn will. Das hat mich sogar auf die Vermuthung gebracht, daß er gar nicht geladen ist. Es ist für einen Dramatiker immer gefährlich, wenn man ihm nachsagen kann, er verstehe es nur, mit ungeladenen Revolvern umzugehn.

Im dritten Stück wird der Inhalt des Begriffs „Familiengefühl" chemisch-satyrisch untersucht. Es ergiebt sich, daß hinter diesem Begriff einfach nichts steckt. Das Stückchen heißt „Auferstehung", und Salten beweist, daß ein Lebender, der sich zum Sterben angeschickt hat, einem zuweilen mehr Scherereien macht, als ein Todter, der die Absicht hatte, lange zu leben.

Von diesem oder vom andern Ufer? Ich glaube, Salten steht in diesen drei Einacten mitten im Strom und — schwimmt. Denn diese Sachen sind mehr als harmlos erfunden, und diese Mängel werden nur durch die Mängel in der Ausführung übertroffen.

Einige Tage später hat Salten Ludwig Fulda wunderbar in Grund und Boden verkritisirt. Im Burgtheater ist von Fulda ein Lustspiel „Der Dummkopf" gegeben worden. Das Stück fängt mit einer Testamentseröffnung an (ich kann schon seit einigen Jahren ein Stück mit einer Testamentserrichtung nicht anbringen). Nach einander erscheint die Verwandtschaft, um den letzten Willen des Erblassers zu hören. Es stellt sich die erste Ironie ein: Erbe wird, wer von den Andern für den Dümmsten gehalten wird. Großes Rennen um den Sieg der Dummheit. Das Rennen verläuft tot. Glücklicherweise hat der Erblasser das geahnt und in einem Codicill zum Erben seinen Neffen Justus eingesetzt. Empörung des Erben. Er möchte mit dem Makel nicht umherlaufen, und mit Nachsicht aller Kenntnisse des Erbrechts vertheilt Fulda die Erbschaft an die andere Verwandtschaft.

Es ergiebt sich, daß die Menschen undankbar sind, und nur nebenbei fällt die Dummheit der Verwandtschaft auf, die aus ganz unbekannten Gründen die Kosten einer Internirung des Dummkopfs in einem Sanatorium nicht scheut. Was aber den Dummkopf nicht genirt. Er ist ehrlich entrüstet erst in dem Moment, als er erfährt, daß ihm die Verwandtschaft seinen Vogel und sein Tagebuch abnehmen will. Seinen Vogel, den er liebt, und sein Tagebuch, in das er seine Seele geträufelt hat. Er findet das rechte kritische Wort über die engere und weitere Familie: Lumpenpack.

Vom andern Ufer kommt eine Amerikanerin, um Justus aus dem Sanatorium zu befreien und ihn ins sichere Ehejoch zu spannen.

Ein Burgtheaterereigniß, von wahrhaft Kadelburgischer Bedeutung! Fulda stand an diesem und Salten in diesem Fall an jenem Ufer. Und sie konnten nicht zusammenkommen. Denn Salten war das Wasser zu flach.

*Ernst E. Friedegg.*

---

## Aus Ferdinand Bonns Tagebüchern.

Die Tagebücher des verflossenen Theatergewaltigen, die eben jetzt unter dem Titel „Zwei Jahre Theaterdirector in Berlin" (Verlag von F. Harnisch & Co.) erschienen sind, haben an dieser Stelle schon eine kurze Erwähnung gefunden. Sie gelten dem Historiker aber als bedeutend genug, um weitere Auszüge zu rechtfertigen. Vielleicht ist noch nie ein Buch erschienen, in dem der Verfasser so selbstherrlich über der Welt und ihren Meinungen gestanden hat, so ganz erfüllt von dem Bewußtsein des unvergänglichen eigenen Werthes und Ruhmes, berauscht von dem Heiligenschein des Märtyrerthums. Schade, daß der Verfasser nicht als Ueberschrift seines merkwürdigen Opus das Schild gewählt hat: „Ein verkanntes Genie". Ueberall bricht die Ueberzeugung hindurch, daß erst kommende Jahrhunderte diesem Theaterdirector und Poeten reif sein werden, überall glauben wir in diesen kurz hingeworfenen Notizen à la minute den Ruf zu vernehmen: Qualis artifex pereo! Zu Deutsch: Welch ein Künstler geht hier an dem blöden Unverstand der Berliner zu Grunde! Die „Bösen Buben", die ja zugleich die Thronfolger des verflossenen Florian Endli (lies Ferdinand Bonn) sind, werden sich den Triumph der Dramatisirung dieses Stoffes schwerlich entgehen lassen, aber es wird nicht leicht halten, die eingeborene Komik dieser Aufzeichnungen zu überbieten. Doch lassen wir den Poeten selbst zu Worte kommen, belauschen wir den Dichter bei seiner Arbeit! „Die Leute zerbrechen sich den Kopf, wie ich es mache, das Arbeitspensum zu leisten. Es ist die Noth. Sie lehrt beten und arbeiten. Welch ein Faulpelz war ich auf der Universität. Ich stehe um sechs Uhr auf, eile in die Dichterkiste (sic!), koche Thee auf dem Spiritus und schreibe. Die absolute Ruhe, die in diesem kleinen Holzkämmerchen herrscht, läßt meine Feder sofort über das Papier gleiten. Ich schreibe schnell, oft halbstenographirt. Eine leichte Cigarre zum Thee, Stille im ganzen Haus. Jetzt fühle ich mich wohl. Halb neun Uhr, die erste Thüre wird von einer Kehrfrau zugeschmettert. Die Muse ist weg ... Zehn Uhr, hinunter auf die Probe. Das ist der unangenehmste Moment im Tag. Ohne Aerger und Verdruß kaum möglich. Der zarte Dichter muß sich in einen Hausknecht verwandeln, der die Faulheit zwingt und mit der Dummheit kämpft. Wenn beim Theater nicht das Technische, der Coulissenkram wäre, der Schmutz, der kalte Zug, der schreckliche Raum, der nur beim Lampenlicht möglich ist, dann wäre es schön. Ich leide unter der Rohheit und Bosheit des Objects mehr als Andere. Ich ärgere mich und dictire furchtbare Strafen, die mit großem Gleichmuth vom Personal hingenommen werden. Sie wissen, daß ich am Gagetage doch nichts abziehe ... Meine Leute machen flink alles nach, und oft herrscht unbändige Heiterkeit Bin ich gut aufgelegt, so copiren und persifliren sie mich. Auch Preissprechen halt ich öfters um kleine Geldpreise. Hat einer einen guten Einfall, so wird er sofort klingend honorirt, oft bis hundert Mark." Im Anschluß daran citirt Ferdinand Bonn dann das Tischgespräch aus seinem „Hund von Baskerville", wie er überhaupt freigebig ist mit Citaten aus seinen Werken und sich gern Shakespeare an die Seite stellt. Wenn man ihn aber nicht als den dramatischen Messias unserer Tage feiert, so ist daran Niemand anders schuld als die bösen Kritiker. Hat ihn der Kaiser nicht im Grunewald getroffen und ihm, während seine Dackel mit Ferdinands schwarzer Dogge spielen, fragend zugelächelt: „Das ist wohl der ‚Hund von Baskerville'?" „Jawohl, Majestät, er spielt mit." Und da wagt man es, sein Stück herunterzureißen, ihm den unsterblichen Lorbeer von der Stirne zu ziehen, solch ein Stück ein Hintertreppenstück zu nennen: „Wenn ich Gott, Recht, Schönheit und Moral, Ehre und Heimath, Vaterland und Ehe herunterzöge und verhöhnte, dann wäre ich Euch willkommen, dann wäre ich sofort literarisch. Aber fragt doch erst, ob ich mit Euch etwas zu thun haben will. Lest Bulthaupts Dramaturgie, der sagt es Euch mit besseren Worten. Und denkt Ihr denn, das große deutsche Volk — ich sage es so oft, bis Ihr vor Wuth berstet — das große, geliebte herrliche deutsche Volk wird Euch nicht eines Tages beim Kragen fassen, die Ihr Sumpfhühner, Ihr Todtengräber des Dramas, Ihr Verderber

Digitized by Google

unseres Vaterlandes! Reinliche Scheidung! Ich will nur den Guten gefallen, den Unverdauenden! Reinliche Scheidung! Bleibt draußen, Börsianer, bleibt draußen, literarische Quatschköpfe (damit sind wir gemeint), draußen parfümirte Ehebrecherinnen, draußen Ihr secessionistischen Beingerippe mit wegfrisirten Ohren, bleibt draußen Ihr Literaturjüngels mit ausgefranzten Hosen und schmutzigen Fingern, auch Ihr, adelige Rohlinge und Ihr Hunderfünfundsiebziger vor Allem, hinaus mit Euch!" Ein Manneswort zur rechten Stunde! Der Theaterbesucher fragt sich nur, wer unter solchen Umständen noch hineingehen darf; wie die Homosexualitätsprüfung gehandhabt werden soll und ob das große deutsche Volk nicht diese Mahnung vorgeahnt habe, indem es draußen blieb, und länger draußen blieb, als es die Kasse des Theaters vertrug. Aber Ferdinand Bonn läßt nicht locker. Wenn Niemand sonst seine Größe anerkennt, so giebt es immer noch einen, der ihn neidlos bewundert, und das ist: Ferdinand Bonn! „Für jedes der drei Werke, ‚Andalosia', ‚Friedrich' und ‚Ludwig' habe ich den Schillerpreis verdient. Erst hielt ich ihn (d. h. Bonn) wie die Anderen für größenwahnsinnig, aber er hat recht. Verdient hat er ihn — kriegen wird er ihn nicht. Shakespeare ließen sie zugucken, wie ein gewisser Johnson (den man übrigens Jonson schreibt) poeta laureatus wurde. Das wird ewig so bleiben."

*Dr. Hans Landsberg (Berlin).*

---

## Der gedeckte Tisch.

Zur Ausstellung im Hohenzollern-Kunstgewerbehause.

Das Problem des gedeckten Tisches ist gerade darin so werthvoll, daß es aus einem Nothwendigen, Allgemeinen eine künstlerische Form schaffen will. Das Practische wird in die Sphäre des Schönen gehoben, und in der Art und Weise, wie das geschieht, bis zu welchem Grade es gelingt, die Materie zu adeln und über den bloßen Zweck herauszuheben, wird sich die Cultur zeigen, d. h. die Fähigkeit, Materie zu vergeistigen.

Das Hohenzollern-Kunstgewerbehaus in Berlin hat das Verdienst, den „gedeckten Tisch" zum Thema einer Ausstellung gemacht zu haben. Vierundzwanzig „künstlerische Variationen, arrangirt von Damen der Gesellschaft und Künstlern". Das Problem wurde dadurch nahegerückt, und die Versuche interessirten von vornherein. Material, Teller, Gläser, Blumen und sonstiger Schmuck standen in reichster Auswahl zu freier Verfügung; selbst die königliche Porzellan-Manufaktur steuerte bei. Und so war die Möglichkeit, Vollendetes zu geben, geboten.

Die reifste Schöpfung, die wirklich die formale Durchgestaltung einer künstlerischen Idee darstellt, rührt von Fia Wille her. Hier ist der Geist des Einzelstücks aufgehoben, das Ganze dominirt als einheitliche Harmonie. Indem so die Materie bezwungen ist, ergiebt sich ein heiterer, festfreudiger Eindruck, den die Helligkeit der Nuancen fein unterstützt. Ein Rundtisch. Die Tischdecke weiß, endend nach unten in langen Streifen, in die dunkelviolette Blüthen gestickt sind. Und während Gläser, Teller und Bestecke den hellen Eindruck weitergeben, sammelt in der Mitte ein dunkles Metallbecken die Pracht dunkelvioletter Anemonen zu beherrschender Wirkung (auch auf den Tellern liegen kleine violette Sträuße), deren feierliche Schönheit jedoch wieder gedämpft wird durch blaßgelbe Rosen, die sparsam vertheilt aus schlanken Gläsern hoch aufwachsen. Diese aufwärtsstrebende Helligkeit wird dann wieder weitergegeben durch helle Seidenbänder, die sich zur Krone heraufschlingen, so daß zwischen Tisch und Beleuchtungskörper eine Einheit besteht. Diese farbige Harmonie aus Dunkelviolett, Weiß und Gelb hat etwas Erlesenes und zeugt unwillkürlich von Cultur. Diese Schöpfung ist auch insofern bemerkenswerth, als in der ganzen Art der Gruppirung, des Zusammenstimmens eine ausgesprochen weibliche Nüance zur Erscheinung kommt, wie man sie schwer beschreiben kann, auf die man aber hinzielt, wenn man betont, daß das weibliche Talent erst noch zur Entfaltung kommen muß.

Auch der Tisch der Else Oppler-Legband hat diese eigene Note. Als Blumenschmuck den beinah irisirenden Edelkohl, der jetzt in den Blumenläden zu sehen ist und dazu Tomaten, deren rothbraune Färbung so eigenthümlich mattstumpf schimmert. In schweren Linien führen Guirlanden von dem Schmuckaufsatz, der von silbernen Leuchtern umstanden ist, zur Tafel, die mit einem mattvioletten Tischtuch bedeckt ist.

Gleich werthvoll als originale Schöpfung ist der Tisch in japanischer Art von Franciska Bruck. Sie hat der viereckigen Tischform durch runde Ausladungen am Mitteltheil Abwechslung gegeben, und durch dieses Arrangement erreicht sie eine Großflächigkeit, die sehr günstig ist. Orangegelb die Decke; darauf ein Läufer mit zartem Netzmuster. Auf dieser Fläche, sparsam und nuancirt vertheilt dunkle Broncebehälter, braunes Holz, Keramiken in Hellgrün und Weiß, Porzellan mit zartem Rande und zwischen all dem dunkeltonige Beerenzweige. Und aus hohen Vasen und breiten Schaalen schlingt sich in zarten Linien zierliches Rankenwerk, mit leichten Blüthen übergossen. Hier ist eine besondere Farbigkeit erzielt, die sich unwillkürlich einprägt. Hier ist der Versuch einer Composition, eines formalen Bezwingens gemacht, während die anderen meist im Arrangement stecken bleiben.

Auch der Tisch von Rud. Alexander Schröder holt seinen Hauptwerth aus der bewußten Anordnung des Farbigen. Es trägt dazu bei, daß Gläser, Teller, Bestecke und Schaalen nach eigenen Entwürfen angefertigt sind, und so die formale Einheit sich wohlthuend bemerkbar macht. Was aber den entscheidenden Eindruck ausmacht, das sind die Früchte, die mit viel Geschick verwandt sind. In der Mitte eine hohe Schaale mit grüngelben Aepfeln, die in herrlicher Schönheit schimmern, als wollten sie einen Maler direct verlocken; dazwischen helle Tulpen. Und zu beiden Seiten, in niedrigeren Schaalen, kandirte, große Früchte in Dunkelgrün und Orange, deren Farbigkeit durch den grauweißen Schimmer des Zuckers apart nüancirt wird.

Frau J. Meier-Graefe hat einen Empire-Tisch mit Rosen und Lorbeer-Guirlanden ausgestattet und auch hier zeigt sich, daß Styl-Imitation nichts, persönlicher Geschmack alles bedeutete Hier ist nichts von der Kleinlichkeit der üblichen Empire-Nachahmer. Elegante Cultur, die beinah etwas Feierliches hat, die zum Einfachen strebt und gerade dann ihr Wesen, ihre Schönheit zeigt, indem sie mit Mitteln arbeitet, die um ihrer bewußten Einfachheit willen raffinirt wirken. Auf weißem Tischtuch Silberleuchter und weißes Porzellan. Diesem in seiner Beschränkung wirkungsvollem Arrangement giebt der Blumenschmuck den entscheidenden Accent. In der Mitte in ovalem Behälter Rosen, deren Weiß grün überschimmert ist und von diesem dichten Beet gehen Lorbeer-Guirlanden aus, deren stumpfgrüne Farbe auf dem weißen Tisch herrlich liegt. Die Farben sind sparsam zurückgehalten, das Maßvolle, Bewußte kommt dadurch fein zum Ausdruck. Styl ist hier persönlicher Ausdruck geworden.

Diese Eigenheit hat der „Caffétisch im Geschmack der Biedermeierzeit", nicht, den Karl Walser zusammen mit Frl. Frieda Jacoby inscenirt. Er hat etwas Improvisirtes. Tassen, Torten geben Zeitstimmung. Am eigensten wirkt das bunte Blumenbouquet in der Mitte; in Wirklichkeit übertragene Graphik.

Diese sechs Tische wären etwa als Resultate zu bezeichnen, weil sie in gewissem Sinne (Walser, der hier mehr als Curiosität wirkt, vielleicht ausgenommen), Vollendungen darstellen.

Andere geben nur in Einzelheiten Anregungen, wie die Theetische von Frau Cucuel-Tscheuschner, bei denen weniger die Tische, als die Lampions interessant sind. Ballons aus Gaze auf hohen Ständern. Die bekannten japanischen Schablonen sind dazu benutzt und der dunkelbraune Dekor ergiebt mit seinen wundervollen Mustern, Lilien, Zweigen (am schönsten ein Muster ungezählter Sternchen, Blüthen, bei dem der Grund nur durchschimmert), die apparteste, suggestivste Wirkung. Kleine, runde Ausschnitte auf hellrothem Grund; Blumen auf gelbem oder grünem Grund; die feine Farben-Zusammenstellung macht hier alles. Doch darf nicht so barbarisch damit umgegangen werden, daß das feine Netzwerk, auf dem die Schablonen aufgeklebt sind, noch in Fädchen abgeschnitten sichtbar bleibt. Julius Gipkens benutzt die weiß-schwarze Interieurstimmung eines kleines Raumes, der noch von den Wiener Werkstätten übrig blieb; die violetten Sessel passen sehr gut in das Schwarz-Weiß, der Raum ist geschickt ausgenutzt und giebt einem „Intimen Thee" reizvolle Stimmung. Ernst Friedmanns „Parmaveilchentisch" ist weich und läßig in der Farbenstimmung; mattgelbe Rohseide mit violettem Durchbruch und auf der Decke Parmaveilchen.

Der Jagd-Frühstückstisch von Frl. Schlieder holt aus derbem Material (eine graue Decke mit groben Fäden, bestickt mit einer schmalen Tannennadeln-Bordüre, darauf grüne Keramiken und Schmuck von Fichtenzweigen) zweckentsprechende Wirkung. Auf gleichem Niveau steht der „Garten-Frühstückstisch" von Frl. Marie Kirschner, mit den grünen Lampions unter dem großen Zeltdach mit grünem Blattraude.

Die meisten der Mitwirkenden beschränken sich auf Stylvariationen. Es mag sehr gut sein, auch diesen Wiederholungen Geschmack abzugewinnen. Es mag auch Culturempfinden, wenigstens ein Rest davon, bewahrt sein. Aber da wir erst Cultur erringen wollen, ist es nicht richtig, sich mit Surrogaten zu begnügen. Solche Schwärmereien verwischen den Sinn unseres Strebens und öffnen den endlich vertriebenen Geistern einer nachahmenden Stylwuth Thür und Thor.

Otto Haas-Heye decorirt einen Tisch, der in einem Raum mit Brokatwänden und weißgitterigen Eckvitrinen steht, mit weißem Porzellan und Rosen. Teller, durchbrochen an den Rändern; in der Mitte ein kreisrundes, umfangreiches Rosenarrangement, deren Scala aufsteigt nach der Mitte zu in Weiß, Gelb, Rosa, Roth, um ebenso wieder abzunehmen. Darüber weiße Rococofiguren mit wehenden Kleidern. Das Ganze kühl und hell. Der Rundtisch des Herrn von Studnitz mit dem alten goldenen Familienservice, dem gelben Kerzenlicht und den violetten Anemonen, entnimmt aus dem Materiellen den Werth und verzichtet auf Gestaltung. Ebenso bleibt Ernst Lessing mit seinem Tisch aus der Zeit Friedrich Wilhelms IV. in der Imitation stecken, der man manches Feinfühlende nachrühmen mag, die aber über eine Art Bühnenkunst nicht hinauskommt. Tische im Empiregeschmack mit Reltenarrangement, farbig von beinah impressionistischem Reiz, praktisch zu überladen mit Blumen und violetten Anemonen, die allzu häufig verwandt sind, folgen. Dann ein Tisch im Genre Ludwigs XV. Ein Brauttisch mit Glücksklee, etwas kleinlich und zu familiär compouirt. Dann ein Renaissanceschautisch, der in seinen schweren Formen erdrückend wirkt und aussieht wie ein Musterbeispiel historischen Wissens; Museumskunst, die auf der Kenntniß alter Vorlagen beruht. Originell wirkt dagegen ein Egerländer Bauerntisch, dessen bunte Farbigkeit (rot und grün) intime Stimmung giebt. Und schließlich sehen wir sogar einen Tisch mit einer veritablen Parkdecoration, mit Hecken und Kieswegen und Grüppchen.

Digitized by Google

Alle diese Versuche leben von dem Geist der Vergangenheit. Und nicht deßhalb sind sie resultatlos, weil sie einem alten Styl folgen, sondern weil aus dem Alten, das nur benutzt ist, keine neue formale Energie herausspringt. Wie das gemeint ist, ist aus dem Tisch der Frau Meier-Gräfe ersichtlich, der auch im Styl beharrt, aber etwas Neues herausholt. Es mag gewiß reizvoll sein, und es läßt sich sehr gut darüber fabuliren, altes, werthvolles Geschirr zu zeigen; aber man muß sich darüber klar sein, daß jeder Dilettant und jeder berufsmäßige Tischdecker mit solchen Mitteln wirken wird, die von dem eigentlichen Problem, dem eigentlichen Sinn der künstlerischen Form ablenken und sich mit der inhaltlichen Bedeutung begnügen.

*Ernst Schur (Berlin).*

---

## Die Zuschauer.

Man kann so bunte Sensationen kosten,
Daß uns die Haare nicht mehr bergwärts stehen.
Man sieht die Dinge leicht so hingeschehen:
Mal kracht es westlich, mal krachts auch im Osten.

Stets sind Geschick und Telegraph am Posten,
Daß Extrablätter uns selbst Nachts umwehen;
Ein Veilchen läßt man sichs fast näher gehen —
Dann fühlt man jählings das Interesse rosten.

Verrückte Welt voll Drunter, Drauf und Drüber —
Wie packt man Dich? Satirisch? Ernst? Verdrießlich?
Krieg; Tod und Liebeslust; des Mörders Lanzstich —

Es läuft auf eins heraus: es braust vorüber,
Und so geschiehts, daß Alles, alles schließlich
So lang uns fesselt wie ein Bockbieranstich.

Terentius.

---

## Notizen.

Von dem Unternehmen der „Allgemeinen Staatengeschichte", das nun schon dreiviertel Jahrhundert in dem Verlage von Friedrich Andreas Perthes (Gotha), jetzt unter Redaction von K. Lamprecht erscheint, sind im verflossenen Berichtsjahre veröffentlicht worden: 1. In der Abtheilung Geschichte der europäischen Staaten: Der zweite Band der Geschichte Böhmens von Bachmann, die Rumänische Geschichte von Jorga in zwei Bänden, der erste Band der Kretschmayrschen Geschichte Venedigs, die dritten Bände der Geschichte der Niederlande von Blok, der Belgischen Geschichte von Pirenne und der Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft von Professor Dierauer, endlich der erste Band der Geschichte Spaniens unter den Habsburgern von Häbler. 2. In der Abtheilung Geschichte der außereuropäischen Staaten: Der erste Band der Geschichte Japans von Nachod. 3. In der Abtheilung Deutsche Landesgeschichten, die speciell Herr Dr. Tille redigirt: Bancsa, Geschichte Nieder- und Oberösterreichs, Bd. I. Seraphim, Geschichte von Liv-, Est- und Kurland, Bd. I. Wehrmann, Geschichte von Pommern, Bd. II. Kaindl, Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern, Bd. I und II und der erste Band von Widmann, Geschichte Salzburgs.

Ueber den Stand der Bearbeitung noch nicht veröffentlichter Bände ist das Folgende mitzutheilen:

I. Geschichte der europäischen Staaten. Für Bayern arbeitet Herr Professor Sigmund von Riezler in München an dem siebenten Bande, der die Regierungen der Kurfürsten Ferdinand Maria, Max Emanuel und Karl Albrecht (1651—1745) umfassen wird. Von dem dritten Bande der Geschichte Belgiens von Professor Henri Pirenne in Gent steht nun auch eine flämische Uebersetzung in Aussicht. Der vierte Band des deutschen Originalwerkes, der bis zum Ende der spanischen Herrschaft führen soll, ist in etwa drei Jahren zu erwarten. Dänemark wird nach wie vor von Herrn Professor Schäfer in Berlin bearbeitet. Eine Geschichte des modernen Englands ist in Vorbereitung. Die Geschichte des modernen Frankreichs hat Herr Professor Martin Spahn in Straßburg i. E. übernommen. Für Italien ist eine dreitheilige Bearbeitung im Gange; das Mittelalter hat Herr Professor Ludo Moritz Hartmann in Wien, die Renaissance in ihrer weitesten Ausdehnung Herr Dr. Doren in Leipzig, die Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts Herr Dr. Claar in Rom übernommen. Von der Darstellung Hartmanns sind Band I und II schon 1897, 1900 und 1903 erschienen; die erste Hälfte des dritten Bandes wird in diesem October in den Druck gehen. Von der Geschichte des modernen Italiens von Claar soll der erste Band im Sommer 1909 erscheinen; sie soll in drei Bänden vor Allem eine Geschichte des Risorgimento enthalten. Doch beginnt sie schon mit dem spanischen Erbfolgekrieg, um die Staatsbildungen des 18. Jahrhunderts genau zu schildern, im Gegensatz zu denen sich das moderne Italien gebildet hat. Von der Geschichte der Niederlande, von Herrn Professor Blok in Leiden, ist der vierte Band der deutschen Uebersetzung in Arbeit; das holländische Originalwerk wird mit Ausgabe des achten Bandes Anfang 1908 fertig vorliegen. Eine neue Geschichte des Osmanischen Reiches (Türkei) hat Herr Professor Jorga in Bukarest übernommen; der erste Band ist in diesen Tagen in die Presse gegangen. In der Geschichte Oesterreichs ist Herr Professor Oswald Redlich in Wien mit der Vollendung des sechsten Bandes, der die Zeit Leopolds I. umfaßt, beschäftigt. Von der Geschichte Schwedens ist ein siebenter Band, bearbeitet von Herrn Professor Stavenow in Gotenburg, unter der Presse; er wird das 18. Jahrhundert zur Darstellung bringen. Die Geschichte der Schweiz von Herrn Bibliothekar Dierauer in St. Gallen soll mit einem vierten Bande, der die Jahre 1648—1798 umfassen wird, abschließen; es steht zu hoffen, daß das Manuskript dieses Bandes in zwei Jahren vollendet sein wird. Die Geschichte Serbiens wird von Herrn Professor Jireček voraussichtlich im Jahre 1908 druckfertig gestellt werden. Für Spanien hat Herr Professor Häbler in Berlin nach Abschluß der Arbeiten über Karl V. sofort die Zeit Philipps II. in Angriff genommen.

II. Geschichte der außereuropäischen Staaten. Die Geschichte Armeniens von Herrn Dr. Roth in Kempten wird Ende dieses Jahres in Druck gehen. Für Japan ist Herr Dr. Nachod in Grunewald bei Berlin bei den Vorarbeiten zum zweiten Bande. Die Geschichte der alten mittelamerikanischen Staaten hofft Herr Professor Karl Sapper in Tübingen im Jahre 1910 oder 1911 im Manuskript vollenden zu können. Die Geschichte der Vereinigten Staaten ist von Herrn Professor Dänell in Kiel übernommen worden; die Materialsammlung für einen ersten Band ist abgeschlossen und der Druck dieses Bandes wird vielleicht noch im Jahre 1908 beginnen können.

III. Deutsche Landesgeschichten (unter der Redaction von Dr. A. Tille in Leipzig. Der Druck des zweiten Bandes der Geschichte Salzburgs von Hans Widmann, der die Ereignisse mindestens bis 1519 darstellen soll, wird voraussichtlich Anfang 1908 beginnen können. Neu wurde die Bearbeitung der Geschichte Ost- und Westpreußens wieder aufgenommen; vom ersten Bande macht sich eine dritte Auflage nothwendig, in der Karl Lohmeyer die Darstellung bis 1414 führen wird. Die Fortsetzung besorgt Archivar Christian Krollmann in Schlobitten, und zwar wird der zweite, von 1414 bis 1619 führende Band 1908 zur Drucklegung gelangen. Eine Geschichte von Hessen und Thüringen bearbeitet Professor Karl Wenck in Marburg in zwei selbstständig nebeneinander herlaufenden Werken, Archivrath Redlich in Düsseldorf die Geschichte von Jülich-Berg vom Ausgange des Mittelalters bis zur Vereinigung unter preußischer Herrschaft. Von den österreichischen Kronländern wird Steiermark von Director Mayer in Graz, Kärnten von Landesarchivar v. Jaksch in Klagenfurt und Tirol von Professor von Voltelini in Innsbruck bearbeitet.

Anekdoten-Bibliothek. Verlag v. Robert Lutz in Stuttgart. 5. Band: Habsburger Anekdoten, herausgegeben von Franz Schnürer, 5. Auflage. — 6. Band: Napoleon-Anekdoten, herausgegeben von G. Kuntze, I. Band, 4. Auflage. Ungebunden 2 Mk., gebunden 3 Mk. der Band.

Der treffliche Verlag Lutz, der sich bereits so viele Verdienste um Beschaffung ausgezeichneten Materials für die Geschichtsforschung erworben hat — ich erinnere nur an die Folge von Denkwürdigkeiten, wie z. B. des Marschall Macdonald, General Gourgaud, Marbot, Boyen u. s. w. —, ist unermüdlich in der Veröffentlichung interessanter Bücher ähnlicher Art. Nun beginnt er eine vielversprechende Anekdotenbücherei herauszugeben, von der schon sechs hübsch ausgestattete Bändchen erschienen sind. — Der große Gegensatz, der zwischen den Habsburgern und Napoleon herrscht, prägt sich natürlicher Weise auch und zumal in der Anekdote aus. Während die über die ersteren eine mehr oder minder gemüthliche, hausväterlich-hausbackene Färbung, oft mit starker sentimentaler Nuance besitzen, zeigen die von Napoleon überlieferten Anekdoten allenthalben einen temperamentvollen Zug, eine scharfe Pointirung und kaustischen Witz. Humor geht den Habsburgern ebenso wie Napoleon so ziemlich ab. — Die Anekdotenbücherei dürften sich viele Freunde erwerben. Zu rügen wäre bei den habsburgischen der devote Ton, den der Herausgeber bei jeder Gelegenheit spielen läßt. Die Anekdote, diese Blitzlicht-Aufnahme, muß ganz frei bleiben von loyalen Schnörkeln, wenn sie wirken soll.

*Stauf v. d. March (Wien).*

---

## Zur gefälligen Beachtung.

Manuskripte, Bücher, redactionelle Anfragen u. s. f. sind dem Herausgeber, Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstrasse 10, I zu senden.

---

Digitized by Google

Keine Nachnahme! Erst prüfen!

**Orangenblüten-Honig!!**

übertrifft jeden Honig der Welt. Garant. absolut naturr. Bienenprodukt! Begeist. Lob von Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u. zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.

**Kusche & Martin, Malaga**
Spanien (Deutsche Firma)

**Weck's Frischhaltung**
und
sonst nichts
und
weiter nichts
und
drüber nichts
dum
Kothe auf Vorrat

Drucksachen über:

**Weck's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel**

kostenlos durch:

**J. Weck, Ges. m. b. Haftung, Oeflingen, A. Säckingen (Baden).**

Man verlange nur

**Weck's Originalfabrikate**

Ueberall Verkaufsstellen.

Künstlerische und gediegene bürgerliche Wohnungs-Einrichtungen deutscher Art in neuer Technik. Sorgfältige Farben- und Formengebung. III. Deutsche Kunstgewerbe-Ausstellung 1906 höchste künstlerische Auszeichnung: Ehren-Urkunde.

Teppiche, Bezüge, Vorhänge besonders dazu angefertigt in bester Qualität nach Entwürfen der ersten deutschen Künstler: Richard Riemerschmid, M. Junge, o E. H. Walther sowie B. Scott u. a. o

o o o o Niedrige Preislage. o o o o

Zimmer von 180 M. an. Einrichtungen zu 570 M., 1195 M., 2630 M. Frachtspesen durch Zerlegbarkeit der Möbel sehr verringert. Sofort lieferbar. Man verlange: Denkschrift über das Dresdner Hausgerät mit Preisliste und Bildern, dazu Ausstattungsbriefe von Dr. Fr. Naumann zusammen gegen Einsendung von 1.50 M. Gekürzte Preisliste mit Bildern umsonst.

DRESDNER WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST (KARL SCHMIDT) DRESDEN-ALTSTADT, KREUTZER-STRASSE 21.

**„ALTVATER"**
Gessler's
echter Altvater-Liqueur.
Alleinige Fabrikation
Siegfried Gessler, Jägerndorf.
kais. u. kgl. Hoflieferant.

**Zeitungs-Nachrichten**
in Original-Ausschnitten
*über Politik, Handel, Industrie, Kunst und Wissenschaft sowie über alle sonstigen Themata liefert zu mässigen Preisen das*
**Nachrichten-Bureau**
**Adolf Schustermann**
**Berlin SO. 16.**
*Illustrierte Broschüre, Referenzen grat. u. frco.*

**Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:**
**Harmoniums**
mit wundervollem Orgelton.
Katalog **gratis.**
**Aloys Maier**, Hoflief., **Fulda.**
Illustrierte Prospekte auch über den **neuen** Spielapparat **„Harmonista"**, mit dem **Jedermann ohne Notenkenntnisse sofort 4 stimmig Harmonium spielen kann.**

*London W. 8/9 Colville Square.*
*Erstklassiges Boarding House. Beste Lage. Gute Küche. Pension mit Bedienung von 22 Mark wöchentlich an. Garten. Deutsche und englische Referenzen.*
*London W. 8/9 Colville Square.*

**F. Freitag**
(Inh. **A. Meyer**)
Schneidermeister
**Berlin SW.**
o **Friedrichstr. 36** o
empfiehlt sich zur Anfertigung äußerst chic-sitzender
**Herren- und Damen-Garderobe**
nach **Maß** zu soliden Preisen.

Große Auswahl in deutschen u. englischen Stoffen.

Reichhaltiges Lager in
**Tailor made**
**Kostümen, Jacketts, Mäntel und Röcken.**
**(Ersatz für Maßarbeit.)**

Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig.
**Naturwissenschaftliche Rundschau.**
**Wöchentliche Berichte über die Fortschritte auf dem Gesamtgebiete der Naturwissenschaften.**
Unter Mitwirkung hervorragender Gelehrten herausgegeben von Prof. Dr. **W. Sklarek.**
Preis vierteljährlich 4 Mark.
Seit mehr als zwanzig Jahren ist die „Naturwissenschaftliche Rundschau" ihrer hohen Aufgabe mit so großer Umsicht und Sachkunde gerecht geworden, daß sie sich schon seit Jahren in der Weltstellung eines **Zentralblattes für die gesamten Naturwissenschaften** befestigt und dieser hohen Bedeutung entsprechend ihren Abonnements und Leserkreis stetig erweitert hat.
**Probenummern gratis!**

Digitized by Google

Die

„Continental-"

Mehrfach mit der **goldenen Medaille** prämiiert

Mehrfach mit der **goldenen Medaille** prämiiert

**findet von Tag zu Tag immer weitere Verbreitung.**

**Beweis:**

**Die ausserordentlich lebhafte Nachfrage nach dieser erstklassigen**

**Schreibmaschine.**

**Franz Kaiser – Friedrichstrasse 197 – Berlin W. 8.**

Wollen Sie

**Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren etc.**

direkt, billig und gut kaufen, dann verlangen Sie unsere Offerte.

**Belmonte & Co., Berlin.**

Detail-Verkauf:

**Leipzigerstrasse 35a,** Ecke Charlottenstrasse, und **Königstrasse 46,** Ecke Hoher Steinweg.

**Juweliere, Gold- u. Silberschmiede, Ateliers für Juwelenschmuck und Kunstarbeiten.**

Fabrikation mit elektrischem Kraftbetrieb. — **Gold- und Silber-Walz- und Prägewerk. Engros-Export nach allen Ländern.**

**Prachtkatalog** mit vielen tausend Illustrationen von Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren gegen 1 Mk. franko. Bei Einkauf oder Rücksendung wird dieser Betrag vergütet. — **Spezialisten gratis.**

**DÜRKOPP-**

**DÜRKOPP & Co. A.G. BIELEFELD**


Verantwortl. Redacteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Für den Inseratentheil verantwortlich: Georg Macher, Berlin W. 35, Steglitzer Straße 8.
Max Hesses Verlag in Leipzig. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 8. Berlin, den 22. Februar 1908. 37. Jahrgang. Band 73.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Max Hesses Verlag in Leipzig.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 4gespaltene Petitzeile 50 Pf.

Inhalt:

Japan und die Vereinigten Staaten. Von Rev. Dr. Wm. Weber (Pittsburg, Pennsylvanien). — Mohamed Ali und das Haus der Gerechtigkeit. Von Dr. Lindsay Martin (Gießen). — Der Gasthausschrift. Von Ernst Egon Friedegg (Wien). — Kann uns die Schule als Entgelt für ihre hohen Anforderungen die Allgemeinbildung geben? Ein offenes Wort von A. Reinicke (Reinickendorf-Berlin). 1. — Alexander Kielland. Von Björnstjerne Björnson. 1. — Brief an einen literarischen Anfänger. Einige Wahrheiten von Karl Bleibtreu (Berlin). 3. — Frage. Von Karl Joseph (Berlin). — Jugend. Skizze von Paul Friedrich (Berlin). — Das verbotene Buch. Von Marsyas (Dr. Martin Berndt, Berlin). — Aus der Finanzwelt. Von Mercator. — Friedberg. Von Terentius. — Notizen. — Anzeigen.

### Japan und die Vereinigten Staaten.

Von Rev. Dr. Wm. Weber (Pittsburg, Pennsylvanien).

Europäische Beobachter der allgemeinen Weltlage sind geneigt, mit der Möglichkeit eines nahe bevorstehenden Krieges zwischen Japan und den Vereinigten Staaten zu rechnen. Besonders die französische Presse hat Warnungsrufe in dieser Hinsicht ertönen lassen. In Amerika weiß man nichts von irgend welchen kriegerischen Absichten gegen Japan; auch befürchtet man nicht, daß diese Macht aus irgend einem Grunde einen Krieg vom Zaune brechen werde. Man ist eben fest davon überzeugt, daß die wirklichen Lebensinteressen der Japaner in keiner Weise von den Amerikanern bedroht werden.

Es giebt unzweifelhaft Grund zur Verstimmung zwischen Japan und den Vereinigten Staaten. Die Behandlung japanischer Schulkinder in San Francisco, die dort von den Kindern kaukasischer Rasse abgesondert wurden, hat die Japaner aufs Tiefste beleidigt. Sie werden dadurch mit den Negern auf eine Stufe gestellt. Ferner ist die amerikanische Regierung, um den Wünschen unsrer Bürger in den Staaten an der Küste des Stillen Oceans entgegen zu kommen und fernere Schwierigkeiten mit Japan zu verhüten, darauf bedacht, die japanische Einwanderung in die Vereinigten Staaten durchaus zu verbieten. Man meint nun, das stolze und empfindliche Japan werde sich eine derartige erniedrigende Behandlung nicht gefallen lassen, sondern zum Schwerte greifen, um seine Rechte als Großmacht zu vertheidigen.

Man liebt es in unsern westlichen Staaten, den Gegensatz zu den Japanern wie den Chinesen als einen wirthschaftlichen zu bezeichnen. Man sagt, die japanischen Arbeiter sind so bedürfnißlos, daß sie für viel geringeren Lohn arbeiten als Leute kaukasischer Rasse. Es ist diesen daher nicht möglich, mit jenen zu concurriren. Es ist aus der Entfernung schwer darüber zu urtheilen, was daran wahr oder falsch ist. In den östlichen Staaten hört man sehr oft ähnliche Behauptungen mit Bezug auf europäische Einwanderer, die nach amerikanischem Urtheile auch von nichts leben können und daher die eingeborenen amerikanischen Arbeiter aus ihren Plätzen verdrängen.

Das ist aber mit Bezug auf die europäischen Einwanderer unbedingt falsch. Sie finden meistens als Tagelöhner Beschäftigung und verdienen natürlich bei Weitem nicht so viel wie gelernte Handwerker. Aber für die Arbeit, die sie verrichten, erhalten sie genau dieselben Löhne, die eingeborene amerikanische Arbeiter an ihrer Stelle auch erhalten würden. Es scheint mir daher, als ob es mit den Japanern gerade so bestellt ist, wie mit unsern europäischen Einwanderern in den östlichen Staaten. Die Japaner finden in Californien und anderswo Beschäftigung, weil sie willens sind, Arbeit zu verrichten, für die es nahezu unmöglich ist, eingeborene Arbeiter zu bekommen. Im Uebrigen muß betont werden, daß die Frage der japanischen Einwanderung einen ausgesprochen localen Charakter trägt. Die Staaten östlich von dem Felsengebirge nehmen kaum ein Interesse daran.

Die Japanerfrage in den Vereinigten Staaten ist wahrscheinlich eine Rassenfrage und beruht auf der ausgesprochenen Abneigung der Amerikaner weißer Hautfarbe gegen Leute dunkelfarbiger Rassen. Diese Abneigung wiederum ist eine Folge der vormals herrschenden Negersclaverei. Es handelt sich um ein ganz unvernünftiges Vorurtheil, das in keiner Weise zu rechtfertigen ist. Aber gerade weil mit Vernunftgründen nichts dagegen auszurichten ist, weil die Leidenschaften in erster Linie in Betracht kommen, muß mit dieser Thatsache von unsrer Regierung gerechnet werden. Es giebt keine Macht in der Welt, die die Bewohner der Staaten Californien, Oregon und Washington zwingen könnte, die Japaner als ihre Brüder anzuerkennen und zu behandeln. Die Bundesregierung hat gar keinen directen Einfluß auf die Stimmung in jenen Staaten. Sie kann nur vermittelnd einschreiten und versuchen, die Japaner unserm Lande fern zu halten, um schlimmeren Ausbrüchen der Leidenschaft der aufgeregten Menge vorzubeugen.

Dieses Verhalten ist unbedingt den Japanern äußerst unangenehm. Aber es ist deshalb noch lange nicht ein stichhaltiger Grund, einen Krieg anzufangen, bei dem die ganze nationale Existenz auf dem Spiele stände. Nationen haben schließlich dieselben Rechte, die Individuen für sich beanspruchen. In der ganzen Welt steht es jedem Einzelnen frei, seinen freundschaftlichen und familiären Verkehr nach eignem Gutdünken auszusuchen und sich von irgend Jemandem, mit dem er nichts zu thun haben will, abzuschließen. Ein ungebetener und ungewünschter Gast mag, wenn nöthig, mit Gewalt aus dem Hause entfernt werden, in dem seine Gegenwart lästig ist. Es kommt gar nicht darauf an, ob berechtigte Gründe für eine derartige Zurückweisung vorliegen. Wir dürfen uns in der Auswahl unsres Verkehrs von

Digitized by Google

blinden Vorurtheilen leiten lassen. Eine derartige gesellschaftliche Zurückweisung kann den, der darunter zu leiden hat, aufs Empfindlichste kränken. Er ist aber deßhalb noch lange nicht berechtigt, den thätlich anzugreifen, der ihn so verletzt hat.

Bei den Japanern liegt außerdem noch eine andere Thatsache vor, die es der japanischen Regierung sehr erleichtert, den Wünschen der Amerikaner zu entsprechen. Sie müssen den Wunsch hegen, die japanische Auswanderung von den Vereinigten Staaten abzulenken und in ihren eignen neuerschlossenen Gebieten anzusiedeln. Alle Einwandrer in die Vereinigten Staaten verlieren hier in kurzer Zeit ihre nationale Identität und werden Amerikaner. Der Japanisch-Russische Krieg war deßhalb unvermeidlich, weil Japan für seinen Bevölkerungsüberschuß günstig gelegene Ansiedlungsgebiete erwerben mußte. Seit Korea unter japanischer Oberhoheit steht, ist es die Aufgabe der japanischen Regierung, ihre Auswandrer in diesen Gebieten ansässig zu machen. Nur dann bleiben sie ihrem Vaterlande und ihrer Nation als lebendige Glieder erhalten. Ohne solche friedliche Eroberung aber sind die Erwerbungen Japans auf dem asiatischen Festlande werthlos. Denn wenn die gegenwärtigen Bewohner nicht von einer Hochfluth japanischer Einwandrung absorbirt werden, werden sie auf unabsehbare Zeit nur unwillige Unterthanen des Mikado sein.

Die Vereinigten Staaten üben aber gegenwärtig eine zu starke Anziehung auf die japanischen Auswandrer aus. Denn es ist natürlich viel angenehmer und leichter, sich hier eine neue Existenz zu schaffen, als in den unwirthlichen Regionen Koreas, die erst für Cultur und Civilisation eröffnet werden sollen. Aus diesem Grunde begegnen sich in der That die Wünsche der amerikanischen und die der japanischen Regierung und Patrioten. Denn sobald die Versuchung, nach Amerika auszuwandern, entfernt ist, werden gerade die besten Elemente, die aus Japan auswandern, nothgedrungen ihre Kräfte in den Dienst der Culturarbeit des eignen Volkes und Landes stellen müssen. Darum werden auch unbedingt die Vertreter der beiden Länder einen friedlichen Ausgleich finden, der den Interessen beider Länder gerecht wird. Ein Krieg ist dabei ganz ausgeschlossen. Natürlich giebt es in Japan politische Parteien, die sich gegenseitig bekämpfen und um den Vorrang streiten. Die herrschende Partei muß sehr vorsichtig vorgehen, um den Gegnern keinen Anlaß zu geben, sie vor dem Volke als Verräther an der nationalen Ehre zu verketzern. Die Amerikaner sind daher verpflichtet, der japanischen Diplomatie auf halbem Wege entgegen zu kommen.

Aber die Entsendung der amerikanischen Schlachtschiffe und Torpedoboote in den Stillen Ocean muß, wie man behauptet, von den Japanern als eine directe Herausforderung betrachtet werden. Die so reden, kennen die wirklichen Verhältnisse sehr schlecht. Die westliche Küste der Vereinigten Staaten ist gegenwärtig fast ganz vertheidigungslos und ladet förmlich zu einem Angriff ein. Die Japaner sind ein kühnes unternehmendes Volk. Sie könnten, wenn sie wollten, ein Geschwader über den Stillen Ocean senden und, ohne auf erheblichen Widerstand zu stoßen, den westlichen Seestädten bedeutenden Schaden zufügen und in Sicherheit nach Hause zurückkehren. Die augenblicklich im Stillen Oceane stationirten amerikanischen Kriegsschiffe sind zu wenig zahlreich und zu weit zerstreut, um einem solchen Handstreich mit Erfolg entgegen treten zu können. Das wird aber mit einem Male anders, sobald unsre Schlachtschiffe an unsrer westlichen Küste versammelt sind.

Ein Kriegsschiff ist kein lebender Organismus, der sich entwickelt und dadurch immer tüchtiger wird, sondern eine todte Maschine. Ein solches Schiff ist am allerbesten, wenn es seine erste Fahrt antritt. Von dem Zeitpunkte an wird es immer schlechter. Die Maschinen nutzen sich aus. Es sind fortwährend Reparaturen aller Art erforderlich, bis schließlich das ganze Fahrzeug zum alten Eisen geworfen werden muß. Je länger eine Fahrt dauert, um so mehr Reparaturen und Ausbesserungen sind vorzunehmen. Manche davon lassen sich auf hoher See gar nicht bewerkstelligen. Das Schiff muß in einen sichren Hafen einlaufen. Ein zweiter Nachtheil besteht darin, daß Kriegsschiffe Kohlen zur Dampferzeugung gebrauchen, die fortwährend erneuert werden müssen. Gute Kreuzer haben bei langsamer Fahrt eine Kohlencapazität, die sie befähigt, etwa 6000 Seemeilen zurückzulegen, ohne ihren Kohlenvorrath zu ersetzen. Wenn aber die Fahrgeschwindigkeit verdoppelt wird, sinkt die Entfernung auf etwa die Hälfte.

Die Entfernung von Yokohama bis San Francisco beträgt nun 4750 Seemeilen. Kein japanisches Geschwader kann eine solche Fahrt machen und am Ende dieser Reise sofort eine entscheidende Seeschlacht liefern. Das hat der Amerikanisch-Spanische Krieg sowohl wie der Japanisch-Russische Krieg gelehrt. Weder die spanischen noch die russischen Kriegsschiffe waren actionsfähig, als sie nach ihrer weiten Reise auf den Feind stießen. Die amerikanischen Zeitungen wissen viel von den Festlichkeiten zu berichten, die zu Ehren der amerikanischen Flotte in Rio de Janeiro veranstaltet werden. Man würde sich aber sehr täuschen, wenn man sich einbildete, daß die Schiffe zehn Tage bei der brasilianischen Hauptstadt anhalten, nur um internationale Höflichkeiten auszutauschen. Die Schiffe haben eine Fahrt von etwa 4000 Meilen zurückgelegt und müssen gründlich nachgesehen werden. Das wird, bis sie San Francisco erreicht haben, noch wiederholt zu geschehen haben.

Aus diesem Grunde wird die Kriegsgefahr nach der Ankunft unsrer Schiffe auf unsrer westlichen Küste für immer beseitigt sein. Selbst die verwegensten Hitzköpfe unter den Japanern, die gerne den übermüthigen Amerikanern eine derbe und schimpfliche Lection ertheilen möchten, werden dann auf die Ausführung eines Angriffes auf unsre westlichen Seehäfen verzichten müssen, da sie nur ihre Flotte ins Verderben treiben würden, wenn auf der amerikanischen Seite eine genügende Streitmacht vorhanden ist, um dem Angreifer zu begegnen. Europäische Beurtheiler scheinen sich zuweilen nicht zu vergegenwärtigen, daß der Stille Ocean etwas breiter ist als der englische Canal. Eine in Japan und eine in den amerikanischen Gewässern stationirte Flotte befinden sich nicht in Hör- und Sehweite, so daß die Mannschaften sich gegenseitig herausfordern könnten, bis ein Kampf unvermeidlich ist. So lange Beide gewappnet sind und auf der Wacht stehen, kann keiner von ihnen in Versuchung kommen, den Andern anzugreifen. Es geht ihnen wie den Königskindern im Volksliede:

Sie können zusammen nicht kommen,
Die Wasser sind viel zu tief.

---

## Mohamed Ali und das Haus der Gerechtigkeit.

Von Dr. Lindsay Martin (Gießen).

Mit Sturmfluthstärke wächst die nationalistische Bewegung gerade unter den Völkern, die noch bis vor Kurzem in scheinbar unerschütterlicher orientalischer Lethargie sich unter absolutistische Herrschaft beugten. Ganz Asien ist wie ein vulkanisches Gebiet, das von den Gluthen völkischen Selbstbefreiungsdranges unterwühlt wird, in dem allenthalben neue Feuerherde entstehen, die unheilkündende Rauchwolken zum Himmel senden, mit ihren Lavaergüssen einheimische Throne und fremde Zwingburgen zu zerstören sich anschicken. Wird das kleine Europa fähig sein, diesen Emanzipationsgelüsten zum Trotz seine intellectuelle und wirthschaftliche Autorität gegenüber dem Riesen-Nachbarcontinent aufrecht zu

Digitized by Google

erhalten? Dunkel erscheint die Exposition dieses Weltendramas, gänzlich ungewiß seine Katharsis, nur so viel sicher, daß Lord Curzons Wort, die englische Politik werde nothgedrungen immer mehr zu einer asiatischen, für die ganze europäische Politik Geltung bekommt.

Heute ist es Persien, das die Augen auf sich gelenkt hat durch den Staatsstreich des Schah, durch die Niederlage des Herrschers, den glänzenden Sieg der Nationalisten, den politischen Elan, den das persische Volk plötzlich beweist. Mit einer Schnelligkeit, für die in der Entwicklungsgeschichte der asiatischen Völker ein Analogon nicht zu finden ist, haben sich die verfassungsrechtlichen Zustände in Persien völlig umgedreht. Noch vor anderthalb Jahren war das Reich eine Despotie schlimmster Art, der Schah allmächtig, in der Hand des Großwesirs die Executive, die wirthschaftliche Autorität bei den Feudalen und Geldaristokraten, die unter dem Schutz der Krone das Volk ausbeuteten. Heute ist Persien ein constitutioneller Staat, dessen Volk die Rechte der Krone auf ein Maß beschränkt hat, geringer als in vielen europäischen Staaten, die auf eine Jahrhundert lange Geschichte der innerpolitischen Befreiungskämpfe zurückblicken. Allerdings waren den Nationalisten zu einem so schnellen Erfolg Umstände günstig, deren Gewicht der gutmüthige Mussaffer ed Din, als er am 5. August 1906 sein Reich mit einer halbdemokratischen Verfassung beschenkte, wohl kaum berücksichtigt hat. Einmal: die Dynastie ist fremdnational, der Thron von den Kadjaren usurpirt, dessen zuverlässige Stütze daher nur die kleine Hofpartei; sodann, weit wichtiger: der Schah hat nicht wie die meisten orientalischen Fürsten das Summepiskopat, daher ihm auch die Clericalen, die mächtigste Partei, unabhängig gegenüber stehen. Endlich: die Sünden der Väter rächen sich an den Söhnen. Persien ist durch eine Jahrhundert lange Mißwirthschaft ruinirt. Ein glühender Patriot, dabei fanatischer Fremdenhasser, Ibrahim Beg, klagt darüber in seinen Reisebüchern: „.... es giebt keine Sicherheit, keine Arbeit, kein Brod. Viele Aecker liegen brach, viele große und kleine Städte gleichen, da die Bewohner ausgewandert, Friedhöfen .... In diesem Land, so uralt und gewaltig, giebt es für den Unterricht und zur Erziehung der Kinder weder eine Schule, noch Krankenhäuser, noch gesundheitliche Aufsicht, noch ein Gesetz, das die Grenzen der Rechte der Einwohner festsetzt .... Nirgends, von den großen Städten angefangen bis zu den Flecken und Dörfern, ist ein Schornstein von einer Maschine oder Fabrik zu sehen, von dem der Rauch in die Lüfte steigt. Es giebt Niemand, der für den Zustand der Moscheen sorgt .... Das Volk achtet weder die hohe Klasse der Geistlichen, noch sind die Fürsten ihren Unterthanen freundlich gesinnt, noch halten die Untergebenen es für nöthig, den Befehlen der Obrigkeit zu gehorchen. Niemals kommt ihnen der Gedanke an das allgemeine Wohl oder die Erhaltung der Ehre der Heimath, der Würde der Regierung, des Gedeihens des Landes ....“ Als daher die Märkte die Kunde durchlief von der Errichtung eines Hauses, in dem „ehrwürdige und gottesfürchtige Männer“ über das Wohl des Volkes berathen und beschließen sollten, dachte man im ganzen Land nur an eins: daß endlich der Tag angebrochen, da wieder Jedermanns Recht und Jedermanns Wohlfahrt Staatszweck sein werde, und alle Mittel, die Macht dieses Hauses, das der Volksmund, charakteristisch genug, sofort „Haus der Gerechtigkeit“ taufte, zu erhöhen, dünkten recht und billig, ja heilig.

Ein kurzer Ueberblick über die Lebensgeschichte dieses Hauses scheint zum Verständniß der heutigen Lage nothwendig. Die Volksvertretung besteht aus dem Senat, dem 60 zur Hälfte vom Schah, zur Hälfte vom Volk delegirte Mitglieder angehören, und dem Parlament mit 162 Abgeordneten, deren Zahl „in Fällen der Noth“ auf 200 erhöht werden kann. Die stärkste Partei im Parlament ist das Centrum der Clericalen; sie behaupten fast drei Viertel aller Sitze. Das Verfassungsgrundgesetz bestimmt, daß nur Solche wählbar sind, die lesen, schreiben und Eingaben an die Behörden machen können; derlei Künste beherrschen auf dem Land nur die Mollahs, Dank der eifrigen pädagogischen Arbeit dieser Herren selbst, so daß von allen Flecken und mittleren Städten nur das eine Täbris einen Nichtclericalen in das Haus der Gerechtigkeit geschickt hat. Den rechten Flügel bilden die Royalisten (Reactionäre), den linken Flügel die Reformer, die sich in Nationalisten (Liberale) und Radicale theilen. Das Verfassungsgrundgesetz Mussaffer ed Dins reservirte der Krone die Rechte: Gesetze zu entwerfen, die Verwaltung durch Befehle und Fermane zu regeln, die jedoch vom Ministerium gegengezeichnet sein müssen, Minister und Beamte ein- und abzusetzen, die oberste und alleinige Commandogewalt über die Truppen auszuüben, während dem Parlament die Befugniß zugesprochen wurde, Anleihen und das Budget, soweit nicht Kroneinkünfte in Betracht kommen, zu bewilligen, Gesetze anzunehmen oder abzulehnen, Controlle über die gesammte Verwaltung auszuüben.

Mohamed Ali Schah, der dieses von Saad ed Dauleh, dem früheren Gesandten in Brüssel, nach belgischem Muster entworfene Verfassungsgrundgesetz zugleich mit seinem Vater beschworen hatte, hielt als Kronprinz, wie alle persischen Thronfolger, in Täbris Hof, führte das Gouvernement von Aserbeidschan in altgewohnter willkürlicher Weise und stand hier, in der Nähe der russischen Grenze, ganz unter dem Einfluß des Zaren und der Tatarengenerale. Wie er in Teheran als Herrscher einzog, standen sich sofort die Gegensätze gegenüber: Mohamed Ali sah sich durch die beschworene Verfassung allenthalben eingeengt und außer Stande, seine russischen Freunde aus Täbris, wie dies bisher üblich, in die höchsten Aemter einzusetzen und mit Sinekuren zu beschenken, die Volksvertretung war dem jungen Herrscher gegenüber in höchstem Grade mißtrauisch und verlangte sofort zur Sicherung der Volksrechte die Annahme einer Novelle zum Verfassungsgrundgesetz mit neuerlichen Einschränkungen der Kronrechte weittragendster Art. Vor Allem sollten die Einkünfte des Herrschers auf eine Civilliste von 500 000 Toman (2 Millionen Mark) beschränkt und dem Parlament die oberste Controlle über den Rechnungshof zugestanden werden; ferner sollte die Volksvertretung das Recht erhalten, die Truppenstärke etatsmäßig festzusetzen, die Minister durch Mißtrauensvotum zur Abdankung zu zwingen und, falls sie die Verfassung verletzen, vor Gericht zu stellen, Handelsverträge abzuschließen und über Concessionen an fremde Unternehmer zu verfügen. Der Schah widersetzte sich den Forderungen, sah sich aber machtlos, seinem Willen Geltung zu schaffen. Das Parlament hatte sich unter Leitung des gewandten Nisam el Mulk, des früheren Stadtcommandanten von Teheran, sofort im ganzen Volk äußerst beliebt dadurch gemacht, daß es den Bazarherren, der brodwucherischen Geldaristokratie, die gemeinsam mit den bestochenen Provinzialgouverneuren, regelrechte Getreideschwänze ins Werk setzte, indem sie die Kornzufuhr vom Lande gewaltsam zurückhielt und die aufgekauften Vorräthe in den Städten zu Hungersnothpreisen verkaufte, das Handwerk gelegt hatte. Andrerseits ist das letzte Instrument für die Krone, ihre Autorität gewaltsam zu wahren, das Heer, das zu drei Vierteln aus Tataren besteht, beim Volk äußerst unbeliebt und zudem, da den Truppen seit Jahren kein Sold mehr ausgezahlt worden ist, gänzlich desorganisirt. Noch weniger findet der Schah eine Stütze an seinen Beamten, die vielmehr unter Führung von Ala ed Dauleh, dem Bruder Nisam el Mulks, sich zu einem liberalen Verein „endjumen e umera“ zusammen geschlossen hatten und erklärten, nur dann der Krone gegenüber sich weiterhin zum Gehorsam verpflichtet zu fühlen, wenn diese das Erweiterungsgesetz zur Verfassung beschwöre.

Mohamed Ali mußte also nachgeben, suchte aber nun nach einem Minister eiserner Hand, fähig, dem obstinaten

Digitized by Google

Haus der Gerechtigkeit die Zähne zu zeigen und dem Thron wieder erhöhtes Ansehen zu schaffen. So berief er Emin es Sultaneh, volksthümlich der Atabeg genannt, an die Spitze des Ministeriums, diesen alten Reactionär, der sich schon unter Nassr ed Din die Sporen verdient, dann, von dessen Thronerben zum Großwesir ernannt, großes Verwaltungsgeschick gezeigt, aber als Autokrat und Russenfreund sich so unbeliebt gemacht hatte, daß sich Mussaffer ed Din 1904 gezwungen sah, ihn abzusetzen. Die Berufung des Atabeg erschien daher den Reformparteien wie eine Aufforderung zu neuem Kampf; hatte man den Schah schon von Anfang an im Verdacht gehabt, daß er darauf ausginge, die beschworene Verfassung bei der ersten besten Gelegenheit zu vernichten, so wurde diese Voraussetzung jetzt zur Gewißheit. Die Erregung im ganzen Land wuchs von Tag zu Tag, die Anjumans (politische Vereine) schossen wie Pilze bei Regenwetter aus dem Boden, die revolutionären Geheimverbindungen, an denen es in Persien so wenig fehlt wie in irgend einem andern Land, das lange Zeit unter absolutistischer Tyrannei geseufzt, predigten von Baku, ihrem Hauptlager aus durch Sendboten den Heiligen Krieg, pflanzten in verschiedenen Städten offen die rothe Fahne auf und bald waren Straßentumulte und Krawalle im ganzen Land Tageserscheinung. Der Terrorismus zeigte alsbald seine Folgen: Ende August ermordete der Geldwechsler Abbas Ali den Atabeg, eine That, die allenthalben wie die Erlösung des Reichs von einem Zwingherrn begrüßt wurde. Welchen Umfang die reformerische Bewegung genommen, wie kühn sie dem Thron gegenüber die wahre Gesinnung zu zeigen wagte, zeigte sich dann sehr deutlich am 6. October, dem Tag der Todtenfeier für Abbas Agha, den Mörder des despotischen Großwesirs Ali Askar. An dieser Feier in der Residenz nahmen über 100 000 Menschen theil, darunter nicht nur die angesehensten Führer der liberalen Partei, sondern auch hohe, der endjumen e umera angehörige Beamte und sogar viele Offiziere.

Am 12. November wurde eine neue Session des Parlaments eröffnet. Der Schah war, wie es die Verfassung vorschreibt, persönlich zugegen und beschwor, die Hand auf dem Koran, neuerlich die Verfassung. Nasir el Mulk, der neue Ministerpräsident, las die Thronrede vor, in der Mohamed Ali dem Parlament und den Beamten seinen Dank dafür aussprach, daß sie „pflichttreu im ersten Jahr der Verfassung deren Principien hochgehalten und so dem königlichen Herzen unaufhörliche Freude bereitet hätten". Die Botschaft klang sehr friedlich, namentlich in Ansehung der Vorgänge bei Abbas Aghas Todtenfeier. Das Parlament faßte das Lob wohl als Nachgiebigkeit auf und stellte sofort neue Forderungen, deren schwerwiegendste die war, es sollten sämmtliche Truppen, einschließlich der Kosakenbrigade und der Nomadenverbände, die bisher vollständig unabhängige Contingente gebildet hatten, dem Kriegsminister unterstellt und den russischen Offizieren nur noch die Ausbildung, aber keine Commandogewalt mehr eingeräumt werden. Der Schah fand jetzt plötzlich seinen Muth wieder — wie behauptet wird, unter dem Einfluß russischer Aufreizungen —, schickte dem Parlament ien Rescript, in dem die Abgeordneten und Anjumans beschuldigt wurden, sich in die Executive, die allein Sache der Regierung sei, hineinzumischen, und drohte, die Volksvertretung auseinander zu jagen, was diese mit der Gegendrohung beantwortete, sie werde den Schah absetzen. Die Tumulte in Teheran wuchsen unterdessen von Tag zu Tag; das Cabinet demissionirte, der Schah nahm die Verabschiedung an, ließ aber zunächst den Minister des Innern, Ala ed Dauleh, dann, am folgenden Tag (15. December), die übrigen Mitglieder des Ministeriums verhaften. Nasir el Mulk, Besitzer eines hohen englischen Ordens, wandte sich an die britische Gesandtschaft um Hülfe; Mr. Churchill begab sich sofort ins Palais und erwirkte die Verschickung des Premiers nach Kescht unter Bedeckung durch Gholams (Nationalgarde) und die Freilassung der übrigen Minister. Währenddessen hatten die Nationalitäten, etwa 10 000 Mann stark, das Haus der Gerechtigkeit mit Barrikaden befestigt, die Radicalen mit etwa 1000 Mann den Schießplatz nahe dem Schloß besetzt. Der Schah verfügte über Garbetruppen ungefähr ebenbürtig an Zahl, aber höchst schlechter Bewaffnung; da zudem die ganze Bevölkerung auf Seiten der Liberalen stand und diese noch fortwährend Zuzug vom Lande und aus den Vorstädten erhielten, war der Ausgang eines Handgemenges kaum zweifelhaft. Der Schah folgte daher dem Rath, den ihm sämmtliche Gesandte in einer Audienz ertheilten. Er gab nach und zwar in allen Punkten; er versprach überdieß die Bestrafung Aller, insbesondere verschiedener Mollahs und Saad ed Daulehs, die von dem mißtrauischen Parlament der Intrigue gegen die neue Verfassung beschuldigt wurden, sowie die Aufhebung der Verbannung von Ala ed Dauleh und dessen Bruder. Ein neues Ministerium constituirte sich unter dem Vorsitz von Nisam es Sultaneh.

So ist wieder einmal, wie es zu geschehen pflegt, über das Schicksal eines großen Volkes mit geringfügigsten Mitteln und auf Grund machtpolitischer Constellationen zufälligen Charakters entschieden worden. Die ganze Staatsaction mußte unglücklich für den Schah verlaufen, weil er heute den Absolutismus nur noch mit Hülfe Rußlands durchsetzen könnte, das aber actionsunfähig ist. So ist der außenpolitische Erfolg durchaus auf Seiten Englands. Die Oberflächlichkeit der Kritik, die beim Abschluß des russisch-englischen Vertrags von einem Zurückweichen Englands in Nordpersien sprach, ist sehr schnell ans Licht gerückt worden. In dem parlamentarisch regierten Persien besitzt England, das sich zum Beschützer demokratischer Freiheit auf der ganzen Erde berufen fühlt, einen natürlichen, überaus starken Einfluß; die Gärten der britischen Gesandtschaft sind seit Langem der Zufluchtsort für Alle, die die Brutalitäten der Despotie fürchten, und auch jetzt hat der englische Bevollmächtigte wieder sehr energisch diesen moralischen Standard benutzt, um das politische Prestige Albions zu erhöhen. Innerpolitisch ist der Erfolg scheinbar ganz auf Seiten der Liberalen. Ob sie aber die Führung des Volkes weiterhin zu behaupten im Stande sein werden? Die Clericalen haben ihr Stimmenübergewicht bereits klüglich auszunutzen verstanden. Sie haben durchgesetzt, daß die schiitische Confession zur Staatsreligion erklärt worden ist, obgleich die Sunniten weitaus in der Ueberzahl sind. Das ist zunächst ein wohlberechneter Schlag gegen die Babisten, eine schwärmerische Secte, der der intelligenteste Theil der Bevölkerung angehört, die aber seit Jahrhunderten ähnlich wie einst die Hugenotten in Frankreich verfolgt wird. Wichtiger ist noch, daß die Mollahs sich dadurch weittragenden Einfluß auf die Rechtssprechung gesichert haben; denn da der Schiitismus geistliches Recht mit bürgerlichem verquickte, müssen jetzt allen ordentlichen Gerichten Geistliche beigeordnet werden.

Confessioneller Hader, geistige Rückständigkeit, trostlose finanzielle und wirthschaftliche Lage, strategische Hülflosigkeit, die sich die Türkei durch Einbrüche in das Grenzgebiet von Urmia nutzbar zu machen nicht vergißt, das sind die charakteristischen Merkmale der heutigen Zustände in Persien. Jetzt erst wird das Volk zu zeigen haben, ob die Energie, die es im politischen Kampfe gegen die royalistische Reaction gezeigt hat, auch hinreicht zur langwierigen und mühsäligen Arbeit an der culturellen Renaissance im Widerstreit mit der intellectuellen Reaction.

Digitized by Google

## Der Gasthauschrist.

Einige Notizen über Karl Lueger.

Von Ernst Egon Friedegg (Wien).

Vor zwanzig Jahren war Dr. Karl Lueger ein unbeschäftigter Advocat in einer Vorstadt von Wien. Er machte sich damals nicht erst an eine unmögliche Aufgabe, die da gewesen wäre: die Advocatur zu reorganisiren, das Christenthum in diesem großstädtischen Industriezweig zur Ehre des Herrn zu größerer Geltung zu bringen, einen Kreuzzug gegen die jüdischen Advocaten zu veranstalten, das Judenthum aus diesem Beruf zu vertreiben, christliche Zucht und Sitte in der Advocatenkammer durchzusetzen und ferner zu bewirken, daß nur nachweisbar unfähigen jüdischen Köpfen die Rechtsanwaltscarrière erlaubt werde. Die Advocatur ist ein Geschäft, das mächtig an die Wurzeln des Wiener Volksuncharakters greift, und hier wäre somit an die Seele des ewig proceßführenden Wiener Volks zu pochen gewesen.

Dr. Lueger wußte sehr genau, warum er damals, als das Vereinsleben in allen deutschen Gassen gedieh, keinen Verein zur Abwehr des Judenthums in der Advocatur gründete. Er mag erkannt haben, daß das Herz des christlichen Wiener Volkes dem christlichen Advocaten gehört, aber daß dieses Volk die Proceßführung des jüdischen Advocaten liebt. Dr. Karl Lueger ging darum in unbeschäftigten Stunden in liberale Kaffeehäuser, wo er allmälig den ganzen schönen Liberalismus an Abenden verfaulen sah. Ich denke mir, daß damals die liberalen Clienten des Wiener Kaffeehauslebens schlechte Stammgäste des Advocaten Dr. Lueger waren.

Etwas später, in den Tagen, als das Irrlicht eines versumpften Liberalismus allerhand schwache Köpfe an sich zog, ging im Osten der Stadt Wien die Sonne des Prinzen Liechtenstein auf, in deren dunkle Strahlen Lueger einige Tropfen socialen Oels mengte: es war jedenfalls so wenig socialen Oels, daß es bei den Socialdemokraten schwer zu placiren gewesen wäre. Wahrscheinlich haben beide, Socialdemokraten und Dr. Lueger, die Wirkung ihres Zusammengehens damals unterschätzt: sicher ist, daß Lueger die Compagnie mit dem schwarzen Prinzen, wenigstens äußerlich, nie zu bereuen hatte. Von da ab etablirte Dr. Lueger seine modificirte Advocatenberedtsamkeit im Gasthaus, das er trinkend und redend zunächst im dritten Bezirk, auf der Landstraße, bereiste. Lueger soll es, ähnlich wie Cäsar, verstanden haben, zugleich in sechzehn Gasthäusern zu reden und zugleich Bier und Wein in unendlichen Mengen zu vertilgen. Seine Anhänger behaupten, daß er nicht nur der geborene Gasthausredner war. Es geht die Mär, daß mit seinen höheren socialen Zwecken auch sein Magen und seine Kehle zu den Dimensionen von dreißig bis vierzig Krügen Biers gewachsen seien. Und so glaube ich, daß man von ihm mit Recht behauptet, er habe sich buchstäblich zechend den dritten Wiener Gemeindebezirk erobert. Und zwar selbst zechend wurde Dr. Lueger ein Gemeinderathsmann.

Seit jener Zeit ward auch der Gemeinderath eine Schenke. Lueger hielt nun dort die berühmte Gasthausrede, und man trank zu ihrer Lectüre am nächsten Tage in allen Wiener Gemeindebezirken. Die Buffetverhältnisse im Rathhause mögen damals recht beschränkt gewesen sein; und als Lueger dort seine Herrschaft antrat, setzte er augenblicklich mit einer Reform des Buffetwesens ein, ließ in den Räumen, die in andern Aemtern einer schäbigen Registratur dienen, einen eigenen Weinkeller bauen und drückte so seiner Herrschaft den Stempel des eigenen Weinkellerbetriebes im eigenen Hause auf. Im Wiener Rathhauskeller, dessen Wirth der Bürgermeister von Wien persönlich ist, werden nur niederösterreichische Weine geschenkt. Nie kam ein Tropfen Wassers in diese Weine, und Lueger selbst, der gestrenge Wirth, achtet genau darauf, daß sich in diese heiligen Hallen kein Tropfen nichtniederösterreichischen Weins verirre.

Vom Gasthaus aus hat Dr. Lueger den kleinen Mann gegen den Liberalismus und seine Träger, das mittelständische Judenthum, aufgereizt. Er hat mit der gasthäuslichen Unbedachtsamkeit, die alle seine Reden auszeichnete, in den Tagen, als er emporkommen wollte, mit der Austreibung aller Juden aus dem Wiener Gemeindegebiet gedroht, und als Dr. Lueger von seinem lieben Gemeinderath zum Bürgermeister von Wien bestellt wurde, hat der Kaiser, der damals mit den Luegerschen Ideen über die Staatsgrundgesetze und die Ungleichheit aller Staatsbürger nicht sympathisirte (die Regierungen haben den Juden das Bleiben in Oesterreich jeder Zeit schwer gemacht, sie wollten ihnen aber auch das Gehen nicht leicht machen), wollte ihn zweimal nicht bestätigen. Einmal hat der Gasthauschrist einen Strohmann vorgeschoben; aus Loyalität, wie er sagte. Der Monarch versprach ihm damals, wenn sich die Bevölkerung beruhigt haben werde, könne mans mit ihm versuchen. Die Bevölkerung beruhigte sich aber nicht, man glaubte damals, daß Lueger es ernst meine, und als Lueger ein zweites Mal nicht bestätigt wurde, drohte er, gegen die Hofburg zu ziehen, und in der Leopoldstadt wurden Tausende von Fenstern eingeschlagen. Es hat Dr. Lueger Niemand statistisch nachgewiesen, wie viele Versicherungsgesellschaften gegen politischen Einbruch er zu Grunde gerichtet hätte, wenn er noch ein Jahr lang nicht als Bürgermeister bestätigt worden wäre.

Lueger wurde vor zehn Jahren Bürgermeister von Wien, und in seinen Antisemitismus that er augenblicklich eine Unmenge Wassers. Die Gasthäuser beruhigten sich über den neuen Mann, und der Zuzug der galizischen Juden nach Wien hat seither nicht aufgehört. Im Gasthaus aber gilt sein wehrhafter Antisemitismus dennoch viel. Weintrinker sind, wie Graf Sternberg wieder einmal literarisch nachgewiesen hat, gemüthliche Menschen, die einem nichts nachtragen, die nicht rachsüchtig sind, die höchstens in ihrer Rage etwas Feindliches gegen ihren Nebenmenschen unternehmen. Insbesondere tragen die Anhänger des Dr. Lueger ihm seinen verschlampten und verpantschten Judenhaß nicht nach. In den Gasthausreden, die er seither nur mehr im Parlament hält, hat er auch darin gar nicht nachgegeben: er läßt seine Macht, gegen die Juden etwas zu unternehmen, nie merken, und er kann bei seinen Mannen und dem ganzen christlichen Volk von Wien seiner Wirkung sicher sein, wenn er sociale und politische Fragen ständig mit einem wackern Geschimpfe gegen das Judenthum verknüpft. Lueger hat seit Jahren die liebe Gewohnheit, in gasthäuslicher Art die Socialdemokratie eine Judenfrage zu nennen. Ungarn ist für ihn nicht ein feudaler Gentrystaat mit einer corrupten Willkürherrschaft, sondern ein Judenstaat. Auf der Höhe des Gasthausniveaus halten sich seine Ansichten über die Aerzte, Professoren, über Schulen, über Bildung und dergleichen mehr.

Man muß mit Lueger übrigens zuweilen so gerecht sein, wie er selbst es ist. Der Mann hat auch einige rühmenswerthe Eigenschaften: er thut das, was er thut, in ehrlicher Unbesonnenheit. Und das, was er meint, ist wirklich seine Meinung. Er steht nur sehr selten über seinem eigenen Niveau. Er ist echt, wenn er den Werth der Unbildung preist, er ist wahr, wenn er erklärt, daß er an die Autorität der Aerzte erst dann glauben will, bis die Herrschaften einen Grashalm erfunden haben, mit dem sie einem Kranken helfen könnten. Mit den Aerzten hat Dr. Lueger übrigens seine eigenen Erfahrungen in eigener Regie gemacht: er ist ein schwerkranker Mann und läßt sich nur von Parteiärzten behandeln.

Immerhin mag in Parteikreisen Dr. Lueger recht sehr enttäuscht haben. Denn genau genommen: die Juden leben noch immer.

Digitized by Google

Er hat als Bürgermeister einige Dinge in Angriff genommen, die den Stempel der Gasthausselbstverständlichkeit vorn an der Stirne tragen. Er hat die Beleuchtung eines Theils der Stadt Wien in communale Regie genommen, und zwar mit dem großen Schlagwort: Hinaus mit den Engländern! Hinaus mit der englischen Gasgesellschaft! Es war ein aufregender Kampf für und wider die Engländer. Für und wider das Gas. Gegen und für die elektrische Beleuchtung. Eines Tages gab er die Parole heraus: Heraus mit der städtischen Tramway! Hinaus mit den jüdischen Tramwaygesellschaften! Aber der holprige ungenügende Omnibusverkehr ist den Wienern geblieben, und er bliebe den Wienern weiter erhalten, wenn die englische Gesellschaft, die bisher für den Verkehr in den ungeleisigen Wiener Straßen dürftig gesorgt hat, bei dem Bedürfniß der Wiener nach einem wohlfeilen möglichen Fuhrwerk nicht zu Grunde gegangen wäre! Es wäre passende Zeit für Dr. Lueger, jetzt zu schreien, daß die zu Grunde gegangene englische Gesellschaft hinaus muß!

Nie hat sich in Wien ein Politiker unsterblicher gemacht mit dem Schrei der Selbstverständlichkeit. Aber nie hat ein Politiker — das muß man wieder auf die Nebenseite des Contos des Dr. Lueger buchen — das Selbstverständliche mit größerer Selbstverständlichkeit — wenigstens zum Theil — vollzogen. Es ist wahr: die Omnibusgesellschaft ist materiell vollkommen zu Grunde gegangen. Es ist auch wahr: Dr. Lueger hat ihren Ruin und ihre Vertreibung aus dem Wiener Paradies nicht beschleunigt. Aber er wird an dem Tage, da die englische Omnibusgesellschaft ihren Verkehr einstellt, entweder die rumpelnden Wagen ankaufen oder einige neue bauen und den Verkehr wenigstens in der alten Unvollkommenheit aufrecht erhalten.

Er hat eine Eigenschaft, die ihn dem Gasthausspießer beinahe göttlich macht: die Commune hat heute ein normales Budget von etwa 200 Millionen jährlich und macht große Schulden. Und wenn Lueger heuer gestorben wäre, hätte man ihn, einem Aristides gleich, auf Communalkosten beerdigen müssen. Nicht wegen seiner Verdienste, sondern deßhalb, weil er an den großen Actionen der Commune (Donaucanalregulirung, Bau einer rauchigen, stinkenden Stadtbahn) nicht das geringste verdient hat und weil die Activen der Verlassenschaft gewiß nicht ausreichten, die Kosten des Leichenbegängnisses zu decken. Lueger begnügt sich damit, von seinem Gehalt zu leben, das ungefähr die Höhe eines mittlern Burgtheaterschauspielers erreicht, und während er dem Familiengefühl alle communalen Aemter geöffnet hat, hat Lueger für seine eigene Familie nicht das Geringste gethan. Bei näherer Nachforschung müßte sich allerdings zeigen: daß er gar keine Familie hat.

Vor Kurzem kränkelte Karl Lueger schwer, und als er etwa vor einem halben Jahre dem Tode sehr nahe war, sah man auch das Ende der christlich-socialen Partei gekommen. Es war die gewöhnlichste Kaffeehauspsychologie, die sich da in die liberalen Wiener Blätter ergoß. Und es ergab sich, daß sich Gasthauspolitik anders entwickelt: an die Spitze der Partei kam (zu Luegers Lebzeiten) ein Mann, der es vom Universitätsbibliothekar zum Hofrath und dann zum Minister gebracht hat. Und jetzt, da er Minister ist, baut man für Dr. Geßmann ein neues Ministerium (nach französischem Muster): ein öffentliches Arbeitsministerium. Im Kaffeehause wäre eine solche Carrière undenkbar gewesen: sämmtliche uneinige Stammtische wären darin einig geworden, daß ein Bibliotheksbeamter nicht Minister werden kann. Und welche Rolle, außer der Ministerrolle, Dr. Geßmann in der Partei spielt! Aller Augenblicke einmal muß sich Lueger einen Interviewer des Deutschen Volksblatts bestellen und muß dort dem christlichen Volke Wiens verkünden, daß er sich in der „Ausgleichsfrage" oder in andern politischen Dingen, die das christliche Volk von Wien bewegen, die Führung nicht werde entreißen lassen!

Ach über die verkommene Kaffeehauspsychologie! Dr. Lueger ist nicht gestorben. Aber politisch und diplomatisch lebt und strebt für die christlich-sociale Partei Geßmann. Und Lueger streckt nur zuweilen noch die Pranken des sterbenden Löwen aus.

---

## Kann uns die Schule als Entgelt für ihre hohen Anforderungen die Allgemeinbildung geben?

Ein offenes Wort von A. Reinicke (Reinickendorf-Berlin).

1.

Vor einiger Zeit las ich zwei das höhere Schulwesen berührende Streitschriften, die besonders interessant waren durch die gegensätzliche Beurtheilung der heutigen Schuljugend, sowie der vielberegten Ueberbürdungsfrage. Der Verfasser des einen Schriftchens, „Gymnasium militans", ist der Leiter eines humanistischen Gymnasiums in Hessen; das zweite Schriftchen, „Des Kindes Freiheit und Freude", rührt von Otto Ernst her. Würden die Gebildeten unsres Volkes als Kampfrichter in diesem Streit der Meinungen angerufen werden, ich glaube, der weitaus größere Theil würde sich auf die Seite Otto Ernsts stellen. Denn sonderbar muthet es einen an, wenn der Schulmann von der heutigen Jugend sagt: „Was die Mehrzahl der Schüler mit ihrer freien Zeit anfangen wird, — nämlich wenn die häusliche Präparation wegfällt —, das kann man sich ausmalen, wenn man die Schuljugend kennt und nicht bloß über sie schreibt", oder wenn er den albernen Ausspruch einer Großstadt-Pflanze: „Man liebt, man trinkt, man amüsirt sich, arbeitet gar nichts — und die Prüfung besteht man doch" verallgemeinert und als Zeichen der Zeit hinstellt, wenn er nicht von einer Ueber- sondern Unterbürdung der Schüler spricht und schließlich den grimmen Appell an die hohen Regierungen richtet: „Also keine Kurzstunden, keine obligatorischen Spiel-Nachmittage, kein Wegfall der Hausarbeiten, keine Verzärtelung und Verpäppelung. Denn wir wollen Männer heranziehen, keine hysterischen Schwächlinge." Dieser Herr Gymnasial-Director gehört zu den leider in nicht geringer Zahl vorhandenen Schulmännern, die den Maßstab für das Fassungsvermögen und den Intellect eines jungen Geistes und die Spannkraft des jugendlichen Körpers verloren haben. Anders klingen die Worte Otto Ernsts: „Ich bestreite entschieden, daß es Aufgabe des Kindes ist, fortgesetzt seine Kräfte auf das äußerste anzustrengen . . . Ich bestreite auch, daß derjenige Mensch am besten auf den ernsten Kampf des Lebens vorbereitet ist, der schon als Kind in der Regel seine volle Kraft hat hergeben müssen. Ich behaupte vielmehr, daß derjenige Mensch der stärkste ist, dessen Herz sich in der Kindheit vollgesogen hat von Lebensfreude und Lebensmuth . . . Ein sechsstündiger Arbeitstag ist für einen unentwickelten Menschen wahrhaftig ausreichend, und wenn er trotzdem mehr arbeitet, so soll es freie Arbeit sein." Diese Worte wird jeder Vater unterschreiben, der sich noch um ein in der Schule sitzendes Kind zu sorgen hat. Unsre Jugend ist zweifellos überbürdet, und bei vielen jungen Leuten, die heute die höhere Schule verlassen, mag durch die geistige Ueberarbeitung schon der Grund zu der Krankheit unseres Zeitalters, der Nervenschwäche, gelegt sein. Wer es daher ernst meint mit dem Wohl der Jugend, mit der Zukunft unsres Volkes, der muß, welchem Stande er auch angehöre, den Kampf mit dem drohenden Feinde unsrer Volkskraft aufnehmen. Hier hat auch der Laie mitzureden, die Prüfung und Entscheidung darf nicht allein den Regierungs-Kommissionen überlassen werden; denn hier handelt es sich nicht um eine Fachangelegenheit, sondern um ein allgemein-menschliches Gut. Ganz

Digitized by Google

besonders sollten sich die Landes-Vertreter für diese Frage interessiren.

Ich will dabei durchaus nicht der Verweichlichung unsrer Jugend das Wort reden; die Jungen sollen gehorchen und sich anstrengen lernen. Ich habe auch für die Wehrufe der unverstandenen Schüler-Größen kein Verständniß, und was die — an sich ja wünschenswerthe — Berücksichtigung der Individualität angeht, so sollte man doch von unsern fast durchweg vor überfüllten Klassen unterrichtenden Lehrern nicht das Unmögliche verlangen. Aufs schärfste verurtheile ich es auch, wenn das Vertrauens-Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler durch Angriffe in der Presse oder durch eine unverständige Kritik im Elternhause getrübt wird. Ich habe selbst viel in Lehrerkreisen verkehrt und bin nach den Eindrücken, die ich dort gewonnen habe, davon überzeugt, daß unsre Schuljugend in guter Hand ist. Gerade in den Lehrerkreisen habe ich, wo es auch immer im deutschen Vaterlande gewesen sein mag, ehrlichen Idealismus, gesunden Humor, ein offenes Verständniß für alle Lebensfragen und als Gesinnungs-Kennzeichen eine freie, gerade Rede gefunden. Die nachfolgenden Zeilen richten sich auch nicht gegen die Person, sondern gegen das System; in der Hauptsache aber sollen sie der Verständigung dienen.

Auf dem Schriftchen Gymnasium militans ist als Motto zu lesen: „An unserm Gymnasium wird zu viel herumgedoctert.“ Diesem leidigen Zustande könnte bald ein Ende gemacht werden, wenn auch einmal die eigentlichen Kranken im Hause, die Schüler, und die einsichtigen Eltern als deren Mitleidende nach Sitz und Ursache des Uebels gefragt würden. Leider geschieht dies nicht; die hier und da in der Presse auftretenden Stimmen werden von den Fachleuten als unberufenes Laiengerede abgeurtheilt und unberücksichtigt gelassen. Gott sei es geklagt, das deutsche Volk ist heute zu sehr mit Erwägungen materieller Art beschäftigt; unser Schul-Bildungswesen sieht es als eine mit dem Absolviren der Schule abgethane Sache an, als etwas, das lediglich die Kinder angeht; und weil mit deren Leid und Freud sich ja unsre heutige gebildete Welt wegen der Berufs-, Repräsentations- und sonstigen Pflichten nicht beschäftigen kann, so bleibt die Sache auf sich beruhen. Wenn dem nicht so wäre, dann hätten der Fanfarenruf Otto Ernsts, die ernsten, mahnenden Worte einer Ellen Key in ihrem „Jahrhundert des Kindes“ einen stärkeren Widerhall in unserm Lande finden müssen. Es sind allerdings in den letzten Jahren einige Erleichterungen im Unterricht der höheren Schulen eingetreten, sie trafen jedoch mehr die Form als den Inhalt. Wer heute das Schul-Programm einer höheren Lehranstalt in die Hand nimmt, wird ohne weiteres sehen, daß inhaltlich die Anforderungen dieselben geblieben sind, zum Theil sind sie sogar gestiegen. Nach wie vor ist ein gewaltiger Wissensstoff zu verarbeiten. Der Verfasser des Gymnasium militans stellt denn auch mit Genugthuung fest, daß die amerikanischen Besucher, die vor einiger Zeit unsre höheren Schulen studirten, sprachlos gewesen seien über die Leistungen eines bescheidenen deutschen Durchschnitts-Gymnasiums. Vielleicht ist es Entsetzen gewesen. Jedenfalls glaube ich nicht, daß sie gewillt sind, der amerikanischen Jugend das deutsche Schulpensum zuzumuthen. Auch die englischen höheren Lehranstalten reichen ja mit ihren Leistungen auf rein wissenschaftlichem Gebiet nicht entfernt an die Leistungen der deutschen Schulen heran. Aber stellen denn die Lehrer unsrer Vettern diesseits und jenseits des Atlantic darum weniger tüchtige und charaktervolle Männer ins Leben? Und nicht genug, daß wir das Ausland in der Concurrenz um das Höchst-Leistungsmaß des Schulwissens gänzlich aus dem Felde schlagen: in Deutschland selbst, namentlich in größeren Städten mit mehreren gleichartigen Lehranstalten, macht sich unter diesen der unselige Wettbewerb bemerkbar, ein besonders „schweres“ Gymnasium zu sein.

Unsrer Jugend wird man im Allgemeinen nicht ein angemessenes Verständniß für das vorgetragene Schulwissen und den guten Willen absprechen können, das Klassenziel zu erreichen und unsre Lehrer sind, wie ich das nun schon beim dritten Gymnasium beobachte, sichtlich bestrebt, den Kindern das Lernen leicht zu machen, ich habe aber überall die gleich harte und rücksichtslose Arbeit gesehen.

Dies mag zum Theil an der neuen Lehrmethode liegen. Wir Alten waren gewissermaßen Autodidacten. Wir suchten in der häuslichen Vorbereitung selbst über einen Gegenstand klar zu werden; dem Lehrer fiel im Unterricht eigentlich nur die Aufgabe zu, unsre Erkenntniß zu vertiefen, zu erweitern und Irrthümer zu berichtigen. Heute wird den Schülern das Wissen sozusagen imprägnirt; der Schüler soll Alles in der Stunde selbst lernen. Das Klassenpensum wird hierbei zweifellos schneller vorwärts getrieben, und in diesem Sinne kann die heutige Methode als die bessere bezeichnet werden. Sie stellt aber erheblich schärfere Anforderungen sowohl an den Lehrer, der sich stets dem Erkenntnißgrade des jeweils von ihm unterrichteten Jahrganges anpassen muß, wie an den Schüler, der seinerseits auf die Unterrichtsweise des Lehrers eingespielt sein muß und nur durch die angespannteste Aufmerksamkeit in den Stunden ein lückenloses Wissen wird erwerben können. Haben denn nun aber alle Lehrer das glückliche Geschick, sich dem Verständniß ihrer Schüler anzupassen, und ist es jedem Schüler gegeben, dem Gedankengange des vortragenden Lehrers zu folgen? Wäge ich beide Methoden gegen einander ab, so möchte ich mich doch für die alte entscheiden. Ich halte die eigne, stille Gedankenarbeit, einschließlich ihrer Irrthümer, für werthvoller als die Aufpfropfmethode, die heute angewendet wird.

Der Geist der Bevormundung, der in der heutigen Lehrmethode liegt, macht sich noch auf einem anderen Gebiet geltend; auch bei ihren Spielen kommen die Jungen heute nicht mehr aus den Fingern der Herren Präceptoren: Bewegungsspiele, Schlittschuhlaufen, Schwimmen, sogar die Spaziergänge, alles ist unter Aufsicht gestellt. Der Lehrer muß natürlich seine Küchlein immer scharf zusammenhalten, weil er sonst leicht wegen eines Schülerunfalles in unangenehme Berührung mit dem Haftpflicht-Gesetz kommen könnte. Im Uebrigen alle Hochachtung vor den Lehrern, die ihre Zeit und Kraft den Spielen der Kinder widmen. Es muß auch rückhaltlos anerkannt werden, daß sie durchweg bemüht sind, ihrem Beisein den Charakter des Aufsichtsdienstes zu nehmen; und nach meinen Beobachtungen verkehren namentlich die jüngeren Lehrer bei den Spielen in rein kameradschaftlicher Weise mit ihren Schülern. Trotzdem schätze ich — besonders als Erziehungsfactor — höher das Räuber- und Soldatspiel, das wir seiner Zeit nur mit einigen lieben Kameraden in den heimathlichen Wäldern trieben, die frischen Streifzüge durch Wald und Feld, das lustige, rücksichtslose Drauf und Dran der Wasserfahrten, den freien ungehinderten Eislauf. Da wurde Eigenart geprägt; die Noth machte erfinderisch; man lernte feststehen in den Augenblicken der Gefahr, und gerade bei diesen frei ausgeübten Spielen und Fahrten schloß man die echten Freundschaften für das Leben. Zu bedauern ist Jeder, dessen Jugenderinnerungen nicht in diesen romantischen Schimmer getaucht sind, der als Kern das beste Gut in sich birgt, das dem Menschen werden kann, — Eigenart. Heut wird ja alles heerdenweise und zweckentsprechend getrieben; das Nivellement setzt dabei erklärlicher Weise scharf ein, und so darf man sich nicht wundern, wenn das Erziehungsproduct häufig eines jener kühl-nüchternen „correcten“ Lebewesen ist, von denen dreizehn auf ein Dutzend gehen. In beträchtlicher Anzahl zieren sie besonders unsre heutige jüngere Beamtenwelt.

Der eigentliche Grund der Ueberbürdung, der quantitativer Natur ist, liegt klar zu Tage. Ich gehe wieder auf die frühere Zeit zurück. Damals beherrschten die beiden

Digitized by Google

alten Sprachen den Stundenplan; die anderen Unterrichts-Gegenstände kamen neben ihnen nicht auf. Inzwischen ist es anders geworden. Die übrigen Disciplinen, namentlich Deutsch und Geschichte, fordern mit Recht in energischer Weise eine größere Berücksichtigung; neue Gegenstände sind hinzu gekommen; das gesammte Wissen hat sich vertieft und erweitert; man nehme nur ein modernes, von kritischem Geist durchwehtes Geschichtswerk in die Hand und vergleiche damit die gemüthlichen alten Schmöker, aus denen wir seiner Zeit vermöge unsrer Gedächtnißkraft Geschichte oder vielmehr „Geschichten" lernten. Der heutige Lehrer, der unstreitig eine bessere, tiefer gehende Fachausbildung genossen hat, als der Lehrer, der seiner Zeit uns unterrichtete, stellt auch an die Schüler erheblich höhere Anforderungen, er geht sogar in dem erklärlichen Bestreben, die Klasse gerade in seinem Fach vorwärts zu bringen, oft zu weit, — auch eine Gefahr der heute auf allen Gebieten eingetretenen weitgehenden Arbeitstheilung, des Specialistenthums. Nicht zu selten wird auch ein Stoff, der eigentlich nur in der Hand des Unterrichtenden als freies, leichtes Lehrgut, zur Illustration dieses oder jenes Gegenstandes verwendet werden sollte, unberechtigter Weise zum Lernstoff gemacht.

---

## Alexander Kielland.

Von Björnstjerne Björnson.

Rede gehalten zur Einweihung des Kielland-Denkmals in Molde.

1.

Eine Anzahl Freunde von Alexander Kielland haben ihm dieses Denkmal im Park von Molde errichtet. Keines norwegischen Großen Andenken ist eine schönere Stätte geweiht.

Alle, die hierher kommen, grüßen ihn in seinem Reiche: er war ein Liebhaber der Natur und ein Verehrer der Schönheit. Das südländisch üppige Wachsthum um uns herum und der Ring der norwegischen Schneeberge dort in der Ferne — es ist, als ob wir wieder mit ihm zusammen wären: mit seinem strahlenden, unerschöpflichen Witz und der ebenso unerschöpflichen Herzensgüte — und zugleich, nur mehr in die Ferne gerückt, mit seiner principienfesten Persönlichkeit.

Ganz so steht er auch in unsrer Literatur. Ich habe eben die besten seiner Werke wieder gelesen und bin ganz entzückt von seinem Styl — er ist nächst Holberg die witzigste Feder unsrer Literatur — und von dem Zauber seines innersten Wesens. Aber ebenso sehr hat mich sein hohes Ziel eingenommen und sein fester Wille, der sich nichts rauben läßt. Er, der amüsanteste und liebenswürdigste der Männer, und in der Form der geschmeidigste, war zugleich der stolzeste unter uns. Wie im Leben, so in der Literatur.

Wir sprachen in vergangner Zeit einmal über das damals tonangebende Blatt, da sagte er: „Wenn ich in dem Blatt ausgescholten werde, bin ich stolzer, als wenn irgend ein andres mich lobt." Kein Zweifel, daß er wahr sprach.

Diese Eigenschaft verhinderte sogar seine Anhänger ihn richtig zu beurtheilen. Sie machten ihn sich jubelnd für den Streit des Tages zu Nutze, sie bewunderten laut seine glänzende Fechtkunst; das tiefer im Innern Verborgne entging ihnen oft. Namentlich seine Herzensmeinung. Auch für sie hatte er eine neue Form, die gleiche, die er im Verkehr brauchte. Er verbarg sie hinter Lachen und Scherzen. Nicht aus Schüchternheit wie Einer, dem es schwer wird sie zur Schau zu stellen, oder Einer, der nicht die richtige Form dafür findet und darum lieber schweigt. Er war gewiß nicht schüchtern, dazu war er zu lustig und zum Necken geneigt; und er fand den richtigen Ausdruck für Alles. Aber er scheute sich, der Selbstachtung Dessen, mit dem er sprach oder dem er schrieb, zu nahe zu treten. Er wollte sie nicht verringern, seinen freundschaftlichen Rath und seine bange Sorge nicht aufdrängen; oder richtiger: er wollte nicht, daß der Andre es merken sollte. Darum versteckte er seine wahre Herzensmeinung unter Spiel und Scherz. Und ebenso in seinen Büchern. Dort brauchte er ja keine Rücksicht auf lebende Personen zu nehmen; aber er war so daran gewöhnt, und er war so vornehm, daß er auch seinen eigenen Gestalten gegenüber nicht anders konnte, als seine tiefste Herzensmeinung hinter Lachen und scherzhaften Einfällen zu verstecken. Wie ich ihn darum liebe, und wie ich ihn darin genieße! Das ist es, was ich den Zauber seines Gemüths nenne. Das ist es, was mich noch in der Erinnerung an ihn am tiefsten ergreift.

Das hat auch die Stoffwahl für die meisten seiner Arbeiten bestimmt. Sein inniges Mitgefühl, sein großer Ingrimm leitete die Wahl — wohlgemerkt, das Mitgefühl und der Ingrimm des weitschauenden Geistes.

Wenn Ihr ihn wieder lest, werdet Ihr finden, daß er gerechter war, als seine Zeitgenossen es faßten. Es war nämlich damals etwas Neues, die gewohnten Verhältnisse so anzusehen, wie er es that. Jetzt thun es die Meisten. Die Ungerechtigkeiten, deren er sich wissentlich schuldig machte (so gegen die Schweden und die Familie Bernadotte) waren Anfangs Fechterkunststücke; sie richteten sich gegen Uebertreibungen, fanatische gefährliche Uebertreibungen, die der Kampf erzeugte. Später behielt er sie aus Koketterie bei.

Lest „Garman & Worse". Lest „Schiffer Worse", „Arbeiter", ja selbst das Buch, worin er den breiten unerträglichen Pfaffenhochmuth, unter dem seine Vaterstadt damals zu leiden hatte, geißelt — und Ihr werdet Euch freuen, wie verständnißvoll er sah, wie meisterlich wahr er schildert.

In „Garman & Worse" den alten Klassenkampf und den beginnenden — die Nothwendigkeit beider, den Sieg, aber auch den Verlust an Werthen. In „Schiffer Worse" die Zucht und den festen Griff der Religion im groben Sinne, aber auch den Untergang der Menschen. In den „Arbeitern" das Faule mitten im Lager der Machthaber, das es zu stürmen galt. Die Uebertreibungen, die einstmals so viel Aergerniß erregten, jetzt sind es nur amüsante Streiflichter. Das Buch, das mit festem Griff die tiefe Heuchelei um ihn herum in seiner eignen Stadt ans Licht zog — „Johannisfest" heißt es, die unsterbliche Naturgeschichte der Kaninchen — es steckt so viel unverfälschte ehrliche Gesinnung darin, daß heutzutage Keiner mehr behauptet, es sei aus Verfolgungssucht entsprungen. Ein paar Jahre nach seinem Erscheinen, als ein Geistlicher auf die Kanzel trat und seine Sünde bekannte, schrieb ich an Alexander Kielland und fragte, um was es sich hier handle; er antwortete: „Das will ich nicht erzählen. Jetzt ist er ein gefallener Mann; er thut mir leid."

Erinnern wir uns, daß der gefallene Mann und seine mächtige Partei Alexander Kielland einst seiner Dichtergage beraubt hatten. Mehr als das: sie hatten ihn als einen Verderber unsres Volkes hingestellt.

Schon aus dem, was ich hier gesagt habe, geht hervor, daß er seine Stoffe in dem fand, was die Bedingungen für die Entstehung und das Bestehen unsrer Gesellschaft ausmacht; Menschen werden nur soweit geschildert, wie sie als die natürlichen Producte der Bedingungen auftreten. Das hat Manchen veranlaßt, darüber zu klagen, daß er nicht genug in die Tiefe ginge. Ich antworte, daß in dem, was für ihn die Hauptsache war, Niemand von uns tiefer gegangen ist.

---

Soeben erschienen: Alexander Kiellands Gesammelte Werke, übersetzt von Dr. Friedrich Leskien und Marie Leskien-Lie. Sechs Bände gebunden, in Cassette Mk. 30.—, geheftet Mk. 25.—. Alle Bände sind auch einzeln zu haben, ebenso sind alle Romane und die Novellen auch einzeln erschienen im Verlage von Georg Merseburger, Leipzig.

Digitized by Google

Lest beispielsweise wieder einmal „Schnee“ darauf hin. Nie hat ein Andrer ein so bis in die geringste Kleinigkeit getreues Bild von der damaligen Bildung der höheren Gesellschaftskreise entworfen.

Ich fordere die, die sich über seine Menschenschilderung beklagen, auf, das Buch vorzunehmen und sich darin umzusehen! Es sind Personen darin, die nur die Seite zeigen, die Licht von den Verhältnissen erhält; aber das gilt weder für den Pfarrer, noch für seine Frau; sie erhalten Licht von allen Seiten. Unvergeßlich als Denkmäler unsrer Culturgeschichte stehen sie da. Wie aus früherer Zeit der Hauptmann in der „Familie auf Gilje“ und der Commandeur in den „Töchtern des Commandeurs“ von Jonas Lie. Es sind Schilderungen in dem Buch — wie das Capitel über alte und neue Musik; das Capitel, wo die junge, lebensvolle Dame den Verlobungsring abzieht und davongeht; oder das Anfangscapitel mit den Bauern, oder das Schlußcapitel, wo die beiden Alten im Bett liegen — ja lest es nur wieder einmal!

Ich will auch auf einen bestimmten Mangel in diesem köstlichen Buch und in mehreren seiner Bücher aufmerksam machen. Er besteht darin, daß Kielland, wenn er den Kern der Sache berührt, die Personen bei Seite schiebt oder richtiger, sie zu zwei Zeitungen macht oder zu zwei Rednern, die sich bekämpfen. Sich bekämpfen mit den besten Gründen der Zeit für und wider. Ich sagte zu ihm, warum thust Du das? Es schadet dem Buch, wenn Du die Personen nicht in ihrer Art weitersprechen läßt. Da lachte er und sagte: „Das ändere ich nicht! Es macht mir Spaß.“ Ich nehme an, daß er wirklich so in Hitze gerieth, wenn er bis zu dem innersten Motiv des Kampfes herankam, daß er sich nicht Zeit nahm, was ihn bewegte in Fleisch und Blut umzusetzen. Oder vielleicht that er es auch nur, um die Kritik zu reizen; dazu hatte er eine starke Neigung.

In seinen Angriffen auf unsre alte Bildung (gegen die wir jeden Tag des Jahres im Kampfe standen), ist ein Motiv, das immer wiederkehrt, weil ihm sein gutes Herz keine Ruhe ließ; es entsprach seiner Natur und seinem Wesen, hier Entdeckungen zu machen. Es handelt sich um den Mangel an Verantwortungsgefühl in der sogenannten guten Gesellschaft. Nicht zwischen den einzelnen Klassen; das behandelte er für sich. Nein, es drehte sich um feinere Dinge: die Verantwortungslosigkeit im Verkehr mit unbefestigten, arglosen Wesen, gegenüber Schwächeren und Fehlenden, gegenüber Denen, die sich aus Liebe opfern, gegenüber Hilflosen und Dummen.

Schon in Garman & Worse — wie fühlt er mit dem jungen Mädchen, das in die Stadt soll und Bildung lernen! Sie wird von einer raffinirten Frau bei Seite gestoßen und als Deckmantel benutzt. Die Leute glauben, das junge Mädchen habe ein Liebesverhältniß und dabei ist es die Frau selber. Und dann die kleine „Moosrose“ Else! Woher kommt es, daß kein Werk jener Zeit mir so häufig in den Sinn kommt, wie dieses? Dieses anmuthige, zarte Kind, ohne Vater und Mutter, so leicht und luftig, daß sie von einem Ende der Stadt an das andre geweht wird, ohne irgendwo Fuß zu fassen. Verkannt, mißhandelt, entblättert sie, verwelkt und geht ein.

Dann das Fräulein im „Pfarrhof!“ Sie führt ein einsames, ruhiges Leben mit ihrem Vater und ihren Blumen, — bis eine flotte Gesellschaft auf einem Sommerausflug die Thüren aufschlägt, und ein weltgewandter, junger Herr ihr oben auf dem Blumenhügel einen Kuß raubt, — erst einen, dann noch einen, dann immer mehr. Ja, dann ist die Geschichte aus. Die Gesellschaft reist ab. Aber Du stattest ihr nachher ab und zu einen Besuch in ihrer Einsamkeit ab, so lange Du lebst.

Und endlich „Karen!“ Sie ist ein kleines Mädchen, das in einem Krug auf dem Lande in Dänemark aufwartet. Sie hat sich dem vorbeifahrenden Postführer, einer schönen, männlichen Erscheinung im rothen Mantel, hingegeben. Das ist ihr heimlicher Roman, sie ahnt keinen Betrug. Da hört sie, daß er verheirathet ist. Die kleine Tragödie steht auf ein paar Seiten; aber sie ist so erzählt, daß sie in Deiner Erinnerung zu etwas Großem wird.

Ich wollte, ihr besäßet Kiellands Werke. Sie sind sehr billig zu haben. Dann sollte Einer oder Andere von Euch lernen, sie vorzulesen. Diese Kunst wird wenig bei uns gepflegt. An unsern langen Winterabenden würde sie als gesellige Kunst allen andern vorangehen. Kiellands kürzere Erzählungen — beinahe jede ist ein kleines Meisterwerk, sind sehr geeignet, die Kunst vorzulesen und die Kunst zuzuhören, zu üben. Denn es gehört auch Uebung dazu ein guter und williger Zuhörer zu werden.

Erinnert ihr Euch aus den „Arbeitern“ an das junge, hochgewachsene Bauernmädchen, das nach Christiania kam, und in das sich der Sohn des Staatsraths verliebte. Alexander Kielland war für die Parthie. Ebenso als die Tochter des Legations-Secretärs den jungen Fischer, mit dem sie draußen am Meer zusammen aufgewachsen war, haben wollte. Später überredeten sie sie, einen Pastor zu nehmen. Sie arbeitete für ihn und sie gebar ihm Kinder; aber sie war nicht mehr sie selber. Da geschah es, daß sie wieder ans Meer, an den Spielplatz ihrer Kinderzeit kam. Da erwachte sie, da sah sie sich um nach ihrem eigenen Leben und nach ihm, dem Fischer. Auch er hatte sein Theil durchgemacht, es hart empfunden, was geschehen war; denn jetzt hielt er sich verborgen. Aber sie fand ihn. Sie konnte nicht anders, sie ging hin zu ihm und lehnte ihren Kopf an sein dickes Islandwams und weinte sich aus. Das Wams roch nach Regenwetter und Fisch; aber das that nichts, da gehörte sie hin. Und Alexander Kielland war mit ihr einig.

---

## Brief an einen literarischen Anfänger.

Einige Wahrheiten von Karl Bleibtreu (Berlin).

3.

Doch trotz alledem und alledem, welche Kluft zwischen solch zerrissenem Stürmer und Dränger, der wie bei Ausgießung des heiligen Geistes in fremden Zungen redete, als sei er süßen Weines voll, und den glatten Faiseurs der Berliner Salon- und Philistermoderne! Auch soll dem Unseligen, der wenig geliebt, aber viel gelitten, und dem deßhalb jede Unwahrheit verziehen werden muß, nie vergessen werden, daß er als Opfer des Staats fiel, von einem vernagelten Literatur-Vernageler wegen „Gotteslästerung“ (!) hingestreckt. Denn daß Conradi an seiner Verurtheilung im Leipziger „Realistenproceß“ zu Grunde ging, daran besteht kein Zweifel. Dieser Culturstaat mit seinen schmißbehafteten Corpsstudenten als späteren amtlich bestellten Zionswächtern für Ordnung, Orden und Sittlichkeit hat als Moloch des Philisterthums schon so viele Autodafés gegen alle Gottsucher des Idealen veranstaltet, daß es auf Einen mehr oder weniger nicht ankommt. Also Friede Deinem Andenken, vergessener Kämpfer! Dein Strafkarma hast Du, wie es scheint, nicht absitzen wollen, Dich vorzeitig selber davongemacht, doch es wird Dir nicht übel angerechnet werden, da Du Dein Da-sein ohnehin nicht länger hättest behaupten können. Ein Idealist von nicht gewöhnlichem Geistesvermögen ohne das nöthige Kleingeld, kränkelnd ohne robuste Arbeitskraft, für solche Ausnahmemenschen hat die sogenannte Culturgesellschaft nicht Raum. Irrsinnigen und Verbrechern gewährt sie stille Asyle, dem darbenden Poeten nicht mal Gefängnißkost.

Wer die Muse als Berufshausfrau heirathen will, befindet sich in keiner rosigen Lage. Warum gelüstet es uns

Digitized by Google

nach diesen Ehe-Erfahrungen? Was man haben will, kriegt man wohl auch ohne Heirath — um dies Gleichniß fortzusetzen. Aber ach, wenn man eine Frau wahrhaft liebt, begnügt man sich ungern mit Anderem als Heirath. Und die Frau selber hat da ein Wort mitzusprechen. Die Muse läßt sich auf bloße Flirts nicht ein, sie will solide, unzertrennliche Ehe. Wenn sie solche Rücksichten verdient! Wie leicht macht man Dummheiten, wenn man zu den Männern gehört, die am Weibe zu Grunde gehen! Dann kann man sich freilich guten Rath sparen. Denn man pflegt Freunde nicht ins Vertrauen zu ziehen, ihnen keine Geheimnisse anzuvertrauen. Es muß also Jeder selbst allein wissen, auf wie intimem Fuße er mit seiner Muse steht!

Sie fragen mich mit schönem Idealismus, ob denn meine Ausfälle auf die Shylockpresse wirklich berechtigt seien, und ich wirklich glaube, das Judenthum allein für unsere Literaturzustände verantwortlich machen zu sollen. Da haben Sie mich gründlich mißverstanden. Freilich bleibt der von mir erhobene Vorwurf, das Literaturjudenthum beurtheile alles lediglich vom persönlich jüdischen Standpunkt, zu Recht bestehen. Vielleicht hängt dies aber mehr mit dem Capitalismus jüdischer Verlegersultane als mit dem eignen Empfinden jüdischer Literaten zusammen. Denn man soll nicht vergessen, daß so wilde Antisemiten wie Richard Wagner und Eugen Dühring begeisterte jüdische Anhänger fanden. Zur Ehre der Juden sei es gesagt: alles Großgeistige berührt anregend ihr lebhaftes Geistesleben. Nur daß eben oft das Minderwerthige eines Großen (z. B. bei Wagner seine ungebärdige Sinnengier) ihre Instincte erfreut und das Starr-Germanische, wo immer es auftritt, sie abstößt. Daß nur durch die Berliner Clique das Verdienst in die Ecke gedrängt und die Blague auf den Schild erhoben werde, heißt einseitig urtheilen. Es wäre vornehmdenkenden Juden gewiß unsäglich unangenehm, wenn die Zustände der Literatencanaille einzig von findigem Hebräerthum herrührten. Aber ein Vernünftiger wird auch nie behaupten, daß die Juden als solche hier die allein Schuldigen sind. Allerdings haben sie den alten Geisteslastern der Deutschen neue eingeimpft, doch es muß stets betont werden, daß die deutsche Literatur verloren wäre, an materieller und akademischer Auszehrung stürbe, wenn nicht die Juden mit ihren starken geistigen Bedürfnissen und ihrer Emotionsfähigkeit, die auf künstlerische Reize reagirt, das Stagniren hinderten. Und bei einer Nation, wo tüchtige Volksschriftsteller, wie Rosegger, Ganghofer u. dgl. oder tiefer hinab gar ein Tanera oder May zu den allergelesensten Autoren zählen, kann man im Verhältniß hierzu die vom Judenthum inscenirten Modegrößen noch als wenigstens „literarisch“ begrüßen. Die erste Phase der Herrschaft des Judenthums in Literatur und Presse brachte die Aera Lindau-Blumenthal: die Theetischeleganz der Heyse und Ebers. Nachdem dies Regiment durch die „Revolution der Literatur“ gebrochen, bemächtigte sich das tonangebende Judenthum der realistischen Bewegung. Zuerst stellte die Mosse-Clique den schönbärtigen Sudermann als Messias auf, dann schuf Brahm, der hierfür das gesammte Salonjudenthum mobil machte, den Hauptmann, nebenbei auch ein kleines Nachahmertalent wie G. Hirschfeld einschmuggelnd. Sobald neuerdings diese Gattung in Mißcredit kam, schlug man „intime“ und symbolistische Töne an und proclamirte, — Liliencron und den kraftvoll faunischen Dehmel bei Seite schiebend, die schon in Sinnlichkeit und „Plastik“ das Feld geebnet hatten — vier weihevolle Eklektiker, (sämmtlich Juden), Schnitzler, Hofmannsthal, Beer-Hofmann, Stephan George, als Messiasse. Nun soll die Begabung all dieser Literaten nicht verkannt werden. Doch die maßlose Ueberschätzung insbesondere Hauptmanns als eines Ganzgroßen beruht nur auf einer künstlichen Schwindelmache. Jede dieser literarischen Bestrebungen, kleinbürgerliche Epik des Pseudodramatikers Hauptmann, französischer Hautgout Sudermanns, schönheitsduselige Formpflege der Wiener, wirkt unmittelbar schädlich, sofern man sie als das Echte, Wahre, Große ausprahlt, indeß sie höchstens eine anregende Specialität bilden. Weß Geistes Kind aber solch jeweiliger Cultus, zeigt das Verfolgen oder Todtschweigen alles Andern, das nicht in den Kram paßt, das Versündigen auf jede nur erdenkliche Weise an allem Selbstständigen, was außerhalb der Cliquenschablone schafft. Kann es da Wunder nehmen, wenn bei manchem Unterdrückten eine persönlich antisemitische Tendenz erwacht, wobei persönlicher Zorn sich mit idealer Ueberzeugung verschmilzt, indem man die Alleinherrschaft jüdischen Geschmacks für den Ruin deutscher Literatur hält? Jeder Vernünftige wird sich stets von Pöbelantisemitismus und Vorurtheil gegen den einzelnen anständigen Juden freihalten, sich wirkliche jüdische Genialitätserscheinungen wie Heine und Lassalle nicht rauben lassen.

Aber vermuthlich täuscht man sich überhaupt, wenn man den Einfluß des Judenthums in Literaturbeherrschung anders als rein materiell und praktisch auffaßt. Allerdings sind Literaturgeschichten des Berliner Thiergartenviertels wie die von R. Meyer und E. Engel ganz dazu angethan, solche Täuschung zu erwecken. Doch wir wollen hier keine Psychologie der Retourkutsche treiben und vielmehr allgemeinen Zeitsymptomen nachgehen, die ganz und gar nichts mit „Jüdischem“ zu thun haben.

Ein pietätloses Strebergeschlecht ist aufgekommen, das über alle einstigen Vorkämpfer zur Tagesordnung übergeht und mit jugendlicher Frechheit von sich aus einen neuen Styl datirt. Wer sind denn diese Kerr, Bartels, Busse u. s. f., diese schönredenden Literaturdocirer wie Meyer und Erich Schmidt, daß sie als Finder neuer Maße sich brüsten? Nicht einer von ihnen könnte auch nur ein Capitel einer wahren Literaturgeschichte leisten, wie außer mir auch Julius Hart es vermochte. Selbst auf ihrem angemaßten Kritikgebiete sind sie alle nur kümmerliche Anfänger, denen jede wahre Grundbildung, nämlich genaue Kenntniß der außerdeutschen Weltliteratur, vollständig fehlt. Man staunt über solche Ungezogenheit und muß aus vollem Halse lachen, wenn schon die jüngsten Bürschchen ihr Rotznäschen über Männer rümpfen, die im Kampfe standen, als sie noch in den literarischen Windeln lagen. Bei den jüngsten weihevollen Kunsttiftelern versteht man kaum mehr unter einem Wust von orakelhaften Redensarten, was sie eigentlich wollen, indem sie in Verstiegenheiten eines Hoffmannsthal einen wunderbaren Höhenaufstieg besingen. Das alles klingt so weise und förmlich hegelianisch tiefsinnig, in Frankreich und England ist man noch nicht so weit. Wenn mans so hört, möchts leidlich scheinen! meint das arme Gretchen, das Aschenbrödel gesunder Menschenverstand. Ach, man lasse sich keinen Bären aufbinden! Worte, Worte, Worte und nichts dahinter. Neuer Styl der Decadents? Welchen denn? Den der großspurigen Impotenz. Und selbst den nicht mal! Eine große That in Worten kündigen sie prahlend an, und besieht man sich dann die Mißgeburten, sinds Bastard-Wechselbälge ältester Style, Romantik und Classicität unorganisch verquickt. Ihre Kraft steckt lediglich im ästhetisch verzückten Wort, mit dem die Jugend ja so bald fertig ist. Der naive Leser kann es nicht anders leugnen wie Paula Erbswurst, daß so geistreich klingt, was sie orakeln. Doch in diesem neuen l'art pour l'art formkünstelt nur der antigermanische Kult des Aeußerlichen. Soll man daneben das Aufblähen der sogenannten Heimathkünstlerei als gesunderen Zug begrüßen, der sich in den Provinzen gegen das herrschende Berlino-Judäerthum rührt? Nehmen wir Frenssen als beliebtestes Schnittmuster dieser Mode, so haben wir nur Neuaufwärmung der seligen Bauerngeschichte, kein Jota wahrer. Angebliches Hinabsteigen in Tiefen der Volksseele darf nie zu moralisch-sentimentalen Lyrismen führen, wenn noch ein Fünkchen Wahrheit angeblasen werden soll. Dieser Volksseele harte Dürre und Nüchternheit und kindlich primitive Naivität allem Großgeistigen gegenüber kann nie

Digitized by Google

ein Object großer Kunst werden, hat überhaupt nur dann stofflich Werth, wenn brutale Wahrheit wie in Zolas „La Terre“ daran erläutert. Frenssen hat seinen Erfolg wohl meist durch die Mischung von Sentimentalität und Lüsternheit in seiner Erotik erschlichen, die aber dabei wieder nur Halbwahrheiten auftischt und nirgends Muth zu voller Wahrheit findet. Das Geschwafel über einen „menschlichen“ Christus rennt theils offene Thüren ein, durch die schon drei Generationen ein- und ausgingen, oder knabbert an unfaßbaren Mysterien mit verständnißlosem Rationalismus herum. Der Gemeinplatz ist ja für alle Gemeinplätzigen immer ein neues Evangelium. Doch die Hunderttausende, die sich bei Frenssen grausam langweilten, opferten dem Modeschwindel nur, weil eine unwissende Presse ihn schuf. Der Naive folgert immer: was so Viele anpreisen, muß doch einen Werth haben. Waltet hier wenigstens Gegendruck wider frivolseichte Salonspielerei vor? Schwerlich, diese verlogene Volks- und Heimathbehandlung liefert nur neues Salongeschwätz. Nichts närrischer, als dies als Neuaufleben germanischen Geistes auszugeben, da die Genre-Pöselei vielmehr tiefinnerlich mit der Philistermoderne zusammenhängt. Germanisch ist das Heroische, Historische, Gedankliche, mit einem Wort der große Styl, die Heimathkunst aber bloße Seitenablagerung der modernen Reportage, weit entfernt von der erlebten Naturpoesie eines Gorki. Gleichwohl gebe ich zu, daß die „Revolution der Literatur“ nicht ganz unfruchtbar im äußeren Erfolge blieb. Wir „Alten“ erinnern uns unserer Jugendanfänge als einer Zeit, wo die literarische Welt wüste und leer war und der Geist alexandrinischer Ohnmacht über den Wassern schwebte. Ja, es bleibt ein gewaltiger Unterschied, ob man einen Hauptmann lächerlich überschätzt, der doch immerhin ein Jemand ist, oder ob man des „Neides“ verdächtigt wurde, weil man — Julius Wolff und Ebers nicht ernst nehmen und in den Wildenbrüchigkeiten wohl markige Theatralik, aber nichts Dichterisches erkennen wollte. Sonach wäre ein Fortschritt unverkennbar. Im Verhältniß zu jenen Göttern unserer geehrten Vorfahren, die gar nichts als akademische Zierbengel — man nennt das „Könner“ — oder lackirte Nullen waren, nimmt sich selbst das Neuwenden altenglischer oder griechischer alten Hosen und anderer Eklekticismus der Neusten, denen die Poesie nur Liebelei und Formschnitzlerei bedeutet, besser aus. Eine gewisse Weihe der Kunst brütet ja über ihrer Aesthetenspielerei, leider nur keine Weihe der Kraft.

---

## Frage.

Von Karl Joseph (Berlin).

Was ists, das mich so seltsam stets bewegt,
Seh ich die Stadt im Abendnebel schwimmen,
In langen Reihen die Laternen glimmen
Und dicht verschleiert alles, das sich regt?

Sinds Schauer, die mir durch die Seele fließen
Vor all dem unergründlichen Geheimen,
Vor all den tausend Räthseln, die da keimen
Und nie dem Ungeweihten sich erschließen?

Ists andachtfrohes Staunen, heißes Danken,
Daß mirs gelang, der Räthsel eins zu lösen
Und zwischen mir und dem geliebten Wesen
Niederzureißen alle Nebelschranken?

---

## Jugend.

Skizze von Paul Friedrich (Berlin).

Wohin seid Ihr entschwunden, Ihr seligen, leichten, inhaltslosen Tage meiner glücklichen Jugend?! Keine Sorge engte Euch ein, Ihr kamt und schwandet wie schöne, blaue Schmetterlinge, die über unsern Garten flogen. Da draußen, jenseits des Hofthors, wo die alte, blitzgetroffene Weide stand — war die feindliche Welt, das Unbekannte, in der Zukunft drohende Leben, der lauernde Drache. Einmal mußte ich durch diese alte Pforte hindurch, hinaus in die grelle, nüchterne Thatsächlichkeit, der Schönheit und Mitleid fremde Vögel sind. Mein Kinderherz wußte darum, aber, da es der Welt Stacheln noch nicht kannte, fürchtete es sich nicht mehr davor, als vor der Dunkelheit. — Aber es sehnte sich auch nicht hinaus. Es war klug genug, um zu wissen, daß die Kindheit nur ein schöner, kurzer Frühlingsmorgen ist, und daß der heiße, staubige Mittag und der müde Nachmittag nicht auf sich warten lassen! Du seltsames Kinderherz, wußtest Du damals schon so viel vom Leben, oder lege ich es heut beim Erinnern lügend nur in Deine Tiefe? Nein, nicht wär mir jede Stunde, jede Jahreszeit so gegenwärtig noch, wenn Du nicht damals wußtest, daß Du Deines Tages schönste Zeit empfandst. Mit Bewußtsein trank ich diese tiefe, würzige Gartenstille mit dem seltsam schweren Duft der Maréchal-Niel und dem Hauch des feuchten Bodens. Noch leb ich jene Augenblicke wieder, als das erste Veilchen sein scheues, blaues Auge aufschlug, noch jene schwülen Frühsommervormittage, wenn das Licht auf den Taxushecken schimmerte, und die Königskerzen und Kaiserkronen steil ihre Blüthen über den Nachtschatten reckten, oder jene Herbstmorgen mit ihrer sonoren, klaren Bläue, wenn rothe Hagebutten aus den tauberieselten Rosenbüschen lachten und das welke, braune Laub von den Linden müde tropfend auf die Wege fiel . . . Noch kein Mißklang war zwischen Heut und Morgen! Kein Verlangen, als der Wunsch, es möchte stets so bleiben, noch kein Fremdes trat zwischen Herz und Natur, die Sonne reifte beide in einträchtiger, mütterlicher Liebe — aber der Weidenbaum beim alten Brunnen rauschte so seltsam, das Hofthor drohte schattenschwer am Rand des Paradieses. Als es das erste Mal den kleinen Buben mit dem Ränzel auf den Schultern hindurchlassen mußte in die Schule, die harte Schule des Lebens, da hat es geächzt und geknarrt. Denn es wußte, daß seit dieser Stunde das Leben ein Opfer mehr besaß.

* * *

Heut im unruhigen Lärm der hastig strebenden, ziellos jagenden Großstadt überfällt mich das Heimweh nach der stillen, versunkenen Insel der Kindheit. Die Jahre sind wie blaue Wasser darüber gerauscht, sie ist versunken wie Julin und Stavoren, aber sie lebt noch auf dem Grunde meines leergebliebenen Herzens. Wenn ihre reinen, leisen Glocken läuten, dann sinkt die trennende Hülle der Jahre, der Vorhang der Zeiten, dann wird das, was das thöricht unzufriedene Herz zu seinem Glück besitzen zu müssen meinte, so wesen- und bedeutungslos; alle Erkenntniß, alle Güter, alle Götter, alle Genüsse werfe ich von mir wie ein staubiger Wandrer sein schweres Bündel, und langsam schreite ich ihnen nach mitten aus dem Lärm in den tiefsten, seligsten Traum.

* * *

Unselig die, die den Weg zu ihrer Kindheit verloren haben. Sei's, daß die Schuld sie abseits in die feuchten Niederungen führte, in pfadlose Wüsteneien, zu den Irrlichtern im Moor, von denen sie nicht zurück finden auf die ferne noch im Sonnenlicht ruhende Straße ihrer Jugend, sei's, daß die Eitelkeit, die nutzlosen Begierden, die verschrobene Verkünstelung der Gesellschaft jenes Zauberland wie mit un-

Digitized by Google

durchdringlichen Dornenhecken umrankten, daß das Herz in einem Augenblick der Ermattung und der unbefriedigten Ruhelosigkeit vergeblich um sich sucht nach einem Ort des wahren, ganzen ungetheilten Bei-sich-selbst-seins und des Friedens. Da hasten sie hin, ihren Entwürfen, Plänen und Chimären nach, dem Golde und der Wollust, dem Ruhme und der Macht. Und während sie diesen Truggebilden nachstürmen in Nacht und Nebel, in Schuld und Schande hinein, liegt ihre Kindheit vergebens, eine Mignon am Straßenrand, bettelt wimmernd um ein kleines Almosen des Herzens. Sie haben es längst verloren, ihr Herz, und lassen sie gleichgiltig am Weg verschmachten.

* * *

Manchmal zügl ich meine ungeduldigen Füße, ich zwinge mich, langsam zu gehen, um Adagio zu fühlen. Ich suche äußerlich einen Halt in dem forttreibenden Sausen der Stunden und der dahinjagenden Zeit. Ich will den Augenblick genießen, nicht dadurch, daß ich ihn ersticke in Unruhe und Verlangen, in Grübeln, Forschen oder in Sättigung der Begierden, ich will ihn genießen, indem ich ihn fühle. Dann starren die bleichen, hohlen, schmalwangigen Stadtmenschen, die unaufhörlich mir vorüberfließen wie trübe, eilende Wellen, mich wie einen Mondsüchtigen an . . . Was sucht der . . . scheinen sie zu denken. Das Geld liegt nicht auf der Straße, die Titel hängen nicht in den Aesten der Bäume . . . man muß etwas thun, um etwas zu sein — so denken sie und jede dieser Marionetten strampelt ihrem Fetisch nach . . . „Man muß etwas sein, um etwas zu thun" — denke ich Adagiopilger und sokratischer Wandrer im Presto des Lebens, und ich fange mir den seltensten, köstlichsten, aber auch flüchtigsten Fisch: den Augenblick und fühle, daß ich wirklich bin.

* * *

Noch entsinne ich mich deutlich, welche landschaftlichen Stimmungen mir als Kind am meisten gefielen. Es waren zwei grundsätzlich verschiedene, und sie deuteten, auf die Contraste meines Wesens hin. Das eine waren lange, scheinbar ins Uferlose verlaufende Chausseen, an denen die Bäume am Grabenrand wie spalierbildende Ausrufungszeichen, wie in Sinnen vergessene Gedanken standen, Chausseen, über die von weiten, offnen Brachfeldern der Wind fegte, der Regen strich, die Vögel flatterten . . . ich verlor mich in der melancholischen Unendlichkeit dieser Straßen, an die ich mir Räuber und Galgen, verwunschene Prinzessinnen, einsame Schlösser und fackelbeleuchtete Zigeunerlager baute, und dann wieder waren es kleine Erhöhungen des Erdbodens, Böschungen mit hohen Bäumen und dichtem Strauchwerk bestanden, wo ich Niemanden sah, wo ich ganz allein war . . . und alles um mich her — mein. Dort wühlte ich mich oft tief unter einen alten, verwachsenen Knorren und sog mich gleichsam in mich, wie ein Igel sich in sich zusammenrollt. Hier war mir Alles nah und vertraut, wie dort Alles fremd und feindlich. Raubzug nannt ich das Zweite, Burgfried war mir das Erste — und Abenteuer und Wunder war am Ende beides.

* * *

War die Jugend in Wirklichkeit schön? oder ist es nur das Gaukelspiel der Erinnerung, das sie wie das Licht die Seifenblase schillern läßt in bunten Farben? Eine schwere Frage: an sich war sie es vielleicht nicht, aber sie war auch für gesunde Kinder, die in geordneten Verhältnissen erwuchsen, nicht das Gegentheil. Sie war wie das Leben der Pflanzen, der Bäume, der kleinen Vögel. Sie blühte, ohne zu wissen, wie süß sie duftete, sie wuchs, ohne zu ahnen, wofür und weshalb, sie zwitscherte nicht aus Daseinswonne, sondern über das Fehlen jeder Qual.

Später lag über ihr wohl oft ein schmerzlich-süßes Gefühl, das Gefühl eines ziellosen Sichdehnens und Sehnens, eines ungewissen Hoffens und Fürchtens, eines dunklen Wollens und eines heimlichen Bebens vor dem Leben und der Zukunft. Und doch: für den, der im Getriebe der Jahre viele seiner höchsten Wünsche im Staube verlor, der das heilige Gefühl des Glaubens an die eigene Kraft nagenden Zweifeln in schlaflosen Nächten preisgeben mußte, der aus äußerem Zwang und innerer Nothwendigkeit einsehen lernte, wie wenig ein schöner Traum der Wirklichkeit bedeutet, wie das, was er Jahre lang erstrebte, in einer einzigen Stunde stürzt und ihm dafür an einer anderen Stelle, wo ers nie gedacht, die Hoffnung neue Zukunftsschlösser baut, vielleicht aus künftigen Thränen, für den war jede Jugend schön: der weiß, ihm wär das Leben halb so hart geworden, hätte er früher halb so viel geträumt, und dennoch wird er nichts um jene Stunden geben, da er im ersten Erwachen seines Selbst zum ersten Mal ein Ziel hoch in den Wolken schimmern sah, da er nicht mehr aus müder Laune eines Vogels Schwirren nachsah, sondern im Innern, sehnsuchtsvollen Drang, so hoch wie er zu steigen, jenen Kränzen nach, die ganz dort oben schimmerten auf einer Rosa-Abendwolke. Und er wird ihnen danken, daß sie ihn so unsäglich erhoben, um ihn dann so bitter zu enttäuschen. Aber einmal war er jenen Kränzen doch in seinem Leben nah, einmal gab es doch für ihn die furchtbaren Schranken und lähmenden Ketten nicht, an denen nun seine Seele langsam verblutet, um aus ihm nach und nach ein brauchbares Mitglied der „menschlichen Gesellschaft" zu machen!

* * *

Schlaflose Nächte! Eure unvergeßlichen Leiden haben tiefe Spuren in meine Seele gegraben. Rings um mich tiefe Todtenstille, und doch glaubte das angstvoll bebende Herz selbst noch das Athmen der Stille zu hören. Es war wie ein feines Rauschen von unsichtbaren Flügeln, und wenn dann der Mond, der bleiche Jäger, seine Silberpfeile durch den Fenstervorhang schnellte, dann begannen sich all die leblosen Gegenstände zu beleben. Dann bekamen die Tische lange Spinnenbeine und die Stühle wackelten mit alten, holzgeschnitzten Lemurengesichtern! Und innen: welcher Aufruhr, welches Toben! Sargträume, Nachtmahre, trübe Brünste füllten das Hirn mit eisigem Fiebergrauen. Und noch entsetzlicher jene Augenblicke, wenn mit einem Schlag das spuktolle Treiben drinnen versank und an seiner Stelle eine tiefe, gähnende Leere starrte, die durch nichts zu füllen war. Dann versuchte der Verstand in Todesangst große und kleine Zahlen vor die Sinne zu malen, dann belauschte er den jagenden Herzschlag, den rastlos fliegenden Puls, Namen geliebter Menschen suchte er aus den dunkelsten Winkeln der Erinnerung — ohne daß der Schlaf, der Retter, sich erbarmte. Endlos deuchten die Minuten — die Stunden wuchsen zu Ewigkeiten — in die die Schläge der Uhr im Nebenzimmer wie weltenferne Stimmen klangen — bis endlich das erste, zage Morgengrau sein fahles Dämmern in die Dunkelheit hineinwarf und sie gestaltete zu Nebeln und wogenden, ungewissen Figuren. O erster Vogellaut, mit welcher Freude vernahm Dich das überreizte Ohr . . . Das Pfeifen der Bäckerjungen von der Straße war das Zeichen, daß das Leben noch lebte! Matt und zerschlagen hoben sich die unerfrischten Glieder vom Marterlager, und die übernächtigen Augen suchten das neue Licht des jungen Tages. Rein und würzig drang die helle Luft des Morgens in die dumpfe Stube, und die müden Lungen sogen gierig neue Frische in sich und neue Hoffnung. Draußen strahlte die schlafgestärkte, sonntägliche Welt in Glanz und Licht und die brennenden Augen des zerquälten Schlaflosen dankten ihm heißer als all die tausend friedlicher, ausgeruhter Bürger.

* * *

Digitized by Google

Wer über Verlorenes nicht weinen kann und ein echtes Gefühl als Schwäche verhöhnt oder als Sentimentalität zu belächeln vermag, der ist keines Besitzes und keines Verlustes werth.*)

## Das verbotene Buch.

Von Marsyas.

(Dr. Martin Berndt, Berlin.)

Die meisten Menschen, wird man sagen dürfen, führen ein Doppelleben. Eines, das alle äußeren Geschehnisse sammt der Vorstellungswelt umschließt, die sich mit diesem äußeren Leben befaßt; und ein andres, das, äußern Geschehnissen abgekehrt, an einem irrationalen Punkte anhebt und in einer absonderlichen Phantastik mündet. Es ist selbstverständlich, daß dieser irrationale Punkt bei den verschiedenen Naturen verschieden gelegen ist, und daß die Phantastik himmelblau, dunkelgrün, krankhaft violett, purpurschwül, grausam gelb und melancholisch schwarz sein kann, auch jeden Strich zwischen Himmel und Hölle abzuwandeln vermag.

Das, was den irrationalen Punkt zuerst in Bewegung setzt, ist jene eingeborene Sucht, zu dichten und zu „lügen", die bei allen kleinen Hampelmännern von drei Jahren so fürchterlich grassirt. Der irrationale Punkt wird an der Weiterbewegung dann durch die Schulzucht gehindert, die in den bekannten Worten: „Wo hast Du wieder Deine Gedanken!" und in vielen Strafen für fortgesetzte Unaufmerksamkeit während des Unterrichts sich äußert. Diese meisterliche Erziehungskunst, sowie die nun schon traditionelle Natur des Menschen, sich mit der Realität der Dinge objectiv auseinanderzusetzen, führt dann sehr viele zu einem vollkommenen inneren Todtsein, das heißt: zu einem Zustand der Seele, in dem, wenn nicht äußere Eindrücke sie beschäftigen, sie aus sich selbst heraus keine Fäden ziehen, keine Unterhaltung führen kann. Ein stärkeres Leben nach außen ist die unmittelbare Folge des Festlegens jenes irrationalen Punktes.

Aber wenn dieser irrationale Punkt sich auch einkreisen und festlegen läßt, so ist er doch sofort zu neuer Fahrt bereit, wenn er einen Weg findet, auf dem er vorwärts kann. Ja, festgebannt, tobt er so lange, daß die Meisten seine gefesselten Bewegungen in dunklen Stunden spüren und nach Wegen suchen, auf denen sie ihm zur Weiterreise verhelfen können. Das sind die Stunden, da Mütter über Spinnrocken ihre Märchen erfanden, die Handwerksgesellen zum Abend oder vor Thau und Tag ihre Schnurren dichteten, die guten Mägde sich nach einer Liebe sehnen und junge Frauen das Brennen im Herzen haben nach dem jungen Manne, dem sie gut gewesen. Aber die jungen Mädchen fühlen die gefesselte Bewegung auch zuweilen, wenn sie nicht an rothe Lippen denken, und die rothblonden Frauen haben vielleicht nur eine Laune, wenn sie an Jemanden zurückdenken, und die vielen leeren Stunden des Tages und der Nacht haben noch für andre Dinge Raum. Das sind dann die Stunden, in denen das Buch zum Herrscher wird, das stärker als alle Träumerei ist.

Jede Frau soll im Leben heute monogam sein; in ihrem Seelenleben ist sie von einer furchtbaren Polygamie. Der Wohlstand soll heute in Deutschland gehoben sein, so daß man von einem Behagen durchschnittlich sprechen könnte. Aber wir sind abwechselnd so reich, daß uns das Repräsentiren lästig wird, und so arm, daß wir Geldstücke uns in den hingehaltenen Hut werfen lassen. Herrn, die nie einen Leutnant gesprochen, verbringen die Nächte mit Officieren, und der nüchternste Temperenzler berauscht sich bei Gelagen, bei denen die exzentrischsten Weine getrunken werden. Ja, es giebt Zeiten, in denen für viele das Lesen krankhaft wird, wo der Tag mit seiner Arbeit zum Scheinleben, der Abend mit den Büchern zum wirklichen Leben wird. Wer die kleinen Verkaufsfräulein in der Romanbeilage ihrer Zeitung auf ihren mittäglichen und abendlichen Fahrten durch die Stadt lesen sah, weiß, daß das die Minuten sind, in denen sie sich verströmen. Die einen lesen wohl gelassen, weil sie, wenn sie sich rühren lassen, denken können, daß sie sich nicht rühren zu lassen brauchten, da ihr andres Leben so behaglich ist. Aber die Meisten retten sich aus dem Unverstand, den Tücken und dem Vermaledeitsein dieses Lebens in die froheren Schicksale und farbenreicheren Zonen, in die sie die gefällig erfindende Phantasie eines Schriftstellers lockt. In jedem Leben giebt es solche Zeiten des Traumlebens, und wer unbefangen zu richten sucht, wird jene verführten, phantastischen Stunden als die schönsten gelten lassen. Unsre Frauen haben sie bis in ihr hohes Alter, und unsre Männer finden sie wieder, wenn sie nach einem, doch immer enttäuschungsreichen Leben sich zur Ruhe setzen und sich vom Staat oder von ihrem Geschäftsnachfolger Ruhegehalt oder Renten zahlen lassen.

* * *

Von diesem dem Leben abgekehrten Standpunkt würde die Rede eines preußischen Unterrichtsministers gleichgiltig scheinen können. Denn dieses phantastische Leben will sie nicht verkürzen. Ein Hineinleben in jene erdichteten Reiche mag sie vielleicht noch fördern, da das Leben in ihnen von einer Beschäftigung mit jenen Reichen abzieht, in denen doch nun einmal nicht alles so gut bestellt ist, wie es sein sollte.

Aber unsre Bücherwuth, unsre Lesesucht soll nicht nur auf Aphrodisiaka und andre Lebenssüßigkeiten gerichtet sein. In den Büchern steht noch mehr, und es kann zweifelhaft sein, ob zu den „Büchern vom wirklichen Leben" die Romane vor Allem gehören. Die Naturwissenschaften, die Geschichte und Länderkunde — der geweckte Verstand sucht nach Thatsachen, an denen er sich in seinen Zweifeln zurecht tasten kann. Was nützt einem denkenden Arbeiter ein Dichter, der nur construirte Anschauungen giebt, während er die synthetische Arbeit selbst verrichten will. Diese Möglichkeit will ihm der Minister des Unterrichts in Preußen rauben. Er darf Synthetiker sein, aber nur im überlieferten Glauben. Der Bürger mit seinem Geld hat das Recht auf Ungläubigkeit, von dem er auch heute reichlich Gebrauch macht. Er kann sich die Bücher vom neuen Glauben kaufen. Der Arbeiter ohne money aber kann die Bücher zum neuen Leben nicht erhalten, er muß religiös belesen sein. So will es der neuste Kurs.

Vielleicht ist der Materialismus, zu dem die Naturwissenschaft drängte, ein Irrthum. Es sind heute nur Wenige mehr, die es leugnen. Warum sollen diese Kämpfe aber nur in der Oberschicht ausgefochten werden? Warum soll man unten nicht so wie oben heute materialistisch und in etlichen Tagen romantisch denken dürfen? Welcher Zwang besteht, einen stets gleich empfindenden Unterbau zu haben? Welcher Gewissenszwang nöthigt die Regierenden, positiven Glauben von dem Unterbau zu verlangen, wo es im Oberbau doch so ziemlich anders aussieht? Wer zwingt unsre Regierungen überhaupt, ihre Unterthanen zu erziehen?

Das sind indeß Fragen, die man loyalerweise nicht stellen sollte . . .

*) Vorstehende Skizze haben wir mit Erlaubniß des Verfassers seinem eben erschienenen, bemerkenswerthen Werke „Pfauenrad der Sphinx" — Verlag von Axel Juncker (Stuttgart) — entnommen. Das Buch, das den seltsamen, jean-paulisch berührenden Untertitel: „Synaptische Improvisationen und Arabesken" führt und sich ein „Buch mit tieferer Bedeutung" nennt, sei hiermit wärmster Beachtung empfohlen. H.

## Aus der Finanzwelt.

Von Mercator.

Die Börse hatte vor Kurzem parlamentarischen Besuch. Einige Mitglieder der Productenbörse hatten verschiedene Herren der nationalliberalen Partei eingeladen, um ihnen Gelegenheit zu geben, die inneren Einrichtungen der Börse zur Abwechslung wieder einmal zu „studiren". Das ist so Mode geworden. Seit etwa zwei Jahrzehnten ist die Börse eins der hervorragendsten nationalökonomischen Versuchsthiere geworden, die wir überhaupt in Deutschland besitzen. Vertreter der verschiedensten Berufsstände stehen mit dem kritischen Sectirmesser und einer durch nichts getrübten Unkenntniß der Dinge beständig auf dem Plan, um der Schwerkranken in der Burgstraße die verlorene Gesundheit wieder zu bringen. Die Krankheit der Börse, das kann man dreist behaupten, ist die Folge der ihr zu Theil gewordenen ärztlichen Behandlung, denn wenn so an 400 Reichstagsdoctoren bald zwanzig Jahre hindurch um einen einzigen Patienten bemüht sind, so gehören schon ganz besondere Nerven dazu, um eine solche Pferdecur zu überstehen. Und wenn die Curen wenigstens im Interesse derjenigen Leute wären, denen sie angeblich etwas nützen sollen! Da hat man z. B. eine Anzahl von Vorsichtsmaßregeln im Emissionswesen eingeführt, damit der Capitalist in Zukunft allen Fährlichkeiten auf dem Werthpapiermarkte entgehe. Die neuen Emissionen werden von einer Börsencommission zunächst bacteriologisch untersucht, die Ergebnisse dieser Untersuchungen werden dann in den officiellen Prospecten, die heute immer schon die Ausdehnung kleiner Romane haben, niedergelegt und dann in Zeitungsprospecten veröffentlicht, die natürlich kein Mensch, am wenigsten der Zeichner, liest, da ihm die Dinge zu uninteressant sind und er sie nicht versteht. Den Vortheil davon haben mithin die großen Börsenblätter, die natürlich mit dieser Neuerung des Börsengesetzes durchaus zufrieden sind, während die Organe derjenigen Parteien, die das Börsengesetz gemacht haben, auf diese Vortheile verzichten müssen. Aber nicht nur in dieser Beziehung, auch nach anderer Richtung hin entwickeln die Börsendoctoren eine ungemeine Thätigkeit, insbesondere die Herren von der Centrumspartei äußern sich über Börsenfragen, als ob sie in ihrem ganzen Leben nie etwas Anderes getrieben hätten. Was in aller Welt würden diese Herren wohl sagen, wenn ein Commerzienrath an der Börse sich über die Zweinaturenlehre und über das Problem der Präexistenz mit derselben Sachverständigkeit äußern würde wie die Herren Capläne über Terminspeculation und Arbitrage? Aber der springende Punkt ist der, daß diese Leute den Einfluß haben, und da der Einfluß dieser Leute im umgekehrten Verhältnisse zur Kenntniß derjenigen Materie steht, über die sie Gesetze machen sollen, so ist das für die Börse auf alle Fälle sehr bedauerlich.

Die Herren der nationalliberalen Partei, die in diesen Tagen die Börse besucht haben, dürften jedenfalls Einen Eindruck mit nach Hause

Digitized by Google

genommen haben: daß die Börse zur Zeit nicht auf Rosen gebettet ist. Wir haben zwar den hohen Discont etwas beseitigt, im Auslande sind die Discontermäßigungen sogar sehr beträchtlicher Natur, aber eine Besserung der Börsenverhältnisse ist gleichwohl nicht eingetreten. Um im Jargon der Börse zu sprechen, herrscht augenblicklich ein förmlicher Hungertyphus, zu deutsch, die Leute haben nichts zu thun. Man blickt besorgt nach Amerika, woselbst die Verhältnisse noch immer einen höchst unerfreulichen Eindruck machen. Insbesondere scheint es, als ob der Antagonismus zwischen Regierung und den führenden Kreisen der Industrie an Schärfe beständig zunimmt. Sicher ist jedenfalls, daß die Beruhigung und Klarheit der Verhältnisse nicht eher eintreten werden, bevor nicht die Bevölkerung bei den nächsten Wahlen ihr Votum abgegeben hat. Bei der großen Abhängigkeit der europäischen Börsen von Amerika kann es daher nicht Wunder nehmen, daß auch die europäischen Börsen, insbesondere der Berliner Markt, einem förmlichen Siechthum verfallen sind. Nirgends zeigt sich eine lebhaftere Initiative, und man braucht nur die Geringfügigkeit der Coursveränderungen ins Auge zu fassen, um ein zutreffendes Bild von der Marktsituation zu erhalten. Nichts ist charakteristischer für die Indifferenz des Marktes als die Thatsache, daß ein Ereigniß wie die Lissabonner Schreckensthat geradezu spurlos an der Börse vorübergegangen ist. Zur Beurtheilung dieses Momentes muß man allerdings in Betracht ziehen, daß die Verhältnisse in der Beurtheilung solcher Fragen sich total geändert haben. In früheren Zeiten wirkten derartige Ereignisse sehr stark auf den Markt ein, und wenn sie das heute nicht mehr thun, so liegt es natürlich nicht daran, daß sich an der Börse in der rein menschlichen Beurtheilung derartiger Ereignisse etwas geändert hätte, sondern nur daran, daß die finanzielle Werthung solcher Ereignisse eine andere geworden ist. Das ist z. B. auch hervorgetreten bei analogen Vorgängen in Rußland, die doch noch eine viel schwerwiegendere Bedeutung hatten als die Lissabonner Unthat. Die Ursache für die veränderte Wirkung liegt darin, daß in früheren Zeiten eine viel größere Anzahl von Factoren an der Börse getroffen wurde, während heute die Ereignisse bei der jetzigen Centralisirung des Verkehrs von den großen Finanzmächten gleichsam aufgefangen werden. Wie diese die Dinge beurtheilen, pflegt auch die Wirkung zu sein. — Insoweit die Besitzer der portugiesischen Staatspapiere in Betracht kommen, haben diese den Abgang des früheren Ministerpräsidenten Franco eher zu bedauern, da der Einfluß dieses Mannes auf die Finanzen des Landes unzweifelhaft ein günstiger war, und unter seiner Leitung eine nicht unbeträchtliche Herabsetzung des Deficits eingetreten ist. In Portugal streiten bekanntlich zwei Parteien um den Ruhm, die Staatsfinanzen für ihre Zwecke in Anspruch zu nehmen, und es wäre nicht gut, wenn das alte Spiel sich wiederholen würde. Portugal hat dem Auslande gegenüber noch zu viel auf dem Kerbholze, und man kann nur hoffen, daß das letzte Abkommen, welches die Gläubiger mit dem bankrotten Staate getroffen haben, und welches ihnen schwere Opfer auferlegte, aus den jetzigen politischen Fährlichkeiten intact hervorgehen möge, im Uebrigen hat man mit der Eventualität zu rechnen, daß England, durch dessen Einfluß der Staatsbankrott Anfangs der neunziger Jahre herbeigeführt wurde, seine schwere Hand auf das Land legen werde, eine Entwicklung, die man in finanzieller Richtung hin kaum beklagen würde. Vorläufig ist man über das Ereigniß zur Tagesordnung übergegangen, und selbst das Niveau der portugiesischen Staatspapiere ist kaum geändert worden.

Viel mehr als für diese politischen Fragen interessirt sich die Börse augenblicklich für die bestehenden Bankenabschlüsse. Seit Jahren ist die Erwartung bezüglich dieser Abschlüsse nicht eine so gespannte gewesen wie in diesem Jahre. Man will vor allen Dingen wissen, wie die Banken mit dem theuern Discontjahre fertig geworden sind. Selten sind den Banken schon vor Erscheinen der Bilanz so viel wohlmeinende Rathschläge ertheilt worden hinsichtlich der Bilanzabfassung wie in diesem Jahre. Es ist aber auch ein gar zu geeignetes Zeitungs-Thema, das Thema der „Bilanzklarheit". Daß indessen auch die schönste Bilanz, und wenn sie alles enthüllt, nicht allzu viel besagen will, kann für denjenigen nicht zweifelhaft sein, der sich der Bedeutung des Momentes bewußt ist, daß von den 360 Tagen des Jahres nur ein einziger Tag von den Banken dazu benutzt wird, um das Visir zu öffnen. Gleich darauf aber wird es wieder herabgelassen und die Börse sieht sich dann das ganze Jahr zwar nicht dem Manne, aber doch der Bank mit der eisernen Maske gegenüber. Diese besondere Art der Publication bietet vielleicht auch eine Erklärung für das bisher aller Welt unverständliche Phänomen, wie es eigentlich kommt, daß die Banken in guten Zeiten mit der ganzen Welt in der engsten Geschäftsverbindung stehen, bei einer Krisis aber plötzlich auf einem Isolirschemel sitzen! Passirt dann irgend wo in der Welt irgend ein Malheur — was gehts mich an? fragt höchst erstaunt dann jeder Bankdirector. Wie sagt der Große Kurfürst im „Prinzen von Homburg"? „Seltsam, wenn ich der Dey von Tunis wäre, schlüg' ich bei so zweideut'gem Vorfall Lärm."

Von den in diesen Tagen gemeldeten Vorgängen einer kleinen Bankfirma, die mit einem gewaltigen Reclame-Apparat arbeitete, hat die Börse wenig Notiz genommen. Einige Zeitungen haben sich bei dieser Gelegenheit aufgeregt über die Verquickung von Bankgeschäft und Journalismus. Es giebt aber große Zeitungen, sogenannte angesehene Zeitungen, bei denen man ähnliche Verhältnisse construiren kann, namentlich, wenn man frägt, in wessen Händen sich das Grundcapital dieser Zeitungen befindet. Aber für die Börse sind derartige Dinge nicht erfreulich, und es muß als ein Wunder bezeichnet werden, daß sie von dem Herrn Grafen Kanitz in seiner letzten Brandrede gegen die Börse, die er am 10. d. M. in der Plenarversammlung des Landwirthschaftsrathes hielt, nicht verwerthet worden sind.

## Friedberg.

Und wen es zur Politik nicht zieht,
Der halte sich ans Locale,
Dort zeigt sich immer für das Gemüth,
Ne Freude, ne radicale.

Dort blüht noch das Kosmopolitenthum,
Und das Leben im Großen und Weiten,
Dort klingt noch mancher Cagliostro-Ruhm,
Und es wachsen die Möglichkeiten.

Kein Meister der Langeweile schwätzt
Von faulen Partei-Programmen —
Da werden Menschen in Stücke zerfetzt,
Und es stürzen Häuser zusammen.

Der Bürger, der Ordnung Verehrer, liest
Mit süßem Schauer von Dingen,
Die nächtlich die sündige Welt genießt,
Und die viel Vergnügen bringen.

Bankiers vergeuden in Blau und Braun
Die Scheine, die dreimal theuern;
Sie schmeißen sie zu den Pseudo-Fraun,
Den reizenden Ungeheuern.

Die armen Besitzer der Scheine sind
Ganz arglos im Lausitzer Städtchen,
Daß ihre Gelder verstreut der Wind
Des Lasters zu Ball-Local-Mädchen.

Und daß ihr sauer geronnener Schweiß
Sich umsetzt in Sect von Mummen,
— Erfahren sies, fallen sie auf den Steiß
Und wollen vor Schreck verstummen.

Doch ach, der Orkus giebt nichts heraus
Des nächtigen Berlins, des verdammten;
Es wird verkrachen das edle Haus
Trotz sämmtlicher Staatsbeamten.

Und das Bild der edlen Cultur wird beschmiert
Durch solche Ereignisse leider;
Nur der Bürger der Ordnung jubilirt,
Weil er selber aus dem Schneider.

Er hats in der Großen Straßenbahn,
Da kann ihm ja nischt passiren;
Die Reichsbank auch ist kein leerer Wahn —
Mensch, sei zufrieden mit „Vieren".

Terentius.

## Notizen.

Gedichte von Jakob Hugo Weinschenk. Mainz 1907. L. Wilckens.

Ich fürchte, diese Gedichte werden nicht die Beachtung aller Menschenfreunde finden, die sie verdienen. In unserm ernsten Zeitalter muß man Jedem dankbar sein, der, ob frei- oder unfreiwillig für die Erheiterung der Menschheit sorgt. Nicht ohne längeres Sinnen las ich:

Gutes Gewissen.

Wer sündenfrei, der hat gewiß
Auch keinerlei Gewissensbiß.
Was Keiner sah, ist nie geschehn;
Was nie geschah, ward nie gesehn.

Ich staune über die kühne, jesuitische Dialectik dieser Wahrheiten. Herrlich schön in lyrischer Weichheit ist Erlösung:

Wie so anders ohne Gleichen,
Voller kaum erkannter Demuth
Im Erringen, im Erreichen
Süß geheim erstirbt die Wehmuth.

Er ist viel zu kritisch, wenn er von seinen Versen „beim Aufräumen" singt:

Säubern will ich meine Seele;
Aufgeräumter (!) will ich leben,
Und den ganzen, alten Plunder
Nun dem Feuer übergeben . . .
Flamme, thu das Deine!

Um Gotteswillen, Herr Weinschenk . . . erhalten Sie sich der Mitwelt . . . die Stelle der seligen Friederike Kempner ist noch zu besetzen!

*Paul Friedrich (Berlin).*

Digitized by Google

Künstlerische und gediegene bürgerliche Wohnungs-Einrichtungen deutscher Art in neuer Technik. Sorgfältige Farben- und Formengebung. III. Deutsche Kunstgewerbe-Ausstellung 1906 höchste künstlerische Auszeichnung: Ehren-Urkunde.

Teppiche, Bezüge, Vorhänge besonders dazu angefertigt in bester Qualität nach Entwürfen der ersten deutschen Künstler: Richard Riemerschmid, M. Junge, o E. H. Walther sowie B. Scott u. a. o

o o o o Niedrige Preislage. o o o o

Zimmer von 180 M. an. Einrichtungen zu 570 M., 1195 M., 2630 M. Frachtspesen durch Zerlegbarkeit der Möbel sehr verringert. Sofort lieferbar. Man verlange: Denkschrift über das Dresdner Hausgerät mit Preisliste und Bildern, dazu Ausstattungsbriefe von Dr. Fr. Naumann zusammen gegen Einsendung von 1.50 M. Gekürzte Preisliste mit Bildern umsonst.

DRESDNER WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST (KARL SCHMIDT) DRESDEN-ALTSTADT, KREUTZER-STRASSE 21.

DÜRKOPP & Co. A.G. BIELEFELD.

WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST OTTO ERDMANN JUNIOR BERLIN S.W. 61. TEMPELHOFERUFER 21.

*London W. 8|9 Colville Square.*
*Erstklassiges Boarding House. Beste Lage. Gute Küche. Pension mit Bedienung von 22 Mark wöchentlich an. Garten. Deutsche und englische Referenzen.*
*London W. 8|9 Colville Square.*

**Zeitungs-Nachrichten**
in Original-Ausschnitten
*über Politik, Handel, Industrie, Kunst und Wissenschaft sowie über alle sonstigen Themata liefert zu mässigen Preisen das*
**Nachrichten-Bureau**
**Adolf Schustermann**
**Berlin SO. 16.**
*Illustrierte Broschüre, Referenzen grat. u. frco.*

Anwendung der physik.-diät. Heilweise (Naturheilk.) Sonnen-, Luft-, Dampf-, elektr. Licht-, Wasser-, kohlens. Bäder, Packung., milde Wasserbehandlung, Massage, Vibration, Bestrahlung, Heilgymn., angep. Diät. Spezielle Behandlung von Nerven-, Magen-, Darm-, Leber-, Nieren-, Herz- u. Geschlechtskrankheiten, Neurasthenie, Gicht, Rheumatismus, Asthma, Zuckerkrankheit, Blutarmut, Frauenleiden etc. Thure Brandt-Massage. — Vorz. Verpflegung. Herrl. gesunde Lage im sog. sächs. Nizza. Aller Komfort. Elektr. Licht, Zentralheiz. Auch f. Erholungsbedürf. d. ganze Jahr geöffnet. Nach d. nahen Residenz mit ihr. viel. Kunstgenüssen alle 8 Min. Fahrgelegenh. — **Bilz' Naturheilbuch**, 1 Million Exempl. verkauft. Tausende verdanken d. Buche ihre Genesung.

**F. Freitag**
**(Inh. A. Meyer)**
Schneidermeister
**Berlin SW.**
o **Friedrichstr. 36** o
empfiehlt sich zur Anfertigung äußerst chic-sitzender
**Herren- und Damen-Garderobe**
nach **Maß** zu soliden Preisen.

Große Auswahl in deutschen u. englischen Stoffen.

Reichhaltiges Lager in
**Tailor made**
**Kostümen, Jacketts, Mäntel und Röcken.**
**(Ersatz für Maßarbeit.)**

Digitized by Google

Keine Nachnahme! Erst prüfen!

**Orangenblüten-Honig!!**

übertrifft jeden Honig der Welt. Garant. absolut naturr. Bienenprodukt! Begeist. Lob von Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u. zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.

**Kusche & Martin, Malaga**
Spanien (Deutsche Firma)

**Weck's Frischhaltung**
und
sonst nichts
und
weiter nichts
und
drüber nichts
drum
**Koche auf Vorrat**

Drucksachen über:

**Weck's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel**

kostenlos durch:

**J. Weck, Ges. m. b. Haftung, Oeflingen,** A. Säckingen (**Baden**).

Man verlange nur

**Weck's Originalfabrikate**

**Ueberall Verkaufsstellen.**

# Antiquitäten.

Sachsen-Siebenbürgener Keramiken

:: 18. Jahrhundert ::

Teller ▫ Schüsseln ▫ Krüge Flaschen usw.

**Ausserordentlich preiswert**

Lieferant an

Kunstgewerbe-Museen u. s. f.

**Hugo Klein,**
**Dresden-A.,** Bankstrasse 10.

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die „Gegenwart" ▪ ▪ ▪ ▪ ▪ ▪ beziehen. ▪ ▪ ▪ ▪ ▪ ▪

Wollen Sie

**Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren etc.**

direkt, billig und gut kaufen, dann verlangen Sie unsere Offerte.

**Belmonte & Co.,**
**Berlin.**

Detail-Verkauf:

**Leipzigerstrasse 35a,** Ecke Charlottenstrasse, und **Königstrasse 46,** Ecke Hoher Steinweg.

**Juweliere, Gold- u. Silberschmiede, Ateliers für Juwelenschmuck und Kunstarbeiten.**

**Fabrikation mit elektrischem Kraftbetrieb. — Gold- und Silber-Walz- und Prägewerk. Engros-Export nach allen Ländern.**

**Prachtkatalog** mit vielen tausend Illustrationen von Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren gegen 1 Mk. franko. Bei Einkauf oder Rücksendung wird dieser Betrag vergütet. — **Speziallisten gratis.**

Verantwortl. Redacteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Für den Inseratentheil verantwortlich: Georg Macher, Berlin W. 35, Steglitzer Straße 8.
Max Hesses Verlag in Leipzig. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 9. Berlin, den 29. Februar 1908. 37. Jahrgang. Band 73.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Max Hesses Verlag in Leipzig.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 4gespaltene Petitzeile 50 Pf.

Inhalt: Das Gold im Kriege. Von Regierungsrath Rudolf Martin (Berlin). — Staatsdienst und Prüfungswesen. Von Ph. Stauff (Enzisweiler). 1. — Kann uns die Schule als Entgelt für ihre hohen Anforderungen die Allgemeinbildung geben? Ein offenes Wort von A. Reinicke (Reinickendorf-Berlin). 2. — Ein Erfinder. Von Professor Dr. Alfred Klaar (Berlin). — Ferruccio Busonis musikalisches Glaubensbekenntniß. Eine kritische Betrachtung von Rud. Amplewitz (Berlin). — Brief an einen literarischen Anfänger. Einige Wahrheiten von Karl Bleibtreu (Berlin). (Schluß.) — Zwei Lieder. Von Friedrich Kayßler (Berlin). — Ein geistlicher Herr vor 500 Jahren. Von Conrector Denecke (Barth). — An meine Frau Liebste. Von Marsyas (Dr. Martin Berndt, Berlin). — Ein Schrittmacher der Großbanken. Von Mercator (Berlin). — Aus den Berliner Theatern: Hebbeltheater von O. A. — Aera Holle. Von Terentius. — Notizen. — Geschäftliche Notizen. — Anzeigen.

INDIANA UNIVERSITY LIBRARY

### Das Gold im Kriege.

Von Regierungsrath Rudolf Martin (Berlin).

Gegenwärtig giebt es im Deutschen Reiche keine Partei, die die in der Zeit von 1871 bis 1876 eingeführte Goldwährung wieder abschaffen möchte. Selbst die Reichstagsabgeordneten Graf Kanitz nnd Arendt sind jetzt überzeugte Anhänger der Goldwährung. Der Vortheil der Goldwährung, die in England und fast allen Culturländern herrscht, ist für Deutschland so einleuchtend, daß Niemand die Beseitigung der Goldwährung wünschen kann. Man hat in Deutschland seit dem Jahr 1871 die Goldwährung eingeführt, weil England, das den Weltmarkt beherrscht, die Goldwährung hatte. Die Einführung der Goldwährung galt der Sicherung der deutschen Wechselcourse auf London.

Ist der Bestand der Goldwährung in Deutschland ein unerschütterlicher? Die der Goldwährung drohende Gefahr besteht darin, daß der Deutschen Reichsbank ihr geringer Goldvorrath entzogen wird. Am Schlusse meiner soeben erschienenen Broschüre „Billiges Geld, positive Reformvorschläge“ (Berlin 1908, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt) Seite 73 und 75 habe ich gezeigt, daß nicht nur im Kriege, sondern schon vor einem Kriege die Gefahr einer Sprengung der Deutschen Reichsbank besteht.

Ich habe darauf aufmerksam gemacht, daß ein kluger Staatsmann in Zukunft einen Krieg in der Weise vorbereiten wird, daß er auf dem Geldmarkt des feindlichen Staates eine möglichst große Anleihe in Gold direct oder indirect aufnimmt und der feindlichen Centralnotenbank durch Präsentirung von Noten und Wechseln sowie durch Zurückziehung von Guthaben ihren Goldvorrath vollständig zu entziehen sucht. Das Ziel eines klugen Staatsmannes muß vor Ausbruch eines Krieges dahin gehen, dem feindlichen Lande möglichst viel Gold zu entziehen, um es in die eigenen Cassen zu leiten, und weiter die Leistungsfähigkeit der feindlichen Centralnotenbank zu zerstören.

Ein kluger französischer Staatsmann wie Delcassé würde einen Krieg gegen Deutschland dadurch vorbereiten, daß er Rußland veranlassen würde, auf dem deutschen Geldmarkt eine möglichst große Anleihe aufzunehmen. Als aus Anlaß der Marokkowirren Delcassé im Sommer 1904 einen Krieg mit Deutschland befürchtete, nahm Rußland auf seine Veranlassung eine Anleihe von einer halben Milliarde Mark in Berlin auf, während die Bank von Frankreich aus der Schweiz und andren Ländern ihren Goldvorrath ergänzte. Vielleicht werden wir bei einer künftigen marokkanischen Spannung das gleiche Schauspiel erleben. Durch eine solche Transaction wird die Sprengung der Deutschen Reichsbank außerordentlich erleichtert. Aber auch ohne die Aufnahme einer solchen Riesenanleihe auf dem deutschen Geldmarkt, wäre es dem verbündeten Frankreich und Rußland möglich, der Deutschen Reichsbank ihren geringen Goldvorrath von einer halben Milliarde Mark ohne nennenswerthe Unkosten zu entziehen. Die Agenten Frankreichs und Rußlands hätten nur nöthig, sich allmälig einen stattlichen Vorrath bis zu einer halben Milliarde Mark an Reichsbanknoten zu verschaffen und diese der Reichsbank zur Einlösung zu präsentiren.

Bei der Lage, in der sich die Deutsche Reichsbank Ende December 1907 befand, würde es ein Leichtes sein, die Zahlungseinstellung und den Konkurs der Reichsbank herbeizuführen. Die Reichsbank hatte Ende December 1907 bei einem Goldvorrath von rund einer halben Milliarde Mark nicht weniger als 1885 Millionen Mark in Noten ausgegeben. Die Präsentirung von 200 Millionen Mark in Noten würde schon genügen, um die vorgeschriebene Drittelbedeckung der Noten durch Geld aller Art und Reichscassenscheine zu verletzen. Sobald aber ostentativ bekannt gemacht wird, daß die Reichsbank die gesetzlich vorgeschriebene Drittelbedeckung nicht inne halten kann, steht der Run vor der Thür. Und der Run wird um so schneller kommen, weil die Banknoten Dank der Weitsichtigkeit des deutschen Gesetzgebers keine gesetzlichen Zahlungsmittel sind. Während des Runs bekommen die Agenten Frankreichs und Rußlands die Reichsbanknoten wahrscheinlich schon unter dem Nominalpreise, selbst wenn die Einlösung noch andauert. In Unkosten brauchen sich die Deutschland feindlichen Staaten also gar nicht zu stürzen. Da jede Note von der Reichsbank sofort in Gold eingelöst werden muß, besteht für die fremden Staaten nicht einmal ein kleines finanzielles Risico. Der für den Krieg erlangte Vortheil der Ueberleitung des Goldvorrathes aus der Deutschen Reichsbank in die Cassen der Bank von Frankreich und russischen Staatsbank ist aber gar nicht hoch genug zu veranschlagen. Durch das Zurückziehen von Guthaben und durch die Einreichung von Wechseln zur Discontirung wird der Zusammenbruch der Deutschen Reichsbank in wirksamer Weise beschleunigt. Auch die Zurückzahlung der Guthaben und jede andre Zahlung muß die Deutsche Reichsbank auf Verlangen in Gold leisten. Da jede Zahlung in Gold geleistet werden

Digitized by Google

muß, hat der Vorrath von 200 Millionen Mark Silber und etwa 50 Millionen Mark Reichscassenscheine, der zur Drittel-deckung gehört, in solchen kritischen Stunden für die Reichs-bank keinen Werth. Die Agenten weisen hohnlachend hunderte von Millionen baaren Geldes zurück.

Nachdem die Zahlungseinstellung eingetreten ist, beantragen die Agenten Frankreichs und Rußlands bei dem zuständigen Amtsgericht in Berlin die Eröffnung des Konkursverfahrens über die Actiengesellschaft Deutsche Reichsbank. Mit besonderem Vergnügen werden die Deutschland feindlichen Mächte den Kostenvorschuß für dieses Konkursverfahren bei dem Berliner Gerichtsschreiber einzahlen. Nachdem durch die Eröffnung des Konkurses über die Reichsbank die deutsche Volkswirthschaft sowie der Staatscredit des Reichs und der Einzelstaaten auf das Schwerste geschädigt ist, werden die feindlichen Staaten dem Deutschen Reich ihre Bedingungen dictiren oder das Reich mit Krieg überziehen.

Selbst wenn der Reichsbankpräsident und der ihm vorgesetzte Reichskanzler rechtzeitig die Gefahr erkennen, haben sie kein gesetzliches Mittel, um den Goldvorrath der Reichsbank zu sichern und den Bankrott der Reichsbank zu verhindern. Die Deutsche Reichsverfassung kennt keine Nothstandsverordnungen. Der Reichskanzler ist nicht berechtigt, die Reichsbank von der Pflicht der Einlösung der Noten zu befreien, und den Noten gesetzliche Zahlkraft beizulegen. Dazu bedarf es eines besondren Gesetzes. Auf die dringende Nothwendigkeit, schon jetzt die Reichsbanknoten zu gesetzlichen Zahlungsmitteln zu machen, hat übrigens selbst der Wirkliche Legationsrath Karl Helfferich, der getreueste Schüler Bambergers, hingewiesen.

Könnte Deutschland nicht ähnlich auch gegenüber Frankreich vor Ausbruch eines Krieges verfahren? Nein! Auf dem französischen Markte ist eine deutsche Anleihe nicht unterzubringen. Die Noten der Bank von Frankreich sind gesetzliche Zahlungsmittel. Auch sind sie wegen der Kleinheit der Beträge von 80 bis 40 Mark nicht so leicht aus dem Verkehr zu ziehen. Eine Drittelbedeckung ist nicht vorgeschrieben. Die Bank von Frankreich ist nicht verpflichtet, ihre Noten in Gold einzulösen oder irgend eine Zahlung in Gold zu machen. Sie besitzt nicht weniger als 1,2 Milliarden Francs in silbernen Fünffrancsstücken, die gesetzliche Zahlungsmittel sind. In Folge der Silberentwerthung hat das Silber nur den dritten Theil seines ursprünglichen Werthes. Ein Run auf die Bank von Frankreich kann nicht ins Werk gesetzt werden, da Niemand sich zu seinem Schaden mit dem minderwerthigen Silber belasten wird. Ist der Silbervorrath abgenommen, so kommen die 2,7 Milliarden Francs Gold zur Ausgabe. Der riesenhafte Goldvorrath der Bank von Frankreich ist mit einer unübersteiglichen silbernen Schutzmauer umgeben. Die Noten der Bank von Frankreich sind überdies regelmäßig zu 80 bis 100% mit Gold und silbernen Münzen, die gesetzliche Zahlkraft haben, baar gedeckt. Die Deutsche Reichsbank wird zahlungsunfähig, wenn man ihr eine halbe Milliarde Mark in Noten präsentirt ... Die Bank von Frankreich wird noch nicht zahlungsunfähig, wenn man ihr $3^1/_2$ Milliarde Francs in Noten präsentirt.

Die nicht durch eine silberne Mauer gesicherte reine Goldwährung Deutschlands kann nur Bestand haben, solang ihr von allen Seiten mit Wohlwollen begegnet wird. Sie fällt sofort um, sobald potente Kräfte feindlicher Art an ihrem Zusammenbruch interessirt sind. Ein amerikanisches Consortium, dem Rockfeller, Vanderbildt und Carnegie angehören, kann etwa wegen eines Zollkrieges mit Deutschland der Deutschen Reichsbank ihren Goldvorrath ebenso entziehen wie eine feindliche Macht. Die letzten Monate haben gezeigt, wie das Verlangen der Amerikaner nach Gold den offiziellen Discont in keinem Lande so hoch getrieben hat wie in Deutschland. Während die Deutsche Reichsbank ihren Discont in zehn Tagen vom 28. October bis 8. November 1907 von $5^1/_2$ auf $7^1/_2$ Procent erhöhte, steigerte die Bank von Frankreich aus dem gleichem Anlaß ihren Discont am 7. November nur von $3^1/_2$ auf 4 Procent.

Zur Sicherung unsrer Goldwährung habe ich in meiner Broschüre „Billiges Geld" folgende Maßnahmen vorgeschlagen: Verstaatlichung der Reichsbank am 1. Januar 1911, Beseitigung der 5% Notensteuer, Ausprägung von insgesammt 1,6 Milliarde Mark an silbernen Fünfmarkstücken und Thalern mit unbeschränkter Zahlkraft; Einführung der französischen Goldprämienpolitik, gesetzliche Zahlkraft der Reichsbanknoten, Anhäufung eines großen Vorraths an Gold und Silber in der Reichsbank, Ueberführung des Kriegsschatzes von 120 Millionen Mark aus dem Juliusthurm in die Reichsbank, Vermehrung des Umlaufs an kleinen Reichsbanknoten von 50 und 20 Mark, Förderung des Checkverkehrs.

Heut würde die Ueberführung des goldenen Kriegsschatzes in die Kasse der Reichsbank ein unverantwortliches Beginnen sein, da die Reichsbank ihre Noten in Gold einlösen muß, und daher kein Mittel besitzt, die Abhebung ihres Goldvorraths durch Agenten einer fremden Macht zu verhindern. Mit Recht hat daher der freiconservative Reichstagsabgeordnete Freiherr von Gamp am 14. Januar im Reichstage betont, daß die Ueberführung des Kriegsschatzes erst nach Beseitigung der Freizügigkeit des Goldes durch die Goldprämienpolitik erfolgen dürfe. Der Rest des zur Verdoppelung des Goldvorrathes der Reichsbank, der heute nur 500 Millionen Mark beträgt, nothwendigen Goldes soll aus dem mit Gold durchsättigten Verkehr des Inlandes in die Kassen der Reichsbank geleitet werden. Dazu dient die stärkere Ausprägung von Silber, die Förderung des Checkverkehrs, die Vermehrung der kleineren Banknoten sowie die gesetzliche Zahlkraft des Silbers und der Banknoten.

Ich bin ein Gegner der Einführung der Doppelwährung mit freier Silberausprägung. Bis zum 1. October 1907 hatten die Thaler unbeschränkte Zahlkraft und bestand daher in Deutschland nur eine sogenannte hinkende Goldwährung. Derselbe Zustand besteht noch heut in Frankreich nur in viel größerem Maße. Statt hinkende Goldwährung soll man diesen Zustand lieber die gesicherte Goldwährung nennen. Denn erst auf Grund der Einführung der von mir vorgeschlagenen Maßnahmen, die in der Hauptsache heute schon in Frankreich bestehen, wird die Goldwährung erst gegen alle Angriffe gesichert. Die in meiner Broschüre geschilderten Gefahren der deutschen Goldwährung sind bisher noch von keiner Seite widerlegt worden, weil es unmöglich ist, sie zu widerlegen.

Es erscheint aber als eine Pflicht der Presse, eine so ernste Gefahr für unsre Goldwährung und für unsre Reichsbank nicht durch Stillschweigen bestehen zu lassen. In jedem modernen Kriege hat die Centralnotenbank die Aufgabe, sämmtliche für den Krieg nothwendigen Zahlungen zu leisten. Nach einem Zusammenbruch der Reichsbank und der Goldwährung giebt es kein Institut, welches das Geld für die Kriegführung liefern könnte. Die Bank von Frankreich und die Bank von Rußland sind die beiden Notenbanken, welche über den größten Goldvorrath verfügen. Als dem Staate gehörige Bank kann die russische Staatsbank überhaupt nicht in Konkurs gerathen. In Rußland sind wie in Frankreich die Noten gesetzliche Zahlungsmittel. Die dreiprocentige deutsche Reichsanleihe steht auf einem Curse von $81^3/_4$ während die dreiprocentige französische Staatsrente auf einem Curse von 96 steht. Aus all diesen Gründen ist zur Zeit Deutschland im Falle eines Krieges hinsichtlich der finanziellen Mobilmachung in einer sehr ungünstigen Lage. Es bedarf nur einer Aenderung der Gesetzgebung und einer energischen Reform, um die finanzielle Kriegsbereitschaft Deutschlands aus einer sehr schwachen zu einer sehr starken zu machen.

---

Digitized by Google

## Staatsdienst und Prüfungswesen.

Von Ph. Stauff (Enzisweiler).

1.

So oft schon über das Thema, das hier behandelt werden soll, in den Parlamenten gesprochen und in der Presse geschrieben worden ist: es ist noch nicht erschöpft; es hat noch nicht die allseitige Werthung gefunden, die es in Rücksicht auf seine Bedeutung für die Allgemeinheit wie für den Einzelnen erheischt. Viel entstandenes und viel vernichtetes Lebensglück hält es umschlossen; vielfache Gemeinwerthe und viel schwerwiegende Nachtheile gehen von ihm aus. Seit einer Reihe von Jahren hat sich das, was sich die „öffentliche Meinung" nennt, allerdings in Bezug auf die Beurtheilung der Staatsprüfungen und ihrer Folgen nicht unwesentlich geändert; aber die Staatsverwaltungen selbst haben sich dieser Bewegung gar nicht oder nur in sehr zurückhaltender Weise angeschlossen, so daß sich in diesem Punkte eine Situation herausgebildet hat, die nur bezeichnet werden kann als ein in weitem Abstand erfolgendes Nachhinken der Staatspraxis hinter der theoretischen Erkenntniß des Volksintellects.

Im privaten Leben ist das Prüfungswesen etwas Fremdes. Allerdings ist es in einer Form eine alte Einrichtung; denn schon die Zünfte der mittelalterlichen Städte haben den Nachwuchs im Gewerbe geprüft, bevor er das Recht erhielt, selbstständig das betreffende Handwerk auszuüben. Aber diese Prüfungen waren etwas Andres als das, was wir heute unter einer Prüfung verstehen. Sie waren eine Probeleistung, die zugleich als Einführungsreclame für den neuen selbstständigen Handwerker diente und nur den einen directen Zunftzweck hatte, das Gewerbe von Nichtskönnern sauber zu erhalten, damit dieses nicht an seiner bürgerlichen Werthschätzung Schaden leide. In neuerer Zeit haben sich bekanntlich die Handlungsvereinigungen bestrebt, ein solches Prüfungswesen, das seiner Zeit durch die Proclamirung der Gewerbefreiheit zwecklos geworden und in Verfall gerathen war, wieder einzuführen, und sie haben dies nicht ohne Erfolg gethan. Aber das heutige Wesen der Lehrlingsprüfungen ist nicht mehr, was das mittelalterliche war. Es ist in Anlehnung an die sonstigen staatlichen Prüfungsvorschriften neugeschaffen worden und hat nun nahezu alle Vorzüge und Schattenseiten der letzteren.

Eigentlich sind die Staatsprüfungen eine Errungenschaft demokratischen Denkens. In alter Zeit brauchte man sie nicht. Da gab es geborene Provinzialverwalter in den adeligen Lehensherren, und wenn auch einer oder der andre von diesen nicht den Eindruck aus den Blättern der Geschichte heraus auf uns machen will, als sei er für seine Aufgabe hervorragend befähigt gewesen, so läßt sich doch nicht leugnen, daß im Mittelalter eben nur der Adel die Möglichkeit hatte, seinen Söhnen höhere Bildung zu verschaffen, und daß er auch im Großen und Ganzen davon rechtschaffen Gebrauch machte. Erst als das Monopol des Adels zur Lieferung der ehedem in weit geringerer Zahl als heutzutage nöthig gewesenen Staatsbeamten allmälig gebrochen wurde durch modern denkende Fürsten, deren erster vielleicht der letzte Ritter auf dem Kaiserthron, Maximilian I., deren zweiter und bedeutenderer der alte Fritz von Preußen, und deren dritter ein späterer preußischer König durch „seinen Kopf", den Herrn v. Stein, gewesen ist — da konnten die Voraussetzungen für das heutige Prüfungswesen entstehen. Das Machtinteresse reizte natürlich die breiten Volksschichten nach Oeffnung der Thore so gut wie die alten Adelsgeschlechter, und die sichere Versorgung fürs Leben, wie sie alle Zeit bei der Wahl der Beamtenlaufbahn als Beweggrund mit vornan steht, trug das Ihrige dazu bei, das sich in den Staatsdienst mehr Volk hineinzudrängen suchte, als dafür zu gebrauchen war. Schon dieses Moment mußte zu der Schaffung einer Möglichkeit der Auswahl führen, abgesehen von dem hervorragenden Interesse, das der Staat schon von sich aus an der Fernhaltung untauglicher Elemente aus seinem Dienste hatte.

Ursprünglich freilich wirkten auch diese Momente noch nicht dahin, daß man Prüfungen für die Bewerber veranstaltete; wenigstens nicht für diejenigen von ihnen, die nicht auf hohe Staatsstellungen Anspruch erhoben. Und da für die letzterwähnten Posten factisch der Adel noch lange nach ihrer theoretischen Oeffnung für den allgemeinen Wettbewerb sein Monopol aufrecht erhielt, wirkte auch hier das Staatsinteresse an Prüfungen erst nach und nach. Im Allgemeinen waren ja damals die vom Staatsdiener verlangten Kenntnisse und Fähigkeiten nicht so hoch, daß sie Prüfungen in unserm Sinne nöthig gemacht hätten. Und die Ueberzeugung, ob sich Jemand für einen untergeordneten Posten eigne, gewannen die Verwaltungsbehörden auch so. Es mußten sich Mißstände ergeben, die unsre Staaten veranlaßten, die Prüfungstactik obligatorisch zu machen, und diese Mißstände sind sehr erklärlich. Die höheren Stellen waren in den Händen des Hochadels, der mit der Durchbrechung seines Monopols natürlich keineswegs einverstanden war und die oberen Regionen des Beamtenthums von dem plebejischen Luftzug, der namentlich durch Freiherrn v. Stein hereingekommen war, ziemlich rein zu halten suchten. Unter diesen Umständen eröffnete das Qualificationswesen der Oberbehörden, das vor der Einführung des Prüfungswesens allgemein bestand, dem Mißbrauch Thor und Thür. Daher war es eine demokratische Forderung, die in der Einführung allgemein zugänglicher Prüfungen vor einem selbstischen oder Standes-Interessen möglichst wenig unterworfenen Forum gipfelte. Es kann kein Zweifel sein, daß damit die beste Lösung des Problems gefunden war, die staatlichen Aemter nach gerechtem Maßstabe zu vertheilen.

Trotzdem ist heute die Werthschätzung des Examenwesens im Volke nicht mehr groß, und selbst die geprüften Staatsbeamten spotten oft recht gerne im intimen Kreise über den „Prüfungsunfug" und über das Benotungssystem, das mit dem Prüfungswesen unzertrennlich verbunden ist. Es scheint, als ob die Nachtheile des Systems allmälig die Vortheile ins Hintertreffen gesetzt hätten. Das ist durchaus nicht verwunderlich. Das ehedem nur auf dem Papier beseitigte Vorrecht des Adels zur Besetzung höherer Staatsstellen ist in fast allen Verwaltungszweigen heute thatsächlich durchbrochen und leuchtet uns nicht mehr als Gefahr für die staatliche Gerechtigkeit vor Augen. Um so weniger, als in allen Sparten des Staatswesens, in die ehedem höchst selten einmal die Centralbehörde hineinblickte, jetzt ausgiebige Vorsorge gegen mißbräuchliche Verwaltung getroffen ist, einestheils durch zahlreiche Revisionen und Berichterstattungen, anderntheils aber durch den Parlamentarismus und die Presse.

Die Hauptursache für die Einführung des Prüfungswesens ist also gewichen. Den andern großen Vortheil dieses Systems aber: die Gewährleistung, daß nur solche Elemente in den Staatsdienst gelangen, die fähig sind, den Gang des Ganzen geregelt weiterzuführen — den schätzen wir nicht mehr so hoch ein wie man ihn ehedem bewerthete. Wohl wird der Staat immer eine Art Präcisions-Maschine darstellen müssen; aber dafür sind eben jetzt mit dem Parlamentarismus und in Folge der mächtigen Heraufentwickelung der Presse auch gewisse Garantien gegeben, während man früher auf die Verlegung fast aller derartigen Garantien in die beamtete Person Bedacht nehmen mußte. Und unsre Zeit hat die Werthschätzung des Individualismus hoch gebracht. Wir wollen an den staatlichen Beamtensitzen nicht mehr allein Männer, die verwalten, sondern solche, die sozusagen einen Eigenwerth nach außen produciren. Wir schätzen den nicht mehr, dessen Beamtentitel seine hervorragendste Eigenschaft ist. Männer mit Ideen sind's, was wir begehren, wo man ehedem sich mit Executions-Personen begnügte. Pfadfinder sollen unsre Beamten sein, Führer des

Digitized by Google

Volkes, Sorgende für das Volk. Wir suchen das Genie, wo man vor einem halben Jahrhundert und später mit einem bescheidenen Talentchen sich zufrieden gab. Diese aus den allgemeinen Culturfortschritten der Zeit sich ergebende Steigerung der Anforderungen beschränkt sich keineswegs auf die Spitzen unsres Staatslebens, auf die Minister und Führer der Provinzial-Verwaltungen. Selbst der Landrath oder Bezirksamtmann, selbst der Oberförster und Rentamtsverwalter soll nicht mehr allein seinen Lebenszweck darin ersehen, Gesetze und Verordnungen auszuführen. Wir verlangen im Gegentheil, daß er die in seinem Wirkungskreis vorhandnen Interessen selbständig werthet und die Bevölkerung so viel als möglich unterstützt in ihrem Erwerbs- und Culturleben. Mit dieser Anforderung hat man den deutschen Beamtenstand, d. h. eigentlich seine Rolle im völkischen Dasein, sehr gehoben. Man räumt ihm einen größern Spielraum ein, als den des Executors, weil man seinem Arbeitsernst, seiner Sachlichkeit, seiner Gewissenhaftigkeit vertraut. Und da werden wir mehr und mehr gewahr: nach diesen Gesichtspunkten kann mit Hülfe unsres gegenwärtigen, überkommenen Prüfungswesens allein keine sachdienliche Auswahl der Männer für den deutschen Beamtenstand mehr herbeigeführt werden. Das liegt nicht im System.

Ehedem sah man im Wissen die Qualification des Beamten. Uns aber kommt es auf das Können an. Beide Factoren sind nicht in jedem Menschen in der gleichen Potenz entwickelt. Vielfach hat man die Thatsache erfahren, daß sich Jemand, der ewig ein Nichtskönner sein wird, ein achtunggebietendes Wissen anzueignen vermag, und daß Leute mit verhältnißmäßig niedrig abgeschlossener Wissensbildung sich als die hervorragendsten Culturförderer erweisen. Ja, man darf sogar sagen: es ist selten, daß ein eifriger Schüler, der mit Note 1 alle Examina durchläuft, später sich fähig zeigt, eine auf sich selbst gestellte Thätigkeit zu entwickeln, jedenfalls seltener, als daß ein recht mittelmäßiger Schüler später einen geradezu erstaunlichen Ideenreichthum entwickelt, von dem schließlich sogar mancher Vielwisser zehrt. Die thatsächliche Qualität eines Menschen offenbart uns also das Prüfungswesen nur in sehr mangelhafter Weise. Wir kennen wohl alle irgend einen Mann, der in Folge schlechter Prüfungsergebnisse überall im Staatsleben hintangesetzt ist, obwohl gerade in ihm die Eigenschaften prächtig vereinigt sind, die wir heutzutage vom Beamten verlangen, und kennen Leute genug, die mit Note 1 oder wenigstens 2 aus den Schulen und aus den späteren Prüfungen hervorgegangen sind, dabei aber doch Zeitlebens eine Art lebendiger Maschinen bleiben und bei ihrem Hinscheiden sich vergleichen lassen mit einem abgelaufenen Uhrwerk, das nie versagt hat, immer im gleichen Tempo weitergependelt ist, aber sich auch bemüht hat, etwas Andres zu sein als ein mechanisches Gefüge.

Ist nun aber das heutige Prüfungswesen entbehrlich? Man kann verschiedener Ansicht darüber sein. Je nachdem, ob man auch den nach obigen Darlegungen noch unerschüttert gebliebenen Werth als vorhanden erachtet, oder ob man auch seine Existenz in Zweifel zieht. Dieser Werth könnte nur darin bestehen, daß durch das Prüfungsergebniß wenigstens das Wissen eines Prüflings rein und sachgemäß zum Ausdruck käme. Ich bin geneigt, es zu bestreiten. Denn die Wissensgebiete, deren Bewältigung man heutigen Tages von dem Anwärter auf eine Beamtenstellung fordert, sind so unübersehbar umfangreich, daß ein Jahr Prüfungszeit erforderlich sein würde, um Gewißheit darüber zu erzielen, daß der ganze ungeheure Stoff vom Prüfling innerlich verarbeitet ist. Meist ist er nur äußerlich angeeignet — eine Art unwörtlichen Memorirens ist ja vielfach selbst an unsern Hochschulen die Art des Studirens — und verfliegt allsogleich, wenn der Prüfling in das Leben tritt. Die verlangten Wissensqualitäten waren also vielleicht wohl einen Augenblick vorhanden (in Form des sogenannten Prüfungswissens), aber da das Wissen doch nicht als Selbstwerth, sondern als Vermittelungswerth für die lange Beamtenthätigkeit aufzufassen ist, kann damit dem Staate unmöglich gedient sein. Das wäre, wie wenn man eine Uhr kauft, die schon nach dem Heraustreten aus dem Uhrmacherladen nicht mehr geht. Dadurch aber, daß als Prüfungszeit doch höchstenfalls wenige Wochen in Ansatz kommen können, kann auch nur irgend eine Specialität des gesammten verlangten Wissensgebiets dafür in Betracht kommen, so daß dem Prüfling die Umstände günstig oder ungünstig liegen können, je nachdem, ob er gerade den vom Prüfenden angezogenen Stoff beherrscht oder nicht. Daß auch die Befangenheit oder sonst die Geistesgegenwart beeinträchtigende Charaktereigenschaften eine große Rolle spielen können, ist bekannt.

---

## Kann uns die Schule als Entgelt für ihre hohen Anforderungen die Allgemeinbildung geben?

Ein offenes Wort von A. Reinicke (Reinickendorf-Berlin).

2.

So ist es denn in den höheren Schulen des Guten zu viel geworden; die Stundenpläne gehen vor der Ueberfülle des Stoffes aus einander, und mancher Schuldirector mag wohl seine liebe Noth damit haben, wie und wo er die Stunden unterbringen soll. Die Hauptleidtragenden sind aber unsre Kinder, deren Aufnahmefähigkeit völlig am Ende ist; und zwar sind es nicht etwa nur die Durchschnittsschüler, sondern auch die fähigen Knaben. — Weh Dir, daß Du ein Enkel bist!

Ich möchte es übrigens bezweifeln, daß der gesammte Wissensstoff in der gegebenen Zeit so gründlich durchgearbeitet werden kann, daß er volles geistiges Eigenthum des Schülers wird, zwei, drei Musterschüler, die ja jede Anstalt zieren, vielleicht ausgenommen. Geradezu für ausgeschlossen halte ich es unter den jetzigen Verhältnissen, daß sich ein Schüler noch in irgend einen Unterrichtsstoff mit Liebe vertiefen kann. So kommt es denn zu einem rein verstandesmäßigen, nüchternen Aneignen der erforderlichen Kenntnisse. Eine solche Arbeit kann aber unmöglich Freude machen, der alte Spruch kann nicht in Ehren bleiben: „Die Schuljahre waren doch die schönsten.“ Und nicht zu vergessen, unsre Jugend lebt in einer anderen Zeit, als die war, in der wir Alten die Schulbänke drückten. Sie lebt in dem Zeitalter der Erfindungen, des gewaltigen Aufschwungs der Technik und des Verkehrswesens, in dem Zeitalter der großkaufmännischen Unternehmungen, der Colonisation, der Realpolitik, kurz in dem Zeitalter der That, das mehr Können als Wissen verlangt; sie lebt vor allem in einer Zeit, in der das deutsche Volk sich endlich darauf besinnt, daß es in seinem Hause eine Fülle von Culturschätzen ureigenster deutscher Art hat, deren Hebung und Pflege ihm allmälig lieb werden. Muß da nicht schließlich dem Secundaner und Primaner der Gedanke kommen, ob diese oder jene Disciplin überhaupt noch nöthig sei, oder doch ob ihr nicht zum Mindesten zu viel Zeit und Mühe gewidmet werde? Wird er da nicht schließlich auch auf den Satz pochen: „Non scholae, sed vitae discimus“? Beschäftigen solche Fragen erst einmal den jungen Mann, dann ist es auch bald mit dem Interesse an der Arbeit vorbei, und das täglich zu leistende Schulpensum lastet doppelt.

Es sei damit durchaus nicht gesagt, daß nun die Jungen nur das lernen sollen, was ihnen gerade paßt, daß den Schülern nur ein Wissensstoff zugeführt wird, der sich im praktischen Leben sofort in greifbare Werthe umsetzen läßt. Nur keine Züchtung von Specialisten auf der Schule; denn von dieser einäugigen Menschensorte laufen in unserm deutschen Vaterlande schon genügend Exemplare umher. Eben

Digitized by Google

so wenig sollen auf der Schule jene Weltklügler, jene Allerweltsspötter erwachsen, die mit verblüffender Behendigkeit über Alles und Jedes zu reden wissen, die ihren Hohn, ihren Spott an die — ach nur noch so wenigen — heiligen Güter heran tragen, die das deutsche Volk, scheu und zitternd um ihren Besitz, im Herzen trägt. Nein! Unsre Schule soll die vom Lärm des Tages noch möglichst unberührte Heimstätte des deutschen Idealismus sein, sie soll in unsrer Jugend die Grundzüge jener harmonischen Bildung anlegen, die allein befähigt, das Leben um uns her als ein Ganzes, innerlich Begründetes aufzufassen und zu verstehen, und die uns später mit tapferem Weltoptimismus über die Höhen und Tiefen der irdischen Pilgerfahrt leitet. An diese Aufgabe muß die Schule mit um so größerem Ernst heran gehen, weil sie in nicht zu ferner Zeit das einzige berufene Organ sein wird, das uns diese Bildung zu geben vermag. Die Universität, die höheren Fachschulen, die jetzt vollauf mit ihren Sonderstudien zu thun haben und die Kräfte des jungen Studenten hierfür auch ganz in Anspruch nehmen, können bei dieser Arbeit nicht mehr, wie früher, mithelfen. Ein Sachkenner urtheilt hierüber: Nicht die Universität, sondern die höhere Schule ist heute noch die einzige Stätte für die Pflege der allgemeinen Culturideale. Versagt auch sie, gelingt es nicht, den Unterricht in den oberen Gymnasialklassen auf dieses Ziel zuzustutzen, hier das Bedürfniß nach allgemein menschlicher Bildung einzupflanzen, so daß es in den späteren Fachmenschen stets lebendig bleibt: dann hat Deutschland aufgehört, das classische Land der höheren allgemeinen Bildung zu sein.

Die höhere Schule, wie sie heute dasteht, wird dieser Aufgabe nicht gerecht. Daß sie den Geist tüchtig schult, leider fast bis zur Erschöpfung, mag zugestanden werden; auch ein hoher ethischer Werth eignet ja der Schulzeit, die Gewöhnung an straffe Zucht, an eine treue Pflichterfüllung, und zur Ehre der deutschen Lehrerschaft sei es gesagt, daß sie hierin unsrer Jugend mit gutem Beispiele voran geht; für die Allgemeinbildung jedoch, die dem modernen Menschen Noth thut, aus der er seine Weltanschauung gewinnen soll, arbeitet sie nicht in genügendem Maße vor. Dies ist — wir wollen hier zunächst von einem Urtheil über den Lehrstoff selbst absehen — zum guten Theil darauf zurückzuführen, daß fast jedes Unterrichtsfach in zu scharfer Abgrenzung für sich gelehrt wird; die einzelnen Disciplinen haben nicht die nöthige lebendige Fühlung unter einander, sie wirken nicht befruchtend auf einander — wieder ein Mangel der zu weit getriebenen, zu spitz auslaufenden Facharbeit. Ueber die Gegensätze, die zwischen dieser und jener Disciplin seit jeher bestehen, die gerade unsre Zeit verschärft hat, und deren Aussöhnung ganz von der Persönlichkeit des Lehrers abhängt, will ich mich nicht weiter auslassen; leider stehen auf diesen gefährlichen Posten nicht immer die richtigen Leute, und nur zu früh tritt dann der Zwiespalt in die Seele des jungen Menschen, zu früh beginnt der bohrende Zweifel sein Zerstörungswerk an der Lebensfreude. So mancher Wissensstoff, der bei richtiger Behandlung sehr gut zum dauernden nützlichen Eigenthum des Schülers gemacht werden könnte, verliert auch seinen Werth dadurch, daß er zum bloßen Memorirstoff herabgedrückt wird. Dies habe ich besonders bei der Behandlung der Geographie gesehen. Unter diesen Umständen verflüchtigt sich das Schulwissen sehr schnell. Das Studium für die Fachprüfung, die scharf einsetzende Berufsarbeit fegen den Rest dieses Wissens hinweg, und nach zehn, fünfzehn Jahren steht man hierin dem Nichts gegenüber. Wir wandern ins Oedland des Specialistenthums, in das geistige Philisterium. Wer nun, angeekelt von der Halbheit seines Wissens, beginnt, seine Allgemeinbildung auf einen einigermaßen erträglichen Stand zu bringen, der weiß, welch hartes Stück Arbeit dies ist. Und gerade hierbei sieht man auch, wie wenig einem das Schulwissen nützt; es liefert allenfalls das Handwerkszeug für die geistige Arbeit, der Ideenschatz jedoch, den wir aus der Schule ins Leben mitgenommen haben, erweist sich, — urtheilen wir einmal milde, — als unzulänglich.

Und doch könnte es anders sein; es ist wohl möglich, daß die Schule eine Bildung giebt, die uns zum bleibenden großen Lebensgut wird; es könnte dabei auch die Ueberbürdungsfrage gelöst werden. — Was im Nachstehenden gesagt ist, gilt in erster Linie für das humanistische Gymnasium; in vielen Punkten werden aber auch die anderen höheren Schulen berührt.

Vor Allem eine scharfe Sichtung des gesammten Lehrstoffes; Beseitigung alles todten Schulwissens und bei der Verwerthung des bleibenden guten Lehrmaterials mehr Verbindung mit dem blühenden Leben. Hier kann schon das persönliche Auftreten des Lehrers Wunder verrichten. Nur nicht ständig vor den Kindern den Mann der strengen Wissenschaft darstellen wollen; das erkältet schließlich. Bietet ihnen doch hin und wieder eine gute Dosis erwärmenden Humors; das ermuntert sie und giebt ihnen den Muth, einfach und natürlich zu denken und zu urtheilen; und hierin liegt ja auch eines der kleinen Mittel, dem Jüngling die große Kunst näher zu bringen, die er später anwenden soll: die Lebenswerthe mit sichrem, unbefangnem Blick zu schätzen und darnach die Oekonomie des eignen Lebens einzurichten. Ueber den Humor in der Schule sind in einer kürzlich abgehaltnen Oberlehrerversammlung treffliche Worte gesprochen worden. Ich stimme ihnen von Herzen bei; denn wie oft habe ich schon selbst ein wohlthuendes Vergnügen darin gefunden, vor den eignen Sprößlingen die kalte, spröde Wissenschaft durch die Sonne des Humors aufzuthauen; wie schnell sie da immer aus der geistigen Erstarrung in das lachende Leben zurückkehrten. — Ob hierdurch nicht „das Erhabne in den Staub gezogen", der tiefe sittliche Ernst unsres Bildungswesens beeinträchtigt wird? Gewiß nicht; wir haben nicht zu befürchten, daß unzeitiger Scherz die Weihe stört, die vielleicht ein großer, edler Gedanke in das junge Herz getragen hat; gewiß nicht, dafür steckt in unsrer Schule doch noch zu viel des echten, ehrlichen Idealismus.

Gehen wir zunächst an die Geschichte heran. Die Lehrpläne der höheren Schulen stellen das Ziel für den Geschichtsunterricht zutreffend, wenn auch etwas geschraubt, mit der „Kenntniß der epochemachenden Ereignisse der Weltgeschichte insbesondere der deutschen und preußischen Geschichte, im Zusammenhange ihrer Ursachen und Wirkungen, sowie mit der Entwicklung des geschichtlichen Sinnes" fest. Aber kann dies Ziel wohl erreicht werden bei einem auf zwei, drei Stunden wöchentlich beschränkten Unterricht, zumal wenn noch der griechischen und römischen Geschichte ein so breiter Raum gewährt wird? Wo soll da die Vertiefung und vergleichende Durchdringung des Stoffes, das Verständniß für den inneren Zusammenhang der Ereignisse herkommen? Darum zunächst eine weitgehende Beschränkung des Unterrichts in der alten Geschichte, die ja in den oberen Stufen an die Lectüre der Classiker angelehnt werden könnte. Hier gilt so recht das ehrliche Wort Karl Simrocks:

In Rom, Athen und bei den Lappen
Da spähn wir jeden Winkel aus,
Dieweil wir wie die Blinden tappen
Umher im eignen Vaterhaus.
Ist das nicht eine Schmach und Schande,
Im ganzen deutschen Vaterlande?

Für die deutsche und preußische Geschichte dann eine größere Stundenzahl wöchentlich, unter gleichzeitiger weiser Beschränkung des Stoffes. Es sollten auch wirklich nur die epochemachenden Geschehnisse behandelt werden. Befreien wir uns doch endlich von der Leitfadenmethode, die den Schüler zwingt, mühselig sein Wissensschifflein zu Berg zu ziehen und Alles aufzuladen, was er unterwegs findet. Da

Digitized by Google

kann der Schüler, wenn er am Ziel des Schleppganges seine Ladung beschaut, doch gar zu leicht zwischen dem vielen Unbedeutenden das Bedeutende übersehen. Als einen wesentlichen Mangel im Geschichtsunterricht empfinde ich es übrigens, daß die Culturgeschichte unsres Volkes nicht mehr herangezogen wird. Gerade diese giebt ja erst den Geschehnissen Farbe, den auf der Weltbühne wandelnden Gestalten Fleisch und Blut. Die Schüler würden auch einmal erfahren, wie es eigentlich im Volke aussah, was das deutsche Volk als solches im Laufe der Jahrhunderte geleistet hat. Da würden denn die Werke unsrer großen Erzähler vielleicht am Platze sein. Läßt sich wohl das Ringen der Völker bei den großen Wanderungen lebendiger veranschaulichen, als etwa in Dahns „Kampf um Rom"? Kann uns deutsche Art, deutsches Denken und Empfinden näher gerückt werden, als etwa durch Freytags „Ahnen", durch seine „Bilder aus der deutschen Vergangenheit"? Ist wohl das starre Festhalten der märkischen Stände und Städte an ihren Gerechtsamen, der hartnäckige Kampf gegen die Hohenzollernfürsten, die dem höhern Ziel des Zusammenschlusses aller Kräfte zusteuerten, packender zu schildern, als in den Erzählungen von Willibald Alexis? Und sollte auch die Phantasie des Dichters hier und dort einmal zu frei geschaltet haben: der Geschichtslehrer hat es ja immer in der Hand, berichtigend einzugreifen. Von diesen Werken müßten nicht je ein, sondern je zehn, zwanzig Exemplare in den Schüler-Bibliotheken vorhanden sein. Sie müßten als „Privatlectüre" getrieben werden, und ich verspreche mir hiervon für unsre Jugend mehr Nutzen als von der Privatlectüre des Cäsar und des Titius Livius. Dann dürften unsre Knaben nicht ständig über grämlicher, undeutscher Historie hocken; da könnte uns Alten auch einmal die Freude werden, daß leuchtenden Auges ein Kind zu uns kommt: „Hör nur, wie dieser Held gesprochen!" Wir lauschen und kehren stilllächelnd zur eigenen Jugend zurück, — so schlugst Du auch mir einst ins Blut, Du alter, herrlicher, deutscher Sang.

---

## Ein Erfinder.

Zum 70. Geburtstage Josef Poppers.

Von Professor Dr. Alfred Klaar (Berlin).

Was immer man gegen die Geschwätzigkeit der Gedenkfreude in unsren Tagen einwenden mag: sie bietet neben dem Vortheil, den Blick auf die Vergangenheit zu klären, auch das Gute, daß wir uns des Reichthums unsrer eignen Zeit bewußt werden und nicht der niederdrückenden Stimmung des einseitigen Lobredners vergangner Tage verfallen. Nicht jedes Jubiläum schließt echten Jubel in sich, aber manchmal wandelt uns doch ein Gefühl wie die Huttensche Freude, zu leben, an, wenn ein Gedenktag uns daran erinnert, wie nahe bei uns ein erhöhtes, emportragendes Leben pulsirt, und wie unmittelbar wir mit den Trägern großer Gedanken verbunden sind. Solche Gefühle erzeugt mir die Erinnerung an den in den breiten Massen wenig gekannten, aber von großen Gruppen der Intellectuellen mit Recht verehrten originellen Denker Josef Popper, der am 20. Februar in Wien seinen siebzigsten Geburtstag beging. Nicht viele unsrer Forscher verdienen in so hohem Maße den Namen bedeutender Gegenwartsmenschen, berufener Sprecher unsrer Errungenschaften, wie dieser Techniker und Socialphilosoph, Poet und Erfinder, der bei aller Originalität der Anlage, bei aller Eigenthümlichkeit der Individualität zugleich ein gut Stück des geistigen und ethischen Gehalts unsrer Tage in seinem Leben und Wirken zusammenfaßt. Er hat nie massenhaft producirt und nie bei seiner Production mit der Masse gerechnet, aber jedes seiner Werke hat auf ernstere Geister bedeutend gewirkt und sie erkennen und erfühlen lassen, daß für unsre Auffassung der Lebensprobleme neue Grundlagen gewonnen sind. Noch höher aber als jedes dieser Werke steht mir der ganze Mann in der Unbefangenheit seines wissenschaftlichen Denkens, in der naiv-rücksichtslosen Frische seiner Lebensauffassung, in der edlen Sachlichkeit seines Wirkens, die der Selbstliebe nie das geringste Zugeständniß machte, und in der Methode seines Schaffens, die in ganz eminenter Weise der Ausdruck einer neu gewonnenen Vereinigung geistiger Kräfte ist. Popper ist Erfinder und Philosoph. Er ist beides — aber nicht etwa in ängstlicher Theilung der Arbeit und Sonderung der Kräfte, sondern in voller Einheit der Natur und des Wirkens. Er hat das technische Denken, das ihn zu anerkannt wichtigen Erfindungen und Entdeckungen führte, durchgeistigt und mit ethischen Bestrebungen erfüllt, und er läßt andrerseits seine constructive Kraft in social-philosophischen Arbeiten wirksam werden, die sich nicht nur mit theoretischen Untersuchungen und der Aufdeckung schwerer Schäden begnügen, sondern in erfinderischen Vorschlägen gipfeln. So erklärt es sich auch, daß er in höheren Jahren für die Früchte seiner Gedankenarbeit auch noch einen überraschend glücklichen poetischen Ausdruck gefunden hat; das erfinderische, gestaltende Moment seines Naturells gab auch hier seinen Gedanken Greifbarkeit, Sinnlichkeit und Körper. In der neuartigen Verwerthung der Kräfte wie in der großen humanen Tendenz seines Wesens erscheint er uns als einer der hervorragendsten Vertreter modernen Geistes.

Josef Popper stammt aus dem tschechischen Städtchen Kolin unweit Prag, ist aber der Sohn deutscher Eltern, die ihn unter dem Eindruck seiner früh offenbarten Talente für die technische Laufbahn bestimmten. In Prag und Wien absolvirte er die technischen Studien, und, kaum Ingenieur geworden, vollbrachte er als blutjunger Mensch, angeregt von Robert Mayers Arbeiten über die Erhaltung der Kraft, eine große wissenschaftliche That, die, wie später ein Berufener sich ausdrückte, die „bedeutendste Hinterlassenschaft des 19. Jahrhunderts an das 20." in sich schließt. Eigenthümliche Verhältnisse brachten es mit sich, daß er diese That nicht unmittelbar in Leben umsetzen konnte; aber die Priorität des großen Gedankens ist ihm nichtsdestoweniger an der competentesten Stelle zugesprochen worden. Mittellos, ohne einflußreiche Freunde und Förderer, außer Stande, eine umfangreiche Denkschrift in die Welt zu schicken oder gar eine technische Erfindung in einem Modell wirksam zu veranschaulichen, hinterlegte er 1862 — also erst 24 Jahre alt — bei der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien eine Arbeit in versiegeltem Couvert und bat, nach Verlauf von 20 Jahren die Siegel zu lösen und seine Ausführungen zur Kenntniß zu nehmen. Das Couvert enthielt einen epochalen Gedankengang, die Darlegung der dazumal noch unbekannten Uebertragbarkeit der elektrischen Kraft, auch schon mit der Nutzanwendung des Princips auf die elektrische Bewegung von Vehikeln. Als der berühmte Physiker Simony 1882 in einer Akademie-Sitzung die Siegel öffnete und den Inhalt mittheilte, konnte sich der nichts weniger als weichliche Mann der Thränen nicht enthalten. Kurz vorher waren die ersten elektrischen Trambahnen gebaut worden, die die neue, in unsren Tagen so großartig entwickelte Verwerthung der Elektricität einleiteten — dem erfinderischen Geiste aber, der fast zwei Jahrzehnte früher all diese Errungenschaften nicht nur vorher gesagt, sondern auch vorgezeichnet hatte, war der laute Ruhm und die goldene Frucht der Erfindung entzogen. Die wissenschaftlichen Kreise gingen indeß an der Thatsache der Popperschen Priorität um so weniger achtlos vorüber, als das technische Genie des Mannes sich zwischendurch in andren Richtungen längst durchgerungen hatte. Die Arbeit über elektrische Kraftübertragung erschien zuerst in den Sitzungsberichten der Akademie, dann in erweiterter Form als selbstständiges Werk, ein von Popper erfundener und nach ihm benannter Luft-Condensator wird in der industriellen Welt

Digitized by Google

hoch veranschlagt; seine sonstigen mathematischen und physischen Schriften, namentlich sein Werk über die Flugtechnik, gelten als klassisch in technischen Kreisen.

Während sich der Ruhm des Technikers immer mehr befestigte, trat der Socialphilosoph Popper mit einer merkwürdigen Schrift hervor, die zunächst engere Kreise tiefinnerlich beschäftigte, seit einigen Jahren aber — seit sie durch die dritte erweiterte Auflage (bei Karl Reißner in Leipzig, wie die meisten übrigen Schriften Poppers) dem größeren Publicum erst recht zugänglich gemacht worden ist — in ihren originellen und fruchtbaren Ideen immer mehr Beachtung findet. Das Buch, das an alle unsre Gesellschaftsprobleme mit genialer Unbefangenheit herantritt, behandelt vier große Fragen: die der religiösen Lehren und Uebungen, die Magenfrage, die Tendenz der Strafgesetzgebung und den Militärzwang. Es reizt in manchen Theilen zum Widerspruch und läßt andrerseits der Ausarbeitung manches geistvollen Vorschlages weiten Raum, da nicht jede Einzelschwierigkeit in der Construction überwunden erscheint. Aber es ist in seinem wesentlichen Gehalt ein echtes Erfinderbuch auf socialem Gebiete, es versucht die Anregung von Einrichtungen, die die Hauptschäden unsres wirthschaftlichen Lebens hinwegbannen müßten, und unterscheidet sich von allen „Utopien" und „Staatsromanen" durch die Ruhe und Sachlichkeit, die Bedächtigkeit und Beweiskraft der Entwicklung und durch den gewichtigen Umstand, daß Maßregeln für die Versicherung eines Existenz-Minimums vorgeschlagen werden, welche das Recht und die Bethätigung der Individualität, die freie Entfaltung des Unternehmergeistes in keiner Weise beeinträchtigen. Der originellste Hauptgedanke ist der einer „Nährarmee," die sich Popper nach der Art der Wehrarmee organisirt denkt, und deren Möglichkeit und Gedeihlichkeit er ausführlich darlegt. In dieser von ihm geplanten Einrichtung einer „Nährarmee" nimmt er — sein Buch erschien gegen Ende der siebziger Jahre — die große Bewegung für die Verwirklichung des Rechtes auf Arbeit und für die Versicherung gegen Arbeitslosigkeit vorweg, und was sich auf dem Gebiete dieser beiden brennenden Fragen, die uns durch so viele Krisen nahe gerückt werden, herausgestalten wird, wird den Grundzügen seines Vorschlages nahe kommen.

Während in dem genannten Hauptwerke Poppers vier praktische Fragen unsres gesellschaftlichen und Staats-Lebens an der Wurzel gefaßt und in den Bereich constructiver Phantasie emporgehoben werden, hat der Denker auf der Höhe des Lebens, etwa vor einem Jahrzehnt, sein inneres Verhältniß zu allen geistigen Strömungen unsrer Tage in poetischer Form dargelegt. Nichts Geringeres enthalten seine „Phantasie eines Realisten", die er Ende der 90er Jahre unter dem Decknamen Lynkeus veröffentlichte, zu denen er sich aber sofort bekannte, als eine Gruppe von Dunkelmännern im österreichischen Parlamente gegen das Buch Sturm lief. Die Phantasien eines Realisten sind Novellen, Legenden und Fabeln, die in der Formgebung an das Vorbild der Lessingschen Fabeln und der Herderschen Paramythien gemahnen. Was uns in Gehalt und Tonart überliefert ist, erscheint da im Lichte einer neuen geistigen Richtung und Auffassung. Neue Maßstäbe werden an geschichtliche Erscheinungen und Ueberlieferungen gelegt — neue Anschauungen in symbolischen, bedeutsamen, schlichten Erzählungen entwickelt. Den conventionellen Vorurtheilen, den fortgeschleppten geschichtlichen Fälschungen, den engherzigen Ueberlieferungen ist wohl niemals mit sanfterer Kühnheit, mit ruhigerer Heiterkeit der Krieg erklärt worden, als in diesen fesselnden kleinen Erzählungen, aus denen die Unbefangenheit freien Denkens wie etwas Selbstverständliches hervorspringt.

Der Lichtkern, der in den Phantasien eines Realisten nach so vielen Richtungen ausstrahlt, erscheint concentrirt in einem neuen Buche über Voltaire, das Popper vor einigen Jahren herausgegeben hat. Mit den Werken, die Textkritik und biographische Untersuchungen voranstellen, hat dieses namentlich nach der ethischen Seite hin bedeutende Buch nichts zu schaffen. Es ist vielmehr ein tiefgreifender Versuch, am Wesen und Wirken Voltaires — trotz aller von Popper nicht geleugneten Schwächen, die dem großen Aufklärer anhafteten — das vorbildliche Walten einer Kraft darzustellen, die sich ganz an die Freiheit der Erkenntniß und an die höchsten ethischen Bestrebungen hingiebt. Im rein geistigen Sinne ist dieses Voltaire-Buch seinem Verfasser zu einer Autobiographie geworden: es ist ein Spiegel seines eigenen, reinen, unbedingt an die Wahrhaftigkeit hingegebenen Wesens.

Poppers fruchtbringende Ideen werden erst allmälig in die Menge getragen werden, um deren Gunst der ernste, schlichte und sachliche Mann niemals gebuhlt hat. Aber auch abgesehen von dem Kreise seiner Fachcollegen, die längst seine hohe Bedeutung kennen, senden ihm heute zahlreiche, geistig bewegte Männer, die seinen Anregungen viel verdanken, darunter hervorragende Vertreter der Forschung auf den verschiedensten Gebieten, die Glückwünsche der Dankbarkeit ins stille Heim und grüßen in dem Siebziger einen der edelsten und gründlichsten Sprecher der Gegenwart, der hoffentlich in der vorwärts dringenden Vollkraft seines Geistes noch lange ein Gegenwärtiger bleiben wird.

---

## Ferruccio Busonis musikalisches Glaubensbekenntniß.

Eine kritische Betrachtung von Rud. Amplewitz (Berlin).

Unsre Zeit ist gewaltig. Gewaltig zunächst im Verneinen. Ein unerbittlich kritisch-scharfer Hauch wird mit seinem kalten Wehen mancher Blüthe verhängnißvoll. Von gewisser Seite aus wird man dies bedauern, von andrer nicht. Zu entscheiden, wer hier im Recht, ist müßig. Wer will der Freiheit des menschlichen Strebens Schranken ziehen? Und wer könnte einem Gebilde auf die Dauer Leben verleihen, das vor dem helleren Bewußtsein unwiederbringlich vergeht? Vor dem helleren Bewußtsein! Das Streben nach bewußtem Geistesleben ist offenbar das Zeichen der Zeit, es ist das helle Licht, das, von den Wissenschaften ausstrahlend, allgemach jeden Winkel durchdringt. Und so sehen wir denn auch das Musikleben der Gegenwart von einer Menge Fragen bewegt, über die der Streit hin und wieder wogt. Nicht der persönliche Streit, der noch bei jedem Auftreten eines Genies entbrannte, und dessen Grad von Heftigkeit fast stets einen untrüglichen Werthmesser gegenüber der neuen Erscheinung bedeutete. Ob für oder gegen Wagner, das kommt jetzt schon fast nicht mehr in Betracht, wenn wir der umstürzlerischen, von Grund aus revoltirenden Bestrebungen gedenken, die sich immer mehr geltend machen. Polyhymnia, die „Vielstimmige", wie bedeutend steht sie jetzt neben der hehren Schwester Euterpe! Sie schaut ihr über die Schulter; Beider Stimmen vermischen sich, und so vernehmen wir, unwillkürlich aufhorchend, manch seltsamen, neuen Klang, der die herkömmlichen, harmonisch rauschenden Accorde der tönenden Weise begleitet.

Eine solche Stimme, eine aus vielen, traf jüngst mein Ohr wie Drommetenklang. Sie tönte mir entgegen aus einem merkwürdigen Buche, und während das Auge die Seiten überflog und der Sinn sich aufs Höchste gefesselt fühlte, vernahm das Ohr die wunderbarsten Klänge. Welch eigenartige Persönlichkeit schon der Verfasser, Ferruccio Busoni! Ein Pianist allerersten Ranges, der nicht ausschließlich an „sein" Instrument denkt, im Gegentheil sich „sehr für Orchester interessirt", ein Violinconcert schreibt, „Theaterdichtungen für Musik" und einen „Entwurf einer neuen Aesthetik der Tonkunst" verfaßt! Letzterer, sowie die beiden „Theaterdichtungen" „Der mächtige Zauberer" und „Die Brautwahl" bilden den

Digitized by Google

Inhalt des vorerwähnten Buches. Der Eindruck war, um es kurz zu sagen, ein mehr als zwiespältiger.

Da ich oben von revoltirenden Bestrebungen sprach, will ich mich hier nur mit der letzten Hälfte des Bandes, mit dem „Entwurf einer neuen Aesthetik der Tonkunst" beschäftigen. Wie durch Zauberschlag fühlte ich mich in die Zeiten der Jugend versetzt, da ich emsiglich den musikalischen Studien oblag. Schon damals erfüllten mich ähnliche Gedankengänge und traten zu Tage in Fragen, die ich an meine Lehrer, hochvermögende Professoren, richtete, in Wendungen meiner Arbeiten. Aber da kam ich schön an! Jene Männer, die mir hätten Führer, Förderer, Erleuchter, Entflammer sein sollen, es waren, um mit Busoni zu reden, nur „Gesetzgeber". Seinen Satz: „Die Aufgabe des Schaffenden besteht darin, Gesetze aufzustellen und nicht Gesetzen zu folgen" drehten sie um. Sie sprachen von Classikern und geheiligter Tradition, jener Tradition, welche „die nach dem Leben abgenommene Gypsmaske ist, die, durch den Lauf vieler Jahre und die Hände ungezählter Handwerker gegangen, schließlich ihre Aehnlichkeit mit dem Original nur mehr ahnen läßt." Sehr treffend vergleicht Busoni die Form, die die Heroen der Tonkunst ihren Gedanken gaben, mit Euphorions, auf der Erde zurückgebliebenen Gewändern, den die „Gesetzgeber" entdecken und verwahren.

„Noch immer glücklich aufgefunden!
Die Flamme freilich ist verschwunden,
Doch ist mir um die Welt nicht leid.
Hier bleibt genug, Poeten einzuweihen,
Zu stiften Gild- und Handwerksneid;
Und kann ich die Talente nicht verleihen,
Verborg ich wenigstens das Kleid."

Diese, „das Kleid verborgenden" „Gesetzgeber" sind es auch, die die Bestimmung des Kindes „Tonkunst", zu „schweben", verleugnen und ihm „Gewichte" anhängen. „Das schwebende Wesen muß unanstößig gehen, wie jeder Andre; kaum, daß es hüpfen darf — indessen es seine Lust wäre, der Linie des Regenbogens zu folgen und mit den Wolken Sonnenstrahlen zu brechen." Diese geistreichen Sarkasmen zeichnen die Art des Kunstunterrichts, den ich Jahre lang als Eleve der Königlichen Akademie, Section für musikalische Composition, genoß, so treffend, als wäre ihr Verfasser auch, beinahe hätte ich gesagt, ein — Leidensgefährte gewesen. Aber ich kann mir nicht helfen, noch heute — nach reichlich einem Viertel-Jahrhundert — kann ich nicht ohne Bitterkeit an jene Zeit denken. Von dem höchsten Kunst-Institut des Staates sollte man auch die höchsten, feinsten, edelsten Unterweisungsformen erwarten. Aber wie trocken und handwerksmäßig ging es zu, und wie dürftig waren, was doch bei der Tonkunst so wichtig, die Anschauungsmittel. Wie will z. B. der Schüler orchestrale Wirkungen beurtheilen lernen, wenn seine dahin zielenden Arbeiten am — Klavier abgethan werden? Und wenn wir Zutritt zur Königl. Oper hatten, da gab es keinen andern Platz für die angehenden Künstler, als das Steh-Parterre. Auch den zu Zeiten nicht, z. B. nicht bei hervorragenden Neuheiten, die uns doch hätten in erster Linie zugänglich gemacht werden sollen. Welchen Gegensatz bilden hierzu unsre größeren Privat-Institute! Welch reiche Gelegenheit bietet sich hier durch die vielen öffentlichen Aufführungen Ausübenden wie Schaffenden, hervor zu treten, ihre Kraft zu erproben, ihr Talent zu zeigen. Charakteristisch ist in dieser Beziehung die Aeußerung des Leiters eines solchen größern Instituts, als ich ihm gelegentlich sagte, daß es mir nicht beschieden, zu meinen Lehrern die rechte Fühlung zu gewinnen. „So," meinte dieser liebenswürdige, wenn auch etwas sarkastische Herr, „die (an der Akademie) müssen ja Talente schockweise haben; man merkt bloß nichts davon."

Doch zurück zu Busoni! Was enthält seine geistvolle Schrift Treffliches über die bisherige Entwicklung der noch so jungen Tonkunst, ihren Grundcharakter, ihre Abzweigungen! Wie originell ist die Art und Stellung ihrer größten Meister gezeichnet! „Wagner," heißt es da, „ein germanischer Riese, der im Orchesterklang den irdischen Horizont streifte, der die Ausdrucksform zwar steigerte, aber in ein System brachte (Musikdrama, Deklamation, Leitmotiv), ist deßwegen nicht weiter steigerungsfähig. Seine Kategorie beginnt und endet mit ihm selbst; vorerst, weil er sie zur höchsten Vollendung, zu einer Abrundung brachte; sodann, weil die selbstgeforderte Aufgabe derart war, daß sie von einem Menschen allein bewältigt werden konnte. Die Wege, die uns Beethoven eröffnet, können nur von Generationen zurückgelegt werden. Sie mögen, wie Alles im Weltsystem, nur einen Kreis bilden; dieser aber ist von solchen Dimensionen, daß der Theil, den wir von ihm sehen, uns als grade Linie erscheint. Wagners Kreis überblicken wir vollständig."

Doch genug der Anführungen. Gegen Schluß seines Werkes deutet der Verfasser einen neuen Weg an, den er der Kunst der Zukunft empfiehlt. Ob freilich dieser Weg „nach oben" zur Entwicklung einer neuen, großen Kunst führt, scheint mir ungewiß. Das wahre Kunstwerk wird nicht auf dem Wege des Kalküls, sondern des intuitiven Schauens geboren. Soll ein Neues entstehen, so ist dafür eine neue, geistige Welt, sind hieraus sich ergebende neue, gewaltige Stimmungen, die die Seele des Schaffenden bewegen, Vorbedingung. Das Genie wird dann schon die entsprechenden Formen finden, oder vielmehr, sie werden in ihm sich gestalten, werden wie durch Zauberschlag plötzlich vor seinem geistigen Auge stehen, werden sich ihm förmlich aufzwingen, ohne daß es sich im Augenblick könnte Rechenschaft abgeben, warum es so zu machen sei, und ohne, daß es vorher auch nur ahnen konnte, wie sich das Neue gestalten würde. Es wird nur darauf ankommen, das Keimende schnell genug festzuhalten. „Vom eigentlich Productiven ist Niemand Herr; wir müssen es Alle nur so gewähren lassen," so ungefähr spricht sich Goethe über den wunderbaren Proceß der geistigen Zeugung aus. Neue Combinationen dürfen nicht erklügelt sein, sondern müssen der Seele des Schaffenden unmittelbar entquellen. Haben wir doch leider nur schon zu viel erklügelte Musik! Damit möchte ich aber nicht jener andern, sich ebenfalls immer mehr breit machenden Gattung das Wort reden, die, aus unklaren, verschwommenen, nebelhaften, sozusagen „Ueber-Empfindungen" entspringend, dementsprechend ins Formlose zerfließt. Nicht jedes Empfinden ist werth, im Kunstwerk verewigt zu werden, und wenn schon jeder Mensch nach möglichster Veredelung zu streben hat, um wie viel mehr der Künstler! Was nicht in der Seele ist, kann nicht heraustönen. Darum wird die Kunst steigen oder sinken, je nachdem der ideelle Standpunkt der Menschheit höher oder tiefer liegt. Wenn ich nun demgemäß im weiten Bereich der Musikproduction aller Völker Umschau halte, dann verstehe ich Nietzsches, von Busoni angeführten Ausspruch nicht, laut dessen er gegenüber der deutschen Musik „mancherlei Vorsicht für geboten hält". Ich halte „mancherlei Vorsicht" gegenüber jenen, oben gekennzeichneten Arten, oder vielmehr Ausartungen der Musik, wie sie uns grade das Ausland so oft bescheert, sowie überhaupt gegenüber Nietzsches Auslassungen über seine eignen musikalischen Vorstellungen für sehr geboten.

Was sich auch im Einzelnen gegen Busonis Ausführungen einwenden ließe, sie verdienen es, gelesen zu werden.

Digitized by Google

## Brief an einen literarischen Anfänger.

Einige Wahrheiten von Karl Bleibtreu (Berlin).

(Schluß.)

Und wenn man an die Wiener denkt, fällt einem noch ein Typ ein, der so recht bekundet, wie der Ernst des Schaffenstriebes sich unabläßig minderte. Gewiß stak Hermann Bahr voll Frivolität und Geckerei, wurde daher im Kreis der wirklichen Stürmer über die Achsel angesehen als bloßer Faiseur. Doch da that man ihm Unrecht. Nein, selbst in diesem Sensationslüsternen, zum Salonposeur Prädestinirten lebte ein Hauch vom wahren Lebensodem der achtziger Jahre. Er wollte etwas. Zugegeben, er spinnt Feuilletons als Theaterthesen, er läßt sich vom gefallsüchtigen Verstand regieren und ihm mangelt jedes Fluidum poetischer Stimmung. Aber der Mann selber bleibt doch ein Jemand, eine Persönlichkeit von vielfachem Wollen. Nun wohl, selbst dieser weltkluge Faiseur und Poseur hat literaturgeschäftlich Bankrott gemacht, weil er kein Aesthete, sondern ein Dränger sein wollte. Und ein so winziges Talent, wie Hartleben protzte als literarischer Stern erster Größe, bloß weil er, theils frech, theils spießerisch, seinen Philisterhumor stylistisch herausputzte und feilte. Denn nichts, gar nichts versteht diese Banausenästhetik der Moderne, als die „Form" in ihrer äußerlichsten Art, wobei sie wie Hauptmann und Andere von innerer Formlosigkeit strotzen mag. Dies hat auch ganz allein dazu verführt, in zwei merkwürdige Phänomene, Fontane und Liliencron, Dinge hineinzulegen, die ihnen nicht zukamen. Diese sind freilich keine bloßen Aestheten oder Constructeure, ihnen floß poetisches Empfinden aus dem Leben selber und man wird ihnen eine Aehnlichkeit mit Maupassant nicht absprechen können. Aber dessen Gesichtskreis dehnte sich noch weiter aus, während Liliencron in Junkerschneidigkeit und Fontane in kleinbürgerlicher Weltweisheit stecken blieb. Der Eine schwelgt in sinnlicher Formdrechselei, der Andere in einer Manierirtheit behäbiger Causerie, deren Lebensunechtheit nur Naiven nicht auf die Nerven fällt. Das Echte in Beiden, ein kleines, aber echtes Lebensgefühl, würde jedoch nie verherrlicht worden sein, wenn nicht sowohl das Unechte als besonders das Kleine sie dem Zeitgeschmack empfohlen hätten. Bei Liliencron gefielen seine Sinnlichkeit und seine Phrasen gegen Moralheuchelei, bei Fontane sein Protest gegen Feierlichkeit, wozu ihm aber im Grunde alles Großgeartete wurde. Denn es gehört höhere Reife dazu, in solchem Feldzug gegen Pathos und Phrase selbst nur unfreiwillige — Phrase zu sehen. Man macht aus der Noth eine Tugend. Weil man selber aller Größe entbehrt, erklärt man das Kleine für das einzig Wahre. Und dabei läßt Fontane mit seiner snobistischen Vorliebe für den Adel seine Junker und Baronessen so geistreich causiren, wie in einem Bureau d'Esprit der Rokokozeit. Es ist alles unwahr, auch die stillvornehme Gesinnung und Herzensgüte eintönig manierirt. Handlung giebts nicht, lauter Idyllen zum Todtgähnen. Man braucht nur Alexis' „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" mit Fontanes „Schach von Wuthenow", „Vor dem Sturme" (ein reines Mailüftel!) zu vergleichen, um die ganze zwerghafte Engbrüstigkeit dieser Genre-Muse zu ermessen. Bei Liliencron aber wuchert unmittelbar die Phrase des geschwollenen Wortprunks, obendrein Kleist copirend oder richtiger karikirend. Seine Ritterdramen suchen Kraft bloß in schönen Gesten. Günstigsten Falls sind Beide lyrische Stimmungsmacher, hierin allerdings echt, voll Eifer für künstlerische Abrundung ihrer Einfälle, aber immer viel Sauce und ein mageres Stückchen Fleisch. Aber ach! Alles das, was wir Höhersuchenden an solchen Episodendichtern vermissen, dies gerade will die Zeit ja gar nicht, das verpönt sie, haßt sie geradezu. Wars früher anders?

Ach nein! Begeisterte junge Anfänger lassen sich stets vom falschen Pathos der Literaturgeschichten blenden. Da wird jede Größe zuletzt gekrönt, und wenn es mal einem Bedeutenden an Anerkennung fehlte, erscheint sein Leiden in verklärtem heroischem Lichte. Man vergißt nur, daß zwar Ben Akibas „Alles schon dagewesen" Recht hat, daß aber andererseits kein Blatt genau dem andern gleicht. So ists allerdings nichts Neues, daß Geniale bei Lebzeiten nicht die gebührende Beachtung finden und manchmal nicht mal bei der Nachwelt. Die Schicksale von Kleist, Shelley, Grabbe und im gewissen Sinne Musset zeugen laut. Traurigen Wirrwarr richtet eine gefälschte Literaturgeschichte an, indem sie Goethes und Schillers literarische Stellung bei Lebzeiten mit Weihrauchnebel verhüllt: thatsächlich waren Kotzebue, Iffland, ja sogar Romanschmierer wie ein gewisser Lafontaine hundert Mal populärer und gelesener. Kamen Ausländer nach Deutschland, wollten sie vor Allem den weltberühmten Kotzebue sehen, dessen Stücke sogar in englischer Adoptirung als Zugstücke in London Furore machten. Und liest man eine der besten Biographien, die je geschrieben sind, die von Nina Hofmann über Dostojewski (Verlag Hofmann & Co.), so findet man diesen größten russischen Autor meist in trauriger Lebenslage, indeß seine Kollegen von Puschkin bis Tolstoi sich gediegener Einkünfte erfreuten. Aber dieser Fall giebt gleich zu denken. Denn hat trotzdem Dostojewski nicht zuletzt ungeheuere Popularität genossen? Und wenn sich dies dadurch abschwächen läßt, daß er eben moderne Romane, d. h. das dem Massenverständniß Zuträglichste schrieb, gedeiht nicht überhaupt die ganze russische Literatur auf allen Gebieten? Und das soll ein halbbarbarisches Land sein, wo man außerdem in höheren Kreisen massenhaft ausländische Literatur verschlingt, neun Zehntel der Bevölkerung aber für literarische Interessen überhaupt nicht in Betracht kommen. Wir sind nun zwar überzeugt, daß es unter den Muschiks, die lesen können, viel mehr solche giebt, die Tolstois oder Gorkis Schriften lesen, als irgendwo Bauern in Europa einen einheimischen ernsten Autor. Aber in jedem Fall sollte es uns erröten machen, daß unter den Vornehmen und Bürgerkreisen Rußlands sich eine breite Schicht von wahrhaft Gebildeten findet, von der die russische Literatur, obschon die polnische noch nebenbei im gleichen Reiche florirt, aufs Glänzendste leben kann. Noch mehr: nach eigenen erstaunlichen Erfahrungen stelle ich fest, daß deutsche Werke, die in der lieben Heimath kaum Beachtung fanden, in Rußland weitbekannt sind, daß überhaupt das literarische Bildungsniveau der Russen, allerdings auch der russischen Juden, hoch das Deutsche überragt. Und wie hier bei einem so kleinen Sprachgebiet — mehr als 15 Millionen, die überhaupt russische Bücher lesen könnten, wird man kaum rechnen dürfen in einem Land von Analphabeten —, begegnet man auch in Italien und Spanien, wo die Lesensunkunde ähnlich vorherrscht, bedeutendem Absatz literarischer Werke, obschon in diesen Ländern die französische Literatur concurrirt. Letztere mit ihrem Massenabsatz (selbst Autoren zweiten Ranges bringen es stets auf zehnte Auflage) hängt freilich dabei mit vom Ausland ab, doch nur in sehr seltenen Fällen (Zola) fällt dies ernstlich ins Gewicht, übrigens immer nur bei Romanen. Die englische Literatur erreicht so riesige Absatzziffern, daß die höchstens 50 Millionen Engländer inclusiv der Colonien und etwa 40 Millionen hierfür in Betracht kommende Amerikaner (die Volksmassen der Deutschamerikaner sind gar nicht im Stande, ein größeres englisches Buch zu lesen) dafür keine Erklärung böten, wenn eben Briten und Yankees — Deutsche wären! Denn wie Erstere an einer fast übertriebenen Lesesucht, so leiden Letztere an dem geringsten ernsten Lesebedürfniß unter allen Nationen. Selbst die berüchtigten Leihbibliotheken haben verhältnißmäßig geringen Verkehr. Früher entschuldigte man den Abscheu der Deutschen vorm Bücherkaufen mit ihrer Armuth, heut fiel dies ganz weg, doch die Dinge haben sich nicht wesentlich gebessert, höchstens Modesachen werden vorübergehend aus banausischen Gesellschaftsgründen in Massen gekauft. Bedenkt man nun, daß in Europa etwa 78 Millionen

Digitized by Google

Deutsche leben, in Amerika 55 Procent deutscher Herkunft sind, außerdem in Skandinavien, Holland, Rußland sehr viel Deutsch gelesen wird, und deutsche Wissenschaftswerke jeder Art den Büchermarkt auf diesem Gebiet beherrschen, so lehrt statistisches Ergebniß der deutschen Literaturzustände, daß die Angehörigen dieses größten Sprachgebiets (fast so groß wie das englische und französische zusammen in Europa) die allergeringsten geistigen Genußbedürfnisse haben müssen. Daß dem so ist, lehrt ferner die sociale Stellung eines deutschen Autors im Vergleich zu jener eines Ausländischen. Im Allgemeinen kennt der Deutsche nur zwei Sorten von „geistiger“ Anregung: die Presse und das Theater. Letzteres, also das seichteste oberflächlichste Amüsement, regiert in einem Umfang, wovon man in anderen Ländern keine Ahnung hat. Dabei wird aber dies Circusvergnügen mit ästhetischer Weihe begossen, ein heuchlerisches Bildungsmäntelchen darüber gehängt. Man kann den Unfug, Poesiewerthe nach Theatereindruck abzuschätzen, sofort durch folgende Fragen entlarven: hat ein Theater je mit historischen oder symbolistischen Tragödien einen Erfolg erzielt? Nein. Kommen neun Zehntel der Theatererfolge nicht auf sogenannte Lustspiele und noch lieber auf Possen? Ja. Hat je ein feinsatirisches Lustspiel wie z. B. Rüderers „Fahnenweihe“ Erfolg gehabt? Nein. Warum gefielen Sudermanns Stücke? weil sie angeblich moderne Tendenzconflicte sensationell behandelten? Ja. Warum die Hauptmanns? weil sie angeblich moderne Psychologie an unsern heutigen Untermenschen docirten? Ja. Was also lockt selbst im günstigsten Falle das Publicum an, das Poetische, Großzügige? Nein, das Ewig-Kleine, Banale der Tagesströmung. Was hat also das Theater mit der hohen Poesie zu schaffen? Nichts. Verlohnt es sich überhaupt, Dramen großen Styls dem Bühnenpöbel auszuliefern? Nein, denn sie würden doch nie etwas Anderes erzielen als „Achtungserfolg“. Alles, was über die gemeine Niedrigkeit der Dinge emporstrebt, bleibt hier — Buchdrama. Günstigsten Falls tummeln strebsame Dilettanten in Freien Bühnen oder Naturfestspiele ihr Steckenpferdchen gemeinsam mit andern Dilettanten und nennen ihr kindliches Vergnügen dann Wiederbelebung des ernsten Dramas, oder manirirte Euphuisten wie der talentvolle, aber innerlichst kraftlose Herbert Eulenburg reden einigen Ignoranten, die natürlich von andern echten Dramen großen Styls nie gehört haben, den Wahn ein, diese Krampfzuckungen seien ein ganz neues Einlenken in „classische“ Bahnen. Die Theaterleiter selbst sind entweder bloße Geschäftsleute oder, wenn sie literarische Aspirationen haben, auf irgendwelche Cliquen eingeschworen und, wo dies nicht unmittelbar zutrifft, völlig abhängig von Modeatmosphäre. Wäre dem nicht so und irgendwo ehrlicher Eifer vorhanden, würde man längst viel bedeutendere Dramen eines nicht unbekannten Dichters überall wenigstens probeweise aufgeführt haben, um „etwas für die Literatur zu thun“. Nein, wo immer angeblich etwas aus reineren Kunstgründen geschieht, d. h. ohne Berechnung des Kassenerfolgs, sprechen ausschließlich persönliche Einflüsse mit. Ein paar Ausnahmefälle, die man constatiren könnte, bestätigen nur die Regel.

Im Romangebiet giebt zuvörderst materiell den Ausschlag, ob sich etwas für Tages- und Familienblätter eignet. Wo aber in Buchform ungewöhnlicher Absatz erzielt wird, handelt es sich entweder um Tagessensation („Jena oder Sedan?“) oder Kritikreclame („Jörn Uhl“) oder riesenhafte Buchhändlerreclame („Götz Kraft“ u. s. w.). In keinem Fall hat das Kunstinteresse damit zu thun und alles Erzählende großen Styls, das sich nicht um windige Augenblicksmache oder faule Erotik dreht, findet überhaupt kein Publicum. Drollig sind auch die Vorstellungen des Laien über die Abschätzung des Wertvollen in Artikelform. Hier wird nicht das Bedeutende, Tiefe, Gründliche, sondern das seicht Feuilletonistische begehrt. Außerdem aber muß der Naive erst lernen, daß selbst bei Sachen, die anstandslos für ein betreffendes Blatt passen würden, lediglich persönliche Gunst oder Mißgunst der Redaction entscheidet.

Wirklicher Werth oder relativer Unwerth einer Arbeit kommen im Literaturgewerbe überhaupt nicht in Betracht, sondern stets nur geschäftlicher oder persönlicher Standpunkt. Von dem Kritikhandwerk, wo der Lober und Tadeler fast stets mit gebundener Marschroute marschirt, wollen wir schon gar nicht reden.

Wie wird Ihnen? Nicht wahr, die allgemeine Weltgemeinheit erscheint noch gemeiner, wenn sie auf sogenannten geistigen Gebietern alleinherrscht? Doch mit dieser Berufs-Misère könnte man sich noch abfinden, wenn wie im alten Deutschland und sonst in allen andern Ländern wenigstens ein ernstes literarisches Publikum vorhanden wäre, das selber urtheilen kann und sich nichts vormachen läßt. Hier aber irrt Ben Akiba gewaltig, denn sowohl die unerhörte Ausdehnung der Presse (lies: Capitalismus) als das ebenso unerhörte Milieu eines ausschließlichen Industriezeitalters brachte eine Atmosphäre zu Stande, wie sie nie zuvor den idealen Geistesarbeiter erstickte.

Ich sehe Sie zum Schluß noch mit der naiven Frage kommen: wie kann man Bedeutendes, sobald es einmal gedruckt vorliegt, unterdrücken? Ach, das heutige deutsche Publicum, jeder literarischen Bildung baar, schwört blind auf jedes Geschwätz der Presse, und liest natürlich nicht, was diese nicht empfiehlt. Wenn aber, dann zieht diese Sippe einen solchen Nebel ästhetischer Gemeinplätze zusammen, daß der Naive verzichtet, seinen eigenen Eindruck zu behaupten, und achselzuckt: dies augenscheinlich geistig Bedeutende möge ja wohl „künstlerisch“ minderwerthig sein. Gegen diese faule Falle wappnet sich aber folgende logische Synthese: 1. Form ist stets relativ und obendrein wechselnd, die Form der größten Dichter der Vergangenheit würde heute verworfen werden. 2. Wo bloß Formreiz und Anpassung an Zeitgeschmack vorwaltet, geht die Nachwelt darüber hinweg, weil eben die Form wechselt. 3. Kritik unter formalem Gesichtspunkt ist daher immer falsch, weil es feststehende Form nicht giebt. 4. Das Absolute ist nur der geistige Inhalt, theils das Gedankliche, theils die innere Leidenschaft. Diese zu erkennen und zu würdigen ist aber natürlich unendlich schwerer. So löst sich das dem ästhetischen Pharisäerphilister unfaßliche Räthsel, warum echte Genialität so selten bei Lebzeiten vollgewürdigt wird, denn nicht das absolute Wollen, sondern das relative Können wird leicht begriffen. Was ich Ihnen rathe? Fliehen Sie die Literatur, wenn Sie ein Echter sind!

---

## Zwei Lieder.

Von Friedrich Kayßler (Berlin).

### Das Schweigen.

Im grünen Zimmer ist es still,
der Mann sitzt in der Ecke,
kein Stäubchen an die Sonne will
aus seinem Verstecke.

Die Sonne scheint und scheint herein
trotz der dunklen Ranken,
an den Wänden die Bücher schlummerten ein
schwer von Gedanken.

Der Mann in seiner Ecke wacht
hinter verhängten Lidern:
In welchen Fernen wohnt die Macht,
sein Schweigen zu erwidern?

Digitized by Google

Drunten in einem andern Raum
sitzt eine Frau in hellem Traum.
Sie lächelt bloß.
Da flieht die Sonne zu ihr in den Schooß —

und läßt den Mann in seiner Nacht.
— Hat nicht ein Knabe im Garten gelacht? —
Das Schweigen floh. Die Frau steht auf und neigt das Ohr: —
dann steigt sie lächelnd die Treppe empor.

### Traumlied eines Menschenkindes.

Eine Weise weiß ich aus Irgendland,
wo vielleicht einmal meine Wiege stand.
Vielleicht.

Eine Wiege aus Sand, eine Wiege aus Gras,
oder war es sonst ein Wunderwas —
ein Was?

Eine Wiege aus Eis, eine Wiege aus Schnee,
die thaten beide dem Kinde nicht weh —
o nein.

Eine Wiege aus Nebel und weitem Raum —.
Und vielleicht ist alles nur ein Traum.
Wer weiß?

Ich weiß nicht wie, ich weiß nicht mehr;
es ist ja so endlos lange her.
So lang.

Meine Seele ist schwer von all der Zeit,
und Irgendland, das liegt so weit.
So weit.

Und wüßt ich, wann und wo und was —
ich wüßte wohl nicht mehr als das,
als das:

Du, Du und ich, und ich und Du —
und all die unzähligen Sterne dazu.
O ja.

---

## Ein geistlicher Herr vor 500 Jahren.

Culturhistorische Studie. Von Conrector **Denecke** (Barth).

Wir schreiben das Jahr des Herrn 1407. — Es war die Zeit, als der erste Hohenzoller in der Mark die Quitzows und ihre Raubgenossen bändigte.

In Pommern, in der reichen Hansestadt „Zum Sunde", jetzt Stralsund genannt, waren drei große Pfarren und mehrere Capellen. Da diese nun keinen Grundbesitz hatten, um davon den „Kirchherrn" (wir würden sagen: Generalsuperintendenten), sowie die Pfarrer und andern Kirchendiener zu erhalten, so mußte der Unterhalt dieser Leute durch Opfer bestritten werden, die die Gemeinde darbrachte. Der „Kirchherr" war Herr Kort Bonow, ein pommerscher Edelmann und reisiger Dienstmann des Bischofs von Schwerin. Er lebte wie ein großer Herr von den „Opfern", und die Pfarrer wie „große Prälaten"; auch die Kaplane, Küster, Chorschüler und andre Kirchendiener konnten sich gar stattlich halten. Der Reichthum der Hansestadt war mächtig gewachsen, und bei Kindtaufen, Hochzeiten und Begräbnissen lud selbst der gemeine Mann nicht nur seine Verwandten, sondern auch seine Freunde und Nachbarn ein, und diese alle opferten. Um sich nun vom „gemeinen Mann" nicht übertreffen zu lassen, steigerten die Reichen „die Pracht unerträglich hoch", sonderlich bei Begräbnissen und Seelenmessen. Da wurde oft nicht nur an einem Altar, sondern an dreien oder vieren geopfert, ja sogar an jedem drei Mal. — Menschliche Eitelkeit! Da hatte der Rath ein Einsehen, und, um die liebe Armuth nicht zu sehr zu belasten, fing er an, neue leichtere „Pfennige" (Denare, kleine Silbermünzen) zu prägen. Doch war der sehr energische Kirchherr, Herr Kort Bonow, damit nicht einverstanden, ebenso wenig seine Unterpfarrer. Diese wollten beim Opfer in der Kirche die neuen Pfennige nicht annehmen, sondern warfen sie den Leuten vom Altar wieder zu, und der Kirchherr beklagte sich über die Schmälerung seiner Einkünfte. Der Rath ließ sich auf Nichts ein. „Es stünde ja in eines Jeden Belieben, wie viel er geben wolle. Eine pflichtmäßige Leistung sei es nicht, sondern nur guter Wille." Dagegen erklärte der Kirchherr das Opfern in hergebrachter Weise für Pflicht. „Wollte man es abschaffen, so solle man die Kirchen mit festen Einkünften versorgen. Dann wolle er und seine Diener „mit der Lauserei zufrieden sein". — Der Streit entbrannte heftiger. Der Kirchherr verließ die Stadt und kündigte denen vom Sunde die Fehde an.

Am Tage Sancti Hieronymi (30. Sept.) 1407 erschien er mit drei Fähnlein Fußvolk und dreihundert gepanzerten Reitern von seiner adligen Freundschaft vor der Stadt, und was er draußen an Arbeitern und Bürgern fand, denen hieb er die Hände und die Füße ab, und alle Höfe vor der Stadt brannte er nieder und schleppte das Vieh und die Bauern hinweg. Und da er Nichts mehr zu thun sah, stieg er vom Rosse und tanzte im vollen Panzer „den Sundischen zum Spotte". So sah ein Generalsuperintendent vor 500 Jahren aus! — Die Bürger schlossen die Zingeln und Thore und getrauten sich nicht hinaus. Herr Kort Bonow aber mit seinen geharnischten Kaplanen zog weiter und plünderte Sundische Dörfer aus und zündete sie an, und „es wehete das Feuer um die Stadt her". Da war ein großer Rumor und Schrecken in der Stadt, und drei Unterpfarrer standen auf dem Markte, und als man das Feuer von den Dörfern aufschlagen sah, spotteten sie der Bürger und sprachen: „Sehet, das sind die Seellichte (Begräbnißkerzen), die Euer Kirchherr Euch anzündet. Dazu müsset Ihr noch opfern!"

Da ergrimmte das Volk und jagte die drei Pfaffen und alle andren, wohl an die hundert, in ein Haus und pfählte es zu und wollten sie alle verbrennen. Obwohl nun die Rathsherren genug zu thun hatten, um die Stadt vor einem etwaigen Ueberfall zu schützen, ließen sie Alles stehen und liegen und rannten unter den aufgeregten Volkshaufen, um das unbesonnene Vorhaben zu verhindern. Ein Haufe der ältesten und verständigsten Bürger kam ihnen zu Hülfe und besetzte den Eingang des Hauses. So versuchte denn der Rath durch eindringliche Bitten und Vorstellungen, daß die meisten dieser Priester Bürgerkinder und an dem vergossenen Blute unschuldig seien, die Gefangenen zu retten. Ihren Ermahnungen antwortete wildes Geschrei: „Die Pfaffen wären alle Schelme, Diebe, Bösewichte. Sie hätten die Sache mit anrichten helfen. Darum sollten sie brennen, daß sie stünken, ob sie auch ihre Schwestern oder Mütter wären." — Endlich aber gelang es dem Rathe, die Freilassung der Pfaffen zu erlangen, mit Ausnahme der drei Unterpfarrer, die das Volk verhöhnt hatten. Diese wurden gestoßen und geschlagen und in einem großen Feuer auf dem neuen Markte „zu weißer Aschen verbrannt". Und der Pöbel schrie: „Zu Brande habt Ihr Lust gehabt, so habt Ihr Brand bekommen!" — Als nun aber in den nächsten Tagen von den Dörfern arme Bauern, die durch Raub und Brand alles Ihrige verloren hatten, in die Stadt kamen, da ergrimmten die Sundischen noch viel mehr und zogen aus und machten die Güter und Häuser der Edelleute, die es mit dem Kirchherrn gehalten hatten, dem Erdboden gleich. Dadurch freilich zogen haben sie sich noch mehr Feindschaften des Adels zu.

Herr Kort Bonow muß nicht nur ein sehr gewaltthätiger, sondern auch kluger und zielbewußter Herr gewesen

Digitized by Google

sein. Er wurde oberster Rath der Herzogin-Wittwe von Wolgast und Vormund der herzoglichen Kinder, außerdem Administrator im Stifte zu Kammin. Sein Haß gegen den Sund blieb derselbe. Er focht mit Hülfe des Bischofs von Schwerin die Stadt „beides mit Gewalt und Recht“ an und brachte sie in große Bedränguiß, in Acht und Bann. Und darin sind die Sundischen geblieben sieben Jahre lang. Sie durften nicht aus dem Thore ziehen; denn wo man sie bekam, „da würgete man sie wie die Hunde“. Da haben sie endlich Buße gethan und haben dafür, daß sie geweihete Leute verbrannt hatten, im Dome zu Schwerin ein neues Gewölbe bauen und darauf schreiben müssen, daß sie dies ihrer Missethat wegen thun mußten.

Herr Kort Bonow aber nahm im Jahre 1419 ein blutiges Ende. Er wurde vom Herrn Degener Bugenhagen, Erbmarschalk des Landes Bard, erschlagen, wie man sagte, aus Neid wegen seines großen Einflusses auf die Herzogin. Da hat die Herzogin den Herrn Degener gefragt: „Herr Degener, warum habt Ihr unsern Mann erschlagen?“ — Und da hat der Herr Degener geantwortet: „Gnädige Frau! Ich habe nicht gewußt, daß er Euer Mann gewesen ist. Sonst wollte ich es gewiß nicht gethan haben.“ — Da ward die Fürstin sehr zornig, weil er ihre Worte „zu Unehren“ verkehren wollte (nämlich Lehnsmann zu Ehemann) und befahl, ihn zu ergreifen; aber er entfloh nach dem Sunde, der alten Feindin des Herrn Kort Bonow. Da er nun aber auf die Länge dort nicht bleiben konnte, bat er den jungen Schwager der Herzogin, Herzog Wartislaff, um Fürsprache bei der Herzogin und um Vermittlung. Der junge Wartislaff war dazu bereit und setzte einen Sühnetermin in der Mühle zu Garbodenhagen bei Stralsund an, zu dem auch die Bürgermeister geladen wurden. Diese kamen aber nicht, denn sie hatten „einen Argwohn, es möchte übel ausgehen“. Der Herr Degener kam, und Herzog Wartislaff versprach, Alles zu thun, was er könnte, um die Herzogin zu versöhnen, lud auch den Herrn Degener zu Gaste. Als sie nun bei Tische sitzen, da kam der Fürstin Marschalk Vicke Behr (wohl ein Vorfahr derer von Behr und des Grafen Behr-Negendanck), ein Freund des Kort Bonow, mit vielen Reitern in den Hof der Mühle. Der junge Herzog, der davon nichts wußte, erschrak über die Maßen und entfloh nach Bard, der Herr Degener aber ward erschlagen. Obgleich nun der junge Herzog erfuhr, daß der Mord auf Befehl seiner Schwägerin geschehen war, wollte er diese doch nicht zur Rechenschaft ziehen, sondern legte alle Schuld auf die Thäter, indem er sehr zürnte, daß „sein Glaube und Geleit“ gebrochen war. Deßhalb entfloh der Marschalk Vicke Behr mit seinen Genossen auf das Schloß zu Usedom, das der Herzogin als Leibgut gehörte. Die Sundischen aber forderten die vom Gripswalde auf, Vergeltung zu üben, zogen mit ihnen vor das Schloß und zerschossen die Mauern, so daß der Marschalk sich nicht halten konnte. Er warf sich in ein Boot und suchte über den kleinen See am Schlosse zu entkommen. Das Boot wurde jedoch durch die gepanzerten Männer, die mit ihm hineingesprungen waren, zu schwer und versank mitten im See, so daß alle ertranken. Im Schlosse wurden noch sechszehn Leute, die an dem Morde des Herrn Degener betheiligt waren, gefangen genommen, nach dem Sunde gebracht, von Pferden durch die Straßen geschleift und dann aufs Rad gestoßen. Die aufgefischte Leiche des Marschalks wurde auch noch aufs Rad gelegt.

---

## An meine Frau Liebste.

Ein Schreibebrief mit etwelcher Verwarnung, so sich zu diesen übermüthigen temporibus gehört.

Von Marsyas.

(Dr. Martin Beradt, Berlin.)

Meine Frau Liebste,

ich küsse ihr die Hand, meiner lieben Fraw, Fraw Anne Marie, und thu Hoffens, daß sie sich gut zuträgt. Hab auch meinen Schwestermann gen Süden geschicket, daß er ächte und Obacht gebe, wie sich meine Fraw Liebste derunten behagt. Dieweil die Leute, was derunten wohnen, ein leichtlebig Geschlecht sind, auch ein gar hitzig Blut haben und zumehrst ganz schamlose sein sollen. All was meiner Fraw Liebsten, wie ich thu wissen, nicht wohl zu Sinne ist; doch hat meine Fraw Liebste auch keine sehr severe Art, und so Jemand recht honigsüß und zährtlich herumspazzirt, auch recht wie ein großer Wanst und ein junger Aff sich curiös macht, hat sie ein basses Etonnement. Zumalen itzo, wo die Herren Narren derunten in Nizze ihr groß Gelosse ganz publik aufführen dörfen und sehr verlibhte, aber wenig tugentliche Mäntscher mit Pfauenfedern und was ansonsten noch derlei ist die belibhten Nacken herunter kitzeln. Geht ihr dabei so wie dem neuen Juristen, von dem der Herr D. Luther sagete, ein neuer Jurist ist im ersten Jahr ein Justinianus, das ist, dünket sich, er sei über alle Doctores, viel gelerter, und habe die Rechte allzuntal im Kopfe. So möchte etwan auch meine Fraw Liebste sich einbilden, sie kunt mit den welschen Frawenzimmern um die Wett halten und hätt auch so enorme Leidenschafften oder Triebe oder wie man derlei Unzüchte mit dem Evangelion mit Namen heißen mag. Muß meiner Fraw Liebsten daher zu wissen thun, daß nicht jedwede eine Daphne oder Amaryllis kann sein und daß der Herr Momus sie soll treffen, falls sie mir mit dem welschen Hundsvolk sollt Freundschaft schließen. Denn wenn auch die Heiden von ihrem Herkule sagen, wie sie das in Meister Klügling lesen mag, er habe sich zuletzt die Weiber närren lassen und seine hochberühmbte Omphale hätte ihm thun mit den Ruten dräun, so wird sie, will ich hoffen, den Herkule mit die Kräffte ihres Willens durchaus übertreffen, dieweil sie von christlichem Bekenntnus ist, wogegen er widerumb ein Heidenmäntsch heiwest, wie bei dem Ovidius und etlichen römischen Dichtern nachzuleseu ist.

Sage sie auch nit, daß sie eines Mannes Ehe bereits gebrochen habe und zu mir in einem gar sträfflichen Verhältnus stehe. Denn so sie einmal das ewige Heil verwirket hat, soll sie nicht trachten, noch tiefer in die Verdammnus hinein zu kommen, sondern alle Laster und Unfall aus dem Weg gehn. Sonsten wird der doppelflügelige Cupido ihr vor GOTT nicht ein gütiger Fürsprech sein, und es ihr gar nicht lüstig, sondern sehr jämmerlich und voll Mittleyden im Paradeis ergehn.

Glaube sie auch nicht, daß es bälde heiße: „Carne väle!“ und daß sie dann noch immer auf die Büßung von kleinen Pekkadillen losgehen könne. Denn es gibt keine Engel für Mäntscher, so mit gehobenem Finger vor die große Trompete zur Zeit sind gewarnet worden.

Auch sei sie nit so thummb, zu glauben, weil sie ein gülden-rotblondes Haar, als wie des Tizians wohlgemahlte Frauenzimmer, habe, auch ganz saphirne Augen wie Diane und eine eminent weiße Haut recht wie des Mond weiße Scheibe und entlich einen gar wohlgestalten Leib, wie solchen, Botzblitz, mein Lebtag nit hab schöner sehn, daß sie darum vielerlei Delizien mit spitzen und feinen Herrn oder etwelchen Goliathen dürf erleben. Denn höchste Schönheit findt schlimmste Bewundrer, wovon ich mag eine Ausnahm sein, und so sie sich mit die welschen Leut oder exotischen Gäst, die aus der Herren Länder nach Nizze kommen, sollt einlassen thun, würde sie sehr bald eine gar mißliche, unlüstige und reuige Betrübnus empfinden. Wozu ich überdies reichlich spioniren laß und ihr mit Faüstgens kommen würde, so sie sich ertappen ließe.

Denn sie muß wissen: die Räusche, so im Karneval temporibus sind, sind nur für die Augen. Höchstens darf man bis zum Mund und zu die dreißig und zwei Zähne räuschig sein. Noch tiefer raüschig sein, heißt ein arger Gauch und schlimmer Aff sein und nicht Verständnus haben für Frau Phantasia, die aus dem Morgenland, von dem gelobten Susa und sehr berühmbten Bagdad, für diese Wochen zugeflogen ist. Woraus auch immer die ärgsten crimina, das heißt: Verbrechen, exoriuntur, das heißet, entstehen, daß etwelche Mannsen und auch Frawenzimmer zu Karnevals temporibus von den Amouren flugs etwas verspüren wolln, wozu aber die subtilen Pfoten den Mehrsten fehlen tun, worauf die Wenigsten auch ein erworben Recht und Anrecht han. Woraus eben, wie ich schon sagete, alleweil eitel Affenspiel und Gaüchwerk wird bis zu die Todsünden, so im Evangelion beschrieben stehn.

Darumb bitte ich meine Fraw Liebste, in diesen temporibus ihre saphirenen Augen einzuzäunen und umb ihren schönen Leib des Gleychen einen großen Stacheldraht als Wehre zu ziehen. Denn sonsten könnten ihre Augen leicht einen närrichten Mann entzünden und dieser, ob nun Apollinis oder Mercuri Jünger, gesonnen sein, jählings nach ihrer Tugent zu langen. Was mir gleych wäre, als wenn Hans Mors mich heimsuchen thäte, und was auch ihr nichts taugen würde; denn wenn es zum Treffen und Nodt komt, verschwindt solches Pack und lasst Dich zurück in Nodt, Elendt und Ohnmächtigkeit. Von den Faüstgens aber hab ich schon geschrieben.

Digitized by Google

Nachdem ich sie aber also verwarnet und monieret hab, bitte ich sie, in Nizze eleganter zu leben, güldenen Wein aus großen Pokalen zu trinken, so man das dort so thut und nicht die grünen modischen verres vorzieht, auch auf alles Narrenvolk, Pierrots, Colombinens, Affens und Gauche Obacht zu geben, auf dem Marktplatz sich zu verlusttren, auf ihren Schuhchen mit den hohen Stöckeln fürsichtig zu tanzen, sich auch in der weißen Halskrause nicht zu erhitzen und von dem Staub, welchen die Confettis oder Schnützel machen, nicht gar zu viel in die Lungen zu ziehen.

Womit ich sie GOTT und mich ihrem Gemahl empfehle und auf eine frohe Zeyttung von ihr hoffe.

Mit tausend Küßgens

ihr hertzliebster

M. B.

---

## Ein Schrittmacher der Großbanken.

Von Mercator (Berlin).

Mit derselben gewaltigen Reclame, die für ihn charakteristisch war, als er noch auf der Sonnenhöhe seines „Ruhmes" stand, ist in diesen Tagen der vielgenannte Banquier Friedberg den Weg seiner Vorbilder gegangen: ohne seine Adresse zu hinterlassen, ist er verschwunden, verfolgt von den Erynnien der Berliner Criminalpolizei, die auch bei dieser Gelegenheit die bei solchen Anlässen übliche „fieberhafte Thätigkeit" entwickelt hat. Dem ahnungslosen Durchschnitts-Zeitungsleser unsrer Tage schmerzen förmlich die Augen von der ungeheuren Staubwolke, die diese Angelegenheit aufgewirbelt hat, und die es fast für die Meisten unmöglich macht, das Wahre und das Falsche bei solchen Dingen genau zu unterscheiden. Es ist die alte Geschichte von dem Courspropheten und seiner gläubigen Gemeinde, die sich vor den Augen der Welt wieder einmal abspielt. Sie treiben ihr Handwerk so lange, bis sie mit der Bibel der Auffassung zuneigen, daß der Prophet nichts mehr in seinem Vaterlande zu suchen hat, um dann so schnell wie möglich — nach auswärts zu verschwinden.

Was bei dieser Angelegenheit am meisten Wunder nimmt, sind nicht die Leute, die da glauben, durch Auswahl geeigneter Börsenpapiere die Jagd nach dem Glück in gefahrloser Weise unternehmen zu können — denn diese Leute sterben nie aus —, sondern vielmehr jene merkwürdigen Menschenkinder, die noch immer den Drang zu einem Börsen-Tiresias in sich fühlen. Wenn der Verfasser dieser Zeilen das große Geheimniß wüßte, das Geheimniß der Börsencourse, das Friedberg jeden Morgen oder jeden Abend in seinem Rathgeber auf dem Capitalmarkte ausplauderte, er würde sich hüten, auch nur ein Sterbenswörtchen davon zu verrathen. Ich würde es für mich behalten, selbst auf die Gefahr hin, für den größten Egoisten der Welt gehalten zu werden. Denn ich bekenne offen, daß ich von einem Börsen-Altruismus, der sich auf diese Weise zu erkennen giebt, nicht allzu viel zu halten vermag. Man weiß auch, wie es, im Allgemeinen wenigstens, gemacht wird: es werden eine Anzahl von Rathschlägen ertheilt; dann werden diejenigen Rathschläge, die von Erfolg begleitet waren, zusammen gestellt, während diejenigen, bei denen das Publicum Haare lassen mußte, natürlich unberücksichtigt bleiben. Aus solcher Zusammenstellung entsteht dann für das Publicum allmälig die Vorstellung, daß in der betreffenden Persönlichkeit das Unfehlbarkeitsdogma verkörpert sei. Das geht, wie man zu sagen pflegt, so lange es geht; eines Tages aber ist der Prophet unsern Blicken entschwunden, und Roß und Reiter — darunter verstehe ich in diesem Fall die Depositen — sieht man niemals wieder.

Es würde daher über diesen großen Spektakel, in dem es, bei Lichte besehen, wohl nur Betrogene giebt, selbst kaum noch etwas zu sagen sein, wenn er nicht nach einigen andern Richtungen hin ein gewisses Interesse böte. Zunächst was die Aufnahme in den Zeitungen betrifft, für die dieser Mortimer sehr gelegen starb, damit sie nicht aus der Uebung kommen, und für die der „Fall Friedberg" die ersehnte Gelegenheit bildet, um dem Publicum, wie Mephisto sagt, „ein moralisch Lied" zu singen. Den „Fall Friedberg" würde ja der Leser und im Besondern der geschädigte Capitalist noch überwinden, aber daß er auch noch diese Fluth wohlmeinender Zeitungsrathschläge über sich ergehen lassen muß, das ist zu viel auf einmal, das geht „über unsre Kraft!" Da lesen wir beispielsweise von einer Verquickung vom Banquier und Journalist. Dergleichen Anschauungen nehmen sich höchst wunderlich in Blättern aus, deren Actiencapitale zum weitaus größten Theil in den Händen großer Finanzfirmen sind. Wir möchten auch nicht rathen, in den angesehenen Blättern die sogenannten Waschzettel einer längst entschwundenen Zeit durchzulesen, „kritische" Präparate, die über alle möglichen zweifelhaften Emissionen aufgenommen worden sind, und die, dessen sind wir sicher, dem Publicum auf ganz legalem Wege mindestens ebenso viel gekostet haben wie die Summen, die es bei der neuesten Bankaffäre verloren hat. Was die mehrfach erörterte Frage der Rathsertheilung betrifft, so möchten wir der Auffassung Ausdruck geben, daß in bloßen Rathschlägen noch nichts Bedenkliches zu suchen ist, sofern diese Rathschläge nach bestem Wissen und Gewissen gegeben worden sind. Ist das der Fall, daß Rathschläge nach gewissenhafter Prüfung gegeben sind, so erscheinen solche Rathgeber aufrichtiger noch als die sogenannten angesehenen Blätter, die in ihren Erörterungen in entsetzlich sachlicher Weise, wie man zu sagen pflegt, „Licht und Schatten" vertheilen, die Leser aber grade darüber im Unklaren lassen, was diese eigentlich wissen wollen: nämlich ob man nun die in Frage stehenden Papiere in Folge des „Lichtes" erwerben, oder ob man in Folge des „Schattens" die Hände davon lassen soll. Das ist es, um es nochmals zu betonen, was das Publicum eigentlich wissen will, während ihm die sogenannten wissenschaftlichen Auseinandersetzungen absolut nichts nützen können. Die professionellen Börsenpropheten — ich weiß zwar, daß ich in den Wind rede — sind stets mit Vorsicht zu genießen; aber ein gewissenhafter bestimmter Rath hat für das Publicum principiell mehr Werth als die breiten wissenschaftlichen Bettelsuppen, die dem Publicum von den „angesehenen" Zeitungen vorgesetzt werden, und deren dunkler Sinn sehr stark an das Orakel zu Delphi erinnert, das übrigens — das muß man ihm zum Lobe nachsagen — über finanzielle Angelegenheiten niemals eine Auskunft ertheilt hat.

Was aber der Affäre Friedberg ihre eigentliche Bedeutung verleiht, ist ein andrer Punkt, auf den anscheinend noch nicht hingewiesen ist. In erster Linie dürfte diese Affäre wieder dazu beitragen, jenen Proceß zu beschleunigen, der das charakteristische Merkmal in der Entwicklung des Bankwesens ist, den Concentrationsproceß im Bankwesen. Er wird dieselbe Wirkung haben, wie es analoge Vorgänge auf dem Gebiete des Bankwesens in früheren Jahren gethan haben, er wird das Publicum veranlassen, von den kleinen Firmen zu den großen Banken überzugehen. Also: schnell noch ein halbes Dutzend neuer Depositenkassen! Es giebt vielleicht noch einige Straßenecken in Berlin, wo noch etwas „zur Förderung von Handel und Industrie" geschehen könnte! Also geschwind, ehe die bekannten Cigarrenhändler und Bierstuben unsren Banken zuvorkommen. So kann man auch Friedberg als einen Schrittmacher für die Berliner Großbanken bezeichnen, und wenn die Dankbarkeit in dieser Frage das allein Entscheidende wäre, so müßten sie ihm ein Denkmal setzen mit der Aufschrift: Die deutschen Großbanken ihrem „muthigen" Vorkämpfer! Daß auch eine Bank, selbst wenn sie 80 Millionen Mark im Vermögen hat, in Konkurs gerathen kann, beachtet das Publicum nicht weiter. Es zieht die Consequenzen auf seine Art, und die kleinen Banquiers haben den Schaden davon. Wie wäre es, wenn man, nach einem unlängst von Geschäftsleuten andrer Branchen gegebenen Beispiele, eine „Banquiersbank" gründen würde, in der die kleinen Banquiers ihre Selbstständigkeit wahren könnten, vorausgesetzt, daß von diesem — Artikel noch etwas vorhanden ist?

---

## Aus den Berliner Theatern.

Hebbeltheater: „Der Andere". Tragische Komödie von Julius Bab.

Vor Kurzem wurde das Hebbeltheater in der Königgrätzerstraße zu Berlin mit der „Maria Magdalena" des Dichters, dessen Namen es trägt, eröffnet, ohne damit einen stärkeren Eindruck erzielen zu können. Diese Bühne ist seit ihrem Entstehen von ständigem Mißgeschick verfolgt worden. Zunächst konnte das Gebäude nicht zur richtigen Zeit fertiggestellt werden, wodurch sich das Ensemble genöthigt sah, in den minderwerthigen Räumen des Centraltheaters zu spielen, die kaum den Anforderungen einer Posse genügen. Dann erlitt das Hebbeltheater vor allem durch den Tod seines vortrefflichen Regisseurs Richard Vallentin, der mit Max Reinhardt zu den talentvollsten unsrer jungen Regiekünstler zählte, einen herben Verlust. An seiner Stelle ist nun aus München Runge berufen worden, dessen Regiethätigkeit von den wohlangelegten Aufführungen des Schillertheaters noch in guter Erinnerung steht. Daß er die Darstellung der ersten literarischen Neuheit des Hebbeltheaters noch nicht überwachen konnte, hat der planlosen Aufführung sicherlich geschadet.

In dieser tragischen Komödie „Der Andere" hat sich Julius Bab bei Gestaltung eines großen Stoffes vollkommen vergriffen. Eine seiner Stützen ruht in philosophischer Ueberlegung, die zweite in theatralischer Wirkung, die dritte in lyrisch-rethorischer Beredtsamkeit; aber das Gebiet der Dichtung berührt er selten. Fast Alles ist an seinem Stücke construirt und erklügelt; nur wenige Züge sind ursprünglich empfunden. Trotzdem es sich im Grunde um einen bitter ernsten Vorwurf handelt, werden die Gesetze der Wahrscheinlichkeit beständig so stark verletzt, daß man mit ihr überhaupt nicht mehr rechnen kann.

Die Handlung ist diese. Eine Schaar junger Renaissancekünstler mit den stolzen Namen Andrea, Leonardo u. s. w. beschließt, den thöricht-stolzen Patrizier Ambrogio, der auf sein Ansehn und seine Popularität pocht, dahin zu bringen, daß er selbst an seiner Identität zweifelt. Zu diesem Zwecke gebrauchen die Maler ihren Farbenreiber Cesare Vicenti, einen Doppelgänger Ambrogios, der diesem bis aufs kleinste Härchen gleicht, so daß ihn selbst der alte Diener Ambrogios für seinen Herrn hält. Erste Unmöglichkeit, wie sie nur der skrupellosen Komödie gestattet ist. Nun wird Ambrogio, als er Nachts heimkehrt, von Cesare, der seine Kleider trägt und auf dem Altane seines Hauses steht, als Fremdling trotz all seiner Einwände verlacht und von seiner eigenen Schwelle gewiesen. Der düstere dämonische Cesare aber, den das Leben nur deßhalb

Digitized by Google

unterjochen konnte, weil Ambrogios wunderschöne, sehr liebesselige Gattin ihn vor Jahren nicht zum Herrn wünschte, ist bald von der Rolle, die er spielt, so befangen, daß er sich auch ernstlich als Ambrogio wähnt und jeden neuen Störenfried mit Hunden hetzen will. Zweite Unmöglichkeit. Man sieht, Bab greift das Amphitryon-Motiv auf, das er hier als Motiv des Schauspielers faßt.

Einen derartigen Stoff hätte man in doppelter Weise behandeln können, ohne daß der Zuschauer sich an den Unwahrscheinlichkeiten wund stieß: symbolisch oder lustspielhaft. Daß Bab die Mittelstraße des ernsten, realistischen Geschehnisses wählte, macht seinen Mißgriff aus.

Denn jetzt sehen wir Ambrogio auf nächtlicher Haide (wie König Lear) an sich irre werden, bis er zum Schluß völlig den Verstand verloren hat. Wir finden ihn nur von dem Materlinckschen Blinden erkannt, der sich durch die ärmliche Kleidung nicht täuschen lassen kann. Wir wohnen wilderregten Scenen zwischen Cesare und Elena bei, denen jedoch die wahre Leidenschaft fehlt, bis Cesare sich von der Ambrogio-Rolle mit ihrem Flitter losreißt und Elena sich den Tod giebt, weil der Einzige sie verläßt, der sie beherrscht, und mit dem sie nicht spielen kann, wie mit den Uebrigen.

Dieses an literarischen Anklängen so reiche Stück des jungen Schriftstellers ist auch in seinem innersten Kern unselbstständig. Es tischt nur die Schnitzlersche und Hofmannsthalsche Anschauung, daß Schein und Sein, Leben und Spiel, Wahrheit und Traum sich unentrinnbar verwirren, neu auf. So kann man Julius Bab vorerst nur ein ernstes Wollen und einen Theaterinstinct zugestehen, der sich vielleicht ganz andern Bahnen zuwenden wird.

Wie bereits erwähnt, war die Aufführung so gut wie ohne Regisseur einstudirt. Die Hauptrollen lagen in den Händen von Friedrich Kayßler und Helene Fehdmer, also Darstellern, die man sich von andern Theatern herübergeholt hat. Ihren schauspielerischen Höhepunkt hatten Beide im zweiten Acte, wo die finstere Gluth des Cesare Friedrich Kayßlers und die sonnig-lächelnde Lebensfreude der Elena Helena Fehdmers einen vortrefflichen Gegensatz ergaben. In der zweiten Hälfte des Stückes mußte dagegen die (gemachte) Leidenschaft dieser beiden Figuren, die im Grunde keine Charaktere sind, auch ihnen mißlingen. Der Durchschnitt der übrigen Darsteller bot leider kein erfreuliches Bild.

Seiner Baulichkeit nach gehört das Hebbeltheater zu den schönsten, die wir in Berlin besitzen. Der schlichten geschmackvollen Façade entspricht der Zuschauerraum, der einen hohen, dennoch intimen und in seiner Abtönung von Grau und Braun stylvollen Eindruck macht. Wie schon die hübschen geschlossenen Logen an der Rückseite des ersten Ranges zeigen, hat man sich an ältere intime Theaterbauten angelehnt. Auch das Foyer, die Bogengänge zum Parket und den Rängen, sowie der Kassenraum wirken geschmackvoll. Wir finden hier Motive aus der Berliner Komischen Oper und den Kammerspielen verwandt. O. A.

---

## Aera Holle.

Herr Holle, so geht das Gemunkel,
Der liebt das germanische Dunkel,
In finsteren Eckchen und Fleckchen
Entdeckt er dem Preußen Versteckchen,
Damit dessen Nase nicht schnuppre,
Das Herz ihm in Sehnsucht nicht puppre
Nach einigem Licht überm Dache —
Holle hält Wache.

Er rollt die Brauen bedenklich:
„Das Volk wird durch Bücher mir kränklich!
Denn was dieser Nietzsche gewitzelt,
Was Haeckel und Strauß da gekritzelt,
Die Jeder als Irrlinge kennt wohl,
Kurz, was man so ‚Aufklärung' nennt wohl,
Vergiftet die Herzen, die Seelen —
Das könnte fehlen!

Ne, raus aus den Bibliotheken
Mit diesen modernen Scharteken;
Ich hasse und hasse noch ferner
Die ganze Dichtung nach Körner!
Man gebe dem Volke, das frömmlich,
Nur Nahrung, die ihm bekömmlich.
Denn kirchenfeindliche Drucke
Machens meschugge.

O, Vorsicht für Volksbücherräume!
Es gehört nicht hinein mal der Seume,
Viel wenger die ‚Denker', die Horden,
Die Glauben und Sitte uns morden.
Nie würden die Socis so toben,
Wär ich früher ins Aemtchen gehoben —
Ich hätte gestürzt sie persönlich
Mit Werken, die christlich-versöhnlich.
Doch geb ich nicht preis drum die Sache —:
Holle hält Wache!"

Terentius.

---

## Notizen.

Die Gesellschaft für Theatergeschichte (Secretariat Berlin W. 50) hat nach dem im Frühjahr 1907 erfolgten Tode Arthur L. Jellineks, ihres verdienstvollen Bibliographen, Herrn Dr. Fritz Braumüller in München (Adelgundenstraße 31/I) mit der Fortsetzung der Bibliographie der Theatergeschichte (Jahrgang 1905 ff.), die in den Schriften der Gesellschaft zur Veröffentlichung gelangen wird, betraut und bittet Autoren, Verleger und alle Freunde des Unternehmens, Bücher, Broschüren, Zeitschriften, Zeitungsartikel, Sonderabdrücke, kurze Mittheilungen und Notizen theatergeschichtlichen Inhalts an die Adresse des genannten Bearbeiters freundlichst einzusenden.

v. Lignitz: Die deutschen Colonien, ein Theil des deutschen Vaterlandes. Colonniales Lesebuch für Schule und Haus. Mit zahlreichen Abbildungen und 3 Kartenanlagen. Verlag der Vossischen Buchhandlung (Berlin). Preis geh. Mk. 2.50.

Ein gut gemeintes, aber herzlich schwaches Buch, das für seine Zwecke viel zu trocken geschrieben ist. Besonders naiv ist der ethnologische Theil. *H.*

E. Nigmann: Die Wahehe. Ihre Geschichte, Cult-, Rechts-, Kriegs- und Jagdgebräuche. Mit drei Karten und einer Anzahl von Skizzen. Verlag von E. S. Mittler und Sohn (Berlin). Preis geh. Mk. 3.75.

Hauptmann Nigmann, der anläßlich des Eingeborenen-Aufstandes in Deutsch-Ostafrika (1905 — 06) mehrfach genannt worden ist, hat mit seiner Monographie über die Wahehe die Colonialliteratur um einen werthvollen Beitrag bereichert. Seine Mittheilungen sind das Ergebniß vieljährigen Studiums der Wahehe, die wir bisher eigentlich nur aus den, wie es sich nun zeigt, nicht immer zutreffenden Schilderungen Reichards und der Engländer Burton und Speke kannten. Nigmann bringt viel Neues, und namentlich, was er über die Rechtsbräuche und Kriegsführung der Wahehe mittheilt, ist außerordentlich interessant. Besonders wohlthuend berührt das ruhige, sachliche Urtheil, dem alle jene Voreingenommenheit fremd ist, mit der sich leider nur zu gern der Colonialofficier wappnet und brüstet. *H.*

Graf Zeppelin: Die Eroberung der Luft. Ein Vortrag. Deutsche Verlags-Anstalt (Stuttgart). Preis geh. Mk. 0.75.

Deutsch-Südwest-Afrika, Kriegs- und Friedensbilder. Selbsterlebnisse geschildert von Mary v. Eckenbrecher, Hel. v. Falkenhausen, Stabsarzt Dr. Kühn, Oberleutnant Stuhlmann. Verlag von W. Weicher (Leipzig). Preis geh. Mk. 1.20.

Dr. Otto Dornblüth: Hygiene der geistigen Arbeit. Zweite vermehrte Auflage. Deutscher Verlag für Volkswohlfahrt. Preis geh. Mk. 3.60., geb. Mk. 4.

Magister F. Ch. Laukhards Leben und Schicksale, von ihm selbst beschrieben. Deutsche und französische Cultur- und Sittenbilder aus dem 18. Jahrhundert. Bearbeitet von Viktor Petersen. Einleitung von Paul Holzhausen. Mit einem Porträt Laukhards. 2 Bde. Verlag von Robert Lutz (Stuttgart). Preis geh. Mk. 11, geb. Mk. 13.

---

## Geschäftliche Notizen.

Wie in früheren Jahren, so bringt auch diesmal die bekannte Actien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation, Berlin („Agfa") zum Jahresbeginn geschmackvoll ausgestattete Preislisten ihrer photographischen Bedarfsartikel durch Vermittlung der Photohändler an die Interessenten gratis zur Verteilung. Wir finden darin neben einer mäßigen Preiserhöhung der „Chromo"-Fabrikate, die wegen ihrer hervorragenden orthochromatischen Qualitäten bei ausgezeichneter Haltbarkeit allgemein Eingang gefunden haben, eine neue Packung des renommirten „Agfa"-Blitzlichts (25 gr Inhalt), die diesem Fabrikate sicher wieder neue Freunde zuführen wird. Bisher waren nur Packungen zu 10, 50 u. 100 gr im Handel. Ferner wird das schon seit Jahren rühmlichst bekannte neutrale „Agfa"-Tonfixirsalz mit Gold in neuem Gewande auf den Markt kommen. Die Fabrik liefert dieses Product jetzt in geschmackvoll bedruckten, runden, flachen Blechdosen, ähnlich denen, die für das schnell eingebürgerte, vor nicht zu langer Zeit von der „Agfa" eingeführte „Schnellfixirsalz" Verwendung finden. Zugleich ist eine Packungsgröße zu 50 gr Inhalt für $^1/_4$ l Bad geschaffen worden, die ohne Frage freundlich aufgenommen wird. Wir können allen Interessenten der „Agfa"-Artikel empfehlen, sich die neue „Agfa"-Liste von ihrem Händler auszubitten; nötigenfalls sendet die Fabrik auch Exemplare direct franco zu.

---

Digitized by Google

Keine Nachnahme! Erst prüfen!
Orangenblüten-
**Honig!!**
übertrifft jeden Honig der Welt. Garant. absolut naturr. Bienenprodukt! Begeist. Lob von Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u. zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.
**Kusche & Martin, Malaga**
Spanien (Deutsche Firma)

Dritte Auflage
Reich illustriert
**Herders**
Acht Bände
M 100.— Kr 120
**Konversations-Lexikon**
Freiburg im Breisgau
Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien, St Louis, Mo.
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen — Teilzahlungen

**Gsellius'sche Buch-, Antiquar- und Globenhandlung (F. W. Linde) BERLIN W. 8**
**Mohrenstrasse 52 — Telephon I, 2945**
empfiehlt den geehrten Lesern der Gegenwart ihr grosses Antiquar-Lager neuerer und älterer Bücher aller Wissenschaften
**zu billigsten Preisen.**
Ferner unterhält die Firma ein **vollständiges Auslieferungslager** von **Max Hesses Klassiker-Ausgaben, Hesses Volksbücherei,** der **Meisterwerke der deutschen Bühne** von Professor G. Witkowski und **Hesses Katechismen.**
Jeder Auftrag kann deshalb sofort zur Ausführung gelangen.
Kataloge gratis und franko.

Drucksachen über:
**Weck's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel**
kostenlos durch:
**J. Weck, Ges. m. b. Haftung, Oeflingen, A. Säckingen (Baden).**
Man verlange nur
**Weck's Originalfabrikate**
Ueberall Verkaufsstellen.

**Antiquitäten.**
Sachsen-Siebenbürgener Keramiken
:: 18. Jahrhundert ::
Teller ▫ Schüsseln ▫ Krüge
Flaschen usw.
**Ausserordentlich preiswert**
Lieferant an
Kunstgewerbe-Museen u. s. f.
**Hugo Klein,**
**Dresden-A.,** Bankstrasse 10.

**Die militärische Welt**
**illustrierte Monatsschrift für alle Gebiete des Militärwesens u. der neueren Geschichte,**
herausgegeben von
Oberleutnant **Karl Harbauer,**
ist eine Zeitschrift, einzig in ihrer Art. Sie behandelt militärische und historische Stoffe der ganzen Welt in populären Darstellungen, die durch gute Illustrationen vervollständigt werden. — Preis des Einzelheftes K. 2.—, 1/4 Jahr K. 4.—, 1/1 Jahr K. 15.—. Probehefte in jeder besseren Buchhandlung oder direkt vom Verlag
**C. W. Stern, Wien I.,** Franzensring 16.

**Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:**
**Harmoniums**
mit wundervollem Orgelton.
Katalog **gratis.**
**Aloys Maier,** Hoflief., **Fulda.**
Illustrierte Prospekte auch über den **neuen** Spielapparat **„Harmonista"**, mit dem **Jedermann ohne Notenkenntnisse sofort 4 stimmig Harmonium spielen kann.**

Digitized by Google

# Die „Continental"

Mehrfach mit der **goldenen Medaille** prämiiert

Mehrfach mit der **goldenen Medaille** prämiiert

**findet von Tag zu Tag immer weitere Verbreitung.**

**Beweis:**

**Die ausserordentlich lebhafte Nachfrage nach dieser erstklassigen**

## Schreibmaschine.

# Franz Kaiser – Friedrichstrasse 197 – Berlin W. 8.

Wollen Sie

**Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren etc.**

direkt, billig und gut kaufen, dann verlangen Sie unsere Offerte.

## Belmonte & Co., Berlin.

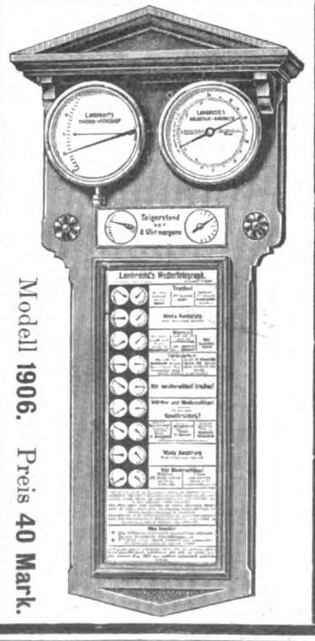
Detail-Verkauf:

**Leipzigerstrasse 35a,** Ecke Charlottenstrasse, und **Königstrasse 46,** Ecke Hoher Steinweg.

**Juweliere, Gold- u. Silberschmiede, Ateliers für Juwelenschmuck und Kunstarbeiten.**

**Fabrikation mit elektrischem Kraftbetrieb. — Gold- und Silber-Walz- und Prägewerk. Engros-Export nach allen Ländern.**

**Prachtkatalog** mit vielen tausend Illustrationen von Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren gegen 1 Mk. franko. Bei Einkauf oder Rücksendung wird dieser Betrag vergütet. — **Spezialisten gratis.**



Modell 1906. Preis 40 Mark.

**Original**

## Lambrecht's Wettertelegraph

gibt durch nur 2 Zeiger die drei Hauptfaktoren für die Vorausbestimmung des Wetters an: **Lufttemperatur, Luftfeuchtigkeit** und **Luftdruck.** Die Wetterprognose ist dadurch außerordentlich erleichtert, daß nur die gegenseitige Stellung dieser Zeiger in der am Apparat befestigten Tabelle aufzusuchen und die daneben stehende Prognose **einfach abzulesen ist. — Zahlreiche erstklassige Anerkennungen stehen zu Diensten.**

Lambrechts Instrumente sind gesetzlich geschützt.

**Man verlange ausdrücklich Gratis-Drucksache Nr. 280.**

## Wilh. Lambrecht Göttingen.

**Gegr. 1859 (Georgia Augusta).**

**Inhaber des Ordens für Kunst u. Wissenschaft, der grossen goldenen und verschiedener anderer Staatsmedaillen.**

**Vertreter an allen größeren Plätzen des In- und Auslandes.**

**Generalvertrieb** für die Schweiz Italien und die österreichischen Alpenländer durch:

**C. A. ULBRICH & Co., Zürich.**


Verantwortl. Redacteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Für den Inseratentheil verantwortlich: Georg Macher, Berlin W. 35, Steglitzer Straße 8.
Max Hesses Verlag in Leipzig. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 10. Berlin, den 7. März 1908. 37. Jahrgang. Band 73.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Max Hesses Verlag in Leipzig.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 4gespaltene Petitzeile 50 Pf.

Inhalt:

Arbeitskammern. Von Kreisgerichtsrath Dr. B. Hilse (Berlin). — Japans Handel einst und jetzt. Von Woldemar Schütze (Hamburg). — Staatsdienst und Prüfungswesen. Von Ph. Stauff (Enzisweiler). (Schluß.) — Kann uns die Schule als Entgelt für ihre hohen Anforderungen die Allgemeinbildung geben? Ein offenes Wort von A. Reinicke (Reinickendorf-Berlin). 3. — Alexander Kielland. Von Björnstjerne Björnson. (Schluß.) — Das Ende der ernsten Bühnenliteratur. Von Heinrich Lilienfein (Berlin). — Zwei Gedichte. Von Felix Lorenz (Berlin). — Der Tollste in drei Königreichen. Von Roda Roda. — Aschermittwoch. Von Marsyas (Dr. Martin Beradt, Berlin). — Aus den Berliner Kunstsalons. Von H. King (Berlin). — Berliner Glossen. Von Worble. — Nochmals die Unterbringung von Fürsorgezöglingen im seemännischen Beruf. — Frühlings-Hoffen. Von Terentius. — Notizen. — Geschäftliche Notizen. — Anzeigen.

## Arbeitskammern.

Von Kreisgerichtsrath Dr. B. Hilse (Berlin).

Der Kaiserliche Erlaß vom 4. Februar 1890 verhieß für die Pflege des Friedens zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern gesetzliche Bestimmungen über die Formen, in denen die Arbeiter durch Vertreter, die ihr Vertrauen besitzen, an der Regelung gemeinsamer Angelegenheiten betheiligt und zur Wahrnehmung ihrer Interessen bei den Verhandlungen mit den Arbeitgebern und den Behörden befähigt werden sollen. Seitdem ist diese Frage wiederholt Gegenstand der Erörterung innerhalb der parlamentarischen Körperschaften gewesen, und zwar stets mit dem Erfolge, daß nachdrücklich die Erfüllung dieses Versprechens gefordert wurde. Solches einzulösen ist der Entwurf eines Gesetzes über Arbeitskammern bestimmt, der im Februar d. J. dem Bundesrathe zur Vorberathung vorgelegt wurde und innerhalb desselben möglichst so schnell erledigt werden soll, daß noch während der gegenwärtigen Tagung der Reichstag damit befaßt werden kann. In der vorliegenden Fassung hat der Entwurf innerhalb der Kreise sowohl der Arbeitgeber wie der Arbeitnehmer Mißbilligung gefunden. Eine Versammlung der im Hirsch-Dunckerschen Gewerkverein organisirten Arbeiter Groß-Berlins stimmte zwar am 11. v. M. auf Grund eines von dem Vereinssecretär und Landtagsabgeordneten Goldschmidt erstatteten Berichts dem Entwurf in seinem Principe zu, erklärte sich jedoch gegen die Anlehnung der Arbeitskammern an die Berufsgenossenschaften, insonderheit gegen das vorgeschlagene Wahlrecht, weil es die Massen der Wähler vollkommen unberührt lasse, und die nicht socialdemokratischen Arbeiter von der Mitwirkung in den Arbeitskammern so gut wie ausschließe. Sie schlug ihrerseits vor, durch directe und geheime Wahlen die Mitglieder der Arbeitskammern aus den Berufsvereinen der drei Hauptrichtungen der Arbeiter und den Verbänden der Arbeitgeber bestellen zu lassen. In noch erhöhterem Grade mißbilligte der Ausschuß des Vereins Deutscher Arbeitgeberverbände am 19. v. M. die Vorlage, nachdem der Generalsecretär Frhr. v. Reiswitz deren Vorgeschichte und Inhalt dargelegt, und Generalsecretär Dr. Grabenstedt auf eine Reihe von Einzelheiten hingewiesen hatte, die die Kritik in ganz besonderem Maße herauszufordern geeignet seien, behielt jedoch eine endgiltige Beschlußfassung einer neu einzuberufenden Ausschußsitzung vor. Bei dem Allgemeininteresse, das die Klärung dieser hochwichtigen socialpolitischen Frage für die Gestaltung eines friedlichen Verhältnisses zwischen den beiden Gruppen der werkthätigen Bevölkerung hat, erscheint ein kurzer Hinweis auf den veröffentlichten Entwurf zweckdienlich.

Arbeitskammern sind für die Arbeitgeber und Arbeitnehmer eines oder mehrerer Gewerbezweige in Anlehnung an die Einteilung und die Bezirke der gewerblichen Berufsgenossenschaften zu errichten. Diese Angliederung bedingt, daß die Angestellten in Apotheken und Handelsgeschäften davon ausgeschlossen werden, was damit begründet wird, daß für die Ersteren ein Bedürfniß für die Errichtung gemeinsamer Vertretungen überhaupt noch nicht zu Tage getreten und für die Letzteren nach der Art der zu wahrenden Interessen und deren Wünschen entsprechend vornehmlich Einrichtungen zur Erörterung allgemeiner Standesfragen in Betracht kommen, die in Kammern für die Gesammtheit der gewerblichen Arbeiter nicht zutreffend sollen gewürdigt werden können. Uebersehen wird dabei jedoch, daß für die in Speditions- und Speichereibetrieben Angestellten, die bereits die Wohlthaten der Unfallfürsorge genießen, eine berufsgenossenschaftliche Organisation besteht, also ein Ausnahmezustand von den sonstigen kaufmännisch ausgebildeten Dienstverpflichteten geschaffen wird. Die Arbeitskammern sind berufen, den wirthschaftlichen Frieden zu pflegen. Behufs dessen sollen sie die gemeinsamen, gewerblichen und wirthschaftlichen Interessen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer der in ihnen vertretenen Gewerbezweige, sowie die auf dem gleichen Gebiete liegenden besondren Interessen der betheiligten Arbeitnehmer wahrnehmen. Insonderheit soll zu den Aufgaben der Arbeitskammern gehören: ein gedeihliches Verhältniß zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern zu fördern, ferner die Staats- und Gemeindebehörden durch thatsächliche Mittheilungen und Erstattung von Gutachten auf diesem Gebiete zu unterstützen; endlich Wünsche und Anträge, die ihre Angelegenheiten berühren, zu berathen, sowie Veranstaltungen und Maßnahmen, die die Hebung der wirthschaftlichen Lage und der allgemeinen Wohlfahrt der Arbeitnehmer zum Zwecke haben, anzuregen. Behufs dessen werden sie ermächtigt, Erhebungen über die gewerblichen und wirthschaftlichen Verhältnisse der in ihnen vertretenen Gewerbezweige in ihrem Bezirke zu veranstalten und bei denselben mitzuwirken, auch auf Ansuchen der Behörden Gutachten über den Erlaß von Vorschriften zur Sicherung der Arbeiter gegen Gefährdung des Lebens und der Gesundheit, bezw. die in ihrem Bezirke für die Auslegung von Verträgen und für die Erfüllung von

Digitized by Google

Verbindlichkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern bestehende Verkehrssitte zu erstatten. Gerade hierin dürfte der Schwerpunkt der Wirksamkeit der Arbeitskammern zu finden sein, indem sie einen Ausgleich unter den widerstreitenden Forderungen bezw. Zugeständnissen der beiden Berufsgruppen zwecks Beilegung ausgebrochener Arbeitskämpfe und zur Vermeidung solcher sich angelegen sein lassen. Als natürliche Folge dessen sollen sie auch bei Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern der in ihnen vertretenen Gewerbezweige über die Bedingungen der Fortsetzung oder Wiederaufnahme des Arbeitsverhältnisses als Einigungsamt angerufen werden können, wenn es an einem hierfür zuständigen Gewerbegericht fehlt, oder wenn die betheiligten Arbeitnehmer in den Bezirken mehrerer Gewerbegerichte beschäftigt sind, oder schließlich wenn die Einigungsverhandlungen bei dem zuständigen Gewerbegericht erfolglos verlaufen sind. Damit fällt ihnen ein nicht zu unterschätzender Einfluß auf Beilegung von Arbeitskämpfen zu, insonderheit dann, wenn zwischen den Organisationen der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer Tarifgemeinschaften vereinigt wurden.

Während bei unbefangener und vorurtheilsfreier Prüfung gegen die Zweckbestimmung der Arbeitskammern stichhaltige Bedenken kaum erhoben werden können, bietet allerdings deren Angliederung an die gewerblichen Berufsgenossenschaften greifbare Anhaltspunkte hierfür, die vornehmlich in den aufgestellten Grundsätzen über Wählbarkeit und Wahlberechtigung zu finden sein werden; denn jede Arbeitskammer soll außer dem von der Verwaltungsbehörde zu ernennenden Vorsitzenden und seinem Stellvertreter aus einer Anzahl von Beisitzern bestehen, die auf sechs Jahre zu gleichen Antheilen von den Arbeitgebern zu wählen sind. Die Vertreter der Arbeitgeber sind von den Vorständen derjenigen gewerblichen Berufsgenossenschaften bezw., wenn diese in Sectionen eingetheilt sind, der Sectionsvorstände zu wählen, bei denen die in der Arbeitskammer vertretenen versicherungspflichtigen Personen versichert sind, die Vertreter der Arbeitnehmer aber, (und zwar je die Hälfte der zu Wählenden in gesonderter Wahlhandlung) von den Mitgliedern der ständigen Arbeiterausschüsse derjenigen gewerblichen Unternehmungen zu wählen, die den in der Arbeitskammer vertretenen Gewerbezweigen angehören, bezw. denjenigen Vertretern der Arbeitnehmer, die zur Berathung und Beschlußfassung über Unfallverhütungsvorschriften und zur Begutachtung zu erlassender Vorschriften über Sicherungseinrichtungen und Schutzvorrichtungen bestellt sind. Diesem Wahlverfahren entsprechend, sollen die Kosten der Arbeitskammern von den Berufsgenossenschaften getragen werden, denen sie angegliedert sind. Obschon nach der Begründung des Entwurfs Personen beiderlei Geschlechts als Mitglieder der Arbeitskammer wählbar sein sollen, also zum ersten Male die Gleichberechtigung der Frau mit dem Manne hier gesetzliche Anerkennung findet, ist doch auf einen praktischen Erfolg so lange nicht zu rechnen, als die wahlberechtigten Vertretungen der Arbeitnehmer noch nicht gleichfalls weibliche Mitglieder erhalten haben.

Als dankbare Aufgabe der Arbeitskammer wird die Ermittelung der Verkehrssitte hinsichtlich der Auslegung von Verträgen und der Erfüllung von Verbindlichkeiten erwartet und gehofft, es werde zur Vermeidung von gerichtlichen Streitigkeiten und der Entstehung von Streiks in hohem Maße beitragen, wenn die Möglichkeit gegeben ist, sich über jene Fragen durch ein von einwandfreier Seite gesammeltes Material unterrichten zu können, — wofür in gewissem Grade eine Gewähr dadurch geboten wird, daß in gemeinsamer Arbeit die aus dem Vertrauen ihrer Fachgenossen hervorgegangenen Vertreter beider Gruppen der werkthätigen Bevölkerung sich über die aufgeworfenen Streitpunkte verständigen, wohl auch durch ihr friedliches Zusammenwirken die persönlichen Gegensätze zwischen diesen sich ausgleichen. Bei dem schon jetzt erkennbaren Bestreben, durch vereinbarte Tarifgemeinschaften den Anlaß zu erbitterten Arbeitskämpfen zu beseitigen, wird die nächstliegende Aufgabe der Arbeitskammern darin bestehen, die Arbeitsbedingungen, Lohnzahlungstage, Accordarbeit, den Arbeiterschutz, grundsätzlich festzulegen und auf gesetzliche Regelung der civilrechtlichen Ansprüche und Verpflichtungen aus solchen hinzuwirken. Ihnen werden als Veranstaltungen und Maßnahmen behufs Hebung der wirthschaftlichen Lage und der allgemeinen Wohlfahrt der Arbeitnehmer sich anschließen: die Einrichtung von Arbeitsnachweisen, von Rechtsauskunftsstellen, Versicherungskassen gegen Arbeitslosigkeit und sonstiger Hilfskassen, von Arbeiterzügen, die Errichtung von Arbeiterwohnungen u. a. In Anbetracht dessen ist das Mißtrauen nicht gerechtfertigt, mit dem der Entwurf aufgenommen wird, vielmehr zu hoffen, daß es gelingen werde, im Schoße des Bundesrathes und des Reichstages dessen Mängel abzustellen und ihm eine Gestaltung zu geben, in der die hohe socialpolitische Aufgabe sich verwirklichen läßt, der zu dienen er bestimmt ist.

---

## Japans Handel einst und jetzt.

Von Woldemar Schütze (Hamburg).

Der Handel eines Landes ist ein sicherer Gradmesser seiner Cultur. Umgekehrt: wenn ein Land nur eine niedrige Culturstufe aufzuweisen hat, die Bedürfnisse seiner Bevölkerung gering und leicht zu befriedigen sind, so kann sich auch kein Handel entwickeln, weil die Absatzmöglichkeit fehlt. In einem insularen Reiche wie Japan kommt noch hinzu, daß die Abschließung gegen die Außenwelt in Folge der geographischen Verhältnisse unschwer durchzuführen ist, so daß die Stagnation der Culturfortschritte und die Befriedigung der Bedürfnisse durch das Land selbst sich als eine natürliche Consequenz der Insellage von selbst ergiebt.

Erst zu einer Zeit, da die Meere anfangen, keine trennende Schranke mehr zu bilden, sondern vielmehr die bequemste Brücke für den Handel zwischen zwei Ländern darstellen, da die Schifffahrt eine so hohe Stufe der Entwicklung erreicht hat, daß die vielen Völkern so entsetzlich und unüberwindlich dünkenden Gefahren des Meeres kein Hemmniß mehr für den Verkehr zwischen zwei Welttheilen bilden, wird es einem Lande der Abgeschiedenheit nicht lange mehr möglich sein, die Absperrung aufrecht zu erhalten. So erging es auch Japan. Als mit der Ankunft der Fremdlinge neue Ideen ihren Einzug hielten, neue Bedürfnisse bekannt wurden, da drängte die natürliche Entwicklung auch darauf hin, die Mittel zur Befriedigung dieser neuen Bedürfnisse zu schaffen. Und das konnte nur durch den Außenhandel, durch den Verkehr über die Landesgrenzen, die in Japan Seegrenzen waren, geschehen.

Seit Jahrhunderten waren die Holländer die einzige europäische Nation, die von Batavia via Macao Handel mit Japan treiben durften, ein Vorrecht, das sie allerdings mit den größten Demüthigungen erkaufen mußten. Sie durften nur eine Factorei auf einer kleinen Insel — Deshima — im Hafen von Nagasaki unterhalten. Der Handelsverkehr mit dem Lande war auf einige Tagesstunden beschränkt und spielte sich unter strengster Polizei-Aufsicht ab; die Holländer wurden fast wie Gefangene behandelt, und mußten schwere Abgaben an die japanische Regierung bezahlen.

Als im October 1804 ein russisches Schiff in Nagasaki anlangte und sich bemühte, einen Handel mit Japan zu eröffnen, wurde die Angelegenheit erst der Centralregierung in Yedo unterbreitet. Von dort kam die Antwort zurück, daß Japan keine großen Bedürfnisse habe und nur wenig Veranlassung, fremde Erzeugnisse zu kaufen; so viel, wie davon

Digitized by Google

gewünscht werde, brächten bereits die Holländer und Chinesen ins Land.

Einen interessanten Bericht lieferte Raffles über den wirklichen Werth des holländischen Antheils an dem Handel mit Japan zu jener Zeit. Von Batavia aus gingen hauptsächlich folgende Artikel nach Japan: Zucker, Gewürze, Woll- und Baumwollwaaren, Zinn, Blei, Quecksilber, Saffran, Lakritzen, Elephantenzähne, Katechu und Laubthaler (eine holländische Silbermünze); Zucker machte aber fast die Hälfte aller Ladungen aus. Wenn wir den Werth des holländischen Rixdaler etwa zu drei englischen Schilling annehmen, so stellte sich der Einstandspreis in Batavia für sämmtliche Verladungen nach Japan im Jahre 1804 auf 31785 Pfund Sterling und im Jahre 1806 auf 24150 Pfd. Dazu kommt noch die Fracht und sonstige Unkosten in Batavia mit 22500 Pfd. in 1804 und 15936 Pfd. in 1806. Daraus ist ersichtlich, daß Fracht und Unkosten damals über zwei Drittel des ursprünglichen Werthes der Güter ausmachten, obwohl es in diesen Tagen noch keine Schifffahrtsringe gab. Die Gesammtkosten der im Jahre 1804 nach Japan expedirten Güter beliefen sich demnach auf 54285 und im Jahre 1806 auf 40086 Pfd. Es ist nothwendig, diese beiden Jahre zum Zwecke der Abschätzung des aus dem Handel mit Japan gezogenen Gewinnes zu berücksichtigen, da die holländische Factorei in Nagasaki in jedem vierten Jahre die Kosten einer Reise nach Yedo zu tragen hatte und im Jahre 1804, in dem ein Besuch der genannten Hauptstadt des Schogun stattfand, diese Kosten im Ganzen 2499 Pfd. betrugen. Heutzutage würde es selbst dem Vertreter eines großen ausländischen Finanzsyndicates nicht einfallen, eine so hohe Summe für seinen kurzen Besuch der Hauptstadt auszugeben.

Der Umsatz der Holländer in Deshima lieferte 1804 einen Rohgewinn von 24056 und 1806 einen solchen von 16315 Pfd.; in diesen Zahlen sind aber 1804 499 aus alten Vorräthen enthalten und 1806 814 Pfd. Ferner waren von diesen Beträgen außer dem Gewichtsverlust an Zucker noch die allgemeinen Unkosten des Etablissements zu Deshima abzuziehen, welche im Jahre 1804 durch den Besuch in Yedo auf 10193 Pfd. anschwollen, während sie 1806 nur 5944 Pfd. betrugen. Es geht aus diesen Zahlen zur Genüge hervor, daß in damaligen Zeiten für die Kaufleute noch weniger Vortheil im Importhandel lag als heutzutage, und es ist eine eigenthümliche Thatsache, daß Klagen über die geringe Rentabilität der Einfuhr schon seit dem ersten Beginn des Handels mit Japan laut wurden. Damals wie heute lohnt sich die Einfuhr nur zu Zeiten des Krieges, wo die Nachfrage nach gewissen Gütern plötzlich gewaltig steigt und dementsprechend die Preise in die Höhe gehen. Urtheilt man nach den Zahlen von 1804 und 1806, so war es der Ausfuhrhandel, der die Holländer veranlaßte, eine Factorei in Japan zu unterhalten. Die Ausfuhr erstreckte sich fast ausschließlich auf Kampher und Kupfer. Im Jahre 1804 wurde von den Holländern in Japan für den Einkauf der heimkehrenden Ladung die Summe von 13864 und 1806 von 12344 Pfd. ausgegeben. Das von dem holländischen Schiffe 1804 mitgebrachte Kupfer wurde in Batavia ausgemünzt, und wenn man die aus dem Kupfer und Kampher erzielten Verkaufspreise zusammenwirft, so ergiebt sich als gesammter Reingewinn der Rückreise die recht ansehnliche Summe von 76072 Pfd. oder 548% auf den Einkaufspreis. Es scheint allerdings, daß der größere Theil dieses Gewinnes der Münze zufiel, da das Kupfer zu einem Werthe ausgemünzt wurde, der den wahren Werth überstieg. Im Jahre 1808, als das Kupfer für commercielle Zwecke verkauft und nicht von der Königlichen Münze übernommen wurde, belief sich der Ueberschuß der Reise auf 26362 Pfd., immerhin noch ein ganz anständiger Profit!

Nur der niedrige Preis, zu dem die japanische Regierung das Kupfer lieferte, machte diese Reisen lohnend und gab die Möglichkeit, die Niederlassung in Nagasaki aufrecht zu erhalten. Freilich ist dabei zu berücksichtigen, daß es den Angestellten der holländischen Factorei gestattet war, auch privatim Handel zu treiben, und die daraus erzielten Gewinne sind in obigen Zahlen nicht mitenthalten. Wahrscheinlich war aber dieser Privathandel nicht allzu bedeutend. Man darf also wohl annehmen, daß die Ein- und Ausfuhr aus der holländischen Factorei damals jährlich einen Durchschnittswerth von 50—75000 Pfd. hatte. Den Chinesen war es von der japanischen Regierung erlaubt, einen Handel im doppelten Werthe von dem holländischen Handel zu treiben, so daß, selbst wenn wir die höhere Zahl als Grundlage nehmen, der gesammte Außenhandel Japans mit fremden Ländern vor hundert Jahren keinen größeren Werth als 225000 Pfd. jährlich hatte, oder nach jetziger japanischer Währung gerechnet, einen solchen von $2^1/_4$ Millionen Yen (1 Yen gleich ungefähr 2 Mk.).

Im Jahre 1868 wurde das Shogunat in Japan gestürzt und der Mikado nahm die Zügel der Regierung wieder selbst in die Hand. Nun begann die Epoche der Reformen und der Modernisirung des Inselreiches. Aber schon zehn Jahre früher waren die japanischen Häfen dem europäischen Außenhandel geöffnet worden. Die Folge davon war, daß 1868 die japanische Ein- und Ausfuhr schon die stattliche Höhe von 26246544 Yen erreichte. Und doch wie klein ist noch diese Zahl, wenn wir die Zahlen des verflossenen Jahres zum Vergleiche heranziehen.

Der Außenhandel Japans während des Jahres 1907 weist eine Fortentwicklung auf, die das charakteristische Kennzeichen der japanischen Handelsgeschichte während der letzten zehn Jahre gewesen ist. Von 28 der hauptsächlichen Stapelartikel der Ausfuhr zeigten 15 Artikel Zunahmen und 13 Abnahmen. Die Ausfuhr stellte sich insgesammt auf rund 431 Millionen Yen gegen 424 Millionen Yen im Jahre 1906, was eine Vermehrung um 7 Millionen Yen darstellt. In der Einfuhr hatten von 28 Stapelartikeln 20 Zunahmen und 8 Abnahmen aufzuweisen. Die Netto-Einfuhr betrug 495 Millionen Yen gegen 419 Millionen Yen in 1906, d. i. ein Plus von 76 Millionen Yen. Somit stellte sich der gesammte Außenhandel in 1907 auf 926 Millionen Yen, gegen 843 Millionen Yen in 1906, oder Plus 83 Millionen Yen.

Wenn man die letzten 36 Jahre seit 1872, d. h. seitdem zuerst zuverlässige Berichte über den Handel zusammengestellt wurden, in vier Zeitabschnitte eintheilt, so ergeben sich die folgenden Resultate:

| Jahr: | Ausfuhr: (in Millionen Yen) | Einfuhr: | Zusammen. | Durchschnitt per Kopf d. Bevölkerung (Yen): |
|---|---|---|---|---|
| 1872 | 17 | 26 | 43 | 1,30 |
| 1880 | 28 | 37 | 65 | 1,80 |
| 1889 | 70 | 66 | 136 | 3,40 |
| 1898 | 166 | 277 | 443 | 10,13 |
| 1907 | 431 | 495 | 926 | 18,80 |

Während der ersten 19 Jahre dieses Zeitraums war das Anwachsen des Handels verhältnißmäßig unbedeutend. Von 1872 bis 1887, oder in 16 Jahren, hatte sich der Handel nur wenig mehr als verdoppelt, indem er von 43 auf 97 Millionen stieg. Aber während der nächsten 20 Jahre, von 1888 bis 1907 sprang er von 131 auf 926 Millionen Yen oder auf das Siebenfache.

Obwohl im Jahre 1906 ein Ueberschuß von 5 Millionen Yen zu Gunsten der Ausfuhr zu verzeichnen war, nahm der Handel im Jahre 1907 seine alte Gewohnheit wieder auf, indem die Ausfuhr um 64 Millionen Yen kleiner war als die Einfuhr. Die Bezeichnung „Gewohnheit" dürfte hier sehr am Platze sein; denn während der obigen 36 Jahre überstieg die Einfuhr die Ausfuhr in 22 Jahren, umgekehrt dagegen nur in 14 Jahren. Ueberdies betrugen die Ueberschüsse der

Digitized by Google

Einfuhr über die Ausfuhr insgesammt 744 Millionen Yen, die der Ausfuhr über die Einfuhr dagegen nur 71 Millionen, so daß die Handelsbilanz Japans zu seinen Ungunsten im Ganzen 673 Millionen Yen betrug. Es ist leider unmöglich, genau die Quellen festzustellen, aus denen dieser Ueberschuß der Käufe über die Verkäufe bezahlt wurde. Während der letzten 12 Jahre war die Bilanz nur ein einziges Mal zu Gunsten Japans. Dieser Umstand ist vielleicht geeignet, einige Beunruhigung wegen der fortwährenden Auswanderung von Gold hervorzurufen. Ob und in welchem Maße eine solche Auswanderung des Edelmetalls stattfindet, läßt sich nur schwer feststellen, da die Münzbewegungen, wie sie aus den Zollberichten hervorgehen, durch die Verquickung mit den staatlichen Anleihen complicirt werden. Zweifellos umfaßt indessen die Abrechnung auch einen großen Posten unter der Rubrik Einnahmen der japanischen Handelsmarine, sowie Ausgaben ausländischer Einwohner, Touristen und Schiffe und schließlich eine kleinere und doch nicht unbedeutende Summe Geldes, die von japanischen Auswanderern nach der Heimath gesandt wird. Diese ganze Frage bedarf noch einer näheren Untersuchung, als man ihr bisher gewidmet hat. Vorläufig kann man jedoch behaupten, daß Japan in dieser Beziehung England zu gleichen scheint, das ja auch mehr einkauft als verkauft.

Von den hauptsächlichen Stapelartikeln der Einfuhr besteht die Mehrzahl aus Rohmaterialien und Maschinen, wie sich aus folgenden Zahlenangaben ergiebt:

| | Millionen Yen: |
|---|---|
| Rohmaterialien | 186 |
| Halbfabrikate | 92 |
| Maschinen, Lokomotiven, Petroleum ꝛc. | 95 |
| Ganzfabrikate | 9 |
| Nährstoffe | 79 |
| Verschiedenes | 34 |

Mit zwei unbedeutenden Ausnahmen (Baumwollgarne und Eisen) zeigt jeder Posten in der Liste der Rohmaterialien und Halbfabrikate eine stetige Zunahme, während von den fünf Rubriken der Ganzfabrikate drei (hauptsächlich Gewebe) eine stetige Abnahme aufweisen und die übrigen beiden nur unbedeutend sind. Dies entspricht der Tendenz des modernen Japan, ein Industriestaat zu werden. Im Jahre 1907 sandte das Land für 344 Millionen Yen Ganz- oder Halbfabrikate in die Fremde und es hat fast gänzlich aufgehört, vom Auslande Sachen wie Shirtings, Baumwolldrucke, Wollzeuge, Serge, Wollmusseline und Baumwollgarne zu kaufen, Artikel, die in den frühern Jahren das Rückgrat seines Einfuhrhandels bildeten. Wären die Verhältnisse normal geblieben, so hätte sich unzweifelhaft die ungünstige Handelsbilanz des verflossenen Jahres bei Weitem kleiner gestellt. Aber es kamen zwei außergewöhnliche Ereignisse dazwischen. Das eine war die Panik in den Vereinigten Staaten, die die Nachfrage dieses Landes nach Rohseide so gut wie lähmte; das andre Ereigniß, die Entwerthung des Silbers, verschloß theilweise die Märkte der Länder mit Silberwährung gegen japanische Waaren. Somit sahen die letzten Tage des Monats December gewaltige Mengen von Seide in Yokohama aufgestapelt, ohne einen Abfluß, und schreckten die Chinesen und Koreaner von dem Kaufe japanischer Garne und Gewebe ab, in Folge der verminderten Kaufkraft ihrer Silberwährung. Der japanische Ueberseehandel ist aber bezüglich seiner Entwicklung in der Hauptsache auf den Orient und auf die Vereinigten Staaten angewiesen. Während der letzten zehn Jahre hat sich der japanische Handel mit dem Orient verfünffacht, mit den Vereinigten Staaten vervierfacht, mit Großbritannien dagegen nur verdoppelt. Alle Umstände, welche die Vereinigten Staaten und China berühren, bedeuten daher einen zeitweiligen Verlust der beiden bedeutendsten Kunden Japans.

Die Entwicklung der japanischen Schiffahrt deutet darauf hin, daß Japan rapide einen hervorragenden Platz in der überseeischen Beförderung seiner eigenen Güter gewinnt. Vor zehn Jahren (1898) belief sich die Tonnage der in japanischen Häfen eingelaufenen Fahrzeuge auf 8 Millionen Tons und davon fuhren nur 2 Millionen unter japanischer Flagge. Im Jahre 1907 jedoch stellte sich die Gesammtzahl auf 20 Millionen Tons und Japans Antheil erreichte 9 Millionen. Diese bemerkenswerthe Entwicklung wurde nicht ohne Staatshülfe erzielt, aber das Geld dafür scheint wohl angelegt zu sein; denn ohne seine Handelsflotte wäre Japan in dem russischen Kriege ohnmächtig gewesen, welch Letzterer einen Wendepunkt in seiner Handelskarriere bildete.

## Staatsdienst und Prüfungswesen.

Von Ph. Stauff (Enzisweiler).

(Schluß.)

Man wird also kaum der Meinung sein können, daß die Prüfungen für die Versorgung des heutigen Staates mit Beamten die geeigneten Voraussetzungen sind. In ihren ursprünglichen Ursachen hinfällig geworden, vermögen sie die Klarheit über die Qualitäten eines Mannes nicht zu schaffen, die wir für nothwendig erachten, wenn der Mann ein öffentliches Amt bekleiden soll. Unter Leuten, die über das Thema nachgedacht haben, herrscht denn auch kaum ein Zweifel nach dieser Richtung. Daß das Prüfungswesen aber thatsächlich noch fortbesteht, ist zwei Umständen zuzuschreiben, die man nicht ohne Weiteres beseitigen kann. Zunächst dem Umstande, daß man noch kein besseres Hülfsmittel für die Beamtenwahl gefunden hat. Das ist eine zu überwindende Sache. Dann aber namentlich dem viel schwierigeren Umstande, daß — wie früher der Adel — so jetzt die Geprüften, die „Einser", das Heft in Händen haben und es natürlich nicht herausgeben wollen. Ob die Note auch nur eine äußere Sache ist, sie erscheint ihnen eben doch als ein Qualitätsabzeichen, wie ja auch ein noch so unverdienter Orden oder Titel vielfach das eigne Werthbewußtsein des damit Geschmückten wesentlich erhöht. Das ist menschlich und unausrottbar. Ein neuer Mann, der nun nicht Kraft der allein seligmachenden Note zu seinem Amt gekommen wäre, würde den alten Herren als ein unbefugter Eindringling erscheinen, der nicht in ihre Kreise paßt. Auch sie halten auf die Reinheit ihrer Bureauluft, wie ehedem der Adel auf sein Monopol. Und wie diesem das Monopol dereinst nur unter der Einwirkung von Zeitereignissen entrissen werden konnte, die erhöhte Anforderungen stellten an das ganze Volk (Befreiungskriege und Vorbereitung dazu), so werden auch besondere Zeitumstände erforderlich sein, um das neuere Notenmonopol zu stürzen, wenn auch nicht verkannt werden soll, daß eine derartige Aenderung sich heutzutage unter der Mithülfe des Parlaments und der Presse leichter vollzieht als ehedem.

Für uns kann es sich zunächst nur darum handeln, wie man das Prüfungswesen, das im Laufe der Zeit seines anfänglichen Werthes verlustig gegangen ist, zweckdienlich wird ersetzen können. Anfänge dazu sind ja glücklicher Weise vorläufig unter Beibehaltung des Examensystems gemacht. Aber nur im deutschen Norden; im Süden nicht. Sie lagen nahe genug. Man brauchte nur einen Blick auf das deutsche Erwerbsleben zu werfen, das sich ohne Prüfungen im Laufe weniger Jahrzehnte so mächtig emporgearbeitet hat. Da befähigt einfach die Tüchtigkeit in der niedrigeren Position zur Bekleidung einer höheren — nachdem wie im Staatsleben auch Jeder an der untersten Stufe eingesetzt hat. Dabei kommt der innere Werth eines Menschen am unverhülltesten zum Ausdruck, wobei hier natürlich nicht vom allgemein

Digitized by Google

menschlichen Werth, sondern nur von der Qualification für eine bestimmte Beamtenlaufbahn die Rede ist. Man braucht also nur nicht den Grundsatz der „Anciennität“ aufrecht zu erhalten, und hinsichtlich der Erstanstellung nicht die Note zu Rathe zu ziehen, sondern jeden studienfertigen Mann, der sich um ein Amt bewirbt, als eine Art Staats-„Volontär“ einzustellen. Wie er dann vorwärts kommt, das möge sich ergeben, wenn man sieht, was er leistet, und wie offen der Sinn ist, durch den ihm die wirthschaftlichen und culturellen Erfordernisse der Zeit und speciell des ihm für seine Hülfsthätigkeit zugewiesenen Bezirks in den Geist hineinwachsen. Nicht der eigentliche bureaukratische „Fleiß“, das was man vielfach als „Streberthum“ bezeichnet, darf maßgebend sein, sondern die Anschlußfähigkeit des jungen Mannes an die Verhältnisse, denen er seine Kraft zu widmen hat. Sein wirthschaftliches, sociales, culturelles Erkenntnißvermögen. Denn er soll ein Vertreter des Volks und ein Führer Vieler werden, Einer, dem fremde Verhältnisse den Kopf beschweren und das Herz warm machen — aber kein Vielregierer und Actenverfasser. Er soll nicht eine Hilfskraft sein, mittels deren man einen Schreiber erspart — das wäre ein neues verkehrtes System an Stelle des alten abzudankenden. Das ist der Volontär im Maschinensaal, in der Redaction, im Handelshause auch nicht. Soll es wenigstens nicht sein. Es soll eine Probezeit sein, für die der Staat dem Manne den Raum und die Hülfe giebt, die er ihm geben kann. Ein Raum für die Selbstqualificirung des beamtlichen Volontärs. Damit darf der Staat noch keine Verpflichtung übernehmen, daß er ihn thatsächlich in Beamtenstellen einrücken läßt, auch nicht in untergeordnete. Denn an einem Schreiberposten ist der Berufsschreiber der beste Mann, und wer im Staatsleben noch keine für den Staat nützliche Rolle spielen kann, möge die gesammelten Kenntnisse im Privatleben zu verwerthen streben; vielleicht entwickelt er sich in diesem zu einer schätzenswerthen Kraft. Man hat überhaupt nach meiner Auffassung die meisten Beamtenkategorien viel zu fest an die Staatskrippe hingebunden. Ihr Ehrgeiz geräth dadurch leicht in eine falsche Richtung, der Schaffensdrang kommt oft ins Sinken, und der persönliche Erwerbsmuth kommt dem Manne nicht selten abhanden, so daß er lieber am untergeordnetsten Beamtenplätzchen sein Leben durch sitzt, als daß er es wagte, ins freie Erwerbsleben zurück zu treten und sich seinen Platz in diesem zu erobern, wie es doch alle Andern thun müssen.

Man wird sagen: mit der „Volontär“-Sache sei es im gewöhnlichen Leben ganz anders bestellt, als das im Beamtenthum der Fall sein könnte. Dort entscheidet der Chef eines Geschäfts über die Tüchtigkeit seiner Angestellten, und ihn treibt dabei das lebendige Interesse am Gedeihen seines Geschäfts. Dagegen möchte im Beamtenthum in Folge Ersatzes des Prüfungswesens durch die Selbstqualification an jeder Stelle der Thätigkeit das Begünstigungswesen eine unerwünschte Förderung erfahren und der Neid schlimme Wirkungen ausüben oder auch persönliche Vorliebe und Abneigung des Qualificirenden. Denn der Qualificirende könne nicht das Staatsoberhaupt sein, sondern nur ein nächster Vorgesetzter, dessen menschlichen Tugenden oder Schwächen man das Fortkommen eines Menschen nicht überantworten dürfe.

Von diesen Einwänden wird Manches richtig sein, andres nicht. Auch in unserm Erwerbsleben haben viele Betriebe einen solchen Umfang angenommen, daß der oberste Leiter nicht mehr allein seinen Angestellten in der für ihre Qualificirung erforderlichen Weise nahetritt, sondern diese andern den zu Qualificirenden übergeordneten Organen überlassen muß. Glaubt man, daß Friedrich Krupp alle seine Angestellten gekannt hat? Oder daß ein Director der Siemens-Schuckert-Werke in solcher Lage wäre? Niemals. Und doch vernimmt man hier keine Klage über das System. Weil sachlich geurtheilt wird, weil der Mensch im Erwerbsleben in die Interessen seines Betriebes hineinwurzelt, so daß persönliche Schwächen sich in Fragen, die das Geschäft betreffen, fast gar nicht mehr geltend machen, und es nur einen Maßstab für Alles gibt: das Interesse des Geschäfts. So könnte es im Staate auch werden. Werden, sage ich; denn daß es bereits so wäre, wage ich nicht zu behaupten. Eine Beamtengeneration würde zweifellos unter der Einführung des hier vorgeschlagenen Systems der Beamtenwahl zu leiden haben. Gewiß sind viele Herren Beamte auch heute schon zur Uebernahme und sachgemäßen Durchführung der Rolle, die ich ihnen natürlich auch dabei zubilligen muß, vollauf befähigt. Aber nicht alle. Wo die alte seßhafte Auffassung vom Beamtenthum herrscht, die im Beamten in erster Linie einen Gesetzesexecutor sieht, da werden sich natürlich Unzuträglichkeiten ergeben. Aber diese verschwinden, wenn die neue Generation sich in andrer, moderner Weise in ihre Aufgaben hineingearbeitet — hineingelebt — haben wird. Dann wird dem Beamten ganz allgemein seine Stelle nicht mehr als Pfründe erscheinen, sondern als ein Vertrauensplatz, von dem aus er alle ihm irgend nahekommenden Interessen des Staates und der Bevölkerung wahrzunehmen hat. Und dann wird ihm auch, wie dem untergeordneten Fabrikdirector und Fabrikangestellten das Interesse der Fabrik, das Interesse des Staates und Volkes zum Eigeninteresse werden, das alle andern Regungen persönlicher Natur unterdrückt.

Unser Beamtenthum kennt bereits solche Hochmenschen, die weithin geehrt werden, wo sie an exponirter Stelle stehen. Graf Posadowsky, der verflossene Minister des Innern, war ein solcher. Und manch Andrer ists auch, nur wird mans nicht immer allgemein gewahr. Wo der Mann über die alterthümliche Auffassung von Beamten-Pflichttreue hinauswächst, da gehen neue Werthe aus seiner Thätigkeit hervor. Nicht die Richtung, in der ihn dann sein inneres Wachsthum treibt, ist für die Beurtheilung seiner beamtlichen Qualität maßgebend, sondern die Besonnenheit seines Thuns, sein Verantwortlichkeitsgefühl dem Volke gegenüber und die Intensität seines beruflichen Denkens. Aus dem Bewahrer wird dann ein Schaffer, und das ist's, was wir an unsern Beamtenstellen von der obersten bis zur untersten nothwendig brauchen.

Wir haben einen Handelsminister Möller gesehen — er war Großindustrieller. Einen Landwirthschaftsminister, der neben seiner Eigenschaft als Husarengeneral ein tüchtiger Landwirth war. Wir sehen einen Colonialdirector — früher Director einer Großbank . . .

Es ist männiglich bekannt, wie man sich in unserem Volke nach der Verwaltung des Staatswesens durch Männer aus dem Volke sehnt, und wie man sich freute, als Männer aus dem Erwerbsleben an die Spitze der ihren gewohnten Interessen zunächst liegenden Verwaltungssparten getreten sind. Wie hat ein Dernburg sofort seine Aufgabe erfaßt, wie ist er hineingetreten in die ihm anvertraute Sache mit beiden Füßen, mit Leib und Seele, wie man sagt! Und diese Sehnsucht im Volke hat der Bureaukratismus großgezogen, die alterthümliche Auffassung der Beamtenaufgaben, das Notenmenschenthum. Soll diese Sehnsucht je wieder überflüssig werden und verschwinden, so muß das Notenmenschenthum stürzen, und der Geist der neuen Zeit muß mächtig werden durch unsre ganze Beamtenschaft.

Auch unser Offiziercorps steht unter gleichen Verhältnissen, und hier hat der Staat gelegentlich den Muth, das Anciennitätsprincip zu durchbrechen, wo seine Interessen es erfordern. Er sagt sich: wer eine Compagnie mit leidlichem Geschick führt, muß darum nicht nothwendig in der Lage sein, auch dem nächstgrößern Verband mit Nutzen für das Heer vorstehen können. Und der ausscheidende Offizier, durch eine Pension nothdürftig gegen die drückendsten Sorgen gedeckt, geht hin und sucht sich im bürgerlichen Erwerbsleben nützlich zu machen. So stark der Corpsgeist in der Truppe ist: der Offizier scheut sich nicht und betrachtet es nicht als seiner

Digitized by Google

unwürdig, auch einen untergeordneten Platz hier auszufüllen. Das ist ein Vorbild für unser ganzes Beamtenthum. In erster Linie stehen für die neue Zeit die Interessen der Pflicht, erst in zweiter die Interessen der Versorgung. Und es muß als Schande gelten, sich zu fürchten vor dem Eintritt in das Erwerbsleben und an der Staatskrippe zu hängen wie ein blödes Stallthier an seinem Trog. Das eine muß erstehen durch alle Glieder unsrer Beamtenstände, das Gefühl, wie es für den Erwerbsmann der Dichter Schiller so schön kennzeichnet in seinem Lied von der Glocke: „daß er im innern Herzen spüret, was er erschafft mit seiner Hand". Unser Beamtenthum als Ganzes dahin zu bringen, dazu ist uns das Prüfungswesen im Wege. Also muß es fallen, und mit ihm aller ertödtender Bureaukratismus, alles Notenmenschenthum. Ständige Erprobung an Stelle der zeitweiligen Prüfung, so muß die Forderung unsrer Tage lauten. Dann wird in unsern verräucherten Amtsstuben Platz für den schaffenden Geist. Das Beamtenthum darf in seiner Qualität hinter den Erwerbskreisen unsres Volkes nicht zurückbleiben; es muß voranschreiten. Es muß Führer, Berather, Helfer des Volkes sein; so will es die Cultur der neuen Zeit, so will es der strebende gemeine Geist!

---

## Kann uns die Schule als Entgelt für ihre hohen Anforderungen die Allgemeinbildung geben?

Ein offenes Wort von A. Reinicke (Reinickendorf-Berlin).

3.

Wesentlich hängt der Erfolg des Geschichtsunterrichts, namentlich in den untern und mittlern Klassen, auch ab von der Art des Vortrages; ob er die Geschichtsacte anschaulich, greifbar klar zu geben vermag. Es wäre daher wohl zu empfehlen, wenn der Geschichtslehrer den Quintanern und Quartanern zunächst so recht lebendig schilderte, wie es in der eignen Stadt und ihrer nächsten Umgebung vor so und so viel hundert Jahren ausgesehn, welche Geschicke die Vaterstadt im Laufe der Jahrhunderte durchgemacht hat, stets unter Hinweis auf die Oertlichkeiten: das Rathhaus, die Burg, die Stadtmauern, die „Schwedenschanzen". Wenn unsre Knaben erst einmal gelernt haben, ihre engste Heimath mit lebensvollen Gestalten zu bevölkern, immer unterstützt durch den Ortssinn, dann mögen sie getrost auch im weitern Vaterlande Umschau halten; es wird ihnen nicht schwer fallen, sich die Männer, die Geschichte gemacht haben, und ihre Zeit lebendig vorzustellen, sie zu verstehen und in den geschichtlichen Ereignissen eine wirkliche Handlung, Ursache und Folge zu erkennen. Einen geradezu idealen Unterrichtsstoff besitzen z. B. die Herren Geschichtslehrer in Marienburg, der Stadt, in der sich für unsre Ostmark das Wahrzeichen deutscher Kraft, deutschen Geistes erhebt, die Marienburg mit ihren tiefen Wallgräben, dem Massiv ihrer Mauern, und inmitten dieser starken Wehr, alles überragend, das Hochschloß mit seinen pfeilergeschmückten Remtern, seinem ernsten Capitelsaal, seinen träumerischen, zum Sinnen einladenden Kreuzgängen; die Marienburg, zu der einst in den Zeiten eines Winrich von Kniprode die Fürstensöhne Europas zogen, um im Kreuzritterheer gegen das Reitervolk der Litauer kämpfend die Sporen zu verdienen und dann in den festlich geschmückten Gasträumen der Burg ihren Ehrenschmaus zu halten; die Marienburg, auf deren Mauern ein Heinrich von Plauen dem übermächtigen Belagerer König Jagiello von Polen Stand hielt, in der ein Bürgermeister Blume für seine Stadt blutete; die Marienburg, von der aus unser Ostpreußen mit deutschen Colonisten, dem bunten Völkergemisch aus Niedersachsen, Schlesien, vom Niederrhein, besetzt und dadurch erst zu einem deutschen Land gemacht worden ist; unser Ostpreußen, das dazu berufen war, in dem politischen und geistigen Leben unsres Volkes eine so hervorragende Rolle zu spielen. Wie fein lassen sich da die Fäden der Geschichte aus der engeren Heimath zu unserm großen deutschen Vaterlande spinnen. Und so ein fester Wissensbestand aus der Heimathkunde, den der Schüler mit Kopf und Herz erworben hat, kann für das gesammte Geschichtswissen ein besseres Rückgrat sein, als die bekannten Zahlengerippe mit ihren kurzen, gar nichts sagenden Daten.

Der Sprachunterricht hat gegen früher im Allgemeinen Fortschritte gemacht; ein Mangel ist es aber, daß in der Unterrichtsbehandlung der einzelnen Sprachen noch immer kein genügender Unterschied gemacht wird. Bei dem Latein ist das Lehrziel mit auf die logisch-formale Schulung des Geistes gerichtet; es treten deßhalb die grammatischen Uebungen stark in den Vordergrund. Hier hat dies seine volle Berechtigung, und das Latein kann mit seinem streng grammatischen Aufbau der Mathematik, die ja in erster Linie dazu berufen ist, den jungen Geist an scharfes logisches Denken zu gewöhnen, eine tüchtige Mithelferin sein. Leider beeinflußt nun die Lehrart des Lateins noch viel zu sehr den Unterricht in den andern Sprachen, namentlich in den lebenden. Diesen sollte man es doch ersparen, als Wetzsteine für die Logik zu dienen; sie werden doch schließlich dazu erlernt, damit sie später im Leben auch wirklich gebraucht werden. Bringt nun die Schule die Kinder so weit? Durchaus nicht, die Knaben wissen vielleicht viel von den Sprachen, sie können sie aber nicht sprechen, und hieran ist meines Erachtens mit Schuld das Zuviel der grammatischen Uebungen, der Umstand, daß im Sprachunterricht sozusagen die Anschauung zu früh zum abstracten Denken erhoben wird. Darum viel mehr noch die inductive Lehrweise; weniger grammatische Uebungen, die den Schüler bei zu weitgehender Anwendung unbeholfen und ängstlich im Gebrauch der fremden Sprache machen, kein zu eifriges Tractiren mit den vielen Regeln und den noch zahlreicheren Ausnahmen; dafür mehr dreiste Sprechübungen. Hier mag die gute deutsche Gründlichkeit einmal zurücktreten, der Lehrer lege beim Unterricht das schwere Rüstzeug ab, dessen er einst selbst benöthigte, um in die Tiefen seiner Wissenschaft zu dringen und dort die Schätze zu heben. Unter dem Alb der Grammatik und der Zuchtruthe der Klassenarbeiten werden sicher keine Sprachtalente entdeckt und gefördert werden; gerade für diesen Unterricht eine leichte Hand; der Lehrer muß hier auch mehr Psychologe sein, der die lebendige Quelle, den Sprachinstinct, zu finden und zu fassen weiß. Lehrreich ist folgende kleine Geschichte, die ich vor längerer Zeit in diesem Blatte las: Ein französischer Professor kommt in Begleitung seines zehnjährigen Söhnchens nach Deutschland, um hier die deutsche Sprache zu erlernen. Nach einem Jahr fleißig betriebener Studien kehrt der Professor nach Frankreich zurück, und als er gelegentlich, noch in Deutschland, die erworbenen Kenntnisse praktisch erproben will, da stellt sich heraus, daß der kleine Junge, der beim Spiel mit den Altersgefährten, im Hause mit den Dienstboten, unbekümmert um Formenlehre und Syntax, darauf losgesprochen hat, im Gebrauch des Deutschen gewandter ist, als der Herr Papa, den jedenfalls die Systematik mit ihren Klammerarmen erfaßt und nicht zum freien Aufathmen und natürlichen Gebrauch der Sprachwerkzeuge hatte kommen lassen. Diesen freien Sprechübungen stellt sich, wie ich aus eigner Erfahrung bestätigen kann, als gleichwerthiges Lehrmittel zur Seite: Lesen und abermals Lesen. Es darf allerdings nicht das ängstliche Zusammenholen von Vocabeln und Nebeneinanderstellen von Wörtern und Sätzen sein, — auch hier muß frisch darauf los gelesen werden. Dann wird man auch am ehesten befähigt, in der fremden Sprache zu denken, und hat in nicht zu langer Zeit das Sprachgefühl weg; die grammatischen Regeln fallen einem dann wie reife Früchte in den Schooß. Als Lectüre dürften allerdings nicht lang-

Digitized by Google

weilige Abschnitte aus der Geschichte oder, wie ein Schulmann sich einmal über derartigen Lesestoff drastisch ausdrückte, „verschimmelte Anecdoten“ gewählt werden, sondern eine Lectüre, deren Inhalt dem Ideenkreise unsrer Jugend nahe liegt, und die ihr wirkliches Vergnügen bereitet. Wie wäre es denn für die mittlern Stufen mit dem Robinson Crusoe in französischer und englischer Sprache, für die höhern Stufen etwa mit den interessanten frischgeschriebenen Seebildern von W. Clark Russell? Uebrigens sind schon einsichtige Schulmänner, u. a. Dr. Ernst Wasserzieher in Neuwied, an der Arbeit, aus der guten neuern Literatur Frankreichs und Englands geeignete Lectüre herauszusuchen und für den Schulgebrauch zu überarbeiten. Diese Bestrebungen sollten nur noch mehr gefördert werden.

Ueber die Mathematik läßt sich nicht viel sagen. Unsre Schüler scheiden sich ziemlich scharf in mathematische und unmathematische Köpfe. Letztere, die deßhalb durchaus nicht dumm und ungewandt zu sein brauchen, kommen schlechterdings nie in einen innigen geistigen Contact mit den mathematischen Formeln. Möge für diese Aermsten, die in den Klassenstunden schon genug an Hohn und Spott zu tragen hatten, ein besonderer modus vivendi gefunden werden, damit ihnen die Mathematik nicht eine Klippe für das Examen und eine greuelvolle Erinnerung für das ganze Leben werde. Ein wichtiger Bildungszweig dürfte noch in den Lehrplan der höheren Schulen aufzunehmen sein: die Kunstgeschichte. Es könnten doch während des Wintersemesters den Primanern hierin Stunden ertheilt werden unter gleichzeitiger Vorführung von Lichtbildern. Und wie wäre es, wenn man den Vätern gestattete, sich zu diesen Vorträgen einzufinden? Man klagt ja ohnehin darüber, daß die Eltern keine gemeinschaftlichen Interessen mit ihren heranwachsenden Kindern hätten, übrigens auch ein Zeichen dafür, wie weltfremd eigentlich die Schulbildung ist —, auf diesem Gebiete würde ja leicht ein geistiges Band geknüpft werden können. Es wird gewiß so mancher Vater gewillt sein, sich für einen Abend in der Woche dem Stammtisch zu entziehen, und vielleicht fiele auch hier und dort aus diesen Stunden ein geistiger Funke in die Oede der Stammtischunterhaltungen.

Dann möchte ich wohl fragen, ob im naturwissenschaftlichen Unterricht die Sinne unsrer Jugend auch wirklich geschärft und aufnahmefähig gemacht worden sind für alle Vorgänge in der sie umgebenden Natur, ob unsre Knaben auch einmal hinein gelauscht haben in die Geheimnisse der kleinen chemischen Fabrik, wie sie ja eine jede Pflanze darstellt; ob sie die Blumen kennen, die ihnen am Wege freundliche Grüße zunicken, die Bäume, in deren Schatten sie ausruhen, ob sie es einmal versucht haben, sich am gestirnten Himmel zurechtzufinden; ich möchte weiter fragen, ob unsrer Jugend die Augen geöffnet worden sind für die Schönheiten der Natur, für die einfachen, großen, edlen Linien in der Zeichnung einer Landschaft, für die zierliche Pracht des Kleinlebens — es giebt überhaupt nichts Unschönes in der Natur —; ob der Unterricht so weit gefördert worden ist, daß sich an ihn die selbstständige tiefere Naturbetrachtung seitens des Schülers anschließen kann, ob dem Jüngling auch einmal bedeutet worden ist, sich zunächst bescheiden in die große Kette des Naturalls zu stellen und dann hinauf zu arbeiten zu der Warte der höhern Erkenntniß, von wo aus er erst die Ideenverbindungen von Erscheinung zu Erscheinung des Weltengetriebes zu knüpfen vermag, und wo er dankerfüllten Herzens gewiß wird, daß er doch als ein höheres Wesen geboren ist. Es ist gut für die Entwicklung und Charakterbildung des jungen Mannes, wenn hierüber schon in der Schule gesprochen wird. Unsre moderne Bildung ist durchwebt von den Ideen, die die neuere Naturforschung ins Leben gesetzt hat; auf Schritt und Tritt begegnen wir ihnen, und es könnte leicht vorkommen, daß der Jüngling beim Eintritt in das Leben, geblendet durch gewissenlose Schwätzer, sofort dem krassesten Materialismus in die Arme fällt. Gerade der naturwissenschaftliche Unterricht bietet ihm auch eine reich bedachte Arbeitsstätte für die Herzenscultur, die gewiß nicht vernachlässigt werden darf; denn zu einem nicht geringen Theil ist ja Bildung Herzenssache. Bei dieser Arbeit findet der Jüngling auch wohl ein paar solide Grundsteine zu dem Unterbau, auf dem sich später der „Oberstock“ der socialen Haltung erhebt, nicht als die Wohnung des albernen Uebermenschen, der sich auf Kosten seiner Umgebung ausleben, besser austoben will, oder jenes wunderlichen Herrenmenschen, der sich mit seinen Genossen durch einen Codex gesellschaftlicher Formen von den übrigen abschließt und durch die stricte Erfüllung dieser Formen den Inhalt des Lebens erschöpft zu haben glaubt, nein: der Oberstock, in dem der ganze, der social denkende und fühlende Mann wohnt, der sich ruhig überlegend, vertrauend auf seine Kraft, sein Können an den richtigen Platz im Menschengetriebe hinstellt, dort wacker zufaßt, hilft und fördert. Nur unter diesen Männern wird unser Kaiser jene warmherzigen Optimisten finden, die er als Arbeiter haben will am Bau der Wohlfahrt des Deutschen Reiches, der Wohlfahrt unsres Volkes.

Nun zum Unterricht im Deutschen. Dieses Fach wird im Lehrplan viel zu stiefmütterlich behandelt, und doch wird gerade hier die Unterrichtsverwaltung zuerst den Hebel anzusetzen haben, wenn sie der Aufgabe gerecht werden will, unsrer Jugend eine Allgemeinbildung oder wenigstens die Grundlage hierfür zu geben. Denn ich behaupte, nur ein tiefes Eindringen in das Geistes- und Gefühlsleben unsrer eignen Denker und Dichter kann diese Bildung geben; nur der wird sich zu den Gebildeten des Volkes rechnen dürfen, der diese ganze reiche Gedankenwelt durchwandert und dort nach redlichem, nach heißem Mühen seine Ernte gehalten hat. Es braucht ja auch hier nicht ein Aufspeichern von vielem Wissensstoff zu sein; es genügt ja schon, jeden dieser Großen im Geist nach seiner Eigenart erfaßt zu haben, um unverweilt mit ihm in Verkehr zu treten, wenn uns nach der Last der Alltagsarbeit einmal eine wahre Feierstunde werden soll. Und hierfür muß die Schule unbedingt die Anleitung geben, in tactvoller, discreter Weise; sie muß uns auch ein gutes Stück Wegs in jene Gedankenwelt hineinführen, der Lehrer könnte dabei auch ruhig, um seine Schüler den Entwicklungsgang, das Werden unsrer Geisteshelden, den inneren Zusammenhang in unsrer großen deutschen Geistesgeschichte erkennen zu lassen, ausgedehnte literaturgeschichtliche Vorträge halten, die jetzt durch die Lehrpläne untersagt sind. Dieses Ziel kann allerdings nicht erreicht werden bei einem Unterricht von drei, vier Stunden wöchentlich, namentlich wenn die häusliche Arbeit, die hierbei eine wesentliche Rolle spielen müßte, zum großen Theil durch die Präparation für das Latein und Griechisch festgelegt ist. Abhülfe muß dadurch geschafft werden, daß zu Gunsten des Deutschen der Unterricht in den beiden alten Sprachen wesentlich beschränkt wird. Mögen diese Sprachen in den höheren Schulen mit einer beschränkten Stundenzahl getrieben werden, zur Schulung des Geistes und für die Zwecke der späteren Quellenforschung, nicht in dem Maße, wie es jetzt geschieht, um ihrer selbst willen.

---

## Alexander Kielland.

Von Björnstjerne Björnson.

Rede gehalten zur Einweihung des Kielland-Denkmals in Molde.

(Schluß.)

Ja, so war der feine Herr, der hier unter Euch lebte. Für die natürlichen Forderungen des Herzens kämpfte er, um eine bessere Gesellschafts-Ordnung zu schaffen als die, in der

Digitized by Google

wir stehen. Aber seine eigene Person, propper und fein, hielt er außerhalb.

Er hatte ein fertiges Programm, ehe er anfing; als das erschöpft war, war er selber fertig. In seinem letzten Buche kehrte er den Spieß um; er ließ einen verschlagenen Bauernburschen mit Räuberhänden und rasendem Appetit in den Kreis der Gebildeten eindringen. Aber das machte ihm keinen Spaß, und das Buch blieb ohne Schluß. So schloß er ganz.

Aber er produzirte beständig. Seine Unterhaltung, seine Correspondenz war ein unablässig sprudelnder Strom, der bis zuletzt nicht versiegte.

Darüber bin ich mir längst klar: er war der vollkommenste Repräsentant der norwegischen Bildung unsrer Zeit. Unter „Bildung" muß man sich nicht etwas Einzelstehendes, etwa wie Fachgelehrsamkeit, vorstellen; ein Gelehrter kann sehr roh sein. Auch nicht nur ein abgeschliffnes Wesen; darunter kann sich viel Unfertiges verbergen. Ueberhaupt muß man nicht an etwas Einzelnes denken, sondern an eine aufgeklärte, durchgearbeitete harmonische Persönlichkeit. Als solche stand er ohne Gleichen da! Es gab keine wichtige Zeitfrage, die nicht auch Alexander Kielland bewegte. Seine Schlagfertigkeit ergriff begeistert Partei. Er war immer parat, und seine Herausforderungen kamen unerwartet; das war mit das Amüsanteste an ihm. Sein männliches Aeußre, seine vornehme Haltung und seine liebenswürdige Umgangsform schienen ihres Sieges sicher zu sein. Ich vergesse nie, wie ich ihn das erste Mal sah; es war bei einem Fest in Versailles. Wir sahen dem Tanz in dem weltberühmten Saal zu, da stieß ich Thaulow an, der neben mir stand: Sieh dort! da steht der hübschste Kerl aus der ganzen Gesellschaft. Thaulow sah hinüber: „Aber das ist ja Alexander Kielland!" Er hatte das Strahlende, das magnetisch anzieht. Der Uebergang von Ernst zu Scherz und dann wieder von Scherz zu Ernst war blendend.

Witze blenden ja am meisten durch die Form, und das war wohl auch mit den meisten von ihm der Fall; aber bisweilen beleuchteten sie auch den innersten Kern der Dinge. Lest das Einleitungs-Capitel zu den „Arbeitern", oder die wenigen Zeilen über den Königseinzug im selben Buch, oder die Catechismus-Ueberhörung in „Gift", oder das Capitel, wo Schiffer Worse erklärt, was die Heiligung sei, und ihr bekommt einen Begriff davon, was seine Unterhaltungen sein konnten. Sie waren womöglich noch mehr; denn da legte er sich keine Zügel an.

Keiner in unserem Lande hat so viel witzige Bemerkungen gemacht wie er.

In „Erotik und Idyll" schildert er ein junges Mädchen, das eine religiöse Mutter hatte. Das junge Mädchen wußte, sagt er, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden, aber die Verlobungen im Ballsaal. Sie verheirathete sich und bekam Nahrungssorgen. Als es ihnen knapp ging, wurden die jungen Leute von Allen verlassen — ausgenommen vom lieben Gott, der ihnen jedes Jahr einen goldlockigen Engel schenkte. Von dem allgewaltigen Pastor im „Johannisfest" sagt er: So fuhr er dahin, Gott in der einen Tasche und die Stadt in der andren.

Alexander Kielland wohnte eine Zeit lang in Hillevaag bei Stavanger. Dort hatte er seine Wohnung von der Stadt gemiethet, fand jedoch die Miethe recht hoch. Ein Mitglied der Stadtverwaltung vertheidigte es damit, daß dort Gras genug wüchse, um ein Pferd zu füttern. „Ja, es müßte ein Schaukelpferd sein." An einem Wintertag ging er in seinem bekannten Schafpelz spaziren. Da traf er einen Bauern, der zu ihm sagte: „Du solltest die Haare nach innen wenden." — „Wenden vielleicht Deine Schafe die Haare nach innen?"

Ich machte mir eine Zeit lang Sorgen wegen der Geldverhältnisse meines Freundes und fragte ihn einmal, wie es damit stände. Er gab mir vollen Aufschluß und schloß: „so viel von meinen Geldverhältnissen, oder wie Du dieses Phantom nennen willst." — Einst hatte er eine schlimme Zehe, und der Doctor, der ihn behandelte, erzählte unvorsichtiger Weise etwas, was Kielland gesagt hatte. In einer Gesellschaft ruft Kielland dem Doctor zu: „Ich habe eine Schlange an meiner Zehe genährt." — Alexander Kielland aß bei uns am Pfingstfeiertag zu Mittag. „Kannst Du mir sagen," sagte ich, „wie es zuging, daß 2000 — denke zwei Tausend — in kurzer Zeit getauft werden konnten?" Er antwortete augenblicklich in seinem Stavanger Dialect: „Das geschah vermittelst einer Feuerspritze."

Er war, wie wir alle, Republikaner, fand es jedoch gefährlich, unter den Umständen, unter denen die Union aufgelöst wurde, Norwegen zur Republik zu machen. Ein Blatt telegraphirte an ihn und bat ihn, die Republik zu stützen. „Nein," antwortete er, „ich will mit bei der dänischen Komödie sein." — Eine Dame war bei ihm zu Mittag, als die ‚Hohenzollern', die hier vor Anker lag, ein lautes Brüllen ertönen ließ. „Haben Sie keine Angst," sagte er, „die ‚Hohenzollern' ist in Kindsnöthen; jetzt hat sie eine Barkasse geboren." Von Anfang an liebte er Molde und seine Bewohner. Aber wie gewöhnlich verbarg er seine Gefühle hinter Scherzen. „Wie sind sie gegen Dich?" fragte ich ihn. „Hm," antwortete er, „sie sind so gut, daß sie nicht wissen, wie sie mich am besten mit Diners umbringen sollen."

Manche von Denen, die hier stehen, könnten meine Sammlung witziger Einfälle noch bedeutend vermehren, obwohl auch die meine nicht klein ist. Ich bedauere, daß die allerbesten nicht in großer Gesellschaft erzählt werden können. Namentlich gönnte ich meinen Zuhörern seine Definition eines Storthingsabgeordneten.

Solch ein leuchtendes Spiel des Geistes giebt vielleicht die beste Vorstellung davon, welch ein Fest es war, mit Alexander Kielland zusammen zu leben.

Wir Alle, die wir die Freude hatten, glaubten reich zu sein; er gab uns viel. Ich denke, Viele, die heute hier stehen, hatten, als die Todesnachricht kam, gleich mir das Gefühl: nun ist das Märchen zu Ende.

Es ist arm, das kleine Denkmal, das wir hier errichtet haben, verglichen mit dem, was er war und mit dem, was wir fühlen. Aber wir wissen Alle, er hat sich selber eins gesetzt, was seiner würdig ist.

Ich meine, am Besten gewinnt man eine Vorstellung von seiner plastischen Gestalt in Wort und Wesen aus dem allbeliebten Capitel „Der Einzug des Frühlings in Norwegen". Es leuchtet mitten in dem Bittern und Finstern in den „Arbeitern" auf. Die Vögel, die nach Norden sollen, versammeln sich in den schwülen Sümpfen Egyptens; sie langweilen sich fürchterlich, sie sehnen sich nach kaltem Regen, grauer Luft und frischen Wäldern. Da flog ein kleiner grauer Vogel gerade in die Höhe, es war die Lerche. Sie blieb oben einen Augenblick ganz stillstehen, schlug dann ungeheuer rasch mit den Flügeln und zwitscherte ein paar kurze Töne; dann ließ sie sich herabfallen und versteckte sich im Gras.

Das war das Signal! Eine Schaar nach der andern erhebt sich und zieht von dannen; selbst die, die eigentlich noch warten müßten, werden in der allgemeinen Verwirrung mit fortgerissen.

Nach der Fahrt über das Mittelmeer lassen sich große Schaaren in ihren Heimathländern nieder und wecken überall Luft und Leben. Sie rufen den andern, die weiterziehen, ein Lebewohl nach. Von diesen senken sich einige auf die deutschen Ebenen herab, andre halten nicht eher inne, als bis sie in Dänemark sind. Aber dort lag noch dichter Schnee über Weg und Steg, und es wehte ein grimmiger Nordwest. Dänemarks alte Buchen schlossen vorsichtig die braunen Blatthüllen um die zusammengerollten Blätter. Die Vögel mußten

Digitized by Google

im Heidekraut Schutz suchen, ja sie wagten sich bis nahe an die Häuser heran. Sie waren wüthend auf die kleine Lerche, die sie zu zeitig fortgelockt hatte. Sie fragten die norwegischen Vögel, ob sie nicht noch eine Weile warten wollten. Aber es kam Südwind und Regen, und die norwegischen Vögel können nicht länger warten: Schönen Dank.

Zu Hause in Norwegen sah es anfangs betrüblich aus. Ellenhoch lag der Schnee in den dichten Wäldern und reichte bis tief in die Thäler hinab. Aber auch hier kam Südwind und Regen, und mit einem Male erschien der Frühling mit Lärm und Getöse, Lawinen und schäumenden Flüssen. „Das Land glich einem Riesen, der sich wäscht und dem das eiskalte Wasser an den starken Gliedern herabfließt."

Die Halden bedecken sich mit Grün, und zum Schluß kommt der Kuckuck als Oberceremonienmeister des ganzen Frühlingslebens.

Und da lag das Land hoch und strahlend in dem blauen Meer. Arm und mager, aber frisch und gesund und lächelnd wie ein neugewaschenes Kind.

So erblickte er Norwegen, so schön, so groß nach dem Winter, in dem er selbst lebte. Er war selber mit der Lerche verwandt, die zu zeitig aufflog, weil sie ihre Sehnsucht nicht bezwingen konnte.

Nach dem neuen Norwegen im Frühlingsglanz!

Dieses Norwegen wollte er durch seine Arbeit hervorbringen helfen. Er hat sein Ziel nicht erreichen dürfen.

Aber ich glaube, er wird Jedem, dem er näher tritt, unvergeßlich sein, und so wird er fortleben über die Grenzen seines eignen Lebens hinaus. Denn Vieles wird höher und Vieles wird leichter in den Augen Derer, unter denen lange Jahre ein Großer gelebt hat.

Mit dieser Hoffnung will ich schließen.

Und so weihe ich das Denkmal — eine Schöpfung des großen dänischen Malers Severin Kröyer — dem Park von Molde; den Naturfreund, den Verehrer der Schönheit seiner Braut; einen großen Geist einem weiten Ausblick in alle Zeit.

Von jetzt an gehört das Denkmal der Stadt Molde.

Männer und Frauen mögen darüber wachen. Und Du Knabe und Du kleines Mädchen, wenn Ihr in Schule oder Haus etwas von ihm gelesen habt, z. B. den Einzug des Frühlings in Norwegen, möget Ihr das Bild des Mannes, das jetzt der Park von Molde umschließt, achten lernen.

Möge Alexander Kiellands Andenken unvergänglich fortleben!

---

## Das Ende der ernsten Bühnenliteratur.

Von Heinrich Lilienfein (Berlin).

Wer darüber klagt, daß das Interesse des Publicums für ernste dramatische Kunst im Schwinden begriffen ist, wird selten der bestechend-weisen Antwort entgehen: „Was wollen Sie? Bedenken Sie die gesteigerten Ansprüche, die das moderne Leben an die Nervenkraft jedes Einzelnen stellt! Ist es da so verwunderlich, wenn sich die Leute nach gethaner Arbeit lieber amüsiren wollen, statt sich Kopf und Herz mit schwerblütigen Problemen anstrengen und verwirren zu lassen?"

Das ist sehr schön und, wie gesagt, ausbündig weise gesprochen. Nur schade, daß solche Allerweltsweisheiten nicht über eine recht bittere Thatsache hinwegtäuschen können, auf die hier ein Streiflicht geworfen werden soll.

Die Verlagsblätter unsrer zwei größten Bühnen-Vertriebsgeschäfte in ihren letzten Nummern liegen vor mir. Unter den erfolgreichen Neuheiten, die sie den Theatern anbieten, finde ich: 1 Drama; 2 ernste Einacter-Cyklen; 5 Schauspiele und über 25 Lustspiele, Komödien, Schwänke, Burlesken und Grotesken, Possen mit und ohne Gesang.

Daneben halte ich die briefliche Aeußerung des Leiters einer größeren Hofbühne, der mir vor einigen Wochen resignirt schrieb: „Das Publicum bleibt uns demonstrativ von allen ernsten Aufführungen fern und das vermögen wir finanziell nicht auszuhalten!" — und die verwandt lautenden Worte des Directors eines großen Stadttheaters: „Sie müssen mir schon gestatten, Ihr Stück auf dem Anschlagzettel Schauspiel statt Drama zu nennen, sonst bringe ich mein Publicum von vornherein nicht ins Theater!"

Durch einen Blick in die Spielverzeichnisse der deutschen Bühnen, wie sie die Deutsche Bühnengenossenschaft herausgiebt, und in die Breitkopf und Härtelschen Zusammenstellungen, mag sich der Zweifler das Resultat vollends beglaubigen —: Die gegenwärtige Vorherrschaft der heiteren Bühnenerzeugnisse über die ernsten ist absolut. Relativ hat sie längst schon bestanden. Als absolute Thatsache ist sie jedenfalls neu.

Man kann ein großer Freund der Freude und der Heiterkeit sein; man kann über die verzweifeltsten Unmöglichkeiten, die haarsträubendste Unkunst, wie sie die heitere Gegenwartsmuse mitunter darbietet, aus vollem Herzen mitlachen und den Verfassern ihr vergängliches Bretterglück aus vollem Herzen gönnen — und wird doch über das genannte Ergebniß den Kopf schütteln müssen.

Der Kunstmoralist hat sein geschwollenes Urtheil sofort fertig: „Selbstverständlich sind daran unsre Bühnenschriftsteller schuld. Würden sie ernste Stücke von Werth schreiben, so würden sie auch ernste Zuschauer genug finden. Punktum."

Kunstmoralisten pflegen sehr harthörig zu sein. Also Vergebung, wenn ich unserm Vertreter etwas derb und laut ins Ohr rufe: „Schreiben Sie gefälligst solche Stücke von Werth selbst! Nicht, um zu beweisen, daß Sie es besser können, als alle Dichter der Vor-, Mit- und Nachwelt, sondern um damit einige reizende, höchst instructive Erfahrungen zu machen. Der Director, der Sie und Ihr Werk, liebenswürdig wie immer, empfängt, sagt Ihnen etwa Folgendes: „Ohne Zweifel sind Sie ein neuer Shakespeare und der kommende Mann! Aber was Sie da bringen, hat noch einige kleine Fehler. 1. Ist Ihr Stück eine Tragödie! Das liebt das Publicum nicht. Keine Kirchenmaus geht hinein. 2. Hat Ihr Stück fünf Acte. Das liebt das Publicum nicht. Es dürfen höchstens vier Acte sein. 3. Ist Ihr Stück zu literarisch und zu vornehm in den Mitteln. Das liebt das Publicum nicht. Sie müssen die Effecte mehr herausarbeiten. 4. Ist Ihr Stück also bei aller Anerkennung für mich nicht annehmbar. Es hat auch keine Rollen. Schreiben Sie ein Lustspiel, Verehrtester! Ganz unter uns: Das gebe ich ungesehen. Das bringt Geld, verstehen Sie? Viel Geld. Mir und Ihnen. Das liebt das Publicum. — Wiedersehen!"

Der Kunstmoralist wendet sich entrüstet von mir ab. Vielleicht versucht er aber doch einmal den vorgeschlagenen Weg der persönlichen Erfahrung. Und wenn er eine ehrliche Haut ist, stellt er, nach gesammelten Erfahrungen, folgende Ueberlegung an: Es ist doch nicht so leicht, ernste Stücke von Werth zu schreiben. Meins, das doch von höchstem Werthe ist, wird nicht angenommen. Bühnenschriftsteller sind Menschen, schwache, sehr schwache Menschen sogar. Schreiben also lieber schlechte Lustspiele und Schwänke, statt schlechte Dramen. Aber sie sind nicht allein dran Schuld! Wenigstens nicht ganz allein!

Doch, um schließlich von einer ernsthaften Sache sehr ernsthaft zu reden: daß Bühnenschriftsteller auch nur schwache Menschen sind, ist eine schwache Entschuldigung. Aber daß das Publicum sich nur amüsiren will, ist eine viel schwächere, ist eine jämmerliche Entschuldigung — des Publicums nämlich! Ein jedes Volk ist die Kunst werth, die es hat. Und da sollte es vom unsrigen im Ernst gelten, daß es für ernste dramatische Kunst keine Zeit und keine Lust mehr hat?

Digitized by Google

Es ist viel gesündigt worden und wird viel gesündigt auf unsren Theatern. Aber es ist auch viel guter Wille da. Dem entspricht aber kein guter Wille von Seiten des Publicums, das sich „nur amüsiren“ will und heute die Mehrheit, die erdrückende Mehrheit ausmacht. Sollten wir deßhalb vor dem Ende der ernsten Bühnenliteratur stehen? Weil das ernste Publicum fehlt, das ergriffen und erschüttert werden will?

Schätze Jeder das Maß des Könnens unsrer heutigen ernsten Dramatiker so bescheiden ein, wie er will. Wenn diesem Können überhaupt kein Spielraum mehr gegeben wird, sich zu bethätigen — wie soll es wachsen? Wie soll es künftigem größerm Können einen Boden bereiten?

---

## Zwei Gedichte.

Von Felix Lorenz (Berlin).

### Meeresfund.

Auf nordischer Wandrung seh ich da nun,
Halb eingesunken im Dünensand,
Zwischen Steinen und Gras einen Becher ruhn.
Ich nehme das zinnerne Ding zur Hand:
Hohlbäuchig ists und von weitem Maß,
Ein schwacher Goldstaub blitzt matt übers Zinn,
Und streich ich über die Randung hin,
So klingts wie ein Ton von geschliffenem Glas.
Nun sinn ich und grübl ich verwischter Schrift,
Uralten Zeichen, gravirt in den Fund.

Sein Schicksal such ich in dunklem Grund:

Wars Purpurwein — war es Königsgift,
Was brausend die tiefe Höhlung gefüllt?
Setzt ihn ein Weiser sich ab vom Mund
Im lebensseligsten Augenblick
Und hat ihn ins Meerbett hineingehüllt?

Doch träum ich noch tiefer sein selten Geschick:

Hellenische Schiffe, verirrt in den Sund —
Argonauten, kielfrohe, warens zumal —
Die hielten, von Abendrothbränden umloht,
In den Scheidewogen von Leben und Tod,
Ein erstes, ein letztes: ein Opfermahl
Und tranken den Gluthwein in sich hinein,
Lenzstarke Sonnenhüter zu sein,
Und warfen die Becher zurück ans Land,
An den schweigenden Strand — in den Dünensand —

— — — — — — — — — — — —

In nordischer, herbstkühler Nebelruh
Ließ ich den Becher und ging davon —
Träumte mir griechischen Himmel dazu
Und ein Zecherlied von Anakreon

### Der Pilgrimmige.

Dem Weltsinn auf den Grund zu kommen,
Hat Einer früh in Jugendjahren
Verwegne Fahrten unternommen,
Doch nicht zu seinem Frommen.
Mit Dolchen, Säbeln und Pistolen
War reine Weisheit nie zu holen —
Drum ist er zurück gefahren.

Ins Kloster hat er sich geflüchtet;
Dort las er alte Kirchenväter,
Hat sich am Plato großgezüchtet,
Auch sonst gebösewichtet
In alten Büchern und Pergamenten.
„O, wenn sie Wahrheit geben könnten,“
Sprach er, „o hilf, Sanct Peter!“
Als alle Heilgen stumm geblieben,
Versucht ers einmal mit den Frauen.
Doch hat ihm Eine bald das Lieben
So wunderschön beschrieben,
Daß er sie grimmig abgewehret.
Ins Wäldlein hat er sich gekehret,
Rief: „Hier will ich Hütten bauen!“

Zu einem dämmerkühlen Grunde
Mit Birkenglanz und Quellenrauschen,
Geht er fortan zur Morgenstunde,
Die Pfeife froh im Munde,
Und lacht hinein ins Baumgewirre —
Nun kann er aus der grünen Irre
Das Weltgeheimniß erlauschen.

---

## Der Tollste in drei Königreichen.

Von Roda Roda.

„Hannibal ante portas! Hannibal Graf Draway nämlich, der tollste Mann in Kroatien, Slavonien und Dalmatien. Haben Sie noch nie von ihm gehört?“

„Nein.“

„Nun, Sie werden nicht bereuen, ihn kennen gelernt zu haben. Nachmittag kommt er — sein Husar hat ihn schon angekündigt. Er macht sonst nicht so viel Umstände, wenns gilt, ein Castell heimzusuchen. Nur aus Rücksicht auf die alte Baronin stürzt er bei uns nicht zum Kamin herein oder durchs Kellerloch — wie anderswo. — Ja, schütteln Sie nur den Kopf! Vor fünf Jahren ist er das letzte Mal bei uns gewesen. Wir sitzen eben beim Nachtessen, da hört man plötzlich draußen ein Gepolter, die Thür thut sich auf und Hannibal reitet so ruhig ein, als wär es was Alltägliches, im ersten Stockwerk zu Pferde Besuch zu machen. Er sitzt ab, begrüßt uns — wir sind sprachlos — da kommt auch noch hoch zu Roß sein Husar daher, nimmt Hannibals Pferd am Zügel, schwenkt im Trab um den Tisch herum und zur Thür hinaus. Die Baronin hat nachträglich alle Heiligen angeschrien. Darum bereitet er uns diesmal auf seine Ankunft vor.“

„Wie kommt es, daß er fünf Jahre weggeblieben ist?“

„Gott weiß, wo er gesteckt hat. In ganz Polen und Ungarn.“

„Macht er eine Reise?“

„Eine Reise? Er lebt jetzt wie immer. In einem Viererzug fährt er umher, ein zweiter fährt sein Gepäck, zwei Husaren hinten mit seinen beiden Reitpferden — so lebt Hannibal. Er hat kein Heim, keine Verwandten. Vier Diener, zwei Wagen, zwölf Pferde und zwei Hunde, — das ist seine Welt.“

„Er ist wohl nicht sonderlich reich?“

„Seine Pferde schätze ich auf dreißigtausend Gulden. Was er an Baargeld besitzt, weiß ich nicht. Sicherlich mehrere Millionen. Und er wirft das Geld mit vollen Händen hinaus — im wahren Sinn des Wortes. Zigeuner und Kinder können alles von ihm haben. Sie müssen wissen, daß es keinen lustigern, gutmüthigern Menschen giebt als Hannibal Draway. Seine Diener behandelt er wie Seinesgleichen. Sie amüsiren sich ebenso gut wie er auf diesen Reisen und werden wohl dereinst als Gutsbesitzer sterben.

Sommer oder Winter — ist ihm gleichgiltig. Er fährt ins Land ohne Plan. Heute ist er bei einem Gutsherrn

---

Aus einem demnächst im Verlage von Schuster & Loeffler (Berlin) erscheinenden Buche Roda Rodas, das sich: „Von Bienen, Drohnen und Baronen“ betitelt.

Digitized by Google

zu Besuch und bleibt vier Wochen da. — Eines Morgens ist er auf und davon — ohne Abschied. Dann übernachtet er am Waldrand im Wagen, die Husaren im Zelt, die Pferde am Pflock, die Hunde auf der Wacht. Er braucht sich nicht zu fürchten, seine Hunde sind Wolfskinder. Und wer sollt sich an ihn machen? Er hat schon manche Nacht mit Räubern und Schweinedieben durchgezecht. Als die Gendarmen vor acht Jahren Bákonya erschossen, nahm er einen von Bákonyas Leuten zu sich. Der ist noch bei ihm.

Draway weiß Alles, was im Land vorgeht und kennt Alle, lebt mit Allen auf dem besten Fuß, junge Ehemänner ausgenommen. Wenn es irgendwo heißt, „Hannibal kommt", schickt man flugs die schönen Frauen weg. Denn es giebt keinen glücklichern Eroberer von Weiberherzen als ihn. Wenn er sich in den Kopf gesetzt hat, Jemand zu betrügen, einen Fürsten oder einen Bauern, dann ließe er sich eher einen Arm abschneiden, als daß er seinen Plan aufgäbe. So zäh er ist, so schlau stellt ers an. Kein Mensch weiß, wen er liebt. Seine Leute sind oft meilenweit fort, und er geht, allein und verkleidet, bei Neumond, Nacht und Nebel seinem Abenteuer nach.

Kühn und verwegen ist er, darum lieben ihn die Frauen.

Zu Baron Selinsky kam er einmal vor etwa sieben Jahren. Die Baronin war sehr schön — damals. Der Herr Gemahl empfing Draway mit wohlwollendem Lächeln und sagte ihm: „Lieber Freund, wenn Dir Dein Herz mit der Ehrlichkeit durchgehen sollte, denk an drei Dinge: an meine Hand — denn ich treffe die Tauben im Flug — an mein Ohr — denn ich höre geölte Angeln gehen; und an mein Auge — denn ich sehe Dir in den Brustkasten und weiß, was Du möchtest. Darum werde ich doppelt wachsam sein." — Draway sagte: „Wir verstehen uns. So wahr ich Draway bin, ich werde mich vor Dir hüten" — und drückte ihm warm die Hand. Selinsky nickte.

Am Morgen darauf fand man merkwürdige Veränderungen an dem Schloß. Der goldene Thurmknauf fehlte, dafür flatterte oben eine scheckige Fahne. Das Wappen über dem Portal zeigte im Mittelfeld statt eines Pferdes einen Esel mit Tütenohren, und darüber war eine Aufschrift: „Baron E — Selinsky."

Selinsky schnaubte vor Wuth und ließ den armen Draway augenblicklich fordern; kriegte eine Kugel in den Arm ab — und mußte sich noch auslachen lassen, denn Draway hatte die gewisse verhängnißvolle Nacht hindurch fünf Meilen Weges weit bei einem Nachbar zum Tanz aufgespielt — mit allen seinen Dienern.

Seither sagt Niemand mehr anders als Eselinsky.

Auf den Dörfern ist Hannibal König. Die ungarischen Bauern nennen ihn den tollen Grafen, lieben ihn und ehren ihn, wie man in alten Zeiten die Helden des Volkes geehrt hat. Die Serben dichten ihm alle Thaten an, die Marko vollführt hat, der sagenhafte Königssohn. Und meiner Seel, ich weiß nicht, was größer an ihm ist: seine Kraft oder sein Muth; sicher aber giebt er lieber und mehr, als er nimmt.

Auf den Castellen sieht man ihn überall gern, weil er ein ganzer Kerl ist, ein angenehmer Gesellschafter und immer Cavalier. Er erzählt und wird nicht müd, zu reden — und wenn sie ihn gleich erstechen, sagt er nicht, was er da und dort gesehen, welche Erfolge er errungen hat. Aufschneiden ist überhaupt nicht seine Art, Böses nachreden noch weniger. Er sieht Alles und bemerkt das Gute an Jedem besonders.

Wenn er irgend wohin zu Gast kommt, ist er nach einer Stunde heimisch, singt mit den Kindern, jagt mit den Alten und betet mit den Aeltesten.

Wenn ich nicht irre, ist er jetzt fünfunddreißig Jahre alt, dabei so frisch und jung, daß er mit den Buben Ball spielt und für die Backfische Kaffeekränzchen hält. Er wartet keine Einladung ab und kommt trotzdem nie ungelegen. Er weiß, wo man ihn wohl empfangen wird. Vielleicht hat er Spione, die ihm das berichten.

Kurz, ich sage Ihnen, Hannibal Draway mag der Tollste in dreien Königreichen sein — er ist auch der Glücklichste darin und der Gescheiteste.

„Wie sieht er denn aus?"

„Bei Gott, ich hab viel von ihm gehört und Ihnen gerade das erzählt, was alle Welt weiß. Gesehen hab ich ihn nur ein-, zweimal. Etwas kleiner ist er als Sie — — Was ist Ihnen denn? — — Sie nehmen ja Ihr Haar vom Kopf — — und — — und — — den Bart auch — — o — — o — — Sie sinds ja selber. — — Wirklich, wirklich — — Kinder, herbei, herbei, Hannibal Draway ist da!"

„Still doch — — jubeln Sie nicht wie ein kleiner Junge — —"

---

## Aschermittwoch.

Von Marsyas.

(Dr. Martin Berndt, Berlin.)

Es wäre die Zeit gewesen, die Rondells des Albert Giraud zu erleben, die er zu dem Pierrot lunaire verzaubert hat, und nun die Zeit, „in die kreidige Mauer bebend einen Nagel zu schlagen, den Henkersknoten zu schürzen und den Hals mit der Schlinge zu schmücken." Oder, wenn man in diesem Jahre noch nicht diese Lösung vornehmen wollte (die eine Knüpfung ist), zu mindesten die Schultern mit Reue zu beladen und, wenigstens vorübergehend, unter ihr zusammen zu brechen. Es würde so die Sühne sich an die Schuld heften; und wenn man genüßlich lebt, wie man vor diesen Fastenzeiten leben soll, kann es an Vergehungen nicht gemangelt haben. Zwar ist die süße Genüßlichkeit an sich nicht Schuld, und für alle Fasteneiferer mit andrer Meinung sind wir taub. Aber bei einem genüßlichen Leben schwankt so Vieles mit herum. Eine Lust, nach deren Erschöpfung Beide reinen Herzens aus einander gingen, ist so selten, daß man nach der tragischen Schuld um diese verwichnen festlichen Zeiten nicht erst zu fragen braucht.

Aber der Fastenprediger irrte weit, wenn er uns in Betrübniß glaubte. Wir bereuen nichts. Er irrte noch mehr, wenn er unsren Ernst als ein schmerzliches Bedauern auslegte, weil wir die Reue entbehren müssen, weil uns die Unfähigkeit, zu bereuen, quälte. Nein, was uns niederdrückt, ist: daß wir nichts zu bereuen haben. Der Karneval mit seinem historischen Verlangen nach Ausschreitungen, nach einem Herausspringen aus den anständigen Gewohnheiten des Jahres ist vorbei und fortgeblasen. Und wir sehen trotzdem auf unsre Hände, die rein sind, horchen auf unser Herz, das für keine Dame schlägt, spiegeln unsre Augen, ohne eine Sehnsucht in ihnen zu finden, fühlen unser Blut weder rascher noch trüber laufen und finden in unserm Gedächtniß keine Erinnerung. Haben wir wie der Ungar Czobar bei einer Maskerade unsern Pelz mit einem zerschnittenen Corregio unterfüttert? Sind wir „mit dem weißen Fleck des hellen Mondes auf dem Rücken unsres schwarzen Rockes" einer Colombine nachgestiegen? Sind wir auch nur des amys des morceaux délicats et de la débauche polie gewesen, wie die Geigen-Karen dem Herrn Ulrik Frederik so süß gesungen? Wir haben nichts von dem gethan und befolgten nicht einmal die Entschuldigung des lieben Pfarrers aus dem „Thal des Lebens":

Und als sie nicht mehr kunnten so
Von wegen hohen Alters,
Da machte Sprüche Salomo
Und David machte Psalters!

Wir haben weder „Psalters" geschrieben, noch sind wir auch nur alt. Wir Nordbewohner haben, nach Aschermittwoch, nur einen Grund, uns vor die Brust zu schlagen: daß wir die süßen Zeiten ungenossen verwehen ließen . . .

* * *

Ich wüßte keine Zeit, die bewußter den Genuß gepflegt hätte, als die unsrige. Vielleicht weil wir große Theile unsres Lebens ausschließlich der Arbeit überlassen müssen; vielleicht, weil die äußern Gelegenheiten, sich ihm hinzugeben, bessere denn je sind; vielleicht, weil die Hemmungsvorstellungen, die ihn für verboten hielten, todtgeschlagen wurden. In keiner ist auch das Ressentiment über den Genuß so stark gewesen. Ein Jeder erfährt es, daß das Leben sich für ihn nicht immer auf Höhen entfaltet. Viele müssen von den Höhen in die Thäler herunterstiegen. Noch Mehrere gelangen auf die Höhen nicht hinauf. Und für sehr Viele ist das Leben ein ununterbrochenes Auf und Nieder. Auch in den ernstesten Stunden rückläufiger Betrachtung ist indeß für unser heutiges Geschlecht, wenn es in Nöthen ist, nicht das der schmerzlichste Gedanke, daß es zuweilen von Gipfeln in Niederungen steigen

Digitized by Google

muß. Sondern quälend, wüthend machend ist nur der Gedanke an einen Genuß, den man auf den Höhen sich hat entgehen lassen. Dieser Gedanke, so alt wie die Menschheit, ist so wahr und so betont wie heut schwerlich je gewesen. Es giebt keine Operette, die nicht zu dem Genuß mit der Begründung verführen wollte, wie schwer die Reue drücken werde, ihn nicht genossen zu haben. Wenn man einem Mann in Würden sagt, er habe nichts von seinem Leben gehabt, weil alle Genüsse an ihm vorbei gegangen seien, wird er im ersten Augenblick noch die gewohnte Ueberlegenheit im Ausdruck haben und die Anmaßung zu rügen versuchen, die den Jüngeren unberechtigter Weise zu dieser „vollkommen subjectiven" Aeußerung verleitet habe. Aber schon im nächsten Augenblick wird er erblassen und sicher wird innen eine wunde Stelle sich in ihm regen. Es giebt kein Wort, mit dem die besitzlose, geschuhriegelte, drangsalirte Jugend sich über das ihm vorgesetzte, besitzende, sie schuhriegelnde und drangsalirende Alter glorreicher triumphiren kann, als wenn sie mit dieser Nadel sticht, daß jene besitzenden Greise von ihrem Leben nichts gehabt hätten. Selbst wenn sie wirklich so viel von ihm gehabt haben, wie das Leben nur gewähren kann, solch ein Wort würde sie glauben machen, daß sie ihr Leben verpfuscht und ungenossen verthan hätten. Es giebt keine Vorstellung, an die man rascher glaubte . . .

* * *

Sollen wir diese Vorstellung nach den „losen" Tagen nicht haben, wo wir die Lust, die wo anders hochrauschte, aufschwoll, zu den Wolken stieg, mit den Winden ging, in den Lüften saß, nicht gekostet, nicht den kleinsten Schmack von ihr gehabt haben? Selbst wenn die Sonne uns schon Frühlingstage beschiede, wir würden, zu dieser Fastenzeit, nicht froh werden können. Denn wir haben gar zu sehr zu bereuen, daß wir nichts zu bereuen haben. Und was das Schlimmste ist: Wir können nicht einmal gewandte und galante Fastenprediger gewinnen. Denn wohl giebt es in allen Landen genug Fratres, die uns in Asche und Trauer zu reden verstehen würden; aber wo giebt es die Freudenprediger, die „Freudenmeister", nach denen wir verlangen?

---

## Aus den Berliner Kunstsalons.

Paul Cassirer hält enge Fühlung mit der Berliner Secession. In seiner letzten Ausstellung brachte er Werke von Corinth und Beckmann, jetzt zeigt er Studien und Bilder von Liebermann und Slevogt. Die Studien überwiegen abermals stark. Das mag sich daraus erklären, daß die Künstler ihre fertigeren Arbeiten für die großen Sommerausstellungen aufsparen, um sie dort einem weiteren Publicum zugänglich zu machen. Dem sei wie es sei: Jedenfalls interessiren so starke Talente auch in ihren flüchtigen Skizzen; ja, fast scheint es, daß sie im frischen sorglosen Strich einen Reiz zu offenbaren vermögen, der ihren fertigen Bildern des Oefteren versagt ist. Max Liebermann fesselt wieder durch seine Strandmotive. Der Reiter gegen das Meer auf weißem Roß, der Mann mit dem Fuchs am Strande — wie oft hat Liebermann nicht schon Gleiches gesagt. Das heißt, nur der Vorwurf bleibt der gleiche. Man sieht, wie Liebermann sich Jahre lang mit einem Problem beschäftigt. Die spiegelnde massige Fläche des Pferdeleibes gegen das unruhige Branden der See, hat für ihn etwas Lockendes, das ihn immer wieder zu reizen versteht. Nicht nur für Liebermann, sondern auch für die ganze Generation, die ihm nachfolgt, ist Folgendes charakteristisch: der Künstler erschöpft sein Thema nicht auf einer Leinwand bis zum Aeußersten und quält es schließlich so todt, sondern er bemüht sich, ihm von verschiedenen Seiten und in verschiedenen Lagen näher zu treten und in mehreren Skizzen und Notizen ihm sein Bestes abzuringen. So hat sich auch Liebermann mit der Gemüse-Auction in Delft beschäftigt. Hier liegen schwere Kähne auf trübem Wasser, befrachtet mit der bunten Waare, umwogt von einer lebhaften Menge. Vier Bilder und zwei Studien hat Liebermann zu diesem Thema geschaffen, in voller Frische des Schauens und fröhlicher Unbekümmertheit der Wiedergabe. — Max Slevogt kommt etwas derber, wenigstens in den Porträts. Wer diese nahe betrachtet, wird entsetzt zurückfahren. Und doch, je öfter man nach ihnen schaut, desto mehr wissen sie zu sagen, fast wie ein Stück Natur, das zunächst durch seine Herbe abstößt, und erst nach längerem Vertrautmachen schüchtern seine Reize enthüllt, bis es in seiner ganzen Größe in unsrem Herzen lebt. So ist Slevogts Bildniß eines Officiers in grellblauer Uniform ein prächtiges Stück. Das Gesicht lebt, die kurzsichtigen Augen zucken hinter den Gläsern. Das schwierige Blau ist kräftig gegen einen grauen Hintergrund gestellt und löst sich so in völliger Harmonie. Eine Dame mit ungesundem weißen Teint will uns erst gar nicht recht passen — aber dann beginnt auch sie zu leben und uns zu überzeugen, daß gerade die Weiße des Fleisches ein Meisterstück individualisirender Kunst darstellt. Die Bildnißskizze des Malers Anglada ist ebenfalls lebendig und kraftvoll, wenn auch hier die grobderbe Art der Wiedergabe des schwarzbärtigen Mannes nahe liegt. Ein größeres Bild „Mädchenraub", ein Stück Indianer-Geschichte, fesselt nicht. Nur auf dem Gebiete des exotischen Schmuckes zeigt Slevogt hier eine Liebhaberei, der man gerne nachgeht. Sonstige kleine Skizzen sind wohl doch zu nichtig, um sich lange mit ihnen zu beschäftigen. — Otto H. Engel zeigt gegen Slevogt eine beschauliche Ruhe. In der Marsch sucht er seine träumerischen und doch herben Motive. Im dunkeln Grün steht ein von dichter Hecke umgebenes Häuschen — Dämmerung. Die Straße, die an einem Gutshof vorbeiführt, liegt einsam und verlassen. Trüb neigen sich die schweren Bäume. Dann wieder ein Junimorgen in der Marsch mit blauem Himmel und reifenden Aehren. Das Alles ist nicht nur skizzenhaft gegeben, sondern in bestem Sinne zum Bilde gereift. Wie im Salon Cassirer fast obligat, sehen wir auch dießmal wieder Arbeiten von fleckenhafter Buntheit. Theo von Brockhusen könnte durch Verstärkung der Tiefen zur Wirkung gelangen; die Werke Alexei Jawlenskys sind jedoch völlig zurückzuweisen.

Während Cassirer sein Publicum in den Anhängern der Berliner Secession findet, lehnt sich Eduard Schulte an die Berliner Hof-Gesellschaft. Was er speciell für diesen Kreis aufzutischen pflegt, ist mehr als ungenießbar. Da hat Caspar Ritter sich mit zwei Porträts der Kronprinzessin und weiteren einiger Comtessen an die Oeffentlichkeit gewagt. Man kann nichts Besseres thun, als sich hier in undurchdringliches Schweigen hüllen. Derselbe Schleier mag über die mehr als geleckten Bildnisse Emil Ostermanns fallen. Für die Jagdliebhaber ist durch eine reichhaltige Collection gesorgt. Diese Art Arbeiten, die nur für Specialfreunde bestimmt sind, wissen stets der Kunst ängstlich aus dem Wege zu gehen. Wer nur den Pinsel und nicht die Büchse handzuhaben versteht, muß schon nach einem edleren Wilde jagen. Aber auch der ernste Kunstgeschmack soll in dieser Ausstellung zu seinem Rechte kommen. Die Werke August von Brandis werden ihn ganz befriedigen. Brandis malt nur Interieurs in tiefsatten, metallenen Tönen. Die Bilder sind durchaus fertig, dennoch von der ursprünglichsten Frische. Alles flimmert, glitzert und gleißt. Brandis liebt das Bunte, aber er versteht es immer, es im Gesammtaccord zu brechen. — Der Hauptsaal ist den Werken Otto Greiners gewidmet. Daß Greiner kein Maler, ist bekannt. Selbst die größten Verehrer seiner graphischen Arbeiten werden schwerlich ihre Bewunderung auch auf die malerischen übertragen können. In Wirklichkeit sind Greiners Gemälde nur getönte Zeichnungen. Das Riesenwerk, Odysseus und die Sirenen, ist hierfür ein beredtes Zeugniß. Von einheitlicher malerischer Wirkung, womöglich gar noch von einem malerischen Problem, kann nicht die Rede sein. Einigermaßen kommt die Sache nur dadurch zusammen, daß Greiner Tiefe und Höhe vermeidet und Alles in einem gleichen Localton giebt. Aber auch zeichnerische Composition ist gering. Auf langgestrecktem Kahn fahren Odysseus und seine Gefährten an den Sirenen vorbei. Die Ruderer halten einen wohlabgezirkelten Abstand von einander ein. Links steht der Mast, an den Odysseus gebunden, rechts der prächtig rasirte Steuerer. Im Vordergrund klettern die Sirenen mit einer endlosen rothen Guirlande herum; es kommt ihnen wahrscheinlich mehr darauf an, die Beschauer mit ihrer wohlmodellirten Rückansicht zu locken als die im Boote vorübergleitende Schaar. Wechselwirkung zwischen den beiden Parteien, auf die es ankommen mußte, ist so gut wie gar nicht vorhanden. Besser als das Ganze sind die einzelnen Studien zu dem Bilde, ja Greiner wird immer besser, je mehr ins Einzelne man seine Arbeiten betrachtet. Es empfiehlt sich, mit der Betrachtung einer großen Zehe anzufangen und so fortzufahren, bis man auf solche Weise das Ganze in sich aufgenommen hat. Allerdings müßte man in diesem Falle ein langes Leben vor sich haben. Die graphische Arbeit ist Greiners eigenstes Gebiet. Aber auch hier geht es ihm, wie den meisten einer gleichen Schule. Er hat das Bestreben, möglichst viel zu geben, und kommt so eigentlich zu herzlich wenig. Eine große Schattenmasse existirt für ihn nicht. Er löst den Schatten immer wieder in kleine Reflexe auf, so daß schließlich davon nichts mehr übrig bleibt. Jede Naturwahrheit geht so schlechthin verloren. Die Arbeiten haben etwas Geleckes, Körperloses. Es ist am Ende nicht wahre Kunst, nur zu zeigen, daß man seine Actklasse mit Erfolg absorbirt hat.

Bei Keller und Reiner sieht es trübe aus. Dort haben sich eine Anzahl norwegischer Künstler zusammengefunden. An ihrer Spitze steht Hans Dahl. Man begreift wirklich nicht, wie die ältere Generation theilweise sich an seinen Bildern erfreuen konnte. Von irgend welcher Vertiefung kann bei Hans Dahl nicht die Rede sein. Sowohl Landschaften wie Figuren sind so flach und gehaltlos gegeben, daß sie mit der vorbildlichen Natur nichts gemein haben. Auch Christian Skredsvig dringt nicht tief. Er giebt Phantasien in einem grauen Nebelschleier, die in kurzer Zeit an die Wand eines Hauses gemalt sich ganz gut ausnehmen könnten, aber als selbstständige Bilder nicht ausreichen. Flüchtigkeit herrscht in der Sammlung überhaupt vor. Von Thorolf Holmboe sind Winterlandschaften vorhanden, die ebenfalls der eigentlichen Lösung noch harren. Am besten wirken die Arbeiten von Lars Jorde. Jorde tritt seinen Motiven wenigstens näher; doch auch ihm ist es nicht gegeben, den letzten Rest zu schöpfen. Kittelsen versucht sich in phantastischer Caricatur. Seine Technik ist unzulänglich und auch das Gebiet, das er sich erwählt, ist auf die Dauer ohne Reiz und Sinn. — Eine große Sammlung von Caricaturen in Gouache bringt Leo Kober, Paris. Leo Kober fehlt zur Caricatur die Hauptsache, das Gemüth — Lust und Liebe, in das Seelische seiner Objecte einzudringen. Fast könnte man meinen, daß ihm zum Maler das eigentliche Talent nicht gegeben ist, und er deßhalb dieses Fach erkoren habe. Fast ausschließlich beschäftigt er sich mit der niederen Demimonde, ohne hier mehr als eine brutale Oberfläche zu bieten. Zu welchem

Digitized by Google

Zweck diese Arbeiten geschaffen sind, ist nicht klar. Als Bilder sind sie zu flüchtig, als Illustrationen kommen sie der Reproductionstechnik nicht entgegen. Also wozu?

Also wozu? Das möchte man nur zu oft fragen. Wozu zeigt man so Vieles, das uns nimmer erfreuen kann? Gute Waare ist freilich rar. Dennoch, läßt man sich das Suchen nicht verdrießen, so findet man wohl gelegentlich manch köstliches Stück, das für alle Mühe doppelte und zehnfache Freude gebiert — die reine hohe Freude an der wahren Kunst. *H. King* (*Berlin*).

---

## Berliner Glossen.

In Berlin wollen sie Theodor Fontanen ein Denkmal setzen. Ein Comité mit Schlenther und Brahm an der Spitze ruft mit prächtig tönenden Phrasen dazu auf. Man hat sogar schon einen Entwurf und einen Platz für das Denkmal. Und nun das Wunder: der Ehrenpräsident ist — man denke — ein Junker: Fürst Bülow. In dem Aufruf — ich sagt es schon: er tönt prächtig — klingt es wie aus der Resignation des 75ers:

„Du bist der Mann der ‚Wanderungen‘,
Du bist der Mann der märkschen Gedichte,
Du bist der Mann der märkschen Geschichte,
Du bist der Mann des alten Fritzen
Und derer, die mit ihm bei Tafel sitzen . . .“

Das ist gewiß schön und gut und ist auch richtig. Aber mit diesem Speck, selbst wenn der Rattenfänger Bülow dazu flötet, fängt man keine Märker. Wie sich der märkische Adel und die Mark überhaupt zu Fontane stellt, das haben wir ja an des Dichters 75. Geburtstage gesehen, das haben wir auch bei der Denkmalsweihe in Neu-Ruppin erfahren, bei der bekanntlich Fontanes nächste Verwandten fehlten. Wenn wirklich das Denkmal zu Stande kommt, dann werden wieder bloß jene das Geld gegeben haben, die allein auch sich mit Glückwünschen bei dem 75jährigen Geburtstagskinde einstellten, wie er sagt, zwar:

„Auch ‚sans peur et reproche‘, ohne Furcht und Tadel,
Aber fast schon vom prähistorischen Adel:“

Die auf „berg“ und auf „heim“, die Meyers, die Pollacks, Abram, Isack, Israel . . . Und so hätte es denn einfach in dem Aufrufe, statt all der schönen — ich wiederhole — prächtig tönenden Phrasen heißen sollen, wie in Fontanes Gedicht: „Kommen Sie, Cohn“.

* * *

Idealismus, Opferfreudigkeit und Begeisterungsfähigkeit sind überhaupt bei uns recht rar geworden und wir zugleich längst weit smartere Geschäftsleute als die Yankees. Der Yankee Carnegie giebt eine halbe Million für die Robert Koch-Stiftung, die sonst wohl niemals das erforderliche Capital zusammen bekommen hätte. Der amerikanische Stahlkönig giebt 500000 Mark, der deutsche, Krupp, zeichnete baare fünfzehn Tausend. Ganz Deutschland zusammen, die Einzelnen, die Städte und Vereine haben bisher glücklich ganze 300000 Mark aufgebracht . . . Der Brief Carnegies, der die Gabe des Yankees begleitet, spricht von Koch als einem „Führer der Civilisation“, weil er es als „seine Aufgabe betrachte, seinen Mitmenschen zu dienen und zu helfen“.

* * *

Und noch ein Gegenstück dazu. Wer hat noch nichts vom Berliner Aquarium gehört, diesem in seiner Art geradezu einzigen Institut, dessen wissenschaftliche und erzieherische Bedeutung außer jedem Zweifel steht, und das, wie die Statistik zeigt, jährlich im Durchschnitt von 250 — 300000 Wissensdurstigen besucht ward? — Es wird verschwinden, weil eine Baugesellschaft an Stelle des Aquariumhauses ein neues Hôtel — wir haben ja auch noch nicht genug davon in Berlin — zu erbauen gedenkt. Gutwillig wollte das Aquarium, das an das Grundstück jener Baugesellschaft stößt, den Platz nicht räumen, so ward es in geradezu idealer Weise expropriirt. Die Union-Baugesellschaft kaufte nach und nach die Actien der Commanditgesellschaft Berliner Aquarium — die selbstverständlich niemals einen Pfennig an dem gemeinnützigen Unternehmen verdient hat, wohl auch kaum verdienen wollte, ganz wie der „Actien-Verein des Zoologischen Gartens“ — auf, hat nun die Majorität der Actien und will in der im März stattfindenden Generalversammlung die Liquidation der Aquariumgesellschaft und den Verkauf des Hauses an die Union-Baugesellschaft beantragen. Und das Geschäft wird klappen. Zum Glück hat der Zoologische Garten einen sogenannten „technischen“ Director, — der feinsinnige Kunstschriftsteller Franz Herm. Meißner ist es —, der sich die Gelegenheit schwerlich entgehen lassen wird, die Sammlungen zu erwerben und damit dem als Lehrmittel und Thierpark heut schon fast unerreichten Zoologischen Garten die erste Stelle unter allen ähnlichen Unternehmungen zu geben. *Worble.*

---

## Nochmals die Unterbringung von Fürsorgezöglingen im seemännischen Beruf.

In Nr. 31 des vorigen Jahrgangs der „Gegenwart“ regte Strafanstaltssecretär und Leutnant zur See a. D. G. Stammer die Unterbringung von Fürsorgezöglingen im seemännischen Beruf an, indem er darauf hinwies, daß eine große Reihe solcher Knaben in diesem Berufe zu brauchbaren Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft erzogen werden könnten.

Wie jetzt die „Berliner Neuesten Nachrichten“ mittheilen, hat die Landeshauptmannschaft der Provinz Westphalen auf die genannte Veröffentlichung in der „Gegenwart“ hin einen Versuch in der beregten Richtung angestellt, und dieser Versuch ist recht günstig ausgefallen. Wir entnehmen dem Berliner Blatte darüber Folgendes:

„Die Fürsorgezöglinge sind bei der Fischereigesellschaft Neptun in Emden untergebracht worden, und das Ergebniß ist zufriedenstellend gewesen. Als Mangel der Einrichtung hat es sich herausgestellt, daß die Zöglinge nur im Sommer auf den Heringsloggern beschäftigt werden konnten, während für den Winter eine andre Unterbringung für sie gesucht werden mußte. Die Unterbringung im Winter bei zuverlässigen Capitänen auf geeigneten Schiffen ist auf unüberwindliche Schwierigkeiten gestoßen.

Nach dem Vorbild andrer Länder, insbesondere Englands, Hollands, Frankreichs, hat der Landeshauptmann der Provinz Westphalen daher ins Auge gefaßt, die Jungen auch während des Winters unter zuverlässiger fachmännischer Aufsicht und Leitung für ihren Seemannsberuf weiter heranbilden zu lassen. Den Vorschlägen des Landeshauptmanns hat der Provinzialausschuß seine Zustimmung ertheilt, und so ist ein Schiff angekauft worden, das unter Aufwendung geringer Mittel sich umbauen läßt, im Emdener Hafen verankert bleibt und als Wohn- und Schulschiff für zuerst 50 und später bis zu 100 Zöglingen dienen soll. Außer der Unterweisung und Fortbildung in allen seemännischen Fächern soll eingehender Fortbildungsschul-Unterricht ertheilt und durch Gewinnung geeigneter Kräfte auch in sittlicher und religiöser Beziehung das Wohl der Jungen in jeder Weise gefördert werden.

Nach 2—3jähriger Ausbildung, im Sommer auf Loggern, im Winter auf dem Schulschiff, werden die Jungen so weit gefördert sein, daß sie als brauchbares Personal der Seefischerei oder Seeschifffahrt dauernde Stellung finden können, in denen sie bis zu selbstständigen Schiffsführern mit Einkommen bis zu 5000 Mark bei freier Station aufrücken können.

Diese bahnbrechende dankenswerthe Initiative wird hoffentlich auch von andern Provinzen aufgegriffen werden.

Dankenswerth ist dieser Schritt insofern, als er den Fürsorgezöglingen den Weg zu einer guten, aussichtsreichen Zukunft ebnet, der Seefischerei und Seeschifffahrt, nicht minder am Ende auch der Kriegsmarine ein gut geschultes, geübtes, theoretisch und praktisch ausgebildetes Personal zuführt, das der Marine allgemein nur zu außerordentlichem Nutzen gereichen kann.“

---

## Frühlings-Hoffen.

Bald steigt mit zagem Grün
Der Lenz nun ins Gelände,
Der Erde rege Hände
Arbeiten still am Blühn,
Des Lebens Pulse klopfen
Im Froschlurch, Korn und Hopfen
Und Alles will nach oben kühn.

Es spürn Vorfrühlingshauch,
Das süß-geheime Lenzen,
Die Herren Excellenzen,
Geheimeräthe auch.
Das viele Antwortgeben
Im öden Reichstagsleben
Schlug auch dem Frömmsten auf den Bauch.

Und während Hans und Lies
Den Frühlenz so verstehen,
Daß jetzt die Lüftlein wehen
Ums Liebesparadies,
So daß die Winterscherze
Man draußen übt im Märze,
Statt im beengten Stallverließ —

Und während Dichtersmann
Und Dichtersweiblein alle
Zum Frühlingspreis mit Schalle
Stimmen die Harfen an,
Um stöhnend auszudrücken
Ihr matliches Entzücken
Mit ein paar Schnackeljuchzern dran —

Digitized by Google

Und während alle Welt
Von Glück sich fühlt betroffen,
Weil man mit neuem Hoffen
Bald Ostereier pellt — —
Zählt Decernent die Tage
Bis zu dem Glockenschlage,
Wo keine Glocke wieder schellt.

Was den Minister schreckt,
Bringt er zur nähern Kenntniß,
Ein gräßliches Verständniß
Verlangt man sans Respect
Von ihm, dem Ahnungslosen —
Er wandelt nicht auf Rosen,
So lang nicht rechts und links sich deckt.

Drum träumt mit Vehemenz
Am grünen Tisch voll Acten
Der Mann der Petrefacten
Vom Schluß des Parlaments:
„Zum Teufel Bahn und Kohlen,
Ostafrika und Polen —
Mach bald die Bude zu, o Lenz!"

Terentius.

## Notizen.

Folgende neue Bücher, Broschüren, Zeitschriften u. s. f. sind uns zugegangen:

Dr. Heinrich Schmidt (Jena): Der deutsche Monistenbund im Preußischen Herrenhause (Reinke contra Haeckel). Preis geh. Mk. 1.

Dr. F. Siebert (München): Die sexuelle Frage und der Sinn des Lebens. Preis geh. Mk. 0.80. Beide im Verlage von Dr. W. Breitenbach (Brackwede).

Prof. ***: Der Speculationswahnsinn. Eine medicinisch-wirthschaftliche Betrachtung für Capitalisten, Eltern und Erzieher. Verlag von A. W. Kafemann (Danzig).

Max Kaufmann: Das sexuale Leben des Kaisers Nero. Eine Studie. Verlag von Max Spohr (Leipzig). Preis geh. Mk. 1.

Hermann Michaelis: § 175. Homosexualität in Sitte und Recht. Ein Compendium. Vorwort von Dr. Magnus Hirschfeld. Verlag von H. Dames (Berlin N. 4).

Dr. M. Braun: Jüdische Geschichte. Culturgeschichtliche Bücherei Heft 7. Verlag von H. F. Adolf Thalwitzer (Kötzschenbroda) Preis geh. Mk. 0.50.

Aus dem Nachlaß von Theodor Fontane. Herausgegeben von Josef Ettlinger. Verlag v. Fontane & Co. (Berlin).

A. Nally-Rutenberg: Mein liebes altes Berlin. Erinnerungen. Mit vielen Abbildungen nach Originalen der Sammlung C. H. Goldschmidt, Berlin. Verlag Continent (Berlin W. 50). Preis geh. Mk. 2.50.

Im Verlage der „Deutschen Verlags-Anstalt" (Stuttgart) sind erschienen:

Wilhelm Schussen: Meine Steinauer. Eine Heimathgeschichte. Preis geh. Mk. 2.50, geb. 3.50.

Richard Voß: Die Liebe Daria Lantes. Ein römischer Roman. Preis geh. Mk. 5, geb. Mk. 6.

A. Sommer: Klärchen. Roman. Preis geh. Mk. 3, geb. Mk. 4.

Ricarda Huch: Der Kampf um Rom. Roman. (2. Theil der „Geschichten von Garibaldi"). Einband und Titel zeichnete Eduard Pfennig (Stuttgart). Preis geh. Mk. 5, geb. Mk. 6.

Friedrich Arnold Mayer: Aus den Papieren eines Wiener Verlegers. (Leopold Rosner). 1858—97. Persönliches, Literarisches, Theatralisches. Verlag von Wilhelm Braumüller (Wien). Preis cart. Mk. 8.

Fritz Mauthner: Todtengespräche. — Berlin, Karl Schnabel (Axel Junckers Buchhandlung). Geheftet Mk. 2,50, gebunden Mk. 3,50.

Mauthner gehört ohne Frage zu unseren witzigsten und was mehr besagt: geistreichsten Köpfen. Das brillirt und facettirt, daß es eine helle Freude ist. Aber sein Witz, sein Geist hat mit dem, was man landläufig so nennt, nichts zu thun. Ist doch mit beiden Bezeichnungen so viel Schindluder getrieben worden, daß man sich und mit Recht scheut, sie zu gebrauchen. Klingen sie doch schon fast wie eine Beleidigung. In Mauthners Witz und Geist jedoch liegt — zumal in diesem Buche Ernst, Ethos, oft genug — das sicherste Zeichen der Echtheit — mit einem Anklang ans Tragische. Und doch schwebt dabei ein mildes, versöhnendes, erhabenes Lächeln um die Lippen des Scherzenden. Solch eine Erhabenheit ist auch nirgends besser am Platze, als in so erhabener Gesellschaft, in die uns ein anderer Lukian einführt. Alle die Göttergeliebten, die großen Dichter, treten uns entgegen, aber nicht nur Dichter, auch Meister der Töne, Weltweise, ja sogar Fürsten, Staatsmänner und Feldherren hören wir mehr oder minder trauliche Zwiesprache mit einander pflegen. So z. B. Vater Homeros und Goethe Sophokles, sowie andere Erlauchte mit dem namenlosen Schreiberlein über — das neue Urheberrecht, welcher Gegenstand Richard Wagner aus Familienrücksichten sehr unangenehm ist, so daß er die Aufführung von Beethovens Neunter vorschlägt. Da nun laut Urheberrecht erst bezahlt werden muß, dann aber die Mehrheit entscheidet, was gespielt werden soll, beginnt das elysäische Orchester das wunderschöne „Im Grunewald". Nicht minder köstlich ist der Bericht, den ein Kundschafter dem Dalai-Lama über die Theater des Abendlandes abstattet. Ferner die Debatte zwischen Goethe, Aischylos, Sophokles, Shakespeare, Calderon, Schiller, Hugo u. A. über die Aufnahme Anzengrubers in den himmlischen Verein der großen Dramatiker, dann der Philosophencongreß, wo Sokrates, Spinoza, Descart, Bruno, Kant, Platon, Schopenhauer anknüpfend an den Congreß sich über den Begriff „Philosoph" unterhalten. Die Palme verdienen jedoch die Gespräche „Cervantes", „Goethes Apotheose" und „Bismarck", wo in wunderbar einfachen Linien von den genannten Heroen eine ausgezeichnete Charakteristik voll Anschaulichkeit entworfen wird. Ueberhaupt ist zu bemerken, daß die Charakteristik jeder einzelnen Person vortrefflich ist und besser nicht gedacht werden kann. Wenn M. z. B. Sophokles sprechen läßt, so glaubt man thatsächlich ein Sophokleisches Drama zu lesen, so naturgetreu und zugleich psychologisch-treu versteht der Autor den Styl zu formen und so zugleich den Charakter einer Person zu veranschaulichen. Besonders gilt dies vom Gespräch „Bismarck", in welchem in der elysäischen Feldherrnhalle Napoleon, Alexander von Macedonien, Cäsar, Kaiser Julian (der „Apostat"), Gustav Adolf, Wallenstein und der alte Fritz mit Bismarck die Frage erörtern, warum letzterer sich, wie Napoleon sagt: „so ruhig hat fortjagen lassen. Warum er nicht rebelliert hat." Nicht die Treue war es allein, antwortet schließlich Bismarck, die ihn davon abgehalten hat, sondern noch mehr: „Die Liebe, von der wir Deutschen nicht gern sprechen, die wir aber leben". Die Liebe zu Deutschland, zu seinem Werke. Sie und die Treue, die „unsereins den Herren Königen voraus hat". — Mit einem Wort: Mauthners Buch ist ein ausgezeichnetes Buch, das vom ersten bis zum letzten Buchstaben auserlesenen Genuß bietet und demnach Allen empfohlen werden muß, die Freunde von geistreichen Werken sind. *Stauf v. d. March (Wien).*

## Geschäftliche Notizen.

Nach dem berühmten Roman Henryk Sienkiewiczs „Quo vadis", der in mehr als dreißig Sprachen übersetzt (in England und Amerika allein in über zwei Millionen Exemplaren verbreitet) als ein Meisterwerk ersten Ranges von wunderbarer Größe der Anschauung und hinreißender Kraft der Darstellung zu den gelesensten Büchern des letzten Jahrzehntes zählt, hat Felix Nowowiejski-Berlin, der wohl mit den meisten Musikprämien der Gegenwart gekrönte Componist (er erhielt u. a. zwei Mal den großen Meyerbeer-Staatspreis, ferner den Beethoven-, Paderewski-, Londoner und Chicagoer-Preis), ein gleichnamiges Musikdrama „Quo vadis" für gemischten Chor, Soli, Orchester und Orgel componirt, das in Aussig erstmals mit großem Erfolge aufgeführt wurde.

Das „Wiener Vaterland" schreibt: „Die Erstaufführung des grandiosen, neuen Werkes (Schauplatz der Handlung: Rom, 65 Jahre nach Christus unter Kaiser Nero), war eine hocherfreuliche. Der Text, von der Schriftstellerin Antonie Jüngst sehr geschickt bearbeitet, bietet dem Componisten einen glänzenden Stoff zur musikalischen Gestaltung. Felix Nowowiejski hat diesen Stoff in fünf Scenen getheilt und ebenso lebenswahre, charaktervolle Bilder geschaffen, die in jeder Hinsicht den gottbegnadeten Künstler erkennen lassen.

Blühende Melodik, staunenswerthe Polyphonie und eine farbenprächtige Instrumentation zwingen den vorurtheilsfreien Kritiker zu rückhaltloser Anerkennung."

Das hochinteressante Werk hat in der bekannten Firma Aloys Maier, Hof-Musikalienhandlung in Fulda, einen rührigen Verleger gefunden und wird alsbald seinen Einzug in die größeren Concertsäle auch des Auslandes nehmen. Der Klavierauszug erscheint in fünf Sprachen. Aufführungen sind bereits vorgesehen u. a. in Berlin, Wien, Lemberg, Warschau, Prag, Danzig, Königsberg, Bonn, Posen, Salzburg, Krakau, Köln, Aachen, Dresden, London, Rom, Chicago.

Auf beiliegenden Prospect der Firma Kusche und Martin in Malaga sei hiermit die Aufmerksamkeit des Lesers besonders gelenkt. Der Orangenblüthen-Honig, den die Firma von andalusischen Bühnenzüchtern bezieht, — neuerdings hat sie eine Anzahl von Culturen aufgekauft, um allen Bestellungen genügen zu können — hat sich in Deutschland außerordentlich schnell ein großes Publicum erobert, und die zahllosen Nachbestellungen sind wohl der beste Beweis für die Güte ihres garantirt naturreinen Orangenblüthen-Honig.

Digitized by Google

Keine Nachnahme! Erst prüfen!

**Orangenblüten-Honig!!**

übertrifft jeden Honig der Welt. Garant. absolut naturr. Bienenprodukt! Begeist. Lob von Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u. zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.

**Kusche & Martin, Malaga**
Spanien (Deutsche Firma)

**„ALTVATER"**
Gessler's
echter Altvater-Liqueur.
Alleinige Fabrikation
Siegfried Gessler, Jägerndorf.
kais. u. kgl. Hoflieferant.

**Herders**

**Konversations-Lexikon**

Dritte Auflage. Acht Bände. Reich illustr.
Mark 100.— Kr 120.— Teilzahlungen
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

**WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST**
**OTTO ERDMANN JUNIOR**
**BERLIN S.W. 61.**
**TEMPELHOFERUFER 21.**

**Antiquitäten.**

Antike Eichen-geschnitzte
**Möbel**
Stollenschränke, Anrichten,
Baldachin-Truhenbänke u. s. f.
**Ausserordentlich preiswert**
Lieferant an
Kunstgewerbe-Museen u. s. f.

**Hugo Klein,**
**Dresden-A.,** Bankstrasse 10.

**DÜRKOPP-**

Fahrräder.

**DÜRKOPP & Co. A.G. BIELEFELD**

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die „Gegenwart" beziehen.

**Weck's Frischhaltung**
und
sonst nichts
und
weiter nichts
und
drüber nichts
drum
**Koche auf Vorrat**

Drucksachen über:
**Weck's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel**
kostenlos durch:
**J. Weck,** Ges. m. b. Haftung,
Oeflingen, A. Säckingen (Baden).
Man verlange nur
**Weck's Originalfabrikate**
Ueberall Verkaufsstellen.

Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig.

**Globus**
**Illustr. Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.**
Begründet 1862 von Karl Andree.
Herausgegeben von H. Singer
unter besonderer Mitwirkung
von Prof. Dr. Richard Andree.
Vierteljährlich 12 Hefte. Preis 6 M.

Der „Globus" ist **die einzige wöchentlich erscheinende Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde**, die schneller als alle anderen die Vorgänge auf geographischem und ethnographischem Gebiete vermittelt und mit ihrem reichen und vielseitigen, aus allen Weltteilen schöpfenden Inhalt den Bedürfnissen des grossen gebildeten Publikums in vollkommenster Weise gerecht wird.
**= Probehefte kostenlos =**
durch den Verlag.
Bestellungen auf Abonnements nimmt jede Buchhandlung und jede Postanstalt entgegen.

**Zeitungs-Nachrichten**
in Original-Ausschnitten
*über Politik, Handel, Industrie, Kunst und Wissenschaft sowie über alle sonstigen Themata liefert zu mässigen Preisen das*
Nachrichten-Bureau
**Adolf Schustermann**
Berlin SO. 16.
*Illustrierte Broschüre, Referenzen grat. u. frco.*

Digitized by Google

# Die „Continental-"

Mehrfach mit der **goldenen Medaille** prämiiert

Mehrfach mit der **goldenen Medaille** prämiiert

**findet von Tag zu Tag immer weitere Verbreitung.**

**Beweis:**

**Die ausserordentlich lebhafte Nachfrage nach dieser erstklassigen**

## Schreibmaschine.

# Franz Kaiser – Friedrichstrasse 197 – Berlin W. 8.

Wollen Sie

**Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren etc.**

direkt, billig und gut kaufen, dann verlangen Sie unsere Offerte.

## Belmonte & Co., Berlin.

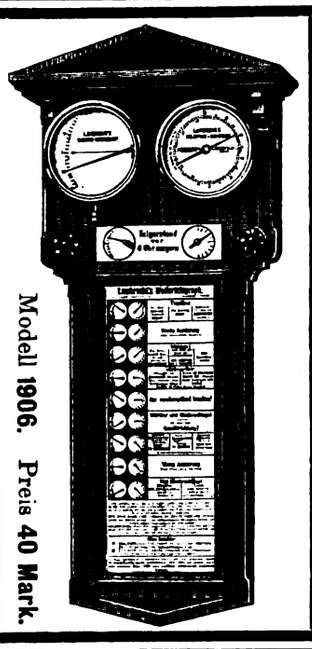
Detail-Verkauf:

**Leipzigerstrasse 35a,** Ecke **Charlottenstrasse,** und **Königstrasse 46,** Ecke **Hoher Steinweg.**

**Juweliere, Gold- u. Silberschmiede, Ateliers für Juwelenschmuck und Kunstarbeiten.**

Fabrikation mit elektrischem Kraftbetrieb. — **Gold- und Silber-Falz- und Prägewerk. Engros-Export nach allen Ländern.**

**Prachtkatalog** mit vielen tausend Illustrationen von Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren gegen 1 Mk. franko. Bei Einkauf oder Rücksendung wird dieser Betrag vergütet. — **Speziallisten gratis.**



Modell 1906. Preis 40 Mark.

**Original**

## Lambrecht's Wettertelegraph

gibt durch nur 2 Zeiger die drei Hauptfaktoren für die Vorausbestimmung des Wetters an: **Lufttemperatur, Luftfeuchtigkeit** und **Luftdruck.** Die Wetterprognose ist dadurch außerordentlich erleichtert, daß nur die gegenseitige Stellung dieser Zeiger in der am Apparat befestigten Tabelle aufzusuchen und die daneben stehende Prognose einfach abzulesen ist. — Zahlreiche erstklassige Anerkennungen stehen zu Diensten.

Lambrechts Instrumente sind gesetzlich geschützt.

**Man verlange ausdrücklich Gratis-Drucksache Nr. 280.**

## Wilh. Lambrecht Göttingen.

Gegr. 1859 (Georgia Augusta).

**Inhaber des Ordens für Kunst u. Wissenschaft, der grossen goldenen und verschiedener anderer Staatsmedaillen.**

**Vertreter an allen größeren Plätzen des In- und Auslandes.**

**Generalvertrieb** für die Schweiz Italien und die österreichischen Alpenländer durch:

**C. A. ULBRICH & Co., Zürich.**

**Wir erlauben uns, die Leser auf den dieser Nummer beigelegten Prospect von Kusche & Martin in Malaga (Spanien), „Orangenblüten-Honig" betr., aufmerksam zu machen.**


Verantwortl. Redacteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Für den Inseratentheil verantwortlich: Georg Macher, Berlin W. 35, Steglitzer Straße 8.
Max Hesses Verlag in Leipzig. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 11. Berlin, den 14. März 1908. 37. Jahrgang. Band 73.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Max Hesses Verlag in Leipzig.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 4gespaltene Petitzeile 50 Pf.

Inhalt:

Armeetradition und Offiziersersatz. Von Agricola. 1. — Falsche Schlüsse. Von R. H. Schumacher (Chicago). — Kann uns die Schule als Entgelt für ihre hohen Anforderungen die Allgemeinbildung geben? Ein offenes Wort von A. Reinicke (Reinickendorf-Berlin). (Schluß.) — Ueber den guten und schlechten Geschmack. Von Jos. Aug. Lux (Dresden). 1. — Tragisches Epigonenthum. Von Richard Schaukal (Wien). — Zwei Gedichte. Von Leo Heller (Berlin). — Der Fürst-Mäcen. Von Felix Lorenz (Berlin). — Epigramme auf einen Tod. Von Marsyas (Dr. Martin Beradt, Berlin). — Aus der Finanzwelt. Von Mercator. — Tänze. Von H. K. — Uncultur. Von Dr. Alfred Kubatz (Düsseldorf). — Tweedmouth. Von Terentius. — Notizen. — Geschäftliche Notizen. — Anzeigen.

### Armeetradition und Offiziersersatz.

Von Agricola.

1.

Mit Recht hat man von jeher im Heere auf die Pflege der vorhandenen Ueberlieferungen den größten Werth gelegt. Auch Wilhelm II. ist sich über ihre Bedeutung nie im Unklaren gewesen. Das zeigt seine geflissentliche Anknüpfung an die Stammgeschichte der nach 1866 errichteten Truppentheile und vieles Andere. Die Eigenart unserer Armee, charakterisirt durch Anspruchslosigkeit, selbstverleugnende Pflichttreue, instinctmäßige Anerkennung der Vorgesetztenautorität, treue Kameradschaft und nicht zuletzt ein hochentwickeltes Vaterlandsgefühl, verbunden mit dem Glauben an die Nothwendigkeit der Monarchie, das Alles sind gewiß Dinge, mit denen wir den Geist der jetzigen Generation erfüllen, die wir auf die zukünftige übertragen möchten. Sie bilden eine der hauptsächlichsten Vorbedingungen für die Gesundheit unserer Wehrmacht.

Die schnell wechselnden Jahrgänge der Mannschaften und Unteroffiziere kann man als geeignete Träger der festzuhaltenden Tradition nicht ansehen. Nur von deren Pflege und Weitergabe durch das Offiziercorps kann die Rede sein. Ja, man wird noch weiter gehen müssen und den Familien der Staatsdiener, im Besonderen der Offizierfamilie, auf diesem Gebiete einen ausschlaggebenden Einfluß einräumen müssen, den sie nur mit dem das elterliche Haus zum großen Theil vertretende Cadettencorps zu theilen haben. Die hier in Frage kommenden Ueberlieferungen repräsentiren Eigenschaften und Anschauungen, die als specifische Resultate der Jugenderziehung anzusehen sind. Die Erziehung des jungen Menschen aber, darüber läßt selbst die Schule keinen Zweifel aufkommen, erfolgt im elterlichen Hause. In dem eintretenden Junker übernimmt das Offiziercorps einen in der Hauptsache fertigen jungen Mann, an dessen Familienmitgift es anknüpfen, dessen mitgebrachte Eigenschaften es weiterentwickeln kann, ohne daß es ihm aber gelingen würde, wesentliche Theile des in der Kinderstube gelegten Fundaments einzureißen und neu aufzubauen. Hiermit ist der hohe Werth des Elternhauses unsres Offiziersersatzes unverrückbar festgelegt.

Früher besaß unsre Armee einen traditionellen Offiziersersatz, durch den Alles das, was wir jetzt im Heere zum Theil künstlich erhalten müssen, sich ganz von selbst erhielt. Es stammte in der Mehrzahl aus den alten Offizier- und Beamtenfamilien, die seit Generationen im Dienste der Armee oder des Staates gestanden hatten und mit beiden auf das Engste verwachsen waren. Große materielle Unterschiede gab es unter ihnen nicht. Ihre Lebensumstände waren durchgehends äußerst bescheiden, daher auch ihre Lebensführung. Das hatte den Vortheil, daß ihre Söhne in dem Bewußtsein aufwuchsen, sich nach der Decke strecken und den einmal ergriffenen Beruf voll ausfüllen zu müssen. Der Sohn des Offiziers wurde selbstverständlich wieder Offizier. Für diesen Beruf war schon durch das Gesetz der Vererbung ein gewisses Maß an Brauchbarkeit gewährleistet, und zu ihrer weiteren Entfaltung bot die Umgebung der Kinder- und ersten Jugendjahre den günstigsten Nährboden. Eine auf ernste Auffassung der Pflichten gegründete strenge, von Zimperlichkeit jeder Art freie Erziehung ließ ein beherztes Geschlecht heranwachsen, das über die richtige Stellung der Pflichten zu den Rechten nicht im Zweifel war, das gehorchen gelernt und sich durch den Augenschein überzeugt hatte, daß eine bevorzugte gesellschaftliche Stellung nicht an ein glänzendes Auftreten gebunden ist, daß nicht der Rock, sondern die Persönlichkeit die zum Befehlen erforderliche Autorität verleiht. Die Gewöhnung an feine Sitten als den Ausdruck einer vornehmen Gesinnung und die Erweckung eines sicher reagirenden Ehrgefühls vollendete die häusliche Erziehung.

Es leuchtet ein, daß ein so herangewachsener Offiziersersatz volle Einheitlichkeit in den Auffassungen und dem Gesammtwillen des Offiziercorps ergeben mußte, daß unsere guten Traditionen, am letzten Ende nur Aeußerungen seines inneren Wesens, in ihm sich ohne jedes Hinzuthun forterbten. Mit Recht konnte damals Fürst Bismarck sagen: „Unseren Leutnant kann uns Niemand nachmachen.“ Mag man über den Kastengeist, wie er sich somit im Laufe der Zeit entwickeln mußte, denken, wie man will, zweierlei darf man nicht übersehen: Einmal bekundete er die absolute Uebereinstimmung des ganzen Standes — und man wird zugeben müssen, daß dessen vielgescholtene Eigenart in einer Zeit, da noch der Sohn mit Regelmäßigkeit in die beruflichen Fußtapfen des Vaters trat, daher auch die Ehre, des Königs Rock zu tragen, noch nicht im Uebermaß empfunden wurde, sich weniger aufdringlich äußerte, als dies heute vielfach der Fall ist. — Und ferner hat dies durchaus einseitig recrutirte Offiziercorps in drei siegreichen Feldzügen vollgiltige Beweise seiner hohen beruflichen Tüchtigkeit abgelegt.

Unser heutiger Offiziersersatz entspricht dem hier entworfenen Bilde in wesentlichen Punkten nicht mehr. Dieser

Digitized by Google

Umschwung ist zum Theil Schuld der Verhältnisse, aber nicht ausschließlich. Im Gegensatz zu ihrer Regsamkeit auf allen sonstigen Gebieten zeigt unsre Heeresverwaltung in den das Offiziercorps angehenden Fragen eine zur Rückständigkeit führende Thatenlosigkeit. Was könnte sie treffender als der Umstand kennzeichnen, daß die maßgebenden Stellen erst im Jahre 1898 gelegentlich der Vorarbeiten zur Anpassung des Mannschaftspensions-Gesetzes an die Arbeiterunfallversicherung die Wahrnehmung machten, wie weit damals die Pensionen der unteren Dienstgrade sogar hinter den in Betracht kommenden Renten der Arbeiter zurückstanden?*) Damals hatten bereits $1^1/_2$ Jahrzehnte die Klagen der verabschiedeten Offiziere in der Presse einen beredten Widerhall gefunden. Das war bei der herkömmlichen Discretion des Offiziers in allen Standesangelegenheiten gewiß eine neuartige, durch besondere Verhältnisse veranlaßte Erscheinung, wohl geeignet, zum Nachdenken anzuregen, wenn nicht die schon immer fühlbarer werdende Schwierigkeit des Offiziersatzes hierzu hinreichend Anlaß gegeben hätte. Und auch heute würde man vielleicht die für die Vollzähligkeit und Güte des Offiziersatzes verantwortlichen Personen durch die Frage in Verlegenheit bringen, welcher Procentsatz unserer heutigen jungen Offiziere noch aus Familien stammt, die als geeignete Hüter unserer militärischen Ueberlieferungen gelten können. Eine sorgfältige Prüfung dieser Frage würde für manche neuerdings im Offiziercorps auftretende unerfreuliche Erscheinung die Erklärung liefern. Besonders derjenige Ersatz ist übermäßig dünn geworden, deren Väter oder Großväter als Offiziere an den großen Ereignissen des vorigen Jahrhunderts Theil genommen haben, der deßhalb an Erinnerungen, d. h. „Ueberlieferungen", zu zehren hat.

Seit der Errichtung des Deutschen Reiches datirt in unserem Vaterlande ein wirthschaftlicher Aufschwung von einer Größe, wie ihn viele Generationen vorher nicht erlebt haben. Mit ihm gleichlaufend aber vollzog sich eine Verschiebung und Umwerthung aller Verhältnisse des Wirthschaftslebens. Im Staatsdienst sind nie Reichthümer gesammelt worden. Im Gegentheil: die Familien, die ihm durch Geschlechter angehört, hatten zumeist nach und nach einen Theil ihres Besitzstandes zugesetzt. Die Uebrigen litten im besten Falle schwer unter der zunehmenden, im Sinken des Zinsfußes und der Vertheuerung aller Bedürfnisse des täglichen Lebens sich äußernden Entwerthung des Geldes. Damit begann nothgedrungen eine allmähliche Abwanderung ihrer jüngeren Generation in andere Berufe, für die sie zwar keine besondere Neigung und ererbte Befähigung mitbrachten, die aber ihren materiellen Bedürfnissen besser entgegenkamen als der Staatsdienst. Auch die wachsende Kostspieligkeit des Dienstes im Heere, die vermehrte berufliche Unsicherheit und vor allen Dingen die das Vertrauen auf die Sorge des Staates für den Offizierstand erschütternde Theilnahmlosigkeit gegenüber den Nöthen der alten und verdienten Militärpensionäre haben dazu beigetragen, diesen Proceß zu beschleunigen. Seitdem müssen wichtige Factoren der militärischen Brauchbarkeit zurücktreten, seit eine günstige Vermögenslage gradatim in die erste Reihe der zum Offizier erforderlichen Vorbedingungen gerückt ist. Damit mußte neben dem quantitativen auch ein qualitativer Rückgang unsres Offiziersatzes eintreten, den Männer mit weitem Blick, wie ihn Graf Waldersee besaß, rechtzeitig signalisirt haben.

Als letzthin ein Berliner Blatt eine Umfrage darüber eröffnete, ob thatsächlich, wie behauptet, eine Offiziernoth vorhanden sei, ist behauptet worden, nur die militärische Centralstelle sei in der Lage, den Ersatz nach Zahl und Güte richtig zu werthen. Das trifft ganz und gar nicht zu. Ob wir hinreichend Offiziere haben, zeigt ein Vergleich der im Etat ausgeworfenen Stellenzahl mit der in der jährlich erscheinenden Rangliste nachgewiesenen Zahl an Offizieren. Bemerkenswerthe Aenderungen im Zugang, sein Wachsen oder Nachlassen, ist von Jedem leicht zu ermitteln. Die Qualität des jungen Offiziers dagegen läßt sich statistisch nicht beikommen. Sie ist sogar überwiegend von dem Maße der erworbenen Schulbildung — es handelt sich ja stets nur um ein bis zwei Schuljahre mehr oder weniger — unabhängig, und auch die Frequenz der höheren militärischen Bildungsanstalten, die etatmäßig festgelegt ist, giebt keinen Aufschluß. Es folgt hieraus zur Genüge, daß man gerade am grünen Tisch zu einem Urtheil in dieser Frage nicht gelangen kann. Zu einem solchen sind ausschließlich die Commandeure und älteren Frontoffiziere befähigt, die mit dem jungen Offizier tagtäglich zu thun haben. Deren Beurtheilung aber des neuzeitigen Ersatzes ist keine einheitlich günstige, sofern nicht die Regimenter unsrer bessern Garnisonen in Betracht kommen. Man ist der Meinung, daß das Zusammentreffen eines in mancher Beziehung nicht ganz auf der alten Höhe stehenden Mannschaftsersatzes mit den höher gesteckten Zielen der Ausbildung und einer um ein Jahr verkürzten Dienstzeit ein Vorgesetztenpersonal von allerbester Beschaffenheit verlangt, und daß der Durchschnitt unseres heutigen Offiziersatzes diesem Postulate nicht hinreichend entspricht.

*) von Düring, Commentar z. Off.-Pens.-Ges., Vorrede. Mittler und Sohn.

---

## Falsche Schlüsse.

Kritiken von officiellen Berichten aus dem „Bureau of Statistics" zu Washington, D. C.

Von R. H. Schumacher (Chicago).

Die Einwandrerfrage, der Ab- und Zufluß von Arbeitskräften nach den Vereinigten Staaten, der ganz besonders in den letzten Jahren eigenartige Erscheinungen hervorrief, hat lange schon einen internationalen Charakter angenommen. — Und alle jene Gründe, die zur Auswandrung anregten, sie wechselten oder begleiteten, werden hüben und drüben mit wachsendem Interesse bis zu ihren äußersten Consequenzen verfolgt.

Jeder, der Amerikaner gut kennt, wird zugeben müssen, daß sich hier eine eigenartige Nation entwickelt, deren Charakter ganz ausgeprägt humanistische Tendenzen zeitigt. Um so befremdender erscheint es daher, daß das amerikanische Volk jetzt im Gegensatz zu seinen Charaktereigenschaften gegen die Einwandrer im Allgemeinen eine feindselige Haltung eingenommen hat und erhält.

Der Einwandrer wird geradezu als Paria angesehen und gezwungen, Schritt für Schritt Terrain zu gewinnen!

Natürlich könnte das ganz bedenkliche Perspectiven eröffnen, wenn sich in den Vereinigten Staaten nicht schließlich alles auf Dollar und Cent zuspitzte, was auf die Einwandrerfrage bezogen zu folgender Frage berechtigt:

„Fallen die Einwandrer den Vereinigten Staaten zur Last oder wirken sie fördernd auf die Wohlfahrt der Nation?"

Die allgemeine Klage, daß in den letzten dreißig Jahren 16000 Kranke herübergekommen, und daß 50% aller Einwandrer in dieser oder jener Form unterstützt würden, ist nicht sehr gewichtig, denn 80% der Gesammtbevölkerung werden ja gleichfalls unterstützt, da auf durchschnittlich fünf Köpfe ein Ernährer kommt.

Derartige Behauptungen zerfallen gewöhnlich in sich selber, wenn sie in der richtigen Weise analysirt werden. Aber wenn andrerseits gesagt wird, daß 50% aller Einwandrer von Verwandten oder dritten Personen unterstützt wurden, um einwandern zu können, so ist das nichts als eine flache Verleumdung!

Aber Presse und „Lecturer", die die öffentliche Meinung hier zu Lande meistens recht einseitig beeinflussen,

Digitized by Google

kommen mit zäher Beständigkeit immer wieder darauf zurück, daß die Einwandrer der allgemeinen Wohlthätigkeit mehr als irgend einer andern Bevölkerungsklasse zur Last fallen. Das erscheint natürlich schon deßhalb glaubhaft, weil die Einwandrer ferne davon sind, Capitalisten zu sein, ja weil sie zu den Staaten kommen, um ihre wirthschaftliche Lage zu verbessern. Sie stehen auf der untersten Stufe der Leiter des socialen Gebäudes. Sie verrichten eben die schwerste Arbeit und sind in Folge dessen abhängiger wie andre Klassen. Wenn man sich nun daran machen will, die Armuth abzuschaffen, dann mag hier eingesetzt werden, aber sociale Probleme müssen nicht verwechselt werden. Und die Einwandrungsfrage hat mit der Armuthsfrage sehr wenig zu thun, es sei denn, daß man glaube, nach Abschaffung der Einwandrung weniger Armuth zu finden!

Wenn man aber sagt, daß die Einwandrer abhängiger seien als andre Klassen, so soll das zugegeben werden. Aber deßhalb darf die Einwandrerklasse noch lange nicht als eine Armenklasse angesehen werden.

Das Bureau of Immigration hat, um den Unterschied zwischen Fremden und Eingeborenen, die Wohlthätigkeits-Instituten zu Last fielen, festzustellen, folgende Proportionen ermittelt: 30 Fremde vom 1000, 5 Naturalisirte vom 1000 und $2^1/_2$ hier Geborene!

Diese Aufstellung zieht sich durch die gesammte Literatur über Einwandrung, obgleich sie völlig haltlos ist. Der erste Fehler, der darin begangen wird, ist, daß das Wort „Fremde" nicht genau bestimmt wurde. Im gewöhnlichen Leben versteht man unter Fremden Leute, die erst fünf Jahre oder weniger hier sind. Es wird nicht gesagt, mit welcher Statistik die Anzahl der hülfsbedürftigen Fremden ermittelt wurde, aber es werden weitgehende Untersuchungen unter Zugrundelegung dieser Zahl vorgenommen.

Die Basis, von der man ausging, um den Nachweis zu führen, daß die jetzigen Einwandrer weniger erwünscht seien, als es die der Vierziger- bis Siebzigerjahre waren, ist folgende:

Der Census von 1900 zeigte, daß sich hier etwa 1000000 männlicher, auswärts geborener Einwohner im stimmberechtigten Alter aufhielten, die nicht naturalisirt waren. Nun, das ist dieselbe Million Einwohner, unter denen das Bureau of Immigration 30000 Unterstützungsbedürftige gefunden hatte. Als politisch Fremde darf man diese 1000000 nun füglich bezeichnen, nicht aber als Fremde im Sinne der Behauptung; denn sie setzten sich aus Leuten zusammen, die von einem bis zu siebzig Jahren in den Staaten waren. Andrerseits weist aber der „State Board of Charities" in New-York vom Jahre 1905 klar nach, daß jene 30000 Unterstützten Männer, Frauen und Kinder umfaßten. Unter Anderm fand man z. B., daß von den 939 Insassen der Armenhäuser 544 weiblichen Geschlechts und alle mindestens fünf Jahre in den Vereinigten Staaten waren, einige von ihnen vierzig, fünzig, ja siebzig Jahre.

Aber angenommen die Ansätze wären richtig; angenommen Jemand hätte unwiderleglich ermittelt, daß die Einwohner, die noch keine fünf Jahre hier sind, abhängiger seien als eine gleiche Anzahl der übrigen Bevölkerung, so würde das ohne jeden praktischen Werth sein.

Es handelt sich nur darum, ob eine gleiche Anzahl von Einwandrern, die zu einer andren Zeit in die Vereinigten Staaten gekommen und noch nicht fünf Jahre hier waren, weniger abhängig gewesen waren, als die zuletzt erschienenen Einwandrer, um deren Mehr- oder Minderwerthigkeit festzustellen!

Man braucht dabei nicht grade dreißig oder vierzig Jahre zurückzugreifen. Den Leuten, die damals kamen, geht es nun wohl, größtentheils gut — sehr gut, millionärhaft gut sogar in vielen Fällen. Aber die Einwandrer, die noch keine fünf Jahre hier sind, hatten noch lange nicht alle ihre Chance zum ersehnten „Reichwerden" gehabt. Man gebe ihnen also Gelegenheit dazu und verurtheile sie nicht ungerechter und herzloser Weise, um sie so lange wie möglich in Abhängigkeit zu halten!

Nun blicken wir einmal auf die andre Seite der Medaille, wo der Werth der Einwanderung für die Vereinigten Staaten verzeichnet steht.

Um 1000000 Menschen, die jetzt jährlich etwa einwandern, bis zum Durchschnittsalter der Einwandrer, großzuziehen, dazu wären pro Kopf etwa 500 Dollar erforderlich, was bei hiesigen Löhnen und Preisen für die Nothwendigkeiten des Lebens wohl nicht zu hoch veranschlagt wäre. Das würde hier einer Summe von 5 Millionen Dollar gleichkommen, die den Vereinigten Staaten jetzt alljährlich zufallen.

Würde nun wohl irgend Jemand behaupten wollen, daß der Schaden, den Kranke, Verbrecher oder Hülfsbedürftige unter den Einwandrern den Vereinigten Staaten jährlich erwachsen lassen, auch nur die Zinsen dieser Summe verschlingen könnten?

Ferner darf man nicht außer Acht lassen, daß es in den Vereinigten Staaten ganz besonders an Consumenten mangelt.

Alle Einwandrer sind aber Consumenten, denn sie sitzen doch nicht alle in den Gefängnissen oder überfüllten Hospitälern und Armenhäusern. Und als Consumenten fördern sie die Wohlfahrt der Nation, wenn sie auch im Verhältniß zu ihren geringeren Löhnen einfacher und wirthschaftlicher haushalten wie die Amerikaner. Denn in den Vereinigten Staaten ist ein täglich anwachsender Markt, der den von ihnen emsig gesuchten und mit schweren Opfern erschlossenen Markt in andren Staaten in den Schatten stellt.

Mit ganz besondrem Nachdruck wird immer darauf verwiesen, daß mit der Einwandrung das Verbrecherthum um sich greife. Auch in dieser Frage läßt sich die öffentliche Meinung von falschen Gesichtspunkten aus beeinflussen. Der Einwandrer ist im Durchschnitt über 14 Jahre alt, der größre Theil sogar bei Weitem älter und Kinder sind geringer an Zahl wie bei den Einwohnern. Da sich aber die Verbrecherwelt größtentheils aus den Erwachsenen recrutirt, so ist es ja selbstverständlich, daß die Einwandrer procentualiter ein größeres Contingent von Verbrechern stellen als die hier gebornen Amerikaner.

Aber fragen wir einmal, welche Verbrecher die Verbrecherstatistik einschließt.

Welcher Verbrechen wurden z. B. jugendliche Angeklagte geziehen? Fenstereinwerfen, Bananenrückstände auf die Straße werfen u. s. w. u. s. w., wir wissen ja ganz gut, daß es alle jene kleinen Sünden waren, für die nur arme Kinder gestraft werden. Aber grade deßhalb darf man doch dergleichen Data nicht mit in die Verbrecherstatistik aufnehmen; denn damit kommt man zu nichts Andrem, als zu dem, wovon wir ausgingen, nämlich, daß die Einwandrer keine Capitalisten sind!

Das „Bureau of Statistics" zu Washington hat unlängst auch den unheilvollen Einfluß der russischen, italienischen und südslavischen Immigranten auf die sich mehrenden Fälle von „Todtschlag" nachzuweisen versucht. Aber die gefundnen Resultate waren so bestürzend, daß man von vorne herein vermuthen mußte, es sei da etwas nicht ganz in Ordnung. Vorausgesetzt war dabei, daß „Todtschlag" als criminelle Veranlagung angesprochen war. Nun wissen wir aber z. B., daß jeder Maurer, der in New-York einen Stein fallen läßt und dadurch den Tod eines Menschen verursacht, wegen Todtschlag angeklagt wird. Um aber die fahrlässige Tödtung ganz bei Seite zu lassen — das „Bureau of Statistics" hatte eben den kleinen Fehler gemacht, Mord und Todtschlag mit einander zu verwechseln.

Man kann jedoch der amerikanischen Statistik noch eine andre interessante Seite abgewinnen. Nach ihr sollen nämlich

Digitized by Google

Italiener, Mexicaner und Chinesen die größten Uebelthäter sein!

Chinesen? Ja Chinesen, dieselben Chinesen, die doch sonst in dem Rufe stehen, keiner Fliege ein Haar zu krümmen, so lange sie nicht aufs Höchste gereizt werden. Nun denn, die Erklärung lag auch nicht sehr ferne. 96 % aller Chinesen in den Vereinigten Staaten sind Männer im Alter von 20—60 Jahren, während nur 24 % der Gesammtbevölkerung zwischen diesen Altersgrenzen stehen. Wenn also 96 % aller Chinesen in den Vereinigten Staaten sich in dem Alter befinden, in dem die Neigung zum Verbrechen am größten ist, und sich andrerseits nur 24 % der Gesammtbevölkerung in diesem Alter befinden, weßhalb, darf man da doch wohl mit Recht fragen, sollen die armen Chinesen unter einer Vergleichung leiden, die von so oberflächlichem Gesichtspunkte aus vorgenommen wurde? Aehnlich verhält es sich auch mit den Italienern und Mexikanern. Denn in den Staaten Arizona und Neu-Mexiko und in allen Gebieten, die Mexiko im Kriege 1849 genommen wurden, spricht man die spanisch redende Bevölkerung heute noch als Mexikaner an, mögen die Familien nun vor drei Tagen oder drei Generationen nach den Vereinigten Staaten gekommen sein.

Was kann nachtheiliger auf die Lage und die Prosperität der Einwohner wirken, als eine so mißverstandne Handhabung des gewonnenen statistischen Materials von Seiten des officiellen Bureaus in Washington? Was Wunder, wenn die allmächtigen Führer der Arbeiter-Unions eine Beschränkung der Zulässigkeit von Einwandrern der arbeitenden Klassen mit aller Energie durchzusetzen versuchen?

Da ist z. B. die Union der Minenarbeiter in einer Stärke von 600 000 Mitgliedern, ferner die Union der Mechaniker (skilled mechanics) mit 100 000 Mitgliedern, welche zusammen wohl ein gewichtiges Wort in der Einwandrerfrage mitzusprechen haben, die schon aus Brodneid gegen die Immigranten eingenommen sind, und deren Vertreter im Congreß zum Mindesten für eine Erhöhung der Kopfsteuer für Einwandrer von 2 auf 5 Dollar stimmen werden. Die hierdurch gewonnenen 3 Millionen Dollar würden aber völlig hinreichen, um von Seiten der Einwandrerbehörde mit aller Schärfe vorgehen und unter den Einwandrern Diejenigen ausmerzen zu können, denen sie als „liable to become a public charge“ oder aus andern Gründen die Landung verweigern wollen!

Vor etwa 150 Jahren, als von einer Auswandrung im großen Styl noch gar nicht geredet werden konnte, da eben das Gros der Bevölkerung Europas durch Gesetze zur Aufrechterhaltung der Präsenz Einzelner an die Scholle gefesselt waren, hatte Europa nach Ermittlungen, die der größten Wahrscheinlichkeit entsprechen, 130000000 Einwohner. Heute hat es rund 400000000. Heute leben aber schon allein 100000000 Personen europäischer Abkunft im Auslande. Mit andern Worten: die Bevölkerung der Welt hat, soweit es sich um Europäer handelt, 270 Millionen in 150 Jahren zugenommen. Und daß dies zum größten Theile aus der Thatsache resultirte, daß man ihnen erlaubte, die Scholle zu verlassen und ihren eignen Ideen zu folgen, ja selbst die Heimath zu verlassen, dürfte von keiner Seite in Zweifel gezogen werden!

Die Auswandrerfrage ist deßhalb aber im selben Sinne zu einer europäischen Frage geworden, wie die Einwandrerfrage zu einer amerikanischen.

Nun darf aber schließlich nicht unerwähnt bleiben, daß die Bevölkerung Europas, obgleich Millionen es verlassen, in einem Wachsthum begriffen ist wie nie zuvor in der Geschichte. Und dieses Anwachsen der Bevölkerung ist doch wohl nicht zum Mindesten in der Reaction jener Länder begründet, nach denen sich der Strom der Auswandrung ergoß, also keineswegs allein der Vereinigten Staaten, sondern auch Südamerika und Australien!

In einer Richtung haben die Vereinigten Staaten entschieden Recht, gegen die Einwandrung Front zu machen. Denn es läßt sich nicht leugnen, daß der Strom der Einwandrung bis zu einem gewissen, und zwar einem sehr hohen Grade nicht dem natürlichen Bedürfnisse der Ausgewanderten entsprang, sondern künstlich stimulirt wurde! Und aus diesem Grunde kann man den Amerikanern nicht verdenken, daß sie bestrebt sind, ihre gesetzlichen Maßnahmen zu verschärfen, denn viele Dampferlinien nehmen, in Verfolgung ihres selbstverständlichen Interesses, jeden Auswandrer, den sie möglicher Weise bei der Landung durchbringen können.

Wenn aber schärfere Gesetze im Congresse zu Washington durchgedrückt werden, so wird die natürliche Folge sein, daß sich die Dampferlinien mit ihren großen weithinreichenden und fein vorgezeigten Apparate an bessere Klassen wenden und damit die Qualität der Einwandrung heben werden, woran den Vereinigten Staaten ja gerade gelegen ist.

Die betreffenden Gesetze fügen den bestehenden Einschränkungsmaßregeln folgende hinzu: Ausgeschlossen von der Einwandrung sollen sein: Tuberkulöse, Schwachsinnige, körperlich Schwächliche, Kinder unter 17 Jahren, die nicht in Begleitung ihrer Eltern kommen, und „jede Person, deren Billet ganz oder theilweise von einer andern Person bezahlt wurde, oder die in irgend einer andern Form von einer andern Person zur Auswandrung unterstützt wurde!“

Unter dem gegenwärtigen Gesetze kann jeder Freund oder Verwandte sich Arbeitskräfte oder Angehörige nachkommen lassen. Und das hat sich ja auch thatsächlich als recht erwiesen; denn über 40 Procent der Einwandrer, welche heute zu den Vereinigten Staaten kommen, sind zur Ueberfahrt unterstützt!

Eine derartige Beschränkung der Einwandrung würde ja vom rein geschäftlichen Standpunkte eines Wirthsvolkes vollkommen gerechtfertigt erscheinen, wenn sie nicht auch jene zahlreichen Fälle einschlösse, in denen der Familienvater auswanderte, um den Seinen bessere oder traditionelle Existenzbedingungen zu schaffen und nun nach Jahre langen schweren Ringen seine Angehörigen herüberkommen lassen möchte!

Das „U. S. Government“ läßt sich dabei natürlich von dem Gesichtspunkte leiten, daß das von den Einwandrern hier erworbene und zur Gründung oder Erhaltung von Familien bestimmte Capital, im Lande weiterbauen und nicht neue Gäste anziehe, die als Capital schaffende Factoren vorerst noch nicht in Betracht kommen können!

Es giebt Staaten, die durch Auswandrung geradezu entlastet werden, andrerseits aber auch solche, deren Interessen es nicht entspricht, ihre bessern Arbeiterklassen, und um die handelt es sich ja nur, durch Auswandrung decimirt zu sehen.

Aber wie dem auch immer sei, den Zug nach den Vereinigten Staaten mit bureaukratischen Mitteln zu vermindern suchen, heißt sich ins eigne Fleisch schneiden.

Die Vereinigten Staaten brauchen vor Allem Consumenten. Und da das „lives Americanussum“ sich zu stolzen Höhen emporgeschwungen hat, daß man gern wieder, wir wollen nicht sagen Sklaven, sondern einen mit beschränkten Rechten ausgestatteten Arbeiterstand hätte, in dem sich die Chinesen sofort glücklich fühlen würden, wenn man nur den Modus fände, in dem man sie riefe, so wäre dem amerikanischen Interesse natürlich besser gedient, wenn der Consum ihrer Artikel in andern Ländern vor sich ginge!

Und, um auf handelspolitischen Gebieten Sieger zu bleiben, zu diesem ernsten Zwecke ist die Auswandrung nach den Vereinigten Staaten für die europäischen Culturländer und deren Prosperität ebenso heilsam wie nothwendig, weil durch sie jene politischen Factoren geschaffen werden, ohne die die europäischen Mutterländer wirthschaftlich einen noch schwereren Stand haben würden!

Digitized by Google

## Kann uns die Schule als Entgelt für ihre hohen Anforderungen die Allgemeinbildung geben?

Ein offenes Wort von A. Reinicke (Reinickendorf-Berlin).

(Schluß.)

Die Altphilologen werden allerdings ausrufen: „Wo bleibt da unsre humanistische Bildung, unser althumanistisches Gymnasium?“ Ich meine, die Lateinschule hatte nur so lange ihre Berechtigung, als uns Deutschen noch eigene Classiker fehlten. Jetzt können wir dieser Schule wohl entrathen, ohne wegen der geistigen Weiterentwicklung unsres Volkes in Sorge zu sein, und damit würde auch dem unglückseligen Dualismus ein Ende gemacht werden, der in unsrer humanistischen Ausbildung liegt. Das anerkannt Gute könnte ja bleiben, und dies ließe sich doch wohl mit einem geringeren Aufwand an Zeit und Kraft erreichen. Genügt es denn nicht, wenn der Unterricht im Griechischen nur so weit gefördert wird, daß der Schüler den Homer lesen kann, der diese Mühe auch wirklich verdient; dann reichen ja wöchentlich zwei Stunden für eine — möglichst nicht durch grammatische Uebungen und Untersuchungen gestörte — Lectüre aus. Wenn nur ein guter Führer den Schüler durch diese große, farbenprächtige Dichterwelt leitet, dann kann er sehr wohl auch in der gekürzten Zeit zu einem vollen Verständniß des großen Griechen kommen. Ich denke dabei selbst mit herzlicher Dankbarkeit an die Homerstunden, die ich bei meinem verehrten Director des K. Gymnasiums, dem trefflichen Pädagogen Dr. T., jetzt in D., wirklich genossen habe. Besser doch ein lebendiges Auffassen, ein gutes Verstehen eines, zweier Classiker, des Homer und vielleicht noch des Herodot, als ein todtes Halbwissen in fünf, sechs Classikern; die Masse eines solchen Wissens macht es doch wahrlich auch nicht. Deßhalb sollte man den Platon, Demosthenes, Thukydides unsren Primanern füglich ersparen. Es sei fern von mir, den eigentlichen inneren Werth dieser Geistesheroen anzuzweifeln. Ich denke nur sehr skeptisch über ihren Werth als Bildungsmittel; ich glaube nicht, daß unsren Schülern aus dieser Lectüre der Geist des classischen Alterthums aufgeht, ich behaupte sogar kühnlich, daß neunzig Procent unsrer Primaner in dieser Lectüre — Aehnliches gilt von den lateinischen Classikern — nicht viel Andres finden, als ein fatales Gedankenwirrsal, eine verzwickte Rethorik. Im Großen und Ganzen ist es eine gequälte, unfruchtbare Tüftelei, die nur den freien, klaren Gedankenflug des jungen Geistes hemmt, ganz zu schweigen von dem ästhetischen Genuß, den man doch schließlich auch schon dem jungen Geiste als Sonderlohn für seine Gedankenarbeit wird zubilligen müssen. Ich habe bei einer großen Zahl von Abiturienten gesprächsweise festgestellt, was ihnen denn eigentlich auf der Schule von der Philosophie Platons eingegangen war. Bei vielen traf ich von vornherein auf eine lachende Abwehr, und es waren nicht die schlechtesten, die lachten; bei den übrigen fand ich, von wenigen Ausnahmen abgesehen, ein völlig verworrenes Gedankenzeug. Es ist ja nun schließlich kein Unglück, wenn sich ein solcher Unsinn nur quantitativ in den Köpfen des jungen Volkes aufgespeichert hat, er verkümmert in der kalten, scharfen Luft des praktischen Lebens doch sehr bald; ein böser Schaden ist es aber, wenn die Seele des jungen Menschen etwa Raum gegeben hat einem unechten, unehrlichen Empfinden, der inneren Unwahrhaftigkeit, die sich dann wie eine ewige Krankheit fortschleppt. Ueber dieses Thema habe ich während zwanzig Jahren in allen Theilen Deutschlands, nicht mit zehn, zwanzig, sondern vielen Hunderten Gebildeter aller Stände gesprochen und meine Ansicht durchgehends bestätigt gefunden, von Diesem und Jenem allerdings erst, nachdem ich ihn durch einige Proben von der thatsächlichen Nichtigkeit seines eignen altclassischen Wissens überzeugt hatte. Für meine Ausführungen darf ich deßhalb wohl mit einiger Berechtigung Anspruch auf Allgemeingeltung machen; wer das Gegentheil behauptet, wird sich wohl nur auf glückliche Ausnahmeverhältnisse berufen können, etwa wenn der Unterricht in den Händen ganz hervorragender Lehrkräfte liegt, oder das Schülermaterial auserlesen ist, eine geringe Schülerzahl dem Lehrer den Unterricht erleichtert u. A. Es wird ja nicht an tiefgründigen Entgegnungen der Humanisten über den Bildungs- und Erziehungswerth der alten Classiker fehlen; ich rechne aber mit den einfachen Thatsachen und erkläre den Gegnern, daß sie in einer Art Selbsttäuschung leben, die sie leider auch auf einen noch immer zu großen Theil unsrer Gebildeten übertragen. Ich will es zugeben, daß vor vierzig, fünfzig und mehr Jahren die Gebildeten auf unsren Gymnasien im Allgemeinen ein tieferes Verständniß für diese Sprachen erlangten, einfach aus dem Grunde, weil sie mehr Zeit auf dieses Studium verwenden konnten; diese Humanisten konnten auch mit einiger Berechtigung von ihrer Vorliebe für den Alt-Classicismus sprechen. Ich will es ferner gern glauben, daß ein Altphilologe, der sich in das Studium jener Classiker vertieft und das volle Verständniß für ihre Zeit erworben hat, dieser Lectüre einen hohen geistigen Genuß verdankt. Die Altphilologen können aber doch nicht verlangen, daß nun auch alle übrigen Gebildeten ihren Geschmack theilen; uns Andern fehlt ja die Voraussetzung für diesen Genuß, das eingehende Studium. Wer liest denn noch, sobald er die Schule verlassen hat, die Classiker im Urtext? Wir nehmen schließlich doch lieber eine gute deutsche Uebersetzung in die Hand und unterrichten uns hieraus über das Geistes- und Culturleben des Alterthums. Neben diesen wissenschaftlichen Unterlagen haben wir ja auch noch treffliche Schilderungen jener Zeit in den Romanen manches deutschen Dichters. Der Alterthumsforscher von Fach, der nur den Urtext anerkennt, wird sich allerdings über dieses Ansinnen vor Entsetzen schütteln; uns, die wir nicht Specialisten sind, und die wir nur die Grundzüge jener fernliegenden Cultur kennen lernen wollen, genügen Bulwer, Hamerling, Ebers u. A. m. Lassen wir uns nicht terrorisiren von den Specialisten, die bei der Unterhaltung über jedes in ihr Fach schlagende Wort herfallen und, man kann Hundert gegen Eins wetten, die Ansicht, die man sich gemeinhin gebildet hat, als baren Unsinn, als Wechselbalg des schnöden Dilettantismus bezeichnen. Es herrscht heute thatsächlich unter diesen Herrn die unleidliche Sucht, sich auf Grund der Fachkenntnisse vor den andern hervor zu thun, und nicht gar zu oft findet man einen Fachmann, dem die gute Art eigen ist, das Richtige in der geäußerten Ansicht sofort herauszufinden und ihm noch durch einige scharfe Striche das klärende Relief zu geben.

Wir können ja nicht auf allen Gebieten Specialstudien treiben, dafür ist heute die Fülle des Stoffes zu groß. Ein Lieblingsfach sollte allerdings jeder neben seinem Beruf erwählen und darin tiefergehende Studien treiben, schon im Hinblick auf die Gefahr der geistigen Abstumpfung, die in dem Einerlei der mehr oder weniger mechanisch sich abwickelnden Berufsarbeit liegt. Gewiß, der Anfang ist sauer, das Eingangsthor eng und dunkel, und manche Irrwege giebt es zuerst. Aber bald wird die Bahn breiter, der Ausblick freier; links und rechts ziehen sich zu den andern Wissensgebieten die scharfbegrenzten Verbindungswege hin, die jetzt schon ohne Gefahr betreten werden dürfen, und so erreicht man, immer in Verbindung mit dem Ganzen bleibend, das Ziel und überschaut noch einmal das weite Feld mit der stillen, reinen Freude, wie sie nur eine glücklich beendete geistige Arbeit zu geben vermag; die Zeit der Ernte ist da, und Tag für Tag, Jahr aus Jahr ein darf man jetzt die goldnen Aehren schneiden. Dann wird man auch ruhig und gelassen gegenüber den spöttelnden und kritisirenden Specialisten und verhehlt durchaus nicht, daß man nicht immer aus der Quelle geschöpft, sondern sein Wissen auch aus zweiter, dritter Hand empfangen hat. Führen besonders wir

Digitized by Google

Humanisten doch nicht immer die traditionelle Phrase im Munde: „Ja, das muß man im Urtext gelesen haben"! — eine Phrase, die Otto Ernst in seinem Buch ganz richtig als infame Heuchelei kennzeichnet. Es sind ja doch nur stark verblaßte Erinnerungen, auf die wir uns stützen; gestehen wir es doch offen ein, daß die ganze Herrlichkeit unsrer Kenntnisse in den alten Sprachen entschwunden ist bis auf ein paar schöne Sentenzen, mit denen wir dann und wann wehmüthig-scherzhaft unsre Alltags-Weisheit etikettiren. Mit den Sonderlingen, die ihr Latein dadurch auf dem Laufenden erhalten, daß sie in den Mußestunden zum Tusculum des Horaz wandern und sich dort an den Oden des Römischen Gelegenheitsdichters erwärmen, wollen wir nicht weiter rechten. Habeant sibi! Für diese Herren leuchtet nicht der unvergleichliche Literaturschatz, den wir im eignen Lande haben. Endlich wird dem Glanz dieser klaren Edelsteine gegenüber auch der Alt-Sprachen-Nimbus weichen müssen. Thun wir das Unsrige dazu, weisen wir endlich diesen Sprachen den ihnen zukommenden Rang in unserm Erziehungsplan an, rechnen wir ganz besonders mit dem Latein ab, das zwischen Volk und unsern Gebildeten die trennende kalte Zone gelegt hat, das mit daran Schuld ist, daß uns das Römerthum so tief im Blut steckt, das Römerthum, das unsrer deutschen Volksseele von jeher in schmählichster Weise Abbruch gethan hat, das noch immer der allseitigen ehrlichen Bethätigung eines kräftigen nationalen Sinnes im Wege steht. Ich denke selbst mit Beschämung einer Schulstunde, in der wir der Begeisterung eines Lehrers, der auch einmal unsrer eignen, unsrer deutschen Helden gedachte, ziemlich verständnißlos gegenüber standen. Wie sollten wir auch anders; unsre Phantasie war ja nur mit altclassischen Helden bevölkert worden, und gerade zu der Zeit, in der man für derartigen Stoff am empfänglichsten ist, in den Jahren der Quinta, Quarta und Untertertia. Sollte man hiermit nicht schleunigst ein Ende machen? Wir haben ja einen eignen großen und herrlichen Sagenkreis! Was gehen uns die amüsanten Abenteuer der classischen Götter an? Liegt nicht viel mehr Sinn, viel mehr Poesie in der nordischen Göttersage, die sich tief in der Natur, in den Erscheinungen unsres deutschen Himmels, tief in der germanischen Eigenart gründet? Denken wir an Baldur, den Lichtspender, der uns den Frühling bringt, an die holde Freya, die uns zum Mitsommerfest die Rosen voll erblühen läßt, denken wir an das unbezwingliche Sehnen Odins nach Weisheit, nach der Wahrheit. Glücklicher Weise regt sich ja jetzt, besonders in unsrer studirenden Jugend, der vaterländische Sinn, und unserm Kaiser sei besondrer Dank dafür, daß er mit kräftiger Hand unser Nationalbewußtsein aufgerüttelt hat. Mag nun die Schule endlich folgen. Möge sie eingedenk sein, daß sie mit der Jugenderziehung einen Eckstein im Bau des Deutschen Reiches bildet, daß es zu ihren vornehmsten Aufgaben gehört, diese Erziehung in streng nationalem, nicht chauvinistischem, Sinne zu leiten. Darum gebe sie dem Deutschen, was ihm gebührt, worauf er ein heiliges Recht hat. Wir wollen eine deutsche, keine lateinische Schule; wir wollen eine Allgemeinbildung, die sich aufbaut auf unser eignes, unser deutsches Geistesleben. Weg mit dem falschen Schimmer des Alt-Classicismus, der im Grunde fremd unserm Blute ist und nur unsre Kreise stört, der ja unter unserm Himmel nur bis zur Halbheit gedeiht. Dann werden auch endlich die Klagen über unsre höheren Lehranstalten aufhören, und was mehr ist, wir werden, mögen auch auf innerpolitischem und wirthschaftlichem Gebiet die Streitigkeiten fortdauern, ein Volk sein, das einig dasteht in der ehrlichen Freude über eine deutsche Großthat, ein Volk, das sich fest zusammenschließt zur Abwehr, wenn einmal der Sturm eines großen nationalen Unglücks über uns her brausen sollte.

---

## Ueber den guten und schlechten Geschmack.

Von Jos. Aug. Lux (Dresden).

### 1.

Der begeisterte Kunstapostel Joh. Ruskin sagte vom guten Geschmack, er sei eine sittliche Eigenschaft. In der That müssen wir in dem guten Geschmack eine geistige Kraft erblicken, die das Lebensbild harmonisch bestimmt. Sie erscheint uns höchst werthvoll in einer Zeit, die mit so vielen häßlichen Dingen erfüllt ist und den Kampf gegen diese Häßlichkeit aufgenommen hat. Die moderne Bewegung, die das Schlagwort der künstlerischen Bildung geprägt hat, kennt kein höheres Ziel, als die Bethätigung des guten Geschmackes zum Gemeingut zu machen. Nach den zehn Jahren der modernen Bewegung stellt sich diese Forderung des guten Geschmackes und seine Verbreitung als der eigentliche Zweck der unternommenen gewaltigen Anstrengungen heraus, der viele Künstler ihre besten Kräfte gewidmet haben. Für die angewandte Kunst mag dieser Inhalt gering erscheinen, wenn er als das Ergebniß einer zehnjährigen Epoche gilt, die so ungeheuer reich an Erscheinungen und trotz mancher Verirrungen im Einzelnen, heilsam, fruchtbar und interessant war. Mir aber erscheint dieser Inhalt durchaus nicht gering. Ich erblicke in der Festigung und in der Förderung des guten Geschmackes eine ungeheure Aufgabe, in der sich nicht nur die kunstgewerblichen Interessen, sondern alle Culturfragen unsrer Zeit begegnen. Von der Hebung des guten Geschmackes hängt nicht nur die Veredlung des Kunstgewerbes, sondern die geistige und wirthschaftliche Wohlfahrt, die Freude und Schönheit des Daseins ab. Die Erziehung zum guten Geschmack betrifft keineswegs jene allein, die dem Kunstgewerbe angehören oder ihm angehören wollen, sie betrifft vor Allem auch jene, die außerhalb des Kunstgewerbes stehen, die große Allgemeinheit. In der sogenannten künstlerischen Erziehung kann es sich gar nicht darum handeln, Künstler erziehen zu wollen oder Kunst lehren zu wollen. Es sollte klar sein, warum wir das Schlagwort vom Künstlerischen so uneigentlich selbst auch im sogenannten Kunstgewerbe gebrauchen, und, um Mißverständnisse zu vermeiden, besser thäten, es durch die Forderung des guten Geschmacks zu ersetzen. Wir wissen, daß der Künstler nicht gemacht wird, sondern daß er sich selbst macht. Es wird keiner Künstler, der es nicht schon ist. Weil es keine Möglichkeit giebt, Künstler aus der Retorte zu gewinnen, so giebt es auch keine Verpflichtung, künstlerisch zu sein. Dagegen giebt es eine Verpflichtung, die niemals aufhört und für Alle verbindlich ist, guten Geschmack zu bethätigen. Daß diese Forderung durchaus gemeingiltig und keineswegs auf das Kunstgewerbe allein beschränkt ist, geht schon aus der bekannten Thatsache hervor, daß es noch sehr viele kunstgewerbliche Gegenstände giebt, oder schlechthin genannte Kunstgegenstände, die durchaus nicht geschmackvoll sind, während wir häufig auf andern Gebieten, die nicht in den Begriff des Kunstgewerbes einbezogen werden, Aeußerungen des höchsten Geschmackes erblicken. Wir sind nicht gewohnt, den Schuster als einen Kunstgewerbler zu betrachten, aber ich muß gestehen, daß mir ein gut gearbeiteter amerikanischer Schuh außerordentlich geschmackvoll erscheint. Auch ein Reisekoffer, wenn er aus gutem Leder gefertigt und zweckmäßig eingerichtet ist, erscheint mir außerordentlich geschmackvoll, so geschmackvoll, wie ein feines Sattelzeug, und ich bin fast froh darüber, daß diese Dinge noch nicht mit künstlerischer Bildung, oder was man im landläufigen Sinn darunter versteht, behandelt worden sind. Ebenso eminent geschmackvoll erscheint mir ein eleganter Wiener Fiaker, ein Ruderboot, ein Smoking, ein Salonrock aus gutem Stoff und in guter Façon, ein praktischer, sauberer Arbeitskittel, ein Automobil, ein zweckmäßig construirtes Sportcostüm und hundert ähnliche Dinge, die mit dem Begriff des Kunstgewerbes nichts zu thun haben

Digitized by Google

und einen untrüglichen Maßstab für die Gesetze des guten Geschmackes liefern. Im Gewerbe und daher auch in jenem Theil des Gewerbes, den wir nach einer Convention unsrer Zeit Kunstgewerbe nennen, kann es sich gar nicht um das Wesen der Kunst handeln, sondern um den guten Geschmack, d. h. um die Aufgabe, unsre Möbel, das Kleingeräth, die Innenausstattung und Alles, was drum und dran hängt, auf die Höhe des guten Schuhwerkes, des Wagenbaus oder des Schneiderrockes zu bringen. Der gute Geschmack ist für den Tischler, für den Tapezirer, für den Metallarbeiter ebenso verbindlich, wie für den Schuster, den Schneider, den Stellmacher. Der gute Geschmack ist aber nicht nur verbindlich für den Hersteller, sondern vor Allem für den Käufer, für den Händler, für den Kaufmann. Weil sich kein Mensch zu den Gebildeten rechnen darf, der nicht im Stande ist, den guten Geschmack durch die That auszudrücken. Der gute Geschmack ist, wie ich vorerst constatiren will, die Kunst der guten Anwendung, des vernünftigen Gebrauches, ein Merkmal Ihrer Erziehung und Ihrer Menschlichkeit, und alle Ihre sonstigen herrlichen Eigenschaften im Einzelnen werden Ihnen nicht viel nützen, Schönheit oder Geist, Können, Gelehrsamkeit und was es sonst für begehrenswerthe Güter giebt, wenn Sie nicht den guten Geschmack bethätigen können, der Ihnen die gute Anwendung dieser begehrenswerthen Eigenschaft verbürgt. Das ist in der That das hohe Ziel der modernen Bildung, das wir erreichen können und müssen, wenn wir uns selbst nicht im Lichte stehen sollen.

Ich will nun noch einen Blick auf das Kunstgewerbe zurückwerfen, ehe ich den guten Geschmack von seiner inneren Seite anfasse und sage, daß z. B. der Tischler, der Kunsttischler nichts thut als seine Pflicht, wenn er das beste Holz, die beste Bearbeitung und die beste Form in seiner Arbeit bringt. Wenn er auf die schlichteste, sachlichste und unmittelbarste Art auf das Ziel losgeht und die Form seiner Möbel den menschlichen Bedürfnissen und den menschlichen Maßverhältnissen anpaßt, wenn er dabei arbeitet wie ein Ingenieur oder wie ein Schneider, das Leben nach allen Seiten befragt, wenn er Gebilde schafft nach dem Vorbild des amerikanischen Herrenkleiderschrankes, die Anordnung und die Maße der Fächer und Laden ermittelt an der Länge der zu hängenden Röcke, der zu legenden Westen, der Kragen, der Manschetten, der Kravatten u. s. f., und immer im Auge hat, daß kein Ornament, kein Aufputz, den er etwa für künstlerisch hält, hinwegtäuschen kann, wenn in seiner Arbeit ein Mangel an Umsicht, an Denkkraft oder an Gediegenheit auftritt. Nach unserm derzeitigen Sprachgebrauch und den augenblicklich gegebenen Umständen entspringend, würden wir eine solche vollkommene Arbeit künstlerisch nennen, hauptsächlich aber nur deßhalb, weil sie die Forderung des guten Geschmackes erfüllt. Wir werden sie so lange künstlerisch nennen müssen, als der gute Geschmack nicht Gemeingut der Hersteller und der Käufer ist, wie es in den Zeiten der Cultur durchaus der Fall war. Aber wir sind uns dennoch darüber völlig klar, daß die Kunst damit ebenso wenig zu thun hat, wie mit der Herstellung einer vorzüglichen Taschenuhr, eines Barometers oder ärztlicher Instrumente, die wegen ihrer vollendeten Sachlichkeit allen Ansprüchen an Schönheit und Geschmack ebenso entsprechen, wie etwa eine Maffeische Schnellzugslocomotive oder ein photographischer Präcisionsapparat von Zeiß. Kunst ist etwas ganz Andres. Ein Kunstwerk ist die einmalige, unnachahmliche und unvergleichliche Schöpfung der beseelten Hand. Wir fühlen den lebendigen Puls des Kunstwerkes und den Seelenhauch des Künstlers nicht mehr, wenn es sich um die ungezählte Uebertragung eines Entwurfes bnrch fremde Hände oder durch die Maschine handelt. Wir spüren diese Vibration der Nerven erst in der eigenhändigen, persönlichen Ausführung durch die Hand des Künstlers, in jedem Hammerschlag, in jedem Pinselhieb, in den unnennbaren Spuren der persönlichen Arbeit, die einer Inspiration Gestalt und Leben verleiht. Alle Vorstellungen, die wir von Kunst haben, beruhen auf dieser unmittelbaren, persönlich vollendenden Arbeit. Die inspirirte Handarbeit ist zwar nicht das einzige, aber eines der wichtigsten Kriterien des Kunstwerks. Wir müßten auf Kunst verzichten, wenn das Unmögliche geschehen und die Handarbeit abgeschafft würde, aber die Sehnsucht nach dem künstlerischen Eigenwerk wird die Menschheit ewig zu dem primitiven Handwerk zurückführen. Dieses wird gerade wegen der maschinellen Massenfabrikation dringender verlangt werden denn je. Insofern also giebt es eine Kunst im Handwerk. Sie schafft Einzelwerke. Die berühmten Goldschmiede aller Zeiten waren Künstler, wie es die florentinischen Waffenschmiede waren, wie es die berühmten Buchbinder und Handvergolder waren, wie es William Morris, Cobden-Sanderson, Cockerell und die Leute um sie herum sind, wie es die berühmten Elfenbeinschnitzer des 16. und 17. Jahrhunderts waren, die gothischen Steinmetzmeister, die italienischen Stuckateure des 18. Jahrhunderts. Es nützt nichts, daß wir die Formen nachahmen. Die ganze Stylfexerei wird daran zu Schanden. Wir können höchstens eine Todtenmaske abnehmen, wenn die persönlich inspirirte, schöpferische Handarbeit fehlt, die zwischen der Idee und der Ausführung steht. Wenn es schon unmöglich ist, im Wege der Nachahmung künstlerisch zu produciren, wobei noch immer eine gewisse Nachempfindung ein Scheinleben erzeugt, um wie viel weniger ist eine Kunst durch die Maschine denkbar. Es giebt keine Kunst durch die Maschine. Ebenso wenig giebt es eine Kunstindustrie. Kunst und Industrie, das sind zwei Begriffe, die sich vollkommen widersprechen. Ein Maschinenmöbel ist keineswegs künstlerisch, weil es von Riemerschmid stammt, ebenso wenig ist eine Thürklinke, die fabrikmäßig erzeugt wird, ein Kunstwerk, weil Van de Velde den Entwurf gezeichnet hat, und gewisse Bestecke sind ebenso wenig Kunstwerke zu nennen, weil sie nach Olbrichschen Ideen fabricirt werden. Von der wichtigen Arbeit der Maschine, die für den Massenbedarf sorgt, dürfen wir Formen verlangen, die zwar nicht künstlerisch sein können, die aber durch den erlesenen Geschmack geadelt sein müssen. Der Tiefstand des Geschmackes, der in diesen Dingen noch vor zehn Jahren herrschte, macht es erklärlich, daß Künstler sich herbei lassen mußten, eine ethische Mission zu übernehmen. Der Künstler, der die Entwürfe liefert, stellt die Form richtig, so lange bis sie geschmackvoll ist. Er wird es nicht länger thun, als bis der gute Geschmack wieder Gemeingut der Menschen ist, wie es etwa noch vor sechzig Jahren der Fall war, wo die Leute gar nicht anders konnten, als gut und geschmackvoll zu arbeiten und gar nicht daran dachten, daß die ausgezeichneten Möbel, die entzückenden Familien- und Bürgerhäuser, die sie bauten, Kunstwerke vorstellen sollen, ebenso wenig, wie der Wagenbauer daran denkt, der noch an der alten werthvollen Tradition zehrt und es dem Automobilbau ermöglichte, in so verhältnißmäßig kurzer Zeit eine sehr bemerkenswerthe formale Harmonie zu erreichen. Ebenso wenig dürfen wir glauben, daß Peter Behrens bei der Berliner A. E. G. (Allgemeine Elektricitäts-Gesellschaft) Kunstwerke zu schaffen hat. Er hat vielmehr die Aufgabe, für die maschinelle Herstellungsart die geschmackvolle, d. h. die sachliche und gefällige Form zu finden, die wir an den Bogenlampen, an den Ventilatoren, an den Schalttafeln, Oefen, Ausschaltern, Contacten u. s. w., finden wollen, an Stelle der bisherigen Formen, die nicht geschmackvoll waren. Es kann niemals eine ordentliche Architektur geben, wenn nicht alle Gewerbe und mit ihnen die Oeffentlichkeit mit Bezug auf den guten Geschmack einwandfrei sind.

Digitized by Google

# Tragisches Epigonenthum.

## Nochmals Walter Calé.

Von Richard Schaukal (Wien).

Der mit Liebe und Sorgfalt aus dem fragmentarischen Nachlaß eines Frühverschiedenen zusammengestellte, zwiefach eingeleitete Sammelband*) ist ein interessantes Zeitdocument, liefert nicht unerwünschtes Material zur klaren Formulirung einer typischen Erscheinung. Es ist der moderne Epigone mit allen seinen (hier die individuellen Vorzüge einer tiefangelegten, wahrheitsliebenden Natur verschattenden) Schwächen. Walter Calé ist als Schöpfer Anempfinder, als Denker vorzüglich Leser. Das Leben liefert ihm immer wieder nur in seiner Person und dem in ihr gegebenen Zwiespalt dichterische Anregung. Alles, was ihm als poetischer Werth erscheint, ist aus Büchern gezogen. Und anderseits: selbst unmittelbare Empfindungen kann er nur auf dem Umweg über das Literarische zur Aeußerung bringen. Es finden sich unter der Masse des Gleichgiltigen ein paar schöne Gedichte. Sie und die niemals nichtigen, meist außerordentlich hellhörigen und sehr fein und sicher ausgedrückten Erfahrungen, die er in einem leider nur kurzlebigen Tagebuch niedergelegt hat, sind der positive Ertrag dieses sicherlich überreichen und hochbegabten Ingeniums. Eine noble Intelligenz unterwirft sieghaft alle Elemente des psychischen Erlebnisses strenger, melancholisch-skeptischer und dennoch oder vielleicht eben darum durchaus schöpferischer, d. i. gestaltender Kritik. Diese Intelligenz sieht aber auch nur zu deutlich, was ihr mangelt, um das zu erreichen, was sie ersehnt: die im eigentlichen Gebiete der Dichtung schöpferische Potenz, die organisch-organisirende, gesetzgeberische Gestaltungskraft, das künstlerische Freiwerden vom Zwang der Parallel-Vorstellungen und die Erlösung aus dem Bann der formalen Suggestionen. Sie sieht den Mangel in unbarmherziger Beleuchtung, die von ihr selbst ausgeht, und ergiebt sich stillwüthender Verzweiflung.

Der „unbegreifliche" Selbstmord erscheint so als nothwendiges Ergebniß einer künstlerischen Passivbilanz. Walter Calé hat sich erschossen, weil er nicht unbefangen zu leben im Stande war und dieses lastende Leben doch auch wieder nicht durch die Form restlos zu überwinden sich begnadet fühlte. Darum hat er alle Versuche, ob es ihm nicht doch gelingen würde, sich vom glitzernden Trümmerfelde einer bloß literarischen Bildung ins Zauberreich der entbürdeten Künstlerschaft emporzuschwingen, da er ihre Unzulänglichkeit erkannt hatte, vernichtet. An Einigem hielt seine zärtliche Schöpfer-Wehlust vorläufig noch fest. So hat sich Manches erhalten, das nun von ihm, gegen ihn aussagt. Das Moralisch-Befreiende an diesem herben Schicksal ist die schöne Selbstbesinnung eines culturell überaus reifen Menschen, die sich und Leichtgläubige zu täuschen verschmäht. Es ist eine Ironie der armseligen „literarischen" Zeit, daß viele ihrer Vertreter sich noch an diesen Resten gegen die bessere Einsicht ihres Autors täuschen.

Nein, Walter Calé, der Dichter, bedeutet keine schöpferische Potenz. Seinesgleichen leben in der jungen Generation Unzählige. Es ist die breite Masse des hochgebildeten, des klug raisonnirenden, aber sterilen Niveaus. Sie haben alle Feinheiten nicht nur der Mache, sondern auch der Empfindungswelt ihrer mehr Ton als Richtung angebenden mit Sorgfalt pretiösen Zeitgenossen in sich aufgenommen, vielmehr sie bereits in sich als Entwicklungselemente vorgefunden, und bestreiten ihre im Grunde doch nur dilettantische dichterische Existenz aus diesem nicht eben rein und klarflüssigen, nicht mehr „ganz besondern Saft". Naive Außenstehende können die Ableger mit den Vorbildern verwechseln: so weit geht die Macht der, wie gesagt, typischen Begabung dieses modernsten Eklektizismus. Es ist die Krankheit einer gewissen Sphäre und Schichte. Vor zwanzig Jahren noch hätten alle diese jungen Leute überhaupt nicht gedichtet. Ich hatte vor Kurzem Gelegenheit, aus dem Manuskript eines mit dem Verstorbenen Gleichaltrigen Gedichte zu lesen, die alles eher denn formell unzulänglich, auch voll merkwürdiger, gleichsam wie Fühlfäden vibrirender Stimmungen, aber trotz dem unleugbaren Talent durchaus werthlos, weil unnöthig, unwahr, unorganisch, sowohl von außen als von innen Abklatsch waren.

Walter Calé, der Dichter ist nur als Typus und zwar gewissermaßen als Schulbeispiel literar-psychologisch interessant; künstlerisch sind seine Verse — bis auf wenige Ausnahmen — und seine sehr wohlgebildete Prosa ganz uninteressant, abgebrauchte Stanze, leben von der unangenehmen Redseligkeit der Hofmannsthal-Schule (zumal das geschwätzige dramatische Fragment „Franziscus").

Denn die „Schule" Hofmannsthal ist längst eine Institution geworden. Jener begabte junge Mann, dessen ich vorhin Erwähnung gethan habe, stand, von manchen Andern abgesehen, vornehmlich unter ihrem unheilvollen Einflusse. Ich nenne diesen Einfluß unheilvoll deßhalb, weil er nicht wie der einer schöpferischen Individualität von festem Knochengerüst und straffer Muskulatur (Kleist, Platen, Keller) erzieherisch wirkt, sondern weil in dieser undeutschen üppigen, lässigen, weichlichen, auseinander schmelzenden rosarothen und zartblauen, salböltriefenden Manier der immer weiterschleiernden Wortfolgen die Keime zu jeglicher künstlerischen Unzucht athmen, eine Fieberlust der speciell dem schmiegsamen jüdischen Intellectualismus gefälligen äußerlichen „artistischen" Grazie, die nicht schlank gewachsener Styl ist, sondern letztlich wiegendes Fächerspiel und dissolutes Arabeskengetändel bleibt, von der unendlichen Melodie des Wagen mit nimmermüder Flötenfingerfertigkeit begleitet. Unheilvoll ist dieser Einfluß, denn er zieht an seine im eignen abtropfenden Wachs gehemmt zuckende Flamme alle Motten und weichbehaarten Nachtschmetterlinge des im Dunkel tastenden Eklektizismus. Alle nur angelehnt-aufrechten Naturen, die sich instinctiv ältern, festgefügten Bildungen versagen, flüchten sich in dieses lässige Arpeggieren auf wohltönenden Saiten, ein Phantasiren ohne eigentliches Leitthema, träumen im schwülen Duft überhitzter Treibhäuser voll nackter fleischiger Pflanzen wollüstige, entnervende Träume der eignen weichen, mit sich selbst kokettirenden Unkraft. Eine große, starke Natur wie die Kleists oder Kellers oder ein großer Styl wie der Mérimées oder Flauberts bleiben unnachahmlich als Natur, beziehungsweise von allem Zufälligen gereinigter, straffer, sparsamer, karger Styl; der Versuch der Annäherung, der immer wieder mißlingen muß, wirkt technisch bildend, er öffnet Ein- und Aussichten auf Ziele, über Kräfte, der erneute vergebliche Anlauf stärkt die Mittel des Ringenden. Eine biegsame rednerische Gefälligkeit wie die Hofmannsthals, deren unausgesprochener zwitterhafter Reiz in den mit der Zeit unrettbar veraltenden Stylschnörkeln, den Trillerketten und Coloraturen liegt, ist den Suchenden zugänglicher, ja sogar, wie es so viele Beispiele beweisen, wehrlos der Nachahmung ausgeliefert.

Das Geheimniß der großen Kunstwirkung ist nur aus der „neuen" Einheit des Seelischen zu ergründen. Die starke Stimme eines jeweils „Einzigen" schwillt dem Lauscher mächtig empor und erfüllt wie das Tristanmotiv der Unentrinnbarkeit (1. Act: Tristan erscheint vor Isolde) den ganzen „Raum" der erlebbaren Welt. (Die Größen der Kunst sind keine Orchesterparthien: diese Harmonie ergäbe ein furchtbares Dröhnen: „Unerhörtes hört sich nicht" — gleichzeitig. Jeder einzelne große Künstler braucht den Resonanzraum eines künstlerisch gestimmten Empfängers, um ganz zu sich selbst zu gelangen). Solche „Einzige", die nicht abfärben können, weil ihr „Schmelz" durchscheinendes Blut ist, sind in ihrer Totalität kaum nachzuahmen, nur von Congenialen nachzudichten, in

*) Walter Calés Nachgelassene Schriften, S. Fischers Verlag, Berlin 1907.

Digitized by Google

einer andren Tonart. (Die Wiedergeburt Mozarts in Mörike, die Mörikes in Hugo Wolf, die Schopenhauers in Wagner). Hofmannsthal selbst, der Virtuose der das Thema verschleiernden Paraphrase, ist schon kein Wurzelständiger. Seine nicht conturirte grazile Erscheinung (immer ist von „Loris"-Hofmannsthal die Rede, nicht von dem „neuen" Hofmannsthal, dem der „Elektra"-Experimente) ist die eines zu allerlei wandelbaren Formen sich verdichtenden Hauches, der durch viele tropische Treibhäuser geflossen ist. Das Primäre ist allerfeinste subtile Receptivität. (Condensirung ergäbe aus dem berückenden Hauch einen Niederschlag der aromatischen Einflüsse: sicherlich bei einem so cultivirten Geist eine — nur psychologisch-ästhetisch freilich — lockende Chemikeraufgabe). Jenes Primäre nun ist Zeitelement, Symptom des (mit der tief eindringenden Kenntniß und spielender Beherrschung vieler Sprachen bei dem Drange nach reproductiver Bethätigung feinnerviger Intelligenz gegebenen) Alexandrinerthums einer auf der Hochebene müssiger Cultur gelagerten Generation. Die Meisten in dieser Siedelung sind namen- und wesenlose Immerwiederaneinandergleiche. Ihre im Grunde nutzlose „Technik" differenzirt sich, täuscht so Entwicklung vor. Calé ist weitaus mehr — das Tagebuch zeigts —: ein Kämpfer gegen das Einschläfernde des literarischen Narcoticums, ein zur Klarheit strebender Denker. Und noch eins: die Meisten sind nichts als unorganische Jasager und Wiederholer, geschminkte Statisten ohne Bezug zur „Idee", sich „Gebärdende", — „Gebärde", das schon ekelhafte Lieblingswort dieser Schwätzer —, ja geradezu Betrüger.*) Calé ist sozusagen naiver Ausdruck seiner Unnaivität.

Man lese die kostbaren Splitter eines zerbrochenen Spiegels, das Tagebuch. Wie viel Innigkeit der Sehnsucht, wie viel Verachtung der Vorläufigkeit, wie viel Treue zur Idee ist darin! Das Tagebuch ist als ehrlicher Ausdruck einer vielfältigen, traurigen, liebenswürdig-demüthigen Jünglings-Psyche so werthvoll wie die Bekenntnisse Platens, Hebbels, Grillparzers. Freilich stehen hinter diesen schöpferische Individualitäten von Rang und Gewicht. Hinter dem Tagebuch Calés steht ein junger Mann unsrer vor Reichthum an literarisch vermittelten Erfahrungen an eignen Erlebnissen verarmten Zeit. Ein junger Mann, der bei wundervollen Gaben bloß einen Auch-Dichter vorzustellen sich unter so und so vielen scrupelloseren Wesensverwandten fast schämt und dennoch schmerzlich-stolz empfindet, wie er eben um dieses großen uneingestandenen menschlichen Ekels am Literarischen willen, — dem ja doch sein ganzes Interesse gehört, — ein Ausgezeichneter, ein Gezeichneter zu bleiben begnadet-verdammt ist.

Calé wußte sicherlich um die Nichtigkeit dieses ganzen Strebens, schon Gesagtes wieder zu sagen. Er wußte darum und wühlte in sich immer wieder nach dem Neuen, das dem Wiedersager einzig Daseinsberechtigung giebt. Er tastet in Worten, die er wägt und feinfühlig, wenn auch oft sehr spielerisch, reiht und vertheilt: seine Gedichte, seine (unangenehmen) prosaischen Fragmente. Bald klingt Novalis, bald Hoffmann, bald die Lagerlöf, bald der vielgeliebte Keller an. Immer wieder versagt er an der schnöden Mache, die durchaus nicht Dilettantismus im Technischen, wohl aber im Seelischen bedeutet. Ich kann nicht aus mir heraus — zu mir! Und so läßt er das Unzulängliche schließlich immer doch als Aeußerung seiner menschlich interessanten Unzulänglichkeit gelten. Er kann sich nicht zur Gestalt, zum Wesen verhelfen, so bleibt er im Psychologisch-Biographischen der stückelnden Selbstbetrachtung, schnörkelt contrapunktisch-erfahren und — corrumpirt an der zweiten Stimme zur ewigen Melodie der eignen Unkraft. Die Verse sind immer wieder das (im Leben verhaltene) unruhige Gesicht im Spiegel. Endlich widert ihn die geheime sterile Buhlschaft mit sich selbst. Er wendet sich entschlossen gegen das Leben, das sich mit so vielen reichen Details Genüge zu thun geglaubt hatte, statt ein rundes Ganzes, Wiederholung der Welteinheit, zu schaffen. Da er lebendig kein Ganzes sein darf, springt er hinter sich selbst zurück ins Ganze des Todes. So wird ihm Einkehr durch Selbstvernichtung. Alles kopfschüttelnde Moralisiren oder Staunen ist dieser tragischen Erlösung gegenüber Verkennung der Gleichgewichtstendenz des moralischen Subjects.

*) Ich verweise auf den ersten meiner in „Literatur" (bei Georg Müller, München 1906) abgedruckten Dialoge: „Der Künstler und der Literat".

---

## Zwei Gedichte.

Von Leo Heller (Berlin).

### Besänftigung.

Blick nicht so herrisch, blicke sanft und gut,
Und ziehe Deine Stirne nicht in Falten,
Denn Deine Augen kennen nicht den kalten
Und strengen Ernst, der nun in ihnen ruht.

Er ist so ungewohnt, ein scheuer Gast,
Im Heim der Güte soll er nimmer walten,
Er ist zu fremd, um lange Ruh zu halten,
Verscheuche ihn und gönn ihm keine Rast.

Wenn man wie Du, so großer Liebe voll,
Dann reicht die Seele nicht, um sie zu fassen,
Du mußt ihr Deine süßen Augen lassen,
Daß sie aus ihnen zärtlich leuchten soll.

### In Leiden.

Wolken über mir.
Mein Herz ist tief beschattet.
Die Seele ist ermattet
In Sehnsucht nach Dir.

Sonne über mir.
Ich kann sie nicht mehr sehen.
Mir ist zu viel geschehen,
Wehes und Banges hier . . .

---

## Der Fürst-Mäcen.

### Eine unwahre Geschichte.

Von Felix Lorenz (Berlin).

Im Regierungsbereiche des Fürsten von Truchtelfingen herrschte das goldene Zeitalter. Die großen und die kleinen Städte des Fürstenthums sonnten sich in einer Kunstblüthe, wie sie seit den Tagen Lorenzos des Prächtigen nicht wieder in Europa dagewesen war. Auf allen Gebieten der Kunst lag gleicher Glanz und gleicher Segen; man dichtete, malte, musicirte, haute in Stein, goß in Bronce, was sich nur immer für diese verschiedenen Berufsarten hergeben wollte, und kein Truchtelfinger konnte sich erinnern, jemals im ganzen Fürstenthum so viel Sammetjacken, fliegende Schlipse und Schlapphüte beisammen gesehen zu haben. Die Sache ging geradezu ins Unfaßbare — jeder fragte sich, wo denn auf einmal ein so allgemeines Kunst- und Poesiebedürfniß hergekommen sein mochte? Die Truchtelfinger hatten doch früher einen geräucherten Hering in der Hand zehn gemalten Tauben an der Decke vorgezogen? Es war augenscheinlich, daß man sich auf einer sogenannten Culturhöhe befand; denn wenn auch den Truchtelfingern diese Kunstüberschwemmung absolut gleichgiltig war, so wußten sie doch, daß man den Bildungsstand eines Reiches daran zu erkennen pflegt. Darum glotzten sie als getreue Bürger all das viele mit Köpfen besetzte Ge-

Digitized by Google

stein geduldig an, das überall herumstand, und sogen auch alle die übrigen Kunstgenüsse mit Todesverachtung in sich ein.

Da die Künste natürlich nicht von selber zu irgend was kommen können, so mußte ihr plötzlicher Hochstand einen Grund haben. Der Grund war der Fürst Friedrich Max IV. selber, denn er war der geborene Mäcen für die Unternehmer solcher sonst brotlosen Scherze. Er hatte in seiner Residenzstadt ein ganzes Arsenal von schaffenden Künstlern herumsitzen, die er jahraus, jahrein mit Denkmälern, Brunnen, Burgen, Bildern und Büsten beschäftigte. Sie arbeiteten, daß ihnen der Schweiß in Stromesbreite von den Stirnen rann, daß ihre Finger wie aberwitzige Farbenklumpen aussahen und ihre Backen von herumfliegenden Thonklößen glänzten — es nutzte alles nichts, sie konnten die Fülle der ihnen zufließenden Arbeiten nicht bewältigen. Das Kunstbedürfniß dieses Fürst-Mäcens war von pharaonischer Unersättlichkeit; aber es darf nicht verschwiegen werden, daß er ein groß Theil Liebe für die Sache der schönen Künste mitbrachte, überall selbst prüfte, nachschaute und in den Truchtelfinger Ateliers oft und natürlich gern gesehen wurde.

Neben einigen anderen bevorzugten Genies hatte er einen Hauptkünstler, der gleichzeitig Maler, Architekt und Bildhauer war, siebenzig Jahre zählte und bereits das Jubiläum des tausendsten fürstlichen Auftrags hinter sich hatte. Der seltene Mann, der, wie man im Volksmunde sagte, einen anständigen Stiefel zusammenklopfte und pinselte, saß unverrückbar in der fürstlichen Gnade wegen seiner ebenso unverrückbaren Stylfestigkeit, die keinen Fingerbreit vom Wege der einmal erkorenen Wahrheit abwich. Sie hatte etwas Antikes, diese eherne Standhaftigkeit des Mandrills, der immer recht behalten will. Dieser Kunst-Patriarch hatte schon manchen, dem er einen Denkstein errichten sollte, eben mit diesem Monument für ewige Zeiten eingesargt, wie er dies auch mit seinen inneren Kunstanschauungen gethan hatte. Seine vielen Collegen im Lande beteten ihn öffentlich an wegen der Sonne, die auf ihm lagerte, während sie ihm heimlich sämmtliche Pastellfarben in die greisenhaften Waden kniffen. Aber im Uebrigen theilten sie Gott sei Dank alle seine Prinzipien und klopften und pinselten denselben anständigen Stiefel wie er. Sie vertraten fast durchweg den Standpunkt der Schule von Niniveh.

Nur eine kleine Gruppe von Abtrünnigen stand grollend in der Ecke, da sie erstens von dem Segen des fürstlichen Mäcens nichts abbekamen, und zweitens weil sie die anderen aus principiellen Gründen haßten. „Welten lagen zwischen ihnen.“ Sie hatten just einen anderen Stiefel vor, der einer ganz neumodischen, noch gar nicht recommandirten Firma entstammte, und dieser Stiefel war dem Fürsten Friedrich Max IV. noch gar nicht vorgestellt worden, abgesehen von einigen grausam verstümmelten Mißgeschöpfen seiner Art. Der Fürst verlangte auch gar nicht darnach, weil ihm die alte Sorte immer noch bequem genug paßte.

Zwei der überzeugtesten Groller, die früher gläubige Adepten des Kunst-Patriarchen gewesen waren, entwarfen in einsamer Wuth die schönsten und neuesten Denkmäler — für ihren Privatgebrauch. Denn in ihr ungeheiztes Atelier, in dem sie unfern des Mandrills gemeinsam hausten und kochend vor Begeisterung einen neuen Olymp auf einen neuen Ossa thürmten, in dies vergessene Atelier war noch niemals der fürstliche Fuß, nicht die fürstliche Stimme gedrungen. Nur proletarische Schneiderrechnungen, leichtgläubige Modellchen und einige mitgrollende Freunde beherbergten diese unklassischen Wände. Manchmal fiel in irgend einer Ecke eine Thonfigur mit hartem Knacks in sich zusammen, weil die Wasserspritze gerade an einen Collegen, der zufällig einen Dummen erwischt hatte, verpumpt worden war. Es war realistisch genug, das darf man von diesem Truchtelfinger Doppelatelier mit seinen scharfgelaugten Tendenzen wohl behaupten.

„Wenn man nur mal an den Fürsten rankönnte,“ schrie eines Tages Gregor Stückweis seinen Freund und Mitdulder Hannes an. „Der Mann ahnt nicht, was die Andern für Ichneumons sind, und was wir können. Man würde ihn im Handumdrehen bekehren! He?“

Hannes, von etwas sanfterer Gemüthsart, bestätigte diese Betrachtung wie so oft durch ein Kopfnicken — als plötzlich und höchst unvermuthet, denn dafür ist es eine unwahre Geschichte, eine ungeheure Wendung im Leben der beiden Freunde eintrat.

Es lebte nämlich in der Umgebung des Fürsten auch ein Hofbeamter, der eine merkwürdige Eigenschaft besaß. Er hatte die Angewohnheit, hin und wieder den Muth zu finden, dem Fürsten die Wahrheit zu sagen. Aus diesem Grunde hatte er es allerdings auch nicht weit gebracht — er war nur bis zum fürstlichen Hof-Menuzeichner vorgerückt und besaß einen einsamen Orden von höchst melancholischem Aussehen. Dieser Mann, den wir Bartolo nennen wollen, verstand sich ein wenig auf die Zeitströmungen, und als er eines Tages beim Fürsten war, sagte er gerade heraus: „Durchlaucht, es geht im Lande die Sage, daß einige unzufriedene Künstler seit Jahr und Tag eine neue Art von Kunst erfunden haben. Da man, wie ich weiß, die zahllosen Schöpfungen, die bisher im Lande verstreut sind, allmälig ein wenig langweilig findet, weil sie alle über einen Leisten gehauen sind, so möchte ich Ew. Durchlaucht rathen, im Interesse des Fortschritts einmal jenen neumodischen Künstlern näherzutreten.“

Der Fürst schüttelte den Kopf. „Was bisher gut war, wird auch ferner gut bleiben,“ sagte er — aber es sollte doch anders kommen.

Ein paar Tage später besuchte er wieder einmal das Atelier des Patriarchen, um bei ihm ein frischbestelltes Schlachtengemälde in Augenschein zu nehmen. Dabei durchblätterte er eine Mappe und fand darin auf etwas verbogenem Papier den Entwurf eines Reiterdenkmals, der ihn wegen seiner streng akademischen Würde beträchtlich interessirte. „Siehe da, mein lieber Meister,“ sagte er, „das ist ja ein superbes Entwürfchen. Da fände ich sogar nichts zu ändern dran! Bauen Sie mir das schleunigst! sagen wir, für meinen Ahnen Techthold, von 1240 bis 1301.

Der Patriarch wurde recht verlegen, dann räusperte er sich und sagte: „Geruhen Ew. Durchlaucht, zu gestatten, mir die Bemerkung zu erlauben, daß dieser Entwurf von einem früheren Schüler von mir stammt, von Gregor Stückweis, den ich längst aus den Augen verloren habe —“

Der Fürst wandte sich energisch an seinen Adjutanten: „Der Mann muß gesucht werden, lieber Rohden-Hackebrett, der Mann muß schleunigst gesucht werden.“

* * *

Ein paar Tage später, als Gregor und Hannes gerade in ihrem Atelierofen den letzten Stuhl verbrannten, klopfte es an ihre Thür, und der Postbote brachte ein ungewöhnlich ernsthaft aussehendes Schreiben mit großem Siegel. Gregors Gesicht verzerrte sich in niegesehener Weise, als er dieses Schreiben durchflog:

„Das Hofmarschallamt Sr. Durchlaucht des Fürsten benachrichtigt Sie, daß Seine Durchlaucht innerhalb der nächsten vier Tage behufs eines Atelierbesuchs geruhen wird, Sich zu Ihnen zu begeben. Sie werden ersucht, sich in den Vormittagsstunden dafür aufhalten zu wollen, um bei dem Besuch Sr. Durchlaucht anwesend zu sein.

Das Fürstliche Hofmarschallamt.“

„Hochachtungsvoll!“ sagte Gregor mit einer Stimme, die dem ersten Lebensruf eines Halbertrunkenen glich. „Junge, was hab ich gesagt?! Endlich, endlich! Die Wahrheit muß immer siegen! So ist also doch Etwas von unsern Ideen, unsern neuen Aufgaben bis zum Thron des Fürsten vorgedrungen! Freilich, lange hat's gedauert — aber nun soll auch eine neue, ernsthaftere Zeit anbrechen! Mit Begeisterung

Digitized by Google

werde ich ihm unsre Sachen zeigen und unsre Ziele aufrollen — jetzt kommen wir an die Reihe, ihr Mandrills und Genossen!"

„In vier Tagen —," murmelte Hannes, „Donnerwetter, da heißt es rechtzeitig die nöthigen Vorbereitungen treffen! Wir müssen ihn doch würdig empfangen! Ja, wie macht man das eigentlich? Wir sind so was doch gar nicht gewöhnt —"

„Ich habe das früher bei dem Patriarchen mal gesehen," erwiderte Stückweis. „Auf, ans Werk!"

Und es erhob sich von dieser Secunde an ein nie dagewesenes Waschen, Scheuern, Putzen, Rücken und Schieben, das sich bis zum Morgen des Andern Tages erstreckte. Ein schöner Lehnstuhl wurde aus dem Süden, ein Tisch mit Tischdecke aus dem Norden, zwei Fracks aus den anderen Himmelsgegenden der Stadt geborgt, der Staub der Vergessenheit von den Bildwerken geweht, eine Art Teppich vor der Thür ausgebreitet. Ein von dem bevorstehenden Besuch inflammirter Wirth lieferte einen Garderobenständer, und als nun alles schön polirt war, zogen die beiden Freunde ihre Fracks an und warteten in der Haltung der Memnonskolosse. Sie blickten unentwegt auf die Thür, ihre Nahrungsaufnahme war aufs Minimalste zurückgesunken, und sie dachten nur fortwährend daran, wie imposant wohl das im Mittelpunkt des Ateliers aufgestellte Gypsmodell eines Marathonläufers von höchst moderner Auffassung auf Se. Durchlaucht wirken würde. Dieser Läufer schleppte schon förmlich ihr Glück, ihren Sieg herbei. Ihre Augen hatten bis zum Mittag des vierten Tages bereits einen unirdischen Glanz angenommen. Die Harrenden glichen brünstigen Asketen, die in der Verzückung des Heils dahinstarren; ihre Fracks waren fast identisch mit ihnen geworden. Endlich mit dem Schlage Eins des vierten Tages fuhr eine Hofequipage vor — sie stürzten wie losgeschossen von ihren Sitzgelegenheiten und eilten hinaus. Zwei Adjutanten brachten den Fürsten, und die Beklemmung der beiden Künstler, die ihnen die Herzgrube zerpreßte, umschnürte sie noch fürchterlicher. Mit festem Schritt und kurzem Neigen des Hauptes schritt der hohe Gast in das weitgeöffnete Atelier, die Künstler und die Adjutanten ihm auf den Fersen.

„Mein lieber Stückweis —," so begann der Fürst (er hatte sogleich den Richtigen von den Beiden herausgefunden) „ich hörte von meinem alten Professor Tröpfelbart, daß Sie einst sein Schüler waren, ein talentvoller Schüler, wie ich an einer kleinen Studie sah. Nun zeigen Sie mir mal, was Sie für Fortschritte gemacht haben."

Stückweis führte glühenden Gesichts den Fürsten vor den Marathonläufer: „Durchlaucht sehen hier einen Niederschlag meiner besten Idee — in Gyps — geruhen, die streng naturalistische Auffassung zu betrachten, das werthvollste der neuen Ziele, da uns die alten —"

Das Gesicht Sr. Durchlaucht hatte einen fremdländischen Ausdruck angenommen: „Wenn ich nicht irre," sagte er langsam, den Läufer musternd, „so ist dies Werk eben begonnen worden —?"

„Nein, es ist bereits fertig, Durchlaucht —" sagte Gregor plötzlich todtenblaß. „Es ist ein Marathonläufer —"

Der Fürst ging weiter, von einem Bildwerk zum andern, er sagte kein Wort mehr, fragte nichts. Gregorn fuhr eine leichenkalte Hand den Rücken empor.

Nach zehn Minuten hatte sich der hohe Besucher ausgeschwiegen, dann blieb er plötzlich stehen, sah den Künstler so recht leutselig an, klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Junger Freund, junger Freund — Sie haben Ihre Studien bei Professor Tröpfelbart viel zu früh abgebrochen! Viel zu früh! Es ist ja Alles noch nicht fertig! Aber, ich kann mir denken — (er ließ seine verstehenden Augen über die äußerliche Atelliereinrichtung schweifen) — kann mir denken, das leidige Geld — vorzeitiger Abbruch des Unterrichts — natürlich! Aber das soll Ihr Talent nicht verkümmern lassen! Ich werde Ihnen auf zwei Jahre die Mittel gewähren, daß Sie mit Ihrem Freunde Ihre Studien bei Tröpfelbart wieder aufnehmen können — bitte, keinen Dank — und vorläufig führen Sie mir das da aus, was Sie einmal vor zehn Jahren als Schüler jenes vortrefflichen Meisters geleistet!"

Er winkte einem Adjutanten, und dieser überreichte Gregor den verbogenen Entwurf zu einem Reiterdenkmal für den Ahnen Techthold, von 1240 bis 1301. „Einige Aenderungen nehme ich selbst noch vor," sagte der Fürst zum Abschied, lächelte noch einmal leutselig und schritt festen Schrits wieder davon.

* * *

Zwei Tage später fand man die Freunde auf einem Gerüst stehen und Kalk an einen Neubau werfen. Sie hatten es definitiv mit der Kunst aufgegeben und verdienten jetzt eine Mark pro Stunde. Der Marathonläufer aber lag kopflos in der Müllgrube.

---

## Epigramme auf einen Tod.

Von Marsyas.

(Dr. Martin Berndt, Berlin.)

In den Zeiten der französischen Revolution, die ein Künstlerfest mit Gauguins, Marats und Pompadours jüngst heraufbeschwor, bestieg der Feudaladel ohne gesellschaftliche Bedenken die Guillotine. Der Gedanke, sich selbst zu morden, wurde zurückgewiesen. Man wollte den Damen der Halle im feierlichen Zuge die überlegene Größe der beiden ersten Stände beweisen. Man sage nicht, daß darum Niemand den Tod an sich vollzog, weil er dem Blutgericht zu entgehen hoffte, bis ihn die Henker schließlich aus dem Hause schleppten. Der Marquis von Flahaut sagt es uns anders. Er war als Intendant des bâtiments du roi gefangen gesetzt; seine Freunde hatten ihm die Freiheit verschafft, indem sie den Gefangenenwärter bestochen hatten. Das Revolutionscomité hatte von diesem Loskauf erfahren, den Gefangenenwärter gefangen gesetzt und seinen Kopf statt den des Intendanten mit der rothen Guillotine abzutrennen beschlossen. Der Marquis de Flahaut hörte davon, stellte sich freiwillig und bestieg die Guillotine, um dem Wärter das Leben zu erhalten. Er hätte Gelegenheit genug gehabt, sich das Leben zu nehmen und durch eine Mittheilung an das Revolutionscomité dem gar nicht fröhlichen Frosch das Leben zu erhalten. Aber les nobles dachten damals anders . . .

Heute hat Herr von Goeben sich die Pulsadern aufgeschnitten, und allgemein, besonders aber unter seinen Standesgenossen, empfindet man diese That als Befreiung, als Katharsis. Man hätte es als feige hingenommen, wenn er von seinen Standesgenossen sich zum Tode verurtheilen und von dem Berufenen hätte hinrichten lassen.

So ändern sich die Auffassungen von der Art zu sterben. Aber die Monelle sagte schon, Marcel Schwobs zu zartes Geschöpf: „Stirb an Deinem Tod, beneide nicht die alten Tode. Aendre die Arten des Todes — mit den Arten des Lebens."

* * *

Hat er die Arten des Lebens geändert? Le pensif will es so dünken; ein ganzes Buch der Abenteuer scheint ihm durchlebt; mit einer tollen Suite von Transvalerlebnissen, einer Kundschafterromanze in Macedonien und einem Liebeserlebniß wie aus einer altitalienischen Novelle. Aber le pensif kennt nur das Leben seines Standes, bei dem das Leben in bestimmt geschlagenen Tacten geht. Bei dem Gehudel unter ihm wird noch heute in der romantischen Wirrniß weiter gelebt, die sich bei ihm unter der Zucht verloren hat. Dieses Herrn v. Goeben Lebensballade empfing den ungewöhnlichen Zug aus seiner Zugehörigkeit zum ersten Stand, seiner Nichtzugehörigkeit zum tiers état. Und nur das Raffinement, mit dem er seine Genüsse gekostet haben mag, wird ihn von dem dritten Stande unterschieden haben. Aber dieses ist ein zu Individuelles, kommt in den uns überlieferten Erlebnissen nicht zum sinnlichen Ausdruck, so daß sein Abenteuer, sein Glück und Ende nur durch die Verschiebung der uns durchfurchenden Klassenunterschiede fesselt. Er hat sein Ende denn auch nicht in der aristokratischen Manier des Jahrhunderts der Heiterkeit genommen, wie der Prince de Ligne trotz der Schaffotte das achtzehnte genannt hat, sondern in der viel gewöhnlicheren des vierten Standes, und der blassen Monelle warmes Wort von der besonderen Art zu leben und zu sterben wird in seiner Anwendung auf dieses, viel zu Viele viel zu sehr beschäftigende, Schicksal wieder fragwürdig und entschwebt . . .

* * *

Digitized by Google

In den Spiegel des Lebens kann nur eine blicken: eine Frau. Ihr Sinn soll verstört sein; und er mag noch verworrener werden, wenn sie hört, daß noch andre Pulse als die ihres Mannes inzwischen still gestanden sind. Aber dieses schweigende Vergehen eines Vielvielleben bewahrt sie — wenn nicht die Voraussicht trügt — von einem gerichtlichen Verfahren, das ihre bijoux indiscrets hätte offenbaren und nothwendig mit dem Finale einer Guillotine enden müssen. Vielleicht ist ihre Verworrenheit nur die Angst vor Hineingerissenwerden in dieses tragische Verfahren gewesen und entschwindet, wenn sie erfährt, daß ein gütiger Tod sie vor diesem bewahrt hat. Denn der Tod des ersten, den sie gewollt haben soll, kann sie nicht erschüttert haben, den zweiten wird sie überstehen, weil sich an ihn das Befreiende heftet. Auch ist die Liebe, aus der eine Frau zu wilden Thaten tollt, nur der Ausdruck eines stärksten Lebensgefühls, das auch sie besitzen und das sie dem genießerischen Leben wiedergeben wird, wie es gar nicht selten ist, daß eine Dame auf dem Ruin von Männern ihr gleißnerisches Glück aufbauen kann. Ein Anwalt, der jetzt, nach vierjährigen Irrfahrten, sich der Staatsanwaltschaft gestellt hat, knüpft mit seiner Tragik auch an eine Schauspielerin, deren gegenwärtigem Glück nichts zu fehlen scheint. Auch die Dame aus Allenstein mag in Bälde die Dinge vergessen haben, die sie eine Zeit lang tragisch verstrickten, und es wieder wahr machen, daß die Frauen immer weniger vom Leben haben als die Männer — oder mehr.

* * *

Der Osten Preußens ist ein weites, flaches Land. Wenig Hügelwellen sind in ihm, bloß Seen, Wälder und große Strecken Getreides. Dieses Land hat die alte Art noch mehr als andre Provinzen, und es scheint, daß man das ganze, im Osten und Westen so verschiedene, Königreich nach dieser altgewohnten Art erziehen möchte. Seinen Culturstand wünscht man, oben, für das ganze Land, und wenn man mit pastoralen Bildern Tüchtigkeit, Strenge und pflichtmäßiges Handeln vorbildlich schildern will, entlehnt man dem östlichen Preußen dazu die Farben. Aber auch unter den Tugendhaftesten wird, da die Menschheit böse ist, immer Verderbniß sein, und manche schüchterne ostpreußische Seele mag heimlich nach der verbotenen Lust trachten, die doch nirgends so verpönt sein kann als in jenem erzstrengen Bereich. Die Allensteiner Tragik wird nunmehr diese Gelüstlein niederhalten, denn, so man schauen wird, daß die seligste Komödie mit einem seligen Sterben und sogar mit zwei unseligen Toden enden kann, wird man sich ernster wehren und nicht mehr leichthin den schauernden Versuchungen hingeben mögen. Die große Tugend wird im östlichen Preußen noch größer werden, als sie schon ist, und Ganz-Preußens Vorbild noch mehr als bisher in allen Fragen der Cultur werden können. So entblüht dem Laster wieder die Tugend, und wir haben von Neuem keinen Anlaß, an dem Bestande einer moralischen Weltordnung zu zweifeln.

---

## Aus der Finanzwelt.

Von Mercator.

Die Neugierde in Betreff der diesjährigen Bankbilanzen ist nunmehr in der Hauptsache befriedigt worden: Bis auf die Darmstädter Bank, deren Resultate an einer Beurtheilung des Gesammtergebnisses kaum noch etwas ändern dürften, haben nunmehr sämmtliche Berliner Großbanken ihren Status veröffentlicht. Die Ergebnisse sind in der That derart, daß sie die Neugierde in dieser Hinsicht durchaus begreiflich erscheinen lassen; zeigen sie doch zum ersten Male durchgängig eine Veränderung jener Richtung, die diese Ergebnisse bislang charakterisirt hatte, eine Unterbrechung des Aufschwunges, eine Veränderung, der sich selbst dasjenige Institut nicht zu entziehen vermochte, das bisher allen Strönungen in der Entwicklung zu trotzen schien, die Deutsche Bank. Auch dieses Institut hat die vorjährige Strömung berücksichtigen müssen, nachdem es Jahre lang hindurch, als das einzige, in seinen Abschlüssen nichts von all den Wandlungen zu erkennen gab, die in den übrigen Bankbilanzen sich mehr oder minder wiederspiegelten. Will man versuchen, in kurzen Strichen die diesjährigen Bilanzen zu charakterisiren, so tritt zunächst der Rückgang der Creditoren zu Tage, ein Zeichen, wie sehr die allgemeine Geldknappheit auch auf die großen Institute zurückgewirkt hat. Bei der Deutschen Bank gingen die Creditoren allein von 869 Millionen Mark auf 788 Millionen Mark zurück, bei der Dresdener Bank von 419 Millionen Mark auf 323 Millionen Mark. Diesen Entgang haben die Banken allerdings dadurch wieder auszugleichen gesucht, daß sie ihr Depositensystem ausdehnten. So stiegen bei der Deutschen Bank die Depositen von 381 Millionen Mark auf 476 Millionen Mark, bei der Dresdener Bank von 199 Millionen Mark auf 225 Millionen Mark. Das zweite charakteristische Merkmal bildet der starke Rückgang des Erträgnisses im Effecten- und Consortialgeschäft, eine Folge der Entwerthung der Effekten im letzten Jahre. Insgesammt beträgt das Mindererergebniß auf diesem Conto bei sieben Großbanken etwa 15 Millionen Mark, wobei insbesondere zu beachten ist, daß bei einem Institute, der Nationalbank für Deutschland, aus einem Gewinne von 2 Millionen Mark im Jahre 1906 gar ein Verlust von 1 Million Mark im letzten Jahre geworden ist. Andrerseits haben sich die Verhältnisse des letzten Jahres in einer beträchtlichen Zunahme der verschiedenen Zinsenconten ausgeprägt; sämmtliche Institute weisen auf diesem Conto bedeutende Mehrergebnisse auf. Eine weitere bemerkenswerthe Erscheinung bei den diesjährigen Bankbilanzen ist die Steigerung der Unkosten, die um so mehr ins Gewicht fallen, als das Resultat des letzten Jahres im Grunde kein günstiges zu nennen ist. Bei der Deutschen Bank wurden 2 Millionen Mark mehr verausgabt, bei der Discontogesellschaft 1 Million Mark. Insoweit nun überhaupt die Bankbilanzen ein Urtheil ermöglichen, läßt sich nicht verkennen, daß die Banken die schwierigen Verhältnisse des vorigen Jahres leidlich gut überstanden haben, namentlich was das finanzielle Erträgniß betrifft, das, dank der großen Mehreingänge an Zinsen, nicht allzu sehr hinter dem Vorjahre zurückgeblieben ist. Allein die Provenienz der Gewinne ist geeignet, auf das Ergebniß einen Schatten zu werfen, das sich als das Product einer kritischen Gestaltung der Wirthschaftsverhältnisse darstellt, und das die Banken selbst nicht eben als allzu optimistisch zu beurteilen geneigt sein dürften. Die guten Jahre sind für die Banken im Grunde doch immer die des leichten Geldstandes, die die Unternehmungslust anregen, die Effektenwerthe steigern und die Gewinne, die aus diesen Verhältnissen entspringen, dürften von den Banken den hohen Zinsengewinnen vorgezogen werden. Es wird daher Alles von der weiteren Gestaltung der Geldverhältnisse abhängen; denn auf die Dauer würden solche exorbitante Sätze wie im Vorjahre nicht bezahlt werden können. In dieser Beziehung liegen aber die Verhältnisse noch keineswegs gesichert. Insoweit das Ausland in Frage kommt, sind allerdings die Geldsätze erheblich herabgegangen, und die Bank von England insbesondere hat in den beiden Monaten des Jahres 1908 ihren hohen Satz von 7 % auf 3½ %, also auf die Hälfte heruntergesetzt, während wir uns mit Ach und Krach zu einer Ermäßigung von 7½ % auf 5½ % entschlossen haben. Gerade diese eigentümliche Wendung in den Geldverhältnissen seit Beginn dieses Jahres, der scharfe Unterschied zwischen der Entwicklung in Deutschland und im Auslande müssen auch den letzten Zweifel darüber beseitigen, daß es, insoweit Deutschland in Frage kommt, besonders die Ansprüche des Inlandes sind, die die Zinssätze auf einem so hohen Stand halten. Diejenigen, die unablässig auf eine Ermäßigung des Reichsbankdiscontos hindrängen, scheinen absolut kein Verständniß für die Bedeutung der Thatsache zu haben, daß trotz des hohen Discontes der Status sich nicht bessern will, und daß es geradezu ein gewissenloser Leichtsinn wäre, wenn die Reichsbank unter diesen Umständen mit ihrem Discont weiter heruntergehen würde. Es gehört nur ein ganz kleiner Fehler in der Discontpolitik unsres Noteninstitutes dazu, um die mühsam errungene Position wieder in Unordnung zu bringen. Wir möchten beinahe der Auffassung Ausdruck geben, daß auch die letzte Ermäßigung von ½ % nur wegen der Londoner Discontermäßigung vorgenommen worden ist, während der Status des Institutes selbst eine solche Veränderung kaum rechtfertigen dürfte. Wenn der Centralausschuß des Institutes vor mehreren Wochen für eine Ermäßigung um ein volles Procent eintrat, so konnte der Bankpräsident mit Recht fordern, daß die durch den Centralausschuß repräsentirte Bankwelt den Anfang mache; so lange aber der Privatdiscont sich auf derselben Höhe hält, ist namentlich bei dem noch immer ziemlich schwachen Status der Bank eine Ermäßigung nach dem Londoner Vorbild eine Unmöglichkeit. Ein Passus in dem soeben veröffentlichten Geschäftsberichte der Deutschen Bank ist in dieser Beziehung gleichfalls sehr belehrend. Es heißt darin, daß in den Vereinigten Staaten noch große Capitalbedürfnisse zu befriedigen seien, daß Rußland, Japan und eine Reihe andre Staaten nur auf den Wiedereintritt normaler Verhältnisse warten, um bedeutende Ansprüche an die verfügbaren Mittel der europäischen Börsen zu stellen, und daß es in Folge dessen an Nehmern für jedes verhältnißmäßig billig erhältliche Capital auf längere Zeit hinaus nicht fehlen dürfte. Das sagt genug. Bei dieser Gelegenheit mag übrigens darauf hingewiesen sein, daß die Geldvorräthe im amerikanischen Schatzamt sich in den letzten acht Jahren um nicht weniger als 700 Millionen Dollars vermehrt haben. Sie betrugen am 2. April 1900 1108 Millionen Dollar, während sie am 3. März d. J. 1840 Millionen Dollars umfaßten. Bei dieser Tendenz solche ungeheuren Geldmengen heranzuziehen und zu concentriren, wird es auch verständlich, wenn die amerikanische Regierung sich zur Milderung der im Lande herrschenden Geldknappheit an die Bank von Frankreich wendet, die indessen dankend abgelehnt hat, auf dieses freundliche Ansinnen einzugehen.

Einen glänzenden Abschluß zeigt die Deutsche Reichsbank; die hohen Zinsen des verflossenen Jahres kamen natürlich dem Institut in erster Linie zu gute, und da nun an dem großen Gewinne das Reich zu zwei Drittel partizipirt, so fließen die hohen Zinsen, die die Allgemeinheit aufbringen mußte, auch der Allgemeinheit zum großen Teil wieder zu. Der Gewinn der Reichsbank betrug 52 Millionen Mark, das ist also 12 Millionen Mark mehr als im Vorjahr. Hiervon erhielt das Reich 34 Millionen Mark, also etwa zwei Drittel, während der Rest den Actionären zufällt. Es wird nicht an Stimmen fehlen, die dafür eintreten, die Gewinnbetheiligung der Actionäre bei der Erneuerung des Privilegiums abermals herabzusetzen. Die Grenze, die in dieser Beziehung gezogen wird, wird für das Sein oder Nichtsein der Reichsbank von entscheidender Bedeutung sein.

---

Digitized by Google

## Tänze.

Im Kammerspielhaus stellten sich drei Wiener Schwestern, Grete, Elsa und Berta Wiesenthal einem geladenen Publicum als Tänzerinnen vor. Was die drei schlanken jungen Mädchen boten, war ja nett und anmuthig, ob es aber als selbstständige Production eine ganze Matiné füllen kann, mag dahingestellt sein. Isodora Duncan hat Schule gemacht, als sie den Einzeltanz, bis dahin eine Nummer des Ballets oder Variétés, aus leicht begreiflichen Gründen (pecuniärer Natur) auf die Länge eines Theaterstückes auszudehnen verstand. Dies bedingte natürlich — menschliche Kräfte hätten sonst nicht ausgereicht — ein zeitweises Aussetzen des Tanzes zu Gunsten des Posirens. Auch die Schwestern Wiesenthal sind von Letzterem nicht frei, wenn auch die Pose nicht aufdringlich dominirt. Man kann meiner Ansicht nach keine Sonate tanzen — nur Tänze; Tanz ist ein immerwährender Auftact ohne Rast und Ruh, Tanz ist fortlaufende, intensive Bewegung, die erst in der völligen Erschöpfung ihr Ende findet. In der Kunst gilt das Extrem. Ruhe oder Bewegung. Ruhige Bewegung, andauernd, fesselt nicht — sie langweilt. Aus dieser Erwägung mag auch hier nur das wirklich Getanzte gelten. In leichten Costümen, bloßen Beinen und Armen gaben die Schwestern auf der Bühne ein reizendes Bild. Einzel- und Gesammttänze lösten sich ab. Die Costüme wechselten von zartem Weiß bis kräftigem Roth und Blau. Den Hintergrund bildete graue Seide, und vor ihr bewegten sich leicht die schlanken Gestalten. Alles war so zart, so lieb — so artig. Aber Tanz ist Leidenschaft, Tanz ist Sinnlichkeit oder Askese. Ich weiß nicht, ob man ihn anders auffassen kann — vielleicht. Dennoch, ein Tadel bleibt. Tanz ist ein „Beten mit den Beinen." Aber, um Gotteswillen, nicht mit den Armen. Die Arme des Menschen sind an sich wunderschön, doch im Aufbau des Ganzen — hier die Beine, darauf der dehnbare Rumpf, auf schlankem Halse der Kopf — baumeln sie miserabel herum. Man muß die Arme cachiren, sie der Hauptlinie des Körpers anpassen — man frage einen Bildhauer, was das für Arbeit macht — aber nicht mit ihnen rechts und links herumarbeiten. So erschien auch hier ein Tanz, in dem die Hände an den Rococo-Reifrock gebunden, als der in sich abgeschlossenste. *H. K.*

## Uncultur.

Wenn man den Inseratentheil einiger bekannteren größeren Zeitschriften, z. B. der „Zukunft", des „Literarischen Echo", des „Kunstwart" u. s. w., in den letzten Jahren durchblätterte, so fand man mit tödtlicher Sicherheit die folgende Annonce: „Verfasser von Dramen, Gedichten, Romanen ꝛc., bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vortheilhaften Vorschlags hinsichtlich Publication ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen. 15 Kaiserplatz. Berlin-Wilmersdorf, Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand)." *) Die Zahl der jungen Autoren, die irgend ein „Dichtwerk", seien es Novellen, oder — was noch häufiger ist — lyrische Ergüsse verbrochen haben, ist nun bekanntlich nicht gering. Und ebenso groß ist bei jedem Einzelnen von ihnen der Glaube an seine Begabung, an die Güte seines Productes und die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, es der Mitwelt bekannt machen zu müssen. Obwohl die jungen Schreiber gewiß der Ansicht sind, daß sie außer moralischer Anerkennung auch klingenden Lohn verdient haben, sind sie zunächst doch nicht abgeneigt, sich die erwähnten Eigenschaften etwas kosten zu lassen. Gar Mancher setzt sich deßhalb hin und schreibt an das „Moderne Verlagsbureau (Curt Wigand)", daß er einen Gedichtband „Feurige Zungen" oder einen Roman „Im Rachen des Todes" verfaßt habe, der zweifellos großes Aufsehen erregen und einen geradezu verblüffenden Erfolg haben werde. Die Antwort, die von Herrn Curt Wigand dann eintrifft, lautet, daß er gerne bereit sei, das Werk zu verlegen, und nur den Verfasser bitten müsse, zunächst die Druck- und Verlagskosten zu tragen, später bekäme er dann 50% vom Reingewinn. Es ist nun eigenthümlich, daß die Summen, die der Autor an Herrn Wigand abzuführen hat, in keinem rechten Verhältniß stehen zu den thatsächlichen Kosten. Ein Buch z. B., daß jeder halbwegs ordentliche Drucker für 50—60 Mark herstellen würde, muß mit 200—250 Mark bezahlt werden. Selbst aber wenn man die Unkosten insgesammt, m. E. allzuhoch auf 100—150 Mark schätzte, machte Herr Wigand an jedem Buch sein Geschäft. Außerdem nimmt der ausgezeichnete Verleger noch folgende Manipulation vor: er bedingt sich aus, die Auflage von 1000 Exemplaren in zwei Raten drucken zu dürfen, und zwar die zweiten 500 erst dann, wenn die ersten 500 verkauft sind. Diese zweite Rate aber wird wohl niemals gedruckt. Denn es steht ja außer aller Frage, daß für die Bücher, die im „Modernen Verlagsbureau (Curt Wigand)" erscheinen, selbst eine Auflage von 500 Stück ungerechtfertigt ist. Abgesetzt werden in der Regel 25 bis 50 Exemplare, die sich nahe Verwandte, Bekannte u. s. w. des p. p. Schriftstellers kaufen. Denn was Herr Wigand in seinem Verlag publicirt, ist ein geradezu himmelschreiender Dilettantismus. Die Zahl der Bücher, mit denen er zum Schaden der Autoren und zum Nachtheil der übrigen deutschen Literatur den Markt belastet, dürfte dabei bald an 1000 heranreichen; jedenfalls hat er, so weit meine Kenntniß reicht, seine Concurrenten auf diesem Gebiet, wie z. B. den „Verlag für Literatur und Kunst" in Leipzig an die Wand gedrückt.

Dieser selbe Herr Wigand nun fühlt sich trotz dieser wenig ansprechenden Rolle berufen, dem deutschen Volke die Leviten zu lesen. Unter dem Titel „Uncultur. Vier Capitel Deutschthum" läßt er in seinem eignen „Modernen Verlagsbureau" eine 136 Seiten starke Broschüre erscheinen, in der er in kunstloser Weise Richtiges und Unrichtiges durcheinander wirft, betont, daß die Franzosen und Engländer mehr Cultur als wir hätten, und daß insbesondere einige Seiten des Deutschthums oder, wie er sich — übrigens nicht nur hier, sondern auch in seiner Correspondenz mit den jungen Autoren — auszudrücken beliebt: „Teutschthums" geradezu abstoßend wären.

Ich kann nicht leugnen, daß sein Tadel manchmal berechtigt ist, (es ist eben leicht, zu tadeln) und daß Herr Wigand die sympathischten Seiten der andern Nationen angezogen hat. Aber ein Mann, der jährlich eine Unzahl neuer schlechter Bücher auf den Markt wirft, der aus der Eitelkeit junger Schriftsteller Capital schlägt, der sich, falls so ein junger Autor wirklich einmal ein paar Exemplare verkauft hat, erst durch den Rechtsanwalt mahnen lassen muß, ihm auch die dafür fälligen Groschen zuzusenden, ein solcher Mann sollte sich weiß Gott überlegen, ob er berechtigt ist, über Jägerhemden und Röllchen zu spotten, und ob es nicht gerathner wäre, wenn er das Seine thäte, die deutsche Uncultur nicht noch zu vermehren. Die löbliche Absicht wirkt bei ihm, selbst wenn sie vorhanden ist, woran ich nicht zweifeln will, lächerlich, und schadet mehr als sie nützt. Es erübrigt sich daher auch, von der greulichen Geschmacklosigkeit der Illustrationen zu reden, mit denen die „Uncultur" verziert ist.

Ein persönliches Wort zum Schluß, um Mißverständnissen vorzubeugen. Ich habe niemals mit Herrn Wigand in geschäftlicher Verbindung gestanden, habe auch niemals Novellen oder Gedichte geschrieben, so daß ich einer solchen Versuchung gar nicht ausgesetzt war.

*Dr. Alfred Kubatz (Düsseldorf).*

*) Neuerdings befindet sich das Bureau in Berlin-Halensee.

## Tweedmouth.

Schon wieder weiden an einem Hiſtörchen
Sich hüben und drüben die horchenden Oehrchen.
Stirnrunzeln, Grinsen, Geflüster baß,
Ein Fünkchen fliegt um das Pulverfaß.

Ihr Vettern mit Eurer Tante Times,
(Ich schäme mich fast eines richtigen Reims),
Wir wollen versichern zum hundertsten Male,
Wie uns das ewige Stänkern egale.

Dies häufige Freundschafts- und Feindschaftswechseln,
Dies Prussia-Preisen und Angelsächseln,
Dann wieder des Krieges drohende Huppe —
Das triste Versteckspiel ist uns schon schnuppe.

Wenn wir erwachen an heiterstem Morgen,
Nahn vom Canale schon Regensorgen,
Und gehn wir bei wildem Gewitter zu Bett —
Mit einmal scheint wieder die Sonne so nett.

Ich schlage drum vor bei dem gräßlichen Schwanken,
Wir lassen die Herren alleine sich zanken
Und gewöhnen uns endlich die Ruhe an,
Die schon Noah hatte in Kanaan.

Benehmen wir uns in solchen Fällen
Wie Philosophen an Weisheitsquellen:
Kommt wieder so trübliche Kunde her,
So heben wir einige Porter mehr.

Nein, künftig soll uns nicht Sorge entflammen
Bei Reden, Briefen und Telegrammen;
O, laßt uns finden den Stoikermuth:
Das Roastbeef bei Cecil ist wirklich gut!

Terentius.

## Notizen.

Folgende neue Bücher, Broschüren, Zeitschriften u. s. f. sind uns zugegangen:

Ricarda Huch: Gedichte. Zweite vermehrte Auflage. Verlag von H. Haessel (Leipzig). Preis geh. Mk. 4, geb. Mk. 6.

Digitized by Google

E. M. Hamann: Ferdinande Freiin von Brackel. Ein Gedenkblatt. Verlag von J. P. Bachem (Köln). Preis geh. Mk. 1.

A. Fitger: Ein Alexanderlied. Epos. Verlag von Gustav Winter (Bremen). Preis geh. Mk 1.50.

Paul Friedrich: Das Pfauenrad der Sphinx. Ein Buch mit tieferer Bedeutung. Synoptische Improvisationen und Arabesken. Verlag von Axel Juncker (Stuttgart). Preis geh. Mk. 2.

Giovanni Cena: Mahnungen. Roman. Deutsch von Elise Münzer. Verlag von Axel Juncker (Stuttgart). Preis geh. Mk. 3.

Wilhelm Scharrelmann: Stimmen der Stille. Aufzeichnungen eines Vagabunden. Verlag von Alfred Janssen (Hamburg). Preis geh. Mk. 1.20.

A. Kende-Ehrenstein: Das Miniatur-Porträt. Mit 16 Tafeln in Lichtdruck. Verlag von Halm und Goldmann (Wien). Preis geh. Mk. 3.

Das mit guter Kenntniß und Liebe zum Thema geschriebene Büchlein bildet den ersten Band einer Serie von Monographien, die sich „Sammler-Compendien" nennen und, nach dem Werkchen über das Miniatur-Porträt zu urtheilen, eine Berechtigung haben, einem Bedürfniß entspringen. Die Compendien wollen nacheinander die Themata: Kupferstiche, Münzen, Waffen, Gemälde, Bücher, Keramiken, Porzellan, Fälscherkünste u. s. f. behandeln. *H.*

Dr. Paul Albrecht: Fritz Reuters Krankheit. Eine Studie. Verlag von Karl Marhold (Halle). Preis geh. Mk. 1.

Adam Röder: Salome. Verlag von Emil Behrend (Wiesbaden). Preis geh. Mk. 0.50.

Eine glänzend geschriebene, geistvoll begründete Ablehnung der Straußschen „Salome". *H.*

Henry S. Salt: Die Rechte der Thiere. Uebersetzt und eingeleitet von Prof. Dr. Gustav Krüger. Mit einem Porträt. Verlag von Magnus Schwantje (Berlin). „Gesellschaft zur Förderung des Thierschutzes und verwandter Bestrebungen." Preis geh. Mk. 0.50.

Prof Dr. Magnus Bierner: Die deutsche Geldverfassung. Zweite vermehrte Auflage. (Sammlung national-ökonomischer Aufsätze und Vorträge. Verlag von Emil Roth (Gießen). Preis geh. Mk. 0.80.

G. H. v. Waldegg: Die Freude am Leben. Lebensbejahung. Neue Gedanken über das Leben und die Religion der Zukunft. Verlag von Hermann Walther (Berlin). Preis geh. Mk. 3.

Emil Lucka: „Tod und Leben." Verlag E. Fleischel & Co., Berlin.

Ganz schlicht und still nennt sich das Buch: ein Roman. Es ist viel mehr. Es ist ein innerer Werdegang, vielleicht der Roman. Oder doch das Erleben an der Liebe von Jenen, denen das Leben zu bunt und laut ist, die in stillem Grübeln, in selbstquälerischem Erinnern verlernt haben, sich gesund an den kleinen und großen Freuden des Daseins zu freuen, die sich aber dennoch nach der Sonne sehnen mit der verzweifelten Sehnsucht Aller, die im Schatten stehen müssen. Gottfried Pfungen, der Schreiber der Tagebuchblätter, ist ein Gezeichneter von Kindheit an. Das Buch hebt an: „Ich bin wie Einer, der an sonnigen Frühlingstagen auf Gräbern sitzt und hinabsieht zu den Toten." Dem das strahlende Leben nichts ist als eine Fata morgana der Vergangenheit. Und doch ersehnt er nichts so heiß als lachen, unbefangen lachen zu können, Theil zu haben am Leben, nicht dem todten Gestern zu gehören, der Erinnerung, dem Traum und dem Gewissen, sondern dem lächelnden, strahlenden Heute, das Gottfried nie erfassen kann. Einmal, da ist das Leben auch zu ihm gekommen. Es war ein schöner, froher, siegreicher Frühlingstag, ein blonder Mädchenkopf lehnt sich an seine Schulter und träumend spricht er die Worte:

Weil heut die ganze Schöpfung nur
Ein blühendes Geheimniß ist.

Gottfried liebt sein „schönes Fri", sein trautes Sommerheimchen, wie nur Verdammte lieben können, er liebt sie wie der Blinde das Licht, wie der Tod das Leben liebt. Und Fri geht ruhig und sicher neben ihm, mit der frohen Gewißheit der hellen Zukunft. Neben ihm, der der Vergangenheit verfallen ist, ihre Kette nachschleppt, der keine Zukunft kennt, in dessen Kopf sie sich als Vergangenheit darstellt, als „zukünftiges Gewesensein". Nach einem kurzen, holden Traum erwacht er. Er kann Friederike nicht an sich fesseln. „Ich bin verflucht, für immer verflucht! Ich bin ein Außenstehender, Einer, den nichts ins Leben hineinziehen kann, nichts, nicht einmal Fri." Sie darf nicht an ihm zu Grunde gehen und gewaltsam löst er das Band. Die Erkenntniß kommt ihm von der großen unüberbrückbaren Kluft, die die Geschlechter trennt: „Die Frau ist ein Heute und noch ein Heute." Er aber kann seine Continuität niemals aufgeben, er schleppt sein Gestern und Ehegestern nach als eine schwere Last. Da tritt der Tod an ihn heran: Du bist mein, mein von allem Anbeginn an! Aber die Waffe geht fehl, und als Gottfried nach langem Krankenlager wieder in die Welt tritt, da ist er auch innerlich ein Genesender. Noch ein schwerer Schlag trifft ihn: Fri hat sich verlobt, mit einem von den „Andern", mit einem von den Lebenden. Und die Erinnerung steigt herauf an den „Frühling aller Frühlinge" und das gesunde Gefühl wehrt sich gegen den Verzicht. Aber Gottfried ringt sich durch, durch die Verzweiflung des Todes zum Leben, durch den fressenden Zweifel zur Seligkeit des Glaubens. Des Glaubens an die Wahrheit und Weisheit alles Geschehens, an den tiefen Zusammenhang zwischen Sein und Werden, zwischen Gestern und Heute, Leben und Tod. Die Vergangenheit ist keine Kette, die abzustreifen ein Glück bedeutet, sie ist ein Theil unsrer selbst, für den unsre sittliche Persönlichkeit die Verantwortung hat. Die Lachenden, Hellen, die sie abschütteln können, sind glücklicher, nicht besser als wir. Sie verleugnen sich selbst, sie frevelen am höchsten Gott: am eignen Ich. Und eine tiefe, selige Gewißheit erfüllt den Suchenden: „Ich habe einen Glauben, den einzigen, der möglich ist, den Glauben, daß ich ein Ganzes bin vom Anfang bis zum Ende, eine tiefe Nothwendigkeit, kein Zufall, daß ich nach höchster Klarheit über mich selber streben muß." Jenseits vom Genuß und Glück giebt es ein Höheres: „Wir müssen glauben, daß ein Licht in uns lebt. — — Das Opfer in uns ist Alles." Und alle Stimmen des Seins und des Gewesenseins vereinigen sich zu dem jauchzenden: Ich glaube. — Mit diesem Credo schließt das wunderbar ergreifende Buch. Es ist so sehr das Werk eines Denkers, wie es das Werk eines Dichters ist. Das ernste und gedankenschwere Buch, über dessen philosophischen Unterbau man keinen Moment im Zweifel sein kann, ist an andern Stellen eine Liebesgeschichte von ganz besonderem, nativem Reiz und diese Gegensätze sind wunderbar verschmolzen. Alle technischen, kleinen Mängel verschwinden neben dem Ernst und der Größe der Idee und der Kraft der Darstellung. Auch zur Polemik fühlt man sich nicht gestimmt. Man muß das Werk als Ganzes nehmen und wird sich seinem Eindruck nicht entziehen können. Seltsam berührt, daß dieses starke Buch aus Wien kommt. Aus Wien, der Stadt des frohen Genusses, des ewigen, strahlenden, lachenden Heute. Und dieses Buch ist wie ein jüngstes Gericht über unsren gedankenlosen Allerweltsathelsmus, es ist die Apotheose der Vergangenheit, das Hohelied vom Gestern.

*Klara Mautner* (*Wien*).

Die Stimme der Großen. 2. Bd.: Königin Luise. 3. Bd.: Napoleon I. Herausgegeben von Dr. Otto Krack. Concordia, D. V. A. (Berlin.) Preis kart. je Mk. 1.60.

„Die Stimme der Großen" nennt sich eine Sammlung von Aussprüchen berühmter Persönlichkeiten, die von Dr. Otto Krack herausgegeben wird. Es ist natürlich immer von höchstem Interesse zu sehen, wie die Großen der Vergangenheit, die wir bis dahin nur durch die Vermittlung des erzählenden Geschichtsschreibers gekannt haben, sich und ihre Welt in ihren eigenen Aussprüchen widerspiegeln, besonders wenn es sich um eine uns menschlich so sympathische Figur handelt, wie die Königin Luise oder ein so gewaltiges Genie, wie Napoleon, denen die beiden vorliegenden Bände gewidmet sind. Da die Sammlung sorgfältig ausgewählt ist und sich in gefälligem Gewande darbietet, wird sie sicher den verdienten Beifall finden. *M. L.*

## Geschäftliche Notizen.

Von Seiten der bekannten Actien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation, Berlin („Agfa"), die stets darauf bedacht ist, die photographischen Hülfsmittel zu vermehren resp. zu verbessern oder billiger zu gestalten, ist neuerdings eine äußerst compendiöse, leicht anzuwendende „Agfa"-Belichtungstabelle dem Handel übergeben worden, die sowohl für Tageslicht, wie für „Agfa"-Blitzlicht eingerichtet ist. Bei Tageslichtaufnahmen giebt die Tabelle für jeden Monat, für jede Tagesstunde, jede Plattenempfindlichkeit, jedes Aufnahme-Object und jede relative Oeffnung unter Berücksichtigung der jeweiligen Bewölkung die richtige Belichtungszeit, bei Blitzlichtaufnahmen für jede Entfernung der Lichtquelle vom Aufnahme-Object, für jede relative Oeffnung und jede Plattenempfindlichkeit die Menge des anzuwendenden „Agfa"-Blitzlichts an, und zwar durch einfache Verstellung eines resp. zweier Schieber. Es ist dabei keinerlei Berechnung nöthig! Die Tabelle, aus kräftigem Carton im Format 16 × 11 cm angefertigt, hat ein Gewicht von ca. 30 gr und kann daher bequem in jeder Rocktasche mitgeführt werden. Der Bezugspreis durch die Photohändler beträgt 75 Pfg. Genaue Gebrauchsanweisung befindet sich auf der Schutztasche. Wir sind überzeugt, daß diese neue Tabelle sich bald einen Freundeskreis erwerben wird. Ferner liefert die Anilinfabrik neuerdings unter dem Namen „Agfa"-Röntgenplatten ein Fabrikat, das bei hoher Empfindlichkeit für Röntgenstrahlen kräftige Deckung der Lichter und klare detailreiche Schatten aufweist. Im Uebrigen sind auch dieser neuen Plattensorte die anerkannten Vorzüge aller „Agfa"-Platten eigen, wie hervorragend gleichmäßige und saubere Präparation, sowie die Fähigkeit, lang ausgedehnte Entwicklung ohne Schädigung der Klarheit zu ertragen. Die Fabrik stellt Interessenten Preislisten und Muster durch die Photohändler gern zur Verfügung.

Auf beiliegenden Prospect der Firma Kusche und Martin in Malaga sei hiermit die Aufmerksamkeit des Lesers besonders gelenkt. Der Orangenblüthen-Honig, den die Firma von andalusischen Bühnenzüchtern bezieht, — neuerdings hat sie eine Anzahl von Culturen aufgekauft, um allen Bestellungen genügen zu können — hat sich in Deutschland außerordentlich schnell ein großes Publicum erobert, und die zahllosen Nachbestellungen sind wohl der beste Beweis für die Güte ihres garantirt naturreinen Orangenblüthen-Honig

Digitized by Google

WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST
OTTO ERDMANN JUNIOR
BERLIN S.W.61.
TEMPELHOFERUFER 21.

Antiquitäten.

Sachsen-Siebenbürgener Keramiken
:: 18. Jahrhundert ::
Teller - Schüsseln - Krüge
Flaschen usw.
Ausserordentlich preiswert
Lieferant an
Kunstgewerbe-Museen u. s. f.

Hugo Klein,
Dresden-A., Bankstrasse 10.

Keine Nachnahme! Erst prüfen!
Orangenblüten-Honig!!
übertrifft jeden Honig der Welt. Garant. absolut naturr. Bienenprodukt!
Begeist. Lob von Honigkennern! 10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u. zollfrei ins Haus. Lieferzeit 6 Tage.
Kusche & Martin, Malaga
Spanien (Deutsche Firma)

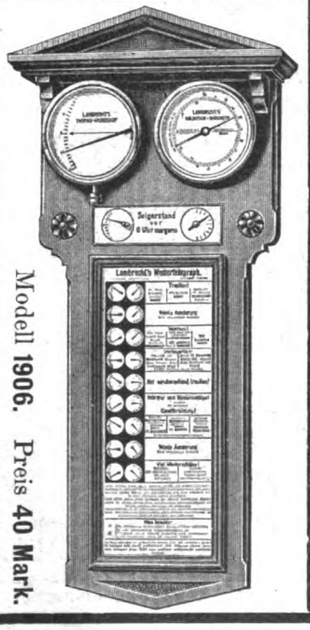
Weck's Frischhaltung
und
sonst nichts
und
weiter nichts
und
drüber nichts
drum
Kochе auf Vorrat

Drucksachen über:
Weck's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel
kostenlos durch:
J. Weck, Ges. m. b. Haftung,
Oeflingen, A. Säckingen (Baden).
Man verlange nur
Weck's Originalfabrikate
Ueberall Verkaufsstellen.

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die „Gegenwart" beziehen.

Zeitungs-Nachrichten
in Original-Ausschnitten
über Politik, Handel, Industrie, Kunst und Wissenschaft sowie über alle sonstigen Themata liefert zu mässigen Preisen das
Nachrichten-Bureau
Adolf Schustermann
Berlin SO. 16.
Illustrierte Broschüre, Referenzen grat. u. frco.

London W. 8|9 Colville Square.
Erstklassiges Boarding House. Beste Lage. Gute Küche. Pension mit Bedienung von 22 Mark wöchentlich an. Garten. Deutsche und englische Referenzen.
London W. 8|9 Colville Square.




Original
Lambrecht's Wettertelegraph
gibt durch nur 2 Zeiger die drei Hauptfaktoren für die Voraussbestimmung des Wetters an: Lufttemperatur, Luftfeuchtigkeit und Luftdruck. Die Wetterprognose ist dadurch außerordentlich erleichtert, daß nur die gegenseitige Stellung dieser Zeiger in der am Apparat befestigten Tabelle aufzusuchen und die daneben-stehende Prognose einfach abzulesen ist. — Zahlreiche erstklassige Anerkennungen stehen zu Diensten.
Lambrechts Instrumente sind gesetzlich geschützt.
Man verlange ausdrücklich Gratis-Drucksache Nr. 280.
Wilh. Lambrecht
Göttingen.
Gegr. 1859 (Georgia Augusta).
Inhaber des Ordens für Kunst u. Wissenschaft, der grossen goldenen und verschiedener anderer Staatsmedaillen.
Vertreter an allen größeren Plätzen des In- und Auslandes.
Generalvertrieb für die Schweiz Italien und die österreichischen Alpenländer durch:
C. A. ULBRICH & Co., Zürich.

GRATIS durch die Photohändler:
„Agfa"-
Preisliste 1908
mit nebenstehender Titelzeichnung, 16 Seiten Text über:
„Agfa"-
- Platten
- Films
- Cassetten
- Entwickler
- Spezialitäten

„Isolar"
- Platten u. Films
- (Name geschützt)

Digitized by Google

Die

„Continental"

Mehrfach mit der **goldenen Medaille** prämiiert

Mehrfach mit der **goldenen Medaille** prämiiert

**findet von Tag zu Tag immer weitere Verbreitung.**

**Beweis:**

**Die ausserordentlich lebhafte Nachfrage nach dieser erstklassigen**

**Schreibmaschine.**

**Franz Kaiser – Friedrichstrasse 197 – Berlin W. 8.**

Wollen Sie

**Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren etc.**

direkt, billig und gut kaufen, dann verlangen Sie unsere Offerte.

**Belmonte & Co., Berlin.**

Detail-Verkauf:

**Leipzigerstrasse 35a,** Ecke Charlottenstrasse, und **Königstrasse 46,** Ecke Hoher Steinweg.

**Juweliere, Gold- u. Silberschmiede, Ateliers für Juwelenschmuck und Kunstarbeiten.**

Fabrikation mit elektrischem Kraftbetrieb. — Gold- und Silber-Walz- und Prägewerk. Engros-Export nach allen Ländern.

**Prachtkatalog** mit vielen tausend Illustrationen von Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren gegen 1 Mk. franko. Bei Einkauf oder Rücksendung wird dieser Betrag vergütet. — **Spezialisten gratis.**

**DÜRKOPP-**

**DÜRKOPP & Cº. A.G. BIELEFELD**

**Wir erlauben uns, die Leser auf den dieser Nummer beigelegten Prospect von Kusche & Martin in Malaga (Spanien), „Orangenblüten-Honig" betr., aufmerksam zu machen.**



Verantwortl. Redacteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Für den Inseratentheil verantwortlich: Georg Macher, Berlin W. 35, Steglitzer Straße 8. Max Hesses Verlag in Leipzig. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.



Digitized by Google

№ 12. Berlin, den 21. März 1908. 37. Jahrgang. Band 73.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Max Hesses Verlag in Leipzig. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 4gespaltene Petitzeile 50 Pf.

Inhalt:

Das Gemeindesteuerprivileg der Beamten. Von Kreisgerichtsrath Dr. B. Hilse (Berlin). — Die Anerkennung unsrer Flottenvorlage durch Frankreich. Von Kapitänleutnant a. D. Heinrich Liersemann (Zehlendorf). — Armeetradition und Offiziersersatz. Von Agricola. 2. — Nochmals die Oberlehrer. Von Dr. Th. Mühe (Hamburg). 1. — Ueber den guten und schlechten Geschmack. Von Jos. Aug. Lux (Dresden). (Schluß.) — Erfüllt die Gegenwart das Faustideal? Von Ernst Heinemann (Berlin). 1. — Meinem Weibe. Hinterlassenes Gedicht von Wolfgang Kirchbach. — Der Wittwer. Von Atolla (Berlin). — Rituell. Von Marsyas (Dr. Martin Beradt, Berlin). — Shaw über Wagner. Von Dr. C. Mennicke (Glogau). — Eheprobleme. Von A. Neißer. 1. — Obotritenglück. Von Terentius. — Notizen. — Anzeigen.

### Das Gemeindesteuerprivileg der Beamten.

Von Kreisgerichtsrath Dr. B. Hilse (Berlin).

Zu den brennendsten Tagesfragen gehört zur Zeit das Gemeindesteuerprivileg der Beamten. Es besteht bekanntlich darin, daß in Preußen die Heranziehung der unmittelbaren und mittelbaren Staatsbeamten, Beamten des Königlichen Hofes, der Geistlichen und Lehrer an öffentlichen Schulen, sowie der Wittwen und Waisen dieser Personen zu Einkommen- und Aufwandssteuern der Gemeinden nur mit der Hälfte ihrer Gehälter, Wartegelder, Pensionen erfolgen darf. In Folge dessen bleibt zur Zeit die Hälfte des Diensteinkommens bezw. der gewährten Pension frei von Communalsteuern. Seitens der davon getroffenen Gemeinden wird dieser Einnahmeausfall schwer empfunden, und deßhalb ist ihr Bestreben auf Beseitigen solcher Steuerfreiheit gerechtfertigt. Den von dieser Seite ausgehenden Wünschen soll gelegentlich der allgemeinen Aufbesserung der Beamtengehälter auch entsprochen und seinem vollen Betrage nach das Diensteinkommen als besteuerbar erklärt werden. Die davon betroffenen Beamtenklassen, insbesondere die mit Pension in den Ruhestand Versetzten, sowie die Wittwen und Waisen werden dadurch beunruhigt, indem sie besorgen, in Höhe der auf das bislang freie Einkommen entfallenden Gemeindesteuerbeträge in ihren Einnahmebezügen verkürzt zu werden. Eine derarte Gefahr besteht jedoch nicht. Denn es beruht das Steuerprivileg auf § 2 des Gesetzes v. 11. Juli 1822 betr. die Heranziehung der Staatsdiener zu den Gemeindelasten, wonach das Diensteinkommen dieser zu einer allgemein erhobenen Einkommensteuer zwar wie das Einkommen der Bürger behandelt werden soll, aber, weil es einerseits seinem ganzen Dasein nach von dem Leben, der Gesundheit und andern zufälligen Verhältnissen der Person abhängig, und andrerseits seinem ganzen Betrage nach bestimmt ist, — wodurch es auf der einen Seite gegen Grund- und Capitaleinkommen, und auf der andern gegen Gewerbseinkommen im Nachtheil steht, — immer nur mit einem Theil seines Betrages zur Quotisirung gebracht werden darf, der auf die Hälfte bestimmt wurde. Diese Vergünstigung ist auf die in den neuerworbenen Landestheilen angestellten Beamten durch §§ 3, 4 der V. v. 23. September 1867 ausgedehnt worden. Bestimmungszweck der Ausnahmevorschrift ist, durch die Freilassung der Hälfte der aus dem Beamtenverhältnisse entspringenden Bezüge einen Ausgleich zwischen den Beamten und den sonstigen Gemeindemitgliedern herbeizuführen, die Letztere in der Regel nicht von ihrem wirklich bezogenen, vielmehr von einem eingeschätzten Einkommen besteuert werden. Dazu tritt, daß der Beamte in der Auswahl seines Aufenthaltsortes nicht frei, vielmehr gezwungen ist, denjenigen seines Amtssitzes zu wählen, aber auch wieder aufzugeben, sobald in Folge seiner Versetzung ihm ein andrer Amtssitz angewiesen wird. In Folge dessen hat sich nicht selten der Fall ereignet, daß der Beamte mit einer sehr hohen Quote der Zuschläge zu der Staatseinkommensteuer herangezogen werden mußte, um die Mittel zur Bestreitung kostspieliger, von der Gemeindeverwaltung beschlossener gemeinnütziger Einrichtungen aufbringen zu helfen, in deren Genuß er aber nicht gelangte, weil er inzwischen versetzt wurde, und daß an dem neuen Amtssitze ihn ein gleiches Mißgeschick traf, während der sonstige Gemeinde-Eingesessene in der Regel an den Vortheilen derjenigen Einrichtungen theilnimmt, für die er zu den Kosten herangezogen wurde. Die dem activen Beamten zustehende Vergünstigung auch dann zu belassen, wenn er gegen Ruhegehalt oder Pension verabschiedet werden und solche auch den Wittwen und Waisen zuzugestehen, erschien aus denselben Beweggründen geboten, die für das Steuerprivileg selbst ausschlaggebend waren. In Erwägung dessen wurde bis zum Erlasse des in § 41 Communalabgabengesetz v. 14. Juli 1893 vorbehaltenen besondern Gesetzes wegen Heranziehung der beregten Beamtengruppen zu den Communalabgaben das bisherige Steuerprivileg bestätigt. Auf Grund Art. 80 d. E. G. z. B. G. B. bleiben, soweit nicht in dem B. G. B. eine besondre Bestimmung getroffen ist, jedoch die landesgesetzlichen Vorschriften über die vermögensrechtlichen Ansprüche und Verbindlichkeiten der Beamten, der Geistlichen, und der Lehrer an öffentlichen Unterrichtsanstalten aus dem Amts- oder Dienstverhältnisse mit Einschluß der Ansprüche der Hinterbliebenen unberührt. Daß hierunter das Gemeindesteuerprivileg fällt, kann aber einem rechtlichen Bedenken nicht unterliegen. In dem B. G. B. wird das Privileg nicht geregelt. Deßhalb kommen darauf die einschläglichen landesgesetzlichen Vorschriften zur Geltung. In dieser Hinsicht hat die Einleitung z. A. L. R. den Grundsatz aufgestellt, daß bei Aufhebung besondrer Privilegien, Diejenigen, die es zunächst angeht, darüber gehört werden sollen, und daß die einer bestimmten Person verliehenen, erst mit dem Abgange des Privilegirten, sowie die nur auf eine bestimmte Zeit verliehenen mit deren Ablauf erlöschen. Freilich kann der Staat Privilegien, gleichviel ob sie durch einen läftigen Vertrag oder aus Freigebigkeit erworben sind, aus überwiegenden Gründen des gemeinen Wohls (aber nur gegen

Digitized by Google

hinlängliche Entschädigung des Privilegirten) wieder aufheben, weßhalb ihm nicht verwehrt ist, durch ein besonders zu erlassendes Gesetz die Heranziehung des vollen Diensteinkommens der activen Beamten sowie der Ruhegehälter, Pensionen und sonstigen Bezüge der Verabschiedeten bezw. der Wittwen und Waisen zu den Communalabgaben einzuführen. Allein er ist gehalten, Diejenigen, die ihre besondern Rechte und Vortheile dem Wohle des gemeinen Wesens aufzuopfern genöthigt werden, zu entschädigen. Von diesen allgemein geltenden Rechtsregeln als von untrügerischen Vordersätzen ausgehend, muß man in logischer Gedankenfolge aber das praktische Endergebniß gewinnen, daß die bezüglichen Beamtenklassen zwar zur Aufgabe ihres Privilegs genöthigt werden können, aber wegen der dadurch zu erleidenden Vermögensnachtheile schadlos gehalten werden müssen. Für die activen, unmittelbaren oder mittelbaren Staatsbeamten wird eine allgemeine Gehaltsaufbesserung in Aussicht genommen. Gelegentlich dieser kann der Ausgleich für das verlorene Steuerprivileg in dem erhöhten Diensteinkommen gefunden werden, sobald dieses dem Betrage der neu aufgelegten Communalabgaben für die bisher freie Hälfte gleichkommt. Dasselbe würde hinsichtlich derjenigen inactiven Beamten zutreffen, deren Ruhegehalt bezw. Pension durch die ihnen zugestandenen günstigeren Pensionssätze nach den neueren Berechnungsgrundsätzen gegen bisher erhöht wurden. Anders liegt dies hinsichtlich derjenigen inactiven Beamten bezw. der Wittwen und Waisen, die wegen ihrer ferneren Bezüge auf die nach den älteren ungünstigeren Berechnungsgrundsätzen festgesetzten Beträge angewiesen bleiben. Diese ertragen nicht eine Kürzung in Höhe der neu aufzuerlegenden Communalsteuer, weil sie an sich schon unzulänglich sind und dem gesunkenen Geldwerthe nicht mehr entsprechen. Bezüglich ihrer wird der Staat sich zu einer Erhöhung der Bezüge oder zur Uebernahme der neuen Steuerbeträge entschließen oder bestimmen müssen, daß sie für ihre Lebenszeit im Genusse des Steuerprivilegs erhalten, also auch fernerhin mit der Hälfte ihrer Bezüge von Communalabgaben freigestellt bleiben.

---

## Die Anerkennung unsrer Flottenvorlage durch Frankreich.

Von Kapitänleutnant a. D. Heinrich Liersemann (Zehlendorf).

Zu einer Zeit, da alle Parteien — mit alleiniger Ausnahme der Socialdemokratie — sich der Marinevorlage 1908 sympathisch gegenübergestellt und sie bewilligt haben, erscheint es angezeigt, die Ansicht des Auslandes, und namentlich die unsrer westlichen Nachbarn in dieser Beziehung kennen zu lernen.

Von England wissen wir, daß man dort nicht mehr wie früher eine directe Bedrohung des Inselreichs in dem weitern Ausbau der deutschen Marine erblickt. Trotzdem überwacht man jeden unsrer Schritte mit Argusaugen und diesbezügliche Meinungsverschiedenheiten haben bereits zu einer Spaltung im englischen Flottenverein geführt. Es ist nämlich ein neuer Verein, die „Imperial Maritime League“ entstanden.

In Frankreich ist man der vielen kleinen organisatorischen Aenderungen, die sich mehr oder weniger als Flickwerk erwiesen haben, müde geworden und das Jahr 1908 soll dort zu einer Neuorganisation großen Styls der französischen Marine überleiten.

Hierbei ist es nun für uns von größtem Interesse zu sehen, daß man sich dabei Deuschland zum Muster nehmen will.

Der diesjährige Berichterstatter der französischen Budgetcommission M. Chaumet, betont die Nothwendigkeit eines Flottengesetzes für die französische Marine.

Er erblickt das Heil in erster Linie in einem organisatorischen Gesetz (loi organique) und will die Ausarbeitung desselben einer außerparlamentarischen Commission übertragen.

„Wichtig ist, daß in dieser Commission Seeoffiziere die entscheidende Stimme haben. Sie sind Diejenigen, welche im Ernstfall die schwere Last der Verantwortung tragen.

Ziehen wir daher in erster Linie den Chef des Generalstabes und die Geschwaderchefs zu Rathe.

Ferner müßten einige besonders ausgewählte zukünftige Schiffscommandanten der Commission angehören. Die Departementschefs des Marineministeriums, einige Specialisten und eine kleine Zahl sachkundiger Parlamentarier würden die Commission vervollständigen, die möglichst gering an Zahl sein muß, damit jedes Mitglied sich seiner persönlichen Verantwortung bewußt bleibt.

Die Commission soll und kann ihre Arbeit in verhältnißmäßig kurzer Zeit vollenden. Die Regierung prüft die Beschlüsse der Commission und ändert sie nach Bedarf, denn es kann nicht in der Absicht liegen, die Initiative des verantwortlichen Ministers zu beschränken. In den letzten Monaten des Jahres 1908 muß die neue Gesetzesvorlage fertiggestellt sein, damit die Kammer über sie noch in der gegenwärtigen Legislaturperiode beschließen kann.

Das dringendste Bedürfniß ist, die Zusammensetzung unsrer Flotte gesetzmäßig festzulegen. Ist der Sollbestand der fertigen Flotte durch Gesetz festgelegt, so wird man nicht umhin können, die veralteten Schiffe unter Berücksichtigung bestimmter Altersgrenzen zu ersetzen.

Eine Schiffbauthätigkeit, die ohne Unterbrechungen arbeitet, wird um so erfolgreicher sein. Die Werke sind dann weniger den Krisen der Ueberproduction oder des Brachliegens ausgesetzt, und wir werden im Stande sein, die jetzt übermäßigen Preise herunterzuschrauben. Wir können auch besser bauen als jetzt, wo mangels eines Flottengesetzes die Unsicherheit des politischen Lebens sich direct auf die Marine überträgt. Wir brauchen in sich gleichartige Geschwader und Schiffe, die nicht nur in der Theorie, sondern in Wirklichkeit die gleichen Reservetheile verwenden.

Das Flottengesetz (La loi organique) würde die drei großen Staatswerften (Brest, Toulon, Lorient) zu selbstständigen Instituten machen, die von einem verantwortlichen Director geleitet werden.“

Bemerkenswerth ist, daß Fachleute, wie Admiral Bienaimé und der Abgeordnete Dupourqué, ein früherer Seeoffizier, mit besonderer Wärme für die Chaumetschen Vorschläge eintreten.

Bei den Verhandlungen in der Deputirtenkammer ereiferte sich M. Benazet gradezu für die Idee des organisatorischen Flottengesetzes und führte aus:

„Es ist meines Erachtens schwierig, mit mehr Klarheit, Bestimmtheit und Schärfe die zur Zeit schwebenden, einer Lösung dringend bedürfenden Marinefragen zu behandeln, als es Mr. Chaumet gethan hat. Wie ein Alarmruf klingen seine Worte: ‚Unsre Marine, die früher an zweiter Stelle stand, ist jetzt auf die dritte Rangstufe herabgestiegen, und wird bald auf der vierten angelangt sein. Es scheint, daß unsre Anstrengungen von vornherein zur Unfruchtbarkeit verdammt sind ... Man leidet unter der Gegenwart, man hat kein Vertrauen zur Zukunft. Man beneidet den planmäßigen Fortschritt fremder Flotten und man wird muthlos Angesichts der Thatsache, daß wir selbst für lange Zeit zur Minderwerthigkeit verurtheilt scheinen .... Die Flotte bleibt noch zu schaffen.‘

Ein solches Urtheil muß uns aufrütteln. Die uns geschilderte Situation, die leider nur zu sehr den Thatsachen entspricht, kann nicht lange dauern, ohne gefahrdrohend zu werden. Wie oft ist nicht von dieser Tribüne wiederholt worden: ‚Wir müssen die Flotte haben, die unsrer Politik entspricht.‘ Wohlan! Der Moment, hierüber zu entscheiden, ist für Frankreich gekommen ...

Digitized by Google

Auf welche Weise ist denn Deutschland so schnell zu seiner Marine gekommen?

Etwa, indem es viel mehr als Frankreich dafür ausgab? Im Gegentheil, bis in die letzten Jahre stand das deutsche Marinebudget erheblich hinter dem unsrigen zurück ...

Und doch haben die Deutschen uns überflügelt! Weßhalb? Weil sie Eigenschaften besitzen, die uns fehlen. Weil sie zur Schaffung des Kriegsinstruments sich bedienten der Methode der Stetigkeit und vor Allem eines sorgfältig ausgearbeiteten, auf gesetzmäßiger Grundlage ruhenden Flottenprogramms, an dessen Ausführung sie rastlos gearbeitet haben. Wir dagegen haben stoßweise gearbeitet. In fortgesetztem Wechsel haben unsre Minister ihre Theorien zu verwirklichen gesucht, indem sie bereits festgelegte Programme unterbrachen und andre aufstellten, um diese sogleich wieder fallen zu lassen. Das Resultat ist unsre Bilanz, die leicht zu ziehen ist."

Bei den Verhandlungen im Plenum bezüglich des Mangels kleiner, schneller Kreuzer führt der Abgeordnete Pichon aus, daß Frankreich nach dem Vorgange andrer Seemächte, namentlich Deutschlands, das seit 1903 13 kleine Kreuzer von 23 bis 24 Knoten Geschwindigkeit vom Stapel gelassen habe, nicht länger mit dem Bau von Scouts zögern dürfe.

Wir sehen also auf allen Seiten eine warme Anerkennung der Maßnahmen der deutschen Marineverwaltung. Frankreich lechzt gradezu nach einem Flottengesetz, damit endlich einmal Stetigkeit und Gesetzmäßigkeit an die Stelle von sprunghaftem, von Widersprüchen erfülltem Vorgehen treten möge. Daß hierbei Deutschland überall als Vorbild hingestellt wird, kann uns nur mit Stolz und Freude erfüllen und müßte bei Allen, die etwa noch Zweifel hegen, diese zerstreuen und uns Allen die Gewißheit geben, daß wir mit dem plan- und gesetzmäßigen Ausbau unsrer Flotte, wie er endlich nach unsicherem Hin- und Hertasten durch Admiral von Tirpitz so kraftvoll inaugurirt worden, uns auf dem richtigen Wege befinden.

---

## Armeetradition und Offiziersatz.

Von Agricola.

2.

Zu dieser unerfreulichen Thatsache wirken eine ganze Reihe von Factoren zusammen. In vorderster Reihe steht natürlich der Umstand, daß heute weniger das Persönliche über die Eignung zum Offizier entscheidet als das Portemonnaie des Vaters. Das Ueble dieser Sachlage tritt bei den von den Schwierigkeiten der zweijährigen Dienstzeit verschont gebliebenen berittenen Waffen weniger deutlich hervor. Sie haben zudem den Vortheil, bei dem sehr großen Andrang zu ihnen hohe Aufnahmebedingungen stellen und sorgfältige Auslese halten zu können. Bei den das Gros der Armee bildenden Fußtruppen mit ihrem enormen Offizierbedarf ist das anders. Deren Commandeure sind genöthigt, mit den sich Meldenden, so gut oder schlecht es geht, sich abzufinden. Das ist im Interesse des Dienstes zu bedauern, bleibt aber weit hinter dem darin liegenden Nachtheil zurück, daß durch den überwiegenden Zugang von gutsituirten Junkern der Einheitlichkeit der Vermögenslage des Gesammtoffiziercorps immer mehr durchbrochen wird. Durch ihn wird nicht nur der Normalpunkt seiner wirthschaftlichen Lage — wie gezeigt werden wird — in unzulässiger Weise verschoben, sondern zugleich allen möglichen an die noch vorhandenen Minderbegüterten herantretenden Versuchungen Thür und Thor geöffnet.

Daß sich heute das Offiziercorps in erdrückender Mehrzahl aus den besitzenden Klassen rekrutiren muß und auch rekrutirt, kann unmöglich bestritten werden. Man kann nicht mehr mit der abgedroschenen Phrase kommen, es handele sich bei dem Offizier nur darum, ihm bis zum Hauptmann eine anständige Zulage zu geben. Der seinem Sohne gegenüber seiner Pflichten bewußte Vater muß sich sagen, daß normalmäßig bereits kurz nach dem Aufrücken in einen auskömmlichen Gehalt, zwischen 45 und 52 Jahren, die Verabschiedung eintritt, und daß dann ein beträchtliches Vermögen vorhanden sein muß, um seine weitere Existenz sicher zu stellen. Allerdings giebt es Väter, deren Blick nicht über die nächstliegenden Jahre hinausreicht, auch einzelne vielleicht, die egoistisch genug sind, die anfänglich größeren Kosten mancher anderen Berufe zu scheuen und es ihren Kindern überlassen, durch gute Parthien rechtzeitig selbst für sich zu sorgen. Solche Fälle sind aber doch nicht allzu häufig.

Vom rein militärischen Standpunkt aus trägt eine gute Vermögenslage zahlreiche Keime militärischer Minderwerthigkeit in sich. Um zu diesem Urtheil zu gelangen, wird man nicht einmal die Symptome schwerer sittlicher Entartung zu berücksichtigen brauchen, wie sie die letzte Vergangenheit unter den allerreichsten Offizieren aufgedeckt hat. Der in behaglichem Wohlstand aufgewachsene, mehr oder weniger an Comfort gewöhnte junge Mann kann meistens an den Spartanischen Sitten, wie sie nun einmal im Offiziercorps herrschen müssen, keinen übermäßigen Geschmack finden. Das ist auch gar nicht zu verwundern, schmecken sie doch selbst dem nicht alle Tage gleichmäßig gut, der sie nothgedrungen von Jugend auf hat üben müssen. Aeußerlich wird er, zumal in den ersten Jahren, sich der neuen Situation fügen. Ob auch innerlich, außer Reichweite der Vorgesetzten, die heute noch der alten Schule angehören, oder wenn er erst selbst in leitende Stellung gekommen ist, bleibt abzuwarten. Keinesfalls unterliegt er dem heilsamen Zwang der Lebensumstände, der geeignet ist, gegen üppige Anwandlungen ein wirksames Gegengewicht zu bilden.

Wohin wir mit dem wohlhabenden Offizier steuern, zeigen am deutlichsten die berittenen Waffen. Bei ihnen sind, soweit man denken kann, die Luxussünden der verschiedensten Art endemisch gewesen. An ihrer dienstlichen Thätigkeit liegt es gewiß nicht, wenn deren junge Angehörige so oft einen unstandesgemäßen Aufwand treiben, wenn das leichtsinnige Schuldenmachen bei ihnen nicht aufhört und die Spieler- und Wucherprocesse nicht abreißen. Warum hörte man bei den Fußtruppen nie Aehnliches? Diese stellen doch bei allen größeren Commandos ein weit umfangreicheres Contingent und sind bei solchen Gelegenheiten den nämlichen „sich aus der Anhäufung so vieler junger Leute" ergebenden Versuchungen unterworfen, die man gern zur Entschuldigung von Ausschreitungen der Art anführt.

Unberechtigter Weise traut man den Commandeuren die Möglichkeit zu, ihre Untergebenen im Sinne einer einfachen Lebensführung nachhaltig zu beeinflussen. Wäre das möglich, so wären die erfahrungsgemäß auch ihrerseits unwirksam gebliebenen Allerhöchsten Erlasse gegen den Luxus im Heere überhaupt nicht nöthig gewesen. Thatsächlich ist der Einfluß der Commandeure auf das Privatleben ihrer Offiziere nicht allzu groß. Vor Allem dann nicht, wenn eine solide finanzielle Position diesen den Rücken stärkt. Wer möchte einem mit reichlichem Wechsel Versehenen, gleichgiltig, ob er Referendar oder Offizier ist, daran hindern, über ihn in seinem Privatleben nach Gutdünken zu verfügen? Das Leben des Offiziers spielt sich doch nicht nur in der Kaserne und im Kasino ab. Es hat unendlich viel kleine Falten, in die ständig hineinzuleuchten ohne ein unzulässiges Spionierssystem überhaupt unmöglich ist. Der Versuch eines Eingriffs in Privatangelegenheiten führt gewöhnlich zu einer Absonderung der Vermögenden von den Minderbegüterten und so zu einer Störung der Kameradschaft. Auch das finden wir in Hannover von Neuem bewiesen. Dort hatte sich eine als geschlossene Gesellschaft gedachte Vereinigung von Reitschülern gebildet, zu

Digitized by Google

welcher nur denen Zutritt gewährt wurde, die nach dem Urtheil der Majorität in das üppige Milieu hineinpaßten. So wurde das Offiziercorps der Reitschule — eine eigenthümliche Bethätigung der Kameradschaft — nach dem Gutdünken einzelner gewissermaßen in Offiziere erster und zweiter Klasse zerlegt. Das war zugleich eine wohl nicht beabsichtigte aber wirkungsvolle Propaganda für einen unsoliden Lebenswandel. Denn mancher im Grunde brave Offizier wird nur deßhalb seine soliden Grundsätze verleugnet haben, um von seinen Kameraden nicht über die Schulter angesehen zu werden. Die Situation wird für die Commandeure dadurch noch erschwert, daß die höheren Vorgesetzten geneigt sind, ihnen den größeren Vorwurf zu machen, die Sünder selbst aber, wie die verschiedenen Spieleraffären beweisen, mit unverdienter und unangebrachter Milde zu behandeln.

Mag ein Regimentscommandeur auch noch so darauf bedacht sein, vorhandene materielle Unterschiede möglichst wenig in die Erscheinung treten zu lassen, er wird es auf die Dauer nicht hindern können, daß sich durch sie in seinem Offiziercorps die Ansprüche an das Leben — nicht im Sinne einer größeren Einfachheit — modificiren. Dabei geht nur zu leicht vielen Jüngeren der Maßstab für das Mögliche verloren. Mit der Contrahirung von Schulden eröffnet sich der Ausblick auf Schwierigkeiten der mannigfaltigsten Art, aus denen sich in Ehren herauszuwickeln nur wenigen gelingt. So wird zu dem Ruin manches tüchtigen Offiziers der Grund gelegt. So entsteht der Wunsch, durch auf Kosten von Kameraden im Spiel eingeheimste Gewinne „mitmachen" zu können oder sich durch eine reiche Heirath die zur Fortsetzung des gewohnten üppigen Lebens erforderlichen Mittel zu verschaffen.

Dem jungen lebenslustigen Menschen hat man gut Enthaltsamkeit predigen. Die Ueberzeugungskraft einer auf den Luxus gerichteten, complicirten Lebensweise ist größer als man gemeinhin annimmt. Das zeigt sich sogar bei Personen, die hoch genug stehen, um jedes äußeren Aufputzes ihres Auftretens entrathen zu können. Selbst der Staat vermag sich ihr nicht zu entziehen. Die einflußreichsten Stellungen seiner Verwaltung besetzt er im offenen Gegensatz zu dem einer Capitalherrschaft jedweder Art widerstrebenden Zug unserer Zeit je mehr und mehr mit den Inhabern großer Vermögen, denen man nebenbei in unsicheren Zeiten besondere staaterhaltende Instinkte zuzutrauen scheint. Ob dies Zutrauen gerechtfertigt ist, kann als fraglich gelten. Zur Zeit unserer Väter dachte man nicht ohne gewichtige Gründe über den Einfluß des Goldes auf die bürgerliche und politische Moral ganz anders. Und manchem Nachdenklichem hat Graf Posadowsky aus der Seele gesprochen, als er bei der Lesung des Etats der Flottenvorlage am 12./12. 05 seine Ansicht über den Grund des ständigen Anwachsens der Socialdemokratie darlegte. Er sagte: „Ich glaube, daß mit dem wachsenden Wohlstande nicht die Opferfreudigkeit gestiegen ist, die die besitzenden Klassen haben müssen. Die Socialdemokratie wurzelt unbezweifelt in einer außerordentlich materialistischen Weltanschauung. Ich kann es aber nicht leugnen auf Grund der Beobachtungen des täglichen Lebens, daß mit unserm wachsenden Reichthum auch in den besitzenden Klassen das Maß materialistischer Weltanschauung, materialistischer Genußsucht gewachsen ist. Darin sehe ich den eigentlichen Grund dafür, daß die bürgerliche Gesellschaft nicht die Kraft hat, die Socialdemokratie zu überwinden. Der Materialismus ist eben in der Socialdemokratie und in der bürgerlichen Gesellschaft congenial. Die bürgerliche Gesellschaft wird die Socialdemokratie nicht mit Gesetzen, nicht mit großen Worten überwinden, sondern nur dann, wenn sie diesen materialistischen Standpunkt verläßt, und wenn durch das ganze Leben der bürgerlichen Klassen ein größeres Maß sittlichen Ernstes geht."

Eine durch Privatvermögen gesicherte materielle Lage wird gewöhnlich auch auf die Auffassung des Dienstes nicht ohne Einfluß bleiben. Der Offizier, der mit dem Bewußtsein eingetreten ist, auf sein Diensteinkommen entweder gar nicht oder nur bis zu einem gewissen Grade angewiesen zu sein, entbehrt des scharfen Ansporns, der den materiell fest an seinen Beruf Gebundenen vorwärts treibt. Das Avancement zum Schwadrons- oder Compagniechef, für viele das Ziel ihrer Wünsche, entgeht ihnen auch so nicht. Und wie viele finden ihr volles Genüge darin, ihre ersten Jugendjahre im bunten Rock zugebracht zu haben! Werden die Dienstverhältnisse zu drückend, oder versetzt man sie in eine unangenehme Garnison, so überlassen sie ihre Stelle einem anderen, der sich den Luxus des Abschiednehmens nicht gestatten kann.

Das Ungünstige dieser Sachlage nicht nur für den Dienst, sondern auch für die Disziplin, scheint man seither wenig beachtet zu haben. Um so mehr fällt es auf, daß man den vernünftigen Vorschlag, dem frontdienstunbrauchbar gewordenen Offizier nach einer Dienstzeit von bestimmter Länge ebenso wie dem Unteroffizier ein „Recht auf Wiederanstellung" zu geben, mit der Begründung abgewiesen hat, die Rücksicht auf die Tüchtigkeit des Offiziers verbiete es, ihm von vornherein die Aussicht auf ein Fortkommen außerhalb seines eigentlichen Berufs zu eröffnen. Der Offizier tritt ein, um Offizier zu sein, nicht wie der Unteroffizier, um sich die Anwartschaft auf ihm sonst nicht zugängliche Civilstellen zu erdienen. Wer lange genug dem Offiziercorps angehört hat, um die Denkart seines Standes in sich aufzunehmen, erblickt — ein Ausdruck von Standesgefühl, der auch jeder anderen Corporation gut zu Gesicht steht — in dem Uebertritt in einen anderen Beruf eine capitis deminutio. Die durch einen Berufswechsel verlangte Einarbeitung ist meist schwierig, Jahre vergehen bis zu Wiederanstellung. Woher also in diesem Falle Bedenklichkeiten, die nur da am Platze sind, wo vorhandenes Vermögen dem Abgehenden gestattet, dem Staatsdienst entgiltig den Rücken zu kehren?

---

## Nochmals die Oberlehrer.

Von Dr. Th. Mühe (Hamburg).

1.

Selten ist in Parlament und Presse einem einzelnen Stande so viel Angenehmes und Schmeichelhaftes nachgesagt worden, wie es in den letzten Monaten den Oberlehrern geschehen ist. Immer wieder wurde die Berechtigung ihrer Forderung auf Gleichstellung mit den übrigen akademisch gebildeten Beamtengruppen mit ihrer treuen Hingabe, ihrem bewährten Idealismus, ihren glänzenden Leistungen und sonst noch allerlei Tugenden und Verdiensten nachgewiesen. Kaum hörte man zwischendurch auch einmal eine Stimme, die darauf hinwies, daß es nicht so sehr Aufgabe des Staates ist, glänzenden Diensten den ausbedungenen Lohn zu erhöhen, als vielmehr den Preis auszusetzen, um den es ihm möglich ist, die für seinen Zweck erforderlichen Kräfte seinen Interessen dienstbar zu machen.

Ein industrieller Betrieb, der auf die Dauer concurrenzfähig bleiben soll, muß erstclassige Leistungen aufweisen können. Erstklassige Leistungen — noch jede Praxis hat es erwiesen — sind nur bei bestem Material von unter sachkundiger Leitung arbeitenden Maschinen zu erzielen.

Der Staat, der sich als Weltmacht im Wettbewerb der Nationen behaupten will, muß ein vitales Interesse daran haben, daß die in seinem ausgedehnten Betriebe für ihn arbeitenden Maschinen der einzelnen Beamtenkörper aus bestmöglichem Material — das heißt aus den für ihre jeweilige Specialthätigkeit bestgeeigneten Persönlichkeiten — bestehen. Welche Folgen die Verkennung der Wichtigkeit dieses Princips haben kann, dafür bietet ein lehrreiches Beispiel der — ge-

Digitized by Google

linde gesagt — „partielle“ Zusammenbruch Rußlands, an dem wohl in nicht geringem Grade auch das Versagen des Beamtenthums ursächlich betheiligt ist.

Bei der Auswahl derer, die der Staat zu seinem Dienst heranzuziehen wünscht, muß also das Bestreben, die Tüchtigsten zu gewinnen, maßgebender Gesichtspunkt sein. Die Anforderungen, die an den Einzelnen zu stellen sind, werden naturgemäß der Wichtigkeit der Functionen, die er auszuüben hat, entsprechen. Soweit nun der sogenannte höhere Staatsdienst in Betracht kommt, erfolgt die allgemeine Auswahl in der Weise, daß in der Regel das Abiturientenexamen und ein abgeschlossenes akademisches Studium als Vorbedingung zur Qualification gelten. Auf diese Weise glaubt der Staat — ob mit Recht oder Unrecht, bleibe hier unerörtert — die Tüchtigsten herauszufinden, um mit ihnen seine Aemter zu besetzen. Angenommen, es gelänge wirklich, durch solche Sichtung die Besten an Geist und Charakter aus der Masse des Volks zu sondern, so bliebe Angesichts der großen Zahl derjenigen Stellen, zu deren Besetzung erstklassiges Beamtenmaterial erforderlich ist, für die Durchschnittsqualität dieser „Besten“ — unter denen vom Gescheidtesten bis zum Dümmsten eine lange Scala von Uebergängen sich abstufen würde — nur noch ein ziemlich mäßiger Grad der Vortrefflichkeit übrig; mäßig natürlich im relativen Sinne auf das Ideal bezogen.

Bieten nun die einzelnen Laufbahnen im höhern Staatsdienste ungefähr gleiche Aussichten auf Ehren und Entgelt, so werden sich die Bewerber nach ihrer individuellen Neigung und Befähigung gleichmäßig auf die verschiedenen Aemter vertheilen, so daß überall der besagte Durchschnitt der „Besten“ die Regel bilden wird. Werden dagegen einzelne Berufbahnen andren gegenüber vortheilhafter gestaltet, so wird bei ihnen bald eine höhere als die Durchschnittsqualität vorhanden sein, während sich der Durchschnitt und was darunter ist, mit den weniger günstigen Laufbahnen begnügen muß. An dieser Selbstregulirung in der Materialvertheilung dürfte kaum zu zweifeln sein. Man hört so oft und so beweglich klagen über den grade in unsrer Zeit auf allen Berufsgebieten in Folge von Ueberfüllung immer hitziger werdenden Daseinskampf, daß es wohl keines besondren Nachweises dafür bedarf, daß die Gesichtspunkte, nach denen zu unsrer Väter Zeiten die Berufswahl erfolgen konnte, heute nicht mehr ausschlaggebend sind. Es gab wohl eine Zeit, da pflegten Neigung und Anlage für die Entscheidung über einen zu ergreifenden Beruf in erster Linie maßgebend zu sein. — Die veränderten Zeitverhältnisse nöthigen heute dazu, für solche Entscheidung die Frage in den Vordergrund zu stellen: Welcher Beruf eröffnet mir die meiste Aussicht auf gesicherte Lebensstellung?

Wo der höchste Lohn winkt, drängt sich am dichtesten die Schaar der Bewerber. Durchschnittsqualität wird hier nur insoweit vertreten sein, als günstige Vermögenslage langes Warten gestattet. Dem Tüchtigen verleiht das Bewußtsein eigner Kraft den Muth, hier um den Erfolg zu ringen. Dem Schwachen nimmt das Gefühl seiner Unzulänglichkeit die Hoffnung auf den Sieg. Bescheidenheit veranlaßt ihn, sich da zum Wettbewerb einzustellen, wo andre Bescheidene ihm weniger gefährliche Rivalen sind.

Ist nun ein Unterschied vorhanden in dem, was die einzelnen höheren Beamtenlaufbahnen ihren Bewerbern versprechen, so werden die, die am meisten versprechen, die Tüchtigsten an sich ziehen, die Andern sich mit dem begnügen müssen, was nach dieser erneuten Auslese übrig bleibt.

Thatsächlich ist ein solcher Unterschied vorhanden, und zwar auch nach dem neuen Beamtenbesoldungsgesetz — soweit darüber Nachrichten durchgesickert sind — noch stark zu Ungunsten der Oberlehrerlaufbahn. Es wird somit — wenn es auch noch nicht soweit ist — mit der Zeit dahin kommen, daß hier der bescheidenste Theil der „Besten“ dauernd die Bewerber stellt.

Dagegen wäre an sich nichts einzuwenden, wenn dieser Theil den Anforderungen des Oberlehreramts gewachsen ist. Führt die Untersuchung dieser Frage zu ihrer Bejahung, so ist nicht einzusehen, weßhalb der Staat kostspieligeres Material erwerben sollte, als er es für seine Zwecke braucht, oder weßhalb er das ihm nöthige Material theurer bezahlen sollte, als es ihm angeboten wird. Für den Staat können nicht sentimentale Erwägungen, sondern nur das Interesse der Gesammtheit maßgebend sein. Bleibt unter den obwaltenden Verhältnissen dies Interesse gewahrt, so wäre jeder weitere Kostenaufwand Verschwendung.

Daß Schutz vor materieller Noth erst die volle Arbeitskraft der Beamten dem Staatsdienste frei macht und daher erster Grundsatz jeder Beamtenbesoldung sein muß, ist selbstverständlich. Im Uebrigen wird in der Regel der thatsächliche Werth des Beamtenmaterials dem Preise*) entsprechen, zu dem es sich anbietet. Die Gefahr der Materialverschlechterung oder die Nothwendigkeit der Materialverbesserung können daher für eine Regierung die einzigen zwingenden Gründe zu einer wesentlichen Preiserhöhung sein.

Die Oberlehrer haben von jeher bei ihrer Forderung nach Gleichstellung mit den übrigen höheren Beamten das Schwergewicht der Begründung in das moralische Moment eines durch geleistete Dienste erworbenen Anrechtes gelegt. Es haben in dieser Frage also im Wesentlichen stets die — gewiß berechtigten — Standesinteressen im Vordergrunde gestanden. Darin dürfte wohl die Hauptursache für die ständigen Mißerfolge liegen, die den preußischen Oberlehrern bisher und auch jetzt wieder in ihren Gleichbewerthungsansprüchen beschieden waren. Niemand hat ihnen officiell ihre Gleichwerthigkeit als Stand ernstlich bestritten; sie ist ihnen im Gegentheil seit Menschenaltern von Regierungsvertretern immer von Neuem auf das Verbindlichste in schmeichelhaften Ausdrücken bestätigt worden. Merkwürdig nur, daß trotzdem die Gewährung ihrer Forderung noch stets an finanziellen Bedenken gescheitert ist. Sollten Preußens Finanzen wirklich seit 60 Jahren nicht gestattet haben, wichtigen Aemtern angemessenen Sold zu schaffen? Begründeter erscheint doch wohl die Annahme, daß Standesinteressen allein — mögen sie noch so dringend und berechtigt erscheinen — nicht hinreichen, eine Regierung zu Finanzopfern zu veranlassen, falls nicht zugleich — und zwar in erster Linie — ein nationales Interesse nachgewiesen wird.

Die Entscheidung darüber, ob ein solches Interesse vorliegt, erledigt sich mit der Beantwortung der Frage, ob der bescheidenste Theil der „Besten“ zur Erfüllung der dem Oberlehrer obliegenden Pflichten im Stande ist. Um das zu beurtheilen, wäre festzustellen, welche Eigenschaften als Mindestmaß des Nothwendigen ein Oberlehrer besitzen muß. Da dürfte sich denn kaum ein ernstlicher Widerspruch der in Nr. 5 der „Gegenwart“ von mir ausgesprochenen Ansicht entgegenstellen, daß zur Erfüllung der mit dem Oberlehreramt verbundenen Pflichten Persönlichkeiten erforderlich sind, die — auf Grund erfolgreichen akademischen Studiums zum Unterricht in bestimmten Specialfächern berechtigt — nicht nur die Zwangsjacke der äußeren Disziplin anzuwenden verstehen, sondern auch vermöge ihrer Wesensanlage im Stande sind, sich bei der Jugend durchzusetzen, ihr durch Ueberlegenheit innere Anerkennung und Achtung abzunöthigen. Intelligenz, Charakter, pädagogisches Geschick, socialer Tact sind dazu unerläßlich. Solche Eigenschaften müssen vorausgesetzt werden bei den Männern, deren geistigem und moralischem Einflusse der beste Theil unserer Jugend ein Jahrzehnt lang zur Zeit der Entwicklung und stärksten Eindrucksfähigkeit ausgesetzt wird.

*) Es sei ein für allemal festgestellt, daß unter Preis nicht nur Gehalt, sondern Alles zu verstehen ist, was eine bestimmte Beamtenlaufbahn mehr oder weniger anziehend macht.

Digitized by Google

## Ueber den guten und schlechten Geschmack.

Von Jos. Aug. Lux (Dresden).

(Schluß.)

Es ist durchaus nöthig, unerbittlich zu sein, bis auf den letzten Gasinstallateur herunter, der sich nicht schämt, unsre Wohnungen zu verschandeln, und wir haben ein Recht zu verlangen, daß all diese Dinge, die Typen der Bau-Industrie und der Wohnungsindustrie durchaus einwandfrei sind, die Beleuchtungskörper, die Beheizungsanlagen, die Oefen, die Badeeinrichtungen, kurzum, all dieses technische und industrielle Um und Auf, das sich geradezu feindselig gegen die Absichten einer geschmackvollen Architektur benimmt und entweder schauderhaft verziert oder unsäglich roh und mangelhaft in der Erscheinung ist. Diese Leute thun nur ihre Pflicht, nichts weiter, indem sie für die geschmackvolle Form sorgen, die sie von Solchen schaffen lassen müssen, die es vermögen, wenn sie nicht selbst den guten Geschmack haben, was in der Regel leider noch der Fall ist. Es nützt nichts, daß mir ein Zimmermaler gekränkten Tones sagt: „Ich bitte, ich habe die Kunstgewerbeschule besucht," wenn er sich als ein Ausbund von Geschmacklosigkeit erweist. Es sind eben nicht Alle zum Meister geboren und die es nicht sind, müssen Gesellen bleiben, d. h., sie müssen sich fügen und die Pflicht thun, zu der sie der gute Geschmack verbindet. Viele Fabrikanten und Händler aber, die die dunkle Empfindung haben müssen, wenn etwas nicht in Ordnung ist, wählen den bequemen Ausweg, indem sie sich auf die Wünsche ihrer Kundschaft berufen. Namentlich in den Modeindustrien wird diese Ausrede stark gebraucht, mit dem Hinweis auf die Damenwelt, die den Schund immer geschmackvoll gefunden haben soll. Das ist natürlich eine nichtige Ausrede. Wir können tagtäglich beobachten, wie das ästhetische Unterbewußtsein instinctiv den vielfach unterdrückten und mißhandelten Regungen eines natürlichen gesunden Geschmackes folgt. Wir können es vor Allem in der Toilette beobachten, in der Wahl der Cravatte, in der Wahl der Farbe. Was die Farbe betrifft, so sind grade die Frauen in der Regel von ganz untrüglichen Instincten geleitet. Sie wählen unbewußt geschmackvoll, und sind sehr resolut in der Entscheidung, ob eine Farbe zu Gesicht steht oder nicht. Das betrifft nicht nur die Kleidung, die Farbe der Stoffe, sondern auch die Tapeten eines Zimmers. Frauen haben sehr häufig ein ganz bestimmt ausgesprochenes Gefühl für die farbige Wandlung des Raumes, das sich sofort beim Betreten eines solchen Zimmers in einem unwillkürlichen Behagen oder Unbehagen ausdrückt. Um der Sache des guten Geschmacks auf den Grund zu kommen, werden häufig müßige Fragen aufgeworfen, wie etwa diese, für wen die Frauen den großen Staat machen, ob die Toilette berechnet ist, die Bewunderung der Männer oder den Neid der Frauen zu erregen. Beide Meinungen enthalten nur ein Theilchen der Wahrheit, sie sind Nebenwirkungen, mehr oder weniger beabsichtigt, die sich aus dem natürlichen und wahrhaftigen Streben ergiebt, die eigene persönliche Erscheinung nach dem Grad des eigenen ästhetischen Empfindens, des persönlichen Geschmacks und der persönlichen Cultur zu heben. Es spielen dabei sehr viele psychische Momente mit, die eine unwillkürliche Veranlassung zur erhöhten Sorgfalt und der Bethätigung des guten Geschmacks in Bezug auf die eigne Erscheinung bieten. Man wird leicht die Beobachtung machen können, daß Gemüthsdepressionen, seelische Verstimmungen augenblicklich in das Gefühl der Gehobenheit verwandelt werden, wenn man festliche Kleider anlegt, von denen man glaubt, daß sie mit unsrer Person in Uebereinstimmung sind. Es braucht also gar keine Beziehung der Geschlechter mitzuspielen, weder die Absicht, Aufmerksamkeit und das Wohlgefallen Andrer hervorzurufen, noch Neid und Eifersucht anzustacheln. Der psychische Grund liegt vielmehr in der Bethätigung der sittlichen Eigenschaft des guten Geschmacks, den wir nicht nur den Andren, sondern vor Allem auch uns selbst persönlich schuldig sind. Wir vergessen zu leicht, diese einfachen Erfahrungen für den gesammten Haushalt unsres Lebens nutzbar zu machen. Sehr rasch tritt eine Inconsequenz ins Dasein, indem wir die Dinge ungeprüft hinnehmen und aufhören uns Rechenschaft zu geben über Gut und Schlecht. Unser Gewissen ist vollkommen beruhigt, wenn der Verkäufer erklärt hat, die Waare sei das Allerneuste, Allerfeinste, Allermodernste und werde von Allen gekauft. Am schlimmsten steht es mit den sogenannten Kunstgegenständen, mit all der Ziermacherei an praktischen Gebrauchsdingen, mit jener unechten Art von Kunst, die nichts weiter ist, als eine der zahlreichen mehr oder weniger geglückten Speculationen auf die Thorheit des Publicums. Die Mehrzahl der Menschen hört auf, die Vernunft zu gebrauchen, wenn es sich um diese hypnotisirenden Scheinwerthe handelt oder um die Lächerlichkeiten gewisser Moden, die man der Andern wegen mitzumachen sich bemüßigt glaubt, damit man doch auch nach etwas aussieht. Ich will nicht von all den kleinen Kennzeichen des falschen Geschmacks reden, die in den Frauenmoden besonders stark hervortreten (wir Männer erlauben der Schneiderphantasie keine allzu großen Bocksprünge), ich will also nur vorübergehend auf all die Bänder, die nichts binden, hinweisen, auf die Maschen, die nichts halten, auf die Knöpfe, die nichts knöpfen, auf die Schnüre, die nichts schnüren, auf all die Decorationsmacherei, die keinen Zweck erfüllt und von der man gewiß auch nicht behaupten kann, daß sie der Schönheit wegen da ist. Ich will sie in dieser Hinsicht nur auf die Thorheit der Mode 1907 aufmerksam machen, die sich in der Form des sogenannten japanischen Aermels darbietet. Nachdem Japan seit dem letzten Krieg im Vordergrund des Interesses steht, so ist es natürlich, daß die Mode etwas von Japan haben muß und wenn schon nicht ein ganzes Kleid, so mindestens einen Aermel. Ich bin neugierig, welche Neuheit die Mode aus den afrikanischen Colonien beziehen wird, was mir ganz unausbleiblich scheint. Nun dürfen wir nicht vergessen, daß der japanische Aermel eine sehr einfache und logische Form ist, die sich aus der japanischen Tracht ergiebt. In der europäischen Uebertragung aber ist der japanische Aermel ein lächerliches Zerrbild geworden, eine reine Decoration, ein nichtiger Aufputz, der unsympathische Ausdruck eines Bestrebens, das nicht auf Natürlichkeit und Schönheit, sondern auf Neuheit, auf Sensation gerichtet ist, auf unechten Schein, als dem sichersten Kennzeichen eines irregeleiteten verdorbenen Geschmacks. Das Schlimmste in dieser Hinsicht leisten sich jedoch die berüchtigten Hausfrauenblättchen, die in 100 000 von Exemplaren den verpestenden Ungeschmack im Volk verbreiten und befestigen und der sparsamen Hausfrau treu zur Seite stehen, wie man jeden Unrath zum Schmuck des Heims wieder verwenden kann. Erst kürzlich lese ich in einem viel verbreiteten Blatt dieser Art das Recept, einen aparten Blumenbehälter herzustellen, der den Vortheil hat, nichts zu kosten: Man nimmt eine alte Kindertrompete, die dem Jungen keine Freude mehr macht, decoriert sie mit Brandmalerei, befestigt sie durch Nieten und einen kleinen Blechhaken an die Wand, an das Fenster, oder an dem Thürstock und füllt sie mit künstlichen Blumen, sodann ist der aparte Blumenbehälter fertig. Der Vorschlag, aus leeren Zwirnspulen ein Gewürzschränkchen zu verfertigen, ist noch nicht der Gipfel jener abenteuerlichen Grotesken, die sich in dieser Geschmackserziehung offenbaren. Ueberwältigend ist die Empfehlung des Hausblättchens, aus einem alten Cylinderhut einen Papierkorb zu verfertigen, indem man die Krämpe abschneidet, den häßlichen Rand durch eine passende Bandstickerei verziert und den Hut mit der Oeffnung nach oben an einem aus leeren Zwirnspulen verfertigten Gestelle befestigt. Noch überzeugender aber wirkt die Empfehlung, gebrauchte Liebig-Töpfe zum Schmuck des Hauses zu verwenden, indem man die leeren

Digitized by Google

Töpfe mit Gummi Arabicum bestreicht, in Sternnudeln wälzt, trocknen läßt und die anhaftenden Sternnudeln bronciert, um auf diese Art, je nach Bedarf praktische Tischvasen, Aschenbecher und Aehnliches für die Kunstfreude im Haus zu gewinnen. Es gehört gewiß nicht viel dazu, um diese und ähnliche Albernheiten einzusehen, die in ungezählten Formen in das Dasein treten und den Schund fördern helfen. Wir müssen uns aber erinnern, daß wir dieselbe Gesinnung, die sich in diesen Thorheiten ausspricht, täglich mit in den Kauf nehmen in Formen, wo die Sache nicht mehr so harmlos erscheint. Treten wir in ein großstädtisches Kaufhaus ein, das ja ein Spiegelbild unsrer Cultur darstellt, so finden wir unter dem sogenannten vornehmen Anstrich fast durchwegs unechtes Material, Producte, die auf den falschen Schein hin zurecht gemacht sind und keiner Prüfung standhalten. Wir finden Schreibmappen, Albums mit Lederrücken aus gepreßtem Papier, Schuhsohlen aus Pappendeckel, Schildpattkämme aus Celluloid, französische Broncen aus Zinkguß, echt imitirte Nickel- und Broncegarnituren für Schreibtische aus gestrichenem Eisenguß, Seidenblousen mit 70 % Baumwolle, echtvergoldete Schmuckſachen, Portemonnaies und Brieftaschen, in Farbe und Geruch Juchten vortäuschend, Schraubenzieher aus Eisen, die sich bei der ersten Schraube verbiegen, Zangen, die sofort zerspringen, bunte Stoffe und Gewebe, zwar originell gemustert, die aber im ersten Sonnenstrahl die Farbe wechseln, kurz ein Tausenderlei, das viel verspricht und nichts hält. Während wir in schlechten Surrogaten alles finden können, hat es seine liebe Noth, auch nur einen einzigen dieser Gegenstände, und sei er noch so einfach, in wirklich echtem Material und wirklich anständiger Arbeit zu erlangen. Die Sache geht so weit, daß die einfache Frau, die weiß, daß Battist, Linnen oder reine Baumwolle haltbarer ist und anständiger, viel lieber eine weniger haltbare Blouse kauft, wenn sie nach Seide aussieht. Es ist ganz logisch, daß sich dieser neuzeitliche Gütersegen, der unsre Wohnungen mit Kacheln aus Blech, und mit rothseidenen Damasttapeten aus Papier versorgt, nach außen hin in der gewöhnlichen Speculationsbauerei auf eine durchaus verwandte Gesinnungsart zu erkennen giebt, in dem gleichartigen Streben einer auf Täuschung abzielenden Werkthätigkeit mit falschen Quadern, falschen Rustica, falschen Thürmen auf allen Zinskasernen, in Consolen und Stützen, die nichts zu stützen haben, sondern selber getragen sind, in Scheinskulpturen aus Cement gegossen, in Steinarchitekturen aus Blech mit Mörtelverputz und ähnlichen Erscheinungen, die einen sogenannten herrschaftlichen Anstrich geben sollen, einen Anstrich, hinter dem sich das ganze sattsam bekannte Wohnungselend unsrer Städte verbirgt. Was das Schlimmste ist, die Gewöhnung an die häßlichen und schlechten Dinge haben die Sinne abgestumpft und die Meinung erzeugt, daß der Schund als die Aeußerung des Ungeschmacks ein nothwendiges Uebel sei, das wir nicht abschaffen können. Die ganze Maskerade von Lüge und Heuchelei wirkt verderbend bis in die innere seelische Verfassung und bestimmt nicht nur das äußere Lebensbild, so weit es die Häuser, die Wohnungen und zum Theil die Kleidung betrifft, sondern auch den Verkehr der Menschen unter einander, die Umgangsformen, das geschraubte und gezierte Wesen, die inhaltslosen Förmlichkeiten, die Titelsucht, Unterwürfigkeit und Kriecherei nach der einen Seite, Unmenschlichkeit, Gefühllosigkeit und Unterdrückung nach der andern. Der gute und der schlechte Geschmack wurzelt in der Gesinnung. Es kommt nicht so sehr darauf an, was wir denken oder glauben, sondern darauf, was wir thun. Eine Krisis des Geschmackes ist daher zugleich eine moralische Krisis und wie weit die sittlichen Folgen des schlechten Geschmackes gehen, können wir an den Schäden ermessen, die sich aus der Verwahrlosung, aus der Neigung zum falschen Schein, aus der Vergessenheit auf unechten Prunk, auf die Geziertheit und Unechtheit, auf die parvenühafte Talmi-Eleganz ergeben, sowie aus den Schunderzeugnissen mit ihren nachtheiligen Folgen für die Hersteller wie für die Besitzer. Aus diesem Grunde ist der schlechte Geschmack verabscheuungswürdig, eine Hemmung des Fortschrittes, ein schwerer Rückstand von Barbarei und Unmenschlichkeit und verdient mit allen Mitteln bekämpft zu werden. Es ist in den letzten zehn Jahren, seit dem Eintritt der sogenannten modernen Bewegung erheblich viel zum Besseren gewendet worden, aber die Aufgabe wäre nur zur Hälfte gethan, wenn die Erneuerung des guten Geschmackes nur auf einige Gebiete des Kunstgewerbes und der Architektur beschränkt blieben. Die Gesetze des guten Geschmackes, die sich hier erfüllen und deren Ausdruck Schlichtheit und Gediegenheit ist, werden im ganzen Umkreis unsres Daseins zur Wirksamkeit gelangen, wenn wir eine harmonisch abgerundete Cultur erlangen wollen. Der gute Geschmack verpflichtet uns zur Pflege des Schönen. Der Mangel an Schönheit beeinträchtigt unsre Daseinsfreude und unsre Arbeitsfreude und dieser Mangel ist es, woran die Menschheit heute noch leidet. Wir leiden unbewußt unter der beständigen peinigenden Einwirkung der Häßlichkeit, ob sie sich in den Formen des Kleingeräthes, in den Werken der Technik oder der Architektur darbietet. Wir haben die Pflege des Schönen durchaus nöthig. Es ist schließlich gleichgiltig, ob wir jede unwillkürliche Aeußerung des guten Geschmackes, der eine Lebenspflicht ist, schon eine unwillkürliche künstlerische Regung nennen wollen, oder ob wir, um den Gebrauch des Wortes Kunst nicht allzuweit zu treiben, uns mit der gerechten Forderung des guten Geschmackes, der sich darin zeigt, begnügen. Vielleicht führt uns die Bethätigung des guten Geschmackes dazu, den eigentlichen und strengen Aeußerungen der Kunst jene Aufmerksamkeit und Ehrerbietung entgegen zu bringen, die sie verdienen. Im praktischen Leben jedoch besitzt die Bethätigung des guten Geschmackes eine einschneidende sociale Kraft, indem er uns bemüßigt, in allen unsern Einkäufen dem Händler und dem Erzeuger gegenüber den Grundsatz der gediegenen Herstellung zu betonen und dazu beizutragen, das Können und Ansehen der gewerblichen Arbeit und des Arbeiters in seiner menschlichen und wirthschaftlichen Wohlfahrt zu fördern. Die Reinheit und Echtheit des guten Geschmackes ist an ein allumfassendes Gesetz der Schönheit gebunden und beruht in der entwickelten Fähigkeit, aus dem Kern der Dinge zu schöpfen und die schlichte Liebe zu Allem zu bethätigen, was geliebt zu werden verdient. Die Erziehung zum guten Geschmack ist die allerdringendste Bildungsangelegenheit, die nicht nur sichere Herrschaft über die äußere Form bedeutet, sondern eine strenge Disciplin des Charakters, Vornehmheit der Gesinnung und Uebung der seelischen Kräfte. Er ist eine durchaus aristokratische Eigenschaft, das Gegentheil von Gemeinheit im Denken und im Handeln, das untrügliche Kennzeichen der cultivirten Persönlichkeit, die mit dem Feinsten, was die Welt bietet, in Uebereinstimmung lebt, kurz Inhalt und Sinn der Bewegung, die Cultur verbreiten will und in der wir mitten drin stehen.

---

## Erfüllt die Gegenwart das Faustideal?

Von Ernst Heinemann (Berlin).

1.

Mit dem morgigen Tage jährt sich von Neuem der Todestag Goethes. Auf der höchsten Höhe seines Schaffens stehend, kehrte der Dichter „der holden Erdensonne“ entschlossen den Rücken zu; mit der Vollendung desjenigen Werkes, das er sechzig Jahre in seinem Innern trug, und das schon aus diesem Grunde als eigentliches Spiegelbild seines Ichs aufzufassen ist, mit dem Abschluß des „Faust“,

Digitized by Google

schloß auch sein Erdendasein ab. Sterbend hinterließ er der Menschheit sein Vermächtniß:

„Nur Der verdient sich Freiheit und das Leben,
Der täglich sie erobern muß."

Ein Menschenalter ist seitdem verflossen. Hat die Nachwelt das Vermächtniß des Dichters erfüllt, hat sie das Faustideal zur Wahrheit gemacht?

Sollte es zuvörderst nothwendig sein, sich ernstlich mit jenen Fausterklärern zu befassen, die, im Auslegen frisch und munter und nur allzu gelehrige Schüler Mephistos, seinen Rath: Im Ganzen haltet Euch am Worte, dazu benutzen, um zu behaupten, daß Faust die Wette verloren habe, um auf diese Weise das Faustideal in sein Gegentheil zu verkehren? Daß die Umdrehung der Grundidee eines Werkes — es sei, welches es wolle — in sein Gegentheil vollkommen ausreichen würde, um das ganze Stück total sinnlos erscheinen zu lassen, daß mithin bei einem solchen Verfahren weder das höchste Wesen noch der Teufel, noch endlich Faust selbst uns im Ernste verständlich werden könnte, das fällt den Thoren niemals ein. Sie nehmen die schwere Consequenz, ein einziges Werk wie den Faust auf den Kopf zu stellen, mit der solchen Geistern eigenen Kaltblütigkeit auf sich, sofern nur ihre unschätzbare Originalität dabei ungefährdet bleibt. „Verweile doch, Du bist so schön" — das Wort ist ausgesprochen, „folglich" hat der Teufel die Wette gewonnen, denn an einem Worte läßt sich kein Jota rauben. Daß die Verfechter dieser Idee keine Veranlassung haben, auf diese Entdeckung stolz zu sein, liegt auf der Hand; denn die Thatsache, auf die sie sich stützen, ist auch Denjenigen wohl bekannt, die zu entgegengesetzten Resultaten kommen. Wie aber der Teufel in seiner Eigenschaft als rechtmäßiger Gewinner der Wette nun dazu kommt, am Schluß, nachdem die Engel Fausts Unsterbliches entführt haben, von sich zu sagen: „Du hasts verdient, es geht Dir grimmig schlecht" und weiter: „Ich habe schimpflich mißgehandelt", bleibt vermuthlich das Geheimniß jener Ausleger. Eine derartige Aeußerung Mephistos, wenn er die Wette rechtmäßig gewonnen hätte, wäre ebenso sinnlos, wie das ganze himmlische Nachspiel, das die Erlösung Fausts als des „immer strebend sich Bemühenden", rechtfertigen soll; denn wenn Mephisto die Wette rechtmäßig gewonnen hätte, so würde folglich der Himmel sich die Seele Fausts rechtswidrig und lediglich Kraft der Gewalt, mithin nach echt mephistophelischen Grundsätzen („Man hat Gewalt, so hat man Recht", Faust II. Theil) angeeignet haben. Damit wäre dann die Faustdichtung durch diese Art von „Auslegung" glücklich auf den Kopf gestellt. Für Diejenigen freilich, die die Einzelheiten aus der allgemeinen Tendenz des Werkes heraus beurtheilen, wird die obige Aeußerung Mephistos am Schlusse des Werkes wie das Nachspiel im Himmel ebenso wenig ein Geheimniß sein, wie für Mephisto selbst, der ja am besten weiß, daß er bereits dem Schüler den Rath: sich am Worte zu halten, doch nur ertheilt hat, um in Wahrheit diese Maxime zu — verspotten, und folglich schon aus diesem Grunde auch auf diejenigen Verträge, die er selbst abschließt, sei es mit Faust, sei es mit dem Herrn, unmöglich das Princip der Buchstabenknechtschaft anwenden kann. Wenn Jemand eine Maxime ins Lächerliche zieht, dann kann er unmöglich verlangen, daß sie auf seine eignen Abmachungen Anwendung finde. Der Teufel würde überhaupt sich selbst aufgeben, wenn er, der Geist der Lüge, auf ehrliche Erfüllung von Verträgen dringen würde. Schon vom mephistophelischen Standpunkt aus kann mithin der Wortlaut nicht das Entscheidende sein, aber auch vom Standpunkte des Herrn nicht, wenn der Sinn des Vertrags eine andre Auslegung fordert. Das Entscheidende ist vielmehr, worauf jener Ausruf Fausts vor seinem Tode: „Verweile doch, Du bist so schön", bezogen wird. Hätte der sterbende Faust jenen Ausruf auf den Wunsch bezogen, sich „beruhigt auf ein Faulbett zu legen", so hätte er die Wette verloren, da eben in diesem Sinne das Abkommen mit Mephisto getroffen war; bezieht er ihn aber, wie es in der Goetheschen Dichtung geschieht, noch in seinem letzten Athemzuge auf das diametrale Gegentheil eines solchen Abkommens, auf den Wunsch: Die Freiheit und das Leben tagtäglich zu erobern, so kann daran, daß er die Wette gewonnen hat, ebenso wenig gezweifelt werden, wie an der Thatsache, daß nur in einem solchen, immer strebend sich bemühenden und demgemäß zu erlösenden Faust das Faust-Ideal wiederzufinden ist.

Wo ist überhaupt — um zuvor noch mit einigen Worten auf diese Frage einzugehen — in der ganzen Tragödie der Faust zu finden, der Mephisto das Recht gäbe, sich auf den „blutbeschriebenen Titel" nach dem Sinne des Vertrages zu berufen? Der arme Teufel — gleich bei der ersten Forderung Fausts, ihm die Empfindungen des „verliebten Hasses", des „erquickenden Verdrusses", ihm den innerlichen Genuß alles dessen, „was der ganzen Menschheit zugetheilt ist", zu verschaffen, versagt er: Dieses Ganze ist nur für einen Gott gemacht; und als Faust beharrt, empfiehlt er ihm, sich mit einem Poeten zu associiren und sich von diesem alle edlen Qualitäten „auf seinen Ehrenscheitel" häufen zu lassen, und bei diesem auch auf die Erfüllung seiner Forderung zu dringen: die tiefsten Widersprüche der menschlichen Natur harmonisch in sich vereinigen. Schon hier hätte Mephisto, da er Fausts Wunsch nicht erfüllen kann, die Wette verloren; es gelingt ihm, Faust zu einer Verzichtleistung dieser Forderung zu bewegen und ihn zu bereden, das Leben im Sinne Mephistos durchzuprobiren, er sucht ihn „durch flache Unbedeutenheit" zu schleppen, — und der Erfolg? Im höchsten Alter, nachdem er das Leben durchgestürmt, erklärt er der Sorge, die ihm innerlich den Rest geben soll:

„Im Weiterschreiten find er Qual und Glück,
Er, unbefriedigt, jeden Augenblick."

Qual und Glück — das ist der Gegensatz, das ist der „verliebte Haß", der „erquickende Verdruß", dieser Widerstreit des Empfindens der ganzen Menschheit, kurzum der mikrokosmische Zustand, dessen Erfüllung er vergebens von Mephisto gefordert und dem er, der im höchsten Greisenalter Unbefriedigte, noch immer zustrebt. Was sagt dagegen der „blutbeschriebene Titel" in Wirklichkeit?

„Kannst Du mich schmeichelnd je belügen,
Daß ich mir selbst gefallen mag,
Kannst Du mich mit Genuß betrügen,
Das sei für mich der letzte Tag."

Heißt es nun Faust mit Genuß betrügen, wenn er am Ende seiner Lebenslaufbahn erklärt: „Genießen macht gemein". Läßt Faust sich schmeichelnd belügen, um sich selbst zu gefallen, wenn er erklärt: „Die That ist Alles, nichts der Ruhm!" Ist es denkbar, daß Einer Neigung haben sollte, sich „beruhigt auf ein Faulbett" zu legen, wenn noch sein Todesseufzer den Wunsch zum Ausdruck bringt, die Freiheit und das Leben täglich zu erobern? Wer sieht nicht, daß Faust mit jenen Worten den Spieß umkehrt, daß der schon mit dem Tode Ringende Mephisto mit seiner eigenen Waffe schlägt, daß er jene Wettformel doch nur anwendet, um grade durch sie das — antidiabolische Princip in seiner schärfsten Form zu betonen? Die Freiheit und das Leben zu erobern, ist das Princip der höchsten Lebensbejahung; wenn also zur Betonung dieses Princips auf die Teufelsverschreibung Bezug genommen wird, so bedeutet diese Art ihrer Anwendung das gerade Gegentheil von dem, was dem Geiste der Verneinung in der Verschreibung dem Wortlaute nach zugesichert ist. Daß Mephisto gleichwohl Ansprüche erhebt, liegt nicht, wie man hie und da meint, in seiner „Begriffsstützigkeit", sondern ist im tiefsten Wesen der Teufelsnatur begründet, in jener destruktiven Tendenz, die

Digitized by Google

selbst den hohen Ideenflug Fausts vor seinem Tode als den „letzten, schlechten, leeren Augenblick“ bezeichnet. Mephisto kann nicht anders, sein Urwesen, das nur einmal, im Kampf mit der höheren Macht, mit den Engeln, bedroht wird, hindert ihn daran; bis zum letzten Augenblick jenes Kampfes glaubt er an sich, und erst, als die Engel mit Faustens Unsterblichem entschweben, muß er bekennen: Du hasts verdient, es geht Dir grimmig schlecht!

Und Angesichts einer so sonnenklaren Sachlage kommen jene Commentatoren und behaupten unter Berufung auf den Wortlaut der Verschreibung, daß jenes „Vorgefühl von hohem Glück“, jene Vorempfindung der Realisirung des Faustideals nichts weiter als eine „greisenhaft-kindische Selbstzufriedenheit“ Fausts an der Entwässerung des Sumpfes sei, um wie schon erwähnt, auf diese Weise die ganze Faustschöpfung und damit das Faustideal kaltblütig auf den Kopf zu stellen. Gleich als ob Goethe diese Thorheit vorausgeahnt hätte, hat er seinem Werke jene Scene eingefügt, in der Mephisto Gelegenheit gegeben wird, grade in diesem Punkte die Probe auf das Exempel, und zwar mit negativem Erfolge, vorzunehmen. Eine Speculation auf eine solche „kindische Selbstzufriedenheit“ Fausts ist Mephistos Vorschlag nach der Helena-Episode, als Faust, den er durch immer neue Genüsse vergebens matt zu setzen sucht, ihm erklärt, daß ihn „ein Großes“ angezogen habe. Mephisto, auf Fausts Thatendrang bauend, glaubt es bald gefunden zu haben:

„Ich suchte mir so eine Hauptstadt aus,
Im Kerne Bürgernahrungsgraus,
Krummenge Gäßchen, spitze Giebeln,
Beschränkten Markt, Kohl, Rüben, Zwiebeln.
Fleischbänke, wo die Schmeißen hausen,
Die fetten Braten anzuschmausen.
Da findest Du jeder Zeit
Gewiß Gestank und Thätigkeit.
— — — — — — — — — — — — —
Da freut ich mich am Rollekutschen,
Am lärmigen Hin- und Wiederrutschen,
Am ewigen Hin- und Wiederlaufen
Zerstreuter Ameiswimmelhaufen“

und nun ganz im Geiste der Verschreibung, um ihn schmeichelnd zu belügen, daß er „sich selbst gefallen mag“:

„Und wenn ich führe, wenn ich ritte,
Erschien ich immer ihre Mitte,
Von Hunderttausenden verehrt“.

Hier hat man also die Speculation auf eine „kindische Selbstzufriedenheit“ beim Anblick einer werkthätigen Bevölkerung, hier tritt der Versuch des Teufels, Faust durch nichtige Aeußerlichkeiten zu betrügen, damit er „von Hunderttausenden verehrt“, sich selbst gefallen möge, deutlich hervor. Was aber erlebt Mephisto mit seinem Vorschlage? „Das kann mich nicht zufriedenstellen“, erklärt Faust. Ein solches „Gewimmel“, das nur einer kindischen Selbstzufriedenheit, im Grunde also nur einer teuflischen Idee, Genüge leistet, genügt Faust nicht. Der Ruhm ist ihm nichts, wie Mephisto auch jetzt noch zu seiner Enttäuschung erfahren muß, die That Alles, wie er schon bei der Bibelübersetzung im Beisein des knurrenden Pudels constatirt hat. Hier haben wir also im Faust die unverkennbare Abweisung der Idee durch Goethe selbst, daß es Mephisto möglich sei, Faust durch Nichtigkeiten zu betrügen und ihn in einen Zustand „kindischer Selbstzufriedenheit“ zu versetzen. Grade hier tritt auch der Faust-Mephistophelische Gegensatz in seiner größten Schärfe hervor; denn während Mephisto die Thatkraft Fausts nur dazu benutzt, um ihn zu ermüden, um ihn schließlich auf ein Faulbett zu werfen, parirt Faust, der das Wohl und Wehe der Menschheit sein ganzes Leben hindurch auf seinem Busen häuft und seinen Daseinszweck mit dem Geschicke der arbeitenden Menschheit identificirt, diesen Streich damit, daß er von Mephisto „ein Großes“ fordert, das ihn unmittelbar vor seinem Tode dazu begeistert, als letzten Schluß der Weisheit zu erklären: Die Freiheit und das Leben täglich zu erobern. In der täglichen, in der unablässigen Eroberung der Freiheit und des Lebens, also in dem graden Gegentheil von dem, wozu Faust sich in der Wette verpflichtete, ist somit das Faustideal zu finden. Und wem dies die Faustdichtung nicht selbst klar macht, dem macht es der Schöpfer des Faust klar, der am 20. Juli 1831 in einem (an H. Meyer) nach Karlsbad gerichteten Briefe in Bezug auf die Faustdichtung Folgendes schreibt:

„Und so ist nun wieder ein schwerer Stein über den Berggipfel auf die andre Seite hinabgewälzt. Gleich liegen aber wieder andre hinter mir, die auch wieder gefördert sein wollen, damit erfüllt werde, was geschrieben steht: Solche Mühe hat Gott dem Menschen gegeben“.

Man vergegenwärtige sich: Ein 82jähriger, der den „Faust“ eben über den Berggipfel gewälzt, ist schon bereit, gleich andre Steine hinüber zu befördern. Und ein solcher Geist soll sein größtes Werk verfaßt haben mit der Quintessenz, eine „greisenhaft-kindische Selbstzufriedenheit“ zu verherrlichen! „Wer kann was Kluges, wer was Dummes denken, das nicht die Vorwelt schon gedacht.“

---

## Meinem Weibe.

Hinterlassenes Gedicht von Wolfgang Kirchbach.

Ich sehne mich nach Deiner Jugend,
Da Du noch mädchenhold und rein,
Das Leben ahnungsvoll erst suchend
Und schüchtern nur im Busen buchend,
Mich ahntest nicht und nicht mein Sein.

Ich sehne mich nach Deinen Augen,
Nach Deinem sanften Frauenblick,
Der erste Dichterträume webend,
Im keuschen Lebenssinn erbebend
Nur keimen fühlte Dein Geschick.

Ach, Deinen Jungleib sucht mein Sehnen,
Der knospend im Jungfrauenthum
Durchathmet unter Anmuthshülle
Des Mädchenkleids in zarter Fülle
Mich lockt, ein Liebesheiligthum.

Mich sehnt zurück nach Jünglingsjahren,
Daß ich entzückt von Deiner Huld
In grünverhüllten Rosenlauben
Den ersten Kuß Dir könnte rauben
In heißer Liebesungeduld.

Reif wardst Du mir, da wir uns fanden,
Die treu gehütet ihren Schatz,
Die dem Erhofften, Unbekannten,
An Deinen Busen nun Gebannten
Gewahrt den trauten Liebesplatz.

Und Geistesschönheit, reiches Leben,
Erfahrungsfülle tauschen wir,
Und Sinnenleidenschaft im Streben
Zum Größten will uns ganz verweben,
Ich bin in Dir und Du in mir.

Digitized by Google

Doch sehn ich mich nach Deiner Jugend,
Da Du bekränzt im weißen Kleid
Das Unbekannte bange suchend
Und unter Löckchen traumhaft lugend
Gelebt, Du mir vergangne Maid!

---

## Der Wittwer.

Skizze aus dem Ostböhmischen.

Von Atolla (Berlin).

Der eine Alte sagte:

„Schau, Collega, und wie ich heut früh so den Partezettel*) aufmach und draus g'lesn hab: Karoline, Edle von Primlitz am Herzschlage gestorben, so hats mich doch recht scharf angefaßt."

Der Angeredete bewegte langsam den großen Schädel, der über einem gethürmten, mit trägem Fett beladenem Körper saß. Eine schmerzliche Unruhe stieg in ihm auf und drängte ihn, aus dem Fenster in die winterlich dämmernde Landschaft zu blicken.

Der andre alte Arzt, der drüben im Sopha lehnte, brummte noch etwas weiter und meinte nach einer Weile: „Und dös Wunder, daß das Weib außerdem so kochen konnt; Gott im Himmel, die Schmettnsaucen in Primlitz!"

„Blaschek, bei Dir geht jedes G'fühl auf dem Backhandlgottsacker zu Grund, den Du da vor Dir ang'schoppt hast."

„Na, Hoschek, Freund! Die Deinige hat Dich desgleichen gut zu bekochen gewußt — mir is da nix vorzuwerfen." (Nach einer Weile): „Na übrigens, hörst! Die Augen von Deiner Alten hätt ich sehn mögn, als der Schwarzgeränderte heut kam. Gott sei Dank! Endlich!! Die Primlitz ist mausetodt, muß unter die Erd und fest soll man sie zuschütten. Schaden genug hats zeitlebens angericht. Hast es g'sehn, wie die Doctorin vorhin gleichsam tanzte, wies zur Jausn**) zur Bezirkshauptmannin zog? (Er lachte und sann zischelnd nach.) — Ich seh noch den Chorus alter Hexen, als voriges Jahr die Theresienschul in Pscheschau eingeweiht wird, und die Primlitzerin, net gefahren, o nein, aber dafür ang'ritten kommt, eine eisgraue Walküre mit kälterothen Backen. — Und hernach ebenso im Sturm davon! Hoschek! (der Alte kam näher) Laß Dir die G'schicht net so augenfällig den Hals zusammenwürgen. Nimm Dich ein bißl z'samm! So zwei alte Krauterer wie mir" — —

Doctor Hoschek saß mit geschlossenen Augen da.

„Hoschek, verzeih mir schon, daß ich dran rühr — und zumal, da die Gnädige von Primlitz noch nit einmal in der Todtentruhen ist — aber kannst Dir noch heut gratuliren, daß alles so kommen is. Sie hinterlaßt einen üblen Ruf. Halt still, erreg Dich nit — g'raucht hats, wann die Leit zum Klatschn anfingeten, Jeder schmiß ihr nach! In der G'sindestubn — da wars der Wazlaw, der schöne Kutscher, den die Gnädige puscheite***) — überall — in Wald und Feld — sozusagen. Scandal über Scandal, wenn nur ein Zehntel wahr war! Und die Beamten wieder! Der Primlitzer Förster läg im Glück, der lange Moraschitz, weißt, — ein Kerl, ein Goliath! Und wenn erst das Weibsvolk anfing! Mit dem Lippstadter wolltn sie sie im Schlitt'n g'sehn habn in einer Situation — — Hoschek — in —"

„So schweig doch schon!" Es zitterte aus dem Andern tief und dumpf wie aus einem Schmerzenherd herauf.

Aber Blaschek ließ sich nicht beirren. „Und das alles jetzt, jetzt noch, bis zu guterletzt, wo jede Andre froh is, wanns ohne Gekrächz und Hexenschuß in einem Lehnstuhl niedersitzen kann. Und vorher die hunderttausend andern G'schichtn! Der Kropoker Pfarr muß sie einsegnen. Dem wirds das Maul bei der Leichnredn kreuz und quer verziehn. Außer sich war er immer, wenn die Primlitzerin nach wie vor in der bischöflichen Sommerresidenz in Hrabipostnik abstieg. Aus alter Freundschaft!! Weil sie, ehe sie den deppeten Großgrundherrn, den Primlitz, einfing, dem Bischof den Haushalt g'führt hatte. Und wie geführt! Bei den Gastereien präsidirte sie sogar zuletzt — der veilchenblaue Seelenhirt hätt von Rom aus dafür auf die Tonsur geteppscht werden müssen. Ah, Du, da fallt mir ein! — Weißt, was der alte Hrabipostniker Bürgermeister, der Dummschädel, einmal getoastet hat, wie er beim Honoratiorendiner beim Bischof war?"

Doctor Hoschek wandte abwehrend den Kopf.

Aber Blaschek war im Zuge und schenkte dem Freunde keinen Tropfen der Bitterniß.

„Die Primlitzerin, damals noch verwittwete Frau Notar Strusny saß natürlich wieder mit an der Bischofstafel, eine unerhörte Sach! Der Bürgermeister hebt an — hör zu — meiner Seel' is wahr —: Lassen wir auch jetzt die gnädige Frau von Strusny hochleben, die seiner Eminenz das Leben verschönt bei Tag und bei Nacht!"

Nun erhob sich Hoschek:

„Pfui Euch! Die Karolin ist noch nicht unter der Erd gebettet und wird überfalln wie —" seine Worte erstickten in Gemurmel.

Der Andre schwieg jetzt betreten und sah dem schwerfällig auf und ab Schreitenden unruhig nach.

„Ja, geht Dir denn die G'schicht noch immer nach? Die ganzen Jahre hab ich Dich wiederholte Male in so einer Spannung beobachtet. Wies nur eine Extraschand um die Primlitz zu beklatschen gab — hast Du den Tiefgebeugten gespielt. Hoschek — ich weiß net, an was für einer Einbildung Du gelitten hast — aber Ihr Zwei, Ihr ward doch einmal net für einander bestimmt."

„Doch, Hoschek, das wars eben, daß wir für einander bestimmt warn, nur für einander, sie net für das verfluchte Mannsvolk, das sich ihr dann zeitlebens an die Fersen g'hängt hat, und ich net für —"

„Du net für die Hoschekdoctorin. — — Tja, tjatja! Kann schon sein — Alli Achtung! Hast Dich in der zugeschwornen Treu genug bewährt, aber, Freund, daß Du Dich nur net täuschst mit dem für einander bestimmt sein! Hm? Weßwegen habt Ihr Euch denn damals net g'numma? Net ein einziges Hinderniß gabs. Geld hattet Ihr Beide. Keiner hat Euch was zu befehln gehabt, und die Primlitz, vielmehr die Karolin damals, lief g'wissermaßen mit ausgebreitete Arm' herum, hättst Dich bloß drein stürzen dürfen. Nein. — Nix da! Der Hoschekdoctor-Franz heiratht auf einmal die Tochter des Kretschmer-Zuckerbäcker."

Der Andre sagte jetzt in einem Tone, den man anschlägt, wenn endlich einmal was gesagt sein muß: „Blaschek, kannst Du Dir vorstelln, daß mir einfach der Muth g'fehlt hat zu dieser Heirath? Mich hat so ein verwünschtes G'fühl regiert, mich vor dem Weib, der Karolin, auszuzeichnen, zu berühmen, interessant und stolz, und ich weiß nicht, was noch alles zu mach'n. Nur daß ich es nicht anders herausbringen konnt, als — glaub mir, nach langem innern, närrischen Kampf — die Kretschmer-Annerl um ihre Liebschaft zu bitt'n. Ich wollt Ruhe haben! Verstehst' mich? (der alte Riese zitterte vor Aufregung) Ruhe! Einen Korb von der Karolin hätt ich nicht überlebt, und andrerseits wurd ich von der Vorstellung zermartert, daß ich in einer Ehe mit ihr der verlorne Theil bin. Was wißt Ihr denn! Ihr Alle? Wie das in mir gehaust hat? So ein Riese wie ich, und in mir, so ein zages, träges Blut, so ein net aus dem Vollen leben und handeln können — manchmal wie ein Halbver-

*) Todesanzeige.
**) Nachmittagskaffee.
***) carressirte.

Digitized by Google

storbner bei lebendigem Leib. Gott im Himmel, und was hab ich das Weib, die Karolin, gern gehabt!"

Blaschek zuckte verächtlich die Schultern.

„Warst halt kein Mann. Hast Dich Dein Lebtag auf eine alte Hebamm' aufgespielt. Drum hat sich auch das ganze kranke, hysterische Weibsvolk aus der Gegend an Dich g'hängt. Alle wolltens die Kinder von Dir auf die Welt g'bracht haben! Ah, der Hoschek-Doctor, das is Einer, der verstehts, thut Keiner was zu leid und unnöthig Schmerzen bereiten."

Hoschek sank wieder in seinen Lehnstuhl; den Einwurf des Freundes überging er ganz.

„Weißt denn, was g'schegn is — dazumal? Acht Tag nach meiner Heirath — es war grad Faschingabend, und wir zwei Neuvermählten wolln zum Casinoball — da steht sie hier, die Karolin, hier in diesem Zimmer, wie aus der Erd g'schossn, weiß wie ein Tuch im G'sicht und im Haar noch schwärzer wie sonst und auch schwarz angezogn, so ein Nonneng'wand — ich seh, es ist eine Maskerad für die Faschingsnacht. Sie stand dort im finstern Zimmergrund, als wär überhaupt nur ihr G'sicht da und nix weiter mehr von dem ganzen großen ausgewachsnen Weibe.

Gott im Himmel, war ich erschrocken."

„Ich komm Dir Glück wünschen," sagt sie, „als ich heut von Triest zrückkomm', ist die erste — Freudenbotschaft der Frau Tant, daß Du verheiratht bist — also, ich komm Dir Glück wünschen, wen hast Du Dir denn g'nommen?" Sie sprach in einem Ton, als hätt ich einen Jagdhund eingehandelt.

In mir stieg ein Zorn auf — ich hatte um ihrer Willen grad übergenug gelitten. Aber ein Schuldgefühl, das mich im gleichen Augenblick, wie nach einer übergroßen Sünd, zusammenschlug, ließ mich ihr ausweichen: ‚Du hättest mich ja doch nich g'wollt!'"

„Wer sagt das?" schreit sie da. „Wer hat Dir das eingeredt? Wer hat Dir da über mich was vorgelogen? Nie hab ich g'sagt, daß ich Dich net wollte. Wie konntest Du mir das anthun?"

„Karolin," sag ich, „ich begreif Dich jetzt — hier nicht."

„Du zager Lappen!" Sie trat vor mich. „Net amal in dieser Stund besinnst Du Dich auf Dich, net amal jetzt, wo Du alles in Grund und Boden verpatzt hast — Dein nnd mein Leben verpatzt — findst Du ein ehrliches Wort vor Dir selbst und vor mir. Ja, fühlst Du denn nicht, daß wir Zwei zusammengehert sind, und daß Du hundert Andre heirathen kannst und dennoch nur mir g'hörst und bei mir bist? Du Schwächling! an dem ich häng', daß ich schon blutige Thränen geweint hab und mir am liebsten den Schädel einschlüg! Du bist um mich herumgegangen und hast Dich fortgeschlichen —! Ich hab Muth, ich kann Dirs sagen, daß Dus einmal ganz verstehst, was Du gethan hast!"

Zwei Zimmer weiter saß die Annerl bei der Balltoilette — der Karolin ihre Stimm klang wie lauter Schreie.

„Was geht mich Deine Strumpfstopferin da drinnen an, wenn ich mit Dir zu reden hab! Ich hab mit Dir leben wollen, Leben — die große Freud, zu existiren, theilen. Verstehst Du das? Weißt Du, was das ist?" Sie warf die Arme in die Luft vor Leidenschaft.

„Franz, laß Alles hier stehen und liegen. Franz, frag nach nichts, komm mit mir fort. Franz, wir Beide stehn auf dem Spiel, das, was wir verlieren, giebt uns Keiner mehr zurück!

Franz, Franz — Franz!!"

Dann hat sie mich geküßt — Sie hat ein Feuer in den Lippen gehabt! Das waren tausend Küsse in dem einen langen zornigen Kusse.

Ich warf mich über sie und stöhnte, daß ich im letzten Innersten erschrocken darauf hörte. Außer mir war ich! Alles kam mir jetzt zu. Ich hatte Riesenkräfte — ein brennender verliebter Haß kochte in mir herauf — ich wollt dem Weibe vor mir die Kehle zusammen drücken und mich selber hinterher erschießen.

Da schrie etwas im Nebenzimmer wie in tiefster Noth — so ein Schrei, wir kennen ihn von den Krankenbetten, wir Aerzte, und wie ein Commandoruf dringt er zu uns . . .

Ich ließ die Karolin fahren. Ihre Augen funkelten durch die Finstre in meinen Blick hinein.

„Kommst Du, Franz?"

Nebenan fiel ein Körper mit dumpfem Geräusch zu Boden — ein Aechzen der Bewußtlosigkeit folgte . . .

Karolin warf mir die Arme um den Hals und zischte: „So laß sie liegen, was geht sie uns an?" — — Ein Raubthierauge starrte mich aus dem Dunkel an, der geschlossene sichere Blick einer Katze. Da schlug mir wieder die Angst und Gewißheit zu Kopf, von der Gewalt und Herrschaft des Geschöpfes vor mir, dessen Puls in starken Schlägen gegen meine Brust flog.

Ich riß mich los. Ein Kampf wars. Sie stieß dort hart an den Schrank — —

Dann ging ich zu meinem unglücklichen Weibe.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Aber die Karolin behielt Recht! Zusammengehert waren wir — das war unser Schicksal! Und trotz ihrer, wie Du sagst, hunderttausend Geschichten und der zwei ihr angetrauten Männer, war ich mit ihr zehnmal mehr in dem einen Kuß verheirat' — als je mit meinem Weibe. Der einzige Kuß, der war meine Ehe." — — —

Nach einer Weile hub Dr. Blaschek zu summen an und meinte endlich:

„Eine Schand für uns alle, daß einem Manne so was passiren kann. — Schad um das schöne Material — die Primlitz, die war ein Blut!" (Dann mit einem herb mitleidigen Ton die Hand ausstreckend:) „So condolir ich Dir halt — seit heute bist Du also — Wittwer!"

---

## Rituell.

Von Marsyas.

(Dr. Martin Berndt, Berlin.)

Das Sacrale ging unserm Leben verloren, das Sacramentale ist ihm geblieben. Wenn auch des Glaubens Eifer ein minderer geworden, so ist die Zahl gespendeter Sacramente doch unvermindert, deren Austheilung in gleicher Weise die Befolger alter Sitte wie die Halben fordern, die ihres Unglaubens nicht vollendet sicher geworden sind. Wenn sie auch an den gewöhnlichen Tagen des Jahres sich als innerlich und äußerlich Abgefallene bekennen, so geben sie doch zu, daß in feierlichen Stunden der Zweifel wieder rege werde, und lassen, da sie mehr auf die Bethätigung des Glaubens denn auf ihn selbst den Nachdruck legen, ihre Ehe nach dem Ritus vollziehen und sich auf den durchschweißten Betten die Sterbesacramente reichen (wohl weil sie meinen, daß die Spende nimmer schaden könne).

Zu ihnen gesellen sich als Erhalter des Sacramentalen die Decorativen im Staate. Wer auf die Projectirung seiner persönlichen Erlebnisse auf das Volk, nicht verzichten kann, übernimmt gern den pompösen kirchlichen Ritus, um das Eindrucksvolle des Ereignisses ornamental zu erhöhen. Wer außerdem, wie alle europäischen Souveräne, der politischen Theorie zuneigt, daß die Kirchenzucht den Bürger leichter als Unterthan erhalte, zeigt sich bei feierlicher Gelegenheit gern als Gläubigen der Kirche, um den Gegensatz zwischen seinem vielleicht irdischen Wallen und den religiösen Geboten zu verwischen und auch vor den kirchlichen Neigungen der Menge sich zu beugen. Er umgiebt sich mit den feierlichen Salbungen der Kirche selbst dann, wenn es ihm so schwer wird, wie dem Bulgarenfürsten, der jüngst als Siebenundfünfzigjähriger den Muth fand, eine Reußerin nach dem Balkan zu entführen.

* * *

Die Bulgaren sind griechisch-orthodox, Fürst Ferdinand ist Katholik, und Eleonore Reuß ist Protestantin. Fürst Ferdinands Katholicismus ist belastet. Das Abenteuer, mit dem er seinen Sohn, den kommenden König der Bulgaren, gegen den Willen seiner Mutter der griechisch-orthodoxen Landeskirche zuführte, ist noch in eines jeden Erinnerung befestigt.

Digitized by Google

Es war zugleich eine Versündigung gegen den Glauben, den er bekannte, wie gegen seine Frau, die er damit hinterging. Aber dieser Katholicismus ist nur belastet, nicht erdrückt. Er lebt. Ferdinand verlangte die römische Weihe seiner neuen Ehe, verlangte sie, obwohl seine Braut in sie nur mit Ueberwindung willigen konnte, obwohl er selbst sich als einen Glaubensgaukler reichlich ausgewiesen hatte. Eleonore aber blieb bei ihrem unrömischen Glauben bestehen und begehrte die evangelische Einsegnung des Bundes. So wurde die Ehe doppelt geweiht: erst römisch-katholisch (wobei Eleonore ihren Glauben verrieth) und dann evangelisch (wobei der seine von Ferdinand verrathen wurde)

Man muß an den Fall denken, daß der Ehemann in ein Gebirge muß, das seiner Frau schädlich ist, und sie an die See gehen soll, was er nicht verträgt. In solchen Fällen gehen Ehemann und Eheweib allemal getrennt in die Sommerfrische. In Glaubensdingen aber opfert man sich für einander auf ... Es ist ein Glück, daß Eleonore unter ihren Ahnen nicht Mohammed oder einen seiner Anhänger zählt und Ferdinand nicht letzten Grundes von einem Ebräer stammt, und Pietät bei Trauungen nicht allzu weit getrieben wird. Sonst hätten noch ein Turban- und ein Kaftanträger die Sprüche ihres Glaubens zu einer späten Ehe murmeln können ...

* * *

Die Kirchenweisen streiten, ob der kluge Sohn der Klementine bei der evangelischen Trauung das „Ja" gesprochen habe. Seine Glaubensläßigkeit würde das Unterdrücken jenes Wortes nicht vermindern können. Es giebt konkludente Handlungen, die ein „Ja" ersetzen, und konkludenter hätte es Ferdinand nicht erklären können, als er es vor dem Pfarrer gethan hat. Hat er das Wort unausgesprochen gelassen (ist es nicht bloß als nasal unverstanden geblieben), so hat er das Advocatorische, das ihn in Glaubensdingen auszeichnet, auch auf diese Eheschließung übertragen. Man kann die advocatorische Behandlung von Glaubenssachen schwer als die angemessene bezeichnen. Hatte er aber vollends das „Ja"wort seiner Braut für die evangelische Trauung zugesagt und es nachher, wider Vertrag und Abrede, nicht gesprochen, so hat er nicht mehr bloß advocatorisch gehandelt, sondern schon wie die Leute, die von Advocaten vertheidigt zu werden pflegen.

* * *

Wer das Verhältniß von Herrscherhäusern zum Glauben durchgehen will, — selbst wenn er es lediglich aus einem Gefühl für Ehrlichkeit heraus und nicht als Zugehöriger irgend einer Glaubensgruppe thun sollte — muß eine unendliche Beklemmung empfinden. Der Wechsel des Glaubens ist so häufig, daß es kaum ein Herrscherhaus giebt, in dem er fehlt. Die Empfindung ist um so niederdrückender, als die Kirchenverfassung vieler Länder den Souveränen hohe kirchliche Stellungen einräumt. Auch das Ueberschreiten religiöser Verbote, namentlich in Ehesachen, läßt sich bei solcher Betrachtung nicht verkennen. Es giebt kaum ein katholisches Herrscherhaus, in dem von der Unlösbarkeit der Ehe, einem der fundamentalen Sätze der katholischen Kirche, nicht die Befreiung ertrotzt worden wäre. Wer sich zu jener individuellen Weltanschauung bekennt, die die weiteste Freiheit innerhalb der sociologisch nothwendigen Schranken jedem Einzelnen gewähren will, hat weder gegen die ertrotzte Lösung einer Ehe noch gegen den Wechsel des Glaubens, wenn er einer inneren Ueberzeugung entsprang, etwas zu erinnern. Aber der Historiker wird nicht immer zugeben können, daß bei der Lösung der Ehen jenes repräsentative Moment beachtet worden wäre, das so repräsentativ Gestellte nicht vergessen dürften, und wird in Zweifel ziehen müssen, ob jene Glaubensübertritte immer aus einem religiösen Umschlag im Gemüthe sich vollzogen. Wenn man auch glauben mag, daß Liebe bekehren könne, so ist es doch nicht stets der Trieb der Herzen gewesen, der eine Prinzessin einem Prinzen und eine Königin einem König zum ehelichen Gemahle zugeführt hat ...

---

## Shaw über Wagner.

Mit der Wagnerforschung ist es nicht zum Besten bestellt. Unter den ungefähr zwölftausend Abhandlungen, die über Wagner sich auslassen, findet man mit Mühe ein Dutzend Arbeiten, die für die musikalische Kritik ernsthaft zu brauchen sind; das Meiste ist schlechte Biographie oder Doxologie gröbsten Formats (Wagner als Repräsentant der Menschheit, Gipfel oder Anfang aller Kunst!). Deßhalb gewinnt man zu einer besonnenen Bewerthung dieses außerordentlichen Künstlers immer noch das Beste aus den Protestschriften, mögen diese auch wie bei Archer und Hanslick in eine haltlose Schimpferei ausarten. Daß das erste einwandfreie Wagnerbuch von einem Franzosen kam, hätte Nietzsche wahrscheinlich selbstverständlich gefunden; die deutsche Forschung hatte freilich keinen Grund, sich dieses Buches von Henri Lichtenberger besonders zu erfreuen, da sie bereits im Falle Mozart eine ähnliche Kritik ihrer Methode erlebt hatte. Mit Zeitungsaufsätzen von höchstens zwei Bogen Umfang hat es Gounod 1889 zuwege gebracht, die künstlerische Persönlichkeit Mozarts mit einem Schlage überzeugender ins Bewußtsein zu bringen, als es Otto Jahn mit zwei starken Bänden möglich war. Jenes Buch nun, das uns endlich einmal mit Wagners Philosophie verschonen, dafür aber klipp und klar zeigen würde, wo eigentlich das Epochale des Musikers Wagner liegt, harrt immer noch seines Verfassers; möglich, daß Riemann im dritten Bande der „Großen Compositionslehre" seine bisher hie und da verstreuten Eckſätze zur Kritik Wagners zu einer eingehenden Darstellung ausbaut. Vorläufig greifen wir begierig nach jedem neuen Wagnerbuch, dessen Verfasser als ein geistvoller Kopf bekannt ist; und wenn dieser, wie es bei G. B. Shaw der Fall, auch kein Berufsmusiker, aber doch ein Dichter ist, so können wir mit Bestimmtheit auf brauchbare Gedanken rechnen; denn in der Werkstatt der Dichter reichen sich Musik und Poesie unabläßig die Hände. Am Klavier war Goethe ein arger Laie, seine musikalische Aesthetik aber enthält ganz ausgezeichnete Glossen.

Das kleine „Wagner-Brevier" Shaws, das in einer ausgezeichneten Uebersetzung bei S. Fischer erschienen ist, will den „Ring des Nibelungen" jenem bescheidenen Bürger nahe bringen, der an das Riesenwerk mit geringen technischen Vorkenntnissen herantritt. Shaw zeigt anfänglich auch sehr hübsch, wie gerade der „Ring" durch eine Fülle sinnfälliger Musik, über die ein Charme der Instrumentirung ausgegossen ist, dem Naturhörer a priori gefallen muß, zumal, nach Shaws Meinung, dieses Werk auch rein visuell geradezu eine Weihnachtspantomime (von colossalen Maßen) ist. Dann erzählt Shaw sehr plastisch, aber natürlich auch sehr gepfeffert, den Verlauf der einzelnen Stücke; man könnte diese Inhaltsangabe die bestgeschriebne nennen, wenn sich Shaw nicht zu weitläufigen Expectorationen aufgeschwungen hätte, die seinen Mentor-Absichten zuwiderlaufen. Er sieht nämlich im „Ring" einen Versuch politischer Philosophie mit einer ins Einzelne gehenden Darstellung socialwissenschaftlicher Ideen. Nibelheim-Klondyke, Siegfried-Michael Bakunin (dem berühmten Anarchisten). Die Schilderung Nibelheims unter Alberichs Directiven ist ihm nur eine poetische Vision des zügellosen industriellen Capitalismus von 1850, und da die Rheingold-Partitur fünf Jahre nach den Dresdner Barrikaden vollendet wurde, scheint es ihm nicht einen Augenblick zweifelhaft, daß die socialistischen Ideen von Wagners „Kunst und Revolution" im Rheingold einen allegorischen Ausdruck gefunden haben. Diese Art seiner Wagner-Interpretation, die bei den andern Tagewerken des Rings wesentlich amüsanter gerathen ist, kann natürlich nur die Wagneriten in Aufruhr bringen. Kein Vernünftiger wird bestreiten, daß Wagner in jenen Tagen ein waschechter Revolutionär war; auch nicht die Möglichkeit bezweifeln, daß in der Retorte seiner Phantasie damals Raum war für Ideen unkünstlerischer Herkunft; aber es steht doch außer Frage, daß ein Aufdecken von derlei Reflexen, die in ein künstlerisches Schaffen hineinspielen, das Kunstwerk selbst nicht um einen Zoll dem Genießenden näher gebracht wird. Der keineswegs zwingende Beweis, den Shaw für die Existenz eines solchen Processes der Zurückstrahlung zu erbringen versucht, mag in die Entstehungsgeschichte des Rings gehören, liefert aber dem Kunstliebhaber — und noch viel weniger dem „bescheidenen Bürger" — nicht die geringste Stütze zur Einfühlung in Wagners künstlerische Welt. Shaw hat also die sich selbst gestellte Aufgabe schlecht gelöst; sein socialistischer Commentar konnte auch nur einen Verfasser haben, der im Musikalisch-Technischen oberflächlich orientirt ist. Shaw plaudert sehr reizvoll über die Leitmotive, vermeidet aber jede auf die Knochen gehende Analyse. Bedenklicher ist freilich seine Behauptung, die „Götterdämmerung" sei strenggenommen eine ausgewachsne große Oper alter Observanz, weil sie einen veritablen Opernschwur, Ensembles, einen Bühnenfluch a tre voci, eine gequälte Schlußscene (mit bengalischer Beleuchtung) und manches andre Stück opernhafter Convention enthalte, das einen arienmäßigen Zuschnitt mit obligaten Cadenzen habe. Shaw übersieht vollständig, daß Wagner in diesem Punkte einer genialen Intuition gehorchte; derselbe Mann, welcher dem alten Opern-Katalog einzelner Nummern den Garaus machte, wußte sehr genau, daß seine complicirte Steigerung des recitativischen Gesangs eine Einschaltung von Ruhepunkten erforderte, die mit einer schlichten (nicht nur zur Folie dienenden) Melodik ein lyrisches Moment entfalten. Was uns Shaw sonst noch zu sagen weiß, daß die Götterdämmerung die Wurzel der ihr vorausgehenden Theile der Tetralogie sei und damit einen opernhaften Anachronismus darstelle, oder daß man in Wotans Dilemma Schopenhauers Metaphysiologie wieder erkenne, sind alles Dinge, welche selbst für den orthodoxen deutschen Wagnerianismus weder neu noch schrecklich sind. Die übrigen Abschnitte des Shawschen Buches bewerthen wir im Einverständniß mit dem Verfasser als „kritisches Geplauder"; was er über „die alte und neue Musik", über „das neunzehnte Jahrhundert", über „die Musik der Zukunft" ausspricht, enthält fein pointirte Bemerkungen, deren Würdigung jedoch in der Fachpresse erfolgen muß. Die Stempelung des zu früh verblichenen Hermann Götz zu einem erstklassigen absoluten Musiker (neben Brahms) berührt in demselben Maße sympathisch, als die Lob und Spott mischende Beurtheilung Brahms' verletzt. Eine in die Anmerkung verpflanzte kleine Huldigung für Richard Strauß, dem das Buch auch gewidmet ist, beweist, daß selbst die kalte Logik dieses Analytikers von dem tiefständigen Geschmack der Zeit überrumpelt werden kann.

Das Buch ist ein echter Shaw und bereitet dem Leser in einem Athem Freude und Verdruß; theilweise glaubt man einen Commentar zu Nietzsches „Fall Wagner" vor sich zu haben, und wenn die Witze englischer und gröber werden, tauchen sogar Paul Lindaus „Nüchterne Briefe aus Bayreuth" von Anno 76 in der Erinnerung auf. Mit der Animosität gegen das Deutschthum, die in der Vorrede hervorgekehrt wird, kann uns nur Shaws Geständniß versöhnen, daß er seine Sprach-

Digitized by Google

kunst nicht der englischen Grammatik verdanke, sondern jener großen Dynastie deutscher Musiker, die von Bach bis Wagner reicht; „ohne die Kunst dieser Männer wäre er in seiner Jugend vor Verzweiflung zu Grunde gegangen." *Dr. C. Mennicke (Glogau).*

---

## Eheprobleme.

1.

Paris, im März.

Die französische Kunst ist eminent weiblich. Durch das gesammte Schaffen der Dramatiker, der Maler und selbst der Musiker Frankreichs zieht sich die Gestalt und die Seele der Frau, des Weibes, in all seinen gerade in diesem Lande noch besonders mannigfachen Abarten, hindurch. Jedoch ists nicht etwa ein idealistisches Anbeten des Weibes, wie man wohl anzunehmen geneigt ist, wenn man draußen in Deutschland französische Romane liest oder Pariser Boulevardstücke sieht. Vielmehr ist dem Franzosen die Frau im weitesten Sinne des Wortes ein Problem, das zu studiren, das in seinen tiefsten und räthselhaftesten Gründen zu erforschen, er nie und nimmer müde wird. Nichts ist charakteristischer für dieses Verhältniß des Franzosen zum Weibe wie seine Anschauung von der Ehe, die eine unendlich theoretisch paragraphirte, nüchtern berechnete ist. Paul Bourgets hochinteressantes und in gewissem Sinne direct grundlegendes Schauspiel „Un divorce" („Ein Ehescheidungsfall") hat das alte, immer neue Problem der Ehe wie nie vorher in den Vordergrund des Interesses gerückt. Aber dieser allgemeine Antheil beschränkte sich diesmal nicht wie in der Regel auf das Zwischenactsgeschwätz bei der Generalprobe und Premiere im Vaudevilletheater, sondern die Gewalt dieser Grundfrage alles gesellschaftlichen und familiären Seins kam auch in brennenden Zeitungsrundfragen zum Ausdruck. Ja, sogar in der Kammer beschäftigte man sich mit den Ehegesetzen, die eifrig discutirt wurden. Freidenker und konservative katholische Fanatiker geriethen eng aneinander, und so rüttelte Paul Bourget mit seinem Stück an den Grundpfeilern des französischen Staatslebens, das ja auf den Anschauungen des römischen Christenthums aufgebaut ist, wie dies Bourget in einem, selbstredend im „alles sagenden" „Matin" abgedruckten, echt wissenschaftlich-gründlichen, vorgehenden Aufsatz des Näheren auseinandergesetzt hat. Man muß sich vor allen Dingen vor Augen halten, daß Poul Bourget Mitglied der französischen Akademie ist. Selten ist mir die Berechtigung dieser Stätte der von Menschen eingesetzten Unsterblichkeitsbehörde so innerlich berechtigt erschienen, wie angesichts dieses, eine Kardinalfrage auch wirklich mit kardinaler Gründlichkeit behandelnden Stückes, das im besten Sinne akademisch genannt werden muß. Bourget hatte das gleiche Problem in seinem Romane „Un divorce" bereits ausführlich entwickelt. Wenn nun auch er auf die Bühne steigt und seinen Romanfiguren Gestalt und tönende Stimme verleiht, so fühlt man doch gleich von der ersten Scene an, daß er dies nicht etwa aus Erfolgslüsternheit that, sondern lediglich, um seine Anschauungen vor der großen, weiten Pariser Theateröffentlichkeit laut zu verkünden. Es heißt, daß er sich mit einem jungen Theaterpraktikus André Cury nur deswegen verbündet habe, weil dieser die Stückschreibetechnik besser beherrschte. Ich glaube nicht daran. Ich meine viel eher, er that damit nur dem jungen Anfänger einen Gefallen, der seine Flügel zum ersten Male entfalten sollte. Der Fall, um den es sich in Bourgets Arbeit handelt, ist überaus klug aufgestellt. In erster Ehe war Frau Gabrielle mit einem Adligen verheirathet, mit einem jener degenerirten französischen Aristokraten, die an den Pranger zu stellen man im modernen republikanischen Frankreich nicht müde wird. Der Mann hatte alle sattsam berüchtigten Laster an sich, so daß Frau Gabrielle das gemeinsame Leben mit dem Gatten, der ihr schon einen Sohn geschenkt hat, nicht mehr ertrug und sich von ihm scheiden ließ, obwohl sie, echt religiös erzogen, wie sie ist, tiefinnerlich weiß, daß sie ein großes Unrecht begeht, und daß die christliche Ehe unlöslich ist. Sie ging dann einen zweiten Lebensbund mit Darras ein, dem Typus des fanatischen Atheisten, des „Libre-Penseur". Fühlt sie sich nun in dieser zweiten Ehe glücklicher? Die ersten Jahre wohl. Aber mit der Geburt einer Tochter änderte sich bald alles. Zwar hat ihr der Gatte gestattet, das Mädchen im christlichen Sinne zu erziehen, während er selbst in seinem Stiefsohne Lucien einen überzeugten Freidenker heranzubilden hofft. Aber gleichwohl verbietet er seiner Gattin aufs Entschiedenste, der Communion ihrer Tochter in der Kirche beizuwohnen. Hier beginnt nun der Fluch der Ehescheidung Frau Gabriellens. Um dieser Verwünschung tendenziösen Ausdruck zu verleihen, führt Bourget die Figur des Priesters Euvrard ein, der der geängstigten Frau mit bitteren, jedoch nicht fanatisch übertriebenen Worten vorhält, nicht eher werde sie glücklich werden, als bis sie mit Darras auch kirchlich verbunden sei. Solange dies nicht der Fall ist — und nur der Tod ihres ersten Gatten könnte ja dahin führen! — sei sie vor Gott noch immer die Frau des Aristokraten, von dem sie sich nie und nimmer hätte scheiden lassen dürfen. Sehr geschickt hat der Autor nun den Fluch ihrer bösen Scheidungsthat, die fortzeugend immer Böses gebärt, aufgezeigt. Lucien hat sich in Berthe Planat, ein schönes, unendlich individuelles Geschöpf, das bei der alten Mutter des Herrn Darras Krankenpflegedienste versieht, verliebt. Doch ist dieses sein Verhältniß zu Berthe bisher niemals ein anderes als das zweier Kameraden mit gleichen Studieninteressen gewesen. Da legt sich nun sein Stiefvater ins Mittel. Er hat in Erfahrung gebracht, daß diese angeblich so reine und unverdorbene Berthe Planat bereits von einem Studenten, mit dem sie in freier Gemeinschaft lebte, ein Kind hat, und darüber kommt es nun zwischen Vater und Sohn zu der Hauptscene des Stückes, in der Lucien der freien Liebe nicht gerade ein Loblied singt, aber in der der Autor doch aufzeigen will, daß ein Mädchen, das einen neuen Lebensbund eingehen will, obwohl sie bereits ein Kind hat, durchaus nicht mehr zu verachten sei, denn eine geschiedene Frau, die einem zweiten Mann ein Kind aus erster Ehe entgegenbringt. Ein klein wenig nach Theater schmeckt nun freilich, wenn auch nur theilweise, die Lösung des Conflictes. Lucien hat in dieser Auseinandersetzung mit dem Stiefvater erkannt, daß er ein Fremder in diesem Hause ist. Er eilt zu dem rechten Vater, der ihm gerade noch sterbend seinen Segen geben kann. Sehr schön und logisch ist jedenfalls die Gestalt der Berthe Planat bis zu Ende durchgeführt. Sie weigert sich, Luciens Gattin zu werden, obwohl oder vielleicht gerade weil sie ihn ebenso aufrichtig liebt. Aber sie weiß, daß „die Leute" in dieser Ehe mit Lucien nichts Andres sehen würden, als einen Ausdruck der Reue über ihre erste freie Gemeinschaft mit dem Vater ihres Kindes. So will sie mit Lucien nach Lausanne gehen und dort in freier Ehe mit ihm leben, doch erst nach Ablauf eines Jahres, falls seine Liebe dann noch nicht erkaltet ist. In einer erschütternden Scene erklärt Lucien seiner Mutter, wie er sich immer fremd in diesem Hause gefühlt habe, und er geht traurig von dannen. In diesem Bruch mit dem Sohne erblickt Frau Gabrielle die Strafe Gottes, und sie beschwört den Gatten, sich nun kirchlich mit ihr trauen zu lassen. Er schlägt es ihr ab, und nun will Gabrielle den Gatten verlassen. Da stellt sich ihr der Priester in den Weg. Er erinnert sie an die Pflichten ihrer Tochter gegenüber, und mit einer leichten Versöhnung zwischen dem Freidenker und dem Priester, die sich gegenseitig als Ehrenmänner anerkennen, und mit dem Ausblick auf die spätere Möglichkeit einer kirchlichen Sanctionirung der Darrasschen Ehe schließt das Stück, das, mit Ausnahme des immerhin als Erleichterung der Lösung dienenden theatralischen Todes von Luciens Vater, mit lebenswarmer Consequenz bis zu Ende durchgeführt ist, und das sich bei aller Ausarbeitung seiner scheidungsfeindlichen Tendenz doch nicht als ausgesprochenes Thesenstück schlechthin charakterisirt. Unter den Darstellern reiche ich unbedenklich Herrn Gauthier (Lucien) und Frl. Jane Heller (Berthe Planat) die Krone. Sie erlebten mit jugendlicher, heiß gährender Inbrunst ihre freien Menschen. Frau Brandès (Gabrielle) war lediglich in den Scenen mit Darras glaubhaft, dagegen fiel sie, wenn sie ihrem Sohne Lucien gegenübertrat, unbewußt aus der Rolle und spielte, als sei dieser Lucien ihr „amant". Herr Lérand declamirte mehr die Freidenkertendenz, als daß er sich in die Gestalt des Darras hineingelebt hätte. Aber vielleicht hat dies der Autor so gewollt? . . .

Während Paul Bourgets Stück bei aller lebensvollen Echtheit seiner Gestalten doch die Tendenz in den Vordergrund des Interesses rückt, und während so sein Schauspiel etwas aus dem femininen Gesammtrahmen der französischen Dramatik herausrückt, hat Henry Bataille in seinem neuen Werke „La femme nue" den Nachdruck auf die Psychologie der beiden gegensätzlichen Frauengestalten gelegt und uns auf diese Weise mehr inductiv in ein weiteres ebenso häufig sich bietendes als schwer zu lösendes Eheproblem eingeführt. Es ist die Tragödie der Künstlerehe, die Bataille in diesem Schauspiel mit seinem eigentümlichen durch Thränen lächelnden Humor aufrollt. Pierre Bernier hat Jahre lang die Freuden und Schmerzen der Pariser Bohême durchgemacht. Er hat gehungert, und manche Nacht ist er in den Straßen des Montmartreviertels umhergeirrt, gefolgt vom Schreckgespenst des Hungertodes. Die treue, ausharrende Genossin seiner Leiden war ihm Louise, seine kleine Lulu. Mit ihrem schlichten Grisettenweibthum hat sie sein im Grunde unendlich lebenslustiges Urwesen immer wieder durchleuchtet, ihr jugendfrischer, schöner Leib inspirirte ihn immer wieder zum Schaffen, wenn der Magen auch noch so knurrte . . . Die unbeugsame Energie seines Charakters ward aller Nöthe Herr, und immer heißer entbrannte sein Arbeitsfieber, immer wilder ward aber auch seine Ruhmsucht, sein Sehnen nach einem sensationellen Erfolge. Nun endlich — bei Beginn des Stückes — schlägt auch seine Stunde. Mit dem Gemälde „La femme nue" hat er die goldene Medaille errungen. Die Jury hat erkannt, daß da eine ausgesprochene Eigenart sich verrathe, daß diese „nackte Frau" kein bloßes Atelierstück, sondern ein Erlebniß ist, entstanden in Stunden der Andacht, der Versunkenheit in den schönen, vollendeten Körper eines jungen Weibes. In seinem Siegesund Freudenrausch vergißt Pierre seine Lulu nicht. Sie, die ihn zu diesem Bilde begeisterte, soll nun seine Gattin werden. „Deine in der Kirche angetraute Frau soll ich werden?" fragt die Grisette, als erzähle er ihr ein Märchen . . . „Ja, ja!" erwidert er zerstreut. Wir fühlen, es ist mehr ein huldvolles Gnadengeschenk, das er seiner Lulu macht, mehr der Ausdruck der Dankbarkeit denn der Ausfluß innersten Sehnens, mit Lulu verbunden zu bleiben. Wir ahnen, daß dieses schlichte Mädchen aus dem Volke nicht geschaffen ist für die mondänen Gelüste und Ziele ihres Gatten, und wir wundern uns nicht, daß Pierre Bernier nach wenigen Jahren schon in einer üppigen, raffinirten, hochmondänen Frau, der Prinzessin Chabran, Ersatz gefunden hat für die seinen hochfliegenden Plänen hinderliche Montmartre-Aufrichtigkeit und gesellschaftliche Un-

Digitized by Google

geschicklichkeit Lulus. Ganz wundervoll hat Bataille den Einfluß der Prinzessin Chabran, nur gleichsam malerisch-impressionistisch charakterisirt. Nie vorher war in einem Pariser Theaterstück das Costüm, die Robe so sehr ein Theil der Handlung, wie in diesem Werke. Wenn Frau Andrée Mégard im zweiten Aufzug erscheint, angethan mit ihrer geschmeideübersäten, goldbordirten Robe, die ihre königinhaften Formen wie ein Krönungsmantel umwallt, so fühlen wir instinctiv den Zauberbann, in den diese Frau den „berühmten Maler" einhegt. Wir fühlen, das staunende Kind in diesem Montmartre-Menschen will dieses Kunstwerk weiblichen Raffinements als Spielzeug haben, will sich daran ergötzen, berauschen. Wir fühlen, daß nun die Herrschaft der Bohême beendet ist, daß die arme Lulu für Pierre nur noch eine bange, schmerzlich-süße Erinnerung ist, und von diesem Gesichtspunkte aus mußte auch das Schauspiel bereits mit dem dritten Akt schließen. Die Prinzessin müßte sich scheiden lassen, und Lulu müßte — verschwinden. Doch Bataille wollte uns die ganze Nacktheit, die bächleinhelle Unschuld der Grisette bis auf den Grund schauen lassen. So zeigt er denn, wie Lulu mit der urwüchsigen Consequenz des Kindes aus dem Volke alles daran setzt, um von ihrer, wenn auch als verloren erkannten Liebe noch zu retten, was zu retten ist. Sie versucht es zuerst, mit einem Bündniß mit dem alten Prinzen Chabran. Sie sucht diesem alten eigensinnig egoistischen, praktischen Lebemann etwas von ihrem Idealismus einzuflößen, ihn zu überreden, von der Scheidung abzusehen. Dann, als sie sieht, daß dies umsonst ist, wendet sie sich an die Prinzessin selbst, die sie gar mit Geld abfinden will, und schließlich packt sie ihren Pierre bei seiner weichen, sentimentalen Ader, bei seinem Mitleid; dann erst unterzeichnet sie mit zitternder Hand ihre Einwilligung zur Scheidung von Pierre und eilt hinweg, um sich zu tödten. Doch auch hier schließt Bataille noch nicht ab. In der Aufregung schießt die verzweifelte Lulu daneben, und im letzten Act kommt es zur Heilung, zu der müden, menschenschwachen physischen Heilung nicht nur der armen leidenden Brust Lulus, sondern auch zur sogenannten „Sanirung der Situation". Der Krankenduft des Sanatoriums, in dem dieser Act spielt, umweht die ganze Lösung dieses unlösbaren Eheproblems. Die ganze fürchterliche Tragik der Künstlerehe wird uns offenbar. Tiefes Mitleid ergreift uns mit diesem Pierre Bernier, der seine Lulu so gern noch lieben möchte und doch nur noch eine streichelnde, mitleidige Zärtlichkeit für sie übrig hat. Ein Grauen aber schüttelt uns bei dem Anblick der reinen, thörichten hilflosen Nacktheit von Lulus Seele, die sich fröstelnd nach Schutz und Wärme umsieht, und der diese Rettung denn auch wird in Gestalt eines alten, ehemaligen Freundes, des Malers Rouchard . . . Leider stört sich Bataille die restlos tragische, idyllische Beschaulichkeit seiner Arbeit durch die Einflechtung der unvermeidlichen Episodengestalten und -Scenen. Aber das Publikum, namentlich die Pariser Gemeinde des Renaissance-Theaters, verlangt nun einmal Abwechselung, heitere Amüsements-Intermezzi, und da Bataille darin das gleiche Geschick zeigt wie in der Entwickelung der eigentlichen Handlung, so dürfen wir ihm diese Concession nicht übel nehmen. Die Rolle des Pierre Bernier verlangt einen Künstler, der zugleich eine Bohême-Natur und ein Gesellschaftsmensch ist oder es wenigstens werden will. Die etwas ungeschlacht kraftmenschenhafte Erscheinung läßt Herrn Guitry nicht recht geeignet dafür erscheinen. Man hätte mehr einen schmächtigen Murgertypus gewünscht. Immerhin brachte Guitry namentlich das Unbehagen, das Herrseinwollen über die Situation, im zweiten und dritten Akt trefflich zum Ausdruck. Berthe Bady zeichnete die Umrisse der Lulu, weniger in der Sprache, als in Mimen- und Gestenspiel unendlich fein nach. Man merkte, hier steht keine Schauspielerin vor uns, die eine ihr auf den Leib geschriebene Rolle verkörpert, sondern hier schafft eine Künstlerin die Gestalt eines Poeten nach — denn das ist Henri Bataille im Kerne ganz gewiß!

*A. Neisser.*

## Obotritenglück.

Ländlein, das ich meine,
Land des blonden Zopfs,
Strammer Mädchenbeine,
Land des Ochsenkopfs!
Es drang die Kunde zu uns her,
Daß Deine Ruh bedrohet wär:
Verfassung solltu kreegen,
O weh der schlimmen Mär!

Dein beschaulich Leben
Trauert immerdar,
Weil Dein Dunkel eben
So gemüthlich war.
Was fängst Du mit Verfassung an —?
Es seufzt der olle Habermann:
„Wat sünds för modsche Saken!
Dat geiht uns goar nix an!"

Bräsig wills nich glauben,
Wat förn Arg geschieht:
Daß jetzt neue Hauben
Kriegt der Obotrit.
Er ruft vom Himmels-Musensitz:
„Lat Jochen doch de Zipfelmütz!
In 't mecklenbörgsche Leben
Is thm en Aaltopp gar nix nütz!

Besser nackicht wohnen,
Nahrhaft Land in Dir,
Als mit Millionen
Paragraphen schier.
Dau hest dat Herz an' rechten Fleck,
Hier blüht de Schinken, Wurscht und Speck,
Wat schall uns die Verfatung?
Wat man nich äten kann, is Kram!"

Terentius.

## Notizen.

Paul Lindau: Die blaue Laterne, Berliner Roman, zwei Bände. Verlag von J. G. Cotta.

Lindaus neuste Arbeit schildert mit sicherer Hand und festen Strichen Berliner Gesellschaftskreise jener eigenartigen Mischung von rücksichtslosen Strebern, frommen und frömmelnden, uneigennützigen und berechnenden Wohlthätigkeitsmachern, aus den untersten Schichten auf dem Sprungbrett der Variétébühne emporgeschnellten Welt- und Halbweltdamen und die Tragödie einer unehelichen Mutter, die mit einem ganzen Leben voll Aufopferung und Liebe, Arbeit und Erfolg ihrem Kinde nicht den „ehrlichen Namen" wiederzugeben vermag, den nach unsern Begriffen allein die staatliche Sanctionirung einer Ehe, und sei sie auch nur durch Lug und Trug zu Stande gekommen, giebt.

Die Sinnlosigkeit und Grausamkeit des Lebens, seine fürchterlichen Ungerechtigkeiten, die eine pessimistische Weltanschauung zu rechtfertigen scheinen, kommen in dem Schicksal und den Charakteren der beiden ungleichen Schwestern Sabine und Helene zum ergreifenden Ausdruck. Die rücksichtslose, unmenschlich gemüthsarme Helene gelangt aus einem Cocottendasein schnell und geradenwegs auf die Höhen des Lebens, wird Gattin eines reichen, etwas dummen Jungen, der trotz seiner Gutmüthigkeit und Weichherzigkeit durch sein Vermögen zu einflußreicher und geachteter Stellung in der Berliner Finanzwelt gelangt, und den seine Frau, die die Cocotte nie innerlich zu verleugnen vermag, zum Dank betrügt und schließlich doch sein Verzeihen erlangt. Mit der Lüge der Mutterschaft hat sie einst den Mann für immer an sich zu fesseln gewußt. Anders ihre Schwester Sabine, die von jener bescheidenen, gegen Tücke und Gemeinheit wehrlosen Art ist, daß sie, wirklich Mutter geworden, mit Leichtigkeit von dem Verführer, einem schmarotzenden Adligen, der nur das äußerliche Gehaben, nicht die Seele eines Edelmannes hat, in das Dunkel ihrer unsagbaren Not und Pein zurückgestoßen werden kann, nachdem sie sich kaum daraus auf eine schwanke kleine Existenz emporgerettet hatte, und die von ihrer um ihre Reputation bedachten glücklicheren Schwester schmählich verlassen wird.

Die Handlung beginnt, als alle jene Dinge fast zwei Jahrzehnte zurückliegen und aus dem unehelichen Kinde Sabines ein herziges, nichtsahnendes in seiner Lieblichkeit und Unschuld rührendes Backfischlein geworden, das, aus der langen Pensionszeit wieder zur Mutter heimkehrend, nichts davon wissen soll, daß ihre Mutter als Inhaberin eines einträglichen Cabarets, „Die blaue Laterne", in wenig geachteter Position die Mittel zu ihrem und des Kindes Unterhalt erwirbt. Die Katastrophe erfolgt, als ein prächtiger Junge aus den oberen Kreisen sich in jenes junge, schöne Geschöpf, die Freundin seiner kümmerlichen Schwester, verliebt und sie seiner Mutter als sein Weib zuführen will. Diese Frau, gut und mitleidsvoll, ehrlich wohlthätig, lernt Mutter und Tochter achten, kommt aber nicht darüber hinweg, daß Sabine wohl Mutter, aber nicht Frau geworden ist. In einer mit greifbarer Gegenständlichkeit gezeichneten Verzweiflungsstimmung, Angesichts ihrer hilflosen Ohnmacht gegen die Vorurtheile der Gesellschaft, die auf den Schein und nicht das innere Wesen der Menschen sieht, nehmen sich Mutter und Tochter das Leben, während die Cocotten-Ehegattin in der „guten" Gesellschaft, bei Wohlthätigkeitsfesten und ähnlichen Veranstaltungen zur Erreichung von Auszeichnungen für die Arrangeure, ihre Rolle weiter spielen darf, solange es der einzigen zufälligen Mitwisserin ihrer Vergangenheit, einer unberechenbaren Dame der alten Aristokratie, gefallen wird.

Alles in Allem ein pessimistisches, in Einzelheiten sicher nach dem Leben gezeichnetes Bild, das einen nachhaltigen starken Eindruck hinterläßt.

Der Aufbau des Ganzen hätte vielleicht klarer und glücklicher sein können. Die in die Gegenwartsschilderung eingeschobene ausführliche Vergangenheitsdarstellung, die von Beginn des zweiten oder dritten Kapitels über das erste Buch hinaus sich noch über den größten Theil des zweiten Bandes erstreckt, vermittelt den Anschluß sehr schwer. Auch ist die Begründung der Charakterverschiedenheit der beiden Schwestern nicht einmal angedeutet.

Alles in Allem aber ein echter Lindau.

*Georg Fuhrmann (Berlin).*

Digitized by Google

Keine Nachnahme! Erst prüfen!
Orangenblüten-
**Honig!!**
übertrifft jeden Honig der Welt. Garant. absolut naturr. Bienenprodukt!
Begeist. Lob von Honigkennern!
*10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u. zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.
**Kusche & Martin, Malaga**
Spanien (Deutsche Firma)

**„ALTVATER"**
Gessler's
echter Altvater-Liqueur.
Alleinige Fabrikation
Siegfried Gessler, Jägerndorf.
kais. u. kgl. Hoflieferant.

**Herders**

**Konversations-Lexikon**
Dritte Auflage. Acht Bände. Reich illustr.
Mark 100.— Kr 120.— Teilzahlungen
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST
OTTO ERDMANN JUNIOR
BERLIN S.W. 61.
TEMPELHOFERUFER 21.

**Antiquitäten.**

Antike Eichen-geschnitzte
**Möbel**
Stollenschränke, Anrichten,
Baldachin-Truhenbänke u. s. f.
**Ausserordentlich preiswert**
Lieferant an
Kunstgewerbe-Museen u. s. f.

**Hugo Klein,**
**Dresden-A.,** Bankstrasse 10.

**DÜRKOPP-**

DÜRKOPP & Cº. A.G. BIELEFELD

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die „Gegenwart" ▪ ▪ ▪ ▪ ▪ ▪ beziehen. ▪ ▪ ▪ ▪ ▪ ▪

Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:
**HARMONIUMS**
m. wundervollem Orgelton, v. 78 M. an.
Illustrierte Pracht-Kataloge gratis.
**Aloys Maier,** Hoflieferant, **Fulda.**
Prospekte auch über den **neuen**
**Harmonium-Spiel-Apparat**
(Preis m. Notenheft v. 270 Stücken **nur 30 M.**) mit dem **jedermann ohne Notenkenntnis sof. 4stimm. Harmonium spielen kann.**

**Weck's Frischhaltung**
und
sonst nichts
und
weiter nichts
und
drüber nichts
drum
Koche auf Vorrat

Drucksachen über:
**Weck's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel**
kostenlos durch:
**J. Weck,** Ges. m. b. Haftung,
**Oeflingen,** A. Säckingen (**Baden**).
Man verlange nur
**Weck's Originalfabrikate**
**Ueberall Verkaufsstellen.**

**Die militärische Welt**
**illustrierte Monatsschrift für alle Gebiete des Militärwesens u. der neueren Geschichte,**
herausgegeben von
Oberleutnant **Karl Harbauer,**
ist eine Zeitschrift, einzig in ihrer Art. Sie behandelt militärische und historische Stoffe der ganzen Welt in populären Darstellungen, die durch gute Illustrationen vervollständigt werden. — Preis des Einzelheftes K. 2.—, 1/4 Jahr K. 4.—, 1/1 Jahr K. 15.—. Probehefte in jeder besseren Buchhandlung oder direkt vom Verlag
**C. W. Stern, Wien I.,**
Franzensring 16.

Digitized by Google

# Die „Continental-"

Mehrfach mit der **goldenen Medaille** prämiiert

Mehrfach mit der **goldenen Medaille** prämiiert

**findet von Tag zu Tag immer weitere Verbreitung.**

**Beweis:**

**Die ausserordentlich lebhafte Nachfrage nach dieser erstklassigen**

## Schreibmaschine.

## Franz Kaiser – Friedrichstrasse 197 – Berlin W. 8.

Wollen Sie

**Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren etc.**

direkt, billig und gut kaufen, dann verlangen Sie unsere Offerte.

## Belmonte & Co., Berlin.

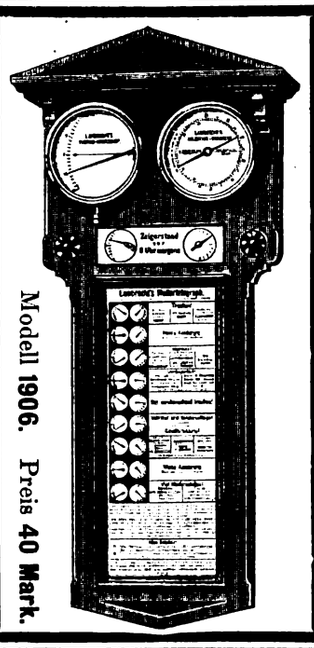
Detail-Verkauf:

**Leipzigerstrasse 35a,** Ecke Charlottenstrasse, und **Königstrasse 46,** Ecke Hoher Steinweg.

**Juweliere, Gold- u. Silberschmiede, Ateliers für Juwelenschmuck und Kunstarbeiten.**

Fabrikation mit elektrischem Kraftbetrieb. — Gold- und Silber-Walz- und Prägewerk. Engros-Export nach allen Ländern.

**Prachtkatalog** mit vielen tausend Illustrationen von Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren gegen 1 Mk. franko. Bei Einkauf oder Rücksendung wird dieser Betrag vergütet. — **Spezialllisten gratis.**



Modell 1906. Preis 40 Mark.

**Original**

## Lambrecht's Wettertelegraph

gibt durch nur 2 Zeiger die drei Hauptfaktoren für die Vorausbestimmung des Wetters an: **Lufttemperatur, Luftfeuchtigkeit** und **Luftdruck.** Die Wetterprognose ist dadurch außerordentlich erleichtert, daß nur die gegenseitige Stellung dieser Zeiger in der am Apparat befestigten Tabelle aufzusuchen und die daneben stehende Prognose einfach abzulesen ist. — Zahlreiche erstklassige Anerkennungen stehen zu Diensten.

Lambrechts Instrumente sind gesetzlich geschützt.

**Man verlange ausdrücklich Gratis-Drucksache Nr. 280.**

## Wilh. Lambrecht Göttingen.

Gegr. 1859 (Georgia Augusta).

Inhaber des Ordens für Kunst u. Wissenschaft, der grossen goldenen und verschiedener anderer Staatsmedaillen.

**Vertreter an allen größeren Plätzen des In- und Auslandes.**

**Generalvertrieb** für die Schweiz Italien und die österreichischen Alpenländer durch:

**C. A. ULBRICH & Co., Zürich.**


Verantwortl. Redacteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Für den Inseratentheil verantwortlich: Georg Macher, Berlin W. 35, Steglitzer Straße 8.
Max Hesses Verlag in Leipzig. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 13. Berlin, den 28. März 1908. 37. Jahrgang. Band 73.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Max Hesses Verlag in Leipzig.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 4gespaltene Petitzeile 50 Pf.

Inhalt:

Um den Congostaat. Von Otto Corbach (Berlin). — Armeetradition und Offiziersatz. Von Agricola. (Schluß.) — Nochmals die Oberlehrer. Von Dr. Th. Mühe (Hamburg). (Schluß.) — Die Bedeutung der drahtlosen Telegraphie für die Entwicklung unsrer Colonien. Von Oberleutnant a. D. Ingenieur K. Solff (Steglitz). 1. — Die Schule. Eine Glosse von Richard Schaukal (Wien). — Ueber Plastik. Aphorismen aus Wolfgang Kirchbachs Nachlaß. 1. — Erfüllt die Gegenwart das Faustideal? Von Ernst Heinemann (Berlin). (Schluß.) — Vier Gedichte. Von Max Geisenheyner (Königsberg). — „So endete das schöne Fest". Von Oskar Wiener (Prag). — Um ein Lachen . . . Von Marsyas (Dr. Martin Beradt, Berlin). — Eheprobleme. Von A. Neißer. (Schluß.) — Journalistenstreik. Von Terentius. — Preisausschreiben. — Notizen. — Anzeigen.

### Um den Congostaat.

Von Otto Corbach (Berlin).

Auf der Berliner Conferenz im Jahre 1885 wurde König Leopold von den Mächten damit betraut, Centralafrika zu civilisiren und dem freien internationalen Handel zu erschließen. Das hieß den Bock zum Gärtner machen. Freilich, eine Zeit lang schiens, als nehme der König der Belgier solche Culturmission ernst. Bis zum Jahre 1892, das attestiren ihm selbst die Londoner „Times", verwaltete er das weite Gebiet von der Mündung des Congo bis zum Nil im Geiste der Berliner Acte und der verschiedenen mit England und andern Mächten, die seine Souveränität anerkannten, getroffenen Abkommen. Dann machte er aus der Noth eine Tugend und ging zu dem Ausbeutungssystem über, das ihn so sehr in Verruf gebracht hat. Die Finanzlage des Congostaates war mißlich. Die Anleihen waren 1890 bereits über 186 Millionen Frank gestiegen, die Vorschüsse vom belgischen Staat und vom König Leopold beliefen sich auf etwa 60 Millionen, und dazu kamen die rasch anschwellenden Staatsausgaben, während die Einnahmen von 72260 Frank im Jahre 1886 nur auf 662400 Frank 1890 angewachsen waren. Um aus dieser Klemme zu kommen, beschritt man den Weg der Gewalt. Mit einer aus zwangsweise ausgehobenen Eingeborenen bestehenden Armee von 15000 Mann wurde die Mehrzahl der im Congostaat angesiedelten Araber, die das werthvolle Elfenbein ausführten, niedergemetzelt. Ein bereits 1885 erlassenes Decret wurde nun voll in Kraft gesetzt, wonach „alles herrenlose Land als Staatseigenthum zu betrachten" sei, und wodurch sich der Staat bereits das ganze Land mit Ausnahme der wenigen in Privatbesitz befindlichen Hectare, sammt Allem, was auf und unter der Erde sich befindet, angeeignet hatte. Ein weiteres Decret wies die Commissare der verschiedenen Districte an, „sofort die nöthigen Maßregeln zu treffen, um alle Erträgnisse des Landes, besonders Kautschuk und Elfenbein, dem Fiscus zu sichern". Da das Zusammenbringen dieser begehrten Producte durch eigene Angestellte zu umständlich, langsam und kostspielig war, legte der Staat den Eingeborenen eine in Elfenbein und Kautschuk zu entrichtende Naturalsteuer auf und zwang sie außerdem, eine bestimmte Menge dieser Producte gegen Zahlung abzuliefern. Daneben begünstigte der Staat von nun an immer mehr die Bildung concessionirter Gesellschaften, die ihm die Arbeit und den größten Theil des Risikos abnehmen, ihn aber als Actionär oder als Theilhaber an ihren Gewinnen participiren lassen mußten. Diesem System verdankt der Congostaat seine späteren glänzenden finanziellen Erfolge. Für das Land und seine Bewohner konnte es nur schlimme Folgen zeitigen. Nicht mehr wurden in schöpferischer Arbeit neue Werthe geschaffen, sondern vorhandene Werthe der freien Natur zusammengerafft, ihre Quellen aber dabei zerstört. Bei der Behandlung der Eingeborenen häuften sich jene Fälle von Grausamkeiten, die als Congogreuel die civilisirte Welt in Aufruhr gesetzt haben. Vergebens hat man versucht, sie zu leugnen oder die Schilderungen als weit übertrieben hinzustellen. Unter der Wucht der gegen sie gerichteten Angriffe faßte die Regierung des Congostaates sich schließlich ein Herz und betraute eine Commission damit, die Verhälnisse an Ort und Stelle zu prüfen. Die Commission kam zurück und konnte in ihrem Bericht Geschehenes nur bestätigen. Besserung wurde versprochen, das Versprochene auch durch neue gesetzliche Bestimmungen besiegelt, aber nicht gehalten.

Die Congo-„Atrocities" sind also Thatsachen. Worin sie bestehen, weiß man. Es ist Tinte genug darüber verschrieben. „They curdle the blood and make civilisation ashamed of its name," wie ein Engländer, Lord Fitzmaurice, von ihnen gesagt hat. Ganz so fürchterlich sind sie wohl nicht. Auf dem Continent urtheilt man weniger pharisäisch. Aber England fühlt sich als Vormund des übrigen Europa und hat in diesem Bewußtsein früh die Initiative ergriffen, um im Namen der Humanität überall die öffentliche Meinung gegen die Verwaltung des Congostaates mobil zu machen. Anfang 1904 wurde in der großen Handelsstadt Liverpool eine philantropische Gesellschaft für diesen Kampf gegründet, die Congo Reform Association. Ohne Zweifel ist diese an Anhang und Einfluß rasch gewachsen. Es fiel längst nicht mehr auf, wenn englische Staatsmänner sich so stellten, als gäben sie einem unwiderstehlichen Drucke der öffentlichen Meinung nach, indem sie sich zum Sprachrohr der Wünsche dieser Leute machten. „Die enormen Gewinne, die die Concessionsgesellschaften des Congostaates einstecken," sagte Marquis of Landsdowne am 3. Juli 1906, „werden den Qualen der Bevölkerung abgerungen." Aehnlich klangen die Worte, die sein Nachfolger, Sir Edward Grey, am 5. Juli 1906 sprach: „Die Behauptungen der englischen Missionare vom Congo können nicht länger angezweifelt werden; denn der Bericht der Untersuchungscommission bestätigt sie." Im November vorigen Jahres kündigte Sir Edward Grey schon einen Aufruf an die Mächte an. Doch man kennt auch John

Digitized by Google

Bull. Die Tugendmaske steht ihm schlecht. Er ist ein hart gesottener Sünder. Es giebt kein menschliches Gefühl, das so edel, so erhaben, so heilig wäre, daß er nicht im wörtlichsten Sinne Capital daraus zu schlagen wüßte. Umgekehrt schreckt er vor den verwerflichsten Mitteln, seine Interessen wahrzunehmen, nicht zurück, wenn einwandfreie versagen. Hat England nicht China durch einen Krieg zur Duldung des Opiumschmuggels gezwungen, und sich dadurch mit verantwortlich gemacht für die Verheerungen, die dieses Gift im chinesischen Volke anrichtet? Arbeiten nicht in den Minen von Transvaal immer noch gegen 4000 Chinesen unter Bedingungen, die an Sclaverei grenzen? Und wie steht es um die englische Herrschaft in Indien? Wie ist es möglich, daß Keir Hardie als Engländer, wenn auch Socialist, behaupten konnte, daß die gegenwärtigen Zustände in Bengalen schlimmer seien als die in Rußland, und die von englischen Beamten dort begangenen Grausamkeiten abscheulicher als die türkischen Greuel in Armenien?

Was Wunder, daß in Belgien kein vernünftiger Mensch an die Aufrichtigkeit der englischen Entrüstung über die „Atrocities“ im Congostaat glaubte. Kundige Thebaner haben dieses Vorgehen lange in folgender Weise gedeutet: England hegt den grandiosen Plan, durch eine Bahn von Kapstadt bis Kairo Afrika in seiner ganzen Länge zu durchqueren. Um sie in grader Linie auszuführen, muß der Congostaat durchschnitten werden. England liebt keine Umwege und es genügt ihm nicht, über einen breiten Landstreifen zu verfügen. Die ganzen Gegenden, durch die seine Bahn führt, sollen englisch sein. Deßhalb hat es schon Transvaal in seinen Besitz gebracht, das es auf der rechten Flanke beunruhigte. Jetzt soll der Congostaat an die Reihe kommen. — Ungereimt ist diese Erwägung nicht zu nennen. Warum sollte es den Belgiern in Afrika nicht ähnlich ergehen können wie den Portugiesen einst in Ostasien. 200 Jahre hindurch durften die Portugiesen den Chinesen als die unternehmendste und tüchtigste aller fremden seefahrenden Nationen gelten. Ihre Colonie in Macao blühte noch als Seebad und Handelsstadt, sowie Auswanderungs- oder Ausfuhrhafen für chinesische Kulis, als die Engländer schon jahrelang ohne Erfolg in Hongkong wirthschafteten. Da erschien von einer den englischen Missionskreisen angehörenden Dame ein dickes Buch über die Unsittlichkeit des Kulihandels in Macao. Das gab den Anstoß zu einem jahrzehntelang währenden Feldzug gegen den portugiesischen Kulihandel. 1876 sahen sich die Portugiesen genöthigt, ihre Auswanderungsstätten in Macao zu schließen. Der Kulihandel verzog sich in kürzester Zeit nach Hongkong, Singapore und Penang. Macaos Handel ging großentheils an Hongkong über, sein Hafen versandete.

Belgien hat sich ja inzwischen bereit finden lassen, wegen Uebernahme des Congostaats mit dessen Verwaltung zu unterhandeln. Im Jahre 1889 hatte König Leopold ein Testament aufgesetzt, wonach der Congostaat nach seinem Tode an Belgien fallen sollte. 1891 erwarb Belgien das Vorkaufsrecht, daß 1901 bestätigt wurde. Seitdem sind die Bedingungen, unter denen Belgien die Verwaltung der Colonie übernehmen könnte, Gegenstand von Unterhandlungen zwischen König Leopold und der belgischen Regierung und Volksvertretung gewesen. In England haben die Kreise der Congo-Reform Association nichts unversucht gelassen, um eine Verständigung zu erschweren. So lange die Vertreter des Congostaates noch unerschütterlich auf Gewährung bestimmter Sonderrechte und Vortheile für den König bestanden, wurden Mr. Morel und seine Freunde nicht müde, zu versichern, ihr Vertrauen zum belgischen Volke, daß es geordnete, culturwürdige Zustände im Congostaat schaffen werde, sei groß, nur müsse man den Einfluß König Leopolds völlig auszuschalten wissen. Als aber König Leopold sich in der Wahrung seiner persönlichen Interessen nachgiebig zu zeigen begann, da kehrte sich die öffentliche Meinung in England sofort gegen Belgien selbst; in Resolutionen und Petitionen verlangte man sogar eine schleunige Intervention der britischen Regierung gegen die Uebernahme des Congostaats durch Belgien. Inzwischen ist man in Belgien im Laufe der Unterhandlungen englischer Empfindlichkeit in Hinsicht auf Wahrung internationaler Rechte immer weiter entgegen gekommen und durch die Zusatzacte vom 8. März 1908 ist nun auch mit der Krondomäne aufgeräumt worden. Die Stimmung des belgischen Volkes ist der Uebernahme heute günstiger als früher; diese wird auch ohne Zweifel erfolgen. Eine andere Frage ist es, ob das kleine Land des riesigen Colonialbesitzes jemals froh werden wird. Es übernimmt die Schöpfung König Leopolds mit einem großen Defizit und wird noch manches Jahr Zuschüsse leisten müssen. Als Auswandrungsgebiet kommt sie nicht in Frage; denn während heute kaum 1000 Belgier im Congobecken wohnen, giebt es deren in Nordfrankreich allein 700000. Begründet ist zudem, was ein Gegner der Uebernahme, Bertrand in der Sitzung der 17er Commission vom 13. März sagte: „Mit dem besondern Regime, das ihm durch die Berliner Acte auferlegt ist, ist der Congo eine Colonie von internationalem Charakter. Alle Nationen stehen hier auf dem Fuße der Gleichberechtigung, während Belgien allein die Lasten der Verwaltung tragen soll. Die Rolle, die man uns zugedacht hat, ist die Rolle von Gimpeln. Wenn die Colonie sich eines Tages gedeihlich entwickelt, bildet sie eine Gefahr für unser Land. Die Großmächte wird es darnach gelüsten und sie werden sie unter sich auftheilen, wenn es in ihrem Interesse liegt.“ Belgien muß nach Uebernahme der Colonie die Gefühle der englischen Moralisten respectiren, darin liegt die größte Schwierigkeit und diese Gefühle werden wohl kaum eher zur Ruhe kommen, bis sich John Bull in dieser oder jener Form den Löwenantheil am Congostaat gesichert hat.

---

## Armeetradition und Offiziersatz.

Von Agricola.

(Schluß.)

In dem unter weniger starkem behördlichen Einfluß stehenden Offiziercorps des Beurlaubtenstandes tritt die vielen Gutsituirten eigene lasche Auffassung des Dienstes natürlich besonders deutlich zu Tage. Man hört reichlich oft darüber klagen, daß, während die weniger Bemittelten oft unter empfindlichen Opfern an Zeit und Geld ihren militärischen Pflichten treulich nachkommen, ein auffallend großer Theil der „Besitzenden“ jeder Einberufung zu militärischen Dienstleistungen alle erdenklichen Schwierigkeiten entgegensetzt. Diese Erfahrung wird nicht nur in dem feudalen Osten, sondern auch in dem industriereichen Westen gemacht. Sogar bei den üblichen kameradschaftlichen Vereinigungen fehlen immer die nämlichen Offiziere. Auch hier sind den für die Aufrechterhaltung der Disziplin und die Pflege der Kameradschaft Verantwortlichen die Hände in hohem Maße gebunden. Nach der herrschenden Auffassung hat der Offizier des Beurlaubtenstandes neben seinen militärischen auch politische Pflichten zu erfüllen. Und man ist geneigt, nach dem Einfluß, den man dem Einzelnen in seiner Eigenschaft als Großgrundbesitzer oder Großindustrieller gegenüber seiner Umgebung zutraut, den daraus erwachsenden Schaden zu bemessen, daß ein Vorgesetzter einer mit so kleinen Schwächen behafteten Persönlichkeit nicht mit genügender Nachsicht begegnet und ihr dadurch den Anlaß giebt, vielleicht früher als üblich aus dem Militärverhältniß auszuscheiden, in dem er sich keinerlei Meriten erworben hat. Schon mancher Commandeur ist an dieser Klippe gescheitert.

Digitized by Google

Andererseits unterliegt wieder der Ehrgeizige leicht der Versuchung, die ihm zu Gebote stehenden Mittel in den Dienst seiner Carrière zu stellen. Hierzu bieten sich die verschiedensten unter kaum irgend einen Paragraphen der militärischen Strafbestimmungen zu rubrizierende Möglichkeiten. Ich habe nicht nöthig, dies unerquickliche Thema ausführlicher zu behandeln. Wer die Armee kennt, weiß, was gemeint ist. Natürlich wird durch ein solches unlauteres Treiben nicht nur die Kameradschaft geschädigt, sondern an die Stelle eines gesunden Wettbewerbs eine im Trüben fischende Streberei gesetzt, bei der die Ehrlichen den Kürzeren ziehen müssen. Andeuten muß ich ferner, daß mit dem zunehmenden Wohlstand des Offiziers sich die Kluft zwischen dem aus ärmlichen Verhältnissen stammenden Manne und dem Vorgesetzten erweitert. Daß das wechselseitige Verständniß, die Grundlage des Vertrauens des Geführten zum Führer, damit erschwert wird, und der Dienst im Heere, dazu bestimmt, dem Volke eine Schule spartanischer Einfachheit zu sein, die Begehrlichkeit wie in das Offiziercorps, so in verstärkten Maße in immer weitere Kreise der Bevölkerung trägt.

Hält man sich alles dies vor Augen, so ist es schwer zu begreifen, wenn im Hinblick auf das Mißliche der Offiziercarrière verschiedentlich ernsthaft die Hoffnung ausgesprochen wurde, in Zukunft möchten sich ihr nur solche zuwenden, die über reichliche Privatmittel verfügen. Jeder Einsichtige kann nur den Wunsch hegen, daß sich dies niemals erfüllen möge. Man kann nicht sagen, die Gefahren des Reichthums für die Armee seien hier stärker betont, als die noch im Heere bestehenden Verhältnisse rechtfertigten. Gewiß herrschen in der überwiegenden Zahl der Regimenter noch keine zu Besorgniß Anlaß gebenden Zustände und das Preußische Sparta der Soldatenerziehung wird nicht im ersten Ansturm genommen werden. Trotzdem sind nach der Neuauflage der Hannoverschen Spieleraffäre unseligen Angedenkens und dem Potsdamer Debakel die oben angestellten Betrachtungen sehr wohl berechtigt. Sie sollen das Ziel kennzeichnen, auf das wir lossteuern und zu ernster Prüfung anregen, ob der gesteuerte Cours richtig ist.

Noch eine andere wichtige Frage muß hier berührt werden. Da der Zufluß zum Offiziercorps aus den Staatsdienerfamilien zu versiegen beginnt, empfängt dies seinen Ersatz in steigendem Maße aus den Erwerbskreisen. Es ist behauptet worden, der seiner Zusammensetzung nach zur Einseitigkeit neigende Offizierstand werde eine wünschenswerthe Erneuerung erfahren, wenn er recht viele unter dem Einfluß andrer Ständesanschauungen aufgewachsenen Elemente in sich aufnehme. Dadurch werde sich die Enge seines Gesichtskreises weiten, der herbe Zug in seinem Wesen gemildert und für das Verständniß zwischen ihm und dem übrigen Volke eine neue Brücke geschlagen werden. Wie steht es mit dieser Behauptung?

Es ist hier der Nachweis versucht worden, daß wir unbedingt einen in bescheidenen Verhältnissen aufgewachsenen Offiziersatz nöthig haben und zwar einen solchen, dessen innere Uebereinstimmung mit der durch erprobte, deßhalb unveräußerliche Ueberlieferungen gebundenen Corporation nicht erst herzustellen versucht werden soll, sondern aus der Kinderstube herausgewachsen sein muß. Ein dieser Forderung nicht entsprechender Ersatz ist nur als Nothbehelf anzusehen. Ihn darf man, wenn die Eigenart des Offiziercorps nicht Gefahr laufen soll, diesem nicht in einem zu maßgebendem Einfluß führenden Umfange zuführen. Zunächst muß betont werden, daß es gerade der wohlhabendere Theil der genannten Stände ist, der seine Söhne in die Armee schickt. Das hat an sich schon seine hinreichenden Bedenken und ihnen schließen sich noch andere an. Ich stelle zunächst fest, daß ich mich von dem Vorurtheil derer frei fühle, die dem Offizier einen Ehrbegriff höherer Art vindiziren möchten. Allein bei aller Hochachtung vor den erwerbenden Kreisen, ihrem Fleiß, ihrer hohen beruflichen Tüchtigkeit und Ehrenhaftigkeit kann man doch nicht darüber im Unklaren sein, daß sie, wie nach ihrem durchschnittlichen standart of life, so auch im Hinblick auf manches Andere für einen Beruf nicht die richtige Schule sein können, in dem nicht das Maß der intellectuellen Begabung, sondern die Denkweise, die Gesammtheit der Charaktereigenschaften und Lebensgewohnheiten den Ausschlag geben müssen. Der aus diesen Familien hervorgegangene junge Mann kann zweifellos ein im gewöhnlichen Sinne höchst tüchtiger und wohlerzogener sein, seine Brauchbarkeit zum Offizier ist damit noch nicht dargethan. Eine durch Vererbung bedingte Befähigung zum Soldaten kann er nicht aufweisen. Er hat im Elternhause in der Hauptsache Eindrücke gesammelt, die er in seinem Berufe in keiner Weise verwerthen kann. Zum Theil muß er sie so schnell wie möglich über Bord werfen. Wer Truppe und Offizier nur bei festlichen Gelegenheiten gesehen hat, hat kaum eine richtige Vorstellung davon, welche Summe von Arbeit und Selbstverleugnung das sichtbare Resultat der militärischen Ausbildung zur Voraussetzung hat. Das ist um so gewisser, als auch heute noch die militärische Berufsarbeit selbst in den gebildeten Classen vielfach falsch eingeschätzt wird. Woher soll er wissen, daß hinter den zahlreichen und schweren Standespflichten ein Mindestmaß von mit der Zeit belanglos gewordenen „Prärogativen“ zurücktritt? Es besteht somit keinerlei Garantie dafür, daß nicht die Neigung zum Soldatenhandwerk weniger der beruflichen Seite desselben als seiner außerdienstlichen entspringt, daß der von Aeußerlichkeiten Geblendete sich Erwartungen hingiebt, die zu Enttäuschungen führen müssen. Für die Angehörigen solcher Familien, die in der Armee nicht vertreten sind, hat der Eintritt in das Offiziercorps seine besonderen Reize.

Mit Fug und Recht verlangt man von dem Offizier eine starke Betonung des eigenen Volksthums, eine allein auf die Erhaltung des Staates gerichtete, sonst von politischen Erwägungen irgend welcher Art freie Gesinnung. Beides sind wichtige Armeeüberlieferungen. Dr. Kurt Moriz-Eichborn hat in seiner unlängst erschienenen Schrift: „Das Soll und Haben von Eichborn & Co. in 175 Jahren“, der von den Erwerbsständen seiner Heimathprovinz Schlesien in der schweren Zeit von Preußens Niedergang bewiesenen Vaterlandsliebe ein wohlverdientes Denkmal gesetzt. Es steht fest, daß die Opferwilligkeit der Kaufmannschaft und der Gewerbetreibenden dieser Provinz in einem für die sonstigen Besitzenden beschämenden Gegensatz immer von Neuem in wahrhaft selbstloser Weise dem schwer bedrängten Lande aus seinen finanziellen Nöthen geholfen haben. Und Niemand wird daran zweifeln, daß diese Stände auch in Zukunft in jedem ähnlichen Falle wieder ebenso handeln würden. Allein trotzdem darf man nicht übersehen, daß sie den specifischen Einflüssen der Zeit in ganz anderem Maße unterliegen, als der mit seiner Existenz allein an den Bestand des Staates gekettete Offizier oder Beamte. Diese Einflüsse aber sind solche, die sich nicht allein in der Richtung des staatlichen, nicht einmal des allgemein bürgerlichen Interesses bewegen. Der Handel und Wandel, langer Aufenthalt im Auslande, heute das Erforderniß einer sorgfältigen kaufmännischen Ausbildung, führen leicht zu einer Abstumpfung des Gefühls für die Unterschiede der Rassen und erzeugt in dem nationalen Empfinden eine Unterströmung, die beim Offizier durchaus nicht zu brauchen ist. In dieser Feststellung kann nichts Herabsetzendes liegen. Auch der Staatsdiener wird in seinem Empfinden gegenüber dem Staate vielfach durch egoistische Motive beeinflußt, jedoch nicht in dem Sinne, daß zwischen seinen Interessen und den staatlichen sich ein ernstlicher Zwiespalt ergeben könnte. Im Zuge der Zeit liegt etwas Weltbürgerliches. Das ganze moderne Wirthschaftsleben ruht auf internationaler Grundlage, und die Internationalität reicht von der sozialistischen bis zu den Welt-

Digitized by Google

postverträgen und den internationalen Hygiene- und Friedenscongressen.

Man verlangt ferner — ebenfalls mit vollem Recht — daß die Politik dem Heere fern bleibe. Daher ist es inconsequent, den Ersatz an Offizieren immer mehr aus Kreisen zu nehmen, die in der Ausübung ihrer Staatsbürgerpflichten sich von den verschiedenartigsten politischen Ansichten leiten lassen. Auch in dieser Beziehung — das wollen wir doch nicht vergessen — giebt jedes Haus den Seinen ein Erbtheil ins Leben mit. Und in dem natürlichen ständigen Verkehr mit dem Elternhause entwickelt sich dieses um so ungestörter, als das Offiziercorps sich jeder politischen Propaganda zu enthalten hat und auch nicht im Geringsten controliren kann, ob seine einzelnen Mitglieder conservativen oder liberalen, ultramontanen oder freisinnigen Einflüssen ausgesetzt sind.

Es sind also der Rekrutirung des Offiziercorps aus den Kreisen der Nichtstaatsdiener gewisse natürliche Grenzen gesteckt. Werden dieselben überschritten, so tritt an die Stelle der nothwendigen Einheitlichkeit dieser Korporation eine Vielgestaltigkeit. Diese erzeugt in deren Organismus einen, zwar für gewöhnlich nicht wahrnehmbaren, Schwächezustand, der aber in ungewöhnlichen Zeiten leicht zu unangenehmen Erscheinungen führen kann. Die Geschichte der französischen Armee liefert sehr lehrreiche Beispiele.

Um mit Aussicht auf Erfolg Traditionen pflegen zu können, muß der Staat sein Verhältniß zu seinen Dienern, dem Offizier vornehmlich, einer Revision unterziehen. Der Berufsoffizier kann ebenso wie jeder andere Staatsdiener, da die Kaufkraft des Geldes von der Güter- und Gewinnerzeugung abhängt, nur dann bestehen, wenn ihm an dieser in Form eines zeitgemäßen Einkommens (Pension) sein aliquoter Antheil gewährt wird. Auf diesen, wie seither die Neigung bestand, ihm „den Glanz und die Ehre“ seiner Stellung verrechnen zu wollen, ist unlogisch. Das müßte folgerichtig dazu führen, den einflußreicheren und geehrteren Commandierenden General niedriger zu besolden als den bedeutungslosen Leutnant. Die dem Staatsdiener gezollte Achtung ist kein abzugsfähiges, geldwerthiges Staatsbenefizium, sondern die Begleiterscheinung herkömmlicher Integrität und Tüchtigkeit. Man wird daher von der Erwägung ausgehen müssen, daß die durchschnittliche militärische Laufbahn in ihrem Gesammtertrage nicht hinter demjenigen der nicht übermäßig bezahlten übrigen Staatsdiener zurückbleibt. Man wird übereinstimmend mit dem allgemeinen Rechtsgefühl das Abkommen zwischen Staat und Staatsdiener dahin interpretiren müssen, daß der Letztere im Gegensatz zu der vom Kriegsminister im Reichstage ausgesprochenen Ansicht nicht mit seiner Verabschiedung endgiltig abgefunden wird. Mit dem jedem eintretenden Staatsdiener seitens des Staates gegebenen Versprechen bis an sein Ende für ihn sorgen zu wollen, ist die Zumuthung schlechterdings nicht vereinbar, daß der unter Umständen früh im Beruf zu Schaden gekommene Offizier in den Tagen des Alters sich mit einer Pension durchschlagen soll, die, in seiner Jugend zu Recht bestehend, nach Ausweis neuer Pensionsgesetze längst ihre Berechtigung eingebüßt hat. Die seitherige Auffassung der Fürsorgeverpflichtung war nur solange zulässig, als sich noch im Zeitraum eines Menschenlebens die Wirthschaftsverhältnisse nicht merkbar änderten. Heute fehlt statistisch erweisbar diese wichtige Voraussetzung. Die Erfüllung seiner Zusage hiermit in Einklang zu bringen, ist Pflicht des Staates, zu dessen guten Ueberlieferungen auch die gewissenhafte, dem vollen Sinne entsprechende Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten zu rechnen ist. Geschieht dies, so wird gleichzeitig einem weiteren preußischen Herkommen Genüge gethan, das König Friedrich Wilhelm IV. in einem vom 1. Juli 1849 datirten, an das Staatsministerium gerichteten Handbillet mit den Worten berührt: „Unsere Armee ist durch die Könige, meine Vorfahren, geschaffen und gepflegt worden; sie ist seit länger als 100 Jahren an diese treue Pflege gewöhnt. — Jeder Offizier sieht in seinem Könige den persönlichen Herrn, der ihn befördert, sich seiner annimmt, ihn vertritt: diesem innigen Verhältniß der Armee zu ihrem Kriegsherrn verdankt das Land die Zuverlässigkeit und Hingebung der Armee. — Es wäre höchst verderblich, diese innige Verbindung zu lockern und zu lösen.“ Je mehr die hier ausgesprochene Ansicht den Nagel auf den Kopf trifft, desto lebhafter ist zu bedauern, daß in den letzten Decennien auf dem Gebiet der pflichtmäßigen Fürsorge so vieles, was hätte geschehen müssen, unterblieben ist. Diese Unterlassungssünden, deren Spitze sich hauptsächlich gegen die verabschiedeten Offiziere richtete, haben ganz wesentlich dazu beigetragen, die bewährten Ersatzverhältnisse des Offiziercorps über den Haufen zu werfen und manchen der Verabschiedeten, dieser natürlichen Träger der Staatsidee, in seinen Ansichten schwankend gemacht. Das war zu vermeiden, wenn unsre militärische Erziehung selbstständigere und verantwortungsfreudigere Männer zu schaffen wüßte, die an den vorhandenen Schäden nicht vorbeisehen und unbekümmert um Gunst oder Ungunst durch die Verhältnisse geforderte Entschlüsse rechtzeitig zu finden und herzhaft durchzufechten wissen. An Charakteren wie York und Blücher fehlt es uns.

---

## Nochmals die Oberlehrer.

Von Dr. Th. Mühe (Hamburg).

(Schluß.)

Es liegt kein Anlaß vor, von der Oberlehrerschaft in ihrer gegenwärtigen Zusammensetzung schon anzunehmen, daß sie eine irgendwie geringere als die Durchschnittsqualität der „Besten“ darstellt.

Gehen nun ihre Leistungen zur Zeit über das Maß des Erforderlichen hinaus, so kann man der voraussichtlichen künftigen Materialverschlechterung immerhin abwartend ruhig entgegensehen. Genügt sie grade billigen Erwartungen, so ist anzunehmen, daß sie in Zukunft versagt. Entspricht sie schon jetzt nicht mehr den berechtigten Anforderungen, so steht außer Frage, daß sie es später erst recht nicht vermag.

Wer will — wer darf hier Richter sein? Ein Einzelner gewiß nicht. Wohl aber muß es gestattet sein, aus etwa vorliegenden Urtheilen der Allgemeinheit Schlüsse zu ziehen. Ich zweifle nicht daran, daß sich — namentlich auch aus Oberlehrerkreisen — mancher Einwand gegen die Annahme erheben wird, das von mir an der oben erwähnten Stelle herangezogene Urtheil aus der Literatur entspreche allgemeinem Empfinden. Was darf denn aber als Urtheil der Allgemeinheit angesehen werden? Etwa die amtlichen Auslassungen von Regierungsvertretern? Oder vielleicht die Parlamentsreden im Abgeordnetenhause, wo unlängst in seltener Harmonie den Oberlehrern ein Loblied nach dem andern angestimmt wurde? — Man darf es füglich bezweifeln. Offenbart sich allgemeines Denken und Empfinden nicht eher in den mannigfachen Literaturwerken, die — mit oder ohne Absicht der Geschmacksrichtung der Zeit Rechnung tragend — für den Oberlehrer längst einen feststehenden Typus geschaffen haben? Ein Zweifel wäre noch statthaft, wenn nicht außer der satirischen auch die ernste Literatur durchweg diesen Typus aufgegriffen hätte. Schmeichelhaft ist er freilich nicht. Ein Grausen vor sich selbst muß den Oberlehrer erfassen, der sich im Spiegel der heutigen Literatur betrachtet. „Das sollst du sein?“ — Wie war noch die Forderung? Intelligenz, Charakter, pädagogisches Geschick, socialer Tact! Wie schallt das Urtheil der Allgemeinheit aus dem Sprachrohr moderner Literatur? Bornirtheit, Charakterlosigkeit pedantische Afterpädagogik, unbegrenzte Tact- und Manirenlosigkeit! —

Digitized by Google

Dies Urtheil vereint die Frage, ob die heutige Oberherrschaft ihre Aufgabe zu erfüllen im Stande ist. Wäre es richtig, so ergäbe sich daraus die Folgerung, daß der Durchschnitt derer, die die Qualifikation zum höheren Staatsdienst überhaupt erreichen, den Pflichten des Oberlehreramtes nicht gewachsen ist. Damit ist zugleich das Urtheil über das Unter-Durchschnittsmaterial gesprochen.

Welche Consequenzen sind aber vernünftiger Weise aus solchem Urtheil zu ziehen? Welcher höhere Zweck verbindet sich mit dieser einmüthigen Verhöhnung der Oberlehrer in Literaturprodukten aller Gattungen und Richtungen, die — so verschieden sie im Uebrigen unter einander sein mögen — in diesem einen Punkte rührende Uebereinstimmung zeigen? — Doch wohl die Absicht, Besserung zu bewirken! Daß die vorhandenen Oberlehrer durch das Studium dieser Literatur zur Erkenntniß ihrer Erbärmlichkeit kommen, in sich gehen und am Ende gar anständige Menschen werden könnten, ist wohl kaum zu erhoffen. — Daß ihre literarische Brandmarkung dem Stande würdigere Vertreter zu werben vermöchte, erscheint noch unwahrscheinlicher.

Wer aber in untüchtigen Jugenderziehern eine nationale Gefahr sieht, wer ernstlich an das Vorhandensein dieser Gefahr glaubt, der muß auch auf die Mittel hinweisen, die allein sie beseitigen können.

Daß überall die Naturnothwendigkeit des Gebärens allein das Musen-Kind zur Welt gebracht hat, darf zweifelhaft erscheinen. Aber wenn auch, der Durchschnittsphilister, der im Roman und von der Bühne herab behaglich schaudernd vernimmt, wie edle Jugend von pädagogischen Wichten in der Blüthe geknickt und zertreten wird, fühlt sich retrospectiv als Märtyrer brutaler Tyrannei in allen Fällen, wo ihm einst eigne Bornirtheit Erfolg und Anerkennung schmälerte. Er setzt zwischen Wahrheit und Wirklichkeit das Gleichheitszeichen. Was ist ihm ästhetischer Genuß! Was weiß er von willenlosem Versenken in ein Kunstwerk! Er zieht aus allem gute Lehren. Ist davon die Rede, den Oberlehrern die wirthschaftliche und sociale Lage zu bessern, so kann er es nicht begreifen, wie man solche Leute noch obendrein quasi belohnen will.

Demgegenüber sollten grade die, denen schöpferischer Drang die Offenbarung inneren Erlebens zur Nothwendigkeit macht, und die sich dadurch veranlaßt sehen, dankbaren Lesern und Zuschauern im Oberlehrer den Inbegriff von Unverstand und Niedertracht vorzuführen, Allen voran auch ihre Stimme erheben zu der Forderung: Schafft besseres Material, einerlei um welchen Preis. Es soll nicht geleugnet werden, daß hin und wieder Aeußerungen in diesem Sinne vernehmbar werden; sie finden sich aber nur vereinzelt, gelegentlich hingeworfen, und können daher nur wenig wirken.

Aber nicht nur wer dem allgemeinen Urtheil über die Oberlehrer zustimmt, auch wer dessen Einseitigkeit erkennt, wer zugiebt, daß ihm Motive mitwirkend zu Grunde liegen, wie ich sie früher darzustellen versucht habe, wird zu dem Schlusse kommen, daß — wo Ausnahmeerscheinungen hinreichen, einen ganzen Stand in eine Art Verruf zu bringen, und damit zum Schaden der nationalen Erziehung seine Wirksamkeit zu beeinträchtigen — welcher Oberlehrer hätte dafür aus der Praxis nicht symptomatische Beweise! — Daß da eine ganz besondre Sorgfalt in der Auswahl des Beamtenmaterials von Nöthen ist.

Dabei ist immer im Auge zu behalten, daß grade die, mit denen nach classischem Zeugniß selbst Göttern der Kampf zu schwer wird, was einleuchtenden Gründen auch bei idealer Besetzung aller Oberlehrerstellen stets gegen ihre einstigen Lehrer und damit gegen den ganzen Stand voreingenommen und vermöge ihrer achtunggebietenden Mehrheit erfolgreich bestrebt sein werden, die „Schulmeister" in ihrer socialen Geltung herabzusetzen.

Während überall anderswo im höheren Staatsdienst das Amt als solches schon Nimbus und Ansehen verleiht und die Persönlichkeit erst in zweiter Linie in Betracht kommt, muß beim Oberlehreramt die Persönlichkeit ganz allein, und zwar trotz des Amtes, Autorität und damit überhaupt Wirkungsmöglichkeit schaffen. Es liegt auf der Hand, daß hier dauernd nicht mit einem Beamtenmaterial von bescheidenster oder auch durchschnittlicher Qualität gearbeitet werden kann. Die größeren Hindernisse erfordern die stärkeren Kräfte. Soll nach der Sichtung, die durch die Forderung des akademischen Bildungsganges erfolgt, noch eine weitere Auslese dadurch getroffen werden, daß man die eine oder die andre Laufbahn vor den Uebrigen durch höheren Sold und reichere Ehren auszeichnet, und damit einen Wettbewerb herausfordert, in dem unter den Tüchtigen wiederum die Tüchtigsten siegen werden, so müßte ihrer besonderen Schwierigkeiten wegen, grade der Oberlehrerlaufbahn diese Bevorzugung zu Theil werden. Das würde freilich eine völlige Umwälzung des bestehenden Sichtungssystems bedeuten, die mit einer einmaligen Gehaltsregulirung — bei dem Tempo in den Preußens Fortschrittsmühlen mahlen — freilich kaum erreicht werden kann, als Ziel aber stets festgehalten werden muß. Unter dem Gesichtspunkt dieses Zieles ist im nationalen Interesse den Oberlehrern die Stellung in den Beamtengruppen mit gleichartiger Vorbildung anzuweisen. Wird darnach verfahren, so wird auch die Oberlehrerschaft alle Ursache haben, zufrieden zu sein. Sie dürfte freilich das jedes Mal Erreichte nicht irgend welcher Anerkennung ihrer Leistungen zuschreiben, sondern lediglich der endlich dämmernden Erkenntniß von der Bedeutung ihres Amtes und dessen, was ihm Noth thut.

Sollte aber diese Erkenntniß vor der Hand noch nicht deutlich sichtbar werden, so wird — wenn nicht alle Zeichen trügen — die kommende Zeit, da ihr der Idealismus schwindet, der den Oberlehrern seither zur Noth einen leidlichen Nachwuchs sicherte, vermuthlich ziemlich schnell und peinlich aufklärend wirken.

An Quantität wird es gewiß auf die Dauer nicht fehlen, an Qualität umso mehr.

## Nachschrift.

Anläßlich des unerquicklichen Conflictes, der zwischen Herrn Dr. Heinrich Schröder-Kiel, dem verdienstvollen und uneigennützigen Vorkämpfer für die Sache der Oberlehrer, und der „geordneten Vertretung" des höheren Lehrerstandes ausgebrochen ist, und der im Wesentlichen seinen Grund in der wenig vornehmen Art hat, in der man Schröders letzte Broschüre: „Zur Gleichstellung der höheren Beamten in Preußen, insbesondere der Philologen und Juristen" angegriffen hat, halte ich es für angebracht, zu betonen, daß die vorstehenden Ausführungen keineswegs den Werth und die Nothwendigkeit des Kampfes ums Recht, wie ihn Schröder vor Allem geführt hat und führt, bestreiten sollen. Gegen solchen Standpunkt würde der bisherige Erfolg dieses Kampfes mit Recht ins Feld geführt werden. Es sollte vielmehr darauf hingewiesen werden, daß es für einen vollen Erfolg im Kampfe um die Erfüllung dieser wie jeder anderen Forderung an eine Regierung nothwendig ist, das Nützlichkeitsprincip, das den Staat stets in erster Linie im Interesse der Gesammtheit leitet, auch in erster Linie mit in Rechnung zu ziehen, zumal wenn, wie hier, der Fall so liegt, daß der Staat selbst ein größeres Interesse an der Erfüllung der Forderung haben muß, als die Fordernden.

Wie begründet diese vielleicht paradox erscheinende Behauptung ist, lehrt der folgende kurze Einblick in die Thatsachen, die den sachlichen Anlaß zu dem erwähnten Conflict enthalten:

Herr Professor Dr. Lortzing, einer der „geordneten Vertreter", hat im Auftrage der Delegirten-Conferenz der Provinzialvereine akademisch gebildeter Lehrer Preußens eine

Digitized by Google

Denkschrift verfaßt, die der Regierung überreicht wurde. In dieser Denkschrift wird an mehreren Stellen die Forderung der gehaltlichen Gleichstellnng der Oberlehrer mit den Richtern erhoben. Gleichzeitig wird aber dargethan, daß die Erfüllung dieser Forderung für die jüngeren Oberlehrer nicht so nothwendig sei wie für die älteren.

Wenn diese Darlegung überhaupt einen Sinn haben soll, so bedeutet sie praktisch den einstweiligen Verzicht auf die Gleichstellung für die Jüngeren, wenn nur die Aelteren das Ziel erreichen.

Damit giebt die Denkschrift ein typisches Beispiel „sentimentaler" Begründung einer Forderung, deren Erfüllung in der angedeuteten Modification dem staatlichen Interesse direct entgegenlaufen würde.

---

## Die Bedeutung der drahtlosen Telegraphie für die Entwicklung unsrer Colonien.

Von Oberleutnant a. D. Ingenieur K. Solff (Steglitz).

1.

Wir stehen vor einer neuen Aera der deutschen Colonialpolitik. In dieser Reichstagssession hat der neue Staatssecretär Gelegenheit gehabt, sein Programm zu entwickeln und den Vertretern des Volkes darzulegen, was er als Mann der Praxis nach seinen an Ort und Stelle gewonnenen Eindrücken für das zunächst Erreichbare und deßhalb mit allen Mitteln Anzustrebende hält.

Freilich, der unerfreuliche Stand unserer Reichsfinanzen erlegt ihm äußerste Mäßigung auf, und manch schönen Plan, manch guten kaufmännischen Gedanken, der im Schatten afrikanischer Palmen schon greifbare Gestalt angenommen hatte, wird der Staatssecretär in seinem Busen verschlossen und auf künftige bessere Zeiten aufgespart haben.

Aber wichtiger vielleicht, wie die Bewilligung reichlicher Staatsmittel, ist für die Erschließung unsrer Colonien die jetzt hoffentlich einsetzende lebhaftere Betheiligung des deutschen Privatcapitals, das sich bisher allen unsern colonialen Bestrebungen gegenüber so spröde und zugeknöpft verhielt. Die aufklärende Thätigkeit der Colonial- und Flottenvereine, die überzeugenden Worte von Kennern der Verhältnisse, wie Professor Robert Koch, die persönlichen Eindrücke, die Mitglieder des Reichstags an Ort und Stelle gewonnen haben, haben ja wohl die Mär von der Werthlosigkeit unsrer Colonien allmälig richtig gestellt. Es unterliegt jetzt keinem Zweifel mehr, daß es möglich sein wird, wenigstens einen Theil der überschießenden deutschen Volkskraft, die bisher andern Ländern zu Gute kam, nach unsern Colonien abzulenken und so dem Deutschthum zu erhalten. Wir wissen aber auch, daß unsre Besitzungen nicht zu den Ländern gehören, wo die Reichthümer sozusagen auf der Straße liegen, daß es angestrengter Arbeit und großer Mittel bedarf, um sie besiedelungsfähig zu machen, und dem deutschen Colonisten durch die Möglichkeit, die Producte seiner Arbeit abzusetzen und entsprechend zu verwerthen, eine sichere Existenz zu schaffen. Seit Jahren behandelt man in allen Variationen das bekannte Thema, daß der Handel der Flagge folgt, und daß er weiterhin der Schienen und des Telegraphenkabels bedarf, um von der Küste aus vordringen zu können in das den Absatz bestimmende Hinterland. Hier steht dem Privatcapital ein weites Feld offen, auf dem es sich bethätigen und Werthe schaffen kann, deren baldige Rentabilität über jeden Zweifel erhaben ist.

Daß Englands Weltherrschaft nicht nur auf seiner Flotte beruht, sondern ebenso sehr auf dem klug angelegten, vielmaschigen Kabelnetz, mit dem es die Erde überzogen und die weit verstreuten Glieder des Reiches in directe Verbindung mit dem Mutterlande gebracht hat, ist eine alte Weisheit, der sich Niemand verschließen kann. Millionen englischen Capitals ruhen da auf dem Meeresgrund, aber sie besitzen werbende Kraft und haben die Handel treibenden Nationen dem meerbeherrschenden Albion zinsbar gemacht. Auch wir tragen alljährlich ein gut Theil dazu bei, diese wichtige Waffe Englands im Falle eines Seekrieges zu einer schon in Friedenszeiten höchst productiven Einrichtung zu gestalten, denn keine unsrer Colonieen vermögen wir ohne die Benutzung fremder, meist englischer, Kabel zu erreichen. Aber leider können wir in absehbarer Zeit nicht daran denken, unsre Besitzungen durch eigene Kabel direct mit dem Mutterlande zu verbinden, weil der selbst bei weiterer Entwicklung doch immer relativ geringe Verkehr dorthin auch nicht annähernd hinreichen würde, für eine so gewaltige Capitalsanlage, wie sie ein längeres Unterseekabel darstellt, eine nur irgendwie annehmbare Rentabilität zu gewährleisten. Anders stellt sich die Sache freilich, wenn wir eine Verbindung durch drahtlose Telegraphie ins Auge fassen.

Dieses, nächst dem Motorballon und der Flugmaschine, jüngste Kind der Technik blickt jetzt auf eine etwa zehnjährige Vergangenheit zurück. In dieser relativ kurzen Zeit hat es sich in Folge der überaus regen Bethätigung fast aller Culturnationen auf diesem Gebiet, das, wie kein zweites vor ihm, das Interesse und den Forschungsdrang der Gelehrten und Techniker zu fesseln verstanden hat, so weit fortentwickelt, daß man es jetzt schon ohne Einschränkung den alten bewährten Verkehrs- und Nachrichtenmitteln zur Seite stellen kann.

Es ist übrigens bezeichnend, daß auch hier wieder England sich rühmen darf, zuerst den Werth der neuen Erfindung erkannt und ihren Schöpfer Marconi in den Stand gesetzt zu haben, sie in großem Style auszubauen und zu entwickeln. Der Gedanke, sich so ein Weltmonopol zu schaffen, geeignet, auch diese Errungenschaft der Technik zu einem weiteren Fundament ihrer Weltherrschaft auszugestalten, macht dem bekannten Scharfblick der englischen Staatsmänner alle Ehre. Wenn dieser so schön angelegte Plan nicht zur Ausführung gelangt ist, so dürfen wir uns das zu ganz besonderem Verdienst anrechnen, denn Deutschlands Initiative ist es zu danken, daß durch ein internationales Veto hier Raum zu freier Entwicklung geschaffen wurde. Marconi hatte ja von seinem Standpunkt aus nicht so Unrecht, wenn er in jedem der zahlreichen „Systeme", die nach seinen epochemachenden Erfolgen im Jahre 1897 überall auftauchten, nur ein Plagiat sah und sich consequent weigerte, mit nach solchen Systemen gebauten Stationen überhaupt in Verbindung zu treten. Nur darf man dabei nicht übersehen, daß er seine praktischen Erfolge doch größtentheils auf der Geistesarbeit Anderer aufgebaut hat, und daß der deutsche Professor Heinrich Hertz die theoretischen Grundlagen der Erfindung bereits lange vor ihm festgelegt hatte. Auch hat sich Marconi später nicht besonnen, die Resultate neuerer Forscher, wie des Straßburger Professors Braun, für seine Zwecke zu verwenden. Es ist eben ganz natürlich, und kein Patentgesetz der Welt kann dies verhüten, daß alle wirklich großen Erfindungen, die berufen sind, umwälzend in das Leben der Völker einzugreifen, in unsrer modernen, schnelllebenden Zeit über kurz oder lang Gemeingut aller Nationen werden.

Ein Gleiches erleben wir ja gerade jetzt mit der Erfindung des Motorballons und der Flugmaschine. Fast täglich bringen die Zeitungen die Nachricht, daß in diesem oder jenem Lande ein neuer „Lenkbarer" oder „Flieger" fertig gestellt oder im Bau sei, und im Grunde beruhen sie doch meist, von geringen Verschiedenheiten abgesehen, alle auf demselben Princip.

Jedenfalls hat man bei uns, trotz Marconis unbestrittener Priorität, die drahtlose Telegraphie immer als ein echtes Product deutschen Erfinder- und Forschergeistes betrachtet, und auch mit Recht, denn nächst Hertz haben die Arbeiten von Braun, Slaby, Drude, Arco und Anderer erst die Wege

Digitized by Google

geebnet zu einer auf wissenschaftlicher Basis begründeten Lösung des Problems. Den unter den Auspicien dieser Männer von unsren großen Elektricitätsfirmen ins Leben gerufenen Betriebsgesellschaften ist es denn auch sehr schnell gelungen, zunächst auch ohne Staatshülfe Marconis Monopolbestrebungen einen Riegel vorzuschieben. Ist doch die Zahl der von deutschen Gesellschaften erbauten, über die ganze Erde verbreiteten Stationen schon jetzt größer, als die der englischen Marconi-Gesellschaft, und waren wir doch Jahre lang in Folge des großen Interesses, das man der Funkentelegraphie an maßgebender Stelle entgegen brachte, speciell auf militärischem Gebiet den andern Staaten in der Entwicklung weit voraus. Diesen Erfolgen war es auch zu verdanken, daß einer den Fortschritt hemmenden Concurrenz im eigenen Lande auf höhere Anregung hin durch eine der in der modernen Industrie so beliebten und in diesem Falle sicher segensreichen Fusionen rechtzeitig ein Ende gemacht wurde.

So schienen denn alle Bedingungen gegeben, um Deutschland auch auf dem Gebiete der drahtlosen Telegraphie die führende Stellung zu sichern, die es in der Elektrotechnik sonst unbestritten einnimmt. Leider hat man aber bei dem Tempo, mit dem man vorwärts strebte in dem heißen internationalen Wettkampf um die Siegespalme, den Weg ruhiger und stetiger Entwicklung, der allein zum endlichen Ziele führen kann, nicht immer innegehalten. Eine gewiß erklärliche Nervosität verleitete oft dazu, mit neuen Erfolgen bereits an die Oeffentlichkeit zu treten, bevor dieselben gründlich erforscht und durchgearbeitet waren. Die Fehlschläge, die dann nicht ausbleiben konnten, schufen allmälig ein schwer zu beseitigendes Mißtrauen gegen die wirkliche Leistungsfähigkeit der neuen Erfindung. Die lebhafte Reclame z. B., welche die Marconi-Gesellschaft mit ihrer „Ocean-Telegraphie" schon vor einer Reihe von Jahren machte, hat der Sache entschieden mehr geschadet, wie genutzt, und der wirkliche große Erfolg, den sie Ende vorigen Jahres durch die thatsächliche Eröffnung des Verkehrs zwischen Irland und Neu-Schottland erreicht hat, deßhalb kaum die Beachtung gefunden, die er verdient. Auch die Deutsche Gesellschaft hat nothgedrungen diesen „Entfernungs-Record", der eigentlich nur für Laien Interesse hat, mitmachen müssen, und durch die Zeitungen ist es ja wohl hinreichend bekannt, daß Deutschland in Nauen bei Berlin eine aus privaten Mitteln errichtete Riesenstation besitzt, die Schiffen bis in die Höhe von Madeira, d. h. auf circa 3500 Kilometer, Nachrichten zusenden kann. Daß dieser Verkehr nur einseitig ist, und das Schiff mit seinen kaum 30 Meter hohen Masten und einer elektrischen Energie von etwa 1 PS. natürlich nicht seinerseits Depeschen nach Berlin zurückgeben kann, geht aus den Zeitungsberichten nicht immer klar hervor, ist aber selbstverständlich.

---

## Die Schule.

Eine Glosse von Richard Schaukal (Wien).

In seinem schönen Buche „Unsterblichkeit" führt Graf Hermann Keyserling, H. St. Chamberlains bedeutender Freund, Goethe, den Unerschöpflichen, als Zeugen für seine tiefsinnige These an, daß im Wandel der Erscheinungsformen des Individuums keine Epoche einen absoluten Fortschritt bedeute, daß das Leben auf allen Stufen immer ein Ganzes, der Tod daher kein zu fürchtendes Ende sei; Goethe, der Lebendige, spreche rückblickend immer nur von „Zuständen" seiner Laufbahn, im Bewußtsein, daß, da die jeweilige Gegenwart immer wieder die einzige Wirklichkeit heißen könne, kein willkürlicher Abschnitt den früheren um der bloßen Folge wegen als überlegen gelten dürfe. In unserm von Tendenzen und Doctrinen zerklüfteten, fernab von der Harmonie des metaphysischen Selbstbewußtseins verschlagenen Zeitalter gedeiht kaum solche lebensdemüthige und zugleich lebensstolze Ueberzeugung! Wir addiren selbstgefällig Errungenschaften und schreiten von Fürtrag zu Fürtrag im Stückwerk unsrer Bildungsmühsal. Und immer wieder doch haben wir zu beseitigen, zu ersetzen.

Der Grundirrthum der Bemühungen um die ersprießliche Gestaltung der Schule liegt im Postulat ihrer Bestimmung. Unsre Schulen sollen, so heißt es immer, „vorbereiten". Von diesem — je nach den verschiedenen Lagern verschieden ausgelegten — Zweckbegriff aus wird an dem hilflosen Gliederbau der willkürlichen Schule gerichtet. Aber die Schule soll gar nicht „vorbereiten", sie soll als organischer Körper sich selbst um ihrer selbst willen bethätigen. Jenes doctrinäre Postulat ist von der unphilosophischen Maxime beherrscht, daß die Kindheit, die Jugend einer „höhern Entwicklungsstufe", dem Stadium des praktischen Menschen dienend, vorzuarbeiten habe. Grundfalsch ist diese materialistische Deutung des irdischen Lebens. Die „Bestimmung des Menschen" liegt jenseits des bürgerlichen Utilitarismus. Aber man mißverstehe diesen kritischen Einwand nicht etwa als weltfremde Utopie eines verkappten Geistersehers. Es ist „nur" eine von Ewigkeitsüberzeugung, nicht von Endlichkeitsaberglauben getragene Idee, die sich, wie jede echt philosophische Anschauung, sehr wohl mit den Thatsächlichkeiten und Bedürfnissen der Societät verträgt. Ideen sind nicht vom Dasein abgeleitete, in conventionellen Zeichen erstarrende Allegorien, sondern dem Schauenden sich im Leben selbst und unzertrennlich von ihm ergebende Anschauungen. Die wenigsten Menschen dieser hastigen Zeit freilich *schauen*; dazu ist Distanz von der „Gottheit lebendigem Kleid" nöthig. Wenn der Antimechanist, der „Ideologe" (Plato war ein solcher Ideologe) die Idee der Schule, unter deren willkürlicher Erscheinung heute so viele Wehrlose leiden, heraufruft aus dem Schutt der Cultur — wir bewegen uns zwischen ihren Trümmern —, dann schaut er ihr Wesen deutlich in dem, was heute in der „humanistischen" Schule als ein Gespenst im kalten Tageslicht umgeht. Dieses Gespenst ist kein erfreulicher Anblick, aber um das Gerippe schwebt dem schmerzlich Clairvoyanten der Astralleib einstiger blühender Schöne.

Die Schule war in Zeiten der Cultur ein „Automobile", ein aus sich selbst Bewegtes. Sie hatte, was man einen „Inhalt" nennt. Heute hat sie dafür — Zwecke, ist ein von Außen hin und her Gestoßenes, das immer wieder irgendwo liegen bleibt, bis zu neuem Stoß. Wenn man sie von innen heraus beleben will, lasse man sie aufs Neue einen „Inhalt" finden, der sich in ihrem Wesen erschöpft. *Die Jugend ist ein Ganzes.* Sei die Schule ihr wieder gemäß, und man wird staunend das natürliche Wunder gewahr werden, daß eine dem Ganzen sich dahingebende Schule auch dem Leben der spätern „Zustände" genügt. Leben gebiert Leben. Schematismus aber zerstört fruchtbringende Keime. Und, um der ungeduldigen Frage der „Praktiker" nach dem formelnden Wie zu entsprechen: man lerne demüthig von der Jugend die Schätzung der Lebensfreude, lerne sie mindestens als ein Existentes kennen und verehren und gebe ihr Bewegungsfreiheit. Jeder aufmerksame Vater wird die Befriedigung der wunderbaren *Neugierde* des fragenden Kindes als die schönste Aufgabe des Lehrers bestätigen. Das Kind will die Welt erfahren. Dies ist der „Inhalt" der Schule. Nicht der „Lehrstoff", sondern der *Lehrer*, die Persönlichkeit des Belehrenden (Novalis' „Jünglinge zu Sais" sind das Denkmal eines solchen großen Lehrers) sind das Wesentliche. Der Lehrer muß wieder an seinen Beruf freudig glauben dürfen, der darin besteht, der Jugend Genüge zu thun, ihr nicht ein anonymer Handlanger an der knarrenden Maschine der „vorbereitenden" Bildung, sondern ein zartfühlender Förderer, ein musikalischer Erzieher, ein Erfüller ihrer Sehnsucht zu sein.

Digitized by Google

Ich sehe solche ehrwürdigen Lehrergestalten in der großen Vergangenheit des humanistischen Gymnasiums ragen. Und ich bin davon überzeugt, daß es nur darauf ankäme, die Schule wieder zu ihrer wahren Mission, die da heißt: „Der Jugend dienen", aufzurufen, um aufs Neue solche Lehrer zu haben. Sie sind schon da, diese Auserwählten, aber sie wandeln unter uns verhüllt und schamhaft, im Lande unsrer armseligen äußerlichen Bestrebungen, unerkannt wie die vielen Stillen im Lande, die Gott haben — und ihn verstecken.

---

## Ueber Plastik.

Aphorismen aus Wolfgang Kirchbachs Nachlaß.

1.

Welch edle, schöne Kunst ist die Plastik! Welcher sättigende, immer erneute Genuß erwächst aus dem Anschauen eines räumlich und leiblich zur greifbaren Körperlichkeit gediehenen Menschenabbildes! Wie gewaltige Freude ergiebt sich, wenn der Bildhauer es verstanden hat, Stellungen, Ueberschneidungen und Lagen der Glieder eines organischen Gebildes zu finden und darzustellen, in denen eine neue Seite der Formenschönheit und Formenkraft sich enthüllt! Ein Leib, ein Kopf, Arme und Beine sind die Elemente, mit denen er schaltet; aber welche Fülle von Empfindungen, von Sinneserfreuungen entstehen aus den Beziehungen, in welche diese Glieder und ihre Formen nach Alter, Geschlecht und Wachsthum zu einander treten, wenn eine Leidenschaft, eine Willenserscheinung, eine Handlung, ein Leiden oder sonst ein lebendiges Thun sie bewegt! Mitschöpferisch werden wir im Anschauen thätig, und jeder kennende Beschauer fühlt sich selbst als einen Prometheus, der Menschen formt nach seinem Bilde. Weit mehr, als im Anblick eines Malerwerkes, werden seine organisirenden Kräfte eingeladen, Schönheitsgenuß selbst zu schaffen aus dem anschauenden Nachorganisiren des plastisch belebten Marmors oder Erzes.

Wie merkwürdig ist es, daß den Kunsteindrücken gegenüber, die der Bildhauer vermittelt, nur wenige, im Ganzen auserwählte Naturen, ein recht volles, ehrliches Verhältniß haben. Es stehen Hunderte vor der neuesten Gruppe, und Hunderte reden den Bildhauern bei öffentlichen Aufträgen hinein, was sie zu thun und zu lassen haben, wenn sie das neueste Kaiserdenkmal oder den neuesten Schiller, die neueste Brunnennymphe entwerfen sollen. Ist das Werk fertig, so siehts kein Mensch mehr an, als höchstens der Bädekerreisende, der es mit anderen Gegenständen in einigen Blicken abmacht und nur die Pflicht der Registrirung eines gewissen allgemeinen Eindrucks erfüllt, um es als öffentliche Sache angesehen zu haben. Als künstlerische Sache genossen hat er es nicht. In den Anlagen der Städte ist manch schöne Nymphe, mancher Amor, manche Echogestalt; aber sieht man jemals einen Menschen davor sitzen, die sich mit beschaulicher Ruhe in den Genuß des Figürchens vertieft, und der all das, was der Bildhauer in monatelanger Arbeit formenschaffend hinein gearbeitet hat, auch genießend wieder heraus lebt? Unter Hunderten, die vorübergehen, kaum Einer.

Man findet so selten Beschauer, die das plastische Kunstwerk nachschaffend genießen, weil das Formengedächtniß der modernen Menschen im großen Ganzen sehr gering ist. Das Farbengedächtniß übt Jeder, weil er sich fortwährend in einer Welt von farbiger Empfindung bewegt. Aber wenn Hunderte wissen, wie ein Pferd ganz im Allgemeinen sich als farbige Erscheinung vorträgt, so könnten doch nur Wenige das Formenspiel seiner Erscheinung, seiner Muskulatur des Näheren klar angeben. Welcher Muskel bei dieser oder jener Bewegung plastisch heraustritt, welche Bewegungen der Glieder einander wechselseitig bedingen oder sich gegenseitig ausschließen, ist gemeiniglich nur den Künstlern und Anatomen ganz klar bewußt. Worin die Schönheit dieser Formenwelt eines Rosses vollends lebendig wird, findet nur ganz selten ein organisch empfindender Kenner. Und doch sehen wir die Pferde in der nackten Gestalt ihrer körperlichen Erscheinung täglich vor uns; unsere Mitmenschen sehen wir aber nur in den seltensten Ausnahmefällen in der Gestalt des natürlichen Organismus; für das Formenleben des menschlichen Körpers haben die Meisten so gut wie gar kein Gedächtniß, weil dieses Gedächtniß nicht geübt wird. Alles Verständniß für dieses Leben hat sich auf das menschliche Antlitz gelegt, in dessen Deutung und nachschaffender Mitempfindung wir es allerdings zu einer ganz fabelhaften bewußten und unbewußten Ausbildung gebracht haben.

Die Bildhauerei aber beginnt als genußreiche Kunst erst in dem Augenblicke, da der Beschauer, gleich dem Künstler, das Formenleben seines eigenen Körpers, wie des männlichen und weiblichen Leibes schlechthin, lebendig im anschauenden Gedächtniß hegt, um den Genuß der Schönheit nachbildend in sich erzeugen zu können. Denn recht im eigentlichen Sinne ist die Bildhauerei „bildende Kunst", und der Genuß ihrer Schönheit ist wiederum ein Gefühl des Bildens. Bilden als das Wort für organisches Formen mit der Hand ist der dunkle Naturtrieb, dessen Befriedigung durch das Kunstwerk sich in das Gefühl der Schönheit, hier der sogenannten plastischen Schönheit, umsetzt.

Und die Bildhauerei ist durch diesen innersten Trieb der Natur auch mit Nothwendigkeit auf das Nackte, als den höchsten Gegenstand dieses schöpferischen Bildens hingewiesen. Würde der schöpferische Bildungsproceß der Natur, welcher zur Entstehung des Menschen führt, die Folge haben, daß die Menschen nicht nackt, sondern mit Kleidern zur Welt kämen, so würden diese Kleider sicherlich auch der höchste Vorwurf der Bildhauerei sein. Denn dann wären sie eben Organe des Leibes, sie würden organisch aus den Bedingungen des Körpers herausgewachsen sein und unsern bildenden Schöpfertrieb zur organischen Nachbildung herausfordern. Volle organische Kunstbefriedigung und mit ihr das Gefühl der Schönheit wäre die Folge. Die Bildhauerei indessen verzichtet, wo sie nur irgend kann, auf die Bekleidung des Körpers, weil diese eben nicht ein Organismus und deßhalb ein Hinderniß der Schönheit unbewußter organisirender Tastempfindung ist, die dem bildhauernden Schaffen zu Grunde liegt. Zeiten, da die Bildhauerei eine Virtuosität in der Nachbildung von Kleidern sucht, entfernen sich sehr von dem eigentlichen Genusse dieser Kunst und setzen ein wissenschaftlich technisches Interesse an die Stelle der Schönheitsempfindung des Organismus.

Das Auge des Bildhauers ist im Grunde nur ein vervollkommnetes Tastorgan. Die Sinnesphysiologen wissen, daß in einem solchen Ausdrucke nicht nur ein Bild, sondern eine Wirklichkeit enthalten ist. Sie wissen, wie bei niederen Thieren z. B. die einzelnen Sinneswerkzeuge die Verrichtungen anderer Sinneswerkzeuge übernehmen können.

Auf ein wundersames Geheimniß der schöpferischen Natur muß hier hingewiesen werden, um den schöpferischen Genuß, der eben mit der Thätigkeit der Tastorgane verbunden ist, ganz zu verstehen. Mit jeder Art von schöpferischer Sinnlichkeit ist auch der Trieb der formennachfühlenden Berührung verbunden. Warum kann sich die junge Mutter nicht genug thun, ihr Kind zu liebkosen, zu streicheln, zu küssen, seinen kleinen, runden, dicken Formen zwischen die Hände zu nehmen und so zur lebendigen Bildhauerin zu werden, die lebende Formen mütterlich festhält und formen möchte? Mit der tastenden, liebkosenden Berührung ist vor Allem das Gefühl der vollen Wirklichkeit verbunden. Nur das ist uns nicht Schein, nur das ist uns wirklich, was wir als räumlich-körperliches Wesen durch die Berührung des Tastorgans, der Hand, der empfindenden Haut festhalten. Ohr und Auge

Digitized by Google

können täuschen; Formen, die wir fühlen, denken wir als wirkliche. Die Beseligung, Wirkliches geschaffen zu haben, unser Eigen zu nennen und in ihm die gleiche Beseligung der Wirklichkeit zu erzeugen, ist jenen mütterlichen Trieben der Natur beigemischt. Und wie in der Mutterschaft der dunkle Drang der Formenthätigkeit organischer Bildung lebendig wird, so ist er ja auch überwältigend in der Liebe ausgedrückt, die die Geschlechter zur Neuschöpfung wirklicher Wesen vereinigt. Alle Liebkosungen der Geschlechterliebe, der Drang, der das geliebte Wesen umarmen heißt und die Freude an den Formen durch Liebkosung ausdrückt, sind der äußere Ausdruck einer organisirenden Thätigkeit der Phantasie, die mit der dunklen, organisirenden Kraft der schöpferisch hervorbringenden Natur in geheimnißvollem Bunde steht.

Alle Lust an der Bildhauerei, an den Formen und Gestalten dieser Kunst wächst aus einem solchen organischen Naturtriebe. Ihr Gegenstand können daher auch nur die höchsten Organismen, Mann und Weib, und diejenigen Thiere sein, deren Formenleben und Organismus hoch genug entwickelt ist, um gewissermaßen ein „animalisches" Verhältniß des Menschen zu ihnen zu gestatten.

Die farblose Tastempfindung schaudert von der Berührung des körperlich Verunstalteten zurück. Wo aber körperlich Gesundes, Schönes, organisch voll Entwickeltes ist, da erwacht bei jedem gesunden Menschen auch sofort der Drang der Berührung, weil wir dieses organisch Schöne unserm Geist und unserm Triebe so nahe und so verständlich als möglich anpassen möchten. Wir werden dem Schönen gegenüber sofort zu Bildhauern; der Künstler selbst befriedigt durch das plastische, räumliche, von allen Seiten zu betrachtende Kunstwerk diesen lieblichen Drang der Seele.

Und so ist es denn der volle Genuß im Anschauen eines „Adonis", einer „Nacht", einer „Aurora" von Michelangelo, im Betrachten so vieler, herrlicher altgriechischer Werke, sich ganz in das Formenleben, in das organisch durchgebildete Körpergeheimniß vollkommen gesund und schön entwickelter Gestalten zu versenken.

Man fühlt, wie sehr zum ganzen Genusse einer solchen Kunst auch das Vollgefühl der menschlichen Körperwelt im Beschauer lebendig sein muß. Und wie schwer ist es für den modernen Menschen zu erringen, der nicht einmal das Nervengefühl der Formen seines eignen Leibes hat, weil er diesen Leib nur selten berühren kann. Ein Wust von Kleidungsstücken hindert uns, die eignen Formen unbewußt zu studieren. In Griechenland wurde der Umstand, daß Jedermann jeden Augenblick seine eigne Wade fest in die Hand nehmen konnte, auch die Vorbedingung für das allgemeine organische Formenverständniß der Bildhauer und Kunstfreunde, und die Kunst konnte sich ganz im Element derjenigen geläuterten Sinnesempfindung bewegen, mit der, wie wir sahen, der eigentliche Bildner gewiß verbunden ist.

---

## Erfüllt die Gegenwart das Faustideal?

Von Ernst Heinemann (Berlin).

(Schluß.)

Hätte ich Mephistos Rath: „Wer will sich mit den Narren befassen", beherzigt, ich hätte mir die vorstehende Erörterung des Faustideals ersparen können, mit der ich — dessen bin ich gewiß — für einsichtige Beurtheiler nur offene Thüren eingestoßen habe. Allein da nun einmal die Frage in Betreff der Wette aufgeworfen ist, so glaubte ich auch auf diese Frage, durch die eben das Faustideal seine Bedeutung erhält, mit einigen Worten eingehen zu sollen, bevor ich die Frage, ob es die Gegenwart erfülle, beantworte. Wenn ich nun diese Frage dem Leser vorlege: wird er, wenn er den Erdball überblickt, nicht versucht sein, sie mit einem glatten „Ja" zu beantworten? Unserm Zeitalter hat die naturwissenschaftliche Forschung den Stempel eines Kampfes ums Dasein aufgeprägt: Liegt nicht schon hierin beinahe wörtlich ausgedrückt, daß wir mehr denn je genöthigt sind, die Freiheit und das Leben täglich zu erobern? Mit jedem Tage nimmt der Eroberungskampf, um die naturwissenschaftliche These mit dem Goetheschen Worte zu vereinen, des Einzelnen schärfere Formen an. Schon ein flüchtiger Blick auf die arbeitende und kämpfende Menschheit der Gegenwart müßte uns nöthigen, unsre Frage unbedingt mit „Ja" zu beantworten. Und dennoch frage ich: Erfüllt die Gegenwart das Faustideal? Stellt unsre heutige Menschheit jenes „Gewimmel" dar, von dem der sterbende Faust-Goethe sagt: „Solch ein Gewimmel möcht ich sehn!?"

Wer möchte diese Frage auch jetzt noch, noch ohne daß ich ein Wort zur Begründung für eine veränderte Anschauung vorgebracht habe, mit einem uneingeschränkten „Ja" beantworten? Goethes Ideal, wie es im „Faust" ausgedrückt ist, enthält kein Verdammungsurtheil über die Mitwelt; auch zu seiner Zeit waren die Menschen genöthigt zu kämpfen, weniger lärmend als in unsern Tagen. Es herrschten andre Ziele und andre Kämpfe. Können für die Beantwortung unsrer Frage nur die letzteren in Betracht kommen? Goethes Tod stellt einen Wendepunkt in der Geschichte der Menschheit dar: mit ihm versank das Zeitalter, das seinen Namen trägt, und herauf stieg das Zeitalter des Dampfes, das später ein Zeitalter des Dampfes und der Elektricität wurde und heute schlechtweg ein Zeitalter der Industrie genannt werden kann. Der Genius der Industrie ist es, der heute die Menschen tagtäglich zu neuen Kämpfen (man nennt es friedliche Kämpfe) aufruft. Mehr als je schafft die Menschheit — Menschheit im weitesten Sinne des Wortes, also Männer, Frauen und Kinder — am sausenden Webstuhl der Zeit, aber — wirkt sie der Gottheit lebendiges Kleid?

Wer wollte auch jetzt noch diese Frage schlechthin mit „Ja" beantworten, wer wollte im Ernste leugnen, daß in all dem Vorwärtsdrängen, bei allem Aufschwung, aller Cultur, allen Errungenschaften unsrer Zeit dennoch so etwas wie eine Sehnsucht nach einem verlornen Paradiese die heutige Menschheit durchzöge? Ist es nicht, als ob die Menschheit inmitten des rasenden Kampfes aller gegen alle von Zeit zu Zeit gleichsam inne hielte, um sich zu fragen, ob sie überhaupt für richtige — Ziele streitet, für Ziele, um derentwillen es überhaupt verlohnt, zu leben, um derentwillen es verlohnt, die Freiheit und das Leben tagtäglich zu erobern? Sagt nicht Faust selbst, als er Mephisto sein großes Project, mit dem er stirbt, entwickelt:

„Was zur Verzweiflung mich beängstigen könnte:
Zwecklose Kraft unbändiger Elemente."

Gilt das, was hier von den Elementen gesagt wird, nicht unendlich mehr von dem menschlichen Elemente? Was helfen der Menschheit die größten Errungenschaften, wenn sie inmitten aller Culturgüter Gefahr läuft, ihr besseres Selbst, das Höchste, was ihr die Natur verliehen, und um dessentwillen es überhaupt verlohnt, das Dasein zu erkämpfen, zu verlieren? Wohl ist der Kampf die Vorbedingung für jedes Dasein, aber dieser Kampf ums Dasein, wer möchte es leugnen, wird immer mehr ein Kampf ums Gold, das mit jedem Tage mehr seine wahre Bedeutung als Mittel für die Zwecke der Menschheit verliert, und mehr und mehr der Sinn des Lebens selber zu werden droht. Thöricht wäre es, dem Gelde seinen Nutzen in der modernen Entwicklung abzusprechen, aber daß es seine Bedeutung als Mittel immer mehr verliert und den eigentlichen Daseinszweck so vieler Menschen ausmacht, ist das Bedenkliche der Entwicklung. Wie viele bessere Empfindungen werden bei

Digitized by Google

dieser Jagd nach dem Gelde alltäglich niedergeritten, wie stumpft mit jedem Jahre mehr und mehr das edlere Empfinden im Menschen ab, und wie nähern wir uns damit immer mehr jenem Punkte, unser bestes Theil zu verlieren. Was ist dieses beste Theil? Faust sagt es:

„Doch im Erstarren such ich nicht mein Heil;
Das Schaudern ist der Menschheit bestes Theil."

In der That wäre es um die Menschheit geschehn, wenn sie, abgestumpft in dieser Entwicklung, dieses beste Theil einbüßen würde. Ist es nicht schon ein Zeichen für einen gewissen Verfall des Menschengeschlechts, daß Tausende von Menschen diese Selbstentäußerung bereits vorgenommen haben? Besseres Selbst? fragen sie — Was ist ihnen Hekuba? Geld, Geld und nochmals Geld und — — nach uns die Sündfluth.

Man denke nicht, daß der Verfasser dieser Zeilen etwa die sogenannte gute alte Zeit zurückwünsche, aber die neue Zeit kann im Gegensatz zur guten alten Zeit nur dann eine gute neue Zeit werden, wenn der feste Pol in der Erscheinungen Flucht nicht auch von der Gewalt der Strömung mitgerissen wird, wenn der Einzelne seine Ideale wahrt, kurz, um der Cultur und des Fortschritts willen nicht sich selbst aufgiebt. Die Behauptung, die man heute wiederholt hören kann, es gäbe kein absolutes Ideal, und daß neue Zeiten neue Ideale brächten, bringt die Dinge durch einander, indem sie den Begriff des Ideals mit den besonderen Formen verwechselt, unter denen es, den jeweiligen Zeiten entsprechend, in die Erscheinung tritt. Diese Formen sind dem ewigen Wechsel unterworfen; das Ideal selbst aber ist unveränderlich; denn wäre auch dieses dem Wechsel ausgesetzt, wäre auch das Ideal selbst das, was die Strömung des Tages, die Mode dafür erklären würde, so würde es bald nichts mehr geben, was nicht zum Ideale erklärt werden könnte, auch die schrecklichsten Verbrechen nicht. Wir schwimmen freilich heute ein Wenig in diesem Fahrwasser, welches, Niemand wird es leugnen, seltsame Ideale mit sich führt. Alles das braucht den Ruhm unsres Zeitalters nicht zu schmälern. Unser Zeitalter hat Bewundernswürdiges geleistet; es hat die Menschheit zu neuem Schaffen aufgerufen, es bewahrt uns vor „Ritter-, Räuber- und Gespenstergeschichten", und daß ein Genie, wie dieses in der guten alten Zeit wiederholt — wir denken an Mozart und Lessing — vorgekommen sein soll, heutzutage beinahe verhungern sollte, das ist bei der industriellen Veranlagung unsres Zeitalters so gut wie ausgeschlossen. Der Ausdruck: zurück zur Natur, ist eine der größten Thorheiten dadurch geworden, daß man Natur und Cultur in Gegensatz brachte; als ob das, was die Cultur hervorgebracht hat, nicht auch Natur, und zwar das der Natur des Menschen Entsprungene sei. Aber eben in der realen Verfassung unsres Zeitalters liegt auch ein Bedenken: Unser Zeitalter, darüber kann man sich nicht täuschen, hat einem der stärksten Factoren in der Entwicklung, der Phantasie, den Krieg aufs Messer erklärt. Man nehme einmal, um sich das Widerspruchsvolle der Entwicklung an einem Beispiele klar zu machen, das Theater. Die Entwicklung hat uns eine Technik geliefert, um hier jedes Wunder zu verwirklichen, sie ermöglicht uns die stolzesten Bauten, sie schafft uns Einrichtungen, die uns in Erstaunen setzen; aber eben diese Entwicklung untergräbt unnachsichtig das eigentliche Fundament des Theaters, die menschliche Phantasie, und läßt auf diese Weise unsre Theater mehr und mehr zu Raritätencabinetten werden, in denen die unvergänglichen Kunstschätze einer entschwundenen Glanzperiode gezeigt werden. Denn was die Phantasie unsrer Zeit für das Theater zu Tage fördert, das sieht und hört der Gastfreund mit Entsetzen. Und wenn die Theaterleitungen auch diese Producte dem Publicum nicht vorenthalten, so geschieht es eben, um die Theater vor jenem Schicksale zu bewahren. Was nützt nun hier die „Entwicklung", wenn sie das Fundament, auf dem sie selber ruht, zerstört? Da arbeiten auf diesem Gebiete Tausende, um die Freiheit, um das Leben täglich zu erobern — fragt man: wozu? so wird die Entwicklung, die hier das Aeußere schafft, das Innere aber zerstört, niemals eine Antwort geben.

Die Menschheit steht augenblicklich im Zeichen der Weltwirthschaft. Ihre colonisirenden Tendenzen gemahnen ebenfalls an das Faustideal und sicher auch die Art, wie sie verwirklicht werden. Faust auf der einen Seite — Philemon und Baucis auf der andern stellen im tiefsten Grunde den uralten Kampf zwischen „Entwicklung" und „Recht" dar. Die beiden alten angesessenen Leute sind seinem nimmer rastenden Thatendrange im Wege und „ermüden ihn, gerecht zu sein". So geht und schafft sie mir zur Seite! ruft er. Das thut denn auch Mephisto auf seine Weise, buchstäblich. Faust, der nur Tausch wollte, keinen Raub, verflucht die Unthat, aber der satanische Chor antwortet ihm nicht mit Unrecht:

„Das alte Wort, das Wort erschallt:
Gehorche willig der Gewalt.
Und bleibst Du kühn, und hältst Du Stich,
So wage Haus und Hof und — Dich."

Nach diesem Recepte ist — wer wollte es leugnen — nur allzu oft colonisirt worden. Mit den Eingeborenen hat sich der Colonist bald „auseinandergesetzt", aber nun thut sich das größere, auch Goethe unbekannte Problem des Interessenwiderstreites der colonisirenden Menschheit selber auf. Gewalt steht gegen Gewalt. Die Haager Friedensconferenz ist ein Zeichen für die Unruhe und Sorge der Menschheit. Nur einer einzigen Thorheit bedarf es, um die Worte Mephistos, die das Princip der Zerstörung, der Verneinung, auch dem Lebenswerke Fausts, „dem Letzten", dem „Höchsterrungenen" gegenüber unerbittlich betonen, auch für das jetzige colonisirende Menschheitsideal zur Wahrheit werden zu lassen, jene Worte Mephistos:

„Du bist ja nur für uns bemüht
Mit Deinem Dämmen, Deinen Buhnen;
Und Du bereitest nur Neptunen,
Dem Wasserteufel, großen Schmaus.
In jeder Art seid Ihr verloren,
Die Elemente sind mit uns verschworen,
Und auf Vernichtung läufts hinaus."

Das wird unfehlbar eintreten, wenn die Menschheit, ins Grenzenlose strebend, sich selbst vergißt, wenn in dem Kampf um materielle Güter, im Kampf um die Freiheit und das Leben das bessere Theil in dem Menschen verloren geht, weil dieses das Fundament alles menschlichen Lebens ist und weil ohne dieses in der That Alles auf Vernichtung hinausläuft. Alle Culturgüter haben, rein für sich betrachtet, nicht den geringsten Werth; ihr Sinn liegt in letzter Linie in der Veredelung des Menschen, des inneren Menschen; alles Ringen um Culturgüter läuft trotz aller Scheinerfolge unerbittlich auf Vernichtung hinaus, wenn die Menschheit jenen Endzweck vergißt. Erfüllen wird daher die um Freiheit und Leben kämpfende Menschheit das Faustideal nur durch eine Beschäftigung, „die nie ermattet, die langsam schafft, doch nie zerstört" und die vor Allem der Menschheit die Erhaltung und dauernde Befestigung jener inneren Grundlagen ermöglicht, um derentwillen es überhaupt verlohnt — ein Mensch zu sein.

---

## Vier Gedichte.

Von Max Geisenheyner (Königsberg).

Die Nacht war hell. Millionen Sterne brannten.
Die Bäume schauten traumhaft in die Ruh.
Viel Knospen gingen auf und wandten
den ersten Blick den Ewigkeiten zu.

Digitized by Google

Ich betete, daß Du verschlossen bliebest,
doch sang das Glück in Deinen Athemzug
das süße, schwere Wort, daß Du mich liebest
und wußte jubelnd kein Genug. —

Da sagt ich Dir, daß ich schon längst gestorben,
und hielt den Schrei in blutgen Lippen fest
und habe knieend dann um mich geworben,
um meine Seele, die der Tod nicht läßt!

* * *

Das ist der Freundschaft tiefster Gruß,
das Wunder in des andern Ich:
Er spricht wie fremd in sich hinein,
Du aber höreſt Dich.

* * *

Wozu die Angst, das todte Lachen,
das Schaudern vor dem jeden Tag?
Es dämmert volleres Erwachen
heran mit jedem Herzensschlag.
Du fühlst doch tief in Deinem Wesen
ein Licht, das sich nicht löschen läßt.
Aus tausend Zeichen kannst Dus lesen:
In Dir bereitet sich ein Fest!
Und thut sich in des Alltags Engen
der Sehnsucht altes Schicksal kund,
legt Dir ein Ton aus fernen Klängen
das Wort des Lebens in den Mund.

* * *

Es wandert eine Sehnsucht durch die Welt,
die ist so leise, wie ein Geigenton,
der einer Liebesbitte Ausklang ist.
Ihr fehlt das Wort, das schimmernd sie umschließt,
der Drang der Kraft, der zu den Sternen reißt,
im Staub der Straße und im Glanz der Nächte
gehn ihrer Füße Tritte durch die Welt.

---

## „So endete das schöne Fest".

Novellette, die vom Herrn Eusebius Kupferroth (in Firma: J. B. Weißwein & Co.) handelt und vom Fräulein Tugendreich, sowie von einem kleinen, kraushaarigen Herrn, der Thomas hieß und ein Dichter war.

Von Oskar Wiener (Prag).

Er: „Wollen wir nicht zum Teich gehn? der weidenumwachsene Teich ist meine Sehnsucht."

Sie: (Senkt die seidenen Wimpern und schweigt.)

Er: „Der Teich wird heute einsam sein; ganz einsam wird er sein, denn alle Welt ist auf dem Genußplatz. Dort spielt die Musikcapelle den Burenmarsch oder „Die kleine Wittwe", und um die blanken Marmortischchen unter den Kastanienbäumen sitzen Frauen und Mädchen und sticken Sophaschoner oder lesen im Tagblatt. — Wollen wir nicht die Schwäne füttern?"

Sie (leise): „Ach nein".

Er: „Ganz einsam wird der Teich sein; Niemand wird uns begegnen, auch Herr Eusebius Kupferroth nicht; denn der sitzt jetzt im dämmerdunklen Schreibgelaß, wo Hunderte von Brummfliegen sind und kein Sonnenschein und schreibt Briefe, die den Aufdruck tragen: „Baumwollwaaren-Großhandlung und Wollhutstumpen-Export". — Herr Eusebius wird uns nicht begegnen."

Sie (flüsternd): „Er ist so schrecklich! Hände hat er, die sind wie ein paar Filzpantoffel und unmögliche Kravatten. Ich fürchte mich sehr vor ihm. Und jeden Abend kommt er mich küssen . . ."

Pause.

Er: „Wollen wir nicht zum Teich gehen?"

Sie (zögernd): „Wenn es Ihnen Freude macht —"

Und so schritten denn die Beiden durch die seltsamen Nadelhölzer, welche den Kiesweg einsäumen und von Japan erzählen oder von der Sierra Nevada, wo ihre Heimath ist. Am Teichrand, dort, wo die schmalen Stufen ins Wasser führen, halten zwei uralte Weiden Wacht und sind sehr ernst und feierlich; wie zwei Soldaten sind sie, die vor dem Burgthor stehen, stundenlang, ohne sich zu rühren.

Sehr ernst sind diese Weiden und fast traurig, und die kleinen weißgestrichenen Täfelchen mit dem lateinischen Ehrentitel und dem deutschen Werketagsnamen, geben den alten Weiden nichts Heiteres. Auch die drei Schwäne: Kaspar, Melchior und Balthasar, sind stets ernst und machen Schnäbel, wie die Bauern am Sonntag in der Morgenmesse. Die feisten Spiegelkarpfen schwimmen schläfrig, weil keine Kinder da sind, die ihnen Brocken werfen und zujauchzen. Das Fräulein aber sagt: „Ich mag nicht da bleiben, hier ist es traurig; wir wollen irgend wohin gehen, da man lachen kann und Blumen pflücken." Und das thaten sie auch.

Als die Beiden in die Nobelallee kamen, die voll von Equipagen ist und glänzenden Reitern, und wo der Wind den schönen Frauen das Parfüm aus den Haaren nimmt und es den verblühten Linden schenkt, oder den Spaziergängern, da versteckte sich das Fräulein hinter ihren Sonnenschirm, und der kleine, kraushaarige Herr mußte drei Schritte hinter ihr hergehen. Als dann aber das große Thor kam, das große mächtige Parkthor, und die verlassenen Wiesen, da schloß das Fräulein den Schirm und Thomas durfte ihn tragen.

Mitten im Felde steht dort eine mächtige Buche. Der Blitz hat sie vor Jahren gezeichnet, und seitdem sieht sie wie ein alter Sonderling drein, der einen Bratenrock trägt und eine seltsame Halsbinde und Vatermörder, die ein verwittertes Gesicht umgrenzen. Hier küßten sich die Beiden . . .

Niemand sah es; auch die Erdarbeiter nicht, die tausend Schritte davon ein neues Flußbett für die Getreidebarken graben. Bis an die Hüften stehen die Taglöhner im feuchten Schlamm und graben und graben. Vielleicht denken sie an den Abendschnaps und ihr Fabrikmädchen, vielleicht auch an das karge Dasein, das sie leben, oder an irgend einen Sonntag, der war oder kommen wird. — Eine Bretterbrücke führt über den leeren Flußgraben; dann kommen geborstene Mauern und ein bracher Acker, der voll von Schutt und Steinen ist; dann eine rohgezimmerte Holzhütte für den Wächter und eine Werkzeugbude. Dort wartet ein Fährmann mit seinem morschen Kahn, den zieht er, wenn Leute über die Moldau wollen, an einem Riemen durch das seichte, sacht klingende Wasser. Auch das hübsche Fräulein und den kleinen Herrn brachte er an das andere Ufer.

„Ich habe Dich sehr lieb," kicherte das schlanke Fräulein, als sie sich müde gespielt hatte und die flachen Kieselsteine, die auf dem Wasser tanzen mußten, alle versunken waren. „Ich hab Dich sehr, sehr lieb, und meine Lippen sind trocken geworden vom vielen Küssen."

„Wir wollen einen Chateau Troja trinken," schlug Thomas vor.

Das Schlößchen Troja hat ein rothes Ziegeldach und eine stolze Freitreppe. Und den Dreißigjährigen Krieg sah es mit all seinen wilden Wundern; die Schweden hatten hier genächtigt und die Franzosen; der alte Fritz soll dort sein Hauptquartier aufgeschlagen haben, als er vor Prag stand, und ein König hielt sein Liebchen hier verborgen. Heute ist das Schloß zu einem Weinkeller geworden, und im Park, wo einst in verborgenen Grotten süße Geheimnisse träumten und ein leises Lachen, stehen leere Fässer und Bottiche. Die Alabastervasen auf den Gartenmauern sind zerbrochen und den weißen Gottheiten fehlen Arme und Beine. In einer Felskluft steht ein Riese, der muß die

Digitized by Google

Weltkugel tragen; aber irgend ein lustiger Weinknecht hat ihm eine Papierhaube aufgesetzt, und das verdrießt den steinernen Mann. — Auch die fürstliche Pappelallee, die Karossen und goldgezäumten Pferden den Weg wies, ist verschwunden, um mageren, verstaubten Obstbäumchen Platz zu machen. Im Erdgeschoß, wo einst die herrschaftliche Küche war, ist jetzt ein Weinschank. Wochentagsüber ist hier tiefe Stille und der Wirth verschläft die Stunden. Am Sonntag aber, wenn viel Wärme ist und Sonne, kommen die Menschen aus der Stadt, um sich satt zu freuen und satt zu tanzen; dann ist es lustig in Troja. Die kleinen Nähmädchen mit lichten Blusen und lichten Augen sind da und haben die volle Woche davon geträumt, wie es schön sein wird in Troja. Und lustige Studenten und ernste Lehramtscandidaten und Einjährige sind da, die fischen sich ein flottes Mädel aus dem bunten Schwarm.

Dann sitzt man draußen im Garten, der erfüllt ist von heiligen Vergangenheiten und einer sorglosen Gegenwart; unter alten Bäumen sitzt man, die Blüthen schneien oder welke Blätter, je nach der Jahreszeit und drückt einander die Hände und trinkt Chateau-Troja. So ist es an Sonntagen, wenn Wärme ist und Sonne, aber heute ist ein Wochentag, und die kleinen Nähmädchen sitzen hinter geschlossenen Fenstern irgend eines finstern Vorstadthauses und die Studenten hinter staubigen Büchern im Lehrsaal.

„Wir werden die einzigen Gäste sein," sagte das hübsche Fräulein.

Die hohe Hausflur ist verlassen, und die verblichenen Fresken an den Wänden dämmern im Spätnachmittagsschimmer. Auch die Schankstube ist leer, nur der Wirth schläft in der Ofenecke. Im Garten aber, wo die weinbegossenen Tische stehen und die rohgehobelten Bänke, sitzt ein einsamer Gast, der Hände hat, die plump und feist sind wie ein paar Filzpantoffel und eine unmögliche Kravatte. Zu seinen Füßen steht eine Reihe leergesogener Flaschen, darinnen Sonnenstrahlen tanzen und der Einsame lächelt.

„Also hier sind ich Dich," sagt das hübsche Fräulein und faßt Herrn Eusebius energisch beim Rockkragen. „Hier also! Und Deine Braut kann sich daheim wundsehnen, ich Unglückliche! — Aber ich dachte es mir gleich, wo mein Eusebius zu finden ist, und dieser Herr hier hatte die Güte, mich zu begleiten. Ich danke Ihnen, mein Herr, und nun helfen Sie mir meinen Bräutigam nach Hause führen."

So endete das schöne Fest.

---

## Um ein Lachen . . .

Von Marsyas.

(Dr. Martin Berndt, Berlin.)

Der Neger hat eine unsterbliche Seele. Es giebt Dinge, die man als heterodox mit der Achtung hinnehmen muß, die man fremden Meinungen nicht versagen kann, und andre, die durch die outrance, mit der sie gedacht oder vorgetragen werden, zum großen Lachen zwingen. Wenn alle Menschen unsterbliche Seelen haben (o Du weiße Asphodelswiese!), so muß auch der Neger eine aeterna anima besitzen. Die Unbedingtheit dieses Schlusses anzuzweifeln, ist schlechterdings unmöglich. Und doch muß der Ausspruch von der Unsterblichkeit der Negerseele auf Leute köstlich wirken, denen die Unsterblichkeit der eignen Seele nicht eine noch im Schlafe selbstverständliche Gewißheit ist. Der Reichstag lachte daher auch, als der Abgeordnete Erzberger diese aus seinen Anschauungen zwanglos fließende Weisheit aussprach. Das Reichstagslachen aber beweist noch nicht die Lächerlichkeit des Ausspruchs überhaupt. Die Herren im Reichstag zeigen Heiterkeit, wenn der Ernst gemessen wäre, und können den tragischsten Vortrag mit tödtender Heiterkeit begleiten. Aber ein Journalist lachte. Wenn ein Unbetheiligter lacht, beweist dies schon eher die Nothwendigkeit solcher contrastirenden Auslösung. Nun hatte dieser Journalist das Unglück, daß die Reizauslösung bei ihm länger dauerte als bei den Abgeordneten, deren Gast er war. Der Abgeordnete Gröber, der dem Centrumsflügel angehört, rief eine Bemerkung zu den Parlamentstribünen, die wenig sauber, die so schmutzig war, wie man sie selbst im „Vorwärts" nicht so leicht zu lesen findet. Es mag unerörtert bleiben, ob er damit so kirchlich-milde handelte, wie die von ihm vertretene Religion es ihm befiehlt. Der Präsident des Hauses drohte jedenfalls mit einer Räumung der Tribünen, wenn ähnliche Aeußerungen des Mißfallens wieder hörbar würden. Die Journalisten verlangten eine Rücknahme des unmilden Groeberschen Wortes, der drohenden präsidentiellen Aufforderung. Als ihnen die eine nicht und nicht die andre wurde, stellten sie die Berichterstattung ein. Die Blätter erscheinen ohne parlamentarische Berichte . . .

* * *

Gegen den Lachreiz giebt es wie gegen den Geschlechtsreiz kein Wehren, und es erscheint noch zweifelhaft, ob dieser Zwang zum Lachen nicht von der Natur mit gleicher Absichtlichkeit geschaffen worden ist. Es ist — vom anthropocentrischen Standpunkt aus — nicht sicher, ob die Schöpfung eines neuen Geschlechts wichtiger als der Humor im alten ist. Jedenfalls giebt es Dinge, gegen die man sich so wenig wehren kann wie die Luft gegen den Orkan. Die Kinder lachen bei unpassenden Gelegenheiten, weil der Reiz bei ihnen noch übermächtig ist. Aber es lachen auch Leute in ernsteren Lagen. Als bei einem sehr ernsten juristischen Examen mein Nachbar den Fall bildete, daß von den Eltern, Großeltern, Urgroßeltern und so weiter eines Menschen nur noch fünfzehn leben, lachte ich so plötzlich und erschütternd, daß der Examinator sich empört zurechtsetzte und fragte, was ich hätte. Seitdem verzeihe ich jedes Lachen. Wenn bei meinem Grabzug Jemand lachen sollte, weil ihm eine Lächerlichkeit von mir durch den Sinn ginge, würde ich noch aus dem Jenseits (auch die Neger sind unsterblich!) ihm vergeben.

Aber Alle lachten ja; nur in dem zu langen Lachen lag Verderben. Man wird den Abgeordneten experimentell beweisen müssen, daß bei gleicher Heiterkeit die Lachmuskeln des Einen länger erregt bleiben als die des Andern. So kann Einer noch glucksen (er würde gehört!), wenn die Andern wieder saure Mienen haben. Wenn Einer aber überhaupt gluckst, ist er dann nicht schon für den Augenblick unzurechnungsfähig? Die Strafbarkeit war schon darum ausgeschlossen.

* * *

Dieses Lachen aber wurde dann das „befreiende" Lachen! Es befreite von den Parlamentsberichten. Friedrich Naumann hat neulich einen elegischen Stimmungsbericht aus dem Reichstag veröffentlicht, der die Bedeutung unsres Parlamentarismus fragwürdig erscheinen lassen mußte, wenn einem seine Fragwürdigkeit noch nicht vorher aufgedämmert war. Man braucht die Frage des Parlamentarismus darum noch nicht anzuregen, geschweige zu erledigen. In unsrem Staate, in dem die conservative Gesinnung zu rückständig ist, um eine moderne Weltanschauung in sich einzuschließen oder auch nur die politische Berücksichtigung andrer als der Agrar- und Feudalstände zu gewährleisten, ist der Parlamentarismus eine Einrichtung, auf die nicht verzichtet werden kann. Da er eine der beiden gesetzgebenden Körperschaften ist, sind seine Beschlüsse auch nicht zu übersehen. Aber sowie die Reden der Parlamentarier beginnen, muß das Interesse schlafen gehen. Was sagen diese Leute denn irgend Werthvolles? Aber vielleicht mag es noch erträglich, vielleicht noch lohnend sein, sie anzuhören. Der Wiedergabe ihrer Reden fehlt jedenfalls der Reiz des Gesprochenen und der formale Reiz, so daß sie immer zerrissen, sprunghaft und ungefüg erscheinen. Es bleibt ein nüchtern zusammengedrängter Auszug übrig, der von allmälig unerträglichen Angriffen auf die Socialdemokraten (von den Conservativen) oder auf die Conservativen (von den Socialdemokraten) oder auf die Liberalen (von Beiden) ekel voll ist, und in dem die wirklich tiefen Gedanken so selten sind, daß sie nicht eine vier lange Seiten große Wiedergabe in allen Tageszeitungen nöthig machten.

* * *

Also vielleicht prolongiren wir diesen Versuch der Unterdrückung der Parlamentsberichte. Die Zeitungsverleger würden sicherlich dabei gewinnen müssen, da die Ersparnisse an Papier und Druckkosten sehr erheblich wären. Die Regierung würde diesem Plane wohlgesonnen sein, da sie eine geringere Beachtung der Parlamente sehr gern sieht. Von dem Kothurn stiegen nur die Herren M. d. R. Und mit Recht. Es giebt kein Wort, das so in alle Welt dringt wie das im Parlament gesprochene. Im Vergleich zu andern viel bedeutungsvolleren ist diese ungleiche Bevorzugung unangemessen. Mögen die Parlamentarier einen ganz billigen amtlichen Bericht verbreiten und zusehen, ob sie für ihn Käufer finden werden. Dann wird die Nothwendigkeit von Volksversammlungen sich herausstellen, in denen der Abgeordnete seine Stellungnahme im Reichstage mitzutheilen und Parlamentsberichte Aug in Auge vor seinen Wählern zu geben hätte. Unser niedergegangenes politisches Leben würde einen neuen Aufschwung nehmen, da die Versammlungen neue Inhalte bekämen. Es würden auch wieder geborene Redner in unsren Reichstag kommen. Denn bei einer größeren Bedeutung der Volksversammlungen würde es unmöglich sein, daß so viele unfähige Redner in den Reichstag einziehen, wie es heute möglich ist. Es würde damit endlich das ungeschickte Germanien nicht mehr den oratorisch

Digitized by Google

glänzender begabten romanischen Ländern nachzustehen haben. Es würde . . .

* * *

Aber es giebt ein Maß der Dinge. Aus einem befreienden Lachen solche Folge? Eine Folge, die die lachenden Journalisten auf der Tribüne gerade von ihrem Erwerbe befreien würde?

## Eheprobleme.

(Schluß.)

Bei Marthe Régnier, der Schöpferin des ja inzwischen auch nach Deutschland gelangten „Fräulein Josette", liegt der Fall sehr eigenartig. Sie hatte sich in Gavaults erfolgreichem Höhere-Töchter-Lustspiel als ein echter, munterer Backfisch gezeigt, dem auch frauenhafte Nüancen, Ahnungen der weiblichen Seelenregungen nicht fremd sind. Ihr Glück ist es nun sicher nicht, daß sich „ihr" Autor, Herr Paul Gavault, derartig in ihr Spiel verliebte, daß er ihr hurtig eine neue Rolle ohne Stück, die Titelrolle eines Lustspiels „Le bonheur de Jacqueline" verehrte, als Entgelt für die schönen Tantièmen, die er ihrer Josette dankte. Denn wir sehen nun, daß ihre eigentliche Domäne doch nur die Backfische sind. Zwar: diese Jacqueline ist eigentlich, auch nachdem sie den eleganten, oberflächlichen Lebemann Henri de Lignières geheirathet hat, noch nicht aus ihrer Mädchenhaftigkeit erwacht, und als sie dann fühlt, daß sie ihr Glück (Achtung! Titel!) doch bei ihrem Jugendgespielen Fernand findet, ist aus Jacqueline flugs wieder der holde Backfisch Marthe Régnier geworden! . . . Gavault wollte mit diesem Stück fürwahr nicht etwa das Problem der Jugendgespielen-Heirath aufrollen, sondern er wollte lediglich für die Zuschauerinnen des „Théâtre de Madame", des Gymnase-Theaters, ein angenehm leichtverdauliches Stücklein liefern. Er möchte allzu gern Herrn Scribe nacheifern, leider aber fehlt ihm der precióse Esprit seines Ahnen. Alle Personen, die außer der „wirklich ganz reizenden" Jacqueline noch in seinem Stücke herumirren, sind Bretterschemen, Marionetten ohne Saft und Kraft. Man bedauert mehr und mehr, daß ein so eigenartiges Talent, wie Frl. Régnier der Tantièmensucht eines einzelnen recht mäßigen Autors ausgeliefert wird! . . . Da lobe ich mir doch Herrn Director Samuel vom Variété-Theater. Er heuchelt wenigstens keine Literatur, er nennt sich nicht Operetten-Reformator, sondern er will sein Stamm-Publicum nur amüsiren und ersinnt Mittel auf Mittel. Neuerdings versucht er es eben zur Abwechslung wieder einmal mit der Operette. Sind doch die Bouffes-Parisiens wieder einmal ihrem Gebiet untreu geworden, also frisch ans Werk! Wie wär's, wenn wir einmal einen weniger bekannten, weniger populären Offenbach neueinstudirten? Etwa die „Geneviève de Brabant", die seit ihrem ersten Erscheinen, im Jahre 1859, immer von neuem umgestaltet, 1867, zuletzt 1875, sich stets wieder eine geraume Zeit lang auf dem Spielplan hielt? Zwar vermochten die Librettisten Crémieux und Tréfeu aus der Legende von der unschuldig der Untreue verdächtigten Genovefa und von dem bösen Golo nicht mit der gleichen kecken Grazie der Frivolität zu parodiren, wie dies Meilhac und Halévy im „Orpheus" u. s. w. gelungen ist. Aber Herr Flers, der fingerfertige Actualitäten-Verarbeiter, wird schon Leben und Witz hineinbringen; und haben wir denn nicht unsre famose Garde? Wer könnte dem Liebreiz der pompösen Germaine Gallois widerstehen, wenn sie als Fee Isoline den Abenteuern des in Madame Genovefa verliebten Pagen Drogan Beistand leistet? Wer erläge nicht der Opernstimme des Fräulein Genovefa Vix, die die Gestalt ihrer brabantischen Namenspatronin fast zur Opéra-comique-Figur verklärte? Und wer schüttelte sich nicht vor Lachen, wenn Genevièves völlig — sagen wir „willenloser" — Ehekrüppel, der Herr Herzog Sifroy, im Rollstuhl hereingefahren wird und dann plötzlich nach dem Genuß eines Kraftkuchens ungeahnte Liebesgluthen erwachen fühlt? Ist Herr Guy nicht prächtig in dieser Rolle? Und dann Prince als Bardencaricatur und Dearly als Intriguant und vor allem Brasseur als Gensdarm Pitou, der Genoveva höchstens vor Liebe, aber nicht mit dem Schießgewehr umbringen möchte? Es bedurfte vielleicht nicht einmal der theilweise stark an die Orpheus-Partitur gemahnenden Musik Meister Offenbachs, um das Schauspiel genußreich zu machen. Director Samuel hat das Geheimniß der Operetten-Einstudirung. Er weiß, daß es da vor Allem auf allgemeine Umnebelung der Sinne des Publicums ankommt. Und er umnebelt denn auch nach Herzenslust . . . So ein Operetten-Librettist hats doch übrigens gut. Für ihn ist die dreieckige Ehe das stets wieder in aller Fröhlichkeit gelöste Problem. Soll nicht der alte Herzog froh sein, so einen kräftigen Hausfreund, wie den schmucken Pagen Drogan für seine Geneviève gefunden zu haben? . . . So machten es auch die Herren Guiches und Frager, die Librettisten der an der „Komischen Oper" uraufgeführten Oper „Ghyslaine" von Marcel Bertrand ihrem Helden, dem Ritter Edelbert leicht, die schöne Ghyslaine zu ehelichen, obwohl er eigentlich noch vor der Kirche der Gatte der wilden, von ihm aber wegen ihrer Untreue verstoßenen Christiane ist. Sie lassen einfach die böse Christiane am Schluß Selbsterdolchung verüben, während im gleichen Augenblick ein Rohr-Postbrief von Sr. Hochwürden Herrn Papst aus Rom eintrifft, dem zu Folge die Ehe Edelbert-Christiane als gelöst zu betrachten ist! Zu einer solch harmonischen, gar nicht problematischen Geschichte durfte der blutjunge Componist Bertrand keine modernere Partitur schreiben, als er es thatsächlich gethan hat. Das hieße ja gegen die harmonischen Gesetze der Librettisten-Ehen verstoßen! Complicirter liegt der Fall schon wieder bei der zweiten Novität der gleichen Bühne, bei dem dreiactigen Musik-Drama „La Habanera" (Text und Musik von Raoul Laparra). Da ersticht ein düstrer Baske, Ramon, aus Eifersucht seinen Bruder Pedro am Tage, da dieser die schöne Pilar zum Altar führen will. Des Ermordeten Geist hindert den Bruder, die Geraubte zu heirathen, und der todte Pedro nimmt seine Pilar zu sich ins Grab. Was kümmert uns diese gruselige Geschichte? Hören wir doch nur auf die tollen Klänge der spanischen Nationaltänze, zumal der „Habanera", und das gleichmäßige Hämmern der charakteristischen Rhythmen scheint uns das Walten der Naturmächte zu symbolisiren, die aller Ehe- und Liebesprobleme spotten! . . .

*Arthur Neisser.*

## Journalistenstreik.

Das gab ein seltnes Schauspiel:
Ein Streik im Reichstagshaus!
Gekränkte Ehre rief ihn
Mit Donnerstimme aus.

Von diesem Grundgefühle
War'n grade die bewegt,
Die niemals ein Examen
Bekanntlich abgelegt.

Drum murmelt Bülow nächtlings
Und gar nicht sehr erbaut:
„Das hätt ich diesen Leuten
Niemals recht zugetraut.

Das Centrum bringt uns wieder
In diese Patsche rein —
Nie hörts da auf, zu stänkern,
Nie wird der Gröber fein.

Doch immerhin, ein Gutes
Steckt in dem Vorfall traun —
Man kann damit viel Nörgler
Kühn aus dem Felde haun.

Weil an der ganzen Chose
Man deutlich konnte sehn,
Wie selbst Examenlose
Treulich zusammenstehn.

Das macht mich wieder sicher
In dieser wirren Zeit:
Es ist das erste Zeichen
Der Deutschen Einigkeit!"

Terentius.

## Preisausschreiben.

Das dritte Preisausschreiben der Kantgesellschaft, das in dem in Bälde erscheinenden neuesten Hefte der „Kantstudien" mitgetheilt wird, lautet: „Welches sind die wirklichen Fortschritte, die die Metaphysik in Deutschland seit Hegels und Herbarts Zeiten gemacht hat?" Das Thema, das einer auch von Kant bearbeiteten Preisaufgabe der Berliner Akademie im Jahre 1791 nachgebildet ist, hat Universitätsprofessor Dr. Carl Güttler (München) angegeben und formulirt, der auch für die besten Bearbeitungen einen ersten Preis von Eintausend Mark und einen zweiten Preis von Sechshundert Mark gestiftet hat. Preisrichter sind die beiden Berliner Geheimräthe und Professoren Riehl und Stumpf, sowie der Würzburger Professor Külpe. Die Bedingungen der Preisaufgabe sind zu beziehen durch den Geschäftsführer der Kantgesellschaft, Professor Dr. Vaihinger in Halle a. S.

## Notizen.

Folgende neue Bücher, Broschüren, Zeitschriften u. s. f. sind uns zugegangen:

Im Verlage von Max Altmann (Leipzig) sind erschienen:

G. W. Surya: Moderne Rosenkreuzer oder die Renaissance der Geheimwissenschaften. Ein occult-wissenschaftlicher Roman. Preis geh. Mk. 5.

Digitized by Google

Karl Bleibtreu: H. P. Blavatzky und die Geheimlehre. Preis geh. Mk. 3. (Neu-Abdruck.)

E. Sychova: Occulter Wegweiser für das Alltagsleben und die Entwicklung des Willens zur höchsten Macht. Preis geh. Mk. 1.50.

Annie Besant: Theosophie in Beziehung zum menschlichen Leben. Vier Vorträge. Uebersetzt von C. Wandrey. Preis geh. Mk. 1. 80.

O. Praecursor: Götzen-Gericht, eine Anklage der Naturwissenschaft. Preis geh. Mk. 1.50.

Edward Bulwer: Das Geschlecht der Zukunft. Roman. Preis geh. Mk. 2.

Paul Carus: Nirvana, eine von buddhistischer Psychologie handelnde Erzählung. Preis geh. Mk. 1.

Franz Siking: Wolfram v. Eschenbach. Historischer Roman. Preis geh. Mk. 5.

Conrad v. Blumenthal: Die Tochter Salomos. Dramatisches Gedicht. Preis geh. Mk. 1.20.

Karl Kiesewetter: Geschichte des neueren Occultismus. Liefg. 1 und 2. Preis je Mk. 2.

Im Verlage von E. Pierson (Dresden) erschienen:

Elisar v. Kupffer: An Edens Pforten — aus Edens Reich. Sufische Gedichte. Mit 2 Bildern, Compositionen und Erläuterungen. Preis geh. Mk. 3.50.

E. Kissling-Valentin: Das Leben ist unser. Entwicklungs-Roman. Preis geh. Mk. 4.

Walter Treu: Theoderich der Große, ein Gothensang. Preis geh. Mk. 4.

Im Verlage von Orell Füßli (Zürich) erschienen:

Goswina v. Berlepsch: Der Treubund. Eine Jugendgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert. Preis geh. Mk. 3.

Prof. Dr. Meili (Zürich): Die drahtlose Telegraphie im internen Recht und Völkerrecht. Preis geh. Mk. 3.

Ida Schneider: Im Frauenpark. Typen und Bilder.

Dieselbe. Amor und Psyche. Frauenschicksale. Aufzeichnungen. (Verse.) Bd. 3 und 4. Verlag von Rud. Bechtold & Co. (Wiesbaden.)

Wilhelm Lobsien: Die erzählende Kunst in Schleswig-Holstein von Theodor Storm bis zur Gegenwart. Verlag von Chr. Adolff (Altona-Ottensen). Preis geh. Mk. 2.50.

H. Friedjung: Oesterreich von 1848—60. 1. Bd.: Die Jahre der Revolution und Reformation (1848—51). Verlag von J. G. Cotta (Stuttgart). Preis geh. Mk. 11.50.

Prof. Dr. Rudolf Fitzner: Deutsches Colonial-Handbuch. 7. Ausgabe 1907. Verlag von Hermann Paetel (Berlin). Preis geh. Mk. 3.

Dr. Adolph Kohut: Aerzte als Staatsmänner, Diplomaten und Politiker. Berlinische Verlagsanstalt G. m. b. H. (Berlin). Preis geh. Mk. 2.

Maurice Reinhold v. Stern: Donner und Lerche. Neue Gedichte. Verlag des Literarischen Bulletin (A. v. Stern), Leipzig.

Heinrich Bredow: Lieder eines Heimkehrenden. Verlag von Conrad A. H. Kloß (Hamburg). Preis geh. Mk. 2.50.

Fritz Ehrenberg: Straßburger Gedenkblätter. Dichterische Blicke auf Altes und Neues im schönen Elsaß. Verlag von J. H. Ed. Heitz (Straßburg).

Margarete Matthes: Lebenssehnsucht. Gedichte. Buchverlag „Humanitas" (Berlin SW. 47). Mit Porträts. Preis geh. Mk. 2.

Jacob Fürth: Gegen den Strom. Drei Einacter. „Deutscher Kampf"-Verlag (Leipzig). Preis geh. Mk. 2.

Lenz Hofmann: Flakuner. Tragödie in sechs Aufzügen. Selbstverlag (Traunstein). Preis geh. Mk. 3.

Gerhart Hauptmann: Kaiser Karls Geisel. Legendenspiel. Verlag von S. Fischer (Berlin).

Dr. Max Schneider: „Von wem ist das doch?!" Ein Titelbuch zu Auffindung von Verfassernamen deutscher Literaturwerke. Etwa sechs monatliche Lieferungen. Verlag von Eugen Schneider (Berlin). Liefg. 1. Preis der Liefg. Mk. 0.85.

K. O. Leipacher: Unwürdig zum Volksschullehrer. Mein Kampf um Geist, Gewissen und Lehrfreiheit im „weltlichen" „Culturstaat" Preußen 1907. Neuer Frankfurter Verlag (Frankfurt a. M.) Preis geh. Mk. 0.30.

Charles Baudelaire: Tagebücher nebst einem Anhang. Uebersetzt und herausgegeben von Max Bruns. Verlag von J. C. C. Bruns (Minden i. W.) Preis geh. Mk. 1.75.

Prof. Dr. Rudolf Eucken: Der Sinn und Werth des Lebens. Verlag von Quelle & Meyer (Leipzig). Preis geh. Mk. 2.20.

Helene Lange: Die Frauenbewegung in ihren modernen Problemen. Bd. 27 der Sammlg. „Wissenschaft und Bildung." Verlag von Quelle & Meyer (Leipzig). Preis geh. Mk. 1, geb. Mk. 1.25.

E. Jaques-Dalcroze (Genf): Der Rhythmus als Erziehungsmittel für das Leben und die Kunst. Sechs Vorträge zur Begründung einer Methode der rhythmischen Gymnastik. Deutsch von Paul Boepple. Verlag von Helbing & Lichtenhahn (Basel). Preis geh. Mk. 3.20.

In der hier gelegentlich bereits von Hans R. Fischer ausführlicher gewürdigten, von dem verdienstvollen Dr. A. Reimann herausgegebenen Deutschen Bücherei, Verlag deutsche Bücherei, G. m. b. H. (Berlin SW., Kochstr. 73) erschienen folgende Bändchen:

Eduard v. Hartmann: Die socialen Kernfragen: 1. Bd. Die Vertheilung des Arbeitsertrages (Doppelbd). 2. Bd. Die Erhöhung des Arbeitsertrages (Doppelbd.). 3. Bd. Die Verminderung der Arbeitslast. Boden- und Bevölkerungsfrage (Doppelbd.).

Anselm Feuerbach: Kaspar Hauser. Biographische Würdigung von Leo Frhr. v. Egloffstein.

Heinrich Stümcke: Modernes Theater. Eindrücke und Studien (Doppelbd.).

Hans Haas: Japanische Erzählungen und Märchen.

Dr. Julius Kurth: Aus Pompeji. Skizzen und Studien. Illustrirt.

Elly Steffen: Aus deutscher Vorzeit. (Gudrun. Otto mit dem Barte. Flore und Blanscheflur. Der gute Gerhard. Der arme Heinrich.)

Preis des Bändchens geheftet Mk. 0.30, gebunden Mk. 0.60.

J. J. Rousseau: Bekenntnisse. Unverkürzt aus dem Französischen übertragen von Ernst Hardt. Berlin 1907. Wiegandt und Grieben.

Der vortreffliche Uebersetzer Taines, Flauberts und de la Rochefoucaulds, Ernst Hardt, hat sich ausgezeichnet dem Styl und Geist Rousseaus angepaßt. Auch die vorzügliche Ausstattung des Bandes (gebunden in grünem Leder mit Zierleisten von Gratz), die geschmackvollste Buchausstattung, die mir bekannt ist, athmet Geist des ausgehenden Rococo. Das Werk wird sich sicher heut bei der steigenden Popularität der Classiker des 18. Jahrhunderts viele Freunde erwerben.

*Paul Friedrich* (*Berlin*).

Robert Saudek: Dämon Berlin. Roman. Concordia Deutsche Verlagsanstalt Berlin.

Ich konnte dieses Buch nur mit dem gleichen Gefühl wahnsinniger Nervenspannung lesen, mit dem ich im Circus das Looping-the-loop erlebt habe. Jenen pathologischen Vorgang einer Vertauschung der eignen Persönlichkeit mit einer fremden erlebte ich mit einer seltsam manischen Gewalt. Selbst wenn man von dem Getriebe dieser Welt noch so still abgewendet lebt, wird man hier in den Schöpfungswahnsinn eines Waarenhausleiters hineingerissen, als ob man selbst an dem Gelingen oder Scheitern seiner Pläne mit seinem ganzen Vermögen betheiligt wäre. Das Technische ist so ingeniös gemacht, daß man sich oft fragt, warum der Mann, der dieses Buch geschrieben, nicht einfach seine Ideen an unsre Waarenhäuser verkauft hat!

Das Technische muß seinen Verfasser so berauscht haben, daß er das Psychologische etwas vernachlässigt hat. Die Figuren sind mehr technische Präcisionsapparate, Androiden, die erotischen Scenen, so interessant in ihren Absichten, kaum vollendet. Der einzig wirklich Gestaltete, der „Held", in seinen Anfängen nicht klar gezeigt, in seinen Ausgängen zu wenig complicirt. Trotzdem kann man das Lob dieses Buches nur um Weniges einschränken, muß einem der Gegensatz zu einem Freitagschen Anton Wohlfahrt völlig deutlich werden, muß man das Hypermoderne, Amerikanische des Buches empfinden und um des heißen Athems willen, der aus ihm schlägt, es Leuten mit schlaffen Nerven, aber phantasiehaften Naturen als eines der merkwürdigen Bücher unsrer Tage empfehlen. Wenn man Büchern über den rein artistischen Genuß hinaus aber auch noch das Recht zugestehen will, auf das Leben hinüberzugreifen, würde ich es allen um zwanzig von ihren Erziehern in die Hand gedrückt wissen mögen. Der Zugang zu den akademischen Berufen würde geringer, der Zufluß zu dem Kaufmannsberufe reicher werden.

*Dr. Martin Beradt* (*Berlin*).

F. J. Bronner: Von deutscher Sitt und Art. Volkssitten und Volksbräuche in Bayern und den angrenzenden Gebieten. (Im Kreislauf des Jahres dargestellt.) Mit einem Anhang über Friedhöfe und Freskomalerei. Buchschmuck von Fritz Quidenus. 11 Autotypien. Verlag von Max Kellerer (München). Preis geh. Mk. 4, geb. Mk. 5.

Der Verfasser hat in diesem dankenswerthen Büchlein, das viel gelehrter ist, als es sich in der Form giebt, all das zusammengestellt, was er in langer folkloristischer Sammelthätigkeit an Volkssitten und -bräuchen in Bayern und den angrenzenden Gebieten erfahren hat. Er hat sich dadurch den herzlichen Dank derer — und ihre Zahl wächst glücklicherweise von Jahr zu Jahr! — erworben, die für diese Dinge, d. h. für deutsche Sitte und Art Verständniß haben. Sein Büchlein, das für den Folkloristen eine wahre Schatzgrube ist, hat bleibenden Werth. Bronner wählte für seine Darstellung die Form von Abendplaudereien in der Familie. Wird diese Form auch nicht ganz nach dem Geschmack des Wissenschaftlers sein, so hat sie doch für das große Publicum — und nochmals: das Publicum für solche Bücher kann gar nicht groß genug sein! — den Vorzug wärmerer, persönlicher, gleichsam herzlicherer Schilderung, und sie giebt dem Verfasser Gelegenheit, bedeutsame Parallelen aufzuzeigen, in die Urzeit zurückzugreifen. Außerordentlich liebenswürdig, in der Art Ludwig Richters, ist der Buchschmuck von Fritz Quidenus. Die Autotypien stellen auch für den wissenschaftlichen Volksforscher werthvolles Material dar.

*Dr. A. Hn.*

Digitized by Google

WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST
OTTO ERDMANN JUNIOR
BERLIN S.W. 61.
TEMPELHOFERUFER 21.

Antiquitäten.

Sachsen-Siebenbürgener Keramiken
:: 18. Jahrhundert ::
Teller ▫ Schüsseln ▫ Krüge
Flaschen usw.
Ausserordentlich preiswert
Lieferant an
Kunstgewerbe-Museen u. s. f.

Hugo Klein,
Dresden-A., Bankstrasse 10.

Keine Nachnahme! Erst prüfen!
Orangenblüten-Honig!!
übertrifft jeden Honig der Welt. Garant. absolut naturr. Bienenprodukt!
Begeist. Lob von Honigkennern!
*10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u. zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.
Kusche & Martin, Malaga
Spanien (Deutsche Firma)

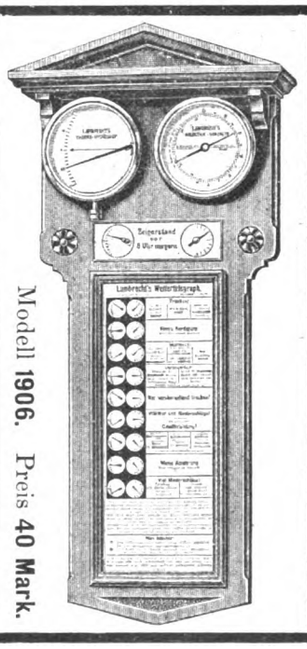
Weck's Frischhaltung
und sonst nichts
und weiter nichts
und drüber nichts
drum
Kothe auf Vorrat

Drucksachen über:
Weck's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel
kostenlos durch:
J. Weck, Ges. m. b. Haftung,
Oeflingen, A. Säckingen (Baden).
Man verlange nur
Weck's Originalfabrikate
Ueberall Verkaufsstellen.

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die „Gegenwart" beziehen.

Zeitungs-Nachrichten
in Original-Ausschnitten
*über Politik, Handel, Industrie, Kunst und Wissenschaft sowie über alle sonstigen Themata liefert zu mässigen Preisen das*
Nachrichten-Bureau
Adolf Schustermann
Berlin SO. 16.
*Illustrierte Broschüre, Referenzen grat. u. frco.*

*London W. 8|9 Colville Square.*
*Erstklassiges Boarding House. Beste Lage. Gute Küche. Pension mit Bedienung von 22 Mark wöchentlich an. Garten. Deutsche und englische Referenzen.*
*London W. 8|9 Colville Square.*


Modell 1906. Preis 40 Mark.

Original
Lambrecht's Wettertelegraph
gibt durch nur 2 Zeiger die drei Hauptfaktoren für die Vorausbestimmung des Wetters an: **Lufttemperatur, Luftfeuchtigkeit** und **Luftdruck.** Die Wetterprognose ist dadurch außerordentlich erleichtert, daß nur die gegenseitige Stellung dieser Zeiger in der am Apparat befestigten Tabelle aufzusuchen und die danebenstehende Prognose **einfach abzulesen ist.** — **Zahlreiche erstklassige Anerkennungen stehen zu Diensten.**
Lambrechts Instrumente sind gesetzlich geschützt.
**Man verlange ausdrücklich Gratis-Drucksache Nr. 280.**
Prämiert 1907: Berlin, Dresden u. Bülach.
Wilh. Lambrecht
Göttingen.
Gegr. 1859 (Georgia Augusta).
Inhaber des Ordens für Kunst u. Wissenschaft, der grossen goldenen und verschiedener anderer Staatsmedaillen.
Vertreter an allen größeren Plätzen des In- und Auslandes.
**Generalvertrieb** für die Schweiz Italien und die österreichischen Alpenländer durch:
C. A. ULBRICH & Co., Zürich.

GRATIS durch die Photohändler:
„Agfa"-Preisliste 1908
mit nebenstehender Titelzeichnung, 16 Seiten Text über:
„Agfa"-
- Platten
- Films
- Cassetten
- Entwickler
- Spezialitäten

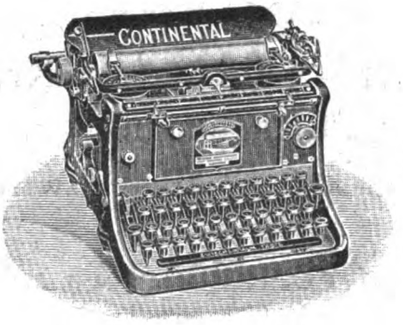
„Isolar"
- Platten u. Films
- (Name geschützt)

Digitized by Google

Die

„Continental-"

Mehrfach mit der
**goldenen Medaille**
prämiiert




Mehrfach mit der
**goldenen Medaille**
prämiiert

**findet von Tag zu Tag immer weitere Verbreitung.**

**Beweis:**

**Die ausserordentlich lebhafte Nachfrage nach dieser erstklassigen**

**Schreibmaschine.**

**Franz Kaiser – Friedrichstrasse 197 – Berlin W. 8.**

Wollen Sie
**Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren etc.**
direkt, billig und gut kaufen, dann verlangen Sie unsere Offerte.

**Belmonte & Co., Berlin.**

Detail-Verkauf:
**Leipzigerstrasse 35a,** Ecke Charlottenstrasse, und
**Königstrasse 46,** Ecke Hoher Steinweg.

**Juweliere, Gold- u. Silberschmiede, Ateliers für Juwelenschmuck und Kunstarbeiten.**

Fabrikation mit elektrischem Kraftbetrieb. — Gold- und Silber-Walz- und Prägewerk. Engros-Export nach allen Ländern.

**Prachtkatalog** mit vielen tausend Illustrationen von Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren gegen 1 Mk. franko. Bei Einkauf oder Rücksendung wird dieser Betrag vergütet. — **Spezialisten gratis.**

**DÜRKOPP-**

**DÜRKOPP & Co. A.G. BIELEFELD**


Wir erlauben uns, die Leser auf den dieser Nummer beigelegten Prospect von **Georg Reimer, Verlag, Berlin W. 35,** aufmerksam zu machen.

Verantwortl. Redacteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Für den Inseratentheil verantwortlich: Georg Macher, Berlin W. 35, Steglitzer Straße 8. Max Hesses Verlag in Leipzig. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 14. Berlin, den 4. April 1908. 37. Jahrgang. Band 73.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Max Hesses Verlag in Leipzig. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 4gespaltene Petitzeile 50 Pf.

Inhalt:

Oesterreichs Stiefkind. Von Theodor v. Sosnosky (Wien). — Die Neutralität der Kleinstaaten. Von Oberst a. D. P. Wolff (Potsdam). — Lehrkurse für Gefängnißbeamte. Von Strafanstaltssecretär a. D. G. Stammer (Berlin). — Die Bedeutung der drahtlosen Telegraphie für die Entwicklung unsrer Colonien. Von Oberleutnant a. D. Ingenieur K. Solff (Steglitz). (Schluß.) — Ueber Plastik. Aphorismen aus Wolfgang Kirchbachs Nachlaß. (Schluß.) — Isolde Kurz. Eine Studie von Victor Klemperer (Berlin). 1. — Drei Gedichte. Von Felix Lorenz (Berlin). — Zinnober. Skizzen von August Strindberg. — Unglück im Spiel. Von Marsyas (Dr. Martin Berndt, Berlin). — Literarische und unliterarische Malerei. Von Max Brod. — Landesverschönerung. Von Terentius. — „Und der Herr sprach . . .“ Von F. L. — Anzeigen.

### Oesterreichs Stiefkind.

#### Ein Epilog zu den Delegationen.

Von Theodor v. Sosnosky (Wien).

Es giebt kaum einen Staat, in dem der Armee außer ihrer rein militärischen Rolle eine so große Bedeutung zukommt wie in Oesterreich-Ungarn. In diesem Reich ist sie nicht bloß wie überall die Schutzwehr gegen äußere Feinde, nicht bloß das Bollwerk gegen die Umsturzgelüste der innern Feinde: sie ist auch das allerwichtigste politische Organ, das allein im Stand ist, die auseinanderstrebenden Völkerschaften der vielsprachigen Monarchie zusammenzuhalten und diese vor dem Zerfalle zu bewahren; sie ist insbesondere das einzige und letzte Band, das die beiden Reichshälften noch aneinander fesselt; sie ist der „Rocher de bronce“, auf dem der habsburgische Thron ruht, und dessen Zertrümmerung auch diesen vernichten würde.

Daß es sich wirklich so verhält, daß dieser Behauptung keineswegs eine Ueberschätzung der Bedeutung des Heeres zu Grunde liegt, weiß alle Welt, weiß man auch in Oesterreich selbst, obschon man hier von den eigenen Verhältnissen bisweilen weniger weiß als außerhalb der schwarz-gelben Pfühle. Die außerordentliche Bedeutung des Heeres für die Monarchie liegt eben in der Natur der Sache und kann nicht leicht übersehen oder geleugnet werden.

Man sollte nun glauben, im Hinblick auf die anerkannte Wichtigkeit der Armee müßte sich diese in der Bevölkerung, im Parlament, in der Presse und besonders bei der Regierung einer ganz besonders großen Werthschätzung erfreuen, müßte sie der verwöhnte Liebling Aller sein, für dessen Bedürfnisse auf das Umsichtigste und Reichste gesorgt, dessen Ansehen hochgehalten wird und für den Alles geschieht. So sollte man glauben; denn das wäre nur angemessen und wohlbegründet. Man würde es mit Rücksicht auf die hohe Bedeutung des Heeres sogar begreifen, wenn dieses auf Kosten andrer Staatseinrichtungen bevorzugt würde.

Wie verhält sichs nun aber thatsächlich mit der Rolle, die das Heer in Oesterreich spielt? Just das Gegentheil geschieht von Alledem, was man glauben sollte und was von Rechtswegen geschehen müßte: nicht der Liebling des Reiches ist die Armee, sondern das Stiefkind. Es giebt kaum ein Land, wo so viel über die Armee geschimpft wird, wo so geringes Verständniß für ihre Bedürfnisse vorhanden ist, wo so wenig für sie geschieht. „Die Armee verdorrt!“ Der Kriegsminister selber hat es kürzlich in einer Delegationssitzung klipp und klar ausgesprochen, und seine Worte fallen um so schwerer ins Gewicht, als er sich als einen Optimisten bekannt und bemerkt hat, daß man als Kriegsminister in Oesterreich Optimist sein müsse; was er zwar nicht ausgesprochen, aber offenbar damit gemeint hat, war, daß ein Pessimist an seiner Stelle eben verzweifeln müßte angesichts der Unzulänglichkeit des österreichischen Wehrwesens. Wenn Feldzeugmeister Schönaich vom „Verdorren“ der Armee gesprochen hat, so darf man dies also ja nicht etwa als berufsmäßige Schwarzmalerei ansehen, als zielbewußte, berechnende Uebertreibung: es ist leider die vollste Wahrheit. Ein ganz unzulänglicher Mannschaftsstand, eine unzulängliche Anzahl von Geschützen, unzulängliche Gehalts- und Soldverhältnisse und — zieht man auch die Marine in Betracht — eine an Zahl und Gefechtsstärke ganz unzulängliche Flotte; kurz: Unzulänglichkeit an allen Ecken und Enden!

Und die Ursache dieser Misère? Eben die vorhin erwähnte Verständnißlosigkeit des maßgebenden Theils der Bevölkerung für Alles, was die Armee betrifft, ja die Gehässigkeit gegen das Militär, die man namentlich in jenen Kreisen antrifft, die sich mit Stolz als die „Intelligenz“ bezeichnen, und aus denen sich just die einflußreichsten Factoren des Reiches ergänzen, das Parlament und die Presse.

Wer das Lamento und Gezeter hört, das in diesen zwei Körperschaften bei jeder Gelegenheit über den „Moloch des Militarismus“ angestimmt wird, der angeblich „dem Volke das Mark aus den Knochen saugt“ — eine Phrase, die sich mit unfehlbarer Sicherheit einstellt, wenn das Militärbudget festgesetzt wird —, wer dieses Gejammer und Geschimpfe hört, der muß, wenn er nicht näher unterrichtet ist, nothgedrungen glauben, in keinem Staate der Welt bürde das Militär der Bevölkerung eine so schwere Last auf wie in der habsburgischen Monarchie. In Wahrheit ist aber just das Gegentheil richtig. Wenn sich die Herrschaften, die im Parlament und in der Presse immer so thun, als richtete die Armee durch ihre Kosten das Reich zu Grunde, einmal die Mühe nähmen, ihre Nasen in die Militär-Statistik zu stecken — es braucht keine Sonderwerke, es genügt der „Gotha“ —, so würden sie sich selber schwarz auf weiß ausrechnen können, daß gerade sie ganz und gar keine Ursache haben, sich über die Unerschwinglichkeit der Wehrauslagen zu ereifern; denn im Vergleiche mit denen der andern Militärmächte sind die österreichischen überaus bescheiden. Auf den einzelnen Einwohner entfallen nämlich Wehrkosten in

Digitized by Google

| | | | |
|---|---|---|---|
| Großbritannien | . . rund | 29,5 | Mk. |
| Frankreich | . . . „ | 23 | „ |
| Deutschland | . . . „ | 22 | „ |
| Italien | . . . . „ | 11 | „ |
| Oesterreich-Ungarn | . „ | 8 | „ |
| Rußland | . . . . „ | 7,5 | „ |

Demnach ist der Einzelne nur in Rußland weniger belastet als in Oesterreich-Ungarn, was sich übrigens aus der großen Kopfzahl des Zarenreichs erklären läßt. Noch günstiger für die habsburgische Monarchie stellt sich das Verhältniß der Wehrauslagen zu den Gesamtausgaben. In Procenten ausgedrückt, betragen jene im Verhältniß zu diesen in nachstehenden Staaten:

| | | |
|---|---|---|
| Deutschland | . . . . . | 48 % |
| Vereinigte Staaten von Nordamerika | . | 47 „ |
| Frankreich | . . . . . | 30,6 „ |
| Großbritannien | . . . . . | 28 „ |
| Italien | . . . . . | 22 „ |
| Rußland | . . . . . | 20 „ |
| Spanien | . . . . . | 18,6 „ |
| Japan | . . . . . | 18 „ |
| Oesterreich-Ungarn | . . . . . | 13,2 „ |

In Oesterreich-Ungarn nehmen die Wehrkosten von den Gesammtauslagen also einen geringeren Theil in Anspruch als selbst im armen Spanien, nämlich kaum mehr als ein Achtel, während sie in Deutschland und der Amerikanischen Union nahezu die Hälfte der Gesammtauslagen betragen; diese Thatsache ist zugleich die schlagkräftigste Widerlegung der in gewissen Kreisen Oesterreichs stereotypen Behauptung, die großen Wehrauslagen bedeuteten den finanziellen Ruin des Reichs, denn gerade die Staaten, bei denen wir die höchsten diesbezüglichen Zahlen finden, erfreuen sich des größten Wohlstandes.

Angesichts dieser unanfechtbaren, weil nachweisbaren Zahlen nehmen sich die Jeremiaden und Beschuldigungen in Parlament und Presse recht seltsam aus, sie gleichen perfiden Verleumdungen aufs Haar....

Als ein besonders charakteristisches Symptom für die Gesinnung dieser Kreise dem Militär gegenüber sei hier die Thatsache angeführt, daß die tonangebende Wiener Presse eine Aufklärung des Publicums nach dieser Richtung hin unterdrückt, daß sie jeden Versuch, die von ihr genährten Vorurtheile im Publicum, durch statistische Daten zu widerlegen, unmöglich macht, indem sie solche Arbeiten zurückweist; und dies thun, wohlgemerkt, auch solche Blätter, die sich ihrer Militärfreundlichkeit rühmen!...

Man könnte jetzt nun allerdings den Einwand machen, die hier behauptete Militärfeindlichkeit der Wiener Presse wäre nicht vorhanden, könnte zum Mindesten nicht bedeutend sein; denn anläßlich der Offiziersgagenfrage seien alle Wiener Zeitungen ohne Unterschied der Partei für die Erhöhung der Gehalte eingetreten, ausgenommen natürlich die socialdemokratischen, die unter allen Umständen Nein sagen, wenn sichs um Offiziere handelt. Wer aber aus dieser scheinbar militärfreundlichen Haltung der Wiener Presse den Schluß zöge, diese Sympathie für das Heer wäre auch thatsächlich vorhanden, würde sich gewaltig irren. Daß sich Parlament und Presse diesmal — zum ersten Mal! — einmüthig für die Offiziere verwendet haben, ist einfach daraus zu erklären, daß sie nicht anders konnten: erstens ist die Besoldung der Offiziere eine so lächerlich geringe, daß sie im Hinblick auf die herrschende und stets wachsende Theuerung geradezu wie Hohn erscheint (der Major z. B. erhält in Oesterreich-Ungarn 4008 Kronen, in Deutschland ohne Nebengebühren 7731 Kronen!); und zweitens hat man in den letzten Jahren für die Aufbesserung der Staatsbeamtengehalte nicht weniger als das zehnfache der Summe bewilligt, die für die Offiziere beansprucht wird. Unter solchen Umständen blieb dem Parlament und der Presse wohl nichts Anderes übrig, als auch den Offizieren das zu gewähren, was man ihnen schon längst hätte geben sollen. Und sie waren dazu um so eher bereit, als diese Sache eine überaus günstige Gelegenheit bot, mit ihrer Militärfreundlichkeit Staat zu machen, um ein anderes Mal wieder wie sonst immer die Taschen zuhalten und mit Emphase behaupten zu können, ihr Verhalten in der Offiziersgagenfrage habe ihr Wohlwollen für das Heer zur Genüge dargethan, noch mehr zu thun, wären sie außer Stande...

Bekanntlich ist die so nothwendige Aufbesserung der Offiziersgehälter an dem hartnäckigen Widerstand des ungarischen Parlaments gescheitert, obschon auch dieses in seiner Mehrheit diese Maßregel vom wirthschaftlichen Standpunkt aus als gerechtfertigt anerkennen mußte. Aber da es die Bewilligung, getreu seiner so erfolgreich betriebenen Erpresser-Tactik, mit nationalen Zugeständnissen verknüpft hat, die zu gewähren man vorläufig an maßgebender Stelle noch nicht gewillt ist, so müssen die armen Offiziere sich mit ihrem Hungersold eben weiter „fretten“...

Bedenkt man, daß das ungarische Parlament schon bei einer so geringfügigen Summe strikt — es handelt sich um etwa 3 Millionen Kronen —, so muß sich jeder österreichische Patriot die bange Frage stellen, wie das erst werden soll, wenn die kostspieligen Reformen auf die Tagesordnung kommen, die unerläßlich sind, soll das k. und k. Heer nicht völlig „verdorren“?

Und nicht bloß in Oesterreich hat man begründete Ursache, dieser Angelegenheit mit Besorgniß entgegenzusehen, sondern auch im verbündeten Deutschen Reich, dem begreiflicher Weise sehr daran gelegen sein muß, einen Waffengefährten zu besitzen, der leistungsfähig ist...

Der Kriegsminister Oesterreich-Ungarns befindet sich unter solchen Umständen in einer außerordentlich schwierigen Lage; denn er steht vor dem Dilemma: entweder auf die Erhöhung der Offiziersgagen und auf den nothwendigen Ausbau des derzeit unzulänglichen Heeres zu verzichten oder die nationalen Forderungen der Magyaren zu erfüllen. Eines ist so schlimm wie das Andere; thut er das Eine, so setzt er das Heer der Gefahr aus, bei der nächsten kriegerischen Verwicklung seiner Aufgabe nicht gewachsen zu sein und zu erliegen. Was aber ein unglücklicher Krieg — an sich schon ein furchtbares Unglück — gerade für die habsburgische Monarchie bedeuten würde, muß ihm mindestens ebenso klar sein wie Jedem, der die eigenartige Construction dieses Reiches kennt und versteht. Thut er dagegen das Andere, erfüllt er die gewiß weitgehenden nationalen Forderungen der Magyaren, so verhilft er diesen dadurch zur rascheren Erlangung ihres heißbegehrten Zieles, des selbstständigen ungarischen Heeres; das aber müßte den Zerfall der Monarchie zur Folge haben. Es fragt sich also: was wird er thun? Welche Gefahr wird ihm größer erscheinen? Seinem bisherigen Verhalten zufolge ist es wahrscheinlicher, daß er den zweiten Weg wählen, den Magyaren abermals ein Stück entgegenkommen und das Heer noch mehr magyarisiren wird, als es sein Vorgänger gethan hat...

Mag er nun das Eine oder das Andere thun: beides wäre ein schweres Unglück für die Armee im Besonderen und für das Reich im Allgemeinen.

Was also soll der bedauernswerthe Mann thun? Giebt es für ihn überhaupt einen Ausweg aus dieser furchtbaren Bedrängniß? — Ja, es giebt einen! Aber der zwänge ihn, einen Weg zu wählen, der nicht auf constitutionellem Gebiete liegt, denselben Weg, den Bismarck einst vor 1866 gewandelt ist, und der ihn bis vor Wien und nach Paris geführt hat. Es ist freilich ein bedenklicher Weg, und der ihn wagen will, muß ein scharfes Auge, einen sichern Tritt und ein tapferes Herz haben, sonst ist er verloren; aber es ist der einzige, der zwischen der Scylla und Charybdis hindurch zur Rettung des Heeres und zum Ruhme Oesterreichs führen kann; einen andern Weg giebt es nicht...

Digitized by Google

## Die Neutralität der Kleinstaaten.

Von Oberst a. D. P. Wolff (Potsdam).

Mit einer ganzen Reihe von Kleinstaaten sind Seitens der europäischen Großmächte Verträge abgeschlossen worden, in denen sich diese Staaten verpflichten, keiner Macht zu irgend welchem Zwecke etwas von ihrem Gebiete abzutreten, die Großmächte aber die Garantie übernehmen, die Integrität des Gebietes der Kleinstaaten zu achten, und falls sie bedroht werden sollte, auf Wunsch ihre Unterstützung zu deren Wahrung zu leihen. Zu diesen Staaten gehören die Schweiz, Belgien, Holland, Luxemburg und neuerdings Norwegen, mit andern sind die bezüglichen Verhandlungen noch im Gange. Für Deutschland hat die Neutralität derjenigen Kleinstaaten ein besonderes Interesse, deren Gebiet an das Deutsche Reich grenzt, die also bei einem Kriege Deutschlands mit einer oder mehreren Großmächten in unmittelbare Mitleidenschaft gezogen werden. In diesem Sinne scheidet Norwegen aus und tritt dafür Dänemark ein.

Von vornherein ist wohl von jedem dieser Staaten anzunehmen, daß er im Kriegsfalle eines großmächtlichen Nachbars die Neutralität zu wahren beabsichtigt, aber zweifelhaft ist es, ob diese Staaten die zur Wahrung ihrer Neutralität erforderlichen Vorbereitungen im Frieden in ausreichender Weise getroffen haben, und ob sie sich der Vorbedingungen für die Neutralitätserhaltung voll bewußt sind.

Unter Neutralität ist das völkerrechtliche Verhalten eines Staates zu kriegführenden Mächten zu verstehen, nach welchem er sich selbst den Friedenszustand bewahren und sich weder zum Vortheil, noch zum Nachtheil des Einen oder des Andern in deren Feindseligkeiten mischen will. Die Aufrechthaltung der Neutralität hängt aber nicht allein von seinem eignen Willen, sondern auch von den kriegführenden Parteien ab, die oft den Krieg auf neutrales Gebiet gespielt haben, wenn dieses dem Angriff oder der Vertheidigung besondre Vortheile bot. Dieser Umstand legt dem neutralen Staate die Pflicht auf, seine Wehrmacht derartig auszubauen, daß er im Stande ist, feindliche Handlungen der kriegführenden Parteien im neutralen Gebiete erfolgreich abzuwehren und sich dem Zwang der Begünstigung einer oder der andern Partei zu entziehen. Die Wehrmacht des Kleinstaates muß so stark sein, daß sie für jede die Neutralität verletzende Partei ein erhebliche Kräfte fesselnder Factor wird.

Die Rechte des neutralen Staates entsprechen seiner Pflicht der strengen Unparteilichkeit. Die Unverletzlichkeit des Gebietes macht es zum Asyl, in das sich die Bewohner der vom Krieg heimgesuchten Landestheile in Sicherheit bringen und verfolgte Truppenabtheilungen retten können, deren Entwaffnung dann dem neutralen Staate obliegt. Das neutrale Land ist dem friedlichen Verkehr für Alle offen zu halten. Es hat zur Grenzbesetzung zu schreiten, sobald das Kriegstheater in seiner Nähe liegt.

Die Schweiz hat bereits 1871 die Probe der Neutralitätserhaltung bestanden, als die bei Belfort geschlagene Armee Bourbakis durch die deutsche Südarmee über die Jurapässe in das neutrale Gebiet gedrängt wurde. Ein verhältnißmäßig geringes Truppenaufgebot genügte damals, die noch 80000 Mann starke französische Armee zu entwaffnen. Seitdem hat die Organisation des Militärwesens und die Ausbildung des Heeres in der Schweiz sehr bedeutende Fortschritte gemacht. Das Heer zählt jetzt ca. 4 Armeecorps zu 2 Divisionen oder 140000 Mann des activen Auszuges und eine Landwehr von etwa 95000 Mann. Im Januar v. J. ist ein neues Wehrgesetz zur Einführung gelangt, das den inneren Gehalt und die Kriegstüchtigkeit des Heeres noch weiter zu heben verspricht. Die Einbruchs- und Durchzugsstraßen im Jura und in den Alpen sind fortifikatorisch gesperrt. Die militärische Veranlagung des Volkes und die Rührigkeit der Heeresleitung, die jährlichen großen Manöver in kriegsstarken Verbänden u. a. m. lassen einen Zweifel nicht aufkommen, daß das Heer den ihm zu Folge der Neutralität zufallenden defensiven Aufgaben voll gerecht werden wird.

Belgien ist 1870/71 der Probe entgangen, seine Neutralität wahren zu müssen, da die französische Armee bei Sedan deutscherseits gefangen genommen wurde. Die über die Grenze tretenden Trümmer wurden von der belgischen Grenzbesatzung entwaffnet. Das belgische Heer setzt sich aus Freiwilligen und Ausgelosten zusammen, eine allgemeine Wehrpflicht existiert nicht. Durch das bestehende Stellvertretungssystem ähnelt das Heer einem „Söldnerheer" mit allen seinen Nachtheilen. Die Friedensstärke beträgt rund 43000, die Kriegsstärke etwa 180000 Mann. Das Festungssystem mit der Landescentralfestung Antwerpen und den Sperrfestungen an der Maas: Namur und Lüttich, ist an sich stark, absorbirt aber, wenn es vertheidigt werden soll, die ganze Kriegsarmee, so daß für Operationen im freien Felde Truppen nicht übrig bleiben. Antwerpen, das zur Zeit noch gewaltige Lücken in der Linie der detachirten Forts aufweist, ist im Umbau begriffen. Seine Hauptvertheidigungslinie im äußern Fortgürtel wird einen Umfang von nahezu 100 Kilometer, die neue Umwallung der Stadt einen solchen von 28 Kilometer erhalten. Zu einer kraftvollen Vertheidigung einer solchen Riesenfestung nach dem Umbau wird die bestehende Heeresorganisation erst recht unzureichend sein und wirkliche Abhülfe erst durch die vom Könige gewünschte Einführung der allgemeinen Wehrpflicht erzielt werden. Bei dem jetzigen Wehrgesetz werden pro Jahr etwa 60 v. H. der Bevölkerung wehrfähig, aber nur 20 v. H. derselben eingestellt. Belgien ist für eine erfolgreiche Vertheidigung seiner Neutralität nicht genügend vorbereitet, es bringt dafür zu geringe personelle Opfer.

Das Großherzogthum Luxemburg, das 1867 für neutral erklärt worden ist, spricht militärisch nicht mit. Es besitzt nur eine Gensdarmerie- und eine Freiwilligen-Compagnie, im Ganzen 300 Mann, die Festungswerke der Hauptstadt sind geschleift. Das Land ist ohne Schutz, wenn seine Neutralität angetastet wird.

Holland ist durch seine geographische Lage mehr gegen Neutralitätsverletzung gesichert wie die vorbesprochenen Staaten, da seine Neutralität abgesehen von Deutschland nur von der See her bedroht werden kann, so lange Belgiens Neutralität gewahrt wird. Deutschland hat ein großes Interesse daran, die Seehäfen an den Ausmündungen von Rhein, Maas und Schelde in neutralen Händen zu wissen und Holland und Belgien militärisch so stark zu sehen, daß sie sich des Angriffs andrer Mächte erwehren können. Die Bedenken, die in dieser Beziehung bei Belgien vorliegen, walten nicht minder bei Holland ob. Die Landesvertheidigung gruppirt sich um ein ausgedehntes Befestigungssystem mit der Centrale Amsterdam, das die ganzen Heereskräfte zur Sicherung in Anspruch nimmt, die Grenze bleibt auch hier ohne wirksamen Schutz. Seit 1901 ist die persönliche Wehrpflicht eingeführt; aber es bleibt aus Budgetrücksichten ein großer Theil der Diensttauglichen vom activen Militärdienste befreit. Der Heereshaushalt für 1908 setzt den Friedensstand auf 20645 Mann fest. Im Kriegsfalle soll sich diese Zahl auf 175216 Mann erhöhen. Diese Zahlen würden schon ins Gewicht fallen, wenn die Ausbildung auf der gleichen Höhe wie bei den Großmächten stände. Aber in viermonatlicher Dienstzeit bei einem Drittel der Fußtruppen und in $8^1/_2$ Monaten bei dem Rest läßt sich eine militärische Durchbildung nicht erreichen. Während $3^1/_2$ Monaten des Jahres besteht nur der Schatten einer Armee, der geringe Effectivstand läßt dann militärische Uebungen überhaupt nicht zu. Unter den Parteikämpfen und der antimilitaristischen Bewegung leidet außerdem die Reorganisation des Heeres, über die zur Zeit verhandelt wird. Die Sicherung der Neutralität Hollands aus eigner Kraft erscheint daher vor der Hand nicht verbürgt.

Digitized by Google

Noch weniger zuversichtlich kann über die Aufrechthaltung der dänischen Neutralität geurtheilt werden. Dänemark hat eine militärisch außerordentlich wichtige Lage, weil es die Pforten der Ostsee beherrscht. Bei seinen unzureichenden militärischen Vorbereitungen besteht die Gefahr, daß eine westeuropäische Großmacht die Fahrstraße des Großen Belt, die für Kriegs- und Transportflotten allein passirbar ist — der kleine Belt und der Sund haben nicht genügende Wassertiefe — in Besitz nimmt und in dem nur schwach befestigten Kopenhagen einen Kriegshafen gewinnt, der bei den weiteren Operationen in der Ostsee eine werthvolle Zwischenbasis bieten würde.

Das Heer, im Frieden etwa 13000, im Kriege etwa 50000 Mann stark, dient in der Hauptwaffe nur sechs bis acht Monate activ und erhält daher Milizausbildung. Seit 1902 arbeitet eine parlamentarische Commission an dem Plan, „wie das Landesvertheidigungswesen den Grundsätzen der Neutralität sowohl als auch der Größe des Reiches und seinen finanziellen Verhältnissen angemessen einzurichten sei". Die Commission will nun endlich ihre Vorschläge dem Reichstag unterbreiten. Bei der im Lande vorhandenen starken Opposition gegen eine Vermehrung des Heeres und der von antimilitaristischer Seite lebhaft befürworteten Entfestigung Kopenhagens ist zu fürchten, daß bei den bevorstehenden Verhandlungen die Wehrmacht des Landes eher vermindert wie erhöht werden wird.

Im deutschen Interesse liegt es, daß die kleinen Grenzstaaten ihre Wehrkraft zu einem Factor ausgestalten, der die volle Beachtung auch der Großmächte erheischt. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß von einer starken Schweiz die linke, von einem kraftvollen Belgien und Holland die rechte Flanke der westwärts operirenden deutschen Armee gesichert werden würde, und daß von einem wehrfähigen Dänemark die Pforten der Ostsee geschlossen und Landungen auf Jütland zum Vormarsch gegen Schleswig-Holstein verhindert werden könnten. Die Kleinstaaten sollten dessen eingedenk sein, daß sie in den Kriegen der Großmächte nur dann verschont bleiben, wenn sie ihre Neutralität aus eigner Kraft wirksam vertheidigen können, und sie sollten danach ihre Friedensvorbereitungen treffen.

---

## Lehrkurse für Gefängnißbeamte.

Von Strafanstaltssecretär a. D. G. Stammer (Berlin).

Wie auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens die veralteten Grundsätze und Ideen den modernen Anschauungen weichen und sich Fortschritt an Fortschritt reiht, so wird dem gewissenhaften Beobachter auch nicht entgangen sein, daß in unserm Gefängnißwesen in den letzten Decennien ein bemerkenswerther Wandel eingetreten ist.

Das sichtbare Wahrzeichen dieses Umschwunges sind die modernen Gefängnißbauten, das unsichtbare der Ernst, mit dem in diesen Anstalten an den Gefallenen gearbeitet wird, um sie zu vollwerthigen Gliedern der menschlichen Gesellschaft zu machen. Nicht mehr im Dienste des starren Begriffs der Vergeltung und Buße stehen unsre Strafanstalten, sondern sie wollen und sollen im Dienste der Oeffentlichkeit stehen, als ein neues Werkzeug, das sich würdig der in der socialen Gesetzgebung der jüngsten Zeit bethätigten Auffassung an die Seite stellt. So ist als Zwillingsschwester der socialen Wissenschaft eine Gefängnißwissenschaft auf die Welt gekommen, die gleich dieser gepflegt und gefördert werden muß, wenn sie die Erwartungen erfüllen soll, die die menschliche Gesellschaft von ihr zu fordern berechtigt ist.

Von beachtenswerther Seite sind kürzlich die Worte gefallen: „Der Schwerpunkt des Strafrechts neigt sich immer mehr und mehr dem Strafvollzuge zu." Nichts charakterisirt klarer und kräftiger die Aufgaben, die der modernen Gefängnißwissenschaft zufallen, als dieser Ausblick. Mehr als die Dauer und Art der Freiheitsstrafe wird in Zukunft der Gestaltung des Strafvollzuges die Bedeutung beizumessen sein. Von seiner Handhabung und Ausnutzung muß es abhängen, in welchem Umfange Rechtsbrecher auf der letzten Stufe der Möglichkeit bessernder Einwirkung noch social gemacht und fürs öffentliche Leben nutzbringend gewonnen werden können.

Große Aufgaben erfordern ein grundlegendes Wissen! Die Aufgaben sind da: wie steht es mit dem Wissen derjenigen, die sie zu lösen berufen sind?

Von der Regierungsseite ist einmal im Landtage bei Besprechung der Personalfrage unter Hinweis darauf, daß für Gefängnißbeamte eine in bestimmter Richtung liegende Vorbildung nicht verlangt zu werden braucht, gesagt worden: „Wer das Herz auf dem rechten Fleck hat, der ist willkommen, gleichgiltig ob Jurist, Mediciner, Philologe, Kaufmann oder Landwirth."

Es ist damit durchaus das Richtige getroffen worden. Zum Strafanstaltsbeamten gehört ein Mann, dessen Herz warm für seine Mitmenschen, auch die elendesten unter ihnen, schlägt. — Ein gutes allgemeines Wissen, ein thatkräftiger, entschlossener Charakter, eine gewisse praktische Veranlagung, die es gestattet, Umstände leicht zu übersehen und sich in ihnen zurecht zu finden, wird die Ausrüstung zur Ergreifung des Berufes als Gefängnißbeamter vervollständigen.

Alle diese Eigenschaften können bei unsern Gefängnißbeamten als thatsächlich bestehend vorausgesetzt werden. Zum größten Theil ergänzen sich die Beamten ja aus dem Militärstande; ein andrer und bessrer Ersatz wird der Gefängnißverwaltung in absehbarer Zeit kaum werden können. Thatkraft, Entschlossenheit, eine gewisse praktische Veranlagung hat der militärische Beruf ihnen bereits anerzogen. Wer ein gutes allgemeines Wissen nicht besitzt, fällt bei der bei einer Strafanstalt abzulegenden Probedienstleistung durch und scheidet aus. Das Haupterforderniß: „Das warme Herz auf dem rechten Fleck" wird überwiegend auch vorhanden sein; denn wer nicht einen gewissen Beruf dazu in sich fühlt, geht nicht zum Strafanstaltsdienst, und wer den Beruf in sich verspürt, wird meist auch ein Herz haben für die mit oder ohne eigne Schuld zu Verbrechern Gewordenen. Die grundlegenden Eigenschaften können also auch bei diesen Nichtakademikern in unsrer Strafanstaltsverwaltung als vorhanden durchaus anerkannt werden. Was aber fehlt, Akademikern und Nichtakademikern, das ist eine gediegene wissenschaftliche Fachausbildung. Das Verlangen nach einer solchen ist in den Kreisen der Strafanstaltsoberbeamten ein weitverbreitetes und das Bedürfniß danach ein geradezu dringendes. Es erklärt sich unmittelbar aus den dem Strafanstaltsoberbeamten zufallenden Berufspflichten. Um diese in ihrem ganzen Umfange kenntlich zu machen und in das rechte Licht zu setzen, sei daran erinnert, daß jeder Strafanstaltsoberbeamte Mitglied der Oberbeamtenconferenz ist, die in den Strafanstalten und Gefängnissen jetzt täglich zusammentritt. In diesen Conferenzen hat er seine vollwerthige Stimme abzugeben bei all den wichtigen Entscheidungen, die täglich vor das Forum dieser Conferenz treten, und deren Ausgang für die Gefangenen von allereinschneidendster Bedeutung ist.

Da liegen Anträge vor auf Beurlaubung aus der Strafhaft, auf Begnadigungen und vorläufige Entlassungen. Die Fälle werden besprochen und von jedem Oberbeamten eine Stimme für oder wider verlangt. Um diese zutreffend abgeben zu können, muß der Beamte mit der Person des Gefangenen sich eingehend beschäftigt haben und befähigt sein, sich über die wirthschaftliche Lage der Person, über ihre Straftaten und die Beweggründe, über den Charakter mit seinen Schwächen und Eigenarten ein rechtes Bild zu machen. Er

Digitized by Google

muß ein Urtheil gewinnen können, ob die Strafhaft von besserndem Einfluß gewesen ist, ob der Gefangene für ein gesetzmäßiges Leben in der Zukunft Aussicht bietet, und ob die etwa vorhandenen guten Vorsätze ernst gemeint sind und ihnen genügender moralischer Halt zur Seite steht.

In den Conferenzen kommen weiter Anträge auf Stellung unter Polizei-Aufsicht nach verbüßter Strafe und auf Ueberweisung an die Landespolizeibehörde mit Vorschlägen für Festsetzung der Dauer der Nachhaft zur Berathung. — Wer da weiß, welcher Hemmschuh die angeordnete Polizei-Aufsicht für das Fortkommen eines Menschen ist, der nach einer mehr oder weniger langen Verbrecherlaufbahn nun vielleicht zur Einsicht gelangt ist und sich redlich ernähren und straffrei halten will, wie nothwendig aber andrerseits die Verhängung der Polizei-Aufsicht unter gewissen Umständen ist aus Gründen des Schutzes für die Oeffentlichkeit, der wird ermessen können, wie sorgfältig abgewogen eine Stimme für oder wider sein muß, wenn nicht das Gegentheil von dem erreicht werden soll, was beabsichtigt ist.

Es werden in der Conferenz ferner Entschlüsse herbeigeführt über Ausweisung von lästigen Ausländern und, ihrer Wichtigkeit nach nicht zuletzt, über Ueberweisung von Gefangenen an Irrenabtheilungen zwecks Beobachtung des Geisteszustandes. Disciplinare Maßnahmen innerhalb der Anstalt kommen zur Besprechung, Auflehnungen von Insassen gegen die Hausordnung und die Schritte, die zu ergreifen sind, um solche Elemente unter das Gesetz zu beugen bei aller Schonung ihrer individuellen Veranlagung.

Für manchen jugendlichen Gefangenen wird die vielleicht noch nicht angeordnete Unterbringung in Fürsorge-Erziehung für nothwendig gehalten. Die Meinungen darüber werden ausgetauscht und Entschlüsse gefaßt. Endlich ist es noch die Fürsorge für die zur Entlassung Kommenden, die die Conferenzmitglieder beschäftigt und weitgehende Maßnahmen bezüglich Unterbringung, Unterstützung und Arbeitsvermittlung nothwendig macht.

Außerhalb der Conferenz, im Verkehr mit den Gefangenen, treten weitere Anforderungen an die Oberbeamten heran. An sie wendet sich der Gefangene mit all seinen kleinen und großen Anliegen, die der der Freiheit Beraubte in seiner Brust mit sich trägt. Hier ist es ein Rath, dessen er in irgend einem Civil- oder Strafproceß bedarf, da wird in einer Unfallsache eine Auskunft gewünscht oder auch in einer Familienangelegenheit Rath und Hülfe erbeten.

Um in allen diesen im Berufsleben vorkommenden Dingen zu einer das Richtige möglichst erkennenden Ansicht zu gelangen, ist ein ausgebildetes und geübtes Fachwissen eine unabwendliche Nothwendigkeit. Die Lücken in ihrer Urtheilsfähigkeit empfinden alle ehrlich sich prüfenden Strafanstaltsbeamten. Durch privates Studium sind sie vielfach bemüht, in dieser oder jener Richtung sich Wissen anzueignen oder vorhandene Kenntnisse weiterzubilden. Aber es fehlt die Anleitung, die systematische Ausbildung in dem weitverzweigten, interessanten und hochwichtigen Gebiet moderner Gefängnißwissenschaft.

Man spricht davon, daß noch in keinem Staat Europas die Strafvollzugsorgane auf der theoretisch gewünschten Höhe stehen. Den Anfang, dies Ziel zu erreichen, hat kürzlich Ungarn gemacht durch Einführung regelmäßiger Lehrkurse für Gefängnißoberbeamte. Sonst ist Japan das einzige Land, das in dieser Richtung vorangegangen ist. Dort laufen als ständige Einrichtung neben einander her Lehrkurse für Gefängnißvorsteher, für Gefängnißoberbeamte und für Priester, die sich dem Gefängnißdienst zuwenden wollen.

Es ist an der Zeit, daß die Einrichtung ständiger Lehrkurse für Gefängnißbeamte auch bei uns ins Auge gefaßt wird. Die Gefängnißwissenschaft ist eine fortschreitende. Will eine auf der Höhe der Zeit stehende Gefängnißverwaltung mit ihr das gleiche Tempo einhalten, so muß sie die Waffe schärfen, die ihr die Mittel und Wege dazu giebt. Diese Waffe ist das „Wissen“. Durch geeignete wissenschaftliche Lehrkurse, den Gefängnißoberbeamten geboten, werden Resultate erzielt werden, mit denen die Gefängnißverwaltung und die Oeffentlichkeit, die ein erhebliches Interesse daran haben sollte, zufrieden sein können.

Was in diesen Lehrkursen vorgetragen werden müßte, ergiebt sich aus den oben angedeuteten Berufspflichten der Strafanstaltsoberbeamten unmittelbar. Das Ziel der Vorträge hätte zu sein: Die persönliche Befähigung der Strafvollzugsorgane zu zweckmäßiger Behandlung der Verbrechen und Verbrecher.

Der zu lehrende Stoff läßt sich gruppiren in theoretisches Gefängnißwesen und praktisches Gefängnißwesen. Die Lectionen des theoretischen Gefängnißwesens hätten zu umfassen:

A. Rechtswissenschaft: Strafrecht und Strafproceß, die strafrechtliche Behandlung Jugendlicher, die Einführung in das Staats- und Verwaltungsrecht mit besondrer Berücksichtigung derjenigen Gesetze, welche im Strafvollzuge zu praktischer Anwendung gelangen. Einführung in die sociale Gesetzgebung.

B. Gefängnißwissenschaft: Geschichte des Gefängnißwesens, Straf- und Besserungssysteme, Gefängnißstatistik, Gefängnißbauten. Kriminalpsychologie, Gefängnißhygiene.

Die Lectionen des praktischen Gefängnißwesens hätten sich zu erstrecken auf: Aufnahme, Unterbringung und Entlassung von Gefangenen. Behandlung während der Strafhaft, Disciplin und Disciplinarstrafen, innerer Gefängnißdienst und Fürsorge für Strafentlassene. Nebenhergehen könnten weiter Unterweisungen in praktischer Gefängnißverwaltung.

Diese Vorschläge zu den Lehrgegenständen sind aufgestellt aus Betrachtungen aus der Praxis heraus. Die Kenntniß des Strafrechts und Strafprocesses sind durchweg bei den Strafanstaltsbeamten der Vervollkommnung werth. Selbstverständlich sollen aus diesen Beamten keine Juristen gemacht werden; sie müssen aber in die Lage versetzt sein, den Rechtsgang im Strafproceß zu übersehen, um die Schlüsse für ihren Beruf daraus ziehen zu können. Sehr der Hebung bedarf das Wissen in Fragen der strafrechtlichen Behandlung Jugendlicher, und von großem Werth für die Strafvollzugsorgane wird die Auslegung der Gesetze sein über Ausweisung, Auslieferung, Freizügigkeit, Unterstützungswohnsitz, Polizeiaufsicht und Ueberweisung an die Landespolizeibehörde. Besonders wichtig ist weiter eine gewisse Kenntniß der socialen Gesetzgebung. Gerade der Strafanstaltsbeamte kommt mit allen Schichten der Bevölkerung in Berührung; will er diesen rechtes Verständniß entgegenbringen, so muß er mit ihren Interessen durch geeignete Belehrung verwachsen sein. Unabsehbar ist es, was von Strafanstaltsbeamten durch Aufklärung in dieser Richtung Gutes gestiftet werden kann.

Ebenso nothwendig ist ein gutes Wissen in den unter praktisches Gefängnißwesen aufgeführten Disciplinen. Wenn dem Strafanstaltsoberbeamten das Gefängnißwesen in seiner Entwicklung, die Straf- und Besserungssysteme, die Beziehungen der Geisteskrankheiten zum Verbrechen, die Ziele und Erfolge modernen Strafvollzuges in einer Reihe von Vorträgen vor Augen geführt werden, so wird nicht nur sein Interesse an seinem Beruf und sein Standesbewußtsein sich heben, sondern es wird auch der Grund gelegt werden zu manchen neuen Anregungen, die für die Gefängnißwissenschaft und Gefängnißverwaltung vielleicht von Nutzen und Vortheil werden können.

Es darf der Vollständigkeit halber nicht unerwähnt bleiben, daß in Preußen vom Ministerium des Innern sowohl, wie von dem der Justiz, und ebenso auch in Baden Gefängnißlehrkurse abgehalten worden sind. Diese verfolgten

Digitized by Google

aber einen andern Zweck und dienten der Unterweisung höherer Justiz- und Verwaltungsbeamter. Es waren Lehrkurse für Gefängnißwesen, aber nicht für Gefängnißbeamte.

---

## Die Bedeutung der drahtlosen Telegraphie für die Entwicklung unsrer Colonien.

Von Oberleutnant a. D. Ingenieur K. Solff (Steglitz).

(Schluß).

Dagegen ist man aber hiernach zu dem Schluß berechtigt, daß, wenn in Madeira eine Station derselben Art, wie die in Nauen, stände, diese beiden Stationen einen dauernden Verkehr unter sich ohne Weiteres aufrecht erhalten könnten. Eine auf dieser Basis aufgestellte, ganz allgemein gehaltene Vergleichung zwischen den Kosten, der Leistungsfähigkeit und der Rentabilität eines Unterseekabels und einer Verbindung durch drahtlose Telegraphie ergiebt folgendes interessante Resultat:

Berechnet man die Kosten des Kabels mit 3000 Mk. pro Kilometer, so würde die Strecke Emden—Madeira einschließlich der Nebenausgaben für Kabelhäuser, Grund und Boden und des nothwendigen Betriebscapitals ein Anlagecapital von rund 10 Millionen Mark erfordern. Die jährlich aufzubringenden Betriebskosten für Verzinsung, Abschreibungen, Gehälter, Kabel-Reparaturen und Material-Unterhaltung dürften etwa 10% des Anlagecapitals, demnach rund 1 Million Mark, betragen. Setzt man die Leistungsfähigkeit des Kabels bei Mehrfachtelegraphie zu etwa 7000—8000 Wörtern pro Tag an und rechnet man auf das Jahr 300 ungestörte Betriebstage, so darf die Taxe für das Wort nicht unter 1 Mk. betragen, wenn sich eine Rentabilität der Anlage von 10% pro Jahr ergeben soll. Das entspricht ja auch im Allgemeinen den üblichen Kabeltaxen. Der Bau von zwei Funkenstationen von einer Reichweite Emden—Madeira erfordert, einschließlich der Nebenausgaben für Stationshäuser, Grund und Boden und des nöthigen Betriebscapitals, rund 300 000 Mk. für jede Station, also ein Anlagecapital von 600 000 Mk. Die jährlichen Auslagen für Verzinsung, Abschreibungen, Gehälter und die in Folge des Verbrauchs an Heizmaterial für die elektrische Kraftquelle und die starke Abnutzung der Maschinen ziemlich bedeutenden Betriebsunkosten betragen etwa 30% des Anlagecapitals, demnach 180 000 Mk. im Jahr. Setzt man die Leistungsfähigkeit einer drahtlosen Verbindung auf nur die Hälfte derjenigen des Kabels an, also auf 3000—4000 Wörter pro Tag und rechnet man ebenfalls mit 300 ungestörten Betriebstagen im Jahr, so ergiebt eine Worttaxe von nur 25 Pfg. schon dieselbe Rentabilität der Anlage, die das Kabel erst bei 1 Mk. erreichen kann. Diese den praktischen Verhältnissen ziemlich genau entsprechenden Zahlen zeigen deutlich die große Ueberlegenheit der drahtlosen Telegraphie gerade bei Linien mit relativ geringem Betrieb.

Ein Blick auf die Karte zeigt nun, daß die Entfernung von Emden nach Madeira ungefähr so groß ist, wie die von Madeira nach unsren afrikanischen Colonien Togo und Kamerun, und ein von hier geschlagener Kreisbogen von 3000 km Radius schließt unsre übrigen Besitzungen Ostafrika und Südwestafrika in sich ein. Mit einem Netz von fünf Stationen, die ein Anlage-Capital von noch nicht zwei Millionen Mk. erfordern, können wir also unsre sämmtlichen afrikanischen Colonien unter sich und mit dem Mutterlande verbinden und uns so mit einem Schlage von der Abhängigkeit der unter fremder Controlle stehenden Kabel befreien. Haben wir aber erst einmal die Küste erreicht, so ergiebt sich ein weiteres Eindringen des neuen Verkehrsmittels in das Innere des Landes von selbst, und ist auch wesentlich einfacher und billiger, als der in uncultivirten Gegenden stets unsichere Ueberland-Telegraph. Da wir in unsren Colonien die kostspieligen Drahtleitungen erst in sehr geringem Umfange besitzen, warum sollen wir da nicht bei der Erschließung dieser jungfräulichen Länder die eine große Etappe überschlagen, die der Drahttelegraph in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit bedeutet, wenn sich so Gelegenheit bietet, schneller zum Ziel zu kommen? Leider haben wir hier eine günstige Gelegenheit, die das mit dem Aufstand in Südwestafrika plötzlich fühlbar gewordene, enorm gesteigerte Verkehrsbedürfniß der endgiltigen Einführung der drahtlosen Telegraphie in dieser Colonie bot, aus hier nicht näher zu erörternden Gründen unbenutzt vorüber gehen lassen. Nur unsre fahrbaren Militärstationen haben dort ihre Feuerprobe bestanden und, trotzdem sie unter ganz besonders ungünstigen Umständen arbeiten mußten, bewiesen, was die Funkentelegraphie bei richtiger Verwendung zu leisten vermag. Welche Schwierigkeiten die mangelhaften Verbindungen des nördlichen und südlichen Kriegsschauplatzes im zweiten Stadium des Aufstandes einer einheitlichen Leitung der militärischen Operationen boten, ist in Fachblättern genügend behandelt worden. Um einen Verkehr zwischen Lüderitzbucht und Swakopmund und von hier den Anschluß an das atlantische Kabel zu ermöglichen, mußte ein englischer Dampfer in Kapstadt gechartert werden, dessen Miethe in einem Jahre mehr verschlungen hat, als der Bau von zwei die beiden Orte dauernd verbindenden drahtlosen Stationen gekostet hätte. Aber solche Anlagen lassen sich eben nicht im Bedarfsfall aus dem Boden stampfen, sie müssen im Frieden vorbereitet sein. Betrachten wir einmal die Hauptorte dieser Colonie: Swakopmund-Lüderitzbucht-Keetmannshoop-Windhoek, so ergeben die directen Verbindungslinien ein Rechteck von je 400 bezw. 300 km Seitenlänge. Ein die vier Punkte verbindendes Netz von drahtlosen Stationen würde pro Station etwa 100000 Mk., also Sa. 400000 Mk. kosten, während die Telegraphenlinie bei dem in den Colonien giltigen Satz von 1000 Mk. pro km Leitung das drei- bis vierfache Anlage-Capital erfordert!

Legt man sich nun die berechtigte Frage vor, weßhalb trotz dieser jedem in die Augen springenden Vortheile die leitenden Stellen sich noch nicht zu einer ausgedehnteren Verwendung des neuen Verkehrsmittels haben entschließen können, so ist wohl einer der Hauptgründe dafür das bereits erwähnte, durch eine voreilige und nicht immer einwandfreie Reclame geweckte Mißtrauen. Es bedarf immer einer gewissen Zeit, bis der jedem Menschen angeborene conservative Hang überwunden und die natürliche Scheu vor dem Neuen und Unbekannten besiegt ist. Das Volk der Denker und Dichter ist darin besonders groß, und gewöhnlich muß erst ein von außen kommender Anstoß uns die Augen öffnen und das ewig rege Mißtrauen gegen alles Neue beseitigen. Dann entdecken wir meist beschämt, daß Andere längst die praktische Seite der Sache herausgefunden und den Rahm von der Milch abgeschöpft haben, während wir uns noch grübelnd den Kopf zerbrachen und das Für und Wider dessen, was deutscher Forschergeist in mühsamer Arbeit geschaffen, in gelehrten Abhandlungen erörterten. So ist es uns ergangen mit der Drahttelegraphie, die ja auch ein Product deutschen Geistes ist. Aehnliches haben wir in der jüngsten Zeit mit den Motorballons und Flugmaschinen erlebt, wo wir Männer, wie Lilienthal und Zeppelin Jahre lang für Phantasten Jules Verne'scher Richtung erklärten, bis uns die Erfolge unsrer Nachbarn eines Besseren belehrten, und ein gleiches Bild bietet sich uns wieder bei der drahtlosen Telegraphie.

Es soll hier nur nebenbei erwähnt werden, daß die Passagierdampfer unsrer größten deutschen Schiffahrts-Gesellschaften mit Marconi-Stationen ausgerüstet sind, die von englischem Personal bedient werden, denn das ist nach der historischen Entwicklung der Dinge noch immer erklärlich. Daß uns aber auch Frankreich auf diesem Gebiete, auf dem

Digitized by Google

wir theoretisch so viel geleistet haben, praktisch überholt hat, das darf man wohl mit Recht als höchst bedauerlich bezeichnen. Von einem eigenen französischen System hat man nie viel gehört; denn Namen, wie Branly, Popp, Ferrié und Tissot sind wohl nur in Fachkreisen bekannt. Dafür hat man dort um so eifriger in der Stille gearbeitet und, ohne viel Wesens davon zu machen, etwas praktisch Brauchbares geschaffen, ohne die Hülfe des Auslandes in Anspruch zu nehmen. Heute wissen wir, daß die Franzosen in allen ihren größeren Grenzfestungen und Kriegshäfen entweder bereits installirte oder in kurzer Zeit fertig zu stellende Stationen besitzen, die alle in der Station des Eiffelthurms in Paris ihren Mittelpunkt haben und alle mit dieser direct, aber auch, durch Vermittlung derselben, untereinander verkehren können. Was das für einen Kriegsfall bedeutet, ist auch jedem Laien klar. Die Station des Eiffelthurms steht ferner in dauernder Verbindung mit dem Kriegshafen Biserta in Tunis und neuerdings auch mit Casablanca in Marokko. Casablanca aber ist nur das Anfangsglied einer Kette von Stationen, die eine französische Gesellschaft in kurzer Zeit in allen größeren Hafenstädten des Scherifischen Reiches errichten wird, der beste Weg für die nach Beendigung der jetzigen Wirren beabsichtigte „friedliche Durchdringung" des Landes.

Und während Marconi munter von Europa nach Amerika seine „Marconigramme" schickt, während die französischen Zeitungen täglich ihren Lesern die neuesten, direct vom Marokkanischen Kriegsschauplatz eingelaufenen „Radiotelegramme" auftischen, hat man bei uns die erschütternde Entdeckung gemacht, daß mit dem „Funken" das Problem der drahtlosen Telegraphie nicht zu lösen ist. Damit hat man „von Staatswegen" der gerade einsetzenden Entwicklung des neuen Verkehrsmittels zunächst einen Riegel vorgeschoben, und das zu einer Zeit, wo endlich, nach angestrengter, zehnjähriger, an pecuniären Opfern reicher Zeit, etwas für den Weltverkehr Brauchbares geschaffen war. Der Prophet gilt eben nichts in seiner Vaterstadt, und, während fremde Nationen aus dem Resultat deutscher Arbeit ihren Nutzen zogen, war man bei uns eifrig bemüht, etwas Andres an dessen Stelle zu setzen. Natürlich kam uns das neue Licht vom Ausland her; denn dem Deutschen imponirt ja noch immer am meisten, was unter fremder Flagge segelt und möglichst „weit her" ist. Die Erfindung des Dänen Poulsen, mit englischem Geld financirt und in Scene gesetzt und der Form halber mit dem Namen einer deutschen Firma gedeckt, wurde bei uns mit offenen Armen aufgenommen und auch behördlich acceptirt. Es soll hier ja keineswegs bestritten werden, daß die neue Methode zur Erzeugung „ungedämpfter" Schwingungen nicht der bisher üblichen in mancher Beziehung überlegen wäre — darum handelt es sich ja auch nicht. Haben wir doch auch Jahre lang in dem angenehmen Bewußtsein gelebt, daß das französische Feldgeschütz dem unsrigen weit überlegen ist, und daß die Engländer stärkere Schiffe haben, wie wir, aber doch ist Niemand auf den absurden Gedanken gekommen, deßhalb unsre Feldgeschütze in Zukunft von Schneider-Creuzot und die Panzerplatten von Armstrong zu beziehen.

Diesen Schlag ins Gesicht hätte man der deutschen Technik und Industrie bei einigem guten Willen ersparen können, schon um ihres Rufes im Ausland willen. Was andre können, das können wir auch, wie wir erst jüngst beim Bau der Motorballons bewiesen haben. War die Methode Poulsens, die sich im Grund genommen doch auch wieder nur auf den Arbeiten deutscher Forscher, wie Professor Simon-Göttingen aufbaut, wirklich besser, wie die bisherige, was übrigens zur Zeit ihrer gastlichen Aufnahme bei uns noch gar nicht erwiesen war, so hätten sich — wie das ja auch geschehen ist — schon Mittel und Wege finden lassen, sie für uns nutzbar zu machen, ohne eine auf englischem Capital begründete Concurrenz ins Land zu ziehen. Diese „Rettung des Vaterlandes" ist sicher alles andre, als ein Verdienst und steht in einem jedem Deutschen unverständlichen Widerspruch mit einer von maßgebendster Seite geäußerten Willensmeinung, die sich noch vor einigen Jahren gegen jede, den Fortschritt hemmende, inländische Concurrenz auf diesem Gebiete aussprach.

Die Thatsache, daß wir so kostbare Zeit verloren und die leitende Stellung auf einem bisher behaupteten Gebiete wieder einmal an andre abgetreten haben, läßt sich aber nicht aus der Welt schaffen. Sie hat vielleicht ihr Gutes, denn gemachte Fehler können redressirt werden, wenn man nur rechtzeitig zur Einsicht kommt. Wo ein Wille ist, da findet sich auch ein Weg, und vielleicht fühlt nun das deutsche Privatcapital die Pflicht, hier einzugreifen, wo die Staatshülfe versagt hat.

Mehr wie je kämpfen wir ja noch um unsren Platz an der Sonne, und der natürliche Erhaltungstrieb weist uns darauf hin, die wenigen Brocken, die uns vor der völligen Auftheilung der Welt noch in den Schooß gefallen sind, möglichst schnell zu nützlichen Gliedern des Ganzen auszugestalten. Welche Rolle die drahtlose Telegraphie dabei zu spielen vermag, darauf sollten diese Zeilen hinweisen, damit das, was deutscher Geist geschaffen, auch endlich die gebührende Würdigung finde und eingesetzt werde da, wo es dem allgemeinen Besten dienen kann.

---

## Ueber Plastik.

Aphorismen aus Wolfgang Kirchbachs Nachlaß.

(Schluß.)

Ein Bildhauer, der versucht, auf seiner plastischen Figur durch Bemalung und Malerei eine wirklichkeitsgetreue Nachahmung der farbigen Natur mit der Nachahmung der räumlichen Formenwirkung zu verbinden, wird immer einem Maler gleichen, der auf der Hinterseite seines Bildes versuchen sollte, die Rückseite seiner Figur noch drauf zu malen.

Ein feiner Geschmack wird immer darauf halten, daß das plastische Material möglichst gleichartig erscheint und daß das plastische Kunstwerk wie ein Naturabdruck in dem betreffenden Material erscheint, als ein Petrefact, das die anatomische und körperliche Schönheit der gewissermaßen fossilen Menschengestalt mit der natürlichen Schönheit des Materials selbst verbindet. Eine Statue ist nicht ein Mensch von Fleisch und Blut, sondern soll ehrlicher Weise als das sich ausgeben, was sie ist: ein Marmormensch, ein Basaltmensch, ein Eisenmensch, ein eherner Mensch. Gerade darin, daß das flüchtige, vergängliche Menschengebilde sozusagen in einem dauerhaften Material festgehalten wird, liegt ja der innerste sittliche Reiz der Bildhauerkunst. Wo man durch Tönung ein Material dazu zwingen kann, daß es die darin ausgeprägten Formen noch überzeugender und anschaulicher darstellt, soll der denkende Bildhauer dies auch thun: er bedient sich der Farbe nicht zum Zweck der Malerei, sondern zum rein plastischen Zweck.

Die meisten Menschen, die sich mit dem Griechenthum beschäftigen, kennen nur einen Rhythmus der plastischen Linien, den sie sich am Umriß der Körper herausconstruiren. Sie gleichen denjenigen, die einen homerischen Vers nur nach dem Tact, d. h. dem dactylischen Versmaße, klingen hören, während dieses Maß eben nur den Tact wie in der Musik, aber nicht den Rhythmus des Verses bedeutet, den der wirkliche Homerleser erst aus dem plastischen Sinne des Verses (wie jedes deutschen Verses) herausholt. So will in Wahrheit die griechische Bildhauerei schon mit Phidias durchaus nicht auf mehr oder minder conventionelle Umrißlinien hinaus; sie will vielmehr ganz aus der Fläche, aus dem organisch belebten Gliederganzen, wo Schenkel und Lende,

Digitized by Google

wo Brust und Arm wie große Raumaccorde wirken, verstanden sein. Da ergiebt sich ein ganz anderer, unendlich lebhafterer Rhythmus des Anschauens; wo der bloße Umriß nur eine Nebenfolge der stereometrisch empfundenen Körpernatur ist. Da werden die unsterblichen Lenden des Theseus vom Parthenon zu London als naturalistische Marmornachahmung einer menschlichen Raumform und bewegenden Kraftform zu gewaltigen Accorden des menschlichen Lebens selbst und der Rhythmus, der den vergrößert naturwahren Heldennacken über den Deltamuskel und die Schulter, die Rückenmuskeln hinunterführt, ist ein stereometrischer Rhythmus aus der Empfindung der ganzen organisch belebten Körpermasse heraus. Da wirken die gewaltigen Theseusschenkel wie breite Cello-Accorde — Rhythmus wird durchaus empfunden aus dem ganzen organischen Bewegungsleben der marmornen Raumelemente, nicht aus der abstracten Umrißlinie. Und als unsterbliche Meister im unendlichen Gegenspiele der Formen von Göttern und Göttinnen, von Giganten, Titanen, von Menschen und Thierformen die Rhythmen des Raumes festzuhalten, sie mit Beethovenschem Phantasiereichthum zu variiren, erweisen sich die unbekannten Meister Orestes, Dionysiades und wer sonst die Namenlosen waren.

Wenn man mehrere Gestalten des Michelangelo, wie etwa seinen „Adonis“, die „Aurora“ oder die „Nacht“ in Wirklichkeit als Menschen von Fleisch und Blut in der Stellung und Lage daliegen sehen würde, in welcher der Meister den Marmor hingelegt hat, so würden diese Lagen durchaus nicht jenen erhabenen und großartigen Eindruck hervorbringen, den sie in Marmor machen. Schon die einzelnen Formen würden sich nicht überall in der Großheit und mit dem herrlichen Schwung vertragen, den der Meister ihnen gegeben hat. Die Farbe des lebendigen Fleisches, die Aenderung, die das Ineinanderscheinen der farbigen Rückstrahlen giebt, würde statt des Eindruckes einfacher Großartigkeit eher eine viel zu unruhige Empfindung erwecken; ganz abgesehen davon, daß bei der Kleinheit des menschlichen Körpers die Lage einer „Nacht“ eher etwas Spielerisches, etwas Kinderhaftes, ja, Affenhaftes haben würde. Auf die doppelte und dreifache Lebensgröße, auf den Stoff des ruhigen Marmors mit seinen milderen Lichtern, seinem durchleuchtenden Korne übertragen, werden dagegen diese Stellungen zu den erhabensten, ganz abgesehen von ihrer Lebenswahrheit, die da Gelegenheit bietet, die ganze Schönheit der menschlichen Leibesformen, welche man im Fleisch in dieser Weise gar nicht sehen würde, gewissermaßen erst zur Schau zu stellen. Denn daß ein solches Marmorwerk nicht nur ein Abbild, eine unmittelbare Nachahmung der Leibesnatur fleischlicher Wirklichkeit ist und sein kann, lehren schon die Größenverhältnisse. Die Natur ist eben nicht in doppelter oder dreifacher Lebensgröße da, und die Formen des menschlichen Körpers sind zunächst in der Mannigfaltigkeit ihres Muskelspiels von der Natur nur auf die Zwecke gegliedert, einen Körper von der bekannten durchschnittlichen Höhe eines Menschen zu bewegen. Wenn uns nun der schöne Leib eines Weibes, die Rundung der Hüften, die Formen des Oberbeines in der natürlichen Größe als wunderbar schön erscheinen, so würden uns dieselben vielleicht nur als eine ungeschlachte Masse vorkommen, wenn wir ein leibhaftiges Riesenweib sähen, das dreimal so groß wäre, als die wirklichen lebenden Menschenfrauen. Ein Weib von solcher Größe, das demgemäß auch einen viel schwereren Körper fortzubewegen hätte, müßte, um aufrecht gehen zu können, sicherlich nach mancher Richtung anders gebaut sein, und seine mächtigen Formen würden uns erst dann als schön erscheinen, wenn sie durchgebildet genug wären, um dem Zweck, eine so riesenhafte Masse zu bewegen, entsprechen zu können.

Anders stellt sich die Sache, wenn es sich nicht um ein Wesen von Fleisch und Blut handelt, sondern um ein solches aus Marmor. Hier kann gerade im vergrößerten Maßstabe die Form des Fleisches wunderbar schön werden, weil sie auf einen andern Stoff übertragen ist, der in solcher Größe den Schwung der Form erst recht zum Ausdruck bringt. Es ist für die großen Bildhauer aller Zeiten, wo ihre Kunst wahrhaft blühte, das wichtigste Schaffensgeheimniß gewesen, vor Allem die Natur ihres Stoffes, des Marmors, des Erzes zu kennen auf die Art, wie er die menschlichen Formen annimmt und zum sprechenden, ja, womöglich zum erhöhten Ausdruck zu bringen.

Jede gesunde Kunst entwickelt ihre Formgesetze und Darstellungsweisen aus den stofflichen Bedingungen, unter denen sie steht. Nur in Zeiten eines leeren sogenannten „Idealismus“ oder in solchen, da ein ebenso leerer „Naturalismus“ herrscht, pflegt das Bewußtsein von dieser obersten Bedingung jedes ehrlichen Kunstgenusses gelegentlich ganzen Künstlerschulen verloren zu gehen, woher es dann kommt, daß die Maler behaupten, die Bildhauerei habe sich überlebt, wie gewisse Anhänger Richard Wagners mit ihrem Meister als Musiker behaupten, die Dichtung habe sich erschöpft. Ein musikalischer Meister wie Beethoven dagegen beweist in jeder Sonate, jedem Concert, jeder Symphonie, wie die gesunde Kunst sich aus dem Stoffe, dem sinnlichen Mittel, herausbestimmt, mit dem sie auf uns wirkt. Was Beethoven für das Klavier geschrieben hat, ist in einem andern Geiste erfunden, als seine Quartette oder die großen Orchestercompositionen. Die Klangfarbe des Instruments bedingt auch die Art der musikalischen Tonverbindung. Die Schönheit der letzteren steht im Dienste der besonderen Klangschönheit des Instrumentes und bringt die Möglichkeiten, die in ihm liegen, erst zum Ausdruck, wie ein Wagnersches Musikdrama aus den Bedingungen eines großen Orchesters herauswächst und den Geist seiner Erfindung aus den Klangmöglichkeiten zusammenwirkender Instrumente bestimmt.

Jede gesunde Kunst macht den Geist ihrer Erfindungen, ihres Vortrags, ihrer Darstellungsweise zugleich zur Schönheit des Mittels, des Stoffes, durch den sie wirkt. Es ist nur zu begründeter Vorwurf für den größten Theil unsrer zeitgenössischen Bildhauer, daß sie dieses ABC der Kunst eigentlich immer mehr verlernen, ja, zum Theil gar nicht kennen. Den Genuß, den der Beschauer beim Anblick des berühmten Torso von Belvedere, des Phidiasschen Theseusleibes, der „Aurora“ des Michelangelo hat, nämlich den Genuß der Großheit der Form, der geistigen Macht des Bildners, die aus dem Marmor spricht, den er mit eigner Hand durch sein hohes Naturgefühl belebt hat, diesen Genuß gewährt fast kein einziges Bildnerwerk der Zeit aus dem einfachen Grunde, weil die Meister von heute die Form in ihrer Größe oder Lieblichkeit gar nicht mehr mit eigner Hand aus dem Marmor oder dem Sandstein herausholen und herauslocken, sondern dies Geschäft untergeordneten Handwerkern überlassen, die gelernt haben, den Marmor rein äußerlich zu behauen. Meist legen die Bildhauer nur die letzte Hand an den herausgehauenen Block und feilen ein bißchen daran herum, glätten und verbinden und schniegeln und striegeln ihn heraus, wobei aber ein eigentliches künstlerisches Bilden von Innen, ein wahrhaft belebendes Entwickeln der Form gar nicht recht möglich ist.

---

## Isolde Kurz.

Eine Studie von Victor Klemperer (Berlin).

### 1.

In ihren Aphorismen („Im Zeichen des Steinbocks“) ereifert sich Isolde Kurz, wie schon Mancher vor ihr gethan, gegen die Sucht der Literarhistoriker, der deutschen

Digitized by Google

vor allem, jedweden Dichter zu classificiren, in irgend einer bestimmten Rubrik unterzubringen; das sei grundfalsch, erklärt sie. „Denn in der Natur des Dichters, wie in der der Menschheit liegen die Widersprüche beisammen, weil er in Allem ist und Alles in ihm, daher er als ein Proteus in allen Lebensformen sich bewegen kann und muß. Der Dichter ist zugleich Christ und Heide, Zweifler und Gläubiger, Bekenner aller Religionen und keiner, ein Kind der elementaren Volkskraft und der aristokratischen Verfeinerung, Freund des Starken und Beschützer des Schwachen, Verkünder der rücksichtslosen Gewalt und der heiligen Sympathie . . ."

Gewiß hat Isolde Kurz hiermit Recht. Aber ebenso gewiß hat auch der Listerarhistoriker Recht, der den centralen Einheitspunkt in den Werken eines Dichters sucht, ja, ich halte das Auffinden dieses Punktes für den bedeutendsten, den wahrhaft künstlerischen, intuitiven Teil der literarhistorischen Arbeit. Ich meine so: je reicher ein Dichter ist, desto vielseitiger und widerspruchsvoller gestaltet sich sein Schaffen, indem er mit Vernunft und Phantasie immer neue Stoffe und Gestalten erfaßt und bewundernd nachbildet. Ein fleißiger und einigermaßen bewanderter Kritiker kann dann Werk für Werk analysiren und klarlegen, wenn er durchaus will — es scheint mir aber ziemlich unnöthig — ihm auch eine Censur ertheilen. Ist der betreffende Kritiker nun aber nicht nur fleißig und wohlbewandert, so wird er an irgend einer Stelle seiner Lectüre diese Entdeckung machen: hier bin ich auf einen wesentlichen charakteristischen Punkt gestoßen, der mir schon früher da und dort, nur in anderer Einkleidung, entgegentrat. Und dann wird er weiter lesen und in neuen Werken den gleichen Punkt entdecken; und wird mit geschärftem Blick das früher Geprüfte noch einmal betrachten, und wird auch hier, irgendwo in irgend einer Ecke aber sicherlich in jeder Arbeit, dem einen Punkt begegnen. Dann kann er sich mit gutem Gewissen sagen, daß er den Kern, die Eigenart seines Helden entdeckt habe, und dann kann er auch mit gutem Gewissen rubriciren. Den Seelenpunkt möchte ich dies constante Element nennen, das den verschiedenartigen Dichtungen des gleichen Autors das einheitliche Gepräge giebt. Solch ein Seelenpunkt ist immer da, denn im Wesen jedes bedeutenden Menschen liegt irgendeine herrschende Tendenz, die ihn lebenslänglich bestimmt. Es ist ja so unwahr, will mir scheinen, wenn man immer von der „Weitherzigkeit" der großen Dichter und Künstler spricht. Ihre Phantasie, ihre Vernunft ist umfassend, aber ihr Herz ist eng, ist in enger Intensität lebenslänglich auf ein Ideal gerichtet, das nur eben ihre Phantasie mit immer neuen Formen umkleidet. Macht doch die Intensität der Leidenschaft den Künstler, und intensiv leidenschaftlich dient ein Menschenherz nur einer Sache. Das Pädagogisch-Moralische in Lessing, Schillers Freiheitsidee, die mystische Naturverehrung Hölderlins, die Verherrlichung des Willens bei Corneille, Racines flammende Erotik scheinen mir solche Seelenpunkte; und schließlich dürfte sich doch auch wohl in Goethes Unerschöpflichkeit ein Seelenpunkt annehmen lassen — ich meine die Bildungsidee, die am klarsten im „Wilhelm Meister" hervortritt.*)

Es ging mir merkwürdig mit Isolde Kurz. Sie ist keine Vielschreiberin; zwei Gedichtbücher und wenige Novellenbände machen bisher ihr dichterisches Schaffen aus. Sie ist auch kaum vielseitig zu nennen in der Wahl ihrer Stoffe. Die sind mit drei Stichworten umschrieben: Hellas, Renaissance, und Italien. Sie hat endlich ihre Meinungen in dem erwähnten Aphorismenband ohne eigentlich poetische Umkleidung niedergelegt. Und dennoch wollte sich mir jener Einheitspunkt nicht geben. Gewiß, bei oberflächlichem Hinsehen liegt die Sache sehr einfach: Isolde Kurz ist eine Anbeterin der Form, der Schönheit schlechthin, nicht viel anders als Paul Heyse, mit dem sie ja die Liebe zu Italien theilt. Wie feilt und modelt sie an ihren Werken, und welche Ehrfurcht bekundet sie vor der Sprache! Sie kämpft in ihren Aphorismen leidenschaftlich gegen die „hemdärmeligen" Scribenten, die den Conjunctiv als zu „aristokratisch" verbannt haben, sie warnt in ihren Gedichten:

Sorgt, daß Ihr seine Würde nicht verletzt,
Die Ihr zu Priestern seid des Worts gesetzt!

Und wie sie an der Schönheit der künstlerischen Form hängt, so verehrt sie die Schönheit des menschlichen Körpers. Sie fühlt es dem Italiener sehr wohl nach, daß er schöne Menschen für gute, häßliche für schlechte zu halten geneigt ist, sie giebt etwas auf die Physiognomie einer Hand, sie ist im Stande, Menschen zu beurtheilen, nach der Art wie sie tanzen. Aber freilich: Schönheit ist ihr nicht identisch mit Glätte und puppenhaftem Ebenmaß der Züge; auf die charakteristische Durchbildung des Gesichts, des Leibes kommt es ihr an. Und damit ist denn schon ein großer Schritt über den gewöhnlichen Begriff der Schönheit hinaus gegeben. Man könnte sich etwa dahin fassen, daß sie die kraftvolle körperlich und geistig hervorragende Persönlichkeit, das Individuum schlechthin liebt. Ihr Spott über den modernen „Individuellen", der ja doch nur einen komischen Typus darstellt, ändert daran nichts, spricht im Gegentheil für die große Liebe, mit der sie die echte Persönlichkeit hegt. Ihr Interesse für Hellas, die Renaissance und das moderne Italien wird aus solchem Ideal ohne Weiteres klar: sie sieht im Griechen die schöne, im Renaissancemenschen die große Persönlichkeit, und im modernen Italiener immerhin noch ein Stückchen unverfälschter Natur, die dem Wesen der alten Hellenen stammverwandt scheint. Aber eine weitere Vertiefung in die kargen und doch so reichen Werke der Dichterin zeigt, daß auch hiermit nicht der Seelenpunkt erfaßt ist. Die ästhetische Revolutionärin, die an Erbrecht und Ehegesetz rütteln möchte, um durch die freie Vereinigung der Starken, Gesunden und Zusammengehörigen ein schöneres, edleres Geschlecht erzeugt zu sehen, die Starkgeistige, die von der Humanität verlangt, sie solle nicht Kranken und Krüppeln zur Hinfristung eines jämmerlichen Daseins verhelfen, sondern die Lebenswege der Kraftvollen, Früchteverheißenden ebnen — die gleiche Frau offenbart ein heißes Mitgefühl und Verständniß für die Kinder und die Einfältigen im Geiste, für die Armen und die Mühseligen. Also doch ein „Proteus", ein „unaufspießbarer Schmetterling"? Oder giebt mir Isolde Kurz die Nadel in die Hand, wenn sie von der Kalokagathie, der schönen Sittlichkeit ihrer angebeteten Hellenen spricht? Vielleicht braucht man zur Schönheit die Sittlichkeit nur in etwas mehr testamentarisch als griechisch gestaltetem Sinn zu fügen, um das Ideal der Dichterin völlig zu umfassen? Nein — es bleibt wieder ein Rest, und ein sehr großer: die mystische Hingabe an die Natur, die an die Geistesrichtungen eines Franz von Assisi, Giordano Bruno, Hölderlin gemahnt. Ich prunke hier nicht mit Kenntnissen, vielmehr bieten sich mir diese Namen von selbst dar. Ist es doch ein charakteristischer Contrastzug unserer Zeit, daß sie bei aller Tendenz zum Realen gern auch den Gedanken jener Naturmystiker nachhängt. Und eben durch ihre Naturhingabe, gerade wie durch ihren ernsthaften Individualismus bewährt sich Isolde Kurz bei all ihrer Eigenart und Einsamkeit als Kind einer bestimmten Epoche. Und wie sollte es auch anders sein? Ist doch Niemand so einsam, daß er andere Luft zu athmen vermöchte als die seiner Zeit, und Niemand so originell, daß er „Neues" — den geistigen Elementen nach Neues — schaffen könnte; seine Originalität kann nur darin bestehen, daß er den längst gegebenen geistigen Stoff durch neue Combination zum neuen Ganzen eint.

Doch zum letzten Mal: wo finde ich das Ganze, die

*) Oder vielleicht richtiger: ich setze Shakespeare und Goethe als die einzigen regelbestätigenden Ausnahmen des obigen Satzes.

Digitized by Google

neue Einheit bei Isolde Kurz? Schönheit, Individualität, Sittlichkeit, Naturhingabe — Eines steht neben dem Anderen, und die Brücke fehlt. Und endlich stoße ich auf ein paar Worte, die mir Alles deuten und einigen. Ich gebe die lösende Stelle aus den Aphorismen wörtlich wieder:

„Alle Künste haben unbewußt ein ethisches Ziel, bis zur harmonischen Bemalung eines Topfes herunter: sie wollen das rhythmische Gefühl stärken, durch das der geheimnißvolle kosmische Zusammenhang der Dinge zu uns spricht. Ethische und ästhetische Werthe sind in ihrem allerinnersten Wesen eins, und auch die Religion ist nur ein anderes Wort für dieselbe Sache. Man lehre den Rhythmus der sichtbaren Dinge durchs Auge und den der unsichtbaren durchs Ohr, und man wird die junge Seele für die Forderungen des Sittengesetzes besser empfänglich machen als durch das nüchterne „Du sollst“ einer abstracten Moral. Die einzelnen Dissonanzen wird man damit nicht aufheben, wohl aber kann man eine allgemeine Empfindung vom Einklingen des Menschenlebens in den Gang des Weltganzen erwecken, und damit das Dasein zu höherer Sicherheit und Freudigkeit emportragen.“

Der Glaube an die Harmonie des Weltalls, an den „kosmischen Rhythmus“ ist die Religion, die innerlichste Ueberzeugung der Dichterin. Indem der einzelne Mensch die Harmonie des Alls in seiner Innenwelt nachzubilden bestrebt ist, erfüllt er seine höchste Pflicht, lebt nach dem Schönheits- und Sitten- und Individualitätsgesetz. Gelingt ihm die Herstellung der innerlichen Harmonie, des „Rhythmus“, so ist er glücklich; gelingt sie ihm nicht, so muß er sich trösten, daß der Mißklang seines Einzellebens wohl im rhythmischen Gang des Weltganzen begründet sein dürfte. Der Künstler aber, der rhythmisch Gestaltende, ist ein Priester, ein Religionsverbreiter. Denn um eine Religion, eine Angelegenheit des Glaubens und nicht der Vernunft, handelt es sich ja offenbar bei dieser geheimnißvollen Anschauung. Ich vermag sie nicht zu theilen, mich stören die vielen Widersprüche und offenen Fragen. Um nur eine herauszugreifen: wie soll denn der Einzelne nach innerlicher Harmonie streben, wenn er sich gleichzeitig sagen muß, sein Leid, seine Zerrissenheit sei ein nothwendiges vorgewolltes „Einklingen“ in die Harmonie des Alls? Aber wie ich den Katholizismus eines Dante ergründen muß, wenn ich sein Werk begreifen will, und wie ich mich an der „Göttlichen Komödie“ erbauen kann, ohne ihrer Theologie und Dogmatik beizupflichten: geradeso muß ich mir zum Verständniß der Isolde Kurzschen Dichtung über ihre Grundanschauung klar werden, und geradeso kann ich die Schönheit dieser Poesien würdigen, ohne ein Anhänger der zu Grunde liegenden Religion zu sein.

---

## Drei Gedichte.

Von Felix Lorenz (Berlin).

### Im April.

O sieh nur, sieh, mein Lieb — ich glaube:
Nun kämpft sich doch die Sonne durch!
Vom goldnen Ranknetz unsrer Laube
Und aus dem Bluft von Blatt und Traube
Erbaut sie sich die Frühlingsburg.

Laß uns ein Weilchen ferne stehen —
Die reichen Kräfte wirken schon.
Und wenn wir endlich näher gehen,
Der Sonne Wunder anzusehen,
Blitzt hell durchs Grün ihr Königsthron.

Dann hat der Lenz viel blaue Warten
Rings in den Landen aufgestellt.
Er taucht mit blühenden Standarten
Aus unserm jungen Fliedergarten
Und schwingt sich jauchzend durch die Welt.

### Von der Liebe.

Die Suchenden (meditirend).

O die Liebe ist ein goldner Reifen,
Der um eine weiße Stirn sich windet.
Wem der Reifen von den Locken schimmert,
Der ist ein gekrönter Fürst des Lebens;
Grüßt ihn, Freunde, weil wir Bettler sind.

Der Gekrönte (dithyrambisch).

Meine Kraft ist wie die Kraft der Speere,
Die des Edengartens Thore zwingen.
Meine Liebe ist auch meine Wehre;
Singt mir Lieder, meine hohen Chöre —
Einem Fürsten darf man Lieder singen!

Das Mädchen.

Nein, ich weiß nicht. Die Gedanken
Sind wie leichte Himmelsträume,
Ueberall so lichte Räume,
Felder, Blumen, Laubenranken.

Ach, ich weiß nicht. Kann nicht sagen,
Wie das Herz mir will zerspringen;
All sein Wellen, all sein Schlagen
Ist ein leises Glockenklingen.

### Die Tröster, die großen Dänen.

(Andersen, Thorwaldsen, Jacobsen.)

Zu den Schweigenden geht mein Fuß,
Die sich selten dem Tage zeigen.
Ich gebe ihnen den höchsten Gruß:
Ich will meine Stirne vor ihnen neigen.
Denn ein Klagender kommt — und sie schweigen,
Sie stören die tiefe Trauer ihm nicht,
Sie lächeln mit ihrem Heilandsgesicht
Und geben ihm Freude zu eigen.
Und die Trauer sinkt,
Und die neue, lockende Sehnsucht winkt,
Daß das schwere Leben noch einmal lacht
Vor der großen Nacht.

---

## Zinnober.

Skizzen von August Strindberg.

Aus der schwedischen Handschrift übersetzt von Emil Schering (Berlin).

### Der Kleber.

Es giebt Kleber, unzulängliche, leere Menschen, die nicht auf eigner Wurzel leben können, sondern auf dem Baum eines andern sitzen müssen. Ganz wie die Mistel, die ja so klebrig ist, daß man Vogelleim aus ihr kochen kann.

Es ist der Kleber, der die langen Briefe über nichts schreibt; seine Dienste anbietet, um Dich sich zu verpflichten; schimpft, wenn Du ihm nicht acht Seiten über nichts schreibst. Es ist der Kleber, der Dich von Deiner Arbeit ans Telephon ruft, um zu erzählen, daß es seiner Frau gut geht, daß die Kinder in der Schule sind, daß er selber verreisen möchte. Er verreist immer zu bedeutenden Freunden in den drei skandinavischen Reichen.

Ist er in Gesellschaft, und macht er irgend eine werth-

Digitized by Google

volle Bekanntschaft, so unterhält er sich nicht, sondern legt es auf die an; entdeckt Sympathien, die nicht vorhanden sind; nennt seinen Feind „mein lieber Freund", um ihn dann der Treulosigkeit zu beschuldigen. Er hebt Dein Taschentuch, das Du verloren hast, auf, um Dich dann undankbar zu schelten, wenn Du mit seinen Jungen nicht Mittag essen und seine kranke Frau nicht zehn Stunden lang unterhalten willst. Er klebt sich an Deine Freunde, daß sie an ihm hängen bleiben. Wenn Du zu dem Kleber eingeladen wirst, triffst Du nur Deine Freunde dort, aber niemals seine Schließlich triffst Du nur Dich selber auf seinen Gesellschaften; Deine Freunde ladet er besonders ein.

Wenn er im Sommer einmal einsam wird, so schwindet er dahin und magert ab. Aber er wird fast nie einsam, denn er miethet immer in Deiner Nähe oder in der Nähe Deiner Freunde Sommerwohnung.

— Aber seine eignen Freunde?

— Er hat keine eigenen, denn er hat nichts Eigenes!

### Der Vampyr.

Aber es giebt eine höhere Entwicklungsform des Klebers. Das ist der Vampyr. Der ist furchtbar, beinahe occult. E. T. A. Hoffmann hat ihn gekannt; er nennt ihn Zinnober; aber ich habe ihn auch gekannt.

Ich hatte meinen Beruf gefunden und mir einen Namen gemacht. Da kam ein junger Bauernbursche und bot mir seinen Schutz an. Er klärte mich darüber auf, daß ich nur Feinde besitze; daß meine Stellung bedroht sei u. s. w. Ich warf ihn hinaus. Da aber machte er sich klein und kroch durchs Schlüsselloch wieder herein, geführt von meiner alten Frau, die Mitleid mit dem Kleinen hatte. Nun, ich beschützte ihn, bot ihm meinen Verkehr an, meine Freunde, Verleger, Theaterleiter und Schauspieler. Darauf ging ich längere Zeit ins Ausland.

Als ich zurückkam, fand ich Zinnober in allen Familien, die ich gekannt hatte, und die mich jetzt nicht mehr empfingen. Zinnober hatte meinen Verleger, den ich verloren. Zinnober hatte meinen Theaterdirector und meine Schauspieler. Er wollte mich meinen Freunden, die jetzt seine waren, vorstellen.

Und dieser Zauberer hatte sich so an meine Stelle gesetzt, daß er nicht nur glaubte, er habe gemacht, was ich geleistet, sondern es stand auch so in den Zeitungen. Jetzt glaubte er in der Lage zu sein, mich beschützen zu können. Er verschaffte mir einen neuen Verleger und neue Freunde. Aber er wollte auch meinen Verkehr bestimmen. Als ich meine zweite Frau wählte, mißbilligte er die Wahl; suchte sie zu hindern auf eine Art und Weise, die unter Freunden drei Jahre Strafarbeit werth ist.

— Nun, und weiter?

— Ja, eine Zeit lang ging es ja. Dann aber wurde er entlarvt, und zwar durch sich selber. Ich hieb mir den Schwanz ab, und da schwand er dahin vom Blutverlust!

### Zinnobers Anatomie.

Wie willst Du einen Zinnober erklären?

— Als eine Larve, eine zufällige Materialisation, einen unreifen Kraftcomplex ohne Selbst. In Quarins Anatomie ist eine Leibesfrucht abgebildet, die ein Porträt von Zinnober ist. In Folge seiner Hohlheit, die wie ein Schwamm aus lauter Löchern besteht, kann er alle Formen annehmen und sich in alles saugen. Durch Post, Telephon, Telegraph und Eisenbahn setzt er sich in Verbindung mit allen positiven Geistern. Von denen holt er Strom, lebt ihr Leben telepathisch mit, liest aus der Entfernung ihre Gedanken.

Eine Zeit lang haßte ich ihn, und da bekam er auf meinen Draht einige von meinen Gedanken. Aber er verstand sie nicht, sondern gab sie entstellt und verdummt aus. Als ich aber die Originale druckte, rief man: Das hat Zinnober schon gesagt. Da schnitt ich den Draht durch, unterbrach die Verbindung, und siehe da, jetzt schwand er dahin, konnte mehrere Jahre lang nichts schreiben.

Schließlich kam er wie ein hülfloses kleines Kind an, und mich erfaßte Mitleid mit ihm. Ich erzählte ihm von einem Stück, das ich schreiben wolle. Zinnober reiste nach Haus, schrieb das Stück, natürlich banal und dumm. Jetzt aber kommt das Beste: er lud mich zur Première ein, einfach, naiv. Ich ging in seiner Gesellschaft dahin, sah mein Stück — es war erträglich — mußte aber auch sehen, daß er mich caricirt hatte. Die Caricatur bestand darin, daß er alle seine Fehler mir zugelegt hatte. Das war der interessanteste Abend, den ich erlebt habe. Beim Souper brachte ich sein Wohl aus. Mehr kann man nicht verlangen von einem Buddhisten.

### Zinnobers Hexereien.

— Wie konnte man Zinnober an sich heran lassen?

— Man sah ein Wiegenkind ohne Haar und Zähne, aber mit Bart und Brille; das erregte Mitleid und Mitgefühl, aber auch ein ungefährliches Lächeln. Doch dieser Kautschukwurm konnte seine Gestalt ändern, andern gleich werden; wenn ich recht lebhaft über abwesende Menschen mit Zinnober sprach, verwandelte sich sein Gesicht so, daß es der Person glich, von dem die Rede war.

— Ich trinke nicht Brüderschaft, ehe ich nicht aus Irrthum Du sage; dann fühle ich, es soll geschehen, und die Sache ist ganz natürlich. Aber es giebt Leute, mit denen ich mich nach meiner Naturanlage nicht duzen kann. Zu denen gehörte Zinnober. Aber wir saßen eines Nachts beim Glase. Ich sprach lebhaft von abwesenden Menschen. Zinnobers Gesicht löste sich auf, verlor Form und Farbe; einen Augenblick erinnerte ich mich nicht, mit wem ich sprach; da komme ich auf einen abwesenden sympathischen Freund zu sprechen. Plötzlich sehe ich dessen Züge in Zinnobers Gesicht; von der Zauberei irre geleitet, sage ich Du. Zinnober schnappt sofort zu und streckt die Hand aus. Es war geschehen. Als er mich aber anfängt zu duzen, ist es mir wie eine Ohrfeige oder eine Beschimpfung. Eigenthümlich war es, daß er während unsers Verkehrs dem Worte Du auswich, dafür aber meinen Vornamen benutzte, obwohl das in unsern Kreisen ungewöhnlich ist.

### Zinnobers Brille.

— Du weißt, wenn ein Körper in die Nähe positiver Elektricität kommt, so wird der neutrale Körper negativ elektrisch, und umgekehrt. Zinnober hielt sich deßhalb in der Nähe starker Ladungen und empfing ganz richtig die entgegengesetzte Elektricität. Aber dieses Verfahren entwickelte sich so, daß der Haß, den ich mir zuzog, sich in Sympathie für ihn verwandelte. Sobald ich einen Feind bekam, wurde er Zinnobers Freund. Meine Mißerfolge wurden seine Erfolge.

Er muß früh seine Fertigkeiten entdeckt haben, entwickelte sie dann unbewußt, wandte aber seine beste Kraft darauf an, dies zu verbergen. Darum waren seine Augen immer verschleiert. Ich kann mich nie erinnern, daß ich seine Blicke gesehen hätte. Nur die ovalen Fladen, die seine Brille bildete, sah ich. Du weißt vielleicht, daß ein Mensch mit klarer, starker Seele die Fähigkeit besitzt, seine Brille unsichtbar zu machen, als gehöre sie zum Körper. Und der Hintergrund der Seele giebt kein Spiegelblatt. Wenn man ein Glas auf der Rückseite berußt, spiegelt es. Zinnobers Glas spiegelte immer, als sei das Auge Ruß oder leeres Dunkel. Aber sein Auge muß auch Schmutz ausgestrahlt haben; denn er mußte beständig seine Gläser abwischen. Dann ließ er immer die Augenlider herunter, damit man nicht sah, was dahinter war, was es nun sein mochte.

Digitized by Google

### Das moralisch Indifferente.

— Hatte der Monn denn gar nichts Gutes?

— Bei solchen indifferenten, unreifen Existenzen ist Alles indifferent. Darum kann man die Worte gut oder böse nicht gebrauchen. Auch weil er selber nicht Gut und Böse unterscheiden konnte. Alles war ihm natürlich, erlaubt, moralisch gleichgültig. Wenn er von einer schlechten Handlung hörte, suchte er sie immer zu erklären, um sie zu vertheidigen. So schrieb er ein ganzes Buch, um Blutschande und Mord zu vertheidigen. Diese Nachsicht mit dem Verbrecher gab ihm den Anschein von Menschlichkeit, obwohl die Freude über eine schöne Handlung mehr Mensch und weniger Thier verräth.

In Gesellschaft besaß er eine Fähigkeit, die Anwesenden auszulöschen, sie zu stehlen, sie zu überschreien, sie in Dummköpfe zu verwandeln. Einer beginnt etwas Tiefsinniges; Zinnober unterbricht ihn mit einem: Was habe ich gesagt? Damit hat er das Tiefsinnige zu seinem Eigenthum gemacht. Darauf erzählt er eine Anecdote und verwandelt das Tiefe in eine Alltäglichkeit; der Tiefsinnige sitzt dann wie ein Esel da. Und Zinnober hat die Gesellschaft dahin gebracht, daß sie über diesen Esel lacht.

Dieser Dummkopf konnte also das Gesicht blenden, oder mit dem Maul zaubern, weisen Männern seine Eselsohren aufsetzen. Er war stark im Schlechten, wie alle Larven. Das Wort böse will ich nicht benutzen; das würde ja voraussetzen, daß es auch etwas Gutes bei ihm giebt.

---

## Unglück im Spiel.

Von Marsyas.

(Dr. Martin Berndt, Berlin.)

Wie es keine Unterschiede zwischen Compostella, Mecca und Lourdes giebt, so fehlen sie zwischen Monte Carlo, Spa und Ostende. Wenn man in Räume tritt, in denen eine Roulette läuft, und auf Gesichter starrt, die an dem „Faites votre jeu!“ hängen, kann man die Augen schließen und, benommen von den Leidenschaften, in einem eigentümlichen Zustande der Bewußtlosigkeit, sich fragen, in welchem Lande man eigentlich sei. In Wirklichkeit ist es überhaupt kein Land, in dem man sich befindet, sondern eine Trauminsel, die weit von allen Ländern entfernt in besondren Lüften schwebt, mit einer eignen dünnen Atmosphäre, die dicht genug ist, von diesem Eiland aus die ganze Welt unsichtbar zu machen, mit eignen schweigenden Gesetzen, nach denen Geld nichts bedeutet und doch wieder Alles ist, die Arbeit verboten ist und das Spiel zum Zwange wird, mit einem eignen Rausch, der die Phantasie befällt, und eignen Ernüchterungen, die besonders bitter werden müssen. Diese Ernüchterungen können begrenzte und unbegrenzte sein. Es giebt zwei Sorten von Spielern, die im Geschäftsleben ihre Widerspiele haben. Die einen begrenzen ihre Einsätze, wie die Gesellschafter einer Gesellschaft mit beschränkter Haftung nur eine begrenzte Stammeinlage für die Verbindlichkeiten der Gesellschaft widmen. Die andren geben sich uneingeschränkt den Chancen des Spieles hin und setzen ihr ganzes Gut und oft das von Fremden. Sie gleichen den Gesellschaftern der offnen Handelsgesellschaft, diesem in unsrem Geschäftsleben noch immer häufigsten Gebilde, und man fragt sich zuweilen, wenn man den Zusammenbruch solcher kaufmännischer Gesellschaften und den von Spielern zusammen verfolgt, ob die Unterschiede zwischen spielerischer und kaufmännischer Speculation immer so große sind. Daß man den Gewinn beim Spiele nicht in der Hand hat, kann nicht als Gegensatz gefaßt werden. Denn die Schwankungen des Weltmarkts sind auch unberechenbar, und unberechenbarer noch ist die Solidität der im Schuldbuch stehenden Kunden.

* * *

Jeder wird sagen, daß die Spieler mit begrenzten Einsätzen glücklich sind gegenüber den ihr ganzes Gut sinnlos hingebenden Abenteurern. Es ist, wenn der Abenteurer, wie zumeist, mit großen Verlusten schließt, diese Auffassung wirthschaftlich und bürgerlich die richtige; psychologisch aber ist sie es kaum. Der raté, der sein Gut verschwendet hat, ist sich hinterher bewußt, wahnsinnig gehandelt zu haben. Er pflegt einzusehen, daß die Bankhalter gewinnen müssen; die Spielbank ist ihm eine genommene Illusion. Die Leute mit dem begrenzten Wagemuth aber kranken nach dem Verluste ihrer kleinen Beträge an einem Gefühl philiströser Schwäche. Sie machen sich Vorwürfe, an ihrem Vorsatz, nicht mehr als 500 oder 1000 Francs zu setzen, mit einer lästigen Tugend, einer bürgerlichen Kleinlichkeit festgehalten zu haben. Sie hören von Andren (die lügen), daß diese horrende Gewinne nach Hause genommen hätten. Sie stellen Wahrscheinlichkeitsrechnungen an und finden, daß sie bei einiger Fortdauer im Setzen Gewinne hätten erzielen müssen. Sie sagen sich, daß es damit wie in geschäftlichen Unternehmungen sei, wo die Anfänge Opfer forderten, damit die späteren Zeiten den Gewinn um so müheloser brächten. Sie lassen sich von dem Gefühl zerfressen, daß sie einmal, wo sie Leidenschaft, wo sie Wagemuth, ja, wo sie Größe hätten beweisen können, versagt haben, und nehmen in ihr tägliches Leben das Bewußtsein einer armseligen Kreatur hinüber, bis sie eines Tages das nicht mehr ertragen können — und in Monte Carlo oder Ostende ihr ganzes Vermögen opfern.

Ich hörte einen Fall zweier Leute erzählen, deren Ernst im öffentlichen Leben Niemand anzweifeln kann. Diese faßte die Sehnsucht, in Monte Carlo ihr Vermögen zu mehren. Sie fuhren nicht blindlings hinunter, sondern erstanden sich im Inland eine Roulette, schlossen sich Wochen lang Abend für Abend in ein Zimmer ein und erprobten die Chancen des Gewinnes. Als sie eine glänzende Chance entdeckt (nicht bloß gefunden) hatten, fuhren sie, heimlich, ohne auch nur ihren Frauen etwas mitzutheilen, nach Monte Carlo hinunter. Sie verloren die 5000 Francs, die sie mitgenommen hatten, und kehrten enttäuscht und unglücklich nach Hause zurück. Die Tage gingen langsam hin, bis eines Tages der Eine der Beiden dem Andern sagte, daß ihr Verlust unmöglich mit rechten Dingen zugegangen sein könne. Und wieder nahmen sie die Roulette vor, schlossen sich wieder Abend für Abend in ihr Zimmer — um nachzuweisen, daß sie zu Unrecht verloren hätten. Aber sie sahen, daß sie in der That bei ihrer Wahrscheinlichkeitsrechnung etwas versehen hatten. Das führte sie zu der Ueberzeugung, daß man aus dem unglücklichen Ausgange keine Schlüsse ziehen dürfe, sondern eine richtigere Wahrscheinlichkeitsrechnung anstellen müsse. Sie rechneten eine neue Chance heraus und — fuhren wieder hinunter nach Monaco. Diesmal mußten sie ihre Frauen mitnehmen, denen sie den früheren Verlust nicht länger hatten verheimlichen können, und die nun aus Vorsicht dabei sein wollten, wie ihre Männer den Rest des beiderseitigen Vermögens von 5000 Francs zu setzen wagten. Sie begleiteten sie wie die alten Germaninnen die Krieger in die Schlacht. Auch diese 5000 Francs wurden natürlich verloren ...

* * *

Natürlich? Diese beiden Männer und tausend andre, die schon geknickt waren, werden wieder unruhig. Der Spielpächter von Ostende, der einflußreiche Monseur Marquet, hat sich vor den Richtern zu verantworten, weil man ihn falschen Spieles zeiht. Es sind ungeheure Beträge, um die es sich handelt, da er ungeheure Gewinne eingeheimst hat. Gegenwärtig sitzen alle Größen der belgischen Mathematik als Sachverständige zusammen und rechnen und rechnen und spielen und spielen, ganz wie die beiden Männer, die sich Abends heimlich in ihr Zimmer mit einer Roulette eingeschlossen hatten ...

Es ist eine mathematische Frage, ob Marquet, der intime Freund des Königs der Belgier, ein Betrüger ist oder nicht. Es ist dies aber noch mehr eine seelische Frage, und um dieser willen wird man wünschen müssen, daß Marquet kein Betrüger ist. Denn mit dem Augenblick, da man der Ostender Spielbank Unregelmäßigkeiten nachsagen kann, werden die in der Schlacht von Monte Carlo Geschlagenen auch der dortigen Roulette gleiche Unregelmäßigkeiten nachsagen wollen. Alle Spielbanken werden sich darauf reorganisiren, ihre Spielbestimmungen unter öffentliche Controle stellen müssen. Wenn aber das geschehen, die „Solidität“ dann einwandfrei scheinen wird, werden alle Leute, die ihr Gut beim Spiel verloren und nun mühsem neues erworben haben, und ebenso Alle, die bisher nur einen Theil ihrer Habe gelassen haben, erneut zu jenen „Paradiesen“ wallfahrten. Denn ihr früherer Verlust kann sie nicht schrecken. Gegen Betrug ist auch der Besonnenste machtlos. Aber jetzt, wo Alles lauter rein ist, wird sich die Kaltblütigkeit erweisen, die tiefsinnige Berechnung der Chance als erfolgreich zeigen!! Und ich sehe schon meine beiden Männer sich mit ihrer Roulette in ihr Zimmer schließen und die nun wirklich unzweifelhafte Chance ausrechnen.

---

## Literarische und unliterarische Malerei.

Versuch und Berichte.

*Prag, im März.*

Spricht man mit einem Maler, mit einem Kunstrichter der letzten modernen Richtung, die bei den Deutschen unter dem glücklichen Einfluß der französischen Impressionisten endlich entstanden ist, so hört man aus seinen Worten eine immer schärfere Ablehnung alles Literarischen in der Malerei heraus. „Der bildende Künstler soll malen, zeichnen, den Stein behaun, nichts weiter,“ heißt es da, „er zeige uns schöne Linien, Flächen, Farben, aber er philosophire nicht, er erzähle keine Geschichten, keine Märchen und überlasse alles den Dichtern, was die Dichtkunst vermöge der ihr eigenen Mittel besser als er auszudrücken im Stande ist. Kurz und gut, er sei nicht literarisch.“

Man fragt hierauf: „Was ist denn das eigentlich — literarisch?“

Digitized by Google

Der erzürnte Maler ergeht sich in Beispielen, er citirt die Stillleben Cézannes als Documente seiner Partei, „Sehn Sie, das ist gemalt", er verwirft als Muster der verabscheuenswerthe Anecdotenmalerei: Böcklin, Rops, die englischen Präraphaeliten, Kubin u. s. f.

Ist er theoretisch gebildet, so führt er vielleicht auch den (nicht ganz klar verstandenen) Meier-Gräfe ins Gefecht: „Die Formel l'art pour l'art leugnet alle Nebenzwecke der Kunst. Sie streicht alles Literarische weg, das sich in hundert Umschreibungen auf Dinge beruft, die nichts mit der Sache zu thun haben. Sie leugnet den Menzel der Historie, der Novelle und des Witzes . . ."

Besteht man nun auf einer Definition, so verwirrt sich das Gespräch. Die verschwommenen Begriffe von „Form" und „Inhalt", „Zweck der Kunst", „Realismus", „Symbol", „Technik", „Seele" treten in ihrem ganzen quallig-trüben Glanze auf und es zeigt sich, daß unser Problem in die ungeklärtesten Tiefen der Kunstphilosophie führt. Es bleibt nicht auf das Gebiet der bildenden Künste beschränkt; in der Dichtkunst wird es von manchen stark betont und namentlich in der Lyrik als Abneigung gegen reflectorische Gedichte empfunden (so jüngst Schaukal in der sehr interessanten Schrift „Richard Dehmels Lyrik", Seite 25 ff.), dieselbe Controverse spitzt sich, wiewohl vielleicht nicht ohne Einschränkungen übertragbar, zum Kampf um absolute oder Programm-Musik, und grenzt an jenen klassisch gewordenen Abgrenzungsversuch von Malerei und Dichtkunst, den Lessing unternahm.

* * *

Materiell betrachtet ist jedes Bild, jedes Resultat bildender Kunstthätigkeit überhaupt, ein Complex von Linien, Flächen und Farben. Wenn man ein Bild sieht, sieht man bemalte Leinwand. Somit ist im ästhetischen Eindruck des Bildes immer der Eindruck bemalter Leinwand mit enthalten.

Es entsteht die Frage, ob hiemit der ästhetische Eindruck eines Bildes erschöpft ist, ob nicht auch noch andre Momente an dem Bilde als die bloßen Linien und Farben ästhetisch wirksam sein können.

Die Gegner des Literarischen sind jetzt mit ihrem „Nein" schnell zur Hand. Nichts ist ihnen klarer, als daß Freude an andern Momenten als an den „rein malerischen" eine außer-künstlerische wäre.

Der Gang unsrer Untersuchung jedoch wird ergeben, wie schwer eine Abgrenzung solcher angeblich „rein malerischer" Momente von nicht mehr rein malerischen, also literarischen Momenten ist. Diese Schwierigkeit ergiebt sich aus dem Charakter der Malerei als einer darstellenden Kunst.

Jedes Bild (ich exemplificire fortgesetzt nur auf die Malerei statt auf alle bildenden Künste) stellt etwas dar, bedeutet etwas. Die Farben sind über eine Fläche so angeordnet, daß sie als Nachbildung eines sichtbaren Theiles der Welt aufgefaßt werden können. Nur das reine Ornament hat keine directe Beziehung zu wirklichen Gegenständen der Natur, obwohl entferntere oder nähere Associationen an Naturformen nicht auszuschließen sind. Jedes andre Bild kann allerdings zunächst auch als reines Ornament aufgefaßt werden, sogar Porträts, vgl. das Porträt Heinrich Manns von Max Oppenheimer, überdies stellt es sich aber als Nachbildung der Natur dar.

An den Stillleben Cézannes, an den Porträts des Velasquez bewundern wir eigenartige Balancirung der Farbentöne, persönliche Pinselführung, beglückende Harmonien der Linien. Diese sichtbaren Elemente sind uns aber nicht nur deßhalb werth, weil sie, ornamental gedacht, schön wirken; wir lieben sie auch dafür, daß sie das Charakteristische eines walzenförmigen braunen Brodes, bauchiger Blechkrüge, stolzer Infanten schön zum Ausdruck bringen.

Die Pinselstriche Manets, die uns das Wesen eines sonnenbeleuchteten Gartens in ungeahnter Schönheit erschlossen haben, wären gewiß, wenn man sie vom Gegenständlichen ablöst und nichts als bloße Pinselstriche, bunte Ausfüllung einer Fläche sein läßt, auch noch schön. Aber das leugnet wohl Niemand, daß sie durch diese abstrahirende Betrachtungsweise einen Theil ihrer ästhetischen Wirksamkeit einbüßen würden, den Theil, der eben darauf beruht, daß Manet die Natur der Sonne in einem Garten künstlerisch viel intensiver, ganz anders als Andre vor ihm gesehen hat.

Oder die Schneeflocken, die körnigen Lichtstrahlen, die eine Argenteuil-Landschaft Monets erfüllen. (Ich wähle Beispiele, die man jüngst in der ausgezeichneten Ausstellung französischer Impressionisten des tschechischen Vereins „Manes" in Prag genießen konnte.) Diese Schneeflocken sind Punkte, gewiß, wundervoll vertheilt, in ihrer Massenwirkung abgewogen, Kunstgewerbe, ein Panneau lichter Arabesken; aber man kommt nicht um die Thatsache herum, daß sie außerdem Schneeflocken bedeuten. Und daß eine Seite ihrer Schönheit, nicht ihre ganze Schönheit, auf der Idee beruht, das Eigenthümliche der Schneeflocken gerade genau so, wie Monet es hier gethan hat, und nicht anders darzustellen.

* * *

Nun werden die Gegner des Literarischen in der bildenden Kunst ihre Ansicht schärfer präcisiren: — Wir behaupten gar nicht, daß alles, was an einem Bilde über die Wirkung des reinen Ornamentes hinausgeht, schon literarisch ist. Als „rein malerisches Moment" bezeichnen wir natürlich auch noch die Freude darüber, daß es dem Maler gelungen ist, einen Theil der Außenwelt so schön in seine Zeichensprache zu übersetzen. Aber der im Bilde dargestellte Gegenstand darf nur sich selbst bedeuten. Der Garten Manets ist ein Garten, der Schnee Monets Schnee. Erst wenn ein aus dem Wasser gereckter Kopf mit nur einem Auge das „Grausen", ein in dicken Pelz gekleideter blasser Jüngling den „Schwächling" bedeuten soll, dann fängt die Literatur an. Literarisch ist diese Malerei, weil ihre Farben und Linien mehr als Sichtbares darstellen wollen.

Ich halte auch diese verfeinerte Auffassung des Literarischen für unhaltbar.

Auch der Garten Manets ist mehr als ein Garten. Er ist eben Manets Garten. Nicht das grob und allgemein Sichtbare der Pflanzen, Sandwege, Sonnenstrahlen, das für Jedermann in der Natur existirt, bedingt die ästhetische Wirkung des Bildes. Sondern das zauberhaft neue Leben, die merkwürdige Stimmung, die diese Dinge unter dem Auge und Pinsel Manets gewannen, beglückt uns. Jede Linie, jede Farbe dieses Bildes bedeutet mehr als ein Ornament, mehr auch als ein Baumblatt: bedeutet das vom Genie gesehene, in die Stimmung des Außergewöhnlichen gerückte Baumblatt. Diese Stimmung war eben nicht anders als malerisch auszudrücken und deßhalb hat Manet gemalt.

Ebenso konnte Kubin (eine Alfred Kubin-Mappe, 15 wundervoll reproducirte, gut ausgewählte und unrichtig eingeleitete Faksimiledrucke, erschien in dem aufstrebenden vornehmen Verlag Hans von Weber, München) seine Stimmungen nicht anders als in Radirungen wiedergeben und ganz mit Unrecht wird er „literarisch" gescholten. Selbst seine Bewunderer verkennen ihn. Hanns Holzschuher z. B. feiert ihn als Kunstphilosophen. Nun, ich finde im Werke Kubins keine so enorm bedeutende Philosophie, um so mehr Kunst. Die pessimistische Gesinnung ist doch nicht seine Erfindung, mit genau derselben Gesinnung hätte Kubin ganz banale, unbedeutende Sachen malen können. Daß er es nicht gethan hat, beweist eben, daß seine Größe auf dem Gebiete des Malerischen liegt. Deßhalb ist es ein Fehlgriff, wenn Holzschuher schließt: „Unter den Freunden des Gedankens wird Kubin seine Gemeinde finden." Die Freunde des Gedankens sollen Schopenhauer lesen, dort finden sie allen Pessimismus, „das Nichtige, Irdische, Brutale und Gewaltsame des Lebens", viel ausführlicher, logischer, deutlicher dargestellt. Ich reclamire Kubin für die Gemeinde der Kunstfreunde.

Wir betrachten die Radirung „Der Schwächling" von Kubin. Genau so wie auf dem Gartenbild Manets jedes Baumblatt, jeder Blumenstengel mit der complicirten Stimmung Manetscher Inspiration gleichsam imprägnirt ist, so wird in jedem Detail der Kubinschen Radirung, in diesem dicken Pelz, in der Linie der weiten Tasche, des abendlich gekrümmten Weges, der mit dem untern Rollensaum des Pelzes parallel läuft, in diesen weichen gebuckelten Flächen der Hügelgruppen ein nüancirter, unaussprechlicher Seelenzustand ausgedrückt, der durch die Unterschrift „Der Schwächling" nur ganz roh und ungenau wiedergegeben werden kann. Die Radirung stellt etwas Sichtbares dar, Linien, die in ihrem Zusammenhang einen promenirenden Jüngling ergeben und die hiebei eine in Worten nicht ausdrückbare Stimmung auslösen. Kann man das „literarisch" nennen? Mit demselben Recht könnte man dieses Schmähwort einem Porträt von Velasquez anwerfen, wenn es zufällig statt unter dem Namen eines stolzen Infanten unter dem Namen „Der Stolz" überliefert worden wäre . . . Es ist eben mißverständlich, als Inhalt eines Bildes den „Stolz" oder „pessimistische Weltanschauung" zu bezeichnen, auch wenn die Unterschrift vom Künstler selbst herrührt, das Bild gleichsam nachzuerzählen. Inhalt des Bildes ist die bis in alle Details individualisirte Vision des „Stolzes", der Degen des Infanten gehört nicht weniger zum Inhalt wie das Antlitz. Und wer ein Bild nacherzählt, ergeht sich in vagen Vermuthungen, in Fictionen. Das Höchste, was er leisten kann, ist, die Genesis des Bildes klar zu machen, einige Gedankengänge, die den Künstler während der Arbeit möglicherweise bewegt und veranlaßt haben. Aber mit der ästhetischen Wirkung des fertigen Bildes hat das nichts zu thun.

Auch damit wäre wenig geholfen, daß man das Phantastische eines Werkes von Kubin und das Wahrhaftige der Impressionisten betont. Ich glaube, Felder und Bäume, wie sie z. B. von Gogh sieht und malt, sind von der Wirklichkeits-Anschauung des Normalmenschen ebenso weit entfernt wie nur irgend eine „astrale Vision" Kubins. Es giebt eben keine allgemeingiltige Durchschnitts-Wirklichkeit, sondern Jeder hat seine eigene und man darf die eines Malers, die zufällig vom Gewohnten und täglich Geschehenen ziemlich weit entfernt ist, nicht schon deßhalb „unmalerisch, literarisch" nennen. Hier giebt es nur Gradunterschiede, keine Artdifferenz. Die Grenzen zwischen Naturalismus und Phantastik fließen.

* * *

Dies festzustellen, bot die „Ausstellung des Vereins deutscher bildender Künstler in Böhmen 1908" eine gute Gelegenheit.

Eine Gruppe Prager Impressionisten hatte sich heuer mit Anhängern der sogenannten literarischen Malerei zusammengefunden und, obwohl diese Allianz wohl nicht auf kunsttheoretische Gründe zurückgeht, zeigte sie doch in überraschender Weise, wie verschwimmend ähnliche Wirkungen von Werken der angeblich so entgegengesetzten Richtungen im Nebeneinander der Säle ausgeübt werden.

Da brachte der von „Freunden des Gedankens" in Mißcredit gebrachte Kubin seine Temperabilder, bei denen es gar nichts zu denken, nur zu sehen giebt. Eines heißt „Parkscene". Fünf Gestalten leben im schwefligen Lichtkreis, den eine Bestrahlung unbekannter Herkunft

Digitized by Google

aus dem Grau der Graspflanzen und Bäume ausscheidet. Sie machen sinnlose Gesten. Ihre Köpfe stinken wie mumificirt fahle braune Töne aus. Ueber ein Frauenkleid, an dem Blumenstrauß herab, den ein idiotisch verwelkender Page bietet, sprühen phosphoreszirende Farben ... Was bedeutet das? Welche Philosophie läßt sich hier abstrahiren? Gar keine, glaube ich ... Nur eine unfaßbare Stimmung geht wie ein Dunstkreis von dem Bild aus, etwas, was hinter den fünf Figurinen liegt, jedoch nicht anders als eben durch sie in allen ihren Details sich ausdrücken läßt.

Aehnlich ein Werk des genialen Willy Nowak, auf den ich schon im Vorjahr in der „Gegenwart" aufmerksam machen konnte. Im Nebensaal lagern an einem ungewiß beleuchteten See Mädchen, Knaben, Hunde. Das Körbchen mit den Aepfeln darf nicht fehlen. Schwaches Violett dämmert an ein Grau, an Fraise und Mattgelb. Ein Lichtfleck trifft die weiße Krause eines Mädchens. Ein Herr legt das Kinn auf die Faust. Und gobelinhafter, vornehmer Reiz schattet über dem Ganzen, man denkt an einen Watteau, der slawisches Landvolk malt, oder an bretonische Bauern, die über eine Nachricht der „Narodní Politika" nachsinnen. „Idylle" schreibt der Künstler unter das Bild räthselhafter Schönheit. Ich finde es nicht naturalistischer als Kubin.

Georg Kars phantasirt blendendweiße Pinselrisse unter rothe Dächer, die wie aus Fleisch saftig scheinen. Die Baumkugeln sind glatt, grün und kühl wie Federbüsche exotischer Generäle. Alles strömt, wie vom Regen abgewaschen, gesund, lustig, elegant, glitschrig hingestrichen, glasirt beinahe, ein majestätisches Zuckerwerk oder Sommervision eines Schlittschuhläufers. „Platz in Lissabon" heißt es. Aber das ist doch mehr! Das ist eine Romantik des Ungestümen und doch Präcis-Treffsichern, eine Hymne auf noble Vehemenz. „Modernes Leben" möchte ich das Bild nennen.

Damit rückt aber Kars in bedenkliche Nähe der „Lebensalter" von Klimt. Auch hier Romantik, in imaginäre Tonarten transponirte Wirklichkeit. Vor einem Vertikalstreifen, der wie ein fabelhaftes Präparat unter Mikroskop ausschaut, stehen drei Menschen ohne den Anspruch, für wirklich gehalten zu werden. Goldig gemasertes Birkenholz, von irgend dem Eck eines schwarzen Stempelkissens theilweise gedeckt, giebt den Prospect dazu. Wir sind in ein Reich der Linien und Farben eingetreten, die mehr sagen, als in Worten erklärbar ist; also schon deßhalb nicht literarisch sind. Oder glaubt man wirklich, daß Klimt in seinem Bilde nichts andres darstellen wollte als die unerhört kühne Wahrheit, daß jede Frau erst Kind, dann Mutter, dann altes Weib wird?

So verwirren sich mir die Unterschiede. Des allzu früh verstorbenen Max Horb „Schneiderwerkstätte", eine vollendet schöne Ballade über müde fallende Kleidungsstücke, löst in mir ähnliche Gefühle aus wie ein decoratives Stück von Richard Teschner, das vielleicht von der Herrlichkeit der Kunst handelt. Und zu süß unbekannten Ziele gurgelt Pittermanns schwarzer Bach, leiten Feigls harmonisch-sanfte Wege ...

* * *

Ich habe nachzuweisen versucht, daß der Inhalt eines Bildes niemals identisch mit irgend einer kahlen gedanklichen Abstraction ist, sondern daß man als Inhalt die aus der Summe aller malerischer Details eines Bildes hervorgehende, ganz individuelle, in Worten nicht ausdrückbare Stimmung betrachten sollte.

Also gäbe es nur „malerische" Bilder, gar keine „literarischen"?

Nein, eine Gruppe von Bildern muß ich doch ausnehmen. Die Wage, die „Gerechtigkeit" bedeutet, der Doppeladler als Oesterreichs Wappen u. s. f. das sind allgemein gebräuchliche typische Zeichen, die nicht durch individuelle Stimmung unaussprechlich wirken, sondern einfach klipp und klar sich verständlich machen wollen. Jeder Maler, der solche Symbole gebraucht, nähert sich der Hieroglyphenschrift. Ich möchte diese Kunst der Attribute und Theaterutensilien nicht mehr literarisch, sondern rebusartig nennen. Denn sie setzt beim Leser Kenntnisse und Findigkeit voraus, sie basirt auf einem Wissen, das sie nicht selbst vermittelt. Sie verlangt von mir, daß ich einen Mann mit dem Kreuze für Jesus halte und daß mir für diesen, wie auch für den von ihm besuchten Olymp eine Fülle orientirender Associationen und zwar nicht in den Gesichtssinn fallender, von früher her bereit steht ... Ich zweifle daran, daß auch diese Kunst ästhetische Wirkungen ausüben kann, man wird gut thun, diese Wirkungen von denen der Malerei scharf gesondert zu halten. Typische Symbole als solche wirken wohl nicht ästhetisch.

Ich habe (in der „Gegenwart" vom 17. und 24. Februar 1906 unter dem Titel „Zur Aesthetik") eine Deutung des an Bildern, an Kunstwerken überhaupt ästhetisch Wirksamen versucht, indem ich das relativ Neue, unter Lustaffecten Apperziptbare als Gegenstand der ästhetischen Freude analysirte. Diese Theorie (die überdieß, wie ich nachträglich gesehen habe, mit der des Dichters Jules Laforgue in vielen Hauptpunkten übereinstimmt) würde vielleicht ein Verständniß für die schwierige Trennung literarischer und unliterarischer Malerei eröffnen, namentlich auch den Werth der fälschlich sogenannten literarischen Malerei ins rechte Licht setzen ... wiewohl das unzeitgemäß klingt. Der Unwerth der wirklich literarischen, rebusartigen Malerei (von ihren eventuellen malerischen Qualitäten abgesehen) ergiebt sich dann ganz einfach aus dem Gebrauch schablonenhafter Zeichen, aus Mangel an Neuheit.

*Max Brod.*

## Landesverschönerung.

O wie glücklich lebt man doch daheime
In dem allerschönsten Preußenland.
Alle inneren und äußern Räume,
Die Natur um uns hat ausgespannt,
Werden immer mehr
Mächtig schönerer,
Weil man das, was nöthig ist, erkannt.

Viele arbeitsame Köpfe schwitzen
Täglich, nächtlich, früh und abends spät,
Wie man wohl der Kunst recht könne nützen,
Die sonst leichtlich eigne Wege geht.
Garten, Park und Thor,
Alles nimmt man vor,
Und die Plätze, drauf ein Standbild steht.

Keine Ecke zeigt sich mehr den Blicken,
Die da wäre ohne Künstlerschmuck;
Kann man sie nicht durch ein Denkmal schmücken,
So verträgt sie doch ein bißchen Stuck.
Auch ein „Häuschen" klein
Kann voll Schönheit sein —
Darum gebt auch dem die Kunst zaruck.

Jeder Baum kriegt seinen Marmorrahmen,
Jeder Neubau (staatlich oder Stadt)
Kriegt vor jedes Fenster ein paar Damen,
Was symbolisch was zu sagen hat.
Auf! Klamotten her!
Zwanzig Jahre mehr
Sind die preußischen Gebirge platt!

Terentius.

## „Und der Herr sprach ..."

Unter diesem Titel findet man in einer neuen Ausstellung bei Keller & Reiner, Berlin, ein Tryptichon des Landschafters Arthur Johnson, das malerisch wie gedanklich nicht wenige Reize hat und auch insofern besonders bemerkenswerth ist, als es endlich wieder einmal zeigt, daß man einem solchen Bilde eine Idee geben kann, ohne sich einen Mepticismus irgend welcher Art dazu heranzuholen. In der That spricht sich in diesem theils auf Leinewand, theils auf Holz gemalten Dreiblatt eine überraschende Einheit zwischen der rein malerischen Lösung und der geistigen Bewältigung des Vorwurfs aus. Das Technische zeigt sich mit dem Natürlichen identisch. Die Paradieseslandschaft der Mitte (so ein Stück Paradies war sonst immer ein Freibeuter- und Experimentirfeld für moderne Stylabenteurer, Lichtathleten oder dürre Phantasten) ist gewissermaßen eine menschliche Landschaft, mit starkem Temperament ins Breite und Sichere gestellt und trotzdem in höchst poetischen Gegensätzen betont. Vor dem kräftigen Gebreite mächtiger Pinienwipfel lauschen die ersten beiden Menschen der Stimme des Herrn, die durch die sterndurchblitzte blaue Pracht des Haines zu tönen scheint. Ihre Gesichter sind gläubig, rein, einfältig zur Höhe gerichtet. Dieses Lauschen wirkt in seiner Darstellung fast episch, die Engzusammengestellten sind wie zwei Kinder, die ihres schützenden Hüters warten. Mühelos und einfältig wie sie sendet die Natur um sie her ihre Triebkräfte aus, sie ist eins mit den beiden Geschöpfen. Am schönsten tritt aber jener tiefste und beste Gedanke hervor, den ein solches Motiv in sich tragen kann. Die Macht, die den Menschen in Sehnsucht und Schwäche ans Ewig-Unsichtbare bindet, läßt mit ihren ungeheuren Banden nicht los, sie schlingt gerade in der unmittelbarsten Naturnähe, die er genießen kann, das Band der Abhängigkeit am stärksten um ihn. So ist die stumme Scene aus dem Eden-Garten das erste Bekenntniß des Gefühls: „Siehe, ich bin preisgegeben!"

Johnson hat das mit der vornehmen Schlichtheit eines berufenen Künstlers ausgedrückt. Dem edlen Werke fehlt alles Nurartistische. (Die Seitenfiguren der beiden Engel sind nur als decorative Abschlüsse gedacht.) Es verdient die ernsthafteste Beachtung.

Der Künstler hat außerdem mehrere italienische Landschaften ausgestellt, die ebenso starke Wirkungen üben: Eine üppige Romantik webt, von klarstem Naturempfinden getragen, durch diese alten Zaubermotive. („Stille", „Villa d'Este", „Träumender Tag" u. s. w.) In der Farbengebung weiß er prächtige Effecte herauszuholen, die niemals das Gewöhnliche streifen. In dem grotesken „Gartenfest in San Vigilio" ist ein quellender Humor über die Gruppen gebreitet, der sich mit den rein malerischen Absichten der aufgehellten Landschaft zu einem kräftigen Gesammteindruck verbindet. Und überall sieht und fühlt man: Hier ist keine Richtung, sondern Kunst schlechthin.

*F. L.*

Digitized by Google

# Empfehlenswerte Bäder, Hotels, Heilanstalten und Sommerfrischen:

**AHLBECK** auf Insel Usedom.

Unmittelbar am Strand von Hochwald umgeben. Täglich Schnellzug- und Dampfer-Verbindung von und nach Berlin 3½ Stunden. Damen-, Herren- und Familienbad. Elektrisches Licht, Konzerte, Theater, Réunions.

Saison 1. Juni bis Ende September.

**Dresden,** Hôtel Bellevue.

Weltbekanntes, vornehmes Haus in unvergleichlich herrlicher Lage an der Elbe u. Opernplatz. **Privat-Badezimmer, Auto-Garrage.** **R. Ronnefeld,** Direktor.

**Hirschberg** i. Schlesien, Bahnhofstrasse 10/11.

**Hotel Drei Berge.**

Altrenommiertes, größtes Hotel I. Ranges am Platze. Im Geschäftszentrum gleich neben dem Postamt gelegen. Omnibus stets an der Bahn. Straßenbahnhaltestelle.

**Auskunftei über Riesengebirgstouren.**

**Bad Kissingen** Idealer Kuraufenthalt.

**Bergschlösschen.**

:: Logis und Pension. ::

Vornehmes Haus, einzig schön am Altenberg, unweit der Quellen und Bäder, mit Restaurant Schweizerhäuschen. **J. Th. Schmitt,** Besitzer.

**Kolberg** Dr. Lücke's Kuranstalt Uhlenhorst.

See- und Soolbad

Elektr. Licht und Zentralheizung. Das ganze Jahr geöffnet. Aufnahme von Erholungsbedürftigen. **Kinder guter Kreise** mit Familienanschluss, eventl. Unterricht. Behandlung von Frauenleiden chir. und orthopäd. Erkrankungen, eigenes orthopädisches Institut.

**Malente-Gremsmühlen.**

inmitten der **Ost-Holsteinschen Schweiz.** Herrlicher Sommeraufenthalt für Erholungsbedürftige. Prächtige Buchen- und Tannenwälder umschließen träumerische Seen.

Komfortable Hotels und Pensionen.

**Misdroy,** unmittelbar am Strande,

umgeben von Hochwald u. Bergen. Vorzügl. Einrichtungen für Kur- und Unterhaltung. Seebrücke, reger Schiffsverkehr. Tägl. 4 Schnellzüge von und nach Berlin. Bevorzugt als Erholungsort für Familien.

**Oberwald**

**b. St. Gallen — Schweiz. —**

Sanatorium 1. Ranges für physikalisch-diätetische Heilweise System Dr. Lahmann. Aller Komfort, herrliche Lage über dem Bodensee mit Alpenpanorama. 2 Aerzte, 1 Aerztin. Immer besucht. Illustr. Prospekte frei.

**Sellin** auf Rügen.

Kurhaus Sellin

früher: **Hotel Fürst Wilhelm.** Grösstes Haus am Platze, mit eigener Canalisations-Anlage und Wasserleitung. Direkt im Buchenwald, vor der grossen Landungsbrücke gelegen. Eigene Conditorei im Hause. Zimmer mit vollständiger Pension zu mässigen Preisen.

**Fernspr. No. 1. Joh. Möller,** Besitzer.

GRATIS durch die Photohändler:

**„Agfa"-Preisliste 1908**

mit nebenstehender Titelzeichnung, 16 Seiten Text über:

**„Agfa"-**
- Platten
- Films
- Cassetten
- Entwickler
- Spezialitäten

**„Isolar"**
- Platten u. Films
- (Name geschützt)

Wollen Sie

**Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren etc.**

direkt, billig und gut kaufen, dann verlangen Sie unsere Offerte.

**Belmonte & Co., Berlin.**

Detail-Verkauf:

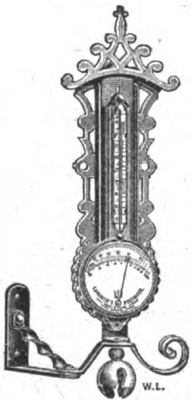
**Leipzigerstrasse 35a,** Ecke Charlottenstrasse, und **Königstrasse 46,** Ecke Hoher Steinweg.

**Juweliere, Gold- u. Silberschmiede, Ateliers für Juwelenschmuck und Kunstarbeiten.**

**Fabrikation mit elektrischem Kraftbetrieb. — Gold- und Silber-Walz- und Prägewerk. Engros-Export nach allen Ländern.**

**Prachtkatalog** mit vielen tausend Illustrationen von Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren gegen 1 Mk. franko. Bei Einkauf oder Rücksendung wird dieser Betrag vergütet. — **Spezialisten gratis.**

# Original Lambrecht's Polymeter



beantwortet die Fragen:

**Gewitter? — Hagel? — Nachtfrost? — Heiteres oder trübes Wetter? — Frost- oder Tauwetter? — Schnee oder Regen?**

Es führt uns ein in die Natur und vertieft uns in die Wissenschaft der **Wetterkunde.** Siehe Broschüre „Die Vorherbestimmung des Wetters mittels des Hygrometers" von Dr. A. Troska. Das Polymeter ist zugleich der Feuchtigkeitsmesser, welcher für Zimmerluftprüfungen in Frage kommt. Siehe Broschüre „Gesunde Luft" von Dr. Fleischer.

**Warnung!** Jedes Instrument muss mit der Bezeichnung „Lambrecht" versehen sein. Andere wertlose und in der äusseren Form nachgeahmte Instrumente weise man zurück, da sie auf Täuschung berechnet sind. **Es gibt keinen Ersatz für Original Lambrecht's gesetzlich geschützte Instrumente.**

**Bis jetzt über 60000 Stück im Gebrauch.**

**Wilh. Lambrecht, Göttingen.**

Gegründet 1859. (Georgia Augusta.)

Inhaber des Ordens für Kunst und Wissenschaft, der grossen goldenen und versch. anderer Staatsmedaillen. Ehrendiplom, Gold. Fortschritts-Medaillen Wien 1906.

Generalvertrieb für die Schweiz, Italien und die österreichischen Alpenländer durch:

**C. A. Ulbrich & Co. in Zürich.**

**Man verlange Gratis-Drucksache Nr. 13.**

**Prämiert 1907: Berlin, Dresden u. Zürich.**

**SCHREIBMASCHINE**

mit sichtbarer Schrift

**„Continental"**

Erstklassiges Fabrikat

Generalvertreter:

**Franz Kaiser,** Berlin W. 8. Friedrichstr. 197.


Digitized by Google

WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST
OTTO ERDMANN JUNIOR
BERLIN S.W. 61.
TEMPELHOFERUFER 21.

Herders

Konversations-Lexikon
Dritte Auflage. Acht Bände. Reich illustr.
Mark 100.– Kr 120.– Teilzahlungen
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Keine Nachnahme! Erst prüfen!
Orangenblüten-Honig!!
übertrifft jeden Honig der Welt. Garant. absolut naturr. Bienenprodukt! Begeist. Lob von Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u. zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.
**Kusche & Martin, Malaga**
Spanien (Deutsche Firma)

# Antiquitäten.

Antike Eichen-geschnitzte
Möbel
Stollenschränke, Anrichten,
Baldachin-Truhenbänke u. s. f.
**Ausserordentlich preiswert**
Lieferant an
Kunstgewerbe-Museen u. s. f.

**Hugo Klein,**
**Dresden-A.,** Bankstrasse 10.

DÜRKOPP-

DÜRKOPP & Co. A.G. BIELEFELD

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die „Gegenwart" ▪ ▪ ▪ ▪ ▪ ▪ beziehen. ▪ ▪ ▪ ▪ ▪ ▪

Weck's Frischhaltung
und
sonst nichts
und
weiter nichts
und
drüber nichts
drum
Koche auf Vorrat

Drucksachen über:
Weck's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel
kostenlos durch:
**J. Weck,** Ges. m. b. Haftung,
Oeflingen, A. Säckingen (Baden).
Man verlange nur
**Weck's Originalfabrikate**
**Ueberall Verkaufsstellen.**

Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:
HARMONIUMS
m. wundervollem Orgelton, v. 78 M. an.
Illustrierte Pracht-Kataloge gratis.
**Aloys Maier,** Hoflieferant, **Fulda.**
Prospekte auch über den **neuen**
**Harmonium-Spiel-Apparat**
(Preis m. Notenheft v. 270 Stücken **nur 30 M.**) mit dem **jedermann ohne Notenkenntnis sof. 4stimm. Harmonium spielen kann.**

Verantwortl. Redacteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Für den Inseratentheil verantwortlich: Georg Macher, Berlin W. 35, Steglitzer Straße 8.
Max Hesses Verlag in Leipzig. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 15. Berlin, den 11. April 1908. 37. Jahrgang. Band 73.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Max Hesses Verlag in Leipzig.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 4gespaltene Petitzeile 50 Pf.

Inhalt:

Beamtenaufbesserung und Reichspolitik. Von Ph. Stauff (Enzisweiler). — Die russische Boxerbewegung. Von Otto Corbach (Charlottenburg). — Die Erdrosselung der Berliner Productenbörse. Von Friedrich Ernst (Berlin). — Häckel-Darwin. Von Rudolf Amplewitz (Berlin). — Isolde Kurz. Eine Studie von Victor Klemperer (Berlin). (Schluß.) — Chinesische Lyrik. Drei Gedichte in Nachdichtung von Hans Bethge (Steglitz). — Das Leumundsattest. Von Jens Pedersen (Kopenhagen). — Umzug. Von Martin Beradt (Berlin). — Aus den Berliner Theatern. Kleines Theater. Von O. A. — Ein Wort an die moderne Frau. Von Alfred L. (Stolper Werkstatt). — Um Nietzsche. Von Terentius. — Notizen. — Anzeigen.

### Beamtenaufbesserung und Reichspolitik.

Von Ph. Stauff (Enzisweiler).

Bekanntlich hat Herr Dr. Sydow, der neue Schatzsecretär des Reiches, jüngst im Reichstage die Auffassung der Regierung über die Beamtenaufbesserung und über die nothwendige Reichsfinanzreform dargelegt. Er stellte sich auf den ganz unanfechtbaren Standpunkt: erst Einnahmen, dann Ausgaben. Erst Reichsfinanzreform, dann Beamtenaufbesserung. Denn die Regierung sei nicht in der Lage, das Wettbuhlen der Parteien um die Wahlgunst der Beamten mitzumachen. Das war den meisten Parteien ein recht kühler Wasserstrahl, und ihre Redner pfluderten darum um so heftiger, das Odium der Liebedienerei gegenüber der Beamtenschaft von sich abzuwälzen. Und alle die Herren, die sich sonst im Schelten auf die bisherige (freilich von ihnen selbst mitverschuldete) Schuldenwirthschaft im Reich nicht genug thun konnten und können: jetzt wären sie schnurstracks für die Aufnahme weiterer Anleihen zu haben gewesen. Das nennt man eben politische Consequenz.

Man darf Herrn Sydow wohl glauben, daß er die Lage des Beamtenstandes kennt, und andere Leute kennen sie auch. Am Verhungern ist eben Keiner, der nicht leichtfertig wirthschaftet und vielleicht schon auf Kosten der kommenden Aufbesserung gesündigt hat. Zudem erhalten die Herren Beamten des Reichs Theuerungszulagen wie im Vorjahre (sogar noch höhere), und die spätere Aufbesserung soll überdies noch rückwirkend gestaltet werden, so daß die Nothlage der Beamtenschaft, so weit man von einer solchen wirklich sprechen kann, am Ende doppelt vernäht sein wird.

Das Alles scheint aber nicht zu helfen. Die Centrumspresse, deren kluge Parteiväter unzweifelhaft gehofft hatten, mit dem entschlossenen Tuten in das Horn der Beamtenaufbesserung dem Regierungsblock im Reichstag einen erheblichen Riß zu verschaffen, geht jetzt mit den Stimmen aus der Beamtenwelt krebsen, und es ist wahrhaftig nicht gerade erfreulich, was sie da vorfindet. In Berlin hat sich bekanntlich vor ungefähr einem Jahre ein besonderes Beamtenblatt unter dem Namen „Deutsche Nachrichten" aufgethan. Aus diesem bieten jetzt sämmtliche Centrumsblätter ihrer Leserschaft die folgende nach besonderer Erklärung der „Deutschen Nachrichten" von einem nationalliberalen Beamten stammende Zuschrift:

„Für die Regierung wäre es ein Leichtes gewesen, die Unstimmigkeit zwischen ihr und dem Centrum zu beseitigen, und dies um so mehr, als das Centrum anstandslos Anspruch darauf hat, als eine nationale, intensivste Reichs- und Staatsarbeit leistende Partei anerkannt zu werden. Dasjenige, was die Centrumspartei im Reichstage unbeliebt gemacht hat, war ihre Macht, die Wucht, mit der sie bei Abstimmungen in die Wagschale fiel. Aber welche Partei würde es an Stelle des Centrums anders machen? Wir haben bedeutend kleinere Parteien, die viel anmaßender sind, die ihren Einfluß als größte Partei ganz anders ausnützen würden. Nun soll die Beamtenschaft ausfressen, was die Regierung sich eingebrockt hat ... Die Regierung schmollt mit der größten Partei im Reich, und die Beamten tragen die Kosten dieses Zerwürfnisses, indem sie warten können mit der Erfüllung ihrer berechtigten Wünsche, bis es wieder einmal eine Mehrheit für Regierungssteuervorlagen gibt. Ob diese unter der Blockpolitik jemals kommt, ist jedenfalls sehr zweifelhaft, und ebenso zweifelhaft ist die Aussicht auf Erledigung der Beamtengehälterfrage im Herbst 1908."

Zu dieser Zuschrift erklärt das betreffende Beamtenblatt ausdrücklich, daß ihr Inhalt auch Ansicht der Redaktion sei. Die Beamtenschaft habe kein Interesse an einem Block, der nicht einmal die Macht und wahrscheinlich auch nicht einmal den guten Willen habe, den allseitig als berechtigt anerkannten Wünschen der Beamtenschaft zur Durchführung zu verhelfen. „Wenn die Regierung ohne das Centrum keine Steuervorlagen durchsetzen kann, so hätte sie eben den Bruch mit der Partei vermeiden müssen. Daß die Beamtenschaft die Kosten dieses Streites bezahlen soll, ist jedenfalls ein Moment, das die Beamtenschaft dem Block nicht sehr gewogen erhalten kann."

Man kennt die Art der Fachblätter: sie reden ihren Abonnentenkreisen nach dem Mund. Das geschieht natürlich auch hier. Aber diese Auslassungen werfen doch ein äußerst bezeichnendes Licht auf die Denkverhältnisse so manches Beamten — sogar an ziemlich hoher Stelle. Ein oppositioneller Abgeordneter hat nach Sydows eingangs erwähnter Erklärung triumphirend bemerkt: „Jetzt sollte eine Wahl stattfinden; dann könnten Sie an den Beamten ihr blaues Wunder erleben!" Ich glaube fast, daß dieser Abgeordnete sich nicht gar zu sehr getäuscht hat. Vielen Beamten hat er ohne Zweifel Unrecht gethan. Aber die Stimmung und Denkweise Anderer hat er wieder ebenso gut getroffen.

Was geht den Beamten des Reichs die Reichspolitik an? Giebt es doch nur eine einzige wichtige Frage

Digitized by Google

das ist die seiner Aufbesserung. Welchen Preis das Reich für seine Einigung mit dem Centrum zahlen müßte: was kümmert das den Beamten? Er glaubt, daß sein Gehalt den Erfordernissen seiner Lebenshaltung nicht mehr entspricht und fordert eine Besserstellung. Was darüber zerbricht, ist ihm einerlei. Eigentlich erhalten in solchen Stimmen die Blockparteien die denkbar beste Antwort auf ihr in der fraglichen Debatte bethätigtes Ringen um die Gunst der Beamtenschaft. Man könnte fast schadenfroh darüber sein.

Kein Mann im ganzen Reichstag ist bei dieser Debatte hingetreten und hat gesagt: „Nein, meine Herren Beamten; am Verhungern seid Ihr nicht!“ Keiner hat darauf hingewiesen, daß man der Beamtenschaft eine Sicherung gegen alle Wechselfälle des Lebens hat zu Theil werden lassen, deren sich sonst kein einziger Bürger des Staates — und wäre er Millionär — erfreut. Keiner hat geltend gemacht, daß die Beamtenschaft durch ihre Pensionsberechtigung einen Vortheil genießt, der keinem andren Bürger in gleicher Weise zu gute kommt. Daß alle Welt sich noch emsig um den Erwerb drehen muß, indeß der Beamte sich ein schönes Plätzchen — oft in frühem Alter — aussucht, um dort seine Pension zu verzehren. Unser Wirthschaftsleben spiegelt eine fieberhafte Erregung. Wer sichert den Geschäftsmann? Wer sichert das Einkommen Dessen, der sich im Strudel des Lebens sein Brod erringen muß? Und den irgend eine augenblickliche Gestaltung, irgend eine unvorhergesehene Situation mit seiner ganzen Familie in den Strudel hinabreißen kann? Liest denn kein Beamter eine Concursstatistik; sieht keiner das draußen tobende Ringen zwischen Glück und Verzweiflung?

Solche Beamten sind — rund herausgesagt — ihrer Stellungen nicht werth. Sie zeigen ja in ihrem Verhalten deutlich genug, daß sie sich nur an die Staatskrippe gebunden haben, um dort regelrecht gefüttert zu werden. Aus Feigheit vor dem Wechselspiel in der privaten Erwerbsbethätigung, aus Feigheit vor dem Leben. Sie meinen, das Reich sei nur dazu da, sie zu versorgen. Weil sie einmal fünf Pfennige mehr für das Pfund Fleisch zahlen müssen, glauben sie nicht mehr bestehen zu können. Können solche Leute an ihrem Berufe hängen? Kann solchen Leuten ihr Beruf die Freude, das Genügen des Lebens sein? Keineswegs. Taglöhner sind sie, die nur auf den Moment warten, da sie ihr Geld einstreichen und den Beruf an den Nagel hängen können. Musterbeispiele dafür sind sie, wie ein Beamter nicht sein soll!

Ist es nicht, als ob man die Leute gezwungen hätte, in den Staats- oder Reichsdienst zu treten? In Wirklichkeit haben sie selbst dort ihr Futter gesucht. Sie haben sich gerne bekleidet mit dem Ansehen, das eine Beamtenstellung verschafft; sie haben gerne zugegriffen, als es sich um die Gewinnung des „sicheren Einkommens“ und der Pensionsberechtigung handelte. Dazu hat sie der Staat ganz oder nahezu unentgeltlich vorgeschult: wieder auf ihren eignen Wunsch. Jetzt kann ihnen augenblicks das Reich nicht bieten, was sie gerne möchten: jetzt ziehen sie über das Reich her. Wenn der Privatangestellte sich zu schwach bezahlt sieht: was bleibt ihm zu thun? Hilft nichts; das Reich ist nur dazu da, die Bedürfnisse der Herren zu befriedigen, die sehr wohl die Ehre zu schätzen wissen, seine Beamten zu sein.

Es ist schon lange die Kehrseite von der ausgiebigen Sicherung der Beamtenschaft in unsrem öffentlichen Leben in Erscheinung getreten. Man übersieht sie aber noch vielfach, wenn man nicht in das Volk hineingeht und nicht hört, was sich das Volk über die Lage des Beamtenthums denkt. Eine allgemeine Feigheit vor dem selbsteignen freien Erwerb macht sich mehr und mehr geltend. Jeder junge Mensch strebt unter begeisterter Zustimmung der Elternschaft mit aller Gewalt danach, irgendwie in den Reichs- oder Staatsdienst zu kommen. Selbst vor dem niedersten Beamten zieht der Landmann, der kleine Privatmann demüthig die Mütze. Warum nicht? Alles Volk sieht die Beamten die Herren spielen. Alles Volk sieht, wie man den Beamten das Ringen um die Existenz so schön erspart. Warum sollte schließlich nicht jeder Vater seinem Sohne eine solche Existenz wünschen?

Diese Feigheit grassirt mehr und mehr unter uns. Sie wirkt demoralisirend, weit schlimmer als das so Mancher ahnt! Das Pferd, das man an die Krippe gebunden hat, befindet sich dort zwangsweise. Ich kann es verstehen, wenn es den Kopf schüttelt, falls es zu wenig Hafer darinnen findet. Aber wer freiwillig an den Staatstrog getreten ist, der hat die Möglichkeit, ihn zu verlassen. Warum thut das keiner von den Herren, die jetzt so schmälen über ihre um wenige Monate vertagten Aufbesserungshoffnungen? Oder thut es vielleicht einer?

Die Wünsche der Beamten nach Aufbesserung mögen hier und da begründet sein. Ich will darüber nicht urtheilen. Aber die Art, wie sie neuerdings so gern vertreten werden, ist eine ganz widerliche Arroganz und erniedrigt die Beamten, die ihr fröhnen.

---

## Die russische Boxerbewegung.

Von Otto Corbach (Charlottenburg).

Als ein halbasiatisches Reich hat Rußland von jeher gegolten, aber vielleicht ist es seinem Wesen nach immer ganz asiatisch gewesen und war das, was europäisch an ihm erschien, nur Tünche. „Man kratze den Russen, und es kommt der Tatare zum Vorschein,“ sagte ja schon Napoleon. Wenn mancher moderne Westeuropäer erwartete, die Revolution werde den Russen verwandeln, so daß er uns ähnlich sähe und näher gerückt wäre, so enttäuschte sie ihn. Eher scheint es, daß sie die europäische Tünche völlig weggewaschen hat, so daß der Tatare nun gleichsam nackt vor uns steht. Nichts kann uns besser hierüber belehren als die fremdenfeindliche Bewegung, die, der chinesischen Boxerbewegung vergleichbar, gegenwärtig unser östliches Nachbarreich aufwühlt. Sie richtet sich in erster Linie gegen das Deutschthum, als das einflußreichste Fremdelement. Fürst Mentschikoff in der „Nowoje Wremja“ und andre russische Publicisten in andern Blättern führen einen hartnäckigen Federkrieg gegen die nichtrussischen Elemente im politischen Leben ihres Landes. Ihnen wird die Schuld an dem unglücklichen Verlauf des mandschurischen Feldzugs zugeschrieben, man wirft ihnen vor, sie betrachteten das russische Staatswesen als milchende Kuh und verdürben durch ihre bösen Beispiele die guten Sitten der echt russischen Beamten. Alexander III. habe in der letzten Zeit seiner Regierung diesen Krebsschaden des russischen Staatswesens erkannt und, nur zu spät, ihn zu heilen gesucht. Seit seinem Tode sei es nun immer schlimmer damit geworden. Fürst Mentschikoff wartet mit Zahlen auf. Das russische Ministerium des Auswärtigen zähle 315 Beamte in führenden Stellungen. Darunter befänden sich 200 Nichtrussen, wovon 198 dem Namen und der Rasse nach Deutsche wären. 331 Beamte zweiter Ordnung im selben Ministerium trügen fremde Namen, und von den 646 Unterbeamten seien 529 Nichtrussen meist deutschen Ursprungs. Daher rührten die Mißerfolge Rußlands auf dem Gebiete auswärtiger Politik.

Richtig ist, daß in der ganzen russischen Bureaukratie das deutsch-russische Element eine hervorragende Rolle spielt, aber am allerwenigsten kann ihm die Schuld an der Corruption in der russischen Militär- und Civil-Verwaltung zugeschrieben werden. Dagegen sprechen schon geschichtliche Zeugnisse. Vor Allem eine Begebenheit aus der Zeit Pauls I. Damals war Graf von Pahlen Minister des Innern. Der nahm eines Tages die gute Laune des excentrischen Mon-

Digitized by Google

archen wahr, um ihn auf die Tag für Tag in den Ressorts sämmtlicher Ministerien vorkommenden Mißbräuche aufmerksam zu machen. Er stellte die Thatsache klar, daß es viel zu viel verderbte, liederliche, unnütze Beamte in Rußland gebe. „Die Veruntreuung öffentlicher Gelder," führte er aus, „war von jeher bei uns im Schwange, und man muß befürchten, daß dieses Uebel, wenn es erst chronisch geworden ist, in Rußland und in allen slavischen Ländern, die mit uns in Verbindung stehen, unausrottbar werden wird. Das ist nicht schmeichelhaft für uns Russen!" Paul I. hörte den Worten seines Ministers aufmerksam zu, ergriff, als dieser geendet, ein Stück Papier, nahm einen Rothstift und schrieb nun die historischen Worte: „Alle russischen Beamten sollen fortgejagt und durch preußische ersetzt werden!" Dieses Document befindet sich noch heute in den russischen Staatsarchiven. In der That wurde auch ein großer Theil der russischen Beamten entlassen und durch eingewanderte Deutsche ersetzt. Keiner der verjagten Beamten wurde entschädigt. Paul I. war der Ansicht, daß sie genug gestohlen hätten; er ließ von den einbehaltenen Gehältern Wittwen und Waisen unterstützen.

Und nun soll auf einmal das deutsche Element im russischen Beamtenthum die Wurzel aller politischen Corruption sein, sollen die Offiziere, die im letzten Kriege Träger deutscher Namen waren, das ganze Debacle in der Mandschurei verschuldet haben. In Wirklichkeit ist, wie auch einige ehrliche russische Blätter hervorheben, das Gegentheil richtig.

Bei Gelegenheit der Polendebatte richtete Graf Mirbach an den Fürsten Bülow die Frage, was er dazu sagen würde, wenn die russische Regierung gegen die Deutschen, namentlich die deutschen baltischen Großgrundbesitzer in gleicher Weise vorginge, wie die preußische Regierung gegen die Polen bei Annahme der Enteignungsvorlage. Der Kanzler fand dafür eine schlechte Antwort, als er erklärte, es müsse jede Regierung Herr im eignen Hause sein. Ein kleiner Unterschied besteht denn doch zwischen der Stellung der Deutschen in Rußland und der der Polen in Preußen. Jene sind Träger einer höheren Cultur in einem halbbarbarischen Staatswesen, diese Halbbarbaren in einem modernen Culturstaate. Die Deutschen in Rußland wollen nichts, als ihre Cultur behaupten, die Polen in Preußen dagegen lassen sich von den Deutschen culturell emporheben, um sie dann immer weiter zurückzudrängen. Was ist es denn, was „Nowoje Wremja" den Deutschen vorzuwerfen hat? Sie gründen überall „Bildungsvereine", jammert das Blatt. „Deklamatoren reisen von Stadt zu Stadt, um literarische Vorträge zu halten." Wie schrecklich. „In Reval ist eine ‚Wanderbibliothek' mit 20000 deutschen Büchern gegründet worden, die deutsche Cultur in Stadt und Land verbreiten soll!" Entsetzlich — für die russische Barbarei. Am 9. Mai 1907 ist am Deutschen Theater in Riga, wie „Nowoje Wremja" ferner zu vermelden hat, ein Prolog gesprochen worden. Was für schreckliche politische Dinge mag der wohl enthalten haben? Er forderte in schwungvollen Worten zum Festhalten an deutscher Sprache und Gesittung auf. Also, weil die Deutschen in Rußland ihre höhere Cultur nicht gegen asiatische Halbbarbarei vertauschen wollen, deßhalb spricht sie „Nowoje Wremja" schuldig, an dem Ruin des russischen Staates und der russischen — Moral zu arbeiten. Dabei ist die politische Haltung aller deutschen Blätter in Rußland gegenüber dem Zarenthum so loyal wie nur möglich. Wenn die polnische Presse nur halbwegs so zahm wäre, würde es keine polnische Frage in Preußen geben.

Wenn man vom Deutschthum in Rußland spricht, denkt man meist an baltische Großgrundbesitzer. Dabei leben mehr als 500000 Deutsche im Gouvernement Bessarabien, in Cherson, Tauris, Stawropol und am Don, die insgesammt mehr als $2^1/_2$ Millionen Hectar cultivirten Landes besitzen, d. i. eine Fläche, die $1^1/_4$ mal so groß ist als das Königreich Württemberg. Die Zahl dieser Deutschen ist $1^1/_2$ mal so groß als die der Deutschen in Brasilien, 5 mal größer als die unsrer Landsleute in Australien und Neuseeland. Wann hörte man je, daß sich diese Elemente gegen das russische Staatswesen vergangen hätten, überhaupt mit besonderen politischen Aspirationen hervorgetreten wären? Sie haben nur, echt deutsch, das Bedürfniß, sich in „Bildungsvereinen" zu organisiren. Darüber wüthen russische, allzurussische Blätter vom Schlage der „Nowoje Wremja", und wenn die russische Regierung gegen dieses harmlose Treiben Maßregeln ergriffe, wie die, zu denen der preußische Staat seiner Selbsterhaltung wegen gegenüber den Polen greifen mußte, dann würde Fürst Bülow gewiß auch von einer „Wahrung des Hausrechts" sprechen, das dem Zarenstaate nicht geschmälert werden dürfe? Schließlich hat aber doch die Erfahrung gelehrt, daß alle Liebedienerei Berlins gegenüber Petersburg im russischen Volke nur als deutsche Schwäche ausgelegt wird, die nur dazu anspornt, an Allem was deutsch ist, seinen Hohn und Spott auszulassen und den Haß, den man gegen eingewanderte und acclimatisirte Deutsche hegt, auf das ganze deutsche Volk zu übertragen. Vielleicht würde ein Wenig mehr Antheilnahme an dem Schicksal des Deutschthums in Rußland Seitens der deutschen Regierung einen viel heilsameren Einfluß auf die deutsch-russischen Beziehungen ausüben, als ein fortgesetzter Kotau vor den Willenskundgebungen einer russischen absolutistischen Regierung.

---

## Die Erdrosselung der Berliner Productenbörse.

Von Friedrich Ernst (Berlin).

Es war im Jahre 1890 unseligen Andenkens, als die finanzielle Welt durch eine Anzahl von Bankbrüchen alarmirt wurde, unter denen der Zusammenbruch der Firma Friedlaender & Sommerfeld die stärkste Wirkung auf die Oeffentlichkeit hervorrief. Obwohl dergleichen Vorkommnisse auch schon nach den damaligen Gesetzen mit harten Strafen bedroht wurden, so steckten dennoch damals die verschiedenen Volksvertreter die Köpfe zusammen, um darüber zu berathschlagen, wie derartige Vorgänge in Zukunft am besten zu verhüten seien. Nachdem der Gesetzgeber sieben Jahre hindurch sich in das Wesen der Börse eingekniet hatte, kam endlich im Jahre 1897 ein Gesetz zu Stande, dessen Mittelpunkt das Verbot des — Getreideterminhandels war. Vergebens fragte sich der Unbefangene, was eigentlich die Depotunterschlagungen einiger Effectenbanquiers mit dem Getreideterminhandel zu thun hätten; ohne die Veranlassung gewesen zu sein, war er es, der die ganze Schwere des Gesetzes zu verspüren hatte. Die Regierung hatte sich mit dem größten Nachdruck gegen das Verbot erklärt, die Reichstagscommission hatte es abgelehnt, am 1. Mai 1896 aber wurde ein „Gottesurtheil" über die Productenbörse gefällt: Mit 200 gegen 39 Stimmen wurde an diesem Tage das Verbot des Getreideterminhandels angenommen, weil — nun weil eben einige Effectenbanquiers sechs Jahre vorher die Depots ihrer Kundschaft veruntreut hatten!

Daß dieses Gottesurtheil in der That ganz danach angethan war, Demjenigen, der es verkündete, dem Deutschen Reichstage, einen Heidenrespect vor seiner eignen Gottähnlichkeit einzuflößen, das zeigte sich bereits am ersten Tage des Inkrafttretens des neuen Gesetzes, am 1. Januar 1907: Leergebrannt war an diesem Tage die Stätte; denn einen Tag vorher hatten die Productenhändler ihre Koffer gepackt und den Herren Gesetzgebern es selber überlassen, die Productenbörse nach ihren Ideen zu reformiren. In den öden Fensterhöhlen wohnte damals das Grauen, und der Staatscommissar der Berliner Börse war damals die einzige Persönlichkeit, die die Productenbörse „bevölkerte". Es war ein Triumph der agrarischen „Idee", ein Triumph ohne

Digitized by Google

Gleichen für den Gesetzgeber, diese leere Productenbörse, und um nun nicht vollständig dem Fluche der Lächerlichkeit zu verfallen, hetzte er dreieinhalb Jahr ununterbrochen die Polizei und die Gerichte hinter die Productenhändler her, um — um sie von Neuem zur Rückkehr in ihr ehemaliges Heim zu veranlassen. Nachdem die unsinnigsten Bestimmungen der damaligen Börsenordnung gestrichen waren, entschlossen sich die Productenhändler, um des lieben Friedens Willen, zurückzukehren. Inzwischen hatte aber auch die Effectenbörse die Freuden des neuen Börsengesetzes durch ausgiebigste Anwendung des Differenzeinwandes, der von den höchsten Gerichten fast immer gutgeheißen wurde, kennen gelernt. Es ist hier nicht der Ort, auf diese Einzelheiten einzugehen; die Dinge nahmen schließlich eine so bedenkliche Wendung an, daß die Regierung sich etwa fünf Jahre nach Inkrafttreten des Gesetzes genöthigt sah, die Initiative zu einer Reform des Gesetzes zu ergreifen, die jedoch der Reichstag bis auf den heutigen Tag immer wieder zu verschleppen wußte, obschon er die Reformbedürftigkeit des jetzigen Zustandes unbedingt zugegeben hat. Die Parole auf agrarischer Seite lautete: Gewisse Härten sollen beseitigt werden, an den Grundlagen aber des Gesetzes darf nicht gerüttelt werden. Was aber unter den „Härten" und unter den „Grundlagen" zu verstehen ist, darüber hat man sich vorsichtig ausgeschwiegen.

Wer weiß, ob die Börse jemals Aussicht gehabt hätte, ihre Wünsche auch nur discutirt zu sehen, wenn die Frage der Börsenreform nicht zufällig mit einem andren Gesetze, dem Vereinsgesetz, in Verbindung gebracht worden, und wenn überhaupt ihr nicht die politische Constellation zu Statten gekommen wäre. In den Zeitungen war der Auffassung Ausdruck gegeben, daß zur Erhaltung des Blockes die Freisinnige Partei in der Frage des Vereinsgesetzes der Regierung entgegenkommen würde, sofern von Seiten der Gegenpartei Concessionen in Betreff des Börsengesetzes gemacht würden, und dies war insbesondere auch die Ansicht der Börse selber. Um so niederschmetternder mußten daher die Beschlüsse der Reichstagscommission auf die Börse einwirken, der in diesen Beschlüssen nicht nur keine Erleichterungen zugesichert wurden, sondern die obendrein noch mit neuen Erschwerungen, vor Allem mit der Strafbarkeit des verbotenen Terminhandels bedacht werden sollte! Das also war das Ergebniß einer zehnjährigen Agitation gegen das Gesetz! Diese Beschlüsse der Reichstagscommission entsprachen vollständig dem, was von agrarischer Seite regelmäßig gefordert worden war; noch in der Sitzung des deutschen Landwirthschaftsrathes am 10. Februar 1908 hatte Graf Kanitz in Gegenwart des Staatssecretärs v. Bethmann-Hollweg mit allem Nachdruck die Einführung von Strafbestimmungen verlangt. Nun haben am 19. März ds. Js. bei der Erörterung des § 7 des Vereinsgesetzes die Vertreter sämmtlicher Blockparteien die bestimmteste Erklärung abgegeben, daß eine Verquickung mit dem Börsengesetz nicht stattgefunden habe, und insbesondre haben sich die Vertreter der freisinnigen Partei mit Entrüstung dagegen gewandt, daß sie den § 7 des Gesetzes zugestimmt hätten, weil in Betreff des Börsengesetzes Gegenleistungen erwartet würden. Ist dieses, wie man hiernach annehmen muß, keine Komödie, so werden damit die Parteien der Rechten ausdrücklich aller Verpflichtungen zu Concessionen in Betreff des Börsengesetzes entbunden, und es ist nicht recht einzusehen, was sie zur Aufgabe ihres hundert Mal kundgegebenen Standpunktes bewegen sollte! Die Freisinnigen haben der Sache wegen für das Vereinsgesetz gestimmt, und die Conservativen beanspruchen daher, ebenfalls „der Sache wegen" der Börse das Leben weiter sauer zu machen. Daß daher die Chancen für die Börse besonders günstig standen, konnte man schon damals nicht behaupten.

Nun soll zur Verwirklichung der agrarischen Tendenzen aus diesem Labyrinthe ein alter Vorschlag herausführen: die Conservativen sollten eine Börsenreform „concediren", die der Effectenbörse gewisse Erleichterungen gewährt, wenn nur die Productenbörse von Neuem bluten soll. Man sieht, es ist eine gewisse Methode in dieser Tollheit: Nachdem die Productenbörse in Folge von Ursachen, die mit der Effectenbörse zusammenhingen, das Verbot des Getreideterminhandels über sich ergehen lassen mußte, soll sie sich nunmehr auch der Strafbarkeit des Terminhandels unterwerfen, während die Effectenbörse, aus deren Reihen die ganze gesetzgeberische Bewegung hervorgegangen ist, frei ausgehen soll. Am 12. December v. Js. gab der Abgeordnete Kämpf, Präsident des Aeltestencollegiums und Mitglied der Freisinnigen Volkspartei, über diesen Gegenstand die Erklärung ab:

„Meine Herren, es ist von einem der Herren Vorredner auch von Strafbestimmungen und von der Declarationspflicht gesprochen. Ich werde abwarten, ob und welche Anträge in dieser Beziehung an das hohe Haus oder an die Commission gelangen werden. So lange das nicht der Fall ist, enthalte ich mich eines Urtheils darüber, bemerke aber schon jetzt, daß derartige Bestimmungen auf das Schwerwiegendste einwirken würden auf unsren Entschluß, diesem Gesetzentwurfe dazu zu verhelfen, Gesetz zu werden."

Also der Präsident des Aeltestencollegiums als erster Repräsentant der Börse und Mitglied der freisinnigen Partei über die geplante Knebelung der Productenbörse. Sind dies die Anschauungen der freisinnigen Partei, dann wissen wir nicht, wie sie der Börsenreform, die, Alles in Allem genommen, eher nach einer Verschärfung als nach einer Milderung des Gesetzes aussieht, zustimmen wollen, ebenso wenig will die Regierung, die bei der ersten Berathung in der Reichstagscommission erklären ließ, daß die Beschlüsse wegen der Strafbestimmungen für sie unannehmbar seien. Sind die Strafbestimmungen vielleicht „annehmbar" geworden, weil sie die Productenbörse allein erdulden soll? Würden über die Productenbörse Strafbestimmungen verhängt, so würde dies gleichbedeutend mit einer Unterdrückung des Geschäftsverkehrs überhaupt sein, weil kein Mensch weiß, wodurch der Terminhandel, der verboten ist, von dem handelsrechtlichen Geschäft, das gestattet sein soll, sich unterscheidet, und weil somit ein Geschäftsverkehr, über dem beständig das Damoklesschwert des Strafrichters schwebt, ein Ding der Unmöglichkeit ist. Es wäre aber auch eine gesetzgeberische Ungeheuerlichkeit, wenn die Productenbörse für all das Ungemach, das vor mehr als $1^1/_2$ Jahrzehnten durch Mitglieder der Effectenbörse heraufbeschworen wurde, büßen sollte. Durch unredliche Effectenbanquiers — das wird selbst von der Effectenbörse zugegeben — ist die börsengegnerische Bewegung Anfangs der neunziger Jahre hervorgerufen worden, und es wäre eine seltsame Art „ausgleichender Gerechtigkeit", wenn die Productenbörse geopfert werden sollte. Der gesetzgeberische Apparat arbeitet indessen mit Hochdruck, und wenn diese Zeilen dem Leser zu Gesicht kommen, kann das Verhängniß über die Productenbörse bereits hereingebrochen sein.

So wenig die Börse ihre Freiheit mit der Knebelung andrer Interessen erkaufen kann, so wenig kann die Effectenbörse ihre Freiheiten durch die Knebelung der Productenbörse erkaufen, zumal hierbei Schuld und Sühne gradezu auf den Kopf gestellt würden. Man weist daher immer auf einen Ausweg aus diesem Labyrinth hin: Wenn beide Börsen, Effectenbörse und Productenbörse vereint, ihren politischen Widersachern „die Zähne zeigen" und den Betrieb einstellen würden. Das Experiment dauerte nicht lange: haben doch sogar die schärfsten Gegner der Börse, die Abgeordneten Graf Kanitz und Arendt, im Reichstage erklärt, daß, wenn die Börse heute geschlossen würde, sie morgen wieder geöffnet werden müßte. Man vergegenwärtige sich nur das Eine: Die gesammte Kundschaft der Deutschen Reichsbank,

Digitized by Google

der Seehandlung sowie überhaupt der staatlichen Finanzinstitute würde sofort den Privatbanquiers zuströmen, weil die Reichsbank wie überhaupt die staatlichen Institute bei dem Mangel einer Börse und eines amtlichen Courszettels überhaupt keine Effectenordres mehr ausführen könnten! Die staatlichen Institute können nur bei dem Vorhandensein amtlicher Grundlagen mit privaten Unternehmungen concurriren. Wenn somit gewisse Elemente der Börse für radicale Maßnahmen sind, so erklärt sich das einestheils aus dem Momente des viribus unitis, andrerseits aus der Reaction gegen das brutale Vorgehen gegen die Productenbörse, während als drittes auch der politische Credit der parlamentarischen Vertretung der Börse mitspielt, deren Ansehen bedenklich leiden würde, wenn sie als Gegenleistung für ihr Entgegenkommen beim Vereinsgesetz die Erdrosselung der Berliner Productenbörse — „durchgesetzt" hätte.

---

## Häckel-Darwin.

### Gedanken eines Laien.

Von Rudolf Amplewitz (Berlin).

Wenn ich mir den unermüdlichen, kühnen und begeisterten Vorkämpfer der Darwinschen Weltanschauung so recht vergegenwärtige, wie er, ein zweiter Hutten, mittelst Wort und Schrift seine zündenden Gedanken in die Menge schleudert, so meine ich sein geheimstes Innere zu sehen, zu verstehen. Von dem Licht seines hellseherischen Geistes bestrahlt, öffnen sich ihm neue Wege, die in eine Welt der Zukunft führen. Er erkennt diese Welt zugleich als einen Ort höherer Glückseligkeit. In ihrem Widerschein sieht er mit nur zu deutlicher Schärfe die Mängel der Gegenwart, und die Klarheit und Bestimmtheit seines Schauens lassen ihn nicht Genüge finden in der Befriedigung eines unbändigen Forschertriebes, sondern lösen in seiner Seele eine neue Strömung aus: der Denker wird zum Apostel. Die Menschheit soll mit ihm vorwärts schreiten. Ganz erfüllt von seiner Mission, bietet er die Schätze seines Geistes dar mit vollen, freigebigen Händen, nur bedacht, daß man zugreife.

Ein ganzer Mann, erfüllt von den edelsten Beweggründen, muthvoll auf eignen Füßen stehend, bereit, der Natur die Ehre zu geben und dem Spiel ihrer ureignen Lebenskräfte zum Heile der Menschheit freie Bahn zu schaffen.

Sollte man nicht meinen, ein solches Streben verdiene schon um seiner selbst willen, ganz abgesehen von den etwa ihm anhaftenden Mängeln — welches Menschenwerk wäre frei von ihnen? — jede mögliche Werthschätzung und Hochachtung?

Nun, ganz gefehlt hat sie ja keineswegs; aber was von gegnerischer Seite aufgeboten wurde, ist wahrhaft beschämend im Hinblick auf unsre angeblich so aufgeklärte und fortgeschrittne Zeit. Der Beobachter der Menschenseele findet hier ein dankbares Arbeitsfeld. Sie entfaltet sich seinem forschenden Auge im wunderbarsten, reichsten Farbenspiel der verschiedenartigsten Regungen und Leidenschaften. Statt Hochachtung nehmen wir wüste Verketzerung wahr, statt guten Willens bewußte, gewollte Feindschaft, statt Antheilnahme schaudernde, sich bekreuzende Abwendung, statt Verständnisses absichtliche oder blöde Mißdeutung. Da bleibt uns — in der so herrlich weit gekommenen Gegenwart — keines der charakteristischen Zeichen erspart, an denen wir barbarische, mittelalterliche Zustände erkennen. Es fehlt nicht das Bäuerlein, emsig Scheite zum Holzstoß tragend, durchdrungen von der Verdienstlichkeit solches Thuns, nicht der indolente Philister, dem alle änderungslustige Unzufriedenheit ein Gräuel ist, nicht die Schar Jener, die instinctiv durch jeden geistigen Fortschritt ihre Position erschüttert fühlen und sich ihm haßerfüllt entgegenstemmen, ihn mit allen Machtmitteln bekämpfend, deren sie sich vorsorglich im Laufe der Zeiten versichert haben, es fehlt vor Allem nicht — die Kirche. Denn sie allein ist — nach ihrer Meinung, der sie mitunter recht energisch, wenn auch wenig menschlich-brüderlich Nachdruck zu geben wußte — befähigt und befugt, vorzuschreiben, was gelehrt und geglaubt werden soll. Der gedankenmächtige Urheber all dieses Widerstreites wird ihn vermuthlich mit gutem Humor ertragen, weil er vorauszusehen war, also weder neu noch originell ist. Und der Holzstoß ist ja gottlob nicht mehr zu fürchten, wenngleich es Personen geben mag, die ihn gern entzünden würden, wenn es nur anginge, und in Ermanglung dessen — Steine schleudern. Denn die Erregung ist groß, ist tiefgehend. Das aber ist es grade, was jeder Denkende mit Freude begrüßen wird. Indem die geistige Arbeit eines Darwin und seiner Apostel eine so gewaltige Bewegung hervorrief, hat sie sich schon allein dadurch als ein Culturfactor ersten Ranges erwiesen. „Des Menschen Thätigkeit will allzuleicht erschlaffen; er liebt sich bald die unbedingte Ruh." Und „die verschiedenen Kräfte und Anlagen im Menschen zu entwickeln, hatte Natur kein andres Mittel, als sie einander entgegen zu setzen", so ungefähr drückt Schiller sich einmal aus. In der That: wenn nichts den Menschen in seinen Anschauungen und Gewohnheiten störte, kein Räthselhaftes sein Nachdenken weckte, wie stünde es da mit seinem Fortschreiten? Befände er sich vielleicht nicht noch heute auf jener Stufe, die er im Morgengrauen der Cultur einnahm? Hilflos und unselbstständig, wie er damals der Natur gegenüber stand, mußte ihm das Walten ihrer Kräfte furchtbar erscheinen. Unfähig zur Abstraction, konnte er sich jede Lebensregung nur als von einem Wesen ausgehend denken. Er personificirte die Naturkräfte. Da er aber diese Personen nicht wahrnahm, konnte seine Phantasie desto schrankenloser walten. Die Götter entstanden, nach seinem Bilde geschaffen, mit menschlichen Leidenschaften, sich sogar an dem Streit der Irdischen betheiligend. Nichts scheint natürlicher als überirdische Eingriffe. Das Wunder erhält seinen Platz in dem luftigen Bau menschlicher Wahnvorstellungen. Es ist die Zeit der Mythenbildung, der Religionsstifter. Für den Menschen dieser Stufe ist die Offenbarung höchste Quelle der Erkenntniß, der Glaube das letzte, höchste Ziel. Daß aber Glaubenssätze nur unvollkommene Versuche sind, das Unfaßbare in Formeln zu zwängen, daran dachten ihre Urheber nicht. Wie alles verkehrte Thun, mußte auch dieses sich bitter rächen. Denn der Irrthum muß nothwendiger Weise den natürlichen Gang der Dinge verwirren, da er auf Wahrheit angelegt ist. Und so sehen wir auf Grund jener Entwicklung eine Menge widriger Verhältnisse sich thürmen. Der Nichtgebrauch der Vernunft ließ diese verkümmern, und an Stelle freier, denkender Wesen traten von Furcht erfüllte, sich blind unterwerfende Sclaven, bei denen die unterdrückte, geknebelte Natur zur Abwechslung gelegentlich in barbarisch wüthendem Fanatismus explodirte. Als Gegenstück dazu sehen wir kalte, berechnende Ausnutzung dieses Zustandes und darauf gegründete Herrschaft. Denn nur zu bald fanden sich schlaue, egoistische Naturen, die die geistige Schwachheit der Menge sich derart zu Nutze zu machen verstanden, daß diese in ihnen statt ihre Geißel, die durchaus nothwendigen Mittelspersonen zwischen dem Menschen und der Gottheit sahen. Welchen Stand mußten da nicht zwischen diesen beiden mächtigen Factoren jene Selig-Unseligen haben, denen das ganze Elend und die Schande solcher Verhältnisse zum Bewußtsein kamen, und die dann obenein noch den Versuch wagten, deren Beseitigung anzustreben?

Was hier soeben ausgeführt wurde, gilt aber leider nicht bloß von der Vergangenheit. Noch giebt es Millionen, denen die aus jenen Zeiten stammenden „heiligen" Schriften und Glaubenssatzungen unbedingt bindend erscheinen. Selbst die

Digitized by Google

Reformation hat hierin nichts Wesentliches geändert. Sie hat eben nur halbe Arbeit gemacht, und so konnte noch Lessing mit Recht seufzen: „Luther, großer Mann, Du hast uns von dem Papst in Rom erlöst; wann wird der noch größere Mann kommen, der uns von dem Papst ‚Bibelbuchstabe' erlöst?" Nun, dieser große Mann ist jetzt herangereift: es ist die Vernunft, mittelst derer wir endlich anfangen, uns von den selbst geschlungenen Fesseln zu befreien. Sie hat alle Entwicklungsstufen des Individuums durchlaufen müssen, von der Kindheit bis zur Reife, und es wird kaum etwas Erschütternderes geben, als die Geschichte dieser Entwicklung zu studiren. Diese hier auch nur andeutungsweise zu wiederholen, würde zu weit führen, ist auch wohl überflüssig. Nur zu bekannt ist das Martyrium des Gedankens; oft genug schon sind mit heißem Schmerz jene Großen, Einzigen beklagt worden, die mit Leiden ohne Zahl und schließlich mit dem Leben dafür büßen mußten, daß sie

„Thöricht genug, ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten."

Und doch: zeigt dies Martyrium nicht zur Evidenz, daß es etwas Zwingendes giebt, das höher steht, als das Leben, das sich mit unwiderstehlicher Gewalt documentiren will, das sich zu dieser Manifestation immer neue Medien erkürt, wenn die früheren durch rohe Gewalt und blinde, fanatische Wüth vernichtet worden, kurz, das nicht niederzuzwingen ist? Jene unsterblichen Gefäße, jene Medien, die immer wieder erstehen, es sind die Helden des Geistes, und was sie beseelt, was allen Schranken spottet, es ist der göttliche Hauch, der das unermeßliche All durchströmt und im Menschenhirn als Vernunft aufblitzt. Darum nicht geklagt! Aber nacheifern wollen wir jenen hehren Gestalten, dem Lichte zu seinem Siege zu verhelfen!

Derselbe naive Subjectivismus, dessen Walten in religiöser Beziehung oben gekennzeichnet wurde, verführte den Menschen zunächst auch zu einer Natur- und Lebensauffassung von gleichem Werthe. Seine Erde ist ihm Mittelpunkt des Alls, wie er selbst Mittelpunkt der Schöpfung. Alles Existirende war seinetwegen, zu seinem Nutzen, seiner Freude da. Was ihm seine, so leicht zu täuschenden Sinne über Form und Bewegung der Himmelskörper vorgaukelten, galt ihm als Wahrheit. Dieser gedankenlose Subjectivismus und das eigne Selbst überschätzende Egoismus wurde in seinen Grundfesten erschüttert, als Kopernikus die früheren Ansichten vom All über den Haufen warf, als Kant, Laplace ihre genialen Theorien aufstellten; er erlitt den Todesstoß, als Darwin den dort für das Universum aufgestellten Einheitsgedanken auch auf die Entwicklung des organischen Erdenlebens anwandte und so eine Weltanschauung begründete, die sich der von jenen Männern vertretenen würdig anschloß, ja sie als Schlußstein erst eigentlich krönte. Zieht man nun noch die überraschenden Ergebnisse der neusten Ausgrabungen und naturwissenschaftlichen Entdeckungen in Betracht, so ist nicht zu bezweifeln, daß wir an einem entscheidenden Wendepunkt angelangt sind. Die Aera des bewußten Geisteslebens hat begonnen. Durch Erfahrung gestählt, durch moderne Hilfsmittel und Einsichten ermuthigt, kann der Mensch sich nun endlich anschicken, die letzte, höchste Staffel zu erklimmen: sich furchtlos der letzten Fesseln zu entledigen und sich ganz und ausschließlich auf seine eigne, geistige Kraft zu verlassen, d. h. Alles abzuweisen, was vor diesem Forum nicht bestehen kann.

Dahin gehören aber vor Allem zwei Dinge: Offenbarung und Bibelglaube. Daß es niemals eine andere Offenbarung, als die sich noch jetzt mittels der geistigen Erkenntniß vollziehende gegeben haben kann, würde jedem Denkenden nach dem heutigen Stande der Wissenschaft auch dann klar sein, wenn die kritische Schriftenforschung nicht schon längst nachgewiesen hätte, wie die Beweiskraft aller „heiligen" Urkunden in dieser Beziehung versagt. Für ihn giebt es nur Erkennen oder Nichterkennen. Im ersteren Falle ist Glauben überflüssig, im letzteren sinnlos, denn wo würde es anfangen und bis zu welchen Ungeheuerlichkeiten wäre es zu steigern? Es giebt nun ohne Zweifel viele Gebildete, die im Geheimen sich längst auf diesem Standpunkt befinden. Der Gründe ihres Schweigens giebt es verschiedene, wie in den „Welträthseln", auf die hier in jeder Beziehung immer wieder verwiesen werden muß, des Näheren ausgeführt ist. Hier sei nur ein Punkt besonders hervorgehoben. Wenn ein Theil jener Schweiger unter der Devise: „Dem Volke muß die Religion erhalten bleiben" diesem das Licht der Gegenwart absichtlich vorenthalten will, so ist dem entgegen zu halten, daß weite Kreise des „Volkes" dieses Augurenthum längst durchschauen, seine Absichten also dadurch vereitelt werden. Aber das Scheinchristenthum, das hier gepflegt werden soll, birgt eine unerhörte Gefahr in sich, eine weit schlimmere, als die angeblich Seitens der neuen Weltanschauung drohende. Die idealen Factoren im Menschen müssen durchaus gepflegt werden; sie nur sind die Triebkräfte, die zu preiswürdigem Thun begeistern. Wer wird sich aber für eine trotz aller Bemühungen und Zwangsmaßregeln verlorene Sache begeistern? Heuchelei und Indolenz werden groß gezogen, und die von dem Zügel der bändigenden, alles Irdische verklärenden und erhebenden Idee befreiten Kräfte werden bald ihre eigenen Wege gehen. Hier liegt der Ursprung vieler Irrungen, Vergehen, ja Verbrechen.

Man gebe also dem Leben wieder idealen Schwung, indem man ihm gestattet, sich seine Ziele in durchaus freiem, geistigem Streben selbst zu suchen und das als wahr Erkannte in That umzusetzen. Man lasse endlich den unseligen Wahn fahren, als entschwände mit dem Offenbarungsglauben dem Menschen aller Halt. Daß das nicht der Fall ist, wird gelegentlich unsrer Schlußbetrachtungen leicht zu erweisen sein. Die zähen Feinde des Fortschritts werden diesen auf die Dauer doch nicht aufhalten können. Denn ihre Herrschaft steht und fällt mit der geistigen Unmündigkeit der Menge. Diese zu beseitigen giebt es zwei Mittel. Zunächst ist der feste Zusammenschluß aller Denkfähigen zu einem großen Heerbann der Intelligenz nothwendig. Was vereinte Kraft vermag, haben die letzten Wahlen im Deutschen Reich gezeigt! Hat sich da das Volk in politischer Beziehung von seinem Alp, der Jahre lang auf ihm lastete, befreit, warum sollte ihm dies nicht auch in der Welt des Geistes gelingen? Der Anfang ist bereits gemacht. Heil der jungen Bewegung und ihrem Apostel! Darin liegt ja die Bedeutung und der Reiz der Persönlichkeit Häckels, daß es ihm nicht genügt, ein hervorragender Vertreter seines Fachs zu sein, sondern daß er weit über den Rahmen desselben hinaus in die brennendsten Fragen des Tages hineingreift, die höchsten Probleme der Menschheit in einer Weise erörtert, die dem Standpunkt der Gegenwart entspricht, so tausenden lechzenden Seelen das bietend, wonach sie dürsten: die ersten Spuren jener Pfade, die zu dem Gipfel einer zukünftigen Culturentwicklung führen, beleuchtet von dem bereits hereinbrechenden Morgenlicht dieser neuen Zeit. Auch auf das andere Mittel ist von Häckel bestimmt und klar hingewiesen worden. Er verlangt eine Reform des Schulunterrichts und führt lichtvoll und erschöpfend in den „Welträthseln" aus, wie dieselbe beschaffen sein müsse. Hier sei nur an dreierlei erinnert. Um denken zu können, muß die geistige Urtheilskraft geübt werden. Eine Erziehung aber, die in der Hauptsache darauf ausgeht, den Zögling nach einer unabhängig von ihm bereits fertig vorliegenden Schablone zu drillen, lähmt seine geistige Selbstständigkeit und impft ihm in ihren veralteten, schiefen Begriffen ein dem naturgesunden Organismus Fremdes, Widerstrebendes ein. Hat dieser noch einige Kraft, dann entsteht in ihm ein Zwiespalt. Wer aber weiß, wie fest grade Jugendeindrücke wurzeln, wird leicht begreifen, daß zweitens in diesem Zwiespalt das bessere Selbst sehr oft unterliegt.

Digitized by Google

Und wo es sich durchringt, da wird drittens in diesem oft schmerzlichen inneren Kampfe so viel edle Zeit und Kraft vergeudet, die viel besser und nothwendiger zu gebrauchen wären, daß der Menschenfreund nur dringend wünschen kann; der herauszuschaffende unnütze Ballast wäre nicht erst in die junge Seele mit Jahre langem Bemühen hineingepropft und die mit unsicher tastender Hand aufgesuchten neuen Wege wären ihm von vornherein gewiesen worden.

Diese neuen Wege erschließen sich uns, wenn wir statt aus dem trüben Quell der übernatürlichen Offenbarung, aus jenem krystallklaren, einzig-wahren schöpfen, der, aus räthselhaftem Grunde entspringend, uns als Natur-Ganzes umrauscht. „Zurück zur Natur", diese in den „Welträthseln" gegebene Losung mag uns leiten. Dann wird in uns eine neue Weltanschauung auf dieselbe Weise keimen, wachsen und sich zur Vollendung entwickeln, wie wir dies in dem Werdegang eines jeden Organismus wahrnehmen können: aus einem Punkte entspringend, alle Bedingungen der Entwicklung schon in sich tragend und von einem einheitlichen Geiste durchdrungen. Alle dualistischen Hirngespinnste, wie Seele und Leib, Welt und Gott, werden schwinden. Alles Existirende bildet ein geschlossenes Ganzes, aus dem heraus sich nichts verlieren, das keine Verminderung irgend welcher Art erfahren kann. Was uns als Anfang und Ende erscheint, ist nur eine Begrenzung des für uns wahrnehmbaren Abschnitts einer langen, langen Lebenswandlung. Indem wir die unbedingte gesetzmäßige Verkettung aller Vorgänge erkennen, wird uns zwar der Traum einer absoluten Freiheit schwinden; dafür können wir aber auch, auf dieser Gesetzmäßigkeit fußend, mit Sicherheit unsern Pfad selbst bestimmen und wandeln. Ja, wir werden die Uebereinstimmung unsres Willens mit dem Weltwillen als höchste Pflicht erkennen und, derselben nachkommend, auch der höchsten Freude teilhaftig werden: der Weltgeist wird uns nicht widersprechen, und in demselben Maße, wie wir uns in diesem wundervollen Einklang befinden, wird unser Organismus gesunden und damit ein langersehntes Ideal erreicht sein. In dieser, aus innerster Befriedigung und Gesundung entspringenden Freude, welche stets die Erfüllung unsrer wahren Pflicht begleitet, mit Kant eine Beeinträchtigung des moralischen Werthes unsrer Handlungen zu sehen, scheint absurd und mit Recht von Schiller verspottet. Aus dem Gesagten läßt sich leicht ersehen, daß jede Willkür und Abirrung von diesem Pfade, zu der wir allerdings die „Freiheit" haben — denn kein Gott fällt uns in den Arm, wenn wir die leise Stimme der Natur in uns durch Hast und Leidenschaft übertönen — sich rächen muß, nicht im Jenseits, sondern sofort. „Denn alle Schuld rächt sich auf Erden." Der neue Mensch wird also die Furcht vor Höllenstrafen nicht kennen, wohl aber die von den unausbleiblichen Folgen des Irrthums, und ein größeres Verantwortlichkeitsgefühl und eine energischere Ausnutzung dieses Lebens werden sich einstellen. Wir werden lernen, auf die Stimmen der Natur weit mehr zu achten, als bisher. Zeigt die Vergangenheit, daß der Mensch, lange Zeit hindurch statt jener Stimme seinen Hirngespinnsten oder elementaren Leidenschaften folgend und sie so mißachtend oder überhörend, endlich durch Häufung ungeheurer Leiden, durch Katastrophen mancherlei Art genöthigt wurde, in sich zu gehen, so wird er in Zukunft der Natur ihre Aufgabe und sich das Leben durch Entgegenkommen erleichtern. Er wird nicht erst den Zwang der höchsten Noth abwarten, sondern schon die leise Mahnung, gleichsam den kleinen Schmerz benutzen, um weiser zu werden. In einer solchen Gemeinschaft wird endlich der Mensch an seines Gleichen eine ganz andere Stütze, einen ganz andern Rückhalt haben, als bisher, wo die Rücksichtnahme auf allgemein bedingende Gesetze gering, das Befangensein in engherzigen, verbohrten Vorurtheilen und falscher Egoismus aber desto größer waren. So giebt es auch einen richtigen Egoismus? Gewiß: den „vernünftigen" Goethes, der uns nach seinem Wort allein „retten" kann; denn er wird das Individuum gedeihen lassen, ohne das Ganze zu schädigen.

Ist aber die Menschheit zu einer derartigen Gemeinschaft herangereift, dann wird sie erst fähig sein, an die letzten, höchsten Aufgaben zu gehen. Denn auch auf dieser Stufe wird das magische Element nicht fehlen. Ein Räthsel bleibt auch da noch, wo bis an die äußerste Grenze des Denkmöglichen gegangen ist. Soll man darüber grübeln? Man kann auch hier nur Häckel zustimmen, wenn er das ablehnt. Wir müssen uns gewöhnen, ungeachtet des Verzichtes rastlos vorwärts zu streben. Die Losung muß die sein: nicht Optimismus oder Pessimismus, sondern Realismus. Uns kann nur unausgesetztes Forschen frommen, niemals unterbrochen oder gehemmt durch Versuche, Formeln für die Ewigkeit aufzustellen; sodann Sichtung der Forschungsergebnisse unter allgemeine große Gesichtspunkte: Real-Philosophie; endlich Steigerung aller Mittheilungs- und Ausdrucksmittel zu höchster Virtuosität im edelsten Sinne: Kunst. Wie die Forschung dem Verstande Genüge leistet, so wird die Kunst, die sich fern hält von allen Spielereien und Kindereien, auch den ernsten Denker interessiren. Er wird in ihr bald eine mächtige Verbündete erkennen, die mittels der höchsten Stimmung jene letzten Wirkungen erreicht, unter deren Einfluß sich Gemüth und Verstand zu einer höheren Einheit steigern. Das wäre dann der Cultus der Zukunft: der Priester wird zum Künstler und Weisen, zum wahren Menschen geworden sein.

---

## Isolde Kurz.

Eine Studie von Victor Klemperer (Berlin).

(Schluß.)

Isolde Kurz stand im sechsunddreißigsten Lebensjahr, als 1889 ihr erster Gedichtband erschien. Eine durchaus gereifte klare Persönlichkeit spricht aus diesen Versen; alle Töne, die das Lebenswerk der Dichterin bisher aufweist, sind bereits angeschlagen. Die Form ist immer untadlig, bisweilen classisch streng aber nie gekünstelt. Die Stimmung der Dichterin ist niemals naivfreudig, wohl auch niemals völlig verzweifelt. Ihr Frohsinn ist gedämpft, ihre Trauer — eine Anzahl Gedichte gilt einem auserwählten früh entrissenen Freund — ihre Trauer entbehrt nie einer gehaltenen Würde, eines philosophischen Stolzes. Unter solchen Eigenschaften mag die unmittelbare Wirkung der Gedichte leiden; wer sich aber diesen gleichsam verschlossenen Gedichten hingebender widmet, der erstaunt über ihren Reichthum und ihren Adel. Einige Blätter deuten an, wie die Dichterin zur Ausbildung ihrer Eigenart gelangte. So erzählt sie eine merkwürdige Geschichte „Aus der Kindheit". Ein ernster Dichter wandelt sinnend im Garten seines dörflichen Hauses umher, da schreckt ihn eine lärmende Kinderschaar auf, die nach griechischer Art bewaffnet anstürmt.

Voran ein Mädchen mit gelöstem Haar,
Die wildste von der ganzen Schaar.
Wer bist Du, kleine Amazone?
Du seltsam Kind! Der kühne Helmbusch nickt
Und von des Schilds gewölbtem Runde blickt
Das Schlangenantlitz der Gorgone.

Und nun spielen die Kinder „Trojas Gründung" und „Trojanischen Krieg" mit vieler Sachkenntniß und lebhaftem Geschrei, so daß Vater Kurz, der längst Menschenscheue, entsetzt flüchtet. Den Kindern aber und besonders Isolden, die die Rolle der Göttin Pallas Athene übernommen hat, wird Hellas wahrhaft lebendig, tausend Mal lebendiger, als

Digitized by Google

es ihnen aus Büchern werden könnte. Und das junge Mädchen, das eben noch so tapfer mitgekämpft hat, errichtet in einer einsamen Gartenecke einen Altar und opfert in frömmstem Glauben und nicht nur im Spiel den heidnisch schönen Göttern. Und ein andermal betheiligt es sich wieder am gemeinsamen Kampfspiel; diesmal aber sind die Kurzschen Geschwister vereinte Hellenen und kämpfen gegen die Uebermacht der feindlichen Barbaren, gegen die Dorfjugend. Man könnte dieses Gedicht leicht für eine poetisch ausgeschmückte anmuthige Begebenheit nehmen. Doch ist Isolde Kurz in der Lebensgeschichte ihres Vaters, die sie erst jüngst veröffentlichte, darauf zurückgekommen und hat den tiefen Ernst der Sache enthüllt. Hermann Kurz war damals schon ein leidender verbitterter Mann, den der stete Mißerfolg seiner genialen Dichtungen, die stete Lebensmisère gebrochen hatten; er stand seinen Kindern recht fern. Deren Erziehung wurde ganz von der Mutter geleitet, einer hochbegabten und feingebildeten aber auch überaus phantastischen und etwas excentrischen Frau, die ihren Kindern alles Andere eher als Lebensklugheit und real bürgerlichen Sinn beibringen konnte. Isolde Kurz lernte früh die classischen und die modernen Sprachen, aber jede weibliche Handarbeit war ihr aufs strengste verboten. Sie wurde früh in den Geist der Antike eingeführt, aber ebenso früh prägte man ihr auch ein, daß sie ganz anders sei als die Menschen ihrer Umgebung in Stuttgart oder Obereßlingen. Ja schon ihr seltener Vorname, den sie der Mutter verdankte, stand wie eine Schranke zwischen ihr und den andern jungen Würtembergerinnen. In einer grotesken Novelle „Sein Todfeind" hat sie später einmal angedeutet, wie sie unter ihrem Namen litt. Der „Todfeind" des armen Pelops Müller in jener Geschichte ist eben der Vorname. Um seinetwillen wird er unglücklich und schlecht. Unmittelbar neben die Verse auf ihren Griechentraum hat Isolde Kurz eine Klage über ihre Einsamkeit gestellt. Hier giebt sie freilich alle Schuld daran ihrem Genius und ihrer philisterfeindlichen Schönheitsliebe.

O Einsamkeit, der wunden Brust ein Heil,
Wie grausam fällst Du auf der Jugend Theil,
Die starrt zum krankhaft blauen Himmel still
Und lechzt, ob noch kein Regen kommen will ....
Bei solcher Einkehr in enger Zelle
Verrauscht ist meiner Jugend erste Welle.

Ihre Sehnsucht treibt sie dann zum „schönsten Himmelsstrich ...",

Wo noch die Schönheit ihre Tempel hat,
Die ewig stehen wie die ewige Stadt.

Hier lebt sie eine Weile in vollem Glück, aber die Einsamkeit quält sie noch immer. Sie muß sich zur Gesellschaft die Geister vergangener Zeiten, die Kaufherren, Krieger, Staatsmänner heraufbeschwören. Wie meisterlich sie diese Kunst versteht, beweist das Gedicht „Nekropolis", in dem sie die alte Herrlichkeit Venedigs auferstehen läßt. Es klingt aber immer tiefe Melancholie in diese Beschwörung herein.

O Perle, wie keine das Meer gebar,
Du schaumentstiegene Schöne,
Wo sind Deine Töchter mit goldenem Haar?
Wo sind Deine fürstlichen Söhne?
Wo ist Deines Goldes verschwendrische Pracht,
Mit dem Du der Erde geboten?
Wo ist Deiner Künste gesellige Macht?
Wo ist Dein Reich? Bei den Todten.

Die Dichterin findet so beste Gesellschaft bei den großen Todten der Renaissance und der Antike. Das jugendliche lebensvolle Mädchen sehnt sich nach stärkerer unmittelbarer Ausfüllung. Ein kurzes Liebesglück scheint ihm beschieden gewesen; die Gedichte wissen auch von wirklicher Herzensliebe zu einem hochstrebenden, hochbefähigten Manne zu sagen. Doch wie ich schon berichtete: es sind Todtenklagen um den zu früh Geschiedenen. Hier nun zeigt sich das Verhältniß der Dichterin zur Natur.

Nun bist Du Eins mit der Natur, es ruht
Der Streit und schnell geheilt sind Deine Wunden,
Die Mutter hat den Sohn aufs neu gefunden
Und hält den Wildling fest in ihrer Hut ....
. . . . . .
Verzweiflungsmüd, ans Schicksal hingegeben,
Sink' ich der Großen, Starken an die Brust
Und warte, daß sie Dir ans Herz mich lege.

Und ihre Gedanken kehren sich wieder und wieder der Natur zu. Bald richtet sie ihr Gebet an die Gewaltige:

Du bist so groß, ich bin so klein,
Lehr mich Dein frommes Kind zu sein.

Bald betrachtet sie die Herrliche und weiß das Erschaute in starker Plastik wiederzugeben. Bisweilen mischen sich Erinnerungen aus der Antike in solche Betrachtung; so schildert sie im „Mittag am Meer" den großen Pan. Ich möchte dies Gedicht eine Naturballade nennen. Deren hat sie etliche verfaßt. Besonders ihr zweites, 1905 erschienenes Gedichtbuch („Neue Gedichte") enthält einige schöne Stücke dieser Art. Auch zur völligen Ausschaltung des eignen Ich, zur eigentlichen Ballade findet die Dichterin Kraft. Doch leistet sie auf diesem Gebiet erst in den „Neuen Gedichten" ihr Bestes. Es ist bewunderungswürdig, mit welcher Kraft sie etwa in den Balladen „Der schwarze Reiter" und „Die Hexe" älteste Stoffe und Formen neu und eigenartig belebt. Rein ästhetisch betrachtet, bedeuten die „Neuen Gedichte" doch wohl einen Schritt über den ersten Versband hinaus; sie bringen gedanklich kaum etwas Neues, aber sie formulieren das Alte sehr scharf, gestalten es höchst plastisch. Hier wird die Dreifaltigkeit der Dichterin: Hellas, Italien, Natur fast zum leidenschaftlichen Kampfruf in der Fehde wider Andersdenkende, von hier aus führt der Weg unmittelbar zu ihren messerscharfen, tiefdringenden Aphorismen.

Diese Aphorismen — ich könnte meinen einleitenden Ausführungen allein auf sie stützen — entfalten die Zusammendrängung der ganzen Kurzschen Gedankenwelt, aber eben auch nur die Zusammenfassung des bereits in Gedichten und Erzählung Gegebenen, nichts Neues. So überrascht auch der humoristisch-satirische Zug nicht, der ihre schönste Würze bildet. Schon der feierlich elegisch gestimmten Dichterin des ersten Versbuches ist Humor und Satire durchaus nicht fremd. Eine der entzückendsten und hier überraschendsten Gaben ist das kleine Epos „Weltgericht", zu dessen Pathen oder doch entfernten Verwandten Heinrich Heine zu gehören scheint. Ich meine das nicht so sehr wegen des witzigen Tones, in dem hier das Religiöse behandelt wird, als weil Isolde Kurz sehr ernstliche Selbstironie treibt. Sie, die Harmoniegläubige, läßt sich die Gottheit — den Geist, den Vater und den schwärmerisch unpraktischen Sohn — mit dem „ungereimten Weltgedicht" abfinden. Gott Vater war im besten Schaffen, als die ästhetische Kritik des nörgelnden Satans ihn um die Stimmung brachte. Der Recensent wurde zur Strafe aus dem Himmel geworfen, aber die nicht ganz vollendete Welt blieb nun einmal unvollendet, und auch der Reformversuch des Heilands half ihr nichts. Gegen eine Vernichtung des Bestehenden aber, gegen ein Weltgericht lehnt sich der conservative heilige Geist auf:

Dies Uhrwerk, das nie richtig geht,
Nicht konnt ichs ganz verstehen.
Doch weil, was nun so lang sich dreht,
Beweist, daß es zu Recht besteht,
So mag sichs weiter drehen ...

Und so bleibt dann Alles beim disharmonischen Alten. Der übermüthigen Tonart dieses Gedichtes stehen die „Phan-

Digitized by Google

tasien und Märchen" (1890) sehr nahe. Zwar sind sie in Prosa geschrieben, aber doch eigentlich lyrisch schelmischn Inhalts. Isolde Kurz phantasirt mit sprühendem Witz und tiefer Bildung über kosmische und religiöse und philosophische Fragen; sie läßt einen Schläfer Raum und Zeiten durcheilen, bis er die dünne Luft im Gebiet der „reinen Abstraction" nicht mehr zu athmen vermag und zu Boden stürzt; sie weiß von einer Seelenwanderung, sie weiß von den Seelen der großen Gestirne zu berichten; sie plaudert mit anmuthiger Respectlosigkeit von den Schicksalen eines Heiligenscheines. Aber durch all die krausen Phantasien hindurch blinkt mehr als einmal jener Seelenpunkt.

Fast gleichzeitig mit ihren ersten Gedichten erschien ein erster Novellenband. Er handelt ganz von den Geistern, die sie in Florenz, ihrer zweiten Heimath, heraufbeschworen. In diesen „Florentiner Novellen" hat Isolde Kurz die Renaissance mit einer plastischen Kunst gemalt, die sich bisweilen ebenbürtig neben Conrad Ferdinand Meyers herrlichste Schöpfungen stellt. Zwar in der ersten Erzählung, der „Vermählung der Todten" überwuchert wohl noch ein wenig die rein kunsthistorische Plauderei, während die Charakteristik an zweiter Stelle steht. Dafür ist in „Anno Pestis" das Verlangen dieser starken Menschen, vor dem gewissen Tode noch einmal die Fülle des Lebens auszukosten, mit erstaunlicher Gewalt geschildert und mit fast befremdlicher Realistik. (Befremdlich, weil die formstrenge Dichterin hier nicht einmal vor dem Widerwärtigsten zurückweicht.) „ . . . O, die letzte, letzte Freude zu versäumen! Diese Zauberformel treibt die Nonne vom Altar weg in deine Arme und die Wittwe von der Leiche ihres Gatten. Morgen nicht mehr sein! Die schönen Arme, die Dich heute umfangen, ein Raub scheußlicher Verwesung! Es ist ein Tropfen im Kelch des Genusses, der die Sinne umnebelt, der Dich taumeln macht, ohne den künftig jeder Trank schal und nüchtern sein wird . . ." Und dieser Taumel rafft Alles hinweg, was sonst als Sittengesetz Geltung hat. Eine schöne Betrogene, die schon das Verderben in ihren Adern fühlt, giebt sich dem Treulosen noch einmal hin, daß er mit ihrer Liebe zugleich ihre Rache trinke. Und dann wartet die Sterbende an seinem Bett, bis er vor ihr hinüber ist, und dann vereint Beide der gleiche Pestkarren . . . Neben der Entsetzlichkeit dieses Bildes nehmen sich die humorvollen „Humanisten" doppelt anmuthig aus. Der Patrizier Herr Bernardo giebt die Tochter dem „Barbaren" ihres Herzens, einem deutschen Ritter, weil der im Besitz einer ciceronianischen Handschrift zu sein scheint. „Ich will Dir nicht verhehlen, daß mich die Werbung erschüttert hat, sprach er, langsam die Worte wägend, denn ich hatte Anderes mit Dir im Sinne. Aber es giebt höhere Pflichten als die des Blutes. Wenn nicht alle Zeichen trügen, so ist dieser junge Barbar der jetzige Besitzer der Handschrift, nach der wir seit dreißig Jahren suchen . . . Denke an die Wissenschaft und die ganze Gesittung unserer Tage. Ein Cicero! Sein liber jocularis! Denke, was es heißen will, diesen Genius, den wir in der Ruhe, im Zorn, in der Begeisterung bewundert haben, jetzt auch im feinen aktischen Scherz, in der Weinlaune kennen zu lernen! Nicht mehr als feurigen Redner oder als Philosophen, nein als geselligen Tischnachbarn, mit Cajus und Titius über Alltagsgegenstände plaudernd, doch voll köstlichen Salzes, voll feiner Worte und Wörtchen! Herr Bernardo schloß die Augen und machte ein Gesicht, als ob er Caviar auf der Zunge zergehen lasse . . ." Gewiß, die Gestalt des alten Herrn, der sich so trefflich auf den Bau ciceronianischer Perioden versteht, der die Tochter frohen Herzens für ein altes Buch wegzugeben gewillt ist, diese originelle Gestalt mag leise caricirt sein; aber sie symbolisirt doch aufs glücklichste eine Zeit, der das Erwerben und Verbreiten classischer Bildung ein höchstes Menschheitsideal war. Das weitaus bedeutendste Stück dieses Buches jedoch — meinem Dafürhalten nach überhaupt das novellistische Meisterstück der Dichterin — ist „Der heilige Sebastian". Hier ist der eigentliche Conflict jener Epoche gegeben, den gerade Isolde Kurz so meisterlich darstellen konnte, weil er das Centrum ihres eignen Wesens berührt. Hie Schönheitsrausch, hie Sittlichkeit; Lorenzo dei Medici wider Savonarola. Der begnadete Maler, der im Mittelpunkt der Erzählung steht, hält aus vollster Ueberzeugung zum Medicaeer. Denn „diese Züge sprachen eine Höhe des Denkens aus, wo der Begriff von Recht und Unrecht aufhörte, hier gab es keine Begeisterung mehr als die Kunst und außer der Schönheit keinen Gott". Gaetano ist dazu ausersehen, die Anhänger des Savonarola ins Lager der Freude, des antiken Sinnenrausches herüberzuziehen. Es soll „diese lichtscheuen Mächte auf ihrem eignen Boden aufsuchen und ihr Schwert in einen Rosenzweig verwandeln", mit andern Worten, er soll ein Kirchenbild malen, das voll ist von antiker Sinnlichkeit und Schönheit. Er unterzieht sich dieser Aufgabe mit gar zu gutem Erfolge: sein Gemälde des heiligen Sebastian wird zum Kuppler zwischen Gaetanos geliebtesten Menschen, und eine blutige Katastrophe folgt dem Fehltritt. Gaetano erkennt seine tragische Schuld. Die Religion, in der Aesthetik und Ethik in eins verschmelzen, ist nur den auserwählten Menschen verständlich und zuträglich. „Und dieses Mysterium für wenige Eingeweihte, war es wahr, daß ich es unter die Menge getragen hatte, die mit ihren groben Sinnen nur Gift und Verderben daraus saugen konnte?" Der Verzweifelnde entsagt seinem Beruf, vernichtet das unheilvoll schöne Bild und geht selbst zu Savonarola über . . . .

Unter dem Titel „Die Stadt des Lebens. Schilderungen aus der Florentinischen Renaissance" hat Isolde Kurz noch ein zweites Buch über diese Epoche erscheinen lassen. Hier begiebt sie sich aller poetischen Ausschmückung. Sie zeichnet rein historisch die Porträts dieser Männer und Frauen, die im Guten wie im Bösen so gewaltig hervorragten. Daß sie Persönlichkeiten waren, daß sie „das Gefühl einer ungeheuren Verpflichtung gegen die Cultur besaßen", macht sie der Dichterin so werthvoll. Ich behalte den Ausdruck „Dichterin" bei, trotzdem Isolde Kurz hier rein historisch verfährt. In der Art, wie sie den Stoff durchaus belebt, ist doch eben das Dichterische, Künstlerische zu verspüren. Wir erhalten nur so viele Thatsachen aufgetischt, wie zur Charakteristik der Menschen und der Epoche nothwendig sind. Wir werden nicht belehrt, sondern wahrhaftig mitten in die Zeit hinein und den seltsamen Persönlichkeiten gerade gegenübergestellt. Die gleiche Kunst historischer Schilderung hat Isolde Kurz jüngst auch in dem Gedenkbuch für ihren großen Vater bewährt. („Hermann Kurz, ein Beitrag zu seiner Lebensgeschichte"). Da hat sie edle und echte Bilder aus der deutschen Vergangenheit entrollt.

Als Novellistin wandte sich die Dichterin nach den Renaissancegeschichten fast ausschließlich modern italienischen Stoffen zu. Ich vermag diese Arbeiten („Italienische Erzählungen", „Unsere Carlotta", Frutti di mare) nicht so hoch einzuschätzen wie die „Florentinischen Novellen". Gewiß verkenne ich nicht die hohe Kunst der Darstellung, der Schilderung wie der Charakteristik. Das wahrheitsgemäße nichts beschönigende Eingehen auf jedes Detail, der Humor, der oft zu Worte kommt, sind ebenfalls erfreuliche Züge dieser kleinen Werke. Aber ein Widerspruch zwischen dem, was sie sind, und dem, was sie nach Absicht der Dichterin sein sollen, stört mich immer wieder. „Die Italiener sind vor allem Menschen, und nichts Menschliches bleibt ihnen verschlossen," heißt es in „Unsere Carlotta". Ich vermag aber in den Italienern dieser Geschichten durchaus keine andere Menschlichkeit zu erblicken als in unseren Landsleuten. Ich finde manchen häßlich kleinlichen und gar nicht „natürlichen" Zug an ihnen. So kann ich das Gefühl nicht los werden, daß Isolde Kurz hier eine gewisse Götzenverehrung treibt. Doch haben Geschichten wie „Pensa" und „Die Glücksnummern"

Digitized by Google

einen sittengeschichtlichen Werth und sind als Gegengift wider die süßliche Italienmalerei Paul Heyses doppelt willkommen.

Vielleicht aber ist es auch eine rein persönliche Ungerechtigkeit, wenn ich die feinen italienischen Genrebilder nicht durchaus anerkenne. In ihren Gedichten, ihren historischen Studien, ihren „Florentiner Novellen", auch in einigen Erzählungen modernen Inhalts (wie der dämonischen „Gedankenschuld", der elegischen „Genesung" dem gleichgesinnten „Den Strom hinunter") wirkt Isolde Kurz vor allem durch ihre entschlossene Abkehr von allem Kleinen und Niedrigen, durch die rückhaltlose Hingabe an ihr Ideal der Schönheit, Größe und Harmonie. Wenn ich die Dichterin nun bei der Schilderung einer Alltäglichkeit treffe — auch Carlottas Dolchstoß aus gekränkter Ehre scheint mir weder eine schöne noch eine irgendwie bedeutende That zu sein — so möchte ich ihr immer zurufen: laß das die vielen Andern beschreiben, die es ebenso gut können wie Du. Du aber bleib die Priesterin Deiner Religion und Deiner Wahrheit!

## Chinesische Lyrik.

Drei Gedichte in Nachdichtung von Hans Bethge (Steglitz).

### Die verlorenen Perlen.

Des Mandarinen schöne Gattin ritt
Durch die Allee, vorüber an dem Teiche,
Wo Mondlicht auf dem Laub der Weiden lag.

Einige Jadeperlen lösten sich
Von ihrem Hals. Ein Fremder, der vorbeiging,
Nahm sie und lief entzückt damit nach Haus.

Ich merkt es kaum, daß ihr der Halsschmuck riß,
Ich sah nur immer in ihr bleiches Antlitz,
Das wie das Mondlicht auf den Weiden war.

Ich sah nur immer in ihr bleiches Antlitz,
Und qualvoll war das Pochen meines Herzens,
Und weinend, weinend, weinend ging ich heim.

Tschan-Tiu-Lin.

### Die unwillige Freundin.

Lang saß ich über einem schönen Buch bei Nacht,
So daß ich ganz die Zeit des Schlafengehns vergaß,
Während das Kohlenbecken still zu Ende glühte
Und die Parfüms von meinem Lager schon enteilten.
Nach meiner Freundin Wunsche aber war das nicht!
Mit Mühe nur verbarg die Schöne ihren Zorn, —
Dann endlich zog sie tapfer mir die Lampe fort
Und fragte: Liebster, weißt Du nicht, daß längst die Zeit
Zum Schlafengehn herbeigekommen ist . . .?

Yan-Tsen-Tsai.

### Die Trennung.

Der Tag bricht an. So muß ich denn hinweg,
Geliebte Freundin, die mein Alles ist.
Laß mich noch einmal Deine kleine Lampe
Aus Jade heben, daß ich Deine Augen
Und Deines Haares Schönheit ganz erkenne,
Noch einmal, Süße, reiche mir den Mund, —
Dann will ich gehn. Ich höre schon den Gong
Des Wächters, der zur ersten Arbeit ruft,
Und durch den Vorhang dringt das Licht der Frühe.

Leb wohl, Geliebte! Gerne will ich an
Die Arbeit wandern. Alle Arbeit führt
Dem Abend zu; der Abend aber leitet
In Deine Arme, die den ganzen Tag
Mir winken sollen als der schönste Lohn,
Der jemals einem Liebenden geworden.

Leb wohl! Leb wohl! Nun schwing ich mich hinaus.
Sieh, wie der Thau auf allen Beeten funkelt!
Die Amsel singt ihr erstes Lied im Baum.

Leb wohl! Bis an den Abend lebewohl!

Ma-Huang-Tschung.

Aus dem kürzlich im Inselverlag zu Leipzig erschienenen Werke: Die chinesische Flöte, Nachdichtungen chinesischer Lyriker von Hans Bethge. Preis à la Japan geb. Mk. 5.

## Das Leumundsattest.

Von Jens Pedersen (Kopenhagen).

Die Audienz des Justizministers sollte beginnen.

Seine Excellenz war gekommen und saß schon in seinem Bureau; breit und mächtig saß er da; seine große, fette, behaarte Hand ruhte auf dem Schreibtisch.

Und er seufzte tief auf und stöhnte. Vor seiner Berufung durch die Gnade Seiner Majestät war er Advocat und Geschäftsmann gewesen; und fehlgeschlagene Speculationen hatten ihn in ökonomische Misèren hineingedrängt, die ihn mit völligem Ruin bedrohten, gerade als er die Fürsorge für die Wagschale der Gerechtigkeit übernahm. Drum beschäftigten sich die Gedanken des Justizministers mindestens ebenso sehr mit den Privataffairen des Advocaten und dem verteufelten Gelde wie mit der Justiz des Landes, und darum seufzte er. Es würde ja nicht gerade gut aussehen, wenn der Justizminister eines Tages als gemeiner Schwindler entlarvt würde.

Geld mußte er sich verschaffen, und . . . Nein, er heirathete wirklich ungern zum zweiten Male, — und noch waren zwei Jahre der Separationsfrist übrig . . . Clothilde war mit einem jüdischen Musiker durchgebrannt, kurz bevor er zu Macht und Ehren gelangte . . . Treu war er ihr niemals gewesen, drum hatte er in die Trennung eingewilligt . . . denn kleinlich war er ja nicht . . .

Aber — es blieb ihm nichts andres übrig: er mußte in den sauern Apfel beißen und um diese verfluchte jüdische Millionärstochter anhalten . . . denn selbst wenn er also keinen Grund hatte, die Juden zu lieben — sie hatten das Geld in Händen, und dann: die jüdischen Frauen hatten ihm ja eigentlich nie etwas gethan . . .

Und es gab doch etwas, das Ehescheidungsbewilligung hieß; und er selber war es doch, der —

Ja, er wollte um das Judenmädchen anhalten — es war seine einzige Rettung.

In diesem Augenblick meldete der Diener die Herren und die Dame, die um Audienz eingekommen waren.

— — — Sie saßen im Vorzimmer: zwei Polizeimeister, ein Stadtvogt und die Sängerin Frau Klematis Bjerringborg; sie hatten schon eine Weile gewartet.

Frau Bjerringborg war zuerst gekommen. Sie war so voll Erwartung, daß sie deutlich das Ticken ihres Herzens zu hören vermochte. Sie verbreitete eitel Wohlgeruch um sich und hatte sich sehr herausgeputzt und nett gemacht, so daß sie wirklich ganz jugendlich aussah, obgleich ihre Jugend . . .

Kokett schielte sie zu den Polizeimeistern hinüber. Wie verstaubt die aussahen! Aber Du heiliger Antonius, wie sie vor Aufregung glühten!

Da war sie doch ruhiger, selbst wenn sie fetter und ihre Stimme dünner geworden war. Die Directoren und auch das Publicum liefen ihr weniger nach; die Herren waren nicht mehr so, wie sie zu jener Zeit gewesen waren, als der kleine Hjort, der Journalist, noch lebte.

Krampfhaft faltete sie ihre Hände —.

Vor vierzehn Jahren war ihr Mann — ihr ehelich angetrauter Mann ihr auf und davon gegangen, und er war

Digitized by Google

nicht wieder gekommen. Darum wollte sie sich nun scheiden lassen.

Kleinlich war sie nicht. Aber nun war Dallemännchen — der kleine Obergerichtsadvocat Dahl — für sie in Liebe entbrannt, und sie hatte gegen eine Heirath mit ihm nichts einzuwenden; und da hatte er ihr gesagt, mit Seiner Excellenz lasse sich vortrefflich reden ... und er sei **human** ... und so ...

Gott mag wissen, ob ich Seine Excellenz vielleicht kenne? — der Gedanke trieb ihr den Schweiß auf die Stirn.

Der Diener öffnete die Thür —:

„Frau Bjerringborg!"

Wie hochnasig und neugierig dieser Mensch aussah! Püh! —

Sie steckte den Zeigefinger in den Mund wie ein Baby. Und dann machte sie den drei Obrigkeiten ihren Knicks und schwänzelte zur Thüre hinaus, die der Diener für sie offen hielt.

Da stand Seine Excellenz drinnen und winkte mit der Hand und bot ihr einen Stuhl an — genau wie der Portier vor dem Kinematographen sah er aus ... Nein, seine Bekanntschaft hatte sie noch nicht gemacht.

Jetzt blinzelte er und schaute drein wie das Nilpferd im Berliner Zoologischen Garten; das stand ihm nicht gut —

Aber freundlich war er. Und sie verneigte sich tief mit all der Gefälligkeit, über die sie einem Herrn gegenüber gebot, und lächelte holdselig mit ihren neuen weißen Zähnen.

Er erstrahlte, winkte wieder mit der Hand und trottete mit großen, plumpen Männerschritten hinter ihr zum Stuhle hin.

— Kannte er sie vielleicht? ... Wenn sie sich doch nur entsinnen könnte, von welcher Gelegenheit her?!

Sie setzte sich, und er watschelte zur Thüre zurück, ganz hin, und schob die kleine Platte vor das Schlüsselloch —

Oho, Seine Excellenz kannte die Methode von den Absteigequartieren her!

Und sie lächelte voll Hinterlist, um seinen Appetit zu reizen, als das Schlüsselloch bedeckt war und Seine Excellenz sich umdrehte.

Aber er setzte sich bloß, stützte den Ellbogen auf den Tisch und betrachtete sie prüfend, geschäftsmäßig ... Jetzt leuchtete etwas vom professionellen Kennerblick in seinem Auge auf. Gott mochte wissen, was er dachte!

— Gott behüte, das war keine frische Waare ... Und doch schmolz das Herz Seiner Excellenz. Aber jetzt war ja nicht die rechte Stunde für so etwas. Ein Mann, der seinen Entschluß gefaßt hat und sich im Handumdrehen auf Grund eines Leumundsattestes und mit ministerieller Einwilligung verheirathen will, hatte an andere Dinge zu denken.

„Excellenz," versuchte sie einschmeichelnd zu sagen, blieb aber in der Lection stecken, die Dallemännchen ihr eingetrichtert hatte, und legte dann den Kopf verliebt auf die Seite —: „ich bin verheirathet ... das heißt, vor vierzehn Jahren ist mein Mann auf und davon gereist. Nun hätt ich so gern die Erlaubniß, mich mit einem Andern zu verheirathen," sagte sie äußerst züchtig, senkte den Kopf und schielte zu ihm auf.

„Nun ja, liebe Gnädige," sagte er ermunternd, und er sah geradezu fromm und tüchtig und ehrenwerth aus; ja, wirklich!

„Ich habe Muth gefaßt und mich entschlossen, Ew. Excellenz um Rath zu fragen ..." fuhr sie fort.

„Gnädige Frau, Sie brauchen Ihr Gesuch einfach hierher zu senden;" er kam ihr galant zu Hülfe. „Es ist eins derjenigen Gesuche, die sich bewilligen lassen."

Die Sonne Seiner Gnade und Seiner Laune beschien sie, so daß sie ganz zuversichtlich wurde, vom Stuhle aufsprang und ihm ein „Danke!" zujubelte.

Auch er erhob sich, aber mit einmal war er geschäftsmäßig freundlich wie eine wirkliche Excellenz —:

„Sie brauchen also nur das Gesuch einzureichen, Frau Bjerringborg. Das ist das Ganze. Ja, und dann legen Sie Ihrem Gesuch ein Leumundsattest bei."

„Ein — — was?" — sie schrak zusammen — „davon hat Dallemännchen mir ja nichts gesagt," entfuhr es ihr; und die Thränen standen ihr in den Augen, so rathlos war sie.

„Ein Leumundsattest, nichts andres," tröstete Seine Excellenz. „Das ist ja nicht so schwierig — —: von zwei guten Leuten lassen Sie sich einfach ein Attest schreiben, daß Sie einen sittlichen Lebenswandel geführt haben." Er klopfte sie dabei auf die Schulter; er wußte es ja, wie Leumundsatteste zu Stande kommen —: „Das müssen Sie sich doch leicht verschaffen können."

„Nein, Ew. Excellenz, das glaub' ich eben nicht" — sie sah gekränkt aus wie eine verfolgte Unschuld, an deren Tugend nun einmal niemand glauben will — „denn selbst wenn ich so verflixt tugendhaft gelebt hätte wie eine ... Excellenz," — so konnte sie wenigstens die unterbringen — „es gäbe doch Niemand, der sich für eine Sängerin verbürgen möchte."

„Ach was," warf er leicht hin. „Haben Sie keinen Rechtsanwalt, meine Liebe?"

Eine Sekunde lang dachte sie nach —: Wo hinaus wollte er denn?

Aber als er durch kein Zeichen verrieth, daß er etwas Andres meinte, als was er sagte, da rief sie „Gewiß!" und lachte vergnügt — hatte sie doch Dallemännchen! — Und sie ergriff mit wirklicher Dankbarkeit die fette Hand Seiner Excellenz, verneigte sich vor ihm und schwänzelte hinaus. Sie war entzückt. Sofort mußte sie Dallemännchen auf seinem Bureau aufsuchen, obwohl er das nicht gern sah. Er sollte ihr ja dieses Attest verschaffen, dieses — — — wie hieß es doch gleich? — — —

* * *

Seine Excellenz war allein. Er tapste im Zimmer auf und ab, breit und glücklich wie einer, der eine gute That gethan an der Geringsten einem, und der die irdische Gerechtigkeit genasführt hat. Und dabei hatte er ja die verteufelt gute Idee mit dem Judenmädchen gehabt und mit der ministeriellen Bewilligung, die er selbst sich gab, und — —

Befriedigt klingelte er dem Diener —: „Bitte schön, der Nächste soll kommen!"

(Aus dem Dänischen von H. Kiy-Berlin.)

---

## Umzug.

Von Martin Beradt (Berlin).

Der Abend kommt. Er ist anders als die früheren. Seine Schatten sind erregender. Das dunkle Spiel, mit dem sie an den Häusern hinaufschleichen, bis sie sie ganz in Dunkel hüllen werden, ist wie eine Vorbedeutung, eine Ahnung, wie ein Traum.

Den großen Zugpferden sind mächtige Futtersäcke vorgebunden. Das geflickte Ledergeschränge ist gelöst. Zwei Riesen ziehen aus den Tiefen des Wagens eine Truhe. Wenn man zusieht, wie sie aus der Tiefe herauskommt, glaubt man ihr leises Staunen zu verspüren, erst in den dunklen Möbelwagen versenkt und nun in die Dämmerung hinausgehoben zu werden. Sie wird an breiten Tragegurten von den Beiden in dem Hausgang treppauf getragen und wohl in einem Zimmer, in dem Alles seltsam trödlerhaft durcheinander stehen mag, niedergelassen werden. Alte Schriftstücke, zu dicken Packeten zusammengeschnürt, mögen in ihr aufschlagen, wenn man sie niedersetzt.

Digitized by Google

Es kommen geschweifte Möbel aus den Tiefen, die gewohnt waren, daß man sie zarter anfasse, als es die Riesen thun; ganz neues Kunstgewerbmöbel, das noch keine Seele hat und keine haben wird, weil es nur dem Nutzen dienen soll. Große Bilder kommen, die ihr Antlitz verhüllt zeigen. Die Oelporträte der Großeltern kommen. Großmama ist neugierig. Die Hülle ist von ihr abgefallen. Sie sieht aus dem Rahmen wehmüthig zu, wo man ihr das Altentheil bereiten werde. Aber um den Mund hat sie die sehr bestimmte Lebenslust, die die Frauen im Alter so leicht vor den Männern voraushaben. Großmama wird oben auf eine Chaiselongue gelegt. Es ist lange her, daß sie zu solcher Stunde auf einem Divan lag. Und nie hat sie dazu Riesen um sich geduldet. Wenn man Großmamas kleinen Mund ansieht, so kann er sich zu solcher Dämmerstunde höchstens einem Herrn mit zierlichem Spitzenjabot geneigt haben, der vielleicht sehr hübsche Verse machte. Aber eine Großmama hat gar keine Amouren gehabt. Denn unsre Großmütter haben sich mit solchen Dingen überhaupt nicht abgegeben, sich bloß einen Mann genommen, damit wir später auf die Welt kommen konnten ...

Auf der Straße steht eine Venus Anadyomene, die sich schämt: es ist noch nicht völlig dunkel. Und der Zeus von Otricoli sieht mit seinen Goethe-Augen auf den Packer, der ihn auf die Straße gestellt hat. Unbekümmert sind nur die weißen Wassermädchen Böcklins. Sie weichen den Tritonen aus, aber wenden ihre nackten Formen ihm doch lockend zu.

Dann wird die Stimmung gänzlich schwül. Ein Kleiderschrank wird auf die Straße gehoben. Man sieht nach der Frau, deren Theaterroben, Abendmäntel, Teagowns hier verschlossen sind, und denkt versonnen nach, ob sie schöner sind, als sie selbst es sein mag.

Aber es ist nicht die Dame, sondern nur ein Herr zu sehen, der die Riesen anleitet. Er ist gar nicht nachdenklich und verspürt vielleicht gar keinen Schmerz, daß er aus Gemächern (kann man Gemächer überhaupt noch sagen?) hinausgezogen ist, in denen er eine Zeit hindurch gewohnt hat, und nun in neue kommt, die ihm fremd sind, mit denen er keine gemeinsamen Erinnerungen hat an müde Stunden oder an lange Nächte ...

Nein, diesem Herrn gehören die Sachen nicht. Der Mann mit dem vollen Bart, der jetzt herantritt, ist der Eigner. Der andre ist nur aus Gefälligkeit oder aus andern Gründen da. Der bärtige Mann sieht nachdenklich darein. Zu ihm passen die Truhe, die geschweiften Möbel, paßt Großmama mit ihrer Wehmuth (wenn auch vielleicht nicht mit ihrer Lebenslust). Er wird die alten Zimmer lieben, seine Frau die neuen. Und ich weiß jetzt, daß in dem Kleiderschrank, der gerade hinauf getragen wird, die verführerischen Sachen einer leicht mondänen Dame hängen. Wenn sie auch auf dem Divan ruhen sollte, wie einst Großmama es that, dann werden es keine Dichter in Spitzenjabots sein, denen sie die Lippen neigt, sondern elegante Cavaliere, die von der Welt erzählen und Armbänder an ihren Handgelenken tragen werden. Und ich habe plötzlich Mitleid mit dem Manne — bloß weil die modernen Möbel und die Truhe in einer Wohnung sich zusammenfinden.

Ein alter Herr geht mit seiner alten Dame vorüber. Seine Haltung und sein Gang erinnern mich an den Beamten. Vielleicht ist er nach vierzigjährigem Dienste als Secretär einer Behörde heute, am ersten April, in den Ruhstand getreten und schaut im Vorübergehen so aufmerksam auf den Umzug hin, weil er selbst ihn heute dienstlich vorgenommen hat. Beide gehen, wie junge Menschen, die sich eben ihre Liebe erklärt haben. So verändert scheint ihnen die Welt, weil er das Elend des Dienstes hinter sich hat, von keinem Vorgesetzten sich mehr etwas gefallen zu lassen braucht und sich gänzlich schonen darf. Es ist heute der schönste Tag seines Ruhestandes. Morgen wird er schon die Sehnsucht nach dem so oft verwünschten Dienste haben. Denn wer vierzig Jahre unzufrieden gewesen ist, muß es doch bleiben ...

Ich gehe hinter ihnen ein paar Häuser weiter, wo ein andrer Möbelwagen hält. Wie zufällig streife ich mit der Hand den Vorhang fort, der über ein Sopha gezogen ist, und entdecke die Pfandmarke eines Gerichtsvollziehers. Leise thue ich den Vorhang wieder vor. Ja, man zieht aus so vielen Gründen aus verschwiegenen Zimmern in noch verschwiegnere ...

Eine Droschke hält vor einem andern Hause. Mit ihrem armseligen Koffer sitzt ein Dienstmädchen drin, das heute anzieht. Sie sieht etwas blaß unter ihrem Hute aus und ist vielleicht von der letzten Stelle schlechte Behandlung gewöhnt. Sie sieht ängstlich auf das Haus, an dem die Schatten so hoch stehen, ob sie vertrauen kann, daß es hier besser gehen werde.

Dann ziehen die Schatten immer höher. Dort fährt bereits ein leerer Möbelwagen im ziemlichen Trabe hin, den Fuhrknechten hängt die Pfeife im Munde. Heute Nacht, wenn die Schatten schon lange ganz zur Erde gehören, werden sie noch einen ordentlichen Schluck thun, ehe sie sich von der Arbeit zum Schlafe legen.

Noch leuchtet die Sonne hinter einem Bauplatz auf. Aber es ist nur ein ganz geringer Streifen, der bleigrau eingefaßt ist. Die Häuser bis zum Firste sind nun ganz im Schatten. Aber es soll keine Vorbedeutung sein, keine Ahnung und kein Traum.

* * *

Am nächsten Tage frage ich den Pförtner nach den Namen der Herrschaften, die gestern eingezogen sind. Er nennt sie mit einer Selbstverständlichkeit, als ob sie schon seit einem Jahrhundert im Hause angesessen wären. Wenn ich nach oben stiege und mich in den Zimmern umsehen dürfte, würde wahrscheinlich schon alles so hängen und eingerichtet sein, als ob man seit den Tagen seiner Kindheit hier wohnte. Die Frau wird auch hier ihre Briefe schreiben, die für einen Andern bestimmt sind — ich hasse plötzlich diese Frau! — und der Mann seiner Sehnsucht nach seiner entschwundenen Jugend auch hier nachhängen können. Ich will Anfangs in Wuth kommen, daß die Leute hier und morgen dort ihre Wohnung aufschlagen können. Aber, dann werde ich stumpf oder nachdenklich. Ist es nicht ganz gleich, wo man wohnt? Kommt es nicht auf das an, was man mit sich herum trägt? Eine große Sehnsucht, eine große Erinnerung, eine große Hoffnung oder etwas Verliebtheit?

---

## Aus den Berliner Theatern.

Kleines Theater. 2 × 2 = 5. Lustspiel in vier Aufzügen von Gustav Wied.

In den letzten Jahren macht sich mehr und mehr eine Lustspiel-Gattung bemerkbar, die Züge von dem Iren Bernard Shaw aufweist und sich von unsern älteren Lustspielen in einem wesentlichen Punkte unterscheidet. Wenn diese gern eine ernste, gefühlvolle (meist arg sentimentale) Scene in den Humor und die Komik als positives Bestandtheil hineinschoben, so sieht man heute hiervon ab, wodurch zweifellos eine größere Styleinheit erreicht wird. Aber das positive Element klingt in dem heutigen Lustspiel auch als ein entbehrlicher Unter- und Oberton mit, so daß die Melodie der Ironie und des Spottes je länger je dünner erscheint. Freilich ist das ein Zeichen unsrer zersetzenden, von keinem einheitlichen Geiste durchseelten Zeit und könnte heute nur von einem wirklich großen Dichter überwunden werden. Jedenfalls haben wir Grund zur Freude, daß die Schriftsteller nach der Zeit des erdenschweren, auf lehmigen Stiefeln trottenden Realismus wieder heitere leichte Weisen anschlagen und uns aufs Neue das Lachen lehren wollen. Mögen sie sich auch dabei, wiederum nach Shaws Beispiel, in ihren dramatischen oder vielmehr undramatischen Mitteln vergreifen und zur Conversation mehr als gut aufgelegt sein.

Als eines der frischesten unter diesen Lustspielen hat im Kleinen

Digitized by Google

Theater zu Berlin die vieractige Komödie Gustav Wieds $2 \times 2 = 5$ einen berechtigten Beifall gefunden. Die Lebensanschauung dieses lustigen Stückleins prägt sich wohl am besten an zwei Stellen aus. Das eine Mal frägt der Schriftsteller Abel, der wegen freier, das Sittlichkeitsgefühl (von Spießern) verletzender Schriften im Gefängniß sitzt, hier einen seiner „Collegen", warum er sich gegen den Aufseher so diensteifrig stelle, und erhält die Antwort: man bekäme dann hin und wieder eine kleine Vergütigung, wenn man so nach dem Willen des Ausschlaggebenden handle. Dies, so deutet Wied an, ist die Weisheit und Maxime aller Menschen, die er nicht zeichnet, wie sie sein sollten, sondern wie sie sind. Und wirklich beugen sich seine Personen der Reihe nach vor dem Ausschlaggebenden: dem Leben, den Vorgesetzten, dem Capital. Die zweite symbolisch-bedeutsame Stelle ist die: Wiederum der Schriftsteller Abel, die Hauptperson des Stückes, hat sich ein Paar Lackstiefel gekauft. Als Dichter, der gern in höheren Gefilden weilt, bekundet er nun einmal eine starke Zuneigung für Lack, trotzdem dieser über seine pecuniären Verhältnisse hinausgeht. Als er aber zu Hause seine Schuhe auspackt, findet er einen Zettel darin mit der Aufschrift: „Für Lack kann keine Garantie geleistet werden." Genau so verfährt auch Wied selbst, der für den Lack seiner Personen durchaus keine Garantie übernimmt. Denn wie viel ist Lack an uns! Unsre Ueberzeugungen und Lebensweise firnissen wir nach oder gegen unsre Umgebung; und wer will sagen, was unser Eigenstes, Innerstes ist! Wer sich aber nicht in guter Lage befindet, kann keine Lackstiefeln tragen, da ihm der Lack abgetreten wird, und er schließlich doch in den ihm gemäßen Schuhen läuft. Am allerwenigsten darf der so Gestellte verheirathet sein und sich neben dem Luxus einer Frau noch den der Lackstiefeln leisten wollen.

Aber das philosophirt Wied nicht etwa trocken zusammen, sondern wie den Schaum eines Champagnerkelches schlürfen wir diese Bitterkeiten als süßen Trank. Er schreitet ganz leicht; ja, er hat sich die Sache öfters zu leicht gemacht. Die Begründung der Charaktere ist nicht eben tief, und manche Wandlungen erfolgen zweifellos zu schnell. Aber Wied besitzt neben seinem Humor auch Sinn für die Bühne, und sein Lustspiel wirkt im wahren Sinne als „Spiel", das lachen und schweben macht.

Die Handlung ist diese: der Schriftsteller und Lehrer Paul Abel hat die hübsche Tochter des Rechnungsraths Hamann geheirathet, wie das ein Verliebter thut. Beide passen nicht recht zusammen. Er schreibt Aergerniß erregende Bücher, sie aber hat häufig und ernstlich große Wäsche. Der urconservative Rechnungsrath stellt Abel zur Rede, wobei es zum Bruch zwischen beiden Gatten kommt. „Was Gott geschieden hat, soll der Mensch nicht einen."

Nun bezieht Abel ein Junggesellenheim. Hier besucht ihn sein Freund, der Caricaturzeichner Gerhard Konik, der mit seiner Frau immer noch wie in den Flitterwochen lebt. Ihn besucht ferner sein junger Schwager, ein soeben erwachsener Bengel, der ihm wiederholt silberne Gegenstände versetzt hat; auch eine kleine Freundin aus der Jugendzeit mit dem bezeichnenden Namen Lustig kommt. Aus ihren Armen wandelt Abel zur Sühne für sein letztes Buch ins Gefängniß.

Hier stellt sich immer mehr heraus, daß das Rechenexempel, wie es der Autor mit seinen Figuren begonnen hat, die seltsamsten Ergebnisse zu liefern beginnt. Der urconservative Rechnungsrath ist mit der neuen Regierung durch und durch liberal geworden, steht aber wieder auf der andern Partei als sein Schwiegersohn, der sich jetzt conservativ stellt. In der That ist ihm zu seiner Rettung durch eine Gönnerin der gutdotirte Posten des Redacteurs eines conservativen Blattes angeboten worden. Aber der einsame Abel bleibt aufrecht, trotzdem alle um ihn, durch ihre Frauen hierzu bewogen, wanken. Denn von dem Rechnungsrathe abgesehen, kriecht auch der Caricaturenzeichner als Gymnasiallehrer unter, da er es seiner Frau „der Kinder wegen" versprochen hat.

Doch die stärksten Ueberraschungen bietet erst der letzte wieder in dem Junggesellenheim spielende Act. Hier taucht der flotte unbedenkliche Schwager, der Abel bisher immer angepumpt hat, formvoll im Cylinder als Bräutigam einer ältlichen, sehr reichen Dame auf. Er ist correct geworden, zieht zwischen sich und dem Freunde eine Scheidewand und giebt ihm sein Geld zurück. Und Abel! Dieser Dichter verharrte wohl aufrecht, wenn er einsam bliebe. Aber seine Frau sucht ihn auf: sie trägt das Haar anders, ist überhaupt netter geworden, redet ihm zu, und — er nimmt mit ihr auch den Redacteurposten an. „Was Gott geeint hat, soll der Mensch nicht scheiden." Bei seiner silbernen Hochzeit, meint Abel, werde er wohl nicht nur keinen Lack mehr an den Stiefeln tragen, sondern ein ganzes Bein werde ihm fehlen und durch Holz ersetzt werden müssen.

Die Wiedergabe wurde dem Charakter des Stückes im Großen-Ganzen gerecht. Nur hätte Herr Abel, der seinen Namensvetter darstellte, die ernste Basis dieser Persönlichkeit gelegentlich stärker accentuiren sollen. Die Rollen des Caricaturenzeichners, wie des leichtsinnigen Schwagers waren bei den Herren Ziegel und Walter gut aufgehoben. Die Gestalt einer alten Zimmerwirthin hielt Ilka Grüning in prächtigen, humorvollen Linien und erwies sich als tüchtige Charakterspielerin.

*O. A.*

---

## Ein Wort an die moderne Frau.

Die modernen Frauen laufen Sturm gegen das Björnsonsche Frauenideal, das Wildenbruch als das Gefäß des tiefen, großen, geheimniß- und weisheitsvollen Lebensgefühls bezeichnet hat.

Durch Frauen und Mütter ist es uns als ein solches verständlich geworden. Das hingebende, das mütterliche Weib ist nicht der strahlende Mittelpunkt, wohl aber der Krystall, in dem sich die Strahlen aller höchsten Empfindungen treffen, um, durch Liebe gebrochen, das sich verjüngende Menschengeschlecht zu erfüllen.

Ist nicht jeglicher Beruf, ob der eines Kanzlers oder eines Gelegenheitsarbeiters, der einer hocheinflußreichen Dame oder einer Kuhmagd nur ein nothwendiges Ueberlaufen des inhaltreichen Lebensgefäßes? Schöpft je ein rein materieller Beruf den Menschen aus, oder hat er je sein Eigenstes, Tiefstes darin zu Tage gefördert? Muß nicht in den tiefsten Verstecken des Menschen ein ungeheurer Inhalt verborgen sein, dem die Kraft innewohnt, das Einerlei des Berufes täglich, stündlich zu erfüllen, ohne zu verzweifeln? Ist solche Arbeit nicht der einer durch die Cultur dauernd überheizten Maschine vergleichbar, an welcher der Mensch im kleinlichen Kampf gegen ebenso kleinliche Mitkämpfer die Maschinentheile abgeben muß, während das Capital als Oelkanne dafür sorgt, daß sie nie stehen bleibt?

Wohl kann sich der Mensch dabei ausmergeln, und es ist höchst gleichgiltig, ob die Maschine bunt, schwarz oder roth gestrichen, ob sie vergoldet oder mit Bändern geziert ist, sie ist nie im Stande, das tiefe geheimnißvolle Lebensgefühl des Menschen auch nur leise zu bewegen. Die Menschheit würde einfach zusammenbrechen, wenn diese nothwendigen, maschinenmäßigen Bethätigungen, die man schlechthin Pflicht nennt, den Werth des Lebens ausmachen sollten.

Ist es für die moderne Frau so schwer zu verstehen, daß das mit der gottesmütterlichen Allliebe geschmückte Weib der einzige Gottesgedanke ist, der uns auf Erden geblieben; wurzeln nicht die bedeutendsten Geister der Menschheit nur in der Mutter, die ihnen Alles gab, während sie unfähig sind, diese ihre Bedeutung fortzupflanzen? Genügt dieses nicht zur Beweisführung, wie nöthig zu allen Zeiten uns diese Frauen sind im Sinne Björnsons?

Und diese höchste Bestimmung der Frau wollen die modernen Frauen eintauschen gegen die Bethätigung als Maschinentheile, Treibriemen, Dampfpfeife, Schmierölkasten und Aehnliches, weil sie ... mehr sind als jene? Nehmt nur mehr auf Euch und brecht zusammen gleich uns, opfert Euch nur aus Selbstverantwortlichkeit und Freiheitsdrang, denn Ihr seid nicht die Gefäße, die uns das Geheimste und Höchste einschließen.

Ihr prostituirt Eure Seele gleich wie Eure Mitschwestern für Euch ihren Leib prostituiren müssen, um eben diese Eure Seele sich als Halt zu erhalten.

Euch ist Gottes Sohn vergeblich gestorben; denn Ihr habt noch denselben Standpunkt, den die Menschheit vor 1900 Jahren hatte, als Christus, einem modernen Schleifenfahrer vergleichbar, die Sensation seines Todes brauchte, um sich für Euch und uns aus der Nichtbeachtung seiner Lehre hinauszuretten in die Dauer der Jahrtausende. Gerade durch seinen freiwilligen Tod hat er die Menschheit, die genau wie heute Maschinenarbeit zur Fristung des Lebens verrichtete, aufgeschüttelt und ihre Gefäße angefüllt, daß ihr Inhalt ihr bewußt wurde, wie er den Björnsonschen Frauen bewußt geblieben; denn seine simple Lehre allein hätte nie die tausend Schleier der Alltäglichkeit, um die sich die modernen Frauen zu reißen scheinen, von den Augen der Menschheit hinweggenommen. Er hätte nicht zu sterben brauchen, leicht hätte er fliehen können, viel leichter wie heute, wo Steckbriefe, Schutzleute und Tageszeitungen ihn zurückgeholt hätten: er opferte sich, um seine Lehre vom tiefen, großen, geheimniß- und weisheitsvollen Lebensgefühl uns festhaftend zu hinterlassen. Euch Frauen insbesondere hat er erst durch seine Lehre zu den aufgeklärten Frauen des Zeitalls gemacht; daß wir Männer diese Bestimmung verstehen gelernt und alle kleinlichen Berufsarbeiten gleich Euren prostituirten Mitschwestern für Euch übernommen haben, ist auch die Folge der allesumfassenden Werbekraft, die in diesem Gottesgedanken auch für uns verborgen liegt. Ihn legen wir Culturknechte wie einen Schmuck, der bei der Arbeit hindert und durch dieselbe leidet, in Eure Hände, Ihr Frauen, weil er da am sichersten ruht und am hellsten und wärmsten für die Nachkommen ausstrahlt.

Sammelt Euch ruhig Alle um unsere Fahnen, Ihr, die Ihr mehr sein wollt, so viel ihrer auch sein mögen; Ihr seid gleich uns zur Arbeit im mechanisch culturellen Sinne geboren ... denn Gefäße des tiefen, großen, geheimniß- und weisheitsvollen Lebensgefühls seid Ihr nie gewesen und werdet Ihr auch nie werden. Das gesteht Ihr ja auch offen ein

Es ist gut so, ehrliche Trennung.

*Alfred L. (Stolper Werkstatt).*

---

## Um Nietzsche.

Ein Funke ist aus seinem Sarg gesprungen
Und luciferisch wild herumgeflogen —
Er brennt den Zeilendeutern aus die Zungen
Und setzt in Brand das Hirn der Psychologen.

Digitized by Google

Wie? Dieser, den wir schon geviertheilt hatten,
(Emsigster Forschung Lohn schien längst vorhanden)
Regt plötzlich wieder seinen todten Schatten
Und macht durch solche Briefe uns zu Schanden?

Doch unverzagt, Psychologie-Erschwitzer,
Wetzt nur das Messer, neu ans Werk zu gehen —
Wir müssen dem Ia-Genie-Besitzer
Doch schließlich ganz in das Mysterium sehen.

Auf, macht Processe, schürt und schimpft und zankt Euch,
Das fördert riesenhaft das Werk, das rare!
Ihr kriegt ihn schon noch klein! Und endlich dankt Euch
Deutschland zweitausend neue Commentare!

Terentius.

## Notizen.

F. W. J. v. Schellings Werke. Auswahl in 3 Bänden. Mit 3 Porträts Schellings und einem Geleitwort von Prof. Dr. Arthur Drews. Herausgegeben und eingeleitet von Otto Weiß. 1. Band: Schriften zur Naturphilosophie (Vom Ich als Princip der Philosophie. Ideen zu einer Philosophie der Natur. Von der Weltseele. Einleitung zu dem Entwurf eines Systems der Naturphilosophie. Allgemeine Deduction des dynamischen Processes). 2. Band: Schriften zur Identitätsphilosophie (System des transcendentalen Idealismus. Darstellung eines Systems der Philosophie. Bruno. Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums). 3. Band: Schriften zur Philosophie der Kunst und zur Freiheitslehre. (Philosophie der Kunst. Ueber das Verhältniß der bildenden Künste zur Natur. Ueber das Wesen der menschlichen Freiheit. Darstellung des philosophischen Empirismus. Philosophie der Mythologie und Offenbarung, in Auswahl.) Verlag von Fritz Eckardt (Leipzig). Preis geh. Mk. 20, geb. Mk. 25, Luxusausgabe Mk. 35.

Diese Ausgabe der Werke Schellings, die das Bedeutsamste, das Bleibende enthält, ist von dem Verleger mit außerordentlich vornehmem Geschmack ausgestattet worden. Wir haben nur recht wenige philosophische Werke, die so würdig sich darbieten. Auf die Bedeutung Schellings gerade auch für unsere Zeit hat bereits Vollmer in seinem Essai: „Schelling und die Romantik" („Gegenwart", Bd. 73, Nr. 4) aufmerksam gemacht. Ueber die Bedeutung der vorliegenden, jedes Lob verdienenden Ausgabe der Schriften Schellings wird späterhin noch ausführlicher zurückzukommen sein. *Dr. A. Hn.*

Französische Gesellschaftsprobleme von Oscar A. H. Schmitz. Verlag von Dr. Wedekind & Co., G. m. b. H., Berlin 1907.

Oscar A. H. Schmitz gehört zu den glücklichen Schriftstellern, die die Welt bereisen können, ohne von allerlei Sorgen materieller und ethischer Natur bedrückt zu sein. Er ist ein Weltbeschauer, der die Länder und Menschen mit der fröhlich intuitiven Aufnahmefreudigkeit des Künstlers betrachtet. Er ist nichts weniger als einer jener typischen modernen „Globetrotter", denen es vor allen Dingen darauf ankommt, sich zu amüsiren, auf Abenteuer und theure Abende auszugehen, sondern er ist der geborene Völkerpsycholog, der dazu vor Allem eine Fähigkeit mitbringt, die der völligen Selbstentäußerung, ohne indessen sein deutsches Culturgewand von Herz und Seele zu streifen. Es wird in deutschen Landen nicht Viele geben, die, wie der herzlichst zu beglückwünschende Verfasser vorliegenden Buches so deutsch zu fühlen und doch gleichsam international zu sehen vermögen. Ich entsinne mich eines Aufsatzes in einer großen süddeutschen Tageszeitung, in dem der gleiche Autor seine Eindrücke von Constantinopel niedergelegt hatte. Schon damals fiel mir die wohlthuende dabei keineswegs trocken-deutschschulmeisterliche sachliche Wärme — paradox gesprochen — auf, mit der Schmitz lächelnd über gewisse orientalische Sitten hinwegglitt. Der gleiche impressionistische Tagebuchstyl, der gleiche kritisch schürfende selbstbekenntnißmäßige Ton zeichnet dieses Buch aus, und das Motto Goethes: „Der Mensch kennt nur sich selbst, sofern er die Welt kennt, die er nur in sich und sich nur in ihr gewahr wird," dieses Wort ist in Wahrheit der Leitstern Schmitz' gewesen auf seinen Wanderungen durch die Salons, die Theater und die Landschaften Paris' und Frankreichs. In vier große Abschnitte gliedert der Verfasser sein gehaltvolles Buch. Er durchschreitet zunächst mit der Gewissenhaftigkeit des akademisch geschulten, aber an eigen gewähltem Selbststudium gereiften Kunstschriftstellers und Kunstmenschen die historische Entwicklung Frankreichs. So gewinnt er den einzig richtigen und einzig möglichen Standpunkt gegenüber der Pariser Gesellschaft, und diese Kapitel, in denen er die Beziehungen der Franzosen zu Geld und Luxus, die Moralität ihres Theaters unter dem Gesichtswinkel einer „impressionistischen Moral" betrachtet, gehören zu dem Bleibendsten seines Buches. Da finden sich Vergleichsbeobachtungen zwischen deutscher und französischer Cultur, die gerade in ihrer lapidaren Einfachheit den Nagel auf den Kopf treffen, etwa wenn Schmitz sagt: „Wir haben den Zwang im Natürlichen, die Franzosen die Freiheit im Künstlichen." Freilich ist Schmitz auch mitunter, fortgerissen von seiner impressionistischen Beobachterfreudigkeit, allzu verständnißvoll gegenüber Mißständen, die selbst die Franzosen als solche empfinden. Z. B. beschönigt er die fürchterliche Unsitte der Pariserinnen, durch ihre Hutungethüme die Aussicht auf die Bühne zu versperren, mit der stark nach Feuilletonistenwitz schmeckenden Bemerkung, „der Franzose sei eben kein Spielverderber und bewahre seinen Gleichmuth" ... und in diesem Sinne fordert auch der Abschluß seines Buches „Der Deutsche in Paris" zu einigen Widersprüchen heraus. Aber abgesehen von diesen subjectiven Dingen, die ja andererseits gerade stark für die gereifte schriftstellerische Individualität des Verfassers sprechen, abgesehen von mancherlei überschwenglichen Gefühlsimpressionen, die man jedoch wiederum dem starken poetischen Temperament Schmitz' zuschreiben muß, — gehört Schmitz' Buch zu den sehr wenigen wirklich ernst zu nehmenden deutschen Schriften über Paris und Frankreich, namentlich wenn man sich vor Augen hält, daß es letzten Endes nur „Impressionen" eines mit offenem Auge und ohne Vorurtheil Paris und Frankreich ein paar Monate besuchenden Deutschen sind, die da niedergelegt wurden.

*Arthur Neißer (Paris).*

Wilhelm Hegeler: Das Aergernis. Roman. Verlag von S. Fischer (Berlin).

Dieses eben ausgegebene Buch wird in dem mir vorliegenden Exemplar als „vierte Auflage" bezeichnet. Bedeutet dies, daß die Vorbestellungen so reichlich waren, daß sie zu einem Druck von 4000 Exemplaren nöthigten, so würde dies ein gutes Zeugniß für den Geschmack des Lesepublicums sein. Denn der vorliegende Roman muß als ein treffliches Werk bezeichnet werden. Die Sprache ist köstlich, von einer edlen Einfachheit und wohlthuenden Schlichtheit, wie in wenig modernen Werken. Auch Erfindung und Erzählungsweise verdienen alles Lob. Der Inhalt kann sehr kurz angedeutet werden: Commerzienrath Brooch stiftet für seine Vaterstadt einen Brunnen; die nackte Figur, die das Kunstwerk krönt, erregt bei Zeloten Aergerniß und treibt den Sohn des Commerzienraths aus erster Ehe, den Neffen des eifervollen Pfarrers Diesterkamp so weit, daß er eine Figur des Brunnens zerstört. Der Knabe verfällt in eine schwere Krankheit und gelangt in Folge dieser zu äußerer und innerer Gesundung. Aber viel wichtiger als diese kurze Geschichte, die man als Anecdote bezeichnen könnte, sind die inneren Erlebnisse, die in dem Buche vorgeführt werden: die Annäherung des erwähnten Knaben an Vater und Stiefmutter, die Verheirathung der Tochter des Pfarrers mit dem Bildhauer, dem Schöpfer des anstößigen Brunnens. Diese beiden Geschichten, die innere Entwickelung des Jungen und die überaus zarte Liebesgeschichte des frischen, trotz ihres Vaters gesund sich entwickelnden Mädchens und des wirklich echten Künstlers, sind ganz ausgezeichnet. Das ganze Buch wird aber durchtränkt von sonnigem Humor und belebt durch köstliche Satire. Das Portrait, das von einem ganz im Alterthum lebenden, hohen Idealen zugewendeten Schulprofessor entworfen wird, die Gestalt eines Weinhändlers, der durch eine höchst anzügliche Rede die Frommen des Städtchens entlarvt, ein altes, keusches Fräulein und ihr Vetter, der an Podagra leidende Hauptmann, ein Zuckerbäcker, der sich als Muster der Tugend aufspielt und in anderen Städten bedenkliche Wege wandelt, ein schlichter Schneider, der unter dem Einfluß seiner resoluten, verständigen Frau den Frömmlern entgegentritt — das ist alles so wahr angeschaut und so köstlich gezeichnet, daß man es den besten derartigen Erzeugnissen an die Seite stellen kann. Und wie plastisch sind die Kindergeschichten: die Begegnung der Schuljungen mit den Schulmädchen, die Unterhaltung der Knaben, die Konfirmationsstunde beim Pastor! Das Ausgezeichnetste aber ist gewiß einerseits das energische Auftreten gegen die, die unter dem Scheine der Sittlichkeit gegen reine und große Kunst einen verwegenen Kampf führen, und die wunderbare Vertiefung in Frauenherzen. Die Pfarrerstochter und die zweite Gattin des Commerzienraths, jene ein stilles Mädchen, das aus der neuen Literatur, die der Vater sammelt, um seine Brandreden gegen Unsittlichkeit zu halten, den Sinn für Schönes und wahrhaft Sittliches erhält; diese eine hochgebildete, gemütvolle Frau, die nicht damit zufrieden ist, neben ihrem reichen Mann ein Genußleben zu führen, sich mit Erfolg bemüht, ihren fast gänzlich im Geschäftstreiben erstickenden Mann zu erheben und vor allem dessen Sohn aus erster Ehe, der ihr mit Mißtrauen entgegenkommt, für sich zu gewinnen — das sind Gestalten, auf die Verfasser stolz sein kann. Hegeler vermeidet durchaus auf Vorgänge des Tages hinzuweisen oder bekannte Persönlichkeiten als Modelle zu verwenden und doch ist sein ganzes Buch ein streitbares in den brennenden Tagesfragen, aber zugleich eine erfrischende und befreiende Dichtung. *Ludwig Geiger.*

### Zur gefälligen Beachtung.

Manuskripte, Bücher, redactionelle Anfragen u. s. f. sind dem Herausgeber, Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstrasse 10, I zu senden.

Digitized by Google

# Empfehlenswerte Bäder, Hotels, Heilanstalten und Sommerfrischen.

**AHLBECK** auf Insel Usedom.

Unmittelbar am Strand von Hochwald umgeben. Täglich Schnellzug- und Dampfer-Verbindung von und nach Berlin 3½ Stunden. Damen-, Herren- und Familienbad. Elektrisches Licht, Konzerte, Theater, Réunions.
Saison 1. Juni bis Ende September.

**Dresden,** Hôtel Bellevue.

Weltbekanntes, vornehmes Haus in unvergleichlich herrlicher Lage an der Elbe u. Opernplatz. **Privat-Badezimmer, Auto-Garrage.** **R. Ronnefeld,** Direktor.

**Hirschberg** i. Schlesien, Bahnhofstrasse 10/11.
**Hotel Drei Berge.**
Altrenommiertes, größtes Hotel I. Ranges am Platze. Im Geschäftszentrum gleich neben dem Postamt gelegen. Omnibus stets an der Bahn. Straßenbahnhaltestelle.
**Auskunftei über Riesengebirgstouren.**

**Bad Kissingen** idealer Kuraufenthalt.
**Bergschlösschen.**
:: Logis und Pension. ::
Vornehmes Haus, einzig schön am Altenberg, unweit der Quellen und Bäder, mit Restaurant Schweizerhäuschen. **J. Th. Schmitt,** Besitzer.

**Kolberg** Dr. Lücke's Kuranstalt
See- und Soolbad Uhlenhorst.
Elektr. Licht und Zentralheizung. Das ganze Jahr geöffnet Aufnahme von Erholungsbedürftigen. **Kinder guter Kreise** mit Familienanschluss, eventl. Unterricht. Behandlung von Frauenleiden chir. und orthopäd. Erkrankungen, eigenes orthopädisches Institut.

**Malente-Gremsmühlen**
inmitten der **Ost-Holsteinschen Schweiz.** Herrlicher Sommeraufenthalt für Erholungsbedürftige. Prächtige Buchen- und Tannenwälder umschließen träumerische Seen.
Komfortable Hotels und Pensionen.

**Misdroy,** unmittelbar am Strande,
umgeben von Hochwald u. Bergen. Vorzügl. Einrichtungen für Kur- und Unterhaltung. Seebrücke, reger Schiffsverkehr. Tägl. 4 Schnellzüge von und nach Berlin. Bevorzugt als Erholungsort für Familien.

**Oberwaid**
**b. St. Gallen — Schweiz.**
Sanatorium 1. Ranges für physikalisch- diätetische Heilweise System Dr. Lahmann. Aller Komfort, herrliche Lage über dem Bodensee mit Alpenpanorama. 2 Aerzte, 1 Aerztin. Immer besucht.
Illustr. Prospekte frei.

**Sellin** auf Rügen.
**Kurhaus Sellin**
früher: **Hotel Fürst Wilhelm.** Grösstes Haus am Platze, mit eigener Canalisations-Anlage und Wasserleitung. Direkt im Buchenwald, vor der grossen Landungsbrücke gelegen. Eigene Conditorei im Hause. Zimmer mit vollständiger Pension zu mässigen Preisen.
Fernspr. No. 1. **Joh. Möller,** Besitzer.

Die „Continental"

Mehrfach mit der **goldenen Medaille** prämiiert

Mehrfach mit der **goldenen Medaille** prämiiert

**findet von Tag zu Tag immer weitere Verbreitung.**

**Beweis:**

**Die ausserordentlich lebhafte Nachfrage nach dieser erstklassigen**

**Schreibmaschine.**

**Franz Kaiser – Friedrichstrasse 197 – Berlin W. 8.**


Digitized by Google

Keine Nachnahme! Erst prüfen!
Orangenblüten-
**Honig!!**
übertrifft jeden Honig der Welt. Garant. absolut naturr. Bienenprodukt! Begeist. Lob von Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u. zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.
**Kusche & Martin, Malaga**
Spanien (Deutsche Firma)

WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST
OTTO ERDMANN JUNIOR
BERLIN S.W. 61.
TEMPELHOFERUFER 21.

# Antiquitäten.

Antike Eichen-geschnitzte
**Möbel**
Stollenschränke, Anrichten,
Baldachin-Truhenbänke u. s. f.
**Ausserordentlich preiswert**
Lieferant an
Kunstgewerbe-Museen u. s. f.

**Hugo Klein,**
**Dresden-A.,** Bankstrasse 10.

Drucksachen über:
Weck's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel
kostenlos durch:
**J. Weck,** Ges. m. b. Haftung,
Oeflingen, A. Säckingen (Baden).
Man verlange nur
**Weck's Originalfabrikate**
Ueberall Verkaufsstellen.

Dritte Auflage
Reich illustriert
**Herders**
Acht Bände
M 100.— Kr 120
# Konversations-Lexikon
Freiburg im Breisgau
Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien, St Louis, Mo.
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen — Teilzahlungen

Original Lambrecht's
# Thermometrograph
**zur Bestimmung der niedrigsten Temperatur der Nacht und der höchsten Temperatur des Tages**

mit getrennten Thermometern in $^1/_5$ u. $^1/_1$ °C. geteilt, auf gemeinsamem verstellbaren Halter.

Auf den meteorologischen Stationen des In- und Auslandes eingeführt, — auf ein Zehntel Grad amtlich geprüft — ist es das einzig zuverlässige System, für dessen wissenschaftliche Genauigkeit und gute Überkunft garantiert wird.

Lambrecht's Instrumente sind in den Kulturstaaten gesetzlich geschützt.

**Man verlange Gratis-Drucksache Nr. 14.**

Prämiert 1907: Berlin, Dresden und Zürich.

Gegründet 1859. **Wilh. Lambrecht, Göttingen.** (Georgia Augusta.)

Generalvertrieb für die Schweiz, Italien u. die österreich. Alpenländer durch:
**C. A. Ulbrich & Co. in Zürich.**

GRATIS durch die Photohändler:
**„Agfa"-**
**Preisliste 1908**
mit nebenstehender Titelzeichnung,
16 Seiten Text über:
**„Agfa"-**
- Platten
- Films
- Cassetten
- Entwickler
- Spezialitäten

**„Isolar"**
- Platten u. Films
- (Name geschützt)


Verantwortl. Redacteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Für den Inseratentheil verantwortlich: Georg Macher, Berlin W. 35, Steglitzer Straße 8.
Max Hesses Verlag in Leipzig. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 16. Berlin, den 18. April 1908. 37. Jahrgang. Band 73.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Max Hesses Verlag in Leipzig.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 4gespaltene Petitzeile 50 Pf.

Inhalt:

Frankreichs Heer nach dem neuen Cadresgesetz. Von Generalleutnant z. D. v. d. Boeck (Cassel). I. — Japanische Handelsprojecte und ihre Bedeutung für die europäischen Märkte. Von A. Graf zu Fürstenberg-Fürstenberg. — Graf Zeppelin. Eine Studie von Regierungsrath Rudolf Martin (Berlin). I. — Voraussetzungsthiere. Von Dr. Th. Zell (Berlin). — Damaskus. Von Karl Hans Strobl (Brünn). — Wilhelm von Scholz. Von Richard Schaukal (Wien). — J. J. David. Von Prof. Dr. Ludwig Geiger (Berlin). — Zwei Gedichte. Von Wolfgang Kirchbach †. — Ostern. Von Adolf Heilborn. — Ostereier. Von Marsyas (Dr. Martin Beradt, Berlin). — Das Osterei. Von Terentius. — Notizen. — Geschäftliche Notizen. — Anzeigen.

## Frankreichs Heer nach dem neuen Cadresgesetz.

Von Generalleutnant z. D. v. d. Boeck (Cassel).

I.

Die Neugestaltung des französischen Heeres nach den Mißerfolgen des Krieges 1870/71 war im Wesentlichen aufgebaut auf dem Wehrgesetz von 1872, mit dem Frankreich zu dem System der allgemeinen Wehrpflicht überging, und auf dem Cadresgesetz von 1875, welches die einzelnen Truppeneinheiten und deren Stärke festsetzte.

In den seitdem verflossenen 35 Jahren haben diese beiden grundlegenden Gesetze mannigfache Aenderungen erfahren. Sie entwickelten sich meist aus dem Bestreben, mit Deutschland sowohl hinsichtlich der Heeresstärke als auch der Zahl der Truppeneinheiten gleichen Schritt zu halten, ein Bestreben, das wegen der im Vergleich zu Deutschland geringeren Bevölkerungsziffer und Bevölkerungszunahme auf die Dauer nicht durchführbar war. Diese Unmöglichkeit trat besonders in die Erscheinung, nachdem man sich vor einigen Jahren auch in Frankreich zur gesetzlichen Einführung der zweijährigen Dienstzeit und zwar dort gleichmäßig bei allen Waffengattungen entschlossen hatte, hierdurch ein voller Jahrgang ausfiel und dessen erhoffter Ersatz durch Capitulanten sich nicht verwirklichen wollte. Somit mußte dem neuen Wehrgesetz naturgemäß ein neues Cadresgesetz folgen, dessen Entwurf am 30. November 1907 dem französischen Parlament vom Kriegsminister Picquard vorgelegt wurde, nachdem der oberste Kriegsrath ihm seine Zustimmung ertheilt hatte. Dieser Gesetzentwurf bezweckt daher hauptsächlich die Zahl und Stärke der einzelnen Truppeneinheiten, mit der sich aus der geringeren Recrutirung ergebenden Gesammtheeresstärke in Einklang zu bringen und gleichzeitig einigen im Laufe der Zeit dringend hervorgetretenen Forderungen Rechnung zu tragen.

Nun haben sich am 1. Januar 1908 zum Dienst mit der Waffe schätzungsweise etwa 534000 Mann, ohne Gensdarmerie, unter den Fahnen befunden, also etwa 45000 Mann weniger als unter der Wirkung des Wehrgesetzes von 1889, d. h. vor der Einführung zweijähriger Dienstzeit. Mit dieser Effectivstärke von 534000 Mann glaubt man in Frankreich für eine Reihe von Jahren bei Festsetzung der Truppenstärken rechnen zu können. Da aber das erste Kadresgesetz von 1875 von einer wesentlich höheren Effectivstärke ausging, so wird eine gewisse Anzahl von Truppeneinheiten eingehen müssen. Die Begründung des Gesetzentwurfs hebt jedoch ausdrücklich hervor, daß es nicht nothwendig sei, — wie mehrfach behauptet würde — ganze Regimenter oder gar Armeecorps eingehen zu lassen, man werde sich in dieser Beziehung auf das unbedingt nothwendige Maß beschränken.

Von der schon seit längerer Zeit begonnenen und weiter durchzuführenden Beseitigung der 4. Bataillone der Infanterieregimenter erwartet man eine bedeutende Ersparniß an Mannschaften. Dasselbe soll erreicht werden durch eine geringe Verminderung der Stärken einiger Truppeneinheiten (Compagnien, Escadrons und Batterien), ohne jedoch deren Ausbildung und Mobilmachung allzu sehr zu schädigen. Bekanntlich ist aber die Kopfstärke dieser Truppeneinheiten in Frankreich mit Ausnahme der Grenzcorps (VI., VII. und XX.) schon jetzt eine geringe, so daß eine Schädigung der Ausbildung und Mobilmachung sicher die Folge dieser Maßregel sein wird.

Die Gesammtheit der so zu erzielenden Ersparnisse wird noch höher geschätzt, als der durch Einführung der zweijährigen Dienstzeit verursachte Ausfall an diensttauglichen Mannschaften, und die Durchführung der schon seit geraumer Zeit als dringend nothwendig erachteten Vermehrung der Artillerie und des Genie ermöglichen.

Während die bisherigen Aenderungen des Cadresgesetzes von 1875 hauptsächlich die Stärkung der Streitkräfte erster Linie im Auge hatten, sieht das neue Gesetz auch Maßregeln vor, welche den Reserveformationen zu Gute kommen sollen. Besonders bezieht sich dies auf die Besetzung der Offizierstellen bei diesen Formationen. Obwohl in Frankreich der Ausbildung der Reserveoffiziere stets große Aufmerksamkeit geschenkt worden ist, waren die bisher auf diesem Gebiet erzielten Ergebnisse doch nicht derart, daß man ihnen die Führung von Bataillonen, Compagnien, Escadrons und Batterien glaubte anvertrauen zu können; hierzu sollen vielmehr nach wie vor Offiziere der activen Armee Verwendung finden, die Cadres derselben an Offizieren aber entsprechend erhöht werden.

Auch die für alle Armeen so wichtige Unteroffizierfrage hat in dem neuen Cadresgesetz gebührende Berücksichtigung gefunden. Bekanntlich besteht in der französischen Armee zur Zeit noch der Dienstgrad eines „Corporals", eine Zwischenstufe zwischen unsrem Gefreiten und Unteroffizier. Die Beibehaltung dieses Dienstgrades hat sich nun unter der Wirkung zweijähriger Dienstzeit als schwierig erwiesen, da diese meist sehr jugendlichen Vorgesetzten den Leuten gegenüber nicht die genügende Autorität haben. Die Corporale sollen deßhalb in allen Waffengattungen abgeschafft und durch eine gewisse

Digitized by Google

Zahl von „sergeants“ — unsren Unteroffizieren entsprechend — ersetzt werden, die größere Autorität bei den Mannschaften besitzen. Mit dieser Maßregel hofft man zugleich die seit Einführung der zweijährigen Dienstzeit so dringend nöthige Erhöhung der Zahl der rengagées (Capitulanten) zu erreichen, auf die man bisher vergeblich gerechnet hat.

Die Erhöhung der Unteroffizier-Capitulanten macht es aber durchaus nöthig, ihnen neue Aussichten für ihre Carrière zu eröffnen. Diesem Zweck soll nach der Begründung zum Gesetzentwurf die Schaffung eines „corps de commis civils de l'administration de la Guerre“ (Civilbeamte der Heeresverwaltung) dienen, dessen Stellen ausschließlich den ausscheidenden Unteroffizieren in gleicher Weise vorbehalten bleiben sollen, wie dies schon für die im Gesetz von 1905 vorgesehenen Stellen der Fall ist.

Dies die Hauptgesichtspunkte, welche in dem Entwurf zum neuen Cadresgesetz zum Ausdruck gekommen sind. Im Einzelnen sieht das Gesetz Folgendes vor:

Wie schon kurz bemerkt, handelt es sich bei der Infanterie um weitere Beseitigung oder Umformung der vierten Bataillone. Diese Bataillone sollten nach dem Gesetz von 1897 in der Absicht geschaffen werden, der französischen Infanterie gegenüber der deutschen hinsichtlich der Zahl der Truppeneinheiten und Stärke den Vorsprung zu sichern. Der fehlenden Mannschaften wegen ist diese Maßregel niemals zur vollen Durchführung gelangt. Von den geplanten 145 Bataillonen sind überhaupt nur 87 aufgestellt worden und selbst diese haben die vorgesehene Stärke kaum erreicht. Einen Theil derselben hat man bereits wieder eingehen lassen, um die Cadres der drei andren Bataillone der Infanterie-Regimenter wenigstens einigermaßen auf ihrer Etatsstärke zu erhalten. Nur bei den Grenzcorps an der Ostgrenze sollen die vierten Bataillone bei denjenigen Regimentern erhalten bleiben, welche einen eignen Ergänzungsbezirk haben. Außerdem ist die Zusammenfassung einer Anzahl noch bestehender vierter Bataillone in zehn selbstständige Festungs-Regimenter vorgesehen. Ueber die Zweckmäßigkeit dieser Maßregel läßt sich streiten. Die Vertheidigung moderner Festungen erfordert allerdings für die dazu verwendeten Truppen eine besondre Ausbildung, die in den meisten Armeen, die deutsche nicht ausgenommen, vernachlässigt zu werden pflegt. Ob dies aber ein genügender Grund ist, besondre Festungs-Infanterie-Formationen aufzustellen, das möchte ich bezweifeln; besonders Frankreich, welches doch an großem Mangel dienstbrauchbarer Mannschaften leidet, sollte sich einen derartigen Luxus nicht erlauben.

Außerdem ist geplant: die Umformung der bestehenden vier Regimenter algerischer Tiralleurs zu sechs Bataillonen in acht Regimenter zu drei Bataillonen, eine Maßregel, die lediglich die zu stark gewordenen Regimenter dieser Truppengattung verkleinern will; ferner die Herabsetzung der Bataillone leichter afrikanischer Infanterie von fünf auf vier; die Beseitigung der Disciplinar-Compagnien und Abtheilungen, welche durch andre Einrichtungen ersetzt werden sollen; endlich die Beseitigung der Ergänzungscadres für die Subdivisions-Infanterie-Regimenter (mit eignem Ergänzungsbezirk), die Jäger-Bataillone, die Zuaven-Regimenter und die Bataillone leichter afrikanischer Infanterie. An deren Stelle sollen beim Stabe eines jeden Infanterie-Regiments Stellen für einen höheren Offizier, vier Capitains und einen Leutnant (für Reserve-Formationen), sowie ein besondrer Infanteriestab für alle außerhalb der Truppe verwendeten Offiziere, die nicht hors cadres (etwa à la suite) gestellt sind, neu geschaffen werden.

Hinsichtlich der für die Cavallerie vorgesehenen Veränderungen muß daran erinnert werden, daß in Frankreich wie in andren Staaten in letzter Zeit vielfach die Ansicht verfochten worden ist, diese Truppengattung habe auf Grund der neueren Kriegserfahrung an Bedeutung verloren und könne daher wesentlich verringert werden. In diesem Gedankengange wurde in der französischen Fachpresse der Vorschlag gemacht, zu Gunsten der als nothwendig erkannten Vermehrung der Artillerie die 13 Kürassier-Regimenter ganz abzuschaffen. Soweit ist nun zwar der Kriegsminister Picquard in seinem Entwurf zum neuen Cadresgesetz nicht gegangen, aber immerhin muß die Cavallerie einen nicht geringen Theil der Kosten für die künftige Neugestaltung des französischen Heeres tragen.

Da soll zunächst das 13. Kürassier-Regiment in ein Dragoner-Regiment umgewandelt werden, wohl um die für die Artillerievermehrung erforderlichen schweren Pferde in größerer Zahl verfügbar zu haben. Aus dem gleichen Grunde und der Ersparniß an Mannschaften wegen sollen die zwölf Kürassier-Regimenter von fünf auf vier Escadrons gebracht, also die Cavallerie um zwölf Escadrons geschwächt werden; eine für die Mobilmachung dieser Regimenter außerordentlich bedenkliche Maßregel. Ferner soll ein besondrer Cavalleriestab geschaffen und die Zahl der Capitäns und Leutnants beträchtlich verringert werden.

---

## Japanische Handelsprojecte und ihre Bedeutung für die europäischen Märkte.

Von A. Graf zu Fürstenberg-Fürstenberg.

Während der letzten Monate, da die Augen der ganzen politischen Welt auf Japans kleines Inselreich gerichtet waren, da die pénétration pacifique auf Korea und der amerikanisch-japanische Rassenconflict dem Scharfsinn internationaler Diplomatie immer neue Richtungen und Aufgaben zuwies, hat man eins und das Wichtigste übersehen gelernt: die Ziele und die Ausdehnung des japanischen Handels.

Was vor Jahrzehnten für die europäischen Märkte belanglos, als commercielles Problem des fernen, auf dem Weltmarkt kaum concurrirenden Ostasiaten erschien, das reift heute auf realer Basis seiner Verwirklichung entgegen. Den Territorialzuwachs, den ihm die letzten glorreichen Kriege eingebracht haben, weiß Japan fruchtbringend zu verwerthen. Noch vermögen wir uns kein genaues Bild seiner Pläne in Bezug auf Korea zu machen; aber eins können und müssen wir schon jetzt: die Lehren ziehen aus dem, was wir heute nach Verlauf von mehr als einer Decade Jahren überblicken können, was sich seit Beendigung des chinesisch-japanischen Krieges und der Besitzergreifung von Formosa am 17. April 1895 durch die Japaner vor den Blicken der erstaunten Welt abgespielt hat.

Die handelspolitischen Pläne Japans auf Formosa sind heute so ausgedehnt und einer so schnellen Verwirklichung in jeder Beziehung unterworfen, daß es mir aus Gründen des besseren Verständnisses für die augenblickliche Constellation geboten erscheint, etwas näher auf die Geschichte der jetzigen japanischen Provinz Taiwan (Formosa) einzugehen.

Von portugiesischen Seefahrern entdeckt und wegen seiner üppigen Vegetation und seines milden Klimas „Formosa“ d. h. die Schöne genannt, sah das von wilden Malaienstämmen bewohnte Eiland im 15. Jahrhundert die ersten Handelsniederlassungen. Im 17. Jahrhundert von holländischen Seglern umkreuzt und erforscht, erhielt Formosa um 1634 nahe der Nordspitze bei Tamsui das erste Fort Zelandia*), ein beherrschendes Felsennest, die Residenz der späteren en[illegible]lischen Consuln. 1661 drangen dann die chinesischen [illegible] unter dem berüchtigten Piratenführer Koxinga von [illegible] ein, schlugen überall die schwachen Besatzungen der Hol[illegible] eroberten zuletzt die Besatzung von Zelandia und machten [illegible]

*) Man liest ausführlich darüber in der „Nouvelle Géographie Universelle T. VII.“

Digitized by Google

so, sehr zum Nachtheil des unter holländischer Herrschaft erblühten Landes, zum Herrn der Insel. Zweieinhalb Jahrhunderte sollte nun Formosa unter dem Schutze des Drachenbanners bleiben.

Bis zum französisch-chinesischen Kriege nur ein Theil der Provinz Fokien, wurde es nach seiner Rückgabe durch die Franzosen dem vom Schlachtfelde zurückkehrenden General Liu-Ming-Chuan als Generalgouvernement und selbstständige chinesische Provinz mit einem Areal von 34000 Quadratkilometer Größe und einer Einwohnerzahl von $3^1/_2$ Mill. übergeben.

Jetzt begann eine glückliche und segensreiche Periode für das wirthschaftliche Gedeihen Formosas. Die Erpressungen, die ehemals die Beamten von Fokien in unerhörter Weise ausgeübt hatten, wurden mehr und mehr eingedämmt, eine Eisenbahnlinie, die zweite im ganzen chinesischen Reiche überhaupt, ging ihrer Vollendung entgegen, ja, endlich wurden sogar die wilden malaiischen Stämme, die dem Colonisationswerk bis jetzt getrotzt hatten, auf friedlichem Wege durch Geschenke gefügig gemacht.

Ganz waren die barbarischen Sitten der wilden Clans, die in wüthendem Rassenhaß heimtückische Kopfjagden auf die chinesischen Einwanderer veranstalteten, freilich nie auszurotten. Das ist jetzt bei Weitem anders geworden. Zwischen Japanern und Formosanern scheint bei einer größeren gegenseitigen Anpassungsfähigkeit auch eine engere Rassenverwandtschaft*) zu bestehen; jedenfalls sind die Kopfjagden seit Occupirung Formosas durch die Japaner erheblich zurückgegangen.

Wenn dies schon ein großer Vortheil für die Japaner war, so wurde er noch gemehrt durch die glückliche wirthschaftliche Lage, in der sich die fruchtbare Insel befand. Bisher waren die auf Formosa angesiedelten Chinesen für die Japaner scharfe Concurrenten in Bezug auf den Export des werthvollen Kampferholzes gewesen und hatten die Preise derartig gedrückt, daß den Japanern ungeheure Summen verloren gingen; jetzt schieden sie aus. Die mächtigen Urwälder mit ihren zahllosen Kampferbäumen lieferten Japan eine lange schon gewünschte und beneidete Geldquelle. Kohlen-, Eisen-, Kupfer- und Goldlager, deren Abbau noch kaum in Angriff genommen war, fielen ihnen mühelos in den Schooß.

Kein Wunder, daß die Japaner jetzt ihre ganze Kraft an die Erschließung des neugewonnenen Dorados setzten und durch Heranziehung wichtiger Handelsmonopole die übrigen Nationen von der jungen Besitzung so viel wie möglich fern zu halten suchten.

Der erste Schritt war die Einführung neuer Dampferlinien unter eigner Flagge, die Formosa und das Mutterland mit den Hauptabsatzgebieten, Korea, China, Java, den Philippinen, Indien, Australien und der Südsee, verbanden. Daneben lief die Regulirung der großen Hafenplätze Tamsui im Norden und Anping (Tainan) und Takau im Süden, deren geringe Tiefe zwischen 0 und 50 m, die löschenden Seedampfer 2 bis 3 km vor der Stadt zu ankern zwang. Außerdem wurde der Bau eines weiteren Hafenplatzes Kelung, zwanzig Meilen östlich von Tamsui, vollendet, dessen Wasserstand auch den tiefgehenden Dampfern das Ankern in unmittelbarer Nähe des Stapelplatzes gestattete und so die Japaner aller weiteren Schwierigkeiten, die die andern, häufig versandenden Anlegeplätze immer von Neuem boten, enthob. Heute ist Kelung fast der einzige Vertragshafen, der von europäischen Schiffen angelaufen wird, und die Centrale des ständig wachsenden japanischen Exports.

Seitdem es Japan geglückt ist, auf Formosa die Seidenzucht einzuführen, ist es jetzt neben China das wichtigste Seidenland. Seine Ausfuhr im Werthe von 65 Mill. Yen**) kommt der Ausfuhr von Frankreich und Italien zusammen gleich. Auch der Export von Seidenstoffen aus Formosaner Rohseide hat in Folge der billigen Arbeitslöhne einen ungeahnten Aufschwung genommen. Etwa für 15—20 Mill. Yen werden heute schon von Japan ausgeführt und die Nachfrage ist natürlich bei den außergewöhnlich niedrigen Preisen ständig im Steigen begriffen. Selbstverständlich liegt darin eine nicht zu unterschätzende scharfe Concurrenz für den europäischen Handel, zumal da Deutschland, Frankreich und Italien an der Seidenausfuhr lebhaft interessirt sind, und wir allein einen jährlichen Export im Werthe von 160 Mill. Mark besitzen. Es kommt noch hinzu der für Rußland ständig zurückgehende Petroleumexport nach China, ein Ausfuhrartikel, der ehemals rapide wachsende Zahlen in den Statistiken des Zarenreiches aufzuweisen hatte. Waren früher von den betheiligten Petroleumländern Rußland und Amerika 50—60 Mill. Gallonen, im Werthe von 3—5 Mill. Yen eingeführt worden, so hat sich heute die Einfuhr um $^1/_4$ fast bis $^1/_8$ reducirt. Und woran liegt das?

Die Japaner haben auf Formosa ergiebige Petroleumlager aufgefunden und gehen jetzt mit großen, theilweise von der Regierung fundirten Gesellschaften daran, die wichtigen Erdschätze auszubeuten. Sollten die neuen Bohrungen sich als ebenso erfolgreich erweisen, wie man es nach den Erfahrungen bei den alten, in Arbeit begriffenen Quellen annehmen darf, so würde das allmälig einen beinahe unersetzlichen Verlust für den interessirten europäischen Handel bedeuten, besonders da außer dem Formosaner Petroleum für China und Japan nur noch das billige amerikanische in Betracht käme. Die Ausfuhr von Metallen, von Kupfer, Blei, Eisen, Schwefel- und Bromerzen dürfte für uns vor der Hand weniger ins Gewicht fallen; dagegen kann für den englischen Einfuhrhandel die Entdeckung von mächtigen, abbauwürdigen Kohlenlagern bei Kelung immerhin einen merklichen Rückgang bedeuten.

Ebenso wie auf rein commerciellem Gebiete, hat Japan aber auch in verkehrstechnischer Hinsicht einen beachtenswerthen Aufschwung genommen. Die Routen zwischen China, Japan und Formosa, die früher zum Haupttheil von deutschen und englischen Schiffen befahren wurden, liegen heute ausschließlich in den Händen der Nippon-Yusen-Kaisha Dampfergesellschaft, die den ganzen, stetig wachsenden Verkehr besorgt.

Seit 1895 ist so der Handel mit Formosa, indirect mit Japan immer mehr gestiegen, und zwar, wie sich leicht und klar aus den folgenden statistischen Zahlen ergiebt, auf alleinige Kosten des Auslandes.*)

Während im Jahre 1873 sich der Verkehr ausländischer Schiffe auf 45000 t**) belief, 1874 = 15200 t, 1875 = 27600 t, 1876 = 31600 t, 1880 = 55000 t, 1891 = 60000 t, betrug er 1901 bereits 1011812 t und 1905 rund $1^3/_4$ Mill. t.

Der Import und Export, der 1880 auf $22^1/_2$ Mill. Mark bewerthet wurde, wuchs 1901 zu 43 Mill. Mk. und 1905 zu 53 Mill. Mk. an.

Die Einfuhr von Edelmetallen hatte im Jahre 1905 einen Werth von ca. 1 Mill. Mk., während die Ausfuhr an 2,5 Mill. Mk. heranreichte.

Im Ganzen war im Jahre 1905 eine Einnahme von ca. 42 Mill. Mk. zu verzeichnen bei einer Ausgabe von ca. 43 Mill. Mk.

Heute, so können wir schon jetzt mit Sicherheit annehmen (die neuen Statistiken sind leider noch nicht erschienen), wird die Exporteinnahme schon um ein Beträchtliches höher sein, als die Ausgabe für den Import, und in der Folgezeit wird sie aller Wahrscheinlichkeit nach, Hand in

*) Vergl. den Aufsatz über Japaner und Formosaner von Dr. Ernst v. Hesse-Wartegg. „Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung", Jahrgang 1895.

**) 1 Yen etwa = 2 Mk. nach der neuen Goldwährung von 1897.

*) Geographisch-statist. Weltlexicon und Statist. Materialien des Aus- und Einfuhrhandels in Japan für die Jahre 1901 und 1905.

**) Die Zahlen sind im abgerundeten Näherungswerthe angegeben.

Digitized by Google

Hand mit der Organisation des Geldverkehrs, die die Japaner jetzt auf Formosa durchführen, immer größere Zahlen in den Statistiken aufzuweisen haben.

Dabei dürfen wir eins nicht vergessen, daß der Import in der Hauptsache von Japan selbst auf Schiffen der vorher schon genannten Nippon-Yusen-Kaisha und verschiedner kleiner Gesellschaften erfolgt, und daß der Export von Europa so gut wie ausgeschaltet ist. Unsre Schiffe werden also in Zukunft fast nur dazu dienen, die Erzeugnisse und Rohproducte der ostasiatischen Concurrenz auf die europäischen Märkte zu werfen, um damit immer von Neuem die Existenzfrage für Millionen Benachtheiligter und Zurückgesetzter acut zu machen.

Ein Steuern dieser, sich leicht für manche Gegenden und Industriebezirke zu einer wirthschaftlichen Krise auswachsenden Lage, ist m. E., wenn nicht, wie vielleicht schon oft gefordert, durch eine allgemeine Emancipirung von gewissen Erzeugnissen Ostasiens möglich, auf legaler Grundlage nur durch scharf angezogene Schutzzölle zu erreichen, ein Präventivmittel, das für uns, wenigstens in der Gegenwart keinerlei Gefahr auf commerciellem Gebiet in sich birgt. Die ersten Schritte japanischer Wirthschaftspolitik haben wir gesehen, nun sollen wir die Augen offen halten; vielleicht ist Korea noch mehr als das kleine Formosa berufen, für die Märkte Europas ein Fiasco zu bedeuten.

---

## Graf Zeppelin.

Eine Studie von Regierungsrath Rudolf Martin (Berlin).

### 1. Die Bedeutung des Grafen Zeppelin.

Von seiner fünften vorjährigen Fahrt am 30. September 1907 ist Graf Zeppelin als Eroberer der Luft zurückgekehrt. Dieser Tag wird in der Geschichte der Erfindungen stets eine besondere Bedeutung haben. Die Zurücklegung einer Entfernung von 350 Kilometer im lenkbaren Motorballon bei einer Fahrtdauer von 7 Stunden übertrifft um Vieles alle bisherigen Leistungen auf dem Gebiete der Motorluftschifffahrt. Wenn es der vom Ingenieur Juillot gebauten „Patrie“ auch gelungen ist, 240 km zurückzulegen, so war dabei die Eigenbewegung doch nur etwa 35 km pro Stunde gegenüber 50 km bei der Fahrt des Grafen Zeppelin. Seit dem 24. September v. J., dem Beginn der vorjährigen Aufstiege des Zeppelinschen Aluminiumluftschiffes Nr. 3, hat Graf Zeppelin alle früheren Recorde nach der Entfernung wie nach der Dauer von Tag zu Tag mehr in den Schatten gestellt. Jetzt hat die Aera der Riesenleistungen begonnen. Dieser Fahrt werden bald längere und weitere folgen. Aber der Abstand des Recordes vom 30. September von allen früheren ist so bedeutungsvoll, daß er zum ersten Mal das Wesen des Motors in der Luft darlegt. Das von dem Grafen Zeppelin am 30. September 1907 eingeleitete Zeitalter der Motorluftschifffahrt bedeutet nichts anderes als die Befreiung des Menschen von den Hindernissen der Erdoberfläche und die Erhebung des Menschen zum Herrscher über den Luftocean.

Das Zeppelinsche Aluminiumluftschiff Nr. 3 übertrifft alle andern Motorballons um Vieles durch die Größe seiner Tragfähigkeit, seiner Eigenbewegung, seines Actionsradius und seiner Betriebssicherheit. Alle diese Vorzüge wurzeln in dem Aluminiumsystem. Die Bedeutung des Zeppelinschen Erfolges beruht darin, daß er das System entdeckt hat, mit dem die größten Erfolge für die „Leichter als die Luft“ zu erzielen sind. Die Eigenthümlichkeit seines Systems besteht in dem riesenhaften Aluminiumgerippe, welches mit Pegamoid-Leinewand, einem wasserdichten Stoff, überzogen ist. In dieser äußeren Hülle ruhen wohlverwahrt die 16 Gasballons, welche das Luftschiff tragen. Aluminiumluftschiffe kann man mit Erfolg nur in großem Style bauen. Die Zeppelinsche Nr. 3 bezeichnet die untere Grenze der zum Bau erforderlichen Größe. Die in Aussicht genommene Nr. 4 wird wesentlich größer sein. Beträgt ihr Durchmesser 13 m statt bisher 12 m, so kann die Nr. 4 nicht weniger als 30 Personen tragen. Das bisherige Luftschiff Nr. 3 von 11300 cbm Gasinhalt würde 20 Personen tragen können, wenn die beiden Gondeln groß genug wären. Bei den großen Fahrten vom 24. bis 30. September 1907 hat die Nr. 3 regelmäßig 11 Personen an Bord gehabt. Auf Grund der hohen Tragfähigkeit kann dies Luftschiff 2 Motoren von je 85 PS in gesonderten Gondeln bei sich führen. Diese 170 PS sind wiederum die Hauptursache der hohen Eigenbewegung von 14 m in der Secunde oder 50 km in der Stunde. Das im Bau begriffene Luftschiff Nr. 4 wird gleichfalls 2 Daimler-Motoren tragen, die aber um Vieles leichter sind als die bisherigen und zusammen 280 PS haben. Bei diesen neuen Motoren wiegt die PS nur 2 kg gegenüber den 4 kg der bisherigen Motore. Das Wellmannsche Polarluftschiff von 7349 cbm Gasinhalt hat durch seinen anfangs erfolgreichen Kampf gegen einen scharfen Nordostwind gezeigt, daß auch nichtstarre Motorluftschiffe in sehr großem Style gebaut werden können. Ein unstarres oder halbstarres Motorluftschiff von dieser Größe würde auch 2 Motore zu tragen vermögen. Wir wissen nicht, wo die Grenze für die Größe eines nichtstarren Motorluftschiffes liegt. Wahrscheinlich erscheint, daß sie nicht annähernd so groß gebaut werden können als die starren Aluminiumluftschiffe. Das Räthsel der Zukunft ist die Ermittlung der Grenze für den Bau der Rieseluftschiffe aus Aluminium. In den kommenden Jahren wird diese Frage die Welt viel mehr interessiren als die zunehmende Größe und Schnelligkeit der transatlantischen Schnelldampfer und Schlachtschiffe. Wie bei den Seeschiffen, so nimmt bei den Luftschiffen mit der Größe auf Grund der größeren und mehr leistungsfähigen Motore die Eigenbewegung zu.

Der Vorzug der unstarren und halbstarren Motorluftschiffe beruht gewissermaßen in ihrem geringen Umfange. Der Parsevalsche Motorballon von nur 3000 cbm Gasinhalt ist in ungefülltem Zustande auf nur 2 Landfuhrwerken oder Trainwagen transportabel, und erfordert zu seiner Zusammensetzung nur einige wenige Stunden. Diese leichten unstarren Motorballons werden in künftigen Kriegen jeden größeren Truppentheil bis zur Brigade herab begleiten und die Aufklärung in der nächsten Umgebung von 50 km im Umkreis übernehmen. Mit dem Ballon muß aber auch das Wasserstoffgas in Stahlflaschen auf einer Reihe von Wagen transportirt werden. Dadurch wird aber der Verwendung dem unstarren und halbstarren Motorluftschiffe eine engere Grenze gezogen. Das Aluminiumluftschiff verzichtet darauf, in ungefülltem Zustande transportirt zu werden. Es wählt seinen Weg durch die Luft und trägt den nothwendigen Vorrath an Benzin wie Gas auf Tage bei sich.

Die hauptsächliche Bedeutung des Zeppelinschen Aluminiumsystems ruht in der Weite des Actionsradius. Nach der theoretischen Berechnung des Grafen Zeppelin kann sein Aluminiumluftschiff Nr. 3 in 60 Stunden à 50 km mit beiden Motoren zusammen die riesenhafte Entfernung von 3000 km zurücklegen. Mit nur einem Motor kann es in 120 Stunden à 40 km sogar 4800 km durchfahren, eine Entfernung, die nahezu der Breite des atlantischen Oceans von Irland bis Amerika entspricht. Die Zukunft allein wird zeigen, in wie weit die Praxis die theoretische Berechnung dieses genialen Erfinders bestätigt. Die Geschichte der Erfindungen lehrt, daß sich in der Praxis Hindernisse früher zeigen, als die Theorie es für möglich hält.

Die durch das starre Aluminiumgerippe versteifte Außenhülle des Zeppelinschen Aluminiumluftschiffes wird durch das natürliche Entweichen des Gases aus den 16 in ihr ruhenden

Digitized by Google

Gasballons in ihrer Form nicht beeinträchtigt. In der Erhaltung der prallen Form ruht der Hauptvorzug des Zeppelinschen Aluminiumsystems. Am 30. September ist das Zeppelinsche Luftschiff Nr. 3 nach der mehr als siebenstündigen Fahrt und einer Zwischenlandung nochmals eine Stunde durch die Luft gefahren und somit im Ganzen nahezu $8^1/_2$ Stunden in der Luft gewesen. Niemand kann einen technischen Grund nennen, welcher die theoretische Berechnung des Grafen Zeppelin über die Größe seines Actionsradius widerlegt. Die Fachmänner aller Staaten sehen mit Spannung den kommenden Fernfahrten des Grafen mit seiner Nr. 4 entgegen. Es ist bekannt, daß er vom Bodensee nach der jetzt eintretenden Ruhepause die Nordsee und vielleicht auch die Stadt Berlin gelegentlich aufsuchen will. Die Entfernung nach beiden Punkten ist vom Bodensee ungefähr 650 km weit. Nach der Berechnung des Grafen Zeppelin kann sogar sein weniger leistungsfähiges Luftschiff Nr. 3 selbst gegen einen ungünstigen Wind von 6 m in der Secunde nicht weniger als 1700 km anfahren. Da dieser Wind im Durchschnitt des Jahres als ein normaler bezeichnet werden muß, kann man sagen, daß sein Actionsradius 850 km beträgt. In diesen Actionsradius fällt vom Bodensee aus nicht nur die Stadt Berlin, sondern sogar London, das nur 750 km vom Bodensee entfernt ist. Noch bequemer ist das nur 500 km entfernte Paris zu erreichen. Eine jede dieser drei Städte kann das Luftschiff Nr. 3 und besonders das größere Luftschiff Nr. 4 besuchen und wieder in seine Bergungshalle am Bodensee zurückkehren, ohne unterwegs landen zu müssen.

Für ein Luftschiff von so großem Actionsradius ist also das Gebundensein an die Bergungshalle auf dem Wasser des Bodensees keine erhebliche Beeinträchtigung der Brauchbarkeit. Sobald man die Aluminiumluftschiffe für das Heer und die Marine einführt, wird man auf zahlreichen Seen und Teichen längs der Landesgrenze und ebenso in den Reichskriegshäfen eiserne drehbare Ballonhallen errichten. Auch bei Helgoland, Norderney und Borkum dürften solche Ballonhallen im Meere verankert werden.

Das Vorhandensein von 2 Motoren in 2 verschiedenen Gondeln, sowie der 16 Gasballons in getrennten Zellen erhöht die Betriebssicherheit des Aluminiumsystems außerordentlich. Bei allen übrigen Motorluftschiffen bildet die Gasblase ein ungetheiltes Ganzes. Jede erhebliche Verletzung der einheitlichen Gashülle muß daher ein nichtstarres Motorluftschiff zum Sinken bringen.

Innerhalb seines Actionsradius kann das Zeppelinsche Aluminiumluftschiff jeden Punkt sowohl auf dem Lande als auf dem Wasser als in der Luft erreichen. Noch wissen wir nicht, welche Höhe es zu erreichen vermag. Nach den bisherigen Fahrten kann es ohne Ballast- und Gas-Abgabe lediglich auf Grund des Höhensteuers seine Lage nach oben oder unten um 300 m verändern. In der Hauptsache dürfte ganz Europa in den Actionsradius, wenn noch nicht der Nr. 3, so doch der Nr. 4 dieses Riesenluftschiffes aus Aluminium fallen. Daher kann jeder Punkt Europas, sei er auf dem Lande, sei er auf dem Wasser, mit diesem Luftschiff auf dem kürzesten Wege, mit der größten Geschwindigkeit, mit den geringsten Kosten und mit der größten Sicherheit, vielleicht auch mit der größten Annehmlichkeit erreicht werden. Diese Eigenschaften habe ich in meinem Buche „Die Eroberung der Luft, kritische Betrachtungen über die Motorluftschifffahrt“ (Berlin, Verlag von Georg Siemens) als die charakteristischen Merkmale eines brauchbaren Motorluftschiffes hingestellt.

---

## Voraussetzungsthiere.

Von Dr. Th. Zell (Berlin).

Was sind Voraussetzungsthiere? — wird der geneigte Leser fragen, davon habe ich noch nie etwas gehört.

Die Antwort ist sehr einfach. Jeder Mensch hat schon einmal die Schwimmkünste eines Seehundes oder eines Fischotters im Zoologischen Garten bewundert oder Enten und Schwäne oder Fische schwimmen sehen. Kein Vernünftiger zweifelt daran, daß, wenn der Seehund unbeholfen auf dem Lande humpelt, oder Enten und Schwäne auf der Erde watscheln, und nun gar Fische an der Luft erbärmlich zappeln, ihnen eine Voraussetzung, nämlich das Vorhandensein ihres eigenen Elements — hier des Wassers — fehlt.

Der Adler, der in unermeßlichen Höhen schwebt, ist wie die meisten Raubvögel auf ebenem Boden entsetzlich unbeholfen — er hüpft, daß man darüber lächeln muß. Der pfeilschnelle Mauersegler steht sogar in dem — allerdings unbegründeten — Verdacht, daß er sich von der Erde überhaupt nicht erheben könne. Auch hier sieht Jeder ein, daß diesen Thieren die Voraussetzung der Entfaltung ihres eigentlichen Könnens, der unermeßliche Luftraum, fehlt.

Bei allen den genannten Thieren ist es so augenscheinlich, daß sie sich nicht, wie der Mensch, auf dem festen Erdboden am wohlsten fühlen, sondern ihr volles Können erst unter andern Umständen zu entfalten vermögen, daß das nicht erst besonders hervorgehoben zu werden braucht.

Bei den meisten andern Thieren setzt aber der Mensch gewöhnlich voraus, sie müßten sich genau wie er am wohlsten auf der festen Ebene fühlen. Den anthropocentrischen Standpunkt, d. h. den Standpunkt, alles von dem kleinen Schiebefenster der menschlichen Eigenthümlichkeiten aus zu beurtheilen, kann selbst der Gebildete schwer überwinden. So leidet beispielsweise der Affe, der von Hause aus schon kein hübsches Geschöpf ist, bei dem Durchschnittsmenschen außerordentlich darunter, daß dieser vergißt, den Affen ebenfalls als ein Voraussetzungsthier zu betrachten. Auf dem blanken Boden eines Käfigs spielt der Affe eine traurige Rolle, weil hier seine Beine zu kurz und zu schwach und seine Arme zu lang sind. Ganz anders ist er aber in seinem Element, wenn er im Gezweige klettert. Hier ist der beste Kletterer unter den Menschen verglichen mit dem Affen ein Stümper. Hier kommen diesem die gewaltigen Arme und die kurzen Beine vortrefflich zu statten.

Man fingire einmal den Fall, eine Heerde Orang-Utans hätte eine Anzahl Europäer gefangen, darunter auch große Gelehrte, und wollte sich einmal diese weltberühmten Geschöpfe näher ansehen. Zu diesem Zwecke würden die Menschen in das Element der Affen — die luftigen Höhen auf den Zweigen riesiger Bäume — gebracht. Welche traurige Rolle würden dort die Menschen, insbesondere die Gelehrten, spielen! In der Angst herunterzustürzen und von Schwindel gepackt — Affen sind, nebenbei bemerkt, schwindelfrei — böten sie ein Bild des Erbarmens. Ist es also gerecht, daß wir über den Affen lachen, der auf bloßem Erdboden eine bedauernswerthe Erscheinung ist?

Die Affen scheinen fliegen zu können, heißt es mit Recht in einer Schilderung. Sätze von sechs bis acht Meter Sprungweite sind ihnen ein Spaß; von dem Wipfel eines Baumes springen sie zehn Meter tief hernieder auf das Ende eines Astes, beugen diesen durch den Stoß tief herab und geben sich, während der Ast zurückschnellt, noch einen mächtigen Schwung, strecken Schwanz oder Hinterbeine als Steuer lang aus, und durchfliegen wie ein Pfeil die Luft. Sofort nach glücklicher Ankunft geht es weiter, auch durch die fürchterlichsten Dornen, als wandele man auf getäfeltem Fußboden. Eine Schlingpflanze ist eine höchst bequeme Treppe für die Affen, ein Baumstamm ein gebahnter Weg. Sie klettern vor- und rückwärts, oben auf einem Aste hin

Digitized by Google

oder unten an ihm weg; wenn man sie in einen Baumwipfel wirft, erfassen sie mit einer Hand ein Zweiglein und hängen an ihm geduldig, bis der Ast zur Ruhe kommt, steigen dann an ihm empor und so unbefangen weiter, als hätten sie sich stets auf ebenem Boden befunden. Bricht der Zweig, so fassen sie im Fallen einen zweiten, hält dieser auch nicht, so thut es doch ein dritter, und im Nothfalle bringt sie ein Sturz auch nicht aus der Fassung. Was sie mit der Hand nicht ergreifen können, fassen sie mit dem Fuße oder die neuweltlichen Arten mit dem Schwanze. Dieser wird von allen als Steuer angewandt, wenn weite Sprünge ausgeführt werden sollen, dient auch sonst noch zu den verschiedensten Zwecken, sei es selbst als eine Leiter für den nächsten.

Ein Theil der Affen besteigt allerdings Bäume nur im Nothfalle, das sind die Paviane. Aber auch diese lieben die Höhen; denn sie sind wie Gemsen, Steinböcke, Wildschafe ꝛc. vortreffliche Felsenkletterer. Eine wandernde Pavianheerde, mit der Brehm in Afrika zusammentraf, schildert er folgendermaßen: Die ganze Kette setzte sich in Bewegung und wogte an der Felswand dahin mit einer Sicherheit, als ob die Gesellschaft auf ebenem Boden sich fortbewege, obgleich wir nicht absehen konnten, wie es nur möglich war, festen Fuß zu fassen. Ein schmales Gesims schien von den Affen als höchst bequemer Weg betrachtet zu werden. Nur an zwei Stellen, wo sie einmal gegen drei Meter in die Tiefe und beinahe ebenso wieder aufsteigen mußten, bewegte sich der Zug langsamer und vorsichtiger.

Kletterthiere wie die Affen sind auch Marder, Eichhörnchen, Haselmäuse u. s. w. Auch die Katze kommt auf ebenem Boden nicht zur Geltung. Hier ist ihr jeder mäßige Hund an Geschwindigkeit überlegen. Deßhalb macht eine Katze einen so viel vortheilhafteren Eindruck, wenn sie sorglos oben auf dem Sims sitzt, als wenn sie sich scheu auf ebener Straße umsieht, ob nicht irgend ein Feind naht.

Alle Katzen sind aber ferner Terrainkünstler. Als Schleichraubthiere sind sie nämlich nicht im Stande, eine Beute durch anhaltendes Laufen zu erhalten, wie das Wölfe und wilde Hunde thun, sondern sie müssen ihr Opfer überlisten. Daher die absolute Lautlosigkeit bei ihnen, die sie den meisten Menschen verhaßt macht. Verstehen es doch selbst die Riesenkatzen wie Löwen und Tiger ihren gewaltigen Körper so zu verbergen, daß sie oft vom Jäger übersehen werden.

Man kann sich denken, wie einem Thiere zu Muthe sein muß, wenn es in einen vollkommen ebenen Käfig ohne jede Deckung gebracht wird. Grade allen Katzenarten ist seit Jahrtausenden als erster Grundsatz eingeprägt worden: Verbirg Dich! Aber wie kann man sich verbergen, wenn es keine Gelegenheit dazu giebt.

Unser Reineke, der eine Mittelstellung zwischen Hund und Katze einnimmt, hat wie die Letztgenannte ebenfalls den Grundsatz, stets eine Deckung zu suchen, weßhalb ihn der Unerfahrene im Freien gar nicht sieht, selbst wenn der rothe Räuber sich in seiner unmittelbaren Nähe aufhält. Aeußerst vorsichtig, schreibt ein genauer Kenner Reinekes von ihm, strolcht er langsam dahin, äugt und windet von Zeit zu Zeit, sucht sich beständig zu decken und wählt deßhalb immer die günstigsten Stellen zwischen Gestrüpp, Steinen, hohen Gräsern und dergleichen zu seinen Wegen, Pässen oder Wechseln. So lange es irgend angeht, hält er das Dickicht, und wenn er dieses verlassen muß, geschieht es sicher nur da, wo einzelne Büsche und ähnliche Deckungsmittel ihm nach einer andren ebenso günstigen Stelle des Waldes gleichsam eine Brücke schlagen. Daher kennen erfahrene Jäger die Fuchspässe sehr genau und können mit ziemlicher Sicherheit im Voraus bestimmen, welchen Wechsel Reineke unter den grade obwaltenden Umständen annehmen wird.

Deßhalb macht auch ein Fuchs im Käfig eines Zoologischen Gartens gewöhnlich einen wenig günstigen Eindruck, weil ihm eben die deckungsfreie Ebene ein Gräuel sein muß.

Auf andre Voraussetzungsthiere, die stets in Höhlen flüchten, wie Kaninchen, Ziesel, Meerschweinchen u. s. w. nehmen wir gewöhnlich mehr Rücksicht, indem wir ihnen solche natürlichen Schlupfwinkel künstlich herstellen.

Von diesem Standpunkt aus wird es ganz verständlich, warum unsre Hausthiere einen so grundverschiedenen Eindruck machen. Am schönsten von allen finden wir Pferde und Hunde — und warum? Weil sie eben genau wie der Mensch keine Voraussetzungsthiere sind, sondern sich auf ebenem Boden ohne Deckung am wohlsten fühlen. Dann kommen Ziegen und Schafe, die eigentlich Höhenbewohner sind. Das Schwein ist von Hause aus Sumpfbewohner und Liebhaber des Dickichts — deßhalb gefällt es uns sehr wenig. Obwohl Hühner Vögel sind, machen sie sich trotzdem sehr gut. Das kommt daher, weil alle Hühner schlechte Flieger sind und gewöhnlich auf dem Erdboden leben, also zu dem Menschen vortrefflich passen. Enten, Gänse, Schwäne spielen auf dem Lande selbstverständlich eine wenig vortheilhafte Rolle. — Hieraus wird auch verständlich, weßhalb das Rind uns so viel weniger gefällt als das Pferd. Der Einhufer ist gewöhnlich ein Thier der freien Ebene, das Rind gehört von Hause aus in den dichten Wald. In vortrefflicher Weise hat diesen Unterschied zwischen Pferd und Rind Reinhold Hensel nachgewiesen, dem sich bei den verwilderten Hausthieren in Brasilien die beste Gelegenheit zu Studien auf diesem Gebiete bot. Das Rind aus dem weiten Feld, dem Camp, schreibt er, ist oft an den Anblick des Waldes nicht gewöhnt. Es betrachtet ihn zuerst mit einiger Scheu und wagt sich nur vorsichtig hinein. Bald aber geht eine merkwürdige Veränderung mit einzelnen Individuen vor. Sie erwachen im Dunkel des Waldes wie aus einem tiefen Traum. Sicher steigt ihnen eine dunkle Ahnung wie eine unbewußte Erinnerung auf, hier sei ihre alte Heimath, dieses Rauschen in den hohen Laubkronen, diese kühle Dunkelheit sei ihnen längst bekannt gewesen. Mit Lust erprobt der junge Stier die Kraft seiner Lungen, und der mächtige Widerhall, der sich auf dem Camp lautlos verlor, reizt ihn nur zu stets erneuter Anstrengung. Diejenigen Individuen, in denen der Sinn für die Freiheit des Naturlebens noch nicht ganz erloschen war, besinnen sich schnell, entsagen dem Camp und seinen Genüssen und schließen sich an die verwilderten Stammesgenossen an. Wenige Tage genügen, sie an Wildheit dem Hirsch gleich zu machen. Nur in der Nacht treten sie vorsichtig aus dem Walde heraus, um unmittelbar an seinem Rande zu weiden.

Den meisten Hausthieren fehlen also bei den menschlichen Verhältnissen ihre natürlichen Voraussetzungen, und deßhalb ist es ein großes Unrecht, sie alle über einen Kamm zu scheeren. Es wäre das genau dasselbe, wenn man von einem Bauer verlangte, er solle sich im Salon gewandt benehmen oder von einem Gelehrten, er solle die Kühe zweckmäßig füttern. Was hier von den Hausthieren gesagt ist, gilt auch von gefangenen Thieren. Wir dürfen niemals vergessen, daß wir ein Thier nicht richtig beurtheilen können, wenn ihm im Käfig die natürlichen Voraussetzungen fehlen, die wir für einzelne soeben kurz geschildert haben.

---

## Damaskus.

Von Karl Hans Strobl (Brünn).

Als wir in Damaskus ankamen, erfuhren wir, daß eben auch der heilige Teppich von Mekka zurückgekehrt sei. Leider war der Einzug der Pilger schon vorüber, und wir hatten es also versäumt, das heilige Mahmil zu begrüßen, den Baldachin, unter dem der neue Teppich des Sultans zur Kaaba gebracht und der alte zurückgeführt wird. Wir hatten

Digitized by Google

den Emir ul Haddsch, den Obersten der Pilgerkarawane, nicht gesehen und den Generalgouverneur und die Ulemas nicht, die alle dem förmlichen Aufzug beiwohnen.

Dieser Aufzug ist ein repräsentatives Fest, bei dem die Staatsgewalt und die geistliche Gewalt in schönem Einvernehmen alle Pracht entfalten. Ein prunkvolles Schauspiel, das etwa unsrer Frohnleichnamsprozession entspricht.

Hier in Damaskus aber wird es mit ganz besonderer Feierlichkeit begangen, denn wenn die Pilgerfahrt wohlgefällig und vollkommen sein soll, so muß sie von hier aus begonnen werden. In der Vorstadt Meidân wird die große Karawane zusammengestellt, und das Thor, durch das die Mekkapilger ziehen, ist gesegnet. Es heißt Banwâbet Allâh, das „Gottesthor", und Allah hat jeden Stein an ihm gezählt. Deshalb erspart sich die Stadtverwaltung diese Mühe und läßt es zerbröckeln, wie es will.

Mir war ein wenig wirblig zu Muth, und ich fand mich immer wieder auf dem Weg, mir zu beweisen, daß ich wirklich in Damaskus war und in einem Wagen ins Hôtel fuhr.

Wir waren in Damaskus! der Wunderstadt, mit Bagdad und Kairo die Stadt, in der die arabische Cultur des Ostens ihre reichsten Blüthen entfaltete. Hier herrschte die Dynastie der Ommejaden, hier fand das dicke, gutmüthige Monstrum Muawija Mittel und Wege, Reichthum in die Thore zu leiten und eine fruchtbare Schichte zu begründen, aus der ein ganzer Orchideenwald des Luxus erstehen sollte. Ein ritterlicher Minnehof entstand hier, dessen Motto über jedem deutschen Minnehof hätte stehen können: „Wein, Weib, Gesang". Die Frauen hatten hier viel zu sagen, denn noch hatte der Islam nicht ihre Knechtung vollzogen, noch hatten die Türken die Knechtung nicht zu vollkommener Sclaverei durchgeführt. Es lebte in den Frauen am Hof der Ommejaden noch etwas vom Geist der Freiheit, der heiteren Lebenslust und Kühnheit, die den Arabern neben so vielen Dichtern auch nicht wenig Dichterinnen erstehen ließ. Noch hatten sich die Stämme der Wüste aus den versinkenden Culturen nichts andres als den Keim des Lebens geholt. Noch hatte sie die Fäulniß der großen Seuchenherde Rom und Byzanz nicht ergriffen. Es muß ein Glanz und ein reiner Klang über der Stadt gewesen sein und die kühlen Gärten der Paläste sahen wetteifernde Sänger, die sich um die Gunst schöner Frauen bewarben.

Nämlich: die Eunuchen sind erst später aufgekommen. Hier in Damaskus, als eine muckerische Reaction entstand und als das lustige Leben vielleicht auch allzu üppig wurde.

Wenn Mekka der Brennpunkt des religiösen Lebens für den Islam ist, so ist Damaskus der Brennpunkt seiner künstlerischen Cultur, und nur das maurische Reich in Spanien hat in seinem Granada eine ähnliche Stätte.

Und ich, der ich meinen Reisegefährten mit seinem libanesischen Cederglauben ein wenig verspottet hatte, gerieth hier in eine gleiche Stimmung. Und weil uns Deutschen immer Goethe einfällt, wo wir auch seien, sprach ich leise vor mich hin:

„In die Traum- und Zauberſphäre
Sind wir, scheint es, eingegangen."

Aus der Traum- und Zauberſphäre riß mich eine diplomatische Unterhaltung mit einem Dragoman, den wir für Morgen aufnahmen, um einen Gang durch die Bazare zu machen. Aber da ich befürchtete, der Dragoman könne es wichtiger finden, sich bei den Kaufleuten, denen er uns ausliefern würde, seine Provision zu verdienen, als mir ein richtiges arabisches Winkelweck zu zeigen, begab ich mich schon heute auf eigne Faust ins Gewühl. Man muß schon eine gute Quantität Orientirungsvermögen besitzen, um sich in einem arabischen Stadttheil zurechtzufinden. Die Pläne der Reisehandbücher sind hier gar nicht zu gebrauchen, denn die Gassen und Gäßchen haben keinen längeren Bestand, als Waldwege. Wie bei uns die engen Wege im dichten Forst fast alljährlich ihre Richtung ändern, so geht es mit den Seitengassen und Durchgängen der arabischen Städte. Wenn ein Haus heute altersschwach wird und sich quer über eine Straße zur Ruhe legt, so wird der Schutt nicht etwa weggeräumt, sondern der Verkehr sucht sich einen andern Pfad, daneben, dahinter, indem er einen Durchgang benützt, der über Höfe und durch von Schmutz schlüpfrige Gänge führt, bis ein richtiger „Weg" daraus wird. Da hilft nichts, als der Instinct der Orientirung, der nicht erworben werden kann, sondern angeboren sein muß, wie etwa das Tactgefühl des Aristokraten oder der Geruchsinn der Hunde.

Ich schritt voran, nahm Moscheen und Straßenkreuzungen zum Merkmal und führte meine Reisegefährten kreuz und quer durch ein wahrhaftiges Labyrinth. Die großen Bazarstraßen sind überdeckt, wie unsre großstädtischen Passagen. Nur ist die Decke hoch oben angebracht und besteht nicht aus Glas, sondern aus baufälligen Ziegelgewölben, in denen die Steine so lose stecken, wie die Milchzähne im Kiefer der Kinder. Und wo ein Theil des Gewölbes herunter gebrochen ist, da hat man das Loch einfach mit Brettern zugedeckt. Man ist hier wohl vor der Sonne geschützt, aber dafür können auch die Sümpfe niemals austrocknen, die vor den Buden der Händler entstehen, indem alle Flüssigkeiten einfach auf die Straße gegossen werden. Man wandelt zwar im Schatten, aber auch in einem zähen Brei, durch den an einzelnen Stellen schmale Bretter führen. Diese Brücken sind so vereinzelt und scheinbar zufällig vorhanden, daß man den Eindruck hat, als seien sie nur dort zu finden, wo die Bretterdecke einmal herabgebrochen ist und man noch nicht alle Planken weggeschafft hat, um irgend einen rechtgläubigen Kochherd damit zu speisen. Das ist der immer wiederkehrende Typus aller dieser großen Verkehrsadern, des Sûk es surûdschije, des Sattlermarktes, des Sûk el Arwâm, des Griechenbazars, des Sûk el Hanâdije, des Sûk es Asrânije, des Bazars der Küchengeräthe, des Sûk el manâchilije, des Siebmacherbazars, des Sûk el kutubije, des Buchhändlermarktes und des Trödelmarktes, der bezeichnender Weise den Namen Sûk el kumêle hat, des „Läusemarktes", was angenehme, kribbelnde Vorstellungen in Bezug auf die hier feilgebotenen alten Kleidungsstücke erweckt.

Mit großen spitzbogigen Thoren öffnen sich die Châne auf diese Straßen und man kann in diese Stapelplätze des Großhandels sehen, weite, von Säulen getragene Hallen, in denen sich eine Art von Waarenbörse abspielt, unter maßlosem Gebrüll und Händegefuchtel, so daß das Getümmel aussieht, als sei nicht ein Geschäft, sondern ein Gefecht im Gang. Selbst die Wiener Börse giebt nur eine schwache Ahnung von dieser orientalischen Lebhaftigkeit und die Hamburger Börse wirkt daneben wie ein Eisberg neben einem Vulkan. Die Portale dieser Châne zeigen die zierlichsten Stalaktitengewölbe, die Thürpfeiler sind mit köstlichen Ornamenten geschmückt. Aber die arabischen Straßenjungen schleifen seit Jahrhunderten ihre Messer an den zierlichen Ranken und feingemeißelten kufischen Buchstaben. Der schönste der damascener Châne besteht aus abwechselnden Lagen schwarzen und weißen Marmors. Aber der weiße Marmor leuchtet nicht mehr. Die weißen Streifen sind mit einer dicken Schmutzkruste überzogen, mit Rauch von den Feuerstellen der Hammelfleischbrater imprägnirt. Die schwarzen Streifen wohl auch, nur daß man es nicht sieht, woraus zu entnehmen ist, daß es immer vortheilhafter ist, Schwarz zu wählen, wenn man dem Schmutz nicht zu wehren beabsichtigt. Was allenthalben auf der Welt durch Parlamentswahlen bestätigt wird.

Plötzlich springen an irgend einer Straßenkreuzung Reste antiker Bauten vor. Corinthische Säulen in schlanker Schönheit mit reichen Capitälen, zwischen deren Akanthusblättern Klumpen von Schmutz kleben. Zwischen Lehm und Ziegeln zeigen mächtige Quadern an, daß hier die Gegenwart

Digitized by Google

auf der Vergangenheit gebaut hat. Und versteckt zwischen Bretterbuden und Schutthaufen der märchenhafte Eingang zu einer Moschee, deren Minareh man durch das nächste Loch in der Straßendecke emporstreben sieht. Ein solid gewölbter Gang aus Römerzeiten gleich daneben dient öffentlichen Zwecken und es ist unsagbar, welche Gerüche in dichten Wellen diesem Ort entströmen. Heine kann nichts Aergeres gerochen haben, als er seine neugierige Nase in Hammonias prophetischen Leibstuhl steckte.

An dem Straßenleben merkten wir noch den Wellengang des zurückfluthenden Pilgerstroms. Sämmtliche Völker Syriens waren vertreten und an dem Erstaunen, mit dem wir von Vielen betrachtet wurden, merkten wir, daß sich genug Bauern unter ihnen befanden. Sie äußern ihr Erstaunen auch nicht anders als unsre deutschen Bauern, durch Maulaufreißen.

Besonders viel Mäuler wurden in der Vorstadt Meidân aufgerissen. Meidân ist ein langer, wurstförmiger Annex an der knödelartigen Stadt, oder, mit einem andren Bild, der Stiel zu einer Hacke und reicht weit in die Umgebung hinein. Die Beduinen aber, das Edelvolk in Lumpen, in ihren gestreiften, groben Decken, die bei den Aermeren braun und weiß sind, während die Reicheren sich alle Farbenbuntheit gestatten, mit ihren grellen Kopftüchern, die durch einen gedoppelten Reifen aus Roßhaaren festgehalten werden, rissen weniger die Mäuler als die Augen auf. Es sind wilde, feurige, begehrliche Augen und sie blitzten recht verständlich zu Frau Else herüber. Für diese Sprache ist kein Dragoman nöthig und der Vers, den sich diese gebornen Dichter machten, lautete ungefähr folgendermaßen:

„Vergleich Deinen Leib ich dem grünenden Zweig —
Mein Gleichniß ist falsch und abgeschmackt;
Denn der Zweig ist am schönsten im vollsten Kleid —
Du aber am schönsten, wenn völlig nackt."

Diese Blicke waren ein lächelndes Prüfen, ein Betasten und sie nahmen der jungen Frau alle Kleider vom Leib. Ich gratulirte ihr zu ihrem Erfolg und sie wurde sehr roth dabei und sah eine Weile krampfhaft geradeaus. Trotz ihrer Lumpen sind diese Beduinen „erstklassige Menschen" oder wenigstens die Nachkommen von solchen, ganz andre Kerle, als die Ackerbauer, die das Kleben am Boden schwer und plump gemacht hat. Sie haben Anmuth und Kraft, und ich glaube, sie könnten Frauen gefährlich werden. Schlank und groß steht diese Rasse in der Geschichte und man fühlt sich den Ursprüngen der Menschheit, ihren frischen Quellen und ersten Abenteuern, bei ihnen näher.

Jenseits der Vorstadt es-Salâhîje an den Abhängen des Antilibanon, an dem kahlen Dschebel Kasjûn ist ja auch der erste Mensch geschaffen worden. So erzählt die mohammedanische Legende. Aus der rothen Erde dieses Berges formte Gott Adams Leib. Dann reckte er seine große Hand aus den Wolken und der Leib des Hingestreckten begann zu zittern unter dem Strom des Lebens, das brausend in ihm überfloß. Langsam, mit geschlossenen Augen erhob sich der Koloß, an dem noch die Erdenschwere hing und der erste Laut der werdenden Menschheit war ein tiefer Seufzer. Dann schlug er die Augen auf und sah Gott in der Wolke. Und dem Seufzer folgte ein Schrei des Glückes über das Licht, das er sah.

So hat Michelangelo das Werden der Menschheit erblickt und so hat er es uns gemalt.

Aber gleich neben dieser Stätte liegt Abels Grab, über dem in einer finstern Nacht ein furchtbares Stöhnen war, ein Röcheln und Weinen und von wo die schreckliche Wanderung der Verfluchten ihren Anfang nahm, eine Wanderung, die bis heute noch nicht geendet hat.

Und von es-Salâhîje, wo heute die wilden Kurden wohnen, die sich an dem großen Christengemetzel in Damaskus hervorragend betheiligten, bis nach Meidân hinaus führt eine elektrische Straßenbahn. Mitten durch das bunte Leben von Damascus eine elektrische Bahn. Die Leute von Damaskus haben ihre helle Freude an dem neuen, prächtigen Spielzeug. Sie sind wie die Kinder, unbesonnen, bedürfnißlos, verspielt, grausam wie die Kinder; unverschämt und zudringlich wie Kinder sind diese Orientalen. Und sie betrachten die Straßenbahn wie ein Spielzeug, an dem man gegen ein geringes Geld ein großes Vergnügen haben kann. Die französische Gesellschaft, die diese Straßenbahn gebaut hat, macht ein glänzendes Geschäft. Es giebt viele arme Teufel, die tagsüber auf den Straßen betteln oder unter Gebrüll ein paar Metalliks verdienen und Abends zweimal von einem Endpunkt der Bahn zum andern fahren, nur um der Freude an der Fahrt willen. Jeder der Wagen ist voll besetzt, unter fanatischem Geschrei wird er an jeder Haltestelle gestürmt. Sie klettern über die Brüstung, drängen und schieben und gewinnen sich noch Plätze, wo man es für unmöglich gehalten hätte. Die Elasticität dieser Knäuel von Menschenleibern scheint unbegrenzt zu sein. Mit Eleganz und Sicherheit springen sie während der raschesten Fahrt ab und auf, waghalsiger als irgend ein Berliner oder Wiener, weil sie keine Polizeiverordnung daran hindert, ihre Knochen zu riskiren, wenn es ihnen Vergnügen macht. Anfangs gab es wohl ein paar zerbrochene Arme und Beine, eingedrückte Rippen und zerbeulte Köpfe. Aber die Damascener haben sich rasch an die Besonderheiten der elektrischen Bahn gewöhnt und bis heute hat es eigentlich keinen ernsteren Unfall gegeben, als den Tod eines Esels. Diesem gefiel das neue Ding entweder zu sehr und seine Neugierde trieb ihn an, es recht nahe zu betrachten. Oder er wollte als Anhänger der alten Weltordnung gegen eine Neuerung protestiren, die allen Reitthieren gefährliche Concurrenz zu machen bestimmt ist, wollte durch eine nackensteife Opposition den Zeitgenossen Bewunderung einflößen. Ueber seine Motive ist nichts Näheres bekannt; man weiß nur, daß er sich auf die Schienen stellte und dem heransausenden Wagen heldenhaft entgegensah. Auf das Läuten des Motorführers antwortete er mit einem beharrlichen Kopfschütteln, daß die langen grauen Ohren nur so um den Kopf flogen. Es ereignete sich ein Zusammenstoß, bei dem der „Vater des Erwachens" sein Leben einbüßte.

Maschalla! Allah akbar!

Man kann sich nicht genug darüber wundern, daß nicht alltäglich einige Menschen niedergeworfen, überfahren, zerquetscht werden. Durch die engen, von Menschen wimmelnden Gassen fährt die Bahn in so haarsträubendem Tempo, daß man die Augen zumacht, wenn sie vorbeisaust. Die Leute stieben noch unmittelbar vor dem Motor, im letzten Augenblick auseinander und lachen sich hinterdrein gutmüthig und vergnügt zu, als hätten sie einen sehr gelungenen lustigen Streich ausgeführt. Nur die Kutscher haben keine Freude an der Straßenbahn; sie ballen die Fäuste und rufen den Wagen temperamentvolle Verwünschungen nach. Seit dem Bestehen der Straßenbahn sind sie in ihren Preisen um 50 Procent herabgegangen und wenn man schon früher billig genug in Damaskus zu Wagen fuhr — eines der billigen Vergnügen im Orient — so hat man jetzt schon fast ein unangenehmes Gefühl, als ob man einen armen Teufel ausbeutete.

Uebrigens können sich auch andre Leute als Kutscher und Wagenbesitzer an die Straßenbahn nicht gewöhnen. Man zeigte mir einen alten Schech eines nomadisirenden Beduinenstammes aus der Nähe von Damaskus. Er sah aus wie ein Patriarch und schritt stolz wie ein König des Alten Testamentes durch die Menge. Und man erzählte mir, daß er einmal auf der Straßenbahn fuhr. „Aber nie mehr wieder", sagte er, als er an der dritten Station ausstieg. „Gott hat mir gegeben zu verstehen, wie das Pferd und der Esel die Beine hebt, steht, sich in Trab versetzt, wie das Kameel

Digitized by Google

durch die Wüste läuft. Ich verstehe auch, wie die Eisenbahn fährt und das Dampfschiff. Es ist der Dampf, der aus dem Kessel kommt und durch Röhren geht und die Räder in Bewegung setzt. Alles das verstehe ich durch die Gnade Gottes, der mir einen offnen Sinn gegeben hat, das Schwierige und Dunkle zu begreifen, als wäre es leicht und licht. Aber ich kann nicht verstehen, wie diese Bahn fährt. Sie hat keine Beine wie der Esel, das Pferd und das Kameel. Aber sie hat auch keinen Dampf, wie die Eisenbahn und das Dampfschiff. Wer anders bewegt sie also, wie der hundertsiebzehnmal Vermaledeite: der Teufel? Der Führer hat einen Kasten vorne und dreht an einem Hebel und in diesem Kasten sitzt der, den Allah in das Meer versenken möge! Allah aalam!"

Weniger orthodox und verständnißlos zeigte sich die Geistlichkeit von Damaskus gegen die Elektricität. Ja, sie bewies ihr sogar weitgehendes Entgegenkommen. Als die französische Gesellschaft nach der schönen Landessitte mit vollen Händen an die Behörden Bachschisch auszutheilen begann, erschien eines Tages eine Deputation der Ulemas und Schechs der Priesterschaft bei der Direction. Sie begann mit einem Lob Allahs und mit Segenswünschen für den Director und seine ganze Familie und seine Ahnen und Nachkommen bis ins siebzehnte Glied. Und nach Verlauf einer Stunde erfuhr der Director, was die Deputation hergebracht hatte. Man versprach, sich den Plänen der Gesellschaft mit keinerlei Koranbedenken entgegenzusetzen, ja, sie sogar wärmstens zu fördern, wenn die Gesellschaft geneigt wäre, die große Moschee — elektrisch zu beleuchten. Die Direction zögerte keinen Augenblick und jetzt hängt der Bachschisch der Gesellschaft in Gestalt von sechs Bogenlampen von der Decke der ehemaligen Basilika, unter der großartigen kubbet en niss, der „Geierkuppel" und das opalisirende Milchglas ist geschmückt mit Reflexen der bunten Glasfenster, der Mosaiken der Wände und der rings an den Friesen umlaufenden, goldenen Koransprüche.

---

## Wilhelm von Scholz.

Von Richard Schaukal (Wien).

Der Essay wird bei uns noch immer vielfach mit dem Feuilleton verwechselt. Kaum ist ein stärkerer Gegensatz denkbar. Nicht nur in der Architektonik, auch im Material ist da nichts Gemeinsames. Man kann ein glänzender Feuilletonist sein, ohne die geringste Gewähr für die Bewältigung einer „essayistischen" Aufgabe zu bieten. Ja, man wird nicht allzu voreilig dem „geborenen" Feuilletonisten jenes Gebiet versagen mögen. Sicherlich muß ein Essay, vorgetragen mit den Mitteln des Feuilletonismus, wie ein „hölzernes" Thürgesims aus Gyps verdrießen. Im Wesen des Feuilletons liegt die launige Behaglichkeit der Verbreiterung, das Hinundher des Oberflächenkräuselns: der Essay ist ein Extract, ein Resultat. Das Feuilleton läßt seine Enden gleichsam immer aufflattern, es schmückt sich, niemals mit der Toilette zu Rande gediehen, kokett vor dem Spiegel der eigenen Worte. Es hat alle reizenden Verruchtheiten des Momentanen, der Laune, das Nebenbei, das Beinahe, das Noch-nicht: der Essay waltet eines verantwortungsvollen Amtes, er ist mehr als bloß behutsam: sicher. Einsichten sprechen, elastische Beherrschung eines Themas zeigt sich gelassen. Während der Feuilletonist plaudert, lächelt, zögert, zugiebt, sich wiederholt, anfragt — er hat Zeit —, besinnt sich der Essayist immer noch, ehe er den Fuß aufsetzt, der ihn, einen schwer Gerüsteten, weiter tragen soll!

Dies zur Technik. Aber auch in den Gegenständen liegt das Unterscheidende. Das Feuilleton darf mit dem „Anekdotischen" sein Spiel treiben, der Essay geht auf die Formel aus. Das Feuilleton wird seinen Ehrgeiz ins verführt-verführerische Nacherzählen setzen, der Essayist baut auf —; daher muß er abstecken, planiren, messen, wägen, visiren, schichten, abschließen. Dürfte man das Feuilleton einer Cavatine vergleichen, so hat der Essay sein Geschwister in der Sonate. Welche Ungereimtheit, Diderot etwa in einem Feuilleton zu behandeln, und wie wenig Gehör verriethe es, dem Afternoon-tea einen Essay zu widmen. Aber bei uns, wie gesagt, verwechselt man das. Man stopft ein aufgeblasenes Feuilletönchen mit ein paar Daten, giebt ihm den drahtenen Reifrock einer Capiteleintheilung und läßt das Scheusälchen keck als Essay ausziehen. Und wie unachtsam wird „gearbeitet". Es giebt Leute bei uns, die, wenn sie zwei Novellen von Barbey d'Aurevilly und ein paar Paradoxa von Wilde gelesen haben — in einer der ins Kraut schießenden schlechten Uebersetzungen natürlich — sich bereits zu einem Essay über den „Dandysme" für befugt halten. Daß man — um bei dem literarischen „Porträt", einer der vornehmsten Domänen des Essays, zu bleiben — mit einem Autor gelebt, ihn erfahren haben müsse wie ein nachwirkendes „Ereigniß" des eigenen Daseins, das ahnt kaum einer der Fingerfertigen, die uns heute allenthalben mit ihren müssigen, langweiligen, der wohlthätigen Obhut der Grammatik mit unberathener Behendigkeit entsprungenen Geistreicheleien belästigen. Es ist ein Genuß wie eine Kanne echten alten Weines, ein durchbrochener Degenkorb von einem Meister, ein köstlich nach Juchten duftender englischer Koffer von solidestem Gefüge, nach all den Widerwärtigkeiten fahriger, verblasener, heuchlerischer, angelesener, inhaltsloser, dünkelhafter Sudeleien auf einen Autor zu stoßen, der breit, stämmig, ruhig, tüchtig, treu und klug von seinen ehrfürchtigen, wegekundigen Wanderungen berichtet im üppigen Gehege eines Großen. Zwei solcher trefflichen Bücher legt uns Wilhelm von Scholz hin. Sie heißen „Hebbel" und „Droste-Hülshoff" und sind in der von Paul Remer herausgegebenen „Monographien"-Sammlung „Die Dichtung" erschienen, die uns u. a. schon den reichen Keller der Ricarda Huch, den spröden, kernigen Anzengruber Davids, den farbigen Hugo Hofmannsthals vermittelt hat. Von Scholz, dessen „Spiegel" einen Lyriker von Tiefe, visionärer Macht und seltsamer Melodik erwiesen hat, sind vorlängst „Gedanken zum Drama" herausgekommen, die eine Fülle anregendster Einfälle, merkwürdigster Ergebnisse, unter anderm zwei Mustereſſays „Günther" und „Mesmer" darbieten, ferner ein von ernstem Wollen getragenes (aber wie mit gelähmten Gliedern schwankendes) Drama „Der Jude von Konstanz" und ein weise gesammeltes und geordnetes „Deutsches Balladenbuch", das sich den früheren Neuausgaben des abseits vom Cliquengetriebe schaffenden und genießenden Dichters, den „Strofen Günthers" und „Annette von Drostes Ausgewählte Gedichte", ebenbürtig anschließt.

Scholz ist eine versonnene Natur von Hebbels wuchtigem Stamme, diesem weithin schattenden Stamme, dessen Wurzeln ins Herz der Mystik tauchen. Seine künstlerische Art ist nicht leichtflüssig, sie hat etwas Stockendes. Wie Einer, der bei harter Höhenwanderung von Zeit zu Zeit das gesenkte Haupt zu einem weiten, alle Tiefen und Höhen, die verlassenen Nähen und die immer fern thronenden Gipfel ganz in sich schließenden Rundblicke erhebt und langsam wieder sinken läßt auf die schwer athmende Brust. Oder wie Einer, der, in seinen Mantel gehüllt, auf einem herbstlich gefärbten Hügel über der Kreuzung vieler abendlich weiß aufleuchtender Straßen steht und die Schatten drohend wachsen sieht. Zu den düstersten, einsamsten und deutschesten Gestalten unsrer Literatur fühlt sich der Hüter des deutschen Balladenhortes hingezogen. Und hinwiederum ist es das Problematische, das Verwickelte, Widerspruchsvolle und also Lebendigste, das ihn zu schürfender Hauerthätigkeit in edeln Brüchen reizt. Und das Drama-

Digitized by Google

tische zumal, diese höchste Form allen Lebens überhaupt, ist sein heiß erstrebtes Ziel. Er geht ihm nach unter allen Verkleidungen des Lebens und der Kunst. Er weist es am Historisch-Aesthetischen der Ballade nach, er inscenirt einen Lebenslauf wie den des heißen und traurigen Günther als eine mächtig treibende „Handlung". In Hebbels, des Grüblers, Werk forscht ein beseelter Blick nach Allem, was der in den „Gedanken" mehrfach angeschlagenen These vom dramatischen Grundprincipe, dem Willen und seinen Widerständen, dient. Und so geht der Dichter Scholz selbst auch immer wieder ans Werk, und an seinem gewundenen Wege zu immer höheren und reineren Einsichten in das Wesen dieses unheimlichen „Spiegels" unser selbst, der Welt, hinterläßt er merkwürdige Bildungen, dramatische Versuche, die bald ins Lyrische verfluthen, bald im Thematischen ringend untergehen. Der Dichter Scholz hat den Dramatiker, den er so von Angesicht zu Angesicht erkennen durfte, in sich selbst noch nicht erlöst, aber er stellt einen Lyriker von Bedeutung vor, der Alles hat: Mark und Contour und alle süßen und schaurigen Schatten der Ungewißheiten, alle Reflexlichter des langsam im Unendlichen kreisenden „Spiegels".

---

## J. J. David.*)

Von Prof. Dr. Ludwig Geiger (Berlin).

Im Allgemeinen haben es unsre Dichter und Schriftsteller gut: die, welche wirklich Etwas können, genießen oft in jungen, bisweilen gar zu jungen Jahren Ruhm und Ehre. Der Satz von Dichterelend und von der Verkennung solcher, die Etwas zu leisten im Stande sind, scheint jetzt fast ein Märchen zu sein. Aus der frühern Generation dagegen giebt es noch gelegentlich Einzelne, deren Werth man erst erkennt, wenn sie todt sind. Sie plagten sich während ihres ganzen Lebens, vermochten jedoch nur in einem kleinen Kreise wirklicher Kenner zu einer gewissen Geltung zu kommen; erst wenn sie gestorben sind, erlangen sie die Ehre, die sie verdienen. Derartiges scheint sich mit J. J. David zu vollziehen.

David wurde am 6. Februar 1859 in Weißkirchen geboren. Nach dem Tode seines Vaters, eines Pächters — die Mutter starb erst 1883 — quälte sich der mittellose, dazu äußerst kurzsichtige und schwerhörige Knabe auf dem Gymnasium herum, bezog 1877 die Universität Wien, war freilich erst 1889 im Stande, sein Doctorexamen zu machen; bis dahin hatte er durch Hauslehrerstellen und schriftstellerische Arbeiten sein Leben gefristet. Manche Unterstützungen von Stiftungen und Vereinen kamen dem Armen sehr erwünscht. Seit 1891 war er verheirathet, am 20. November 1906 ist er gestorben.

Nun haben sich Freunde vereinigt, das Lebenswerk des Heimgegangenen zu sammeln, von dem sich bei seinen Lebzeiten die Buchhändler möglichst fern hielten. Zwei stattliche Bände liegen vor. Sie enthalten vier größere Werke: eine Erzählung, eine Novellensammlung, ein Drama, einen Roman und außerdem eine Sammlung von Gedichten.

Die Erzählung „Das Höferecht" ist ein interessantes Werk, aber es leidet an großen Mängeln. Der erste ist, daß das Thema der feindlichen Brüder, die ein und dasselbe Mädchen lieben, zwar angeschlagen, aber nicht recht durchgeführt wird, und der andere, daß die Geschichte des Judenmädchens, der Tochter des Zollwächters, die sich schnell entwickelt, mit der der zwei Brüder in Zusammenhang gebracht, aber nicht recht organisch verbunden ist. Die Hauptgeschichte, — daher stammt auch der Name des Werkes — ist die, daß durch die alte Bestimmung, der älteste Sohn folge dem Vater als einziger Erbe nach, die anderen Söhne erhalten nichts, eine grimmige Feindschaft zwischen Georg dem älteren und Gustav, dem jüngeren Bruder entsteht, die schließlich nach schwerster Reizung zum Todtschlage des Aelteren durch den Jüngeren führt. Diese beiden Charaktere sind gut entwickelt, der der Mutter, die auf Seiten ihres jüngeren Sohnes steht, prachtvoll durchgeführt, aber dieses Hauptthema wird eigentlich erst gegen Ende des Werkes hervorgehoben, während vorher die Nebenthemen, z. B. Gustavs Studenten- und Sumpfleben in Wien etwas zu breit und nicht übermäßig künstlerisch behandelt werden.

In der Novellensammlung: Die Wiedergeborenen ist der Titel seltsam. Man erwartet hier etwa die innere Läuterung der Helden, statt dessen sind es Geschichten der verschiedensten Art. Manchmal mit Grausen, Morden, religiösen Verzückungen erfüllt. Gut erzählt, wenn auch freilich ersichtlich unter dem Einflusse C. F. Meyers und furchtbar grausig ist die Hauptgeschichte: die Tochter Fortunats: die Geschichte der Renate, der letzten aus dem Hause Malespina, erst Bettlerin, dann Tochter des Podesta, dann Hexe und endlich ihr grausiges Ende zusammen mit dem Henker Renatus, der sie immer liebte, von ihr zwar wieder geliebt, aber verschmäht wurde und nun mit ihr zusammen auf dem Scheiterhaufen stirbt, nachdem sie in der Nacht vor ihrem Tode sich ihm ergeben. Furchtbar starr ist der „Neue Glaube", die Geschichte eines Prädikanten und eines Juristen, der durch jenen bestimmt, Weib und Kind verläßt und als Prediger für das Evangelium wirkt; rührend die Geschichte „Ruth", die Erzählung von einem verlassenen, scheinbar dem tiefsten Elend preisgegebenen Mädchen, das in der Ehe mit einem kräftigen Manne sein Glück findet und das des Gatten begründet. Die Geschichten alle ernst, mitunter grausig, meist Entsagung oder Schmerz im Genusse predigend, sind alle in einer alterthümlich angehauchten Sprache geschrieben, lesen sich wie Stücke alter Chroniken und beweisen ansprechende Erfindung und große Kraft der Durchführung.

Einen ähnlichen Charakter wie die Novellen hat das Drama: Hagars Sohn. Die Geschichte eines unehelichen Kindes Christian, des Sohnes des reichen und trotzigen Bauern Mathäus Sieverroither, der erst, als er sich anschickt, für seinen evangelischen Glauben zu sterben — das Stück spielt in den österreichischen Bauernwirren 1626 — seinen, während seines ganzen Lebens geheimgehaltenen Fall bekennt, daß jener Christian sein Sohn sei. Kräftige, vielleicht gar zu derbe Frauengestalten, ein liebliches Geschöpf Anna, das den Zudringlichkeiten der Burschen widerstrebt, aber jenen gewaltthätigen Menschen, den Christian, liebt. Glaubenskampf, verschmolzen mit einer Haustragödie. Die genannten Gestalten — dazu noch manche episodische Figuren — sind gut gezeichnet. Nur wird nicht recht klar, wie der sehr unliebenswürdige, selbstbewußte, auf seine Kraft pochende, nur sein Recht erkämpfen wollende Christian, der Keinem, nicht einmal der Geliebten, ein gutes Wort gönnt, der durch seine Selbstherrlichkeit einem Jeden sich entfremden müßte und durch seine Verrätherei seine innere Rohheit bekundet — wie dieser trotzdem von Allen geliebt wird. Aber echtes dramatisches Leben pulsirt in diesem Werke, das vielleicht

*) J. J. David, gesammelte Werke. Herausgegeben von Ernst Heilborn und Erich Schmidt. München und Leipzig, R. Piper & Co. 1908. (Preis geb. je Mk. 6.) 1. Band: Gedichte; Das Höferecht; mit einem Vorwort von Erich Schmidt und einem Bildniß Davids von A. Hilliscer. 2. Band: Die Wiedergeborenen; Hagars Sohn; Das Blut. Bei dem zweiten Bande ist es leider unterlassen worden, ein Inhaltsverzeichniß beizugeben. Es wäre daher rathsam, wenn in einem späteren Bande nicht nur der Titel der Hauptwerke, sondern auch die Ueberschrift der einzelnen, in jedem Cyclus vereinigten Novellen genannt würden. G. — Soeben ist auch der dritte Band der sehr gediegen ausgestatteten Ausgabe erschienen. Er bringt die sechs Erzählungen „Probleme", das Drama „Regentag" und die vier unter dem Titel „Frühschein" vereinigten „Geschichten vom Ausgang des großen Krieges". Der eben gerügte Uebelstand ist hier bereits beseitigt worden. H.

Digitized by Google

nur dadurch, daß sein geschichtlicher Stoff dem modernen Empfinden so völlig fern steht, dazu verurtheilt ist, von der Bühne ausgeschlossen zu bleiben.

David war Jude, der aber später zum Katholizismus übergegangen, doch ist in den größeren Werken, sowohl denen, die bereits besprochen sind, als in einem gleich zu erwähnenden Roman von Judenthum wenig zu bemerken. Für den aufgeklärten Juden besonders merkwürdig ist der Umstand, daß eine starke Zuneigung zum Katholizismus, ja eine gewisse romantische Schwärmerei für dessen Symbole und seinen Heiligencultus bemerkbar ist. Mit dieser Sympathie für den Katholizismus ist aber keine Antipathie gegen den Protestantismus verbunden. Vielmehr zeigt sich in der eben besprochenen Bauerntragödie eine entschiedene Verherrlichung der Anhänglichkeit zum Protestantismus, die ihre Bekenner zum Opfertode treibt, und in der schon erwähnten Novelle „Der neue Glaube" der weltverachtende Trotz der Prädicanten, die Alles, Vaterland und Familie aufgeben, um der inneren Stimme zu folgen. Diese Anhänglichkeit soll jedoch nicht durchaus als lobwürdig gelten; die ausschließliche Herrschaft religiöser Gefühle über die sonstigen sanften Regungen des Herzens wird nicht unbedingt verherrlicht. Daneben tritt in dem großen Roman „Das Blut" neben der schon hervorgehobenen Verklärung des Papismus ein starker Ingrimm gegen den bilderlosen, äußerlichen, erstarrenden und verhärtenden Calvinismus hervor. Die Zeichnung der Juden in der Erzählung „Das Höferecht" beweist Kenntniß des jüdischen Wesens, aber nichts weniger als Begeisterung dafür: der alte Jude ist eine gar dürftige, elende Gestalt, sein Weib ein völlig äußerliches, putz- und klatschsüchtiges Wesen, die Tochter eine berechnende Schöne, die mit merkwürdiger Geschwindigkeit die äußerliche Bildung einer Städterin sich anzueignen und mit ihrer Schönheit die trefflichsten Geschäfte zu machen weiß.

Der Roman „Das Blut", das ausführlichste unter den bisher erschienenen Werken Davids, ist eine wundervolle Geschichte. Gut erfunden und meisterhaft erzählt. Nicht erfreulich und rührend im gewöhnlichen Sinne, aber erschütternd und darum befreiend wie jedes echte Kunstwerk. Es ist die Geschichte eines unehelichen Kindes Gabriele Wagner, der Tochter einer Komödiantin, die nach dem Tode der Mutter von deren nächsten Verwandten, einem finstern Ehepaare, Lohwag, aufgenommen wird, von dort entflieht, Kunstreiterin wird, zu den Pflegeeltern zurückkommt, von der strengen Pflegemutter zu den Diakonissinnen gebracht werden soll, aufs neue fortläuft, da sie dies nicht will und ihren Tod im Wasser sucht und findet, nachdem sie durch Zufall ihren Verführer wiedergetroffen und seinen Nachstellungen sich entrungen hatte. Man würde dem Buche Unrecht thun, wenn man es mit den Worten „ein Beitrag zur Vererbungstheorie" abweisen wollte. Denn die Nothwendigkeit, daß dieses Kind der fahrenden Komödiantin, die auch sonst durch ihr Leben mannigfachen Anstoß gab, eine Landstreicherin wird und sittlich verwahrlost, daß dies keineswegs nur aus trotziger Verhärtung gegen die überaus große Strenge der Pflegemutter, sondern aus jenem nicht zu bändigenden Naturtrieb geschieht, der das Kind auf die mütterlichen Wege weist, ist so natürlich und folgerichtig dargestellt, daß man deutlich erkennt: hier wird keine bloße Theorie geboten, sondern ein Stück Leben in aller Gesetzmäßigkeit vorgeführt. Auch die Nebengestalten sind vortrefflich gezeichnet: ein Schullehrer, der wenig von den Vergnüglichkeiten des Lebens kennt und das schöne Mädchen, das eine Zeit lang seine Schülerin gewesen ist, mit einem Gemisch von scheuer Ehrfurcht und heißer Begehrlichkeit betrachtet; zwei bäurische Brüder, von denen der Begabtere, aber völlig Verkommene, den körperlich Kräftigen, aber Geistesschwachen ruinirt. Das Ehepaar Lohwag, das, eine ersichtliche Nachahmung des reichen Fabrikantenpaares aus Zolas „La terre", sich lange Jahre hindurch ein Kind wünscht und durch das Ausbleiben der Nachkommenschaft in dumpfes, gehässiges Nebeneinanderleben verfällt. Nur Eines könnte man an dem trefflichen Buche bemängeln: die sittliche Verfehlung des jungen Mädchens, die Hingabe an einen Mann in einer einzigen Nacht, die zwar nicht den inneren Grund, aber den äußeren Anlaß zu dem Entweichen aus dem Hause der Pflegeeltern abgiebt, geschieht eigentlich durch einen Zufall, ohne Liebe, ohne Leidenschaft, ja im Grunde auch ohne Sinnlichkeit. Gabriele hat erlauscht, wie der verkommene Franz Rüttemann, ein Schürzenjäger der schlimmsten Art, mit einer Dienstmagd Marie ein nächtliches Stelldichein verabredet; schlimme Neugier treibt die Lauscherin mit anzusehen, was da eigentlich geschieht, und da die Erwartete, nicht etwa in Folge erwachender Reue, sondern einer zufälligen Behinderung ausbleibt, wird sie, vor Schrecken wehrlos, das Opfer des Ruchlosen. Dieser Act also, auf den es doch in erster Linie ankommt, ist nicht eine Wirkung des Blutes, sondern ein willkürliches Zusammentreffen seltsam verflochtener Umstände. Jedoch abgesehen von diesem einen Mangel ist das Werk nicht nur ein logisch componirtes, sondern ein künstlerisch wohl durchgeführtes Dichtwerk.

Von großer Bedeutung sind Davids Gedichte. Schon die erzählenden und dramatischen Werke haben eine trübe Grundstimmung, noch mehr die Gedichte. Selbst die unter der Ueberschrift „Liebe" vereinigten sprechen nicht alle vom Glück, sondern von der Bitterniß der Liebe und viele andre in den übrigen Abtheilungen verstreute Liebeslieder lassen, so schön sie auch sind, nicht recht froh werden. Sie offenbaren vielmehr das schmerzlich Zerrissene in der Seele des Dichters. Beweisen die „Visionen" eine gewisse Verklärung des väterlichen Glaubens, verkünden die Gelegenheitsgedichte außer manchen poetischen Widmungen seiner Bücher treue Anhänglichkeit an Freunde und Gönner, so tritt die volle Individualität des Poeten in den beiden Hauptabtheilungen „Leben" und „Ein Winternachtstraum" hervor. Es sind Gedichte von wunderbarer Kraft der Erfindung, voll herber, von Sprödigkeit nicht ganz freier Sprache. Er, der sich einmal als „Sohn der Nacht" charakterisirt, muß von sich sagen, daß ihn „kein Flügel, kein starker Fittich trage", daß sein Leben traum- und fruchtlos verrausche. In schmerzvollen Liedern oder Erzählungen von später, unglücklicher oder unerwiderter Liebe klingt wohl die Erinnerung an traurige Lebenserfahrungen wieder und ein gewisses stolzes Selbstbewußtsein wird gedämpft durch das Gefühl der Entsagung in den Versen:

Ich weiß, mein Lied wird nie gesungen
Von jungen Stimmen hell im Chor;
Doch sagts vom Dämmern lind bezwungen
Vielleicht ein Träumer gern sich vor.
Ob Vieles zur Vollendung fehle,
Er hört in Lauten trüb und bang
Das Athmen einer müden Seele,
Die hart um Licht und Leben rang.
Es dunkelt und wenn lind und leise
So Form wie Farbe rings verschwimmt,
Erklingt in seiner Brust die Weise
So dämmerfroh und unbestimmt.
Und wenn dann tief in seinem Innern
Ein Abglanz meines Leids ersteht,
Soll er des Dichters sich erinnern,
Des Name längst im Wind verweht.

Am herzzerreißendsten klingt dieses Weh in dem Gedicht, mit dem die ganze Sammlung anhebt, „Der Mutter", in dem der Sohn klagt, daß er den letzten Segen der Sterbenden nicht erhalten habe und mit den Worten schließt, die man als den Lebensinhalt des unglücklichen, hochbegabten Dichters bezeichnen kann:

Digitized by Google

Still geh ich weiter, ach alleine!
Und finster ist wohin ich seh,
Und wenn ich klage nicht noch weine —
Mein ganzes Leben scheint mir eine
Tief bange Klage und ein Weh!

---

## Zwei Gedichte.

Von Wolfgang Kirchbach †.

### Fremde Braut.

Frauenarme, vollentblößte,
Regen sich, mich zu entzücken,
Locken, lieblich aufgelöste,
Wollen ringelnd mich berücken.

Frauenarme, voll gerundet,
Nackte Lebenswonne winkend —
Ach, dies Auge, glanzentzündet,
Und geheimnißvoll erblinkend!

Schönste Frau, in Lebensfülle
Ahnungslos, mein Herz bestrickst Du
Ob des Busens lockrer Hülle,
Ahnungslos vorüber blickst Du.

Und es wallt in mir die Wonne
Dir entgegen, ach, zu schlürfen
Von der Lippen Labebronne
Grenzenloses Dein-Bedürfen!

Fremden Manne liebeseigen,
Huldgestalt, warum entflammst Du?!
Ach, warum im Rausch und Reigen
Mich zum Ungenuß verdammst Du!

Welche Schönheit, welch Entzücken
Schwebt um diesen Marmornacken —
Frevelküsse drauf zu küssen,
Frevelnd all dies Glück zu packen!

### Wiesengrund.

Die Blumen wir pflückten
Am Bachesrand,
Und wie wir uns bückten
Mit zagender Hand,
Da neigten die Wangen sich heimlich zusammen,
Da blühte die Wiese,
Als schlüge sie Flammen!

* * *

Leise zwitschert ein Vögelein,
Leise singt es im Laube:
Selig ward ich, o Mägdelein,
Glaube dem Glücklichen, glaube!

---

## Ostern.

### Ein Blatt der Erinnerung.

Von Adolf Heilborn.

„Na, mein Junge, bist Du endlich wieder mal da? Laß mal sehen, wie Du gewachsen bist . . .“

Und der blonde Riese von Onkel schloß mich in seine Arme und drückte seinen mächtigen Kaiser-Wilhelmbart auf meinen Mund, daß mir schier der Athem verging.

„Na, 'n bischen spack siehst Du ja wieder aus, aber wir futtern Dich schon wieder heraus, sollst mal sehen.“

Und nun nahm der Knecht mein kleines Köfferchen, trug es zum Wagen, und dann gings die drei Meilen durch Heide und den finstern Laubwald, der eben knospete, zu dem kleinen Nest, zu den Großeltern, den Onkeln und Tanten, durch den seltsam heimlichen Wald, in dem einst der Räuber Masch seine Bande versteckt. Dieser Wald, wie ward er mir zu einem Märchen, mit seinen spärlichen Krügen am Wege, den Theeröfen, der schmucken Försterei, der gelben Postkutsche mit den rothen Sammetpolstern, darin ich einst in warmer Sommermondnacht ganz mutterseelenallein gefahren, und der Postillon blies alte, alte Weisen . . .

Und endlich sieht die Sonne durch vereinzelte Stämme, ein blaues Leuchten dringt aus der Tiefe, und da, in der Senke, das alte, liebe Städtchen, wo Mutter und Vater geboren. Hier oben, dicht an der hinab sich windenden Straße, auf nacktem, weißen Sand der Judenfriedhof mit den hölzernen Tafeln zwischen Fichten und wilden Rosen, und unten der blaue, blaue See, der graue Kirchthurm, Windmühlen, und nun die uralte Feldsteinmauer rings um die Häuser und Häuschen mit rothen Ziegeldächern und Gärtchen, und Tauben flattern um die Schläge; ein Bauer treibt ein weißbuntes Rind zur Stadt . . .

Der letzte Halt am Schlagbaum des Chausseehäuschens, ein Lederbeutel an langer Stange wird zum Fenster hinausgereckt, und jetzt gehts zum Thor hinein, auf holprigem Pflaster, daß der Wagen nur so schüttert, und ich die Zähne zusammenbeißen muß, am Markt vorbei, über schwankende Rinnsteinbohlen. Da sieht Großmütterchen zum Fenster hinaus, in ihrem weißen, schlichten Häubchen, sie sieht mich kaum mit ihren lieben, ach, fast blinden Augen. Ich rufe und springe vom Wagen, daß der Onkel „Aber, Junge!“ schilt, und stürme die ächzende Stiege hinauf: „Großmutter, Großmutter!“ Und die Greisin weint und küßt mich mit zahnlosem Munde und streichelt mir das Haar . . .

Ach diese Ostertage, so fern schon und doch so unvergeßlich.

Ich bin bei der Großmutter und schlafe in einem altersschwarzen Bette, das sich fast bis zur Stubendecke thürmt. Das Haus, so winklig und auch altersschwarz, der Wirth, der Tischler Schmolk, hobelt und hämmert unermüdlich, und überall der Duft von frischem Buchenholz, von Hobelspähnen. Da drüben, das schmucke Giebelhaus mit der steinernen Rampe und den beiden Kugelbäumen, da wohnt eine Schulfreundin meiner Mutter; im Garten hinten, mit den Stachelbeer- und Johannisbeersträuchern, sie stehen in Reih und Glied die reinlich mit breiten Fliesen gepflasterten Wege entlang, darf ich mit den Mädeln Ball spielen, und ich neck sie mit ihrer Furcht vor den schwarzen Schnecken . . .

Dort wohnt Mutters Vater und Mutters Tante. Die Tante, ein verhutzeltes altes Weibchen, wie eine Märchenhexe sieht sie aus, und seltsam nach Lavendel und allerlei Kräutern riechts in den Zimmern; da, an der Wand, das bunte Familienwappen, der Stammbaum, die alten Birkenmöbel . . . Und der Großvater oben in seinem Stübchen, so sauber wie ein Schmuckkästchen, mit Rehkronen und Hirschgeweihen, in Reih und Glied im Ständer in der Ecke die langen Pfeifen, im Schrank die Büchsen, und darauf die wohlgenährte, ausgestopfte Trappe . . . Am Fenster der Spion, auf dem weißlackirten Brette der ewige Reuter, und Großvater gegenüber, Tag aus, Tag ein, Jahr aus, Jahr ein, nur ein schmales Tischchen mit verschnörkelten Füßen trennte die beiden, der alte Inspector, von dem die Vettern mir erzählen, er sei so dick, daß er niemals mehr gehen könne.

Unten am Fließ wohnt Onkel Lange, und mit der Base fang ich in dem Wasser Krebse, im Schnupftuch, an den Zipfeln festgehalten. Und hier, nur ein paar Schritte weiter, ist Onkel Hermanns, Onkel Julius Haus . . . Die Bauern kommen mit ihrem Getreide und holen Saat und Mehl, und der Onkel, ein wahrer Hüne, beugt sich herunter und hält

Digitized by Google

die Hand ans Ohr, denn er hört schwer, und auf dem Arm hat er eine Katze, an der Hand ein kleines Mädel, und ein junger Hund zerrt ihn am Bein ...

Wie fern das Alles liegt, und doch wie unvergessen, Bild für Bild ...

Und dann am Ostermorgen in aller Herrgottsfrühe aus dem Bette und mit der frischen Birkenruthe „stiepen." Wen lief ich doch nicht alles stiepen und rief: „Schmeck Ostern!" „stiep, stiep Osterei!" Der gab ein Ei aus blankem Zucker mit buntem Hahn drauf oder einer Taube, der wieder Brezeln oder knusprig braunes Schürzgebäck, der einen Groschen ... Und war der Onkel Hermann gut gelaunt, dann spannte er den Wagen an und fuhr mich zu den Bauern „stiepen" ...

Und wenn die Juden „Ostern" hatten, dann schlichen wir zu ihrer „Schul". Das war ein altes, graues Haus mit Kirchenfenstern, und steinerne Stufen gingen hinauf. Und auf der Rampe saßen wir und sahen durch die Fenster. Da standen sie in langen Mänteln und hatten silbergewirkte Mützen auf dem Kopfe. Und dann kam Einer singend, mit mächtigem, aufgeschlagnem Buche aus der Bank und ging zum Altar, wo die gelben Kerzen brannten und neigte sich und fistulirte und flatterte mit den Armen wie ein großer Vogel. Und das Wachs tropfte ihm auf sein Buch, und er wischte unablässig singend mit den Fingern. Und wir lachten laut auf und rutschten schleunigst das Rampengeländer herunter.

Und dann am Nachmittag, im warmen Ostersonnenschein, wenns dann zum Walde ging, mit seinen blauen Leberblümchen, seinem Finkenjubeln ... Aus allen Straßen strömts, ein schwarzes Festtagswimmeln. Vorm Thor, am See, mit seinen blauen Wellen, dem weißen Schaumkranze am Ufer, in einem Garten die Musik der Stadtcapelle, und weithin wirft das Echo sie zurück ... Und vor dem Siechenhaus mit seinen blühenden Geranien hinter den Fenstern sitzen auf den grünen Bänken in der Sonne die alten Männer und Frauen und wackeln mit den weißen Köpfen und wärmen sich und plaudern, rauchen Pfeife ... Und überall im Buchenwald, darin das braune Laub noch raschelt, ein frohes Menschenjauchzen, Vogeljubeln ...

Wie fern das Alles liegt, und doch wie unvergessen, Bild für Bild ...

---

## Ostereier.

Von Marsyas.

(Dr. Martin Berndt, Berlin.)

Ich lebe in einer sehr feinen, feinen Stadt und gehe über eine absonderlich feine Straße. Ein Trottoir zur Rechten und ein Trottoir zur Linken, eine Baumreihe hoch neben jedem Trottoir; zwei breite schöne Dämme anstoßend, eine Baumreihe hoch neben jedem Damm; in der Mitte ein aufgeschaufelter Reitweg. Es liegt keine Sonne über der Straße, weil die Natur im April noch nicht impressionistisch ist und noch keine Freilichtmalereien liebt. Es ruht alles in festen Farben, die nicht besonders sinnlich sind: grau und falb und schwarz und braun. Die Ränder, wie in Metall gefaßt, ganz streng gehalten, verhüten das Hinüberwallen einer Farbe in die andere ... Sehr feine Leute begegnen mir, Frauen mit mächtigen Hüten auf dem Kopf, von dem noch mächtigere Federn wallen, und Herren, die — obwohl wir in Deutschland leben — richtige Cylinderhüte tragen. Ich schäme mich vor den Leuten, weil ich im Augenblick ganz sicherlich den richtigen „Pli" nicht besitze. Denn ich habe in den Taschen meines Ueberziehers, der schon sommerlich melangefarben ist, große Ostereier stecken. Diese Eier sind nicht so klein wie die Hühnereier, die ich Morgens aufschlage, um dann ganz oben einen erheblichen nicht gefüllten Raum zu finden, sondern so groß wie die Hühner selbst, von denen meine morgendlichen Eier stammen. Denn die Kinder von heute wollen solche ganz absonderlich große Eier haben und ganz voll müssen diese sein von wundervollen Chocoladen und Marzipanen. Wer das Leben erst kennen gelernt hat, erwartet nicht mehr, wenn er ein Ei aufschlägt, daß in ihm das Goldgelb und das lichte Weiß oder die brauneren Chocoladen und milden Marzipane reich enthalten sind. Viel eher ist ihm ein kleines bescheidenes Ei, das redlich mit dem gelben guten Dotter in einem reinlich weißen Bett gefüllt ist, Symbol des Lebens. Aber die Kinder werden auf der Schule damit gefüttert, die Dinge anders zu sehen, als die Dinge sind. Sie lernen die Sprüche von der Tugend, obwohl die Leute nachher so vergnüglich ohne sie leben, von der Bescheidenheit, die später sich nur in der Form von Schüchternheit findet, von der Treue, die später Gewohnheit heißt, von den Idealen, die später versumpfen. Darum ist es gut, daß sie auch die unwahr großen Eier bekommen. Denn die lieben Kinder, in deren Jahrhundert wir leben, sollen ja doch einheitlich erzogen werden. Und ich fasse zur Beruhigung an meine aufgeblähten Taschen und drücke mich verschämt und ohne Pli dicht an den Sandsteinfassaden der Paläste hin ...

* * *

Es ist heute Mittwoch, wie wir wissen. In der Sixtinischen Capelle wird heute das Miserere gesungen. Von einer hohen romanischen Kirche läuten die Glocken. Die Gräser erzittern schon unter ihrem Schall, und nur die Blätter sind noch nicht geboren, über die er hinfahren könnte. Die Luft ist ohne den feinen Dunst, der einen träumerisch stimmt, aber von einer heftigen Frische, die die Glieder mit einer fremden Gewalt überzieht. Die wenigen Leute, denen ich jetzt begegne, scheinen alle ihre Nase in die Luft hinauszuhängen, um diese eigenthümliche Frische in sich aufzunehmen. Der etwas angesetzte Herr, der seinen üppig versilberten Stock durch die Luft schwingt, als ob er mit ihm, wie mit verlängerten Händen, rede, sieht nach der Börse aus, so daß die lebhafte Farbe seines Gesichts weniger von dieser absonderlichen Luft als von dem neuen Börsengesetz zu kommen scheint. Warum soll es auch nicht Leute geben, bei denen die künftige Unmöglichkeit des Differenzeinwandes noch besser anschlägt als diese ersten frühlinghaften Lüfte? ... Ich gehe noch immer an den Palästen hin, die nur hie und da von einem Bauplatz unterbrochen werden, auf dem die Gräser fröhlich sprießen. Morgen ist Gründonnerstag, wie wir alle wissen, und Manche von uns entsinnen sich dabei, daß an diesem Tage das Abendmahl gegründet worden ist. Ich denke darüber an den Palästen nach ... Oskar Wilde sagt so fein, daß die Beichte entsühne und nicht der Priester, und so mag sie auch mehr entsühnen als der Leib des Herrn. Aber jedenfalls schwebt morgen die Erinnerung an die socialistischste aller Einrichtungen heran, an eine Entsühnung aller auf dieselbe Weise, der robusten Seelen und der penibelsten in der gleichen, etwas eigenartigen Form. Solcher Vorfrühlingstag, der mit seinen festen Farben und seiner erfrischenden Luft recht menschenverbrüdernd stimmt, weil alle, alle — mit Ausschluß des silbernen Herrn von der Börse — etwas von ihr spüren, macht alles Socialistische verständlich. Ich liebe selbst jenen etwas corpulenten Herrn, der mit einer erheblichen goldenen Brille, einem leuchtenden Vollbart und einem ermuthigenden Kinnpolster mir begegnet, einen riesigen gesteiften grauen Hut auf dem Kopfe. Ich liebe es, der Menschen Berufe nach ihrem Aeußern zu errathen. Bei diesem will es mir mißlingen. Aber sicher kenne ich sein Nebenamt, besonders wenn ich, mich noch einmal umblickend, seine schiefsitzenden Hosen betrachte. Er ist am Abend Politiker und tritt in den Vereinen unsrer sehr feinen, feinen Stadt als ein Redner auf. Die Bäume rauschen in ihren Kronen, und ein Wind fährt tanzend über den Asphalt. Die Glocken klingen noch immer, ich weiß gar nicht mehr, warum. O, ich liebe in diesem frühen Frühling alles Gleichmacherische bei den Menschen. Ich liebe ihre Vereine und ihre gesteiften grauen Redner. Ich liebe selbst das Vereinsgesetz, das ihnen beschcert ist. Ich liebe jeden seiner Paragraphen und ich küsse seinen siebenten mit einem vorfrühlingshaften Kusse — morgen ist das Abendmahl gestiftet worden und auch für diesen Kuß, der reichlich sündhaft ist, muß es Absolution geben, muß es sie geben ...

* * *

Auf dem Reitweg jagt eine Reiterin hin. Sie jagt wie der Wind, der wieder daher tanzt. Auf der absonderlich feinen Straße kommt ein bettelhaftes Mütterchen angegangen. Sie hat ein sehr trauriges Umschlagtuch über die armseligen Schultern gezogen. Für sie ist übermorgen wirklich der HERR gestorben. Sie läßt mich an den Charfreitag denken, und die jagende Reiterin an das Ostergebrause. Die Farben sind in unsrer sehr feinen Stadt sehr nah aneinander gesetzt.

Aber sind es überhaupt Farben? Wenn ich nicht die Historie hätte und den Kalender, wenn ich die Kindheitserinnerungen nicht mit den Dingen, die sich an mir vorüberschieben, in Zusammenhänge brächte, die gar nicht vorhanden sind — wo sähe man Ostern in unsrer sehr feinen Stadt? Wir haben die Fähigkeit verloren, unsern Festen die Farben zu geben. Und während die Bäume rauschen, als ob ich mit meinen Gedanken sie erschütterte, denke ich, daß man Ostern nur noch zwei freie Tage nennen kann, an denen es Ostereier giebt. Dieses Osterfest erfüllt nur insofern unser Leben von Jahr zu Jahr immer mehr, als die Ostereier wachsen. Diesmal sind sie besonders groß und bei den Kindern von der Börse von lauterem Silber ...

* * *

Ich gehe sehr traurig über die Straße, weil wir unschöpferisch sind und von den Schalen alter Zeiten leben. Nur eine Reiterin, die sehr elegant zurücktrabt und sehr entzückende Formen hat, tröstet mich wieder. Man läßt sich im Frühling über Allgemeinheiten so leicht durch hübsche Einzelheiten trösten ...

---

Digitized by Google

## Das Osterei.

Zu hohen Kirchenzeiten,
Bei Festgelegenheiten
Passirts auch dem Gescheiten,
Daß sein Vertraun erblüht.
Der Skepsis tiefe Wunde
Wird klein aus diesem Grunde,
Man lobt die Welt ne Stunde
Und hell wird das Gemüth.

Man findet die Regierung
Passabel; die Legierung
Von Staat und Kirchenrührung
Erträglich (es wird Mai!) —
Selbst Bülow scheint ein Manne
Gradlinig wie ne Tanne,
Werth, daß man mit Hosjanne
Ihm schenkt ein Osterei.

In diesem Ei sind freilich
Viel Wünsche, die uns heilig
Und außerdem noch eilig
Zum Wohle der Nation.
Vielleicht: wenn er verzehrt hat
Das Ei, das man bescheert hat,
Daß er sein Herz bekehrt hat
Zum grünen Pfingstfest schon ...

Weh, weh Dir, Optimiste,
Vieltumber Osterchriste
Mit Deiner Wünscheliste —
Du gläubst, er ißt es auf?
Er lacht des Hoffnungsschranzen,
Das Eilein läßt er tanzen
Und setzt sich mit der ganzen
Fürstlichen Rundung — drauf ...

Terentius.

## Notizen.

„Die Christen", Schauspiel in fünf Acten von Walter Nithack-Stahn, gelangten am 8. d. M. im Neuen Königl. Operntheater (Kroll) durch den „Verein zur Förderung deutsch-evangelischer Volksschauspiele" zum 25. Mal vor recht gut besetztem Hause zur Aufführung. Einzeldarstellungen und Zusammenspiel waren im Großen und Ganzen recht gut und konnten es zeitweilig ganz vergessen lassen, daß man doch hier nur „Dilettanten" vor sich hat. Fräulein Lippert, die wieder die Hauptrolle übernommen hatte, führte die Regie und wurde durch Ueberreichung eines prächtigen Lorbeerkranzes durch den Vorsitzenden des Vereins geehrt. Bewundernswerth ist jedenfalls die Hingabe und Opferwilligkeit dieser „Dilettanten-Schauspieler", die ja erst das Unternehmen, das übrigens schon des guten Zwecks wegen im weitesten Maße unterstützt zu werden verdient, möglich machen. *G. M.*

J. J. Davids Gesammelte Werke. Herausgegeben von Ernst Heilborn und Erich Schmidt. In sechs Bänden. (Verlag von R. Piper & Co., München).

Man kann J. J. David zu denen rechnen, die — um mit dem Titel eines seiner Romane zu sprechen — „am Wege sterben." Sein Leben war ein mühsamer, qualvoller Pfad, ein Ringen mit den dunkeln Mächten, fellten und spärlich nur von einem Erfolg erhellt. Das Bild Hillischers, das dieser Ausgabe seiner gesammelten Werke beigegeben ist, zeigt ein gefurchtes, blasses Leidensgesicht, eine fast gespenstische Miene. Ein dünner Schnurrbart hängt über einen schmalen, ironischen Mund. Die Stirn ist hoch und klug. Und in diesem Gesicht, das ganz seltsam irgendwie an Dostojewski erinnert, sind zwei gute und lustige Kinderaugen hinter einer Großvaterbrille. Der ganze Mensch und sein Schicksal ist in diesem bedeutenden Kopf zu erfassen. Dieses Schicksal, das den Menschen zermürbte und ihn immer wieder mit rauher Faust ansaßte und ihm doch sein Bestes nicht nehmen konnte, sein inneres Gut. David war ein Mährer, geboren in Mähr. Weißkirchen. Seine Studienjahre verlebte er in Wien, unter den furchtbarsten Entbehrungen, die seine Gesundheit für die ganze Folge seines Lebens zerrüttet haben. Es kam vor, daß David oft Nächte lang kein Obdach hatte. Dann strich er in den Straßen herum oder schlief wie ein Vagant unter irgend einer Brücke. Im Frohndienst der Zeitung hat er dann seine Kräfte vergeudet, als Redacteur eines Blattes, das sich mit Kleister und Scheere aus andren Blättern zusammensetzte. Und man erkennt die Wahrhaftigkeit Davids, der auch auf Säbelmensuren seinen Mann zu stellen wußte und seine Neigung zu Scherzen in dem Abschiedsgruß, den er dem Chefredacteur auf seinem Tisch zurück gelassen haben soll: „Schneiden thut weh, kleben Sie wohl." — David war kein Mensch, der sich in Scene zu setzen verstanden hätte. Und wie der Mensch, so waren seine Werke. Auch sie keine Blender, die mit einem Schlage das Publicum sich erobert hätten. Still, langsam und zäh brachen sie sich Bahn. Aber die Wenigen wußten bereits lange, welch ein Dichter in David unter uns war; von dem zuerst häufiger genannten „Am Wege sterben" bis zu seinem mächtigsten Roman „Der Uebergang" und dem Novellenband „Die Hanna", mit dem David wieder in die mährische Heimath zurückkehrt, geht eine aufwärts führende Linie. Sein Styl war schmucklos und grobkörnig, aber voll wahrer Farbe und prächtiger Plastik. Er schrieb niemals „geschwollen" oder verzärtelt, wie ein guter Theil der Wiener Schriftsteller zu schreiben pflegt. Sein Ausdruck war keineswegs Umschreibungen oder Compromissen zugänglich. Und so stand er immer abseits, niemals in der Reihe „Gleichgesinnter", niemals mit gebundner Marschroute, immer Herr seines Weges. Ein Eigener, kein Typus, eine künstlerische Persönlichkeit. Professor Erich Schmidt und Ernst Heilborn, der langjährige, verdienstvolle Mitherausgeber der „Nation" haben es auf sich genommen, aus Davids Lebenswerk das Wesentliche zu vereinigen und so den Lieblingswunsch des Sterbenden zu erfüllen. Ein Denkmal für einen der besten Dichter in unsrer Zeit des „Ueberganges" ist im Entstehen. Der erste Band der Ausgabe bringt die gesammelten Gedichte und die Erzählung „Das Höferecht". Der zweite Band die frühen Novellen „Die Wiedergeborenen", das Bauerndrama „Hagars Sohn" und den Roman „Blut". In rascher Folge sollen die übrigen Bände erscheinen, so daß die Ausgabe ungefähr im Juli 1908 vollständig vorliegen wird. *Karl Hans Strobl.*

Das Wesen des Genies von Dr. Karl August Gerhardi. Zweite, stark vermehrte Auflage. Jauer, Leipzig 1907. Oskar Hellmann.

Schade, daß der Verfasser den klaren, ursprünglichen Inhalt seiner lobenswerthen Schrift durch einen längeren Exkurs über die Philosophie des Wetters, des Ungeziefers und des Schmerzes getrübt hat, der, obgleich er für die Erkenntniß der Unzweckmäßigkeit der Natur eintritt, doch gänzlich überflüssig ist, nichts ändert, den eminenten Werth der Widerstände für das Höherstreben verkennt und mit dem Thema gar nichts zu thun hat. Oder hofft der Verfasser im Stillen noch auf ein irdisches Paradies, wo die Genies heerdenweise herumlaufen und die Sehnsucht nach dem Dummkopf heraufbeschwören? Ich finde, gerade die Seltenheit wahren Genies ist seine Schönheit. Wär jeder Pflasterstein ein Smaragd — der Kieselstein würde im Werth bedeutend steigen. Auch der Anhang der mit Impulsivität gegen den altsprachlichen Unterricht zu Felde zieht, läßt Objectivität vermissen. Es hat noch keinem klugen Menschen geschadet, daß er in seiner Jugend sich für das große Alterthum begeistert und einige herrliche Gesänge Homers griechisch zu lesen gelernt hat. Das Ideal der modernen Kaufmannsbildung ist doch sicher zu einseitig. Praktisch denken lehrt uns das Leben früh genug. Auch zieht der Verfasser die Grenzen des Genies viel zu weit meines Erachtens. Gewiß liegt auch im Nachschaffen oft eine gewisse geniale Schöpferkraft. Trotzdem flicht dem reproducirenden Künstler und Techniker mit Recht die Nachwelt keine Kränze. All diese Einzelheiten thun mir um so mehr leid, als der Kern der Schrift, die Definition des Genies, ein vortrefflicher ist. Sobald der Verfasser bei der Stange bleibt und nachweist, daß Phantasie, Leidenschaft und Urtheilskraft vereint Genie ausmachen, sind seine Ausführungen unwiderleglich, von großem Scharfsinn und äußerst fruchtbar. Ich wünsche dem Buch, das Abschließendes enthält, schon darum die dritte Auflage, daß in ihr das mannigfache Schiefe, Subjective und Ueberflüssige fortfällt. *Paul Friedrich (Berlin).*

## Geschäftliche Notizen.

Angesichts der nicht mehr fernen Reisesaison dürfte es unsere verehrten Leser interessiren, von einem maßgebenden Urteil über die als Aufnahmematerial speciell auf Reisen bestens bewährte „Agfa"-Cassette in Verbindung mit den Chromo-„Isolar"-Taschenfilms Kenntnis zu erlangen, das uns von der Actien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation, Berlin, zur Verfügung gestellt wird. Herr Felix Leibinger, Chef der Firma: Fruwirth & Comp., Wien VI., Gumpendorferstraße 9, schreibt unter dem 28. Februar 1908:

„Sehr geehrter Herr!

Fals es Sie interessiert, theile ich Ihnen mit, daß ich als Gegner des Films mit Ihrer „Agfa"-Cassette und den Chromo-„Isolar"-Planfilm auf meiner letzten Reise so großartige Erfolge errungen habe, daß ich nicht umhin kann, Ihnen Dank zu sagen. Das Filmmaterial, von mir vor der Reise in Taschen verpackt, hielt ohne Schädigung eine mehrtägige Seereise aus, litt nicht unter der verhältnismäßig hohen Temperatur in Tunis, Sfax, Malta usw. Meine ganze Etnabesteigung im Monat Januar habe ich bei der enormen Kälte (30°) anstandslos mit Ihrer Cassette photographirt, ohne den geringsten Uebelstand zu entdecken. Entwickelt habe ich die Film im Standkasten mit Glycin (Agfa). Was hätte ich leisten können, wenn ich auf meinen früheren Reisen die Cassette gehabt hätte. Für einen Forschungsreisenden erscheint mir die Cassette unentbehrlich, desgleichen das großartige Film-Material. Ich betrachte es als Pflicht, die Cassette jedermann auf das Wärmste zu empfehlen."

Digitized by Google

# Empfehlenswerte Bäder, Hotels, Heilanstalten und Sommerfrischen.

**AHLBECK** auf Insel Usedom.

Unmittelbar am Strand von Hochwald umgeben. Täglich Schnellzug- und Dampfer-Verbindung von und nach Berlin 3½ Stunden. Damen-, Herren- und Familienbad. Elektrisches Licht, Konzerte, Theater, Réunions.

Saison 1. Juni bis Ende September.

**Dresden,** Hôtel Bellevue.

Weltbekanntes, vornehmes Haus in unvergleichlich herrlicher Lage an der Elbe u. Opernplatz. **Privat-Badezimmer, Auto-Garrage.** **R. Ronnefeld,** Direktor.

**Hirschberg** i. Schlesien, Bahnhofstrasse 10/11.

**Hotel Drei Berge.**

Altrenommiertes, größtes Hotel I. Ranges am Platze. Im Geschäftszentrum gleich neben dem Postamt gelegen. Omnibus stets an der Bahn. Straßenbahnhaltestelle.

**Auskunftei über Riesengebirgstouren.**

**Bad Kissingen** Idealer Kuraufenthalt.

**Bergschlösschen.**

:: Logis und Pension. ::

Vornehmes Haus, einzig schön am Altenberg, unweit der Quellen und Bäder, mit Restaurant Schweizerhäuschen. **J. Th. Schmitt,** Besitzer.

**Kolberg** Dr. Lücke's Kuranstalt

See- und Soolbad Uhlenhorst.

Elektr. Licht und Zentralheizung. Das ganze Jahr geöffnet Aufnahme von Erholungsbedürftigen. **Kinder guter Kreise** mit Familienanschluss, eventl. Unterricht. Behandlung von Frauenleiden chir. und orthopäd. Erkrankungen, eigenes orthopädisches Institut.

**Malente-Gremsmühlen**

inmitten der **Ost-Holsteinschen Schweiz.** Herrlicher Sommeraufenthalt für Erholungsbedürftige. Prächtige Buchen- und Tannenwälder umschließen träumerische Seen.

Komfortable Hotels und Pensionen.

**Misdroy,** unmittelbar am Strande,

umgeben von Hochwald u. Bergen. Vorzügl. Einrichtungen für Kur- und Unterhaltung. Seebrücke, reger Schiffsverkehr. Tägl. 4 Schnellzüge von und nach Berlin. Bevorzugt als Erholungsort für Familien.

**Oberwaid**

**b. St. Gallen — Schweiz. —**

Sanatorium 1. Ranges für physikalisch- diätetische Heilweise System Dr. Lahmann. Aller Komfort, herrliche Lage über dem Bodensee mit Alpenpanorama. 2 Aerzte, 1 Aerztin. Immer besucht. Illustr. Prospekte frei.

**Sellin** auf Rügen. Kurhaus Sellin

früher: **Hotel Fürst Wilhelm.** Grösstes Haus am Platze, mit eigener Canalisations-Anlage und Wasserleitung. Direkt im Buchenwald, vor der grossen Landungsbrücke gelegen. Eigene Conditorei im Hause. Zimmer mit vollständiger Pension zu mässigen Preisen.

Fernspr. No. 1. **Joh. Möller,** Besitzer.

Die „Continental"

Mehrfach mit der **goldenen Medaille** prämiiert

Mehrfach mit der **goldenen Medaille** prämiiert

**findet von Tag zu Tag immer weitere Verbreitung.**

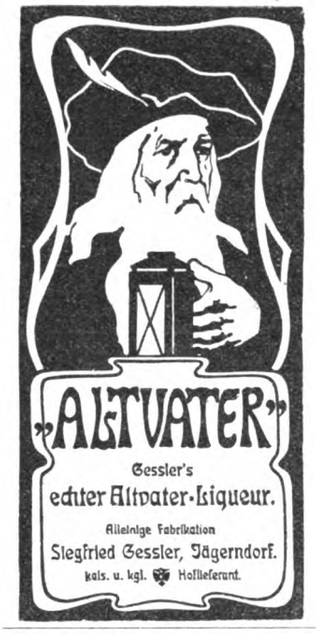
**Beweis:**

**Die ausserordentlich lebhafte Nachfrage nach dieser erstklassigen**

**Schreibmaschine.**

**Franz Kaiser – Friedrichstrasse 197 – Berlin W. 8.**


Digitized by Google




**Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:**

**HARMONIUMS**

m. **wundervollem Orgelton,** v. 78 M. an.
**Illustrierte Pracht-Kataloge gratis.**
**Aloys Maier,** Hoflieferant, **Fulda.**
Prospekte auch über den **neuen**
**Harmonium - Spiel - Apparat**
(Preis m. Notenheft v. 270 Stücken **nur 30 M.**) mit dem **jedermann ohne Notenkenntnis sof. 4stimm. Harmonium spielen kann.**

**WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST**
**OTTO ERDMANN JUNIOR**
**BERLIN S.W. 61.**
**TEMPELHOFERUFER 21.**

# Antiquitäten.

Sachsen-Siebenbürgener Keramiken
:: 18. Jahrhundert ::
Teller ▫ Schüsseln ▫ Krüge
Flaschen usw.

**Ausserordentlich preiswert**

Lieferant an
Kunstgewerbe-Museen u. s. f.

**Hugo Klein,**
**Dresden-A.,** Bankstrasse 10.

**Herders**

**Konversations-Lexikon**

Dritte Auflage. Acht Bände. Reich illustr.
Mark 100.— Kr 120.— Teilzahlungen
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

**Die grosse Kanzlei.**
**Ein Wiener Advokatenroman**
von
**Sabinus.**
4. Aufl. M. 2.—.
**Herm. Walther,**
Verlagsbuchhandlung, G.m.b.H.
**Berlin W. 30.**

**Keine Nachnahme! Erst prüfen!**
**Orangenblüten-Honig!!**
übertrifft jeden Honig der Welt. Garant. absolut naturr. Bienenprodukt! Begeist. Lob von Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u. zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.
**Kusche & Martin, Malaga**
Spanien (Deutsche Firma)

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die „Gegenwart" ▪ ▪ ▪ ▪ ▪ ▪ beziehen. ▪ ▪ ▪ ▪ ▪ ▪

*Otto Boenicke*
*Hoflieferant Sr. Majestät des Kaisers u. Königs*
*Berlin W. 8, Französische Straße 21*
*empfiehlt sein reichhaltiges Lager von*
*selbst importierten Havana-Cigarren*
*in der Preislage von Mk. 80 bis Mk. 4600 das Tausend „der berühmtesten Marken".*
*Proben werden von jeder Cigarre gern abgegeben und zum Millepreise berechnet.*
*Preisbücher über importierte Cigarren und über in Deutschland gearbeitete Cigarren*
*in der Preislage von Mk. 18 bis Mk. 340 das Tausend, sowie über*
*Cigaretten, Rauchtabake usw.*
*kostenfrei.*

**Wollen Sie**
**Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren etc.**
direkt, billig und gut kaufen, dann verlangen Sie unsere Offerte.

**Belmonte & Co.,**
**Berlin.**

Detail-Verkauf:
**Leipzigerstrasse 35a,** Ecke **Charlottenstrasse,** und
**Königstrasse 46,** Ecke **Hoher Steinweg.**

**Juweliere, Gold- u. Silberschmiede, Ateliers für Juwelenschmuck und Kunstarbeiten.**

**Fabrikation mit elektrischem Kraftbetrieb. — Gold- und Silber-Walz- und Prägewerk. Engros-Export nach allen Ländern.**

**Prachtkatalog** mit vielen tausend Illustrationen von Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren gegen 1 Mk. franko. Bei Einkauf oder Rücksendung wird dieser Betrag vergütet. — **Spezialllisten gratis.**

**Wir erlauben uns, die Leser auf den dieser Nummer beigelegten Prospect betr. „Agfa"-Photo-Artikel der Act.-Ges. für Anilin-Fabrikation Berlin S.O. 36, aufmerksam zu machen.**


Verantwortl. Redacteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Für den Inseratentheil verantwortlich: Georg Macher, Berlin W. 35, Steglitzer Straße 8. Max Hesses Verlag in Leipzig. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 17. Berlin, den 25. April 1908. 37. Jahrgang. Band 73.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Max Hesses Verlag in Leipzig.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 4gespaltene Petitzeile 50 Pf.

Inhalt:

Frankreichs Heer nach dem neuen Cadresgesetz. Von Generalleutnant z. D. v. d. Boeck (Cassel). (Schluß.) — Minister Breitenbach und die Techniker. Von Friedrich Werner (Berlin). — Beamten-Emancipation. Von Otto Corbach (Charlottenburg). — Graf Zeppelin. Eine Studie von Regierungsrath Rudolf Martin (Berlin). 2. — Formlosigkeit und Programm-Musik. Von Irene Wild (Berlin). I. — Heinrich Zille. Von Hermann Abeking (Berlin). — Von unsrer Shakespeare-Centrale. Von Ludwig Fränkel (München). — Ein spanischer Romantiker. Von Paul Friedrich (Berlin). — Zwei Gedichte. Von Christian Kraus (Neunkirchen-Trier). — Im „Club der Differenzirten". Scene von Max Brod (Prag). — Feuerzauber. Von Marsyas (Dr. Martin Beradt, Berlin). — Glossen. Von Victor Klemperer (Berlin). — Notizen. — Anzeigen.

### Frankreichs Heer nach dem neuen Cadresgesetz.

Von Generalleutnant z. D. v. d. Boeck (Cassel).

(Schluß.)

Die in dem Gesetzentwurf vorgesehenen personellen wie materiellen Ersparnisse sollen in erster Linie einer bedeutenden Vermehrung und Neugliederung der Artillerie zu Gute kommen. So lange die deutsche Artillerie noch nicht mit einem Rohrrücklaufgeschütz versehen war, hielt man in Frankreich die größere Batteriezahl des deutschen Heeres für unbedenklich, da man sie durch das bessere Geschütz und eine stärkere Munitionsausrüstung ausgleichen zu können hoffte. Nachdem aber dieser Vorsprung, den die französische Artillerie vor der deutschen zweifellos hatte, durch die inzwischen erfolgte Umbewaffnung der deutschen Artillerie mit einem vortrefflichen Rohrrücklaufgeschütz beseitigt ist, glaubt man in Frankreich das bestehende Mißverhältniß in der Zahl der vorhandenen Batterien schleunigst beseitigen zu müssen. Deßhalb soll die Zahl der Geschütze pro Armeecorps unter Beibehalt von Batterien zu 4 Geschützen auf die gleiche Höhe wie bei einem deutschen Armeecorps gebracht werden. Dies erfordert die Vermehrung um 317 fahrende Batterien (von 427 auf 744) und um 4 Gebirgsbatterien (von 14 auf 18), die künftig in 75 Regimentern statt bisher 40, zusammengefaßt werden sollen. Die reitenden Batterien der Cavallerie-Divisionen und die Batterien der schweren Artillerie des Feldheeres bleiben den Regimentern angegliedert. Von den bisherigen 52 reitenden Batterien sollen 36 in fahrende verwandelt, aber auf die neu zu bildenden 317 fahrenden Batterien angerechnet werden; für die selbstständigen Cavallerie-Divisionen würden dann noch 16 reitende Batterien vorhanden sein.

In Folge der Reorganisation der schweren Artillerie wird die Fußartillerie um 15 Batterien vermindert und zugleich in Regimenter formirt. Die zur Zeit noch bestehenden 10 Artillerie-Arbeitercompagnien und 3 Feuerwerker-Compagnien werden durch 4 Arbeitercompagnien in den festen Plätzen und eine Anzahl den Artillerie-Regimentern zugetheilte Arbeiterabtheilungen ersetzt. Die Artilleriemusiken sollen ganz abgeschafft werden.

Für diese bedeutende Vermehrung der Artillerie muß selbstverständlich eine große Anzahl neuer Offiziersstellen geschaffen werden; einen Theil dieser Stellen will man dadurch gewinnen, daß man die Zahl der Artillerie-Verwaltungs-Offiziere wesentlich verringert und diese durch Civilbeamte ersetzt.

Der Train wird von dem neuen Gesetz nur insoweit berührt, als die Traincompagnien in Algier-Tunis von 12 auf 10 herabgesetzt werden.

Umfangreicher dagegen sind die beabsichtigten Aenderungen für „das Genie", wobei die im russisch-japanischen Kriege gemachten Erfahrungen, sowie die neuen Erfindungen auf verkehrstechnischem Gebiete gebührende Berücksichtigung gefunden haben. Vor Allem soll das jetzt zu 6 Compagnien bestehende Telegraphenbataillon um 2 Compagnien vermehrt und in ein Regiment zu 2 Bataillonen, jedes zu 4 Compagnien und eine Fahrercompagnie, verwandelt werden. Sodann ist eine Verstärkung der Telegraphen- und Luftschiffertruppen an Offizieren und Mannschaften vorgesehen. Ferner soll ein neues Pontonierbataillon formirt und das algerische Pontonierbataillon selbstständig gemacht werden.

Um allen diesen Forderungen ohne wesentliche Erhöhung der Gesammtstärke des „Genie" genügen zu können, sollen der Genie-Stab verringert, die Musiken — wie bei der Artillerie — abgeschafft, die algerisch-tunesischen Genietruppen in ihrem Bestande an Mannschaften französischer Abstammung verringert, an Eingeborenen erhöht, die Stärke der Eisenbahncompagnien herabgesetzt und ein großer Theil der Genie-Verwaltungs-Offiziere durch Civilbeamte ersetzt werden.

Neben allen diesen hauptsächlich die Commandobehörden und Truppentheile berührenden Veränderungen sind noch eine Reihe anderer in dem neuen Cadres-Gesetzentwurf enthalten, welche die Leitung und Verwaltung des Heeres betreffen. So sind u. A. Maßnahmen vorgesehen, um auch für die bei der Mobilmachung zu formirenden Reservedivisionen körperlich wie geistig frische Generale als Führer verfügbar zu haben; ferner sollen die Offiziere des Generalstabsdienstes durch Schaffung einer Anzahl von Civil-Beamtenstellen von dem immer umfangreicher gewordenen Bureaudienst entlastet werden, damit sie sich mehr ihrem eigentlichen, auf dem Gebiet der Truppenführung liegenden Aufgaben widmen können; endlich sollen im sogenannten Verwaltungsdienst und einigen andern ähnlichen Dienstzweigen durch Verringerung des Personals an Offizieren, Beamten und Arbeitern umfangreiche, mit der Herabsetzung der Effectivstärken begründete Ersparnisse herbeigeführt werden.

Im Ganzen ergeben die im Gesetzentwurf vorgesehenen Aenderungen in der Organisation und Stärke des französischen Heeres eine Verminderung um 521 Offiziere und

Digitized by Google

33868 Mann zum Dienst mit der Waffe gegenüber den zur Zeit maßgebenden Etatsstärken, die schon um rund 10000 Mann geringer waren, als das Wehrgesetz von 1889 vorgeschrieben hatte. Dazu muß aber bemerkt werden, daß auch diese verminderte Stärke nur dadurch wird erreicht werden können, daß man für die sogenannten Hülfsdienste (Schreiber, Ordonnanzen, Handwerker, Arbeiter 2c.) minder-taugliche Mannschaften einstellt, deren Zahl sich nach den Aushebungsergebnissen richtet. Die künftige Gesammtstärke des französischen Heeres von rund 534000 Mann wird somit nach wie vor nur als Jahresdurchschnittsstärke anzusehen sein.

Was nun endlich die finanziellen Wirkungen des neuen Cadresgesetzes anbelangt, so wird dasselbe durch die in Folge der Verminderung der Offizierstellen unvermeidlichen Verabschiedungen zeitweise den Pensionsfonds nicht unwesentlich mehr belasten, was aber für das eigentliche Kriegsbudget ohne Bedeutung ist, da dieser Fonds im Budget des Finanzministers zur Verrechnung kommt. Das Kriegsbudget selbst ist mit einer Erhöhung von 36 Millionen Frcs. betheiligt, dem eine Ersparniß von rund 10 Millionen Frcs. bei den Ausgaben für Colonialtruppen und für die Truppen der Hauptstadt gegenüber steht. Die außerdem durch Beseitigung der Corporale erzielte scheinbare Ersparniß wird durch die vorgesehene Erhöhung der Zahl der Unteroffizier-Capitulanten reichlich aufgewogen werden, falls diese Erhöhung thatsächlich erreicht wird. Die Gesammtmehrbelastung des Kriegsbudgets beträgt somit mindestens 26 Millionen Frcs., eine Summe, die von der französischen Volksvertretung wohl anstandslos bewilligt werden dürfte, wenn sie sich von der Zweckmäßigkeit des neuen Cadresgesetzes überzeugen sollte.

Der Entwurf zu diesem Gesetz war am 1. Februar d. J. in der Budget-Commission zur Berathung gestellt, ist aber zunächst einer Unter-Commission zu eingehender Prüfung überwiesen worden. So weit der Wortlaut und die knappe Begründung des Entwurfs ein Urtheil gestatten, muß man anerkennen, daß die französische Heeres-Verwaltung in demselben, die sich durch die Einführung zweijähriger Dienstzeit in Verbindung mit dem bestehenden Mannschaftsmangel ergebenen Schwierigkeiten in geschickter Weise auszugleichen und zugleich vorliegenden dringenden Bedürfnissen Rechnung zu tragen versucht hat.

Sollte — wie verlautet — die französische Heeres-Verwaltung außerdem dazu schreiten, die Eingeborenen-Bevölkerung der nordafrikanischen Colonie in wesentlich stärkerem Maße als bisher zum Heeresdienst heranzuziehen, so hat Deutschland m. E. alle Veranlassung, die weitere Entwicklung der französischen Armee, wie sie sich aus dem besprochenen neuen Cadresgesetz ergiebt, mit Aufmerksamkeit zu verfolgen.

---

## Minister Breitenbach und die Techniker.

Von Friedrich Werner (Berlin).

In diesen Tagen fand im Preußischen Landtag eine Interpellation über die in dieser Zeitschrift bereits erörterte Frage der Juristen und Techniker bei der Eisenbahn*) statt. Man kann nicht behaupten, daß sie besondere Ergebnisse zu Tage gefördert hätte. Schon der Interpellant stellte sich auf einen ganz verkehrten Standpunkt: er nahm die Interessen der Techniker wahr, anstatt das Schwergewicht auf die Bedeutung zu legen, die diese Frage für die Oeffentlichkeit hat. Es dreht sich, wie schon hervorgehoben, einfach darum, ob die Leitung der Eisenbahnen Personen anvertraut werden soll, die von den Dingen, die sie leiten sollen, berufsmäßig nichts verstehen, und um die Bedenken, die ein solcher Zustand für die Betriebssicherheit der Eisenbahnen mit sich bringt. War somit schon die Begründung der Interpellation keine glückliche zu nennen, so war sie doch noch immer eine Musterleistung gegen das, was der Eisenbahnminister dagegen einzuwenden hatte. Die Forderung des Interpellanten, den Technikern gleiche Befugnisse wie den Juristen bei der Eisenbahn zuzuweisen, lehnte er ab, indem er mit Emphase erklärte: „Zu welchem Zwecke lernen denn die höheren Techniker die Höhen und Tiefen der Baukunst? Doch sicher nicht zu dem Zweck, um in einer Direction ein Personaldecernat zu verwalten!“ (Sehr richtig! rechts.) Jetzt wissen wirs also: es ist die „Würde der Technik“, die die Techniker am Avancement verhindert! Sie, die zu den höchsten Höhen der Technik emporschweben, und in die tiefsten Tiefen der Technik hinabsteigen, wie sollten sie ihren erhabenen Beruf durch administrative Schreiberthätigkeit, zu der sich höchstens ein Jurist qualificirt, entweihen. Nicht übel, in der That! Aber wohl eben „darum“, weil die Techniker zu gut für eine derartige entwürdigende Thätigkeit sind, „deßhalb“ betraut der Eisenbahnminister mit der Verwaltung dieser minderwerthigen Stellungen Personen, die im Range, Titel u. s. w. den Technikern, die die seiner Ansicht nach höherwerthigen Stellungen bekleiden, vorangehen! Der Minister hebt in seiner Rede die technischen Stellen in den Himmel und macht die Personaldecernate u. s. w. durch die obige Aeußerung gradezu verächtlich: „folglich“ werden die Letzteren mit Personen besetzt, die den Inhabern der wichtigeren Stellen nach den verschiedensten Richtungen vorangehen! Wir wissen nicht, ob die Juristen Herrn Breitenbach für einen guten Techniker halten, aber wenn die Techniker ihn nach dieser Eisenbahnlogik für einen schlechten Juristen halten, so kann man ihnen das wahrhaftig nicht verdenken! Aber ist es denn überhaupt möglich, den jetzigen Zustand zu vertheidigen? Für wen war es jemals zweifelhaft, daß die Eisenbahn ein technisches Unternehmen ist? Was soll man dazu sagen, daß die Juristen mit dem Grunderwerbe für die Bahn betraut werden! Mit demselben Rechte könnte man ihnen den Bau der Eisenbahn selbst übertragen, könnten sie bestimmen, wie Schienen und Schwellen gelegt werden! Oder ist die Beschaffenheit des Grund und Bodens nicht eine ausgesprochene Frage des Baues der Eisenbahn, mithin eine Frage, die doch nur ein Techniker beurtheilen kann? Welche finanziellen Nachtheile können entstehen, wenn technisch Unkundige den Grunderwerb leiten! Und was bleibt dem Juristen, wenn für die Frage des Grunderwerbs technische Momente von ausschlaggebender Bedeutung werden — und das sind sie im Grunde immer — anders übrig, als sich wiederum vertrauensvoll an den Techniker zu wenden und sich hier Raths erholen? Will der Minister vielleicht auch mit den „Höhen und Tiefen der Technik“ es erklären, daß es 17 juristische und nur 5 technische Eisenbahndirectionspräsidenten giebt? Warum ist es nicht umgekehrt? Warum sind nicht 17 Techniker und fünf Juristen Directionspräsidenten? Hierauf kann man eine deutliche Antwort verlangen! Oder ist die Eisenbahn in der That eine juristische Einrichtung? Zu welchen Mitteln aber der Minister seine Zuflucht nimmt, um sein Verhalten dem Landtag zu rechtfertigen, ergiebt sich daraus, daß er in seiner Rede vom 7. März die Sache als harmlos darstellt und die ganze Schuld auf einige jüngere Techniker schiebt, während er in seinem Erlaß betonte, daß die Leiter des betreffenden Technikerverbandes, die ihre Standesinteressen wahren, sich ihrer Pflichten, die ihnen aus ihrer Stellung erwachsen, nicht bewußt seien und nun wörtlich erklärt: Ich bedauere dies lebhaft und kann mit dem Ausdruck meines Mißfallens nicht zurückhalten, daß die älteren Beamten, insbesondere auch die Oberbauräthe sich den ungehörigen und unzulässigen Bestrebungen der jüngeren Fach-

*) Vergl. Barthold: „Der Assessorismus und die Betriebssicherheit der preußischen Eisenbahnen.“ Bd. 72, S. 306.

Digitized by Google

collegen angeschlossen und mir keine Mittheilung von den geplanten Vorgängen gemacht haben. — Insbesondere die Oberbauräthe! Insbesondere! Nach der Darstellung des Ministers im Landtage empfing man den Eindruck, als ob im Grunde gar nichts los sei, und nur einige Hitzköpfe unter den jüngern Technikern den Frieden der Eisenbahn zu stören suchten; in dem Erlasse aber beschwert er sich insbesondere (!) über die Oberbauräthe! Er giebt mithin dem Landtage eine unrichtige Darstellung: denn wer ist, muß man fragen, noch zufrieden, wenn dieses nicht nur nicht die jüngeren Beamten, sondern „insbesondere“ auch die Oberbauräthe nicht sind?! Wir würden es im Interesse der Oeffentlichkeit für sehr wünschenswerth halten, wenn beide Technikerkategorien, sowohl die jüngern als auch die Oberbauräthe sich ihres vom Minister erneut betonten Werthes völlig bewußt und mit dem entsprechender Entschiedenheit auf ihren Forderungen bestehen würden. Das würden wir, wie gesagt, im Interesse der großen Oeffentlichkeit, die die Angelegenheit am Meisten angeht, für sehr wünschenswerth halten, damit die Leitung der Eisenbahn Denjenigen übertragen wird, die Dasjenige, was sie zu leiten haben, auch verstehen. Wem diese Nothwendigkeit bisher nicht klar geworden ist, dem wird sie zum vollsten Bewußtsein gebracht durch die letzte Rede des Ministers über die „Höhen und Tiefen der Baukunst“, die bei den preußischen Eisenbahnen von den Technikern zwar gründlich studirt, von den technisch Unkundigen aber, den Juristen — difficile est, satiram non scribere — geleitet wird.

---

## Beamten-Emancipation.

Von Otto Corbach (Charlottenburg).

Das neudeutsche Wirthschaftsleben ruht gleichsam auf einem Fundament, das Bismarck schuf. Im Uebrigen vertraute der eiserne Kanzler der Kraft, die im Deutschthum schlummerte und, um Großes zu wirken, nur aus ihrer Gebundenheit erlöst zu werden brauchte. Der Deutsch-Französische Krieg befreite unser Volk gleichsam vom französischen Alb und weckte in ihm ein kraftvolles Selbstbewußtsein. Bismarck verstand es, dem überall sich regenden privaten Unternehmungsgeist die nöthige Ellbogenfreiheit zu sichern. Was er auch später im liberalen Sinne gesündigt haben mag, in den ersten Jahren seines Wirkens als Reichskanzler war er beseelt von einer titanenhaften Freude an aller freien Entfaltung schöpferischer Kräfte im deutschen Wirthschaftsleben. Und das deutsche Bürgerthum erwies sich des in es gesetzten Vertrauens würdig. Es schuf sich eine eigene, freie Welt bei wachsendem Wohlstande. Die Bahnbrecher der deutschen Industrie arbeiteten sich meist aus kleinsten Anfängen empor. Oft waren es Schmiede, die bisher in stiller Vergeseinsamkeit unverdrossen den Hammer geschwungen hatten, welche nun plötzlich, als Zeugen großer Ereignisse, bei lockenden günstigen Conjuncturen ein wilder Unternehmungsgeist packte und in geniale Organisatoren verwandelte. Unsre Bureaukratie dagegen blieb, was sie war, und wie sie war. Während Alles um sie herum sich wandelte, entwickelte, hielt sie unverbrüchlich fest am Althergebrachten. Immer tiefer wurde die Kluft zwischen dem freien, mit weltwirthschaftlichen Verhältnissen verknüpften Erwerbsleben und dem starren Verwaltungswesen des Staates. Das deutsche Bürgerthum hatte bei der Gründung des Reichs in sich das Gefühl, Tüchtiges leisten zu können, und wußte mit diesem Pfunde zu wuchern; siehe unsren heutigen Nationalwohlstand; das Reich begann seine Wirthschaft mit dem ungeheuren Plus, das die Milliarden vorstellten, die Frankreich als Kriegsentschädigung auftreiben mußte, und es ging mit Riesenschritten einem Schuldenelend entgegen, das gegenwärtig einen so beängstigenden Umfang erreicht hat.

Wer einmal die Luft eines modernen kaufmännischen Contors geathmet hat, weiß, wie stark hier der Gegensatz zu unsrem Beamtenthum überall empfunden wird. Jeder Handlungsgehülfe sieht in einem Beamten etwas unendlich Rückständiges, ein auf den Aussterbeetat gesetztes Wesen, das einmal in längst vergangnen Zeiten eine nützliche Rolle gespielt haben mag. Die Starrheit des bureaukratischen Systems ist es vor Allem, was diesen Eindruck erweckt. Die Carrière des Beamten ist an ein festes Schema gebunden. Er kann, und wenn er noch so tüchtig ist, im Allgemeinen keine Sprünge machen, um vorwärts zu kommen, muß immer eine bestimmte Reihe von Jahren in ausgetretenen Bahnen wandeln, bevor er auf Beförderung Anspruch hat. Schematisch, ein für allemal feststehend, ist im Allgemeinen auch die Arbeitsweise. Dann übt die Sicherheit, die eine staatliche Anstellung verleiht, auf träge Geister eine besondre Anziehungskraft aus. Die Schwierigkeit, die vielen unfähigen Elemente, die in Folge dessen eindringen, auszumerzen, macht die Bureaukratie zu einem schwerblütigen Organismus. Jeder Vereinigung von Menschen zur Ausübung gemeinsamer Zwecke wohnt jedoch die Kraft der Selbstheilung inne. Das bureaukratische System mußte im deutschen Staatswesen ohne Weiteres zu einer schrankenlosen Beamtenplusmacherei führen, zu einem immer stärker werdenden Anschwellen der Kostgänger des Staates. Zwei Wirkungen waren dabei auf die Dauer nicht zu vermeiden: dem Staate mußten die Mittel ausgehen, um unter Wahrung reactionärer Zwecke die Scharen seiner Beamten ausreichend zu bezahlen und bei diesen mußte sich schließlich ein Gefühl eigner Macht regen, wie es immer das Bewußtsein verleiht, zu einer Klasse von Menschen zu gehören, die eine große kompakte Masse vorstellen. Regierung und Beamtenthum sehen sich nun dem freien Bürgerthum gegenüber, das für neue Mittel sorgen soll, um die Forderungen der Beamten zu befriedigen. Daraus ergiebt sich ganz von selbst die Nothwendigkeit für das Beamtenthum, sich aus den Fesseln einer starren Ueberlieferung zu befreien und den bürgerlichen Verhältnissen sich anzupassen. Verwaltungsreform und Aufbesserung der Beamtengehälter sind deßhalb unlöslich mit einander verknüpft, um so mehr, als durchgreifende Reformen ganz von selbst die nöthigen Mittel für die Hebung der wirthschaftlichen Lage der Beamten schaffen würden.

Die Bureaukratie muß sich dem neudeutschen Wirthschaftsleben dienend ein- und unterordnen. Der deutsche Verwaltungsbeamte, so wünscht das Bürgerthum, soll künftig mehr Kenntnisse des praktischen Lebens und seiner Bedürfnisse in die verantwortlichen Stellungen mitbringen. Bei der Ausbildung auf der Universität sollte mehr Gewicht auf volkswirthschaftliche Kenntnisse gelegt werden. Weiter wäre anzustreben, möglichst wenigen, aber gut bezahlten und fachmännisch aufs Beste ausgerüsteten technischen Beamten als Ausführungsorganen möglichst viele womöglich in Ehrenstellen amtirende Bürger, die alle Verhältnisse aus eigner Anschauung kennen, als Beiräthe zur Seite zu setzen. Das Beförderungswesen bedarf einer gründlichen Aenderung, der verzopfte, verschnörkelte Curial- und Amtsstyl muß schwinden u. s. w. Eine solche Modernisirung der Bureaukratie würde auch zu einer politischen Emancipation des Beamtenthums führen. Heute noch ist der deutsche Beamte nur Füllsel für bestimmte Formen, aber die Erkenntniß beginnt in seiner verstaubten Welt zu dämmern, daß schließlich doch der Staat der Menschen wegen da ist und nicht umgekehrt.

---

Digitized by Google

## Graf Zeppelin.

Eine Studie von Regierungsrath Rudolf Martin (Berlin).

### 2. Graf Zeppelin und der Krieg.

Seit dem Jahre 1870 hat der schneidige Reiteroffizier Graf Zeppelin, dessen Patrouillenritt im Deutsch-Französischen Kriege ihm einen Namen gemacht hat, darüber nachgedacht, wie er ein brauchbares Kriegsluftschiff construiren könne. Sein Aluminiumluftschiff hat nie etwas andres sein sollen als ein Kriegsluftschiff. Daher hat Graf Zeppelin von Anfang an seinem Luftschiff den größtmöglichsten Actionsradius und die größte Eigenbewegung zu geben gesucht. Diese Eigenschaften waren für die Aufklärung im Kriege von höchster Wichtigkeit. Graf Zeppelin aber dachte von Anfang an auch an den Angriff. Daher suchte er seinem Kriegsluftschiff auch die größte Tragfähigkeit zu geben. Er wollte das Luftschiff nicht nur als Waffe benutzen, sondern auch zum Transport von Truppen durch die Luft befähigen. Aus diesen militärischen Bedürfnissen heraus hat er bei seiner Construction das Aluminium als Material gewählt, um dem Ballonkörper die pralle Form zu erhalten.

Die Gerechtigkeit gebietet jetzt, wo der Weltruhm des Grafen Zeppelin begründet ist, daran zu erinnern, daß die Idee, ein Aluminiumluftschiff zu bauen, schon vor ihm von dem österreichischen Ingenieur Schwarz nicht nur erfaßt, sondern auch verwirklicht ist. Nach dem Tode des in Berlin lebenden Ingenieurs Schwarz ließ seine Wittwe im Jahre 1897 durch einen ehemaligen Luftschifferſoldaten diesen Aluminiumballon auf dem Tempelhoferfelde bei Berlin aufsteigen. Das Luftschiff konnte sich gegen den Wind nicht behaupten und wurde 6 km von der Aufstiegstelle bei der Landung durch den Aufprall zerstört, während der Führer sich rechtzeitig durch einen Sprung in Sicherheit gebracht hatte. Dieser Aluminiumballon, der nur 3700 cbm Gas umfaßte, war in der Weise mit Gas gefüllt, daß das Gas nur von der das Aluminiumgerippe umgebenden Aluminiumhülle zusammengehalten wurde. In Folge der großen Undichtigkeit dieser ungetheilten großen Aluminiumhülle mußte die Landung vorzeitig erfolgen. Die Einsetzung zahlreicher kleiner Gasballons in die große äußere, durch das Aluminiumgerippe versteifte Leinwandhülle ist die besondere Erfindung des Grafen Zeppelin. Für heut erscheint diese Erfindung als das Ei des Columbus. Es ist aber keineswegs ausgeschlossen, daß schon sehr bald ganz aus Aluminium bestehende Luftschiffe gebaut werden, bei denen das Gas nur durch eine Aluminiumhülle zusammengehalten wird. Eine Erfindung dieser Art ist bereits von einem Ingenieur patentamtlich angemeldet.

Die Bedeutung, welche das Aluminiumsystem im Kriege wie im Frieden voraussichtlich in den nächsten Jahrzehnten gewinnen wird, ist in meinem Buche „Berlin-Bagdad, das Deutsche Weltreich im Zeitalter der Luftschifffahrt 1910/1931", welches im Januar 1907 erschienen ist, zum Gegenstand eingehender Darstellung gemacht worden. In soweit dieses Buch die politischen Verhältnisse andrer Staaten betrifft, bin ich weit davon entfernt, Andre von der Richtigkeit meiner Darstellung überzeugen zu wollen. Wenn die künftige Entwicklung der Motorschifffahrt ebenso mit meinem Buche übereinstimmt, wie während der vergangnen neun Monate, so dürfte die Bedeutung des Aluminium-Systems für den Krieg wie für den Frieden in meinem Buche richtig gezeichnet sein. Die große Recordfahrt des Grafen Zeppelin am 30. September über eine Strecke von 350 km hat meine Auffassung bestätigt, daß das Aluminium-System die wichtigste Stellung unter den Luftfahrzeugen im Kriege gewinnen wird.

Der englische Militärballon hat bei seinen ersten Aufstiegen am 10. September v. Js. den stolzen Namen Nulli Secundus erhalten. Von Anfang an aber war er den besten unter den übrigen Motorluftschiffen nicht gewachsen, und heut wird jeder englische Fachmann davon überzeugt sein, daß der vom Winde zerstörte Nulli Secundus, der Keinem nachstehen darf, und seine ihm ähnlichen Nachfolger hinter den großen Aluminiumluftschiffen des Grafen Zeppelin weit zurückbleiben müssen. Auch der englische Kriegsäroplan, der nicht von Gas getragen wird, kann niemals für die britische Kriegsmacht eine Bedeutung gewinnen, die auch nur im Entferntesten an das Riesenluftschiff des Grafen Zeppelin heranreicht.

Die Ende November 1908 den Händen von 200 französischen Soldaten auf immer entflogene „Patrie" hatte kurz zuvor die 240 km lange Entfernung von Paris nach Verdun in einer Fahrt zurückgelegt. Die gleiche Luftreise vollendete Anfang 1908 die Ville de Paris. Es wird aber noch lange dauern, bis die Ville de Paris eine Entfernung von 350 km zurücklegen kann. Auch ist nicht anzunehmen, daß die im Bau befindlichen französischen Kriegsluftschiffe „République" und „Démokratie" einen größern Actionsradius haben. Allerdings wird Frankreich schon im Frühjahr nächsten Jahres ungefähr sechs Kriegsluftschiffe in den Festungen an der deutschen Grenze stationirt haben. Halbstarre und unstarre Motorluftschiffe von der Art des deutschen Militärballons oder des Parsevalschen Motorballons sind aber innerhalb weniger Wochen herzustellen. Auch auf dem Gebiet der nichtstarren Motorluftschiffe besitzt Deutschland einen erheblichen Vorsprung. Die französische Heeresverwaltung kennt nur den halbstarren Typ des Ingenieurs Julliot. Ganz originell ist das unstarre Motorluftschiff des Majors von Parseval mit seinen zwei Ballonets. Die im Bau befindlichen französischen Kriegsluftschiffe sind, wie alle halbstarren Motorluftschiffe, auf keinen Fall so leicht transportabel wie der Parsevalsche Motorballon und bedürfen zu ihrer Zusammensetzung nach Beendigung des Transports in ungefülltem Zustande mehrerer Tage.

Auch das von den Vereinigten Staaten Nordamerikas soeben in Bestellung gegebene Motorluftschiff gehört dem nichtstarren System an. Es hat ungefähr die Größe des Parsevalschen Motorballons oder der verloren gegangenen Patrie und kann daher weder an Tragfähigkeit, noch an Größe des Actionsradius mehr leisten als diese Motorballons. Grade die Vereinigten Staaten bedürfen zu ihrem Küstenschutz gegen die Angriffe der japanischen Flotte großer Aluminiumluftschiffe mit weitem Actionsradius und einer großen Tragfähigkeit für Explosivgeschosse.

Ein schweizerischer Fachmann forderte im Herbst 1907 in einer Artikelserie in der „Neuen Züricher Zeitung", daß die schweizerische Heeresverwaltung große Kriegsluftschiffe aus Aluminium nach dem System des Grafen Zeppelin baue. In Uebereinstimmung mit meinem Buche „Berlin—Bagdad" wurde in diesen Artikeln darauf hingewiesen, daß die Alpen von hoher strategischer Bedeutung im Luftkriege sind. Selbst bei Beschränkung des Benzins auf wenige Stunden vermag das Zeppelinsche Aluminiumluftschiff Nr. 3 nach Ansicht des schweizerischen Fachmanns sich nicht höher als 2500 m zu erheben. Sollte es ihm aber doch glücken, in Höhe von 3000 m die Alpen zu überschreiten, so wäre es in Ermangelung von Benzin alsdann actionsunfähig. Die zahlreichen schweizerischen Seen, auch die hoch im Gebirge, eignen sich nach Ansicht des schweizerischen Fachmannes vorzüglich zur Anlegung von Luftschiffhäfen für große Aluminiumluftschiffe. Ich glaube, man kann diesem Fachmann beistimmen, daß die schweizerische Heeresverwaltung durch Schaffung einer Aluminiumluftflotte die richtige Consequenz im schweizerischen Interesse aus dem Besitze der Alpen ziehen würde.

Ohne Zweifel werden die Franzosen, die Engländer und die Amerikaner das Zeppelinsche Aluminium-System sehr bald nachahmen. Auch soweit Patente existiren, bilden sie gegenüber dem dringenden Bedürfniß der Heeresverwaltung kein Hinderniß. Der Bau von Aluminiumluftschiffen erfordert

Digitized by Google

allerdings mehr Erfahrung, als die Herstellung unstarrer und halbstarrer Motorluftschiffe. Auch ist zur Herstellung eines Aluminiumluftschiffes, wenigstens in der Gegenwart, viel mehr Zeit erforderlich. Zunächst wird es für die Herstellung von zahlreichen Aluminiumluftschiffen an Aluminium fehlen. Der Verbrauch eines solchen Riesenluftschiffs an Aluminium beträgt 5 t. Man kann heut schon mit Sicherheit sagen, daß die Aluminiumindustrie, in Sonderheit die meist an Wasserkräften gelegenen industriellen Anlagen zur Herstellung des Rohaluminiums, in den nächsten Jahren einen enormen Aufschwung nehmen. Auf dem Continent von Europa durfte die unter Ausnutzung des Rheinfalls von Schaffhausen in Rheinfelden und Neuhausen auf deutschem und schweizerischem Gebiete errichteten, der allgemeinen Elektricitäts-Gesellschaft in Berlin nahestehenden Anlagen den größten Nutzen haben. Sie können vom Jahre 1908 ab jährlich 27500 t Aluminium liefern, also genug zum Bau von 5500 Aluminiumluftschiffen.

Die strategische Aufklärung wird zu Beginn eines Landkrieges wie eines Seekrieges in jedem kommenden Feldzug zwischen europäischen Großmächten in erster Linie durch das Aluminiumluftschiff erfolgen. Selbst wenn die deutsche Armee so unvorsichtig wäre, keine Aluminiumluftschiffe auf Teichen nahe an der französischen Grenze zu stationiren, würden die Aluminiumluftschiffe Nr. 3 und 4, sowie ihre Nachfolger vom Bodensee in 3 Stunden die 150 km entfernten Vogesen überschritten und in weiteren 7 Stunden sogar Paris erreicht haben. Die Meldungen würden durch drahtlose Telegraphie an die deutsche Heeresleitung erstattet und auf demselben Wege die Befehle entgegengenommen werden. Wenn 5 oder gar 10 solcher Motorluftschiffe die Strecke zwischen den Vogesen und Paris fortgesetzt innerhalb von 60 Stunden befahren, kann ihnen ein Truppentheil von der Größe einer Division schwerlich verborgen bleiben. Bei der Wichtigkeit dieser Aufgabe wird wohl in zwei Jahren nicht nur das Deutsche Reich, sondern ebenso Frankreich, England oder irgend eine andere Großmacht hundert und mehr Aluminiumluftschiffe für den wichtigen Zweck der Aufklärung zur Verfügung haben. In einem Kampf zwischen Aluminiumluftschiffen und halbstarren Motorluftschiffen sind die Aluminiumluftschiffe durch ihre größere Eigenbewegung und ihre größere Tragfähigkeit an Explosivstoffen und Benzin im Vortheil. Das Aluminiumluftschiff kann dem nichtstarren Motorluftschiff, außer wenn es vollkommen erschöpft ist, jeder Zeit entgehen. Es wird den Kampf nur aufnehmen, wenn es sicher ist, daß es die höhere Region gewinnen und den Gegner von oben durch Explosivgeschosse verletzen kann. Sehr leicht läßt sich an den Aluminiumluftschiffen ein Sporn anbringen, aber auch ohne diesen würden sie im Nahkampf dem nichtstarren Motorluftschiff, welches nur eine einzige ungetheilte Gasblase besitzt, tödtlich gefährlich werden können.

Die Hager Conferenz vom Jahre 1907 hat darauf verzichtet, das Herabwerfen von Explosivstoffen auf Festungen oder Truppen zu verbieten. Eine Festung wie Paris, wie Metz oder Straßburg wird also im Kriegsfalle voraussichtlich sofort von den gegnerischen Luftschiffen beschossen werden. Aus der Erfahrung des letzten deutsch-französischen Krieges wissen wir, wie wichtig die Capitulation von Paris ist. Kein verständiger Mensch kann annehmen, daß das Deutsche Reich 100 Millionen Mark und selbst eine Milliarde Mark sparen wird, wenn es durch Ausgabe dieser Summe in dem Fall eines deutsch-französischen Krieges sofort die französische Hauptstadt zur Capitulation innerhalb weniger Tage, wenn nicht gar Stunden, zwingen kann. Für eine Milliarde Mark kann das Deutsche Reich 2000 Aluminiumluftschiffe, einschließlich der Bergungshallen, sich herstellen. Denn ein Aluminiumluftschiff kostet einschließlich der Bergungshalle nur 500000 Mark und kann bei der Fabrikation in großem Style noch weit billiger geliefert werden.

Dieselben kostspieligen Luftflotten würden zugleich der maritimen Ueberlegenheit Großbritanniens ein Ende bereiten. Am 30. September v. J. durchflog Graf Zeppelin in seiner Nr. 3 eine Strecke von 350 km mit 11 Personen an Bord. Die Entfernung von Calais nach Dover beträgt genau den zehnten Theil, nämlich 35 km. Zur Bedienung des Riesenluftschiffes sind nicht mehr als höchstens 6 Personen erforderlich. Die übrigen Personen können also Geschosse in Gestalt von Torpedos auf feindliche Kriegsschiffe herunter werfen. Man darf dem Grafen Zeppelin glauben, wenn er versichert, daß seine Nr. 3 bei einer nur zehnstündigen Fahrt 20 Personen zu tragen vermag. Die Nr. 3 kann also 14 Torpedos à 75 kg bei sich führen. Das kommende Aluminiumluftschiff Nr. 4 kann rund 30 Torpedos à 75 kg bei sich führen. Ich glaube, kein Bewohner der „Dreadnaught" wird sich einen solchen Morgengruß von 30 mannesschweren Torpedos aus Dynamit wünschen.

In einer Höhe von 2000 m können die Motorluftschiffe nicht einmal von der schweren Festungsartillerie erreicht werden. Die Artillerie eines Kriegsschiffes ist gegenüber einem Motorluftschiffe, welches sich direct über ihm befindet, einfach wehrlos. Bis heut kann die Artillerie nicht kerzengrade in die Höhe, sondern nur im Winkel schießen. Das Infanteriegeschoß reicht nur bis zur Höhe von 1500 m.

Aber das Aufsuchen solcher Höhen hat das Motorluftschiff gar nicht nöthig. Während der Nacht oder des Nebels kann es sich direct einige 100 m über das feindliche Kriegsschiff setzen und beim Beginn des Tages das Werk der Vernichtung aufnehmen. Je mehr Torpedos es gleichzeitig abwirft, um so schneller bringt sich das Luftschiff selbst in Sicherheit, indem es in die Höhe steigt. Die Bedeutung des Aluminiumluftschiffes als Waffe zum Angriff ist unabsehbar.

---

## Formlosigkeit und Programm-Musik.

Von Irene Wild (Berlin).

I.

Wir leben in einem Zeitalter, wo die Technik zur höchsten Blüthe gediehen ist. Auf ihrem Gebiet werden unzählige Neuerungen gemacht, so daß man sehr wohl von einem Jahrhundert der Erfindungen reden kann. Diese Technik, die Industrie, Handel und Verkehr auf eine vorher kaum geahnte Höhe gebracht hat, mußte unwillkürlich einen mächtigen Einfluß auf das Leben der Gegenwart üben. Es konnte nicht ausbleiben, daß sowohl das gesellschaftliche wie das künstlerische Leben davon berührt wurde. Von tausend sinnreichen Mechanismen zur Erhöhung der Bequemlichkeit des Daseins umdrängt, mußte der Sinn, mindestens des Durchschnittsmenschen, mehr und mehr auf das Nüchterne und Praktische gerichtet werden.

Vielleicht ist es gar nicht so wunderbar, wenn sich dieser allgemeine Zug auch in die Kunst unsrer Tage eingeschlichen hat. Der Triumph des Technischen herrscht auch hier, man mag hinsehen, wo man will. Wenn hier von Erfindung die Rede sein kann, so zeigt sie sich zum weitaus größten Theil auf technischem Gebiet.

Man muß eine solche Epoche in der Kunst, die sich fast lediglich auf die Entwicklung des Aeußerlichen geworfen hat, vorwiegend als ein Uebergangsstadium ansehen. Das überstarke Hindrängen nach Erneuerung der Ausdrucksformen häuft derartig viel Ballast an, daß der innere Kern mehr oder weniger erstickt wird. Es gewinnt beinah den Anschein, als sei das Endziel aller Kunst die Schaustellung der äußeren Mittel, als käme es nicht mehr darauf an, diese mit geistigem Gehalt zu durchtränken, sie zu einer geschlossenen Form zu gestalten.

Digitized by Google

Wenn man auf den Gebieten des praktischen Lebens mit Recht von der unsrigen als einer Zeit der Erfindung sprechen kann, so ist in den Reihen der schönen Künste eher ein Mangel an wirklicher Erfindung zu verzeichnen. Unglaublich viel Einzelerscheinungen, Ueberproduktion auf allen Seiten, viel Gutes darunter, aber es fehlt das Genial-Schöpferische, aus dem ein Kunstwerk von bleibendem Werth entsteht.

Die Durchschnittsbildung ist, wenn auch leider nicht vertieft, so doch in ungeahnter Weise verallgemeinert worden. Jede mittelmäßige Begabung wird durch einen Bildungswahn, der alle Classen ergriffen hat, ausgebildet, was ja an sich nicht zu tadeln wäre, wenn nicht zugleich der Lebensberuf darauf gegründet würde. Daraus ist ein ungeheurer Dilettantismus in sämmtlichen schönen Künsten erwachsen. Mit Stolz nennen sie sich Künstler, die ihrer Natur nach oft nichts sind als Handwerker, und fühlen sich verkannt und vom Schicksal mißhandelt, wenn ihnen der Lohn echter Künstlerschaft nicht zu Theil wird.

Ein anderer Theil schaart sich zusammen, bildet Gruppen, deren Mitglieder sich gegenseitig hochschreien und soviel von sich reden machen, daß das immer von Neuem dadurch aufmerksam gemachte Publicum schließlich glaubt, es sei etwas dahinter, und blindlings mitlobt, weil die vom Fach es ihm zuvorgethan.

Eine dritte Art sind die, deren Talent wirklich über den Durchschnitt hervorragt, soweit das rein Aeußerliche in Frage kommt, und die vermöge ihrer Anpassung und Intelligenz schnell erkennen, wodurch die Menge zu blenden, bei ihren Schwächen zu fassen und mit einem glänzenden Köder zu locken ist. Sie wissen genau, daß unzählige unter den „Bildungsphilistern", über die Nietzsche seinen Zorn nicht umsonst ergießt, Alles mit anbeten, was als neu, kühn, ungewöhnlich von der Moderichtung gepriesen wird.

Genau so, wie die eitle Modedame jede Narrheit, die ihr von schlauen Geschäftsleuten aufgeredet wird, mitmacht — ob sie nun zu ihrer Person und zu ihren Lebensbedingungen paßt oder nicht — genau so läßt sich die Menge von Allem bethören, was als neu und zeitgemäß in der Kunst ausgerufen wird.

Dieser dritten Art von kunstfertigen Technikern, die dem falschen Bildungswahn des Publicums ihren Erfolg verdankt, entstammen die tonangebenden Neuerer. Macht man sich klar, auf welche Weise sie mit dem Alten gebrochen haben, so lehrt ein kurzer Ueberblick, daß sie es in allen Künsten damit versuchten, an Stelle der Form die Formlosigkeit zu setzen.

In der Malerei haben die Techniker der Farbe eine Zeit lang eine heillose Verwirrung angerichtet. Ohne feste Umrisse, nur in Farbenwirkung aufgelöst, verschwamm ein „Gemälde" oft genug zu einer mit Farben beklexten Palette. Aber hier macht sich schon jetzt ein erfreulicher Rückgang aus dieser Bewegung bemerkbar. Sie war ein Uebergang, der manches Gute gezeitigt hat. Aus den zahllosen Versuchen ist ein Extrakt gewonnen, der für die Malerei durch Umgestaltung von Licht, Luft und Farbe von bleibendem Werth geworden ist.

In der Bildhauerkunst, die der geschlossenen Form am allermeisten bedarf, hat eine ähnliche Richtung nur vorübergehend sich bemerkbar gemacht und nur insofern Einfluß gewonnen, als die das Leben im Bildwerk ertödtende Glätte mehr und mehr vertrieben wurde.

Am störendsten hat sich das bewußte Fallenlassen der bisher errungenen Kunstform in jenen beiden Schwester-Künsten geltend gemacht, die auf Wort und Ton beruhen: in der Poesie und der Musik.

Oft besteht das „Neue" in der Dichtkunst unsrer Tage nur darin, daß man die Verse zerhackt. Schöbe man zuweilen zwei Zeilen in eine, so käme der alte fünffüßige Jambus gemüthlich wieder zum Vorschein. Das Gleichmaß einander entsprechender Verszeilen wird in gereimten Gedichten häufig mit fühlbarer Absicht vermieden. In anderen werden halbe, ja ganze Zeilen mit Gedankenstrichen gefüllt. Das soll nach tiefgründigen Gedanken aussehen, ist aber meist ein Zeichen, daß die Gedanken sich durchaus nicht eingefunden haben.

Das Gewollte ist an hochmodernen Poesien für jeden Tieferblickenden unverkennbar.

Wenn man sich hinsetzt mit der festen Absicht, ein Gedicht zu schreiben, so wird es eben gedacht, gemacht, aber nicht gedichtet. Schlimmer noch, wenn es mit dem Vorsatz geschieht, noch nie Dagewesenes zu schaffen.

Am schlimmsten unter allen Künsten steht es heutzutage um die Musik.

Die sogenannten kühnen Neuerer haben in ihrer sehr weltlichen Klugheit bald herausgefunden, daß sich ihr Mangel an schöpferischer Kraft, an ursprünglicher Eigenart sofort zeigen würde, wenn sie die überlieferten Formen, das Product der bisherigen Cultur, benutzen wollten. Es würde schnell ihre innere Hohlheit zum Vorschein kommen, die nicht im Stande wäre, nach den Meisterwerken früherer Zeit einen nennenswerthen Eindruck hervorzubringen.

Also mit der alten Form ist für sie nichts anzufangen, weil der entsprechende Inhalt dafür fehlen würde. Woher nun aber das absolut Neue nehmen?

Die in der Form verkörperte schöpferische Idee war ihnen naturgemäß nicht zugänglich. Nur an der Form vermögen sie also die beabsichtigte Neuerung durchzuführen. Da sich aber eine durchaus neue Form für die Errungenschaften der Musik kaum noch finden läßt, so genügt es ja auch, die alte zu zerschlagen und so den Leuten Sand in die Augen zu streuen.

„Lösen wir einmal Alles auf, was bisher als feste Norm erschien. Da wird die Welt schon staunen und neue Thaten darin sehen!"

Es ist also nicht das Suchen nach dem höchsten Ausdruck eines von Innen nach Außen drängenden elementaren Gefühls; sondern es ist das Suchen nach einer Sensation, nach etwas Auffallendem, Verblüffenden — also etwas rein Aeußerliches.

Dieser bewußte Wille hebt die innere Nothwendigkeit auf, aus der das wahre Kunstwerk entsteht. Es wird ein gewolltes, ein construirtes Werk.

Ideenlos und formlos — nun wehe Dir, Kunst! Nichts als die äußeren Mittel werden übrig bleiben.

Die innere Armut auf der einen, die technische Beherrschung des äußeren Apparats auf der andern Seite hat denn auch Ergebnisse in der neueren Musik gezeitigt, die zum größten Theil so unerfreulich sind, daß nur die tröstliche Gewißheit ihrer kurzen Lebensdauer den ernsten Musikfreund darüber hinwegsetzen kann.

Da diesen „Neutönern" die wahre musikalische Erfindung fehlt, so mußte vor Allem eine Idee herbeigeschafft werden. Was man nicht selbst besitzt, kann man borgen. Charakteristisch genug ist es, daß man diese Anleihe auf ganz anderm als musikalischem Gebiete machte: bei der Literatur, der Mythologie, der Philosophie. Der Zug unseres Zeitalters, die gesammte Kunst zu literarisiren, der auch in den bildenden Künsten für den, der genießen wollte, zunächst verhängnißvolle Räthsel anhäufte, hat sich auch in die Musik eingeschlichen. Der Musiker beanspruchte plötzlich, literarisch genommen zu werden: die moderne Programm-Musik wurde geboren. Früher wich man voll Schrecken den „Tongemälden" aus, in denen nicht ernst zu nehmende Musikkapellen dem andächtig lauschenden Bürger auf Volksfesten eine ganze Schlacht vorführten, mit nachfolgendem Feldlager, Zapfenstreich und Gebet. Jetzt hat man diese „Tonmalerei" in eine höhere Sphäre erhoben. Wie

Digitized by Google

Pilze schossen sie aus der Erde, diese mit den hochfliegendsten Titeln versehenen Tongewächse. Ein Wunder fast, daß nicht auch reale Wissenschaften herhalten mußten, deren Erfolge Jeder kennt — es wäre ja auch ein zeitgemäßer Vorwurf, etwa die Anatomie oder die Chirurgie musikalisch zu erläutern.

Die moderne Programm-Musik, eine der üppigsten und gefährlichsten Blüthen der neuzeitlichen Richtung, verdanken wir lediglich dem durchschnittlichen Mangel an Erfindung und Innerlichkeit der heutigen Componisten. Neben dem Verfehlen des rein musikalischen Inhalts vergreifen sie sich bei ihren Schöpfungen meist auch völlig in den Dimensionen. Natürlich ist ihnen nur der größte Rahmen gut genug, um ein Werk als epochemachend hinzustellen — genau wie wir es in der modernen Malerei erleben, daß ein Vorwurf, der eben für ein Bildchen ausreichen würde, in den Riesendimensionen eines Museumsgemäldes prangt. Ein Mißverhältniß, das sich dem feineren Gefühl sofort offenbart.

Die Symphonie, die man gewohnt war, als höchste Offenbarung der alten Großmeister anzusehen, erscheint als „Symphonische Dichtung" wieder, die nicht die tiefsten Gefühle der Menschheit, sondern ganz andere Dinge versinnbildlichen soll. Es wird irgend ein Stoff, häufig der Inhalt einer Dichtung gewählt, dessen Bedeutung oft nicht entfernt dem Maßstabe einer Symphonie entspricht.

Damit nun aber dieser schreiende Gegensatz zwischen Composition und Gehalt nicht mit unverkennbarer Deutlichkeit zu Tage trete, muß ein äußerer Apparat in Bewegung gesetzt werden, der alles bisher Dagewesene in Schatten stellt. Die Mischung der Farben muß eine derartige sein, daß man über ihrer verblüffenden Wirkung die innere Gehaltlosigkeit vergißt.

---

## Heinrich Zille.

### Ein Berliner Maler.

Von Hermann Abeking (Berlin).

Wenn die Kunst ermattet, flieht sie in die Vergangenheit. Das heißt: die Künstler, die nicht stark genug sind, das Leben um sich zu greifen und zu gestalten, wälzen in den Archiven und stöbern in den Rumpelkammern. Das ist leichter. Die kommenden Geschlechter besitzen den Schlüssel zur Vergangenheit, die Fäden der Geschicke liegen bloß vor ihren Augen. Sie stehen auf hoher Warte und sehen des Flusses Lauf von der Quelle bis zur Mündung. Dennoch: die bildende Kunst hat die Aufgabe, das zu bilden, was sie sieht, ihre Zeit. Das Andere ist für die Gelehrten. Die Kunst selbst ist nie gelehrt. Nun wohl, aber das Leben, das uns umfluthet, ist so weit und man faßt es so schwer. Ja, Alles geben ist nie möglich, aber Etwas, das was Jedem am nächsten liegt. Und das völlig geben. Nicht nur die Epigonen danken das, sondern auch die Professoren der späteren Zeit, wenn sie sammeln werden das große Werk: Deutsche Culturgeschichte um 1900. Ein Capitel wird man da auch für Berlin reserviren müssen. Dann seufzt wohl das Collegium: wie hatte mans doch ehedem mit Chodowiecki so bequem. Ja, meine Herren Professoren, der hatte es auch leichter, da war Berlin noch klein. Aber 1900 wars schon für einen zu groß. Doch wenn ich Ihnen mit Berlin N., Scheunenviertel ꝛc., dienen kann? Her mit dem Mann! Das ist Heinrich Zille.

Heinrich Zille ist kein Künstler an sich, keiner von denen, die gereizt durch rein malerische und zeichnerische Vorwürfe nur aus diesen schöpfen und nach sonstigem Stoffe wenig fragen. Zille ist kein Techniker, kein souveräner Beherrscher des Materials, der es zwingt, sich ins Kleinste an die gegebenen Mittel einer vornehmen Reproduction anzugliedern. Zille ist kein ernster Erforscher des menschlichen Körpers und der Thätigkeit seiner Glieder. An Hand dieser Mängel scheint es schwer, ihn an eine erste Stelle zu rücken. Und doch steht er an derselben. Wie das? Das Kunstwerk muß überzeugend wirken gleich einem Stück Natur. Es muß keine Fragen aufkommen lassen nach dem Wie und Woher. Es muß keinen Zweifel lassen, daß es so ist und sein muß. Dieses Endziel ist nicht durch Studien und technisches Können zu erreichen, ja es ist sogar in gewissem Maße ohne diese beiden Factoren möglich. Das ist Suggestion, die stets nur einem starken Charakter gegeben ist. Der Künstler schafft sein Werk so überzeugt und selbsttreu und stellt es so fest vor uns auf, daß wir plötzlich all die goldenen Gesetze von Composition, Tongebung, Strichführung u. s. w. vergessen und nicken: So ists. Hier liegt die Größe Heinrich Zilles. Daß er sie mit unzulänglichen Mitteln erreicht, kann sie nur erhöhen. Er arbeitet mit Kreide, Feder, Tusche, Buntstift, Messer, ganz wies ihm paßt, auf dem Papier herum. Da steht der Palisaden-Karl und die rothe Emma mit zwei Göhren auf dem Arm und sechsen am Schürzenzipfel. Hinten äugt der Blaue. Ja, das stimmt, sie sinds. Wir lachen leise und murmeln: „Die kenn ick."

Zille ist Milieukünstler. Da er seine Arbeiten in humoristischen Zeitungen zu veröffentlichen pflegt, könnte man sagen: Caricaturist. Dennoch trifft diese Bezeichnung nicht ganz auf ihn, ebenso wenig wie sie sich in ihrer landläufigen Bedeutung auf andre unsrer ersten Zeichner anwenden läßt. Die Kunst unsrer bessern Witzblätter hält sich von krassen Uebertreibungen fern, sie begnügt sich damit, einzelne Typen in ihrer Umgebung scharf zu sehen und sie gerade dadurch doppelt empfindsam wirken zu lassen. So ist auch Zille weit über den plumpen Spaßmacher herausgewachsen, ja man weiß oft nicht, ob man vor seinen Zeichnungen lachen oder über den Unterton all des Elends weinen soll. Weinen und lachen! Das ist auch ein großes Stück des Berlins, das sich Zille zu seinem Arbeitsfeld erwählt hat. „Nischt zu fressen", und doch die von Unverständigen so vielgeschmähte, uns Eingeweihten aber so entzückend erfinderische, ja, geniale „jroße Schnauze". Zille sucht den Berliner dort, wo er sich am reinsten erhalten hat: im Volke. Er geht nach dem Norden, Süden, Süd-Ost, möglichst nahe der Peripherie der großen Stadt, nach der hin sich das Volk geflüchtet. Hier ist er zu Hause. Hier, wo ein Grünkramkeller sich an den andern reiht, hier, wo die kleine Kneipe, der Bouillonkeller floriren, hier, wo die vierstöckigen Häuser 30—40 Familien beherbergen. Die Straßen wimmeln von großen, kleinen und kleinsten Kindern. Ihrer nimmt sich Zilles Stift besonders gerne an, ja, ich habe kaum eine Zeichnung von ihm gesehen, in der sie nicht an erster Stelle ständen. Sei es, wo es sei: beim Spiele, beim Auflauf, ja selbst Nachts in der Kaschemme, überall sind sie dabei. In ihnen giebt Zille sein Meisterstück. Sie sind früh verdorben, gemagert bei schlechter Luft und Kost, kaum schulpflichtig zu harter Arbeit gezwungen — schleppen doch schon die sechsjährigen die jüngeren Brüder und Schwestern auf dem Arme. Dennoch behält bei ihnen der schlagfertige Witz und die Freude daran die Oberhand. Dann die Kleinsten. Gebunsen, o-beinig, verwahrlost kriechen sie in der Gosse oder hängen sich an die Lumpen der Geschwister. Und dennoch liebt man diese kleinen Geschöpfe. Sie sind so urwüchsig, so echt, echt kindlich, daß man sie um Gottes Willen nicht frisirt und eingekleidet sehen möchte. Sie fühlen sich so wohl, so wie sie sind. Von den Erwachsenen treten die Mädchen und Frauen in ihrer Schlumpsigkeit, die Röcke geschürzt um die aufgeschwemmten Leiber, klatschsüchtige Mäuler unter den stumpfen Nasen, an zweiter Stelle hervor. Das Erotische liegt Zille völlig fern, selbst dort, wo es als „Beruf" seiner

Digitized by Google

Modelle nöthig wäre. Hier sieht er nur als Kern heitere Frechheit mit Elend gepaart, die weder ihn noch Andere im Geringsten zu reizen vermöchten. Die jungen Burschen, oft junge, sehr junge Väter, haben meist einen Stich ins Vornehme. Hat doch bei ihnen der steife Hut längst die Mütze des Proletariers verdrängt. Auch der feine Herr mit dicker Talmi-Uhrkette ist nicht selten; mit seiner stiernackigen Gestalt kann er trotz der noblen Aufmachung seine Herkunft als Metzgergeselle nicht verleugnen. Dann hat man wieder den hemdsärmlichen „Portjeh“ und den dicken „Restoratöhr“, die in ihrer Behaglichkeit auf allen faulen Zauber pfeifen. Das ist überhaupt das Versöhnende, das uns Aussöhnende mit Zilles Motiven: seine Gestalten fühlen sich wohl in ihrer Haut, sie wollen so genossen werden wie sie sind und verkaufen ihren Mutterwitz sicher nicht gegen ein Königreich. Zilles Berliner sinkt nie, wenn auch meist Situation und Verhältnisse den Unterton der Satire oder des Humors geben, selbst zum leidenden Theile herab. Dem gegenüber steht die Behandlung, die Andere den höheren Schichten angedeihen lassen. Die sind die Opfer, die Ausgeschlachteten mit all ihren tausend Thorheiten und Schwächen. Zille ist eben im Grunde gütig, er liebt die, die ihm den Vorwurf zu seinen Schöpfungen bieten.

Wir haben von seinen Figuren gesprochen. Wie steht es um die Umgebung, in die er sie setzt? Nun, Heinrich Zille ist kein Landschafter, er begnügt sich mit dem Allernothwendigsten, oft giebt er nur das weiße Blatt. Und trotzdem zeigt er auch hier die Kraft seiner Suggestion, die sich oft zur Geruchsempfindung steigert. Die muffige Kellerwohnung mit ihrer feuchtwarmen Ausschwitzung zeichnen seine wenigen Kreidestriche ebenso wie die mit bunten Plakaten beklebten, durch einen Dunst von rauch-, schnaps- und bouillon-geschwängerter Luft gesehenen Wände der „Destille“. Auch das Trostlose der hohen Häuser, womöglich mit der kahlen Wand gegen das freie Feld gebaut, die Enge der schmalen Höfe, das Höhlenartige der niedrigen Eingänge zu den Kellern, die Oede der Zäune und Bretterverschläge, das Spärliche, Verkümmerte der Vegetation ist sicher und „portraitähnlich“ getroffen. Es gehört viel Liebe und Verstehen dazu, dieser Natur, die kaum mehr eine Natur zu nennen ist, ihre ärmlichen Früchte abzugewinnen und sie uns mit einem Lächeln, das halb spottet und halb um Verzeihung bittet, darzubieten. Liebe und Verständniß, die geben Zilles Werken trotz aller guten und schlechten Witze immer und immer wieder den wahren, reinen Klang. Und deßhalb ist Zille ein echter Künstler, unbeschadet, daß hie und da ein Unverständiger sein Versenken in das niedere Volk als Hang zum Niederen und Rohen deuten mag. Zille kann von sich sagen: wir Wilden sind doch bessre Menschen.

Man muß den Menschen Zille kennen, der sich so wunderbar mit dem Künstler deckt. Dann wird auch das Vorgesagte klar. Er ist eine Persönlichkeit, in sich geschlossen und bewußt. Ein starker Vierziger, dessen sanfter Blick und warmer Händedruck eine ruhige Güte zeigen. Und bescheiden ist Zille, ach so bescheiden! Wenn man ihn auf der Straße langsam und sicher schreiten sieht im abgetragenen Mantel, den kleinen Filzhut auf den breiten Kopf gedrückt, dann ahnt wohl Niemand, daß die Augen dieses Mannes mehr sehen als Andre, und daß die breiten Hände in den weiten Taschen all das auf das Papier zu bannen verstehen, was die Augen erschaut. So giebt sich Zille wie seine Werke. Das Kleid ist schlicht, aber der Kerl darin ist lautres Gold.

## Von unsrer Shakespeare-Centrale.*)

### Ein Beitrag zur deutschen Würdigung englischer Cultur.

Von Ludwig Fränkel (München).

Unbekümmert um den öftern Niveauwechsel in der Theilnahme der activen und passiven Gemeinde spinnt sich die deutsche Arbeit am Erbe, das der britische Dichter- und Theaterkönig der Nachwelt zur Nutzbarmachung hinterlassen, weiter. So läuft diese bald ausgrabende, bald forschende, bald betrachtende Arbeit auch in der Gegenwart im sichern altgewohnten Gleise dahin, wo sich englische Geistes- und Wirthschaftscultur nach längerer Entfremdung mit der deutschen neu anzufreunden und zu verstehen bemüht. Unter den vielerörterten Anknüpfungspunkten anläßlich der vorjährigen Journalisten- und Bürgermeister-Besuche spielte ja unser inniges Verhältniß zu dem Hauptvermittler englischer fancy und poetry, zum „göttlichen Schwan vom Avon“, wie ihn die nüchterne Aera der Technik mit selbsttäuschendem Idealismus wieder preist, keine unwichtige Rolle; ich erwähne, daß z. B. an einer Haupt-Triumphstätte jener 1907er germanischen Verbrüderung, zu München, nicht nur der englisch sprechende Dolmetsch der Gastgeber, der anglistische Universitätsprofessor Ernst Sieper, sondern auch der officielle Wortführer, der erste Bürgermeister, den leicht verständlichen Ton von der posthumen Vermittler-Wirksamkeit Meister Williams anschlug. Von dieser erfreulichen Stärkung und wesentlichen Besserung des gegenseitigen Verständnisses merkt man nun freilich innerhalb der jüngsten deutschen Veröffentlichungen zur Kunde Shakespeares wenig oder nichts, und es bedurfte im Jahresbericht der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft für 1906/7, der, wie üblich, den neuesten, 43. Band ihres Jahrbuchs eröffnet, der ausdrücklichen Festnagelung durch den Präsidenten, wie bei einer schon im Frühling 1906 stattgehabten englandfreundlichen Kundgebung der Kaufmannschaft, beim Besuche deutscher Presseleute jenseits des Canals u. s. w. erst die rednerische Einflechtung des gewaltigen Genius den richtigen Trumpf in die Stimmung des frisch angebahnten Einvernehmens geworfen. So ist, schloß am 23. April 1907 Prof. Alois Brandl seinen Bericht bei der Weimarer Generalversammlung, Shakespeare noch Jahrhunderte nach seinem irdischen Leben zum Friedensstifter und Menschlichkeitsapostel geworden und erfüllt praktisch das sittliche Amt, das Tolstoi theoretisch an ihm vermißt.

Damit spielt Brandl auf die berüchtigte „kritische Studie“ Graf N. L. Tolstois an, die dieser 1906 als schroff polemische Charakteristik des ihm in seiner ganzen menschlichen, ästhetischen, sittlichen, dramatischen Erscheinung unsympathischen Shakespeare, in acht Sprachen zugleich, ausgesendet hatte. Das weithin ausgreifende Aufsehen, das dieses rabiat-radicale Evangelium des religiös verbrämten Naturalisten-Matadors mit seiner Abkanzelung der ganzen neueren Dramatik, Goethes wie Schillers, Victor Hugos wie Puschkins, selbst der eigenen, erregte, rechtfertigt die viermalige Abwehr seiner zügellosen Angriffe auf Shakespeare im neuesten Jahrgange des deutschen Organs seiner Anhänger: durch A. Brandl im Vordergrunde wie im Ausgange des officiellen Resumés, durch denselben in einem Referat über die deutsche Ausgabe des Tolstoi-Pamphlets, durch Ludwig Fulda innerhalb des formvollendeten, auch mannigfach gedankenreichen Weimarer Festvortrags „Shakespeares Lustspiele und die Gegenwart“. Anschaulich zeigt Fulda, der wiederholt erfolgbegünstigte Neubildner alten Comödienstyls, wie den Meister dieser Gattung die scheinbaren Schranken der Renaissance-Romantik nicht nur nicht behindern, vielmehr

*) Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Im Auftrag des Vorstandes herausgegeben von Alois Brandl und Wolfgang Keller. 43. Jahrgang. Mit 2 Bildern. Berlin-Schöneberg. Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt). 1907. Gr. 8°. XXXII und 493 Seiten. Gbdn. 12 Mk.

Digitized by Google

seine Kunst zum immer frischen Jungborn des, trotz aller äußern Rhetorik und stylisirenden Technik, wahrhaft naiven Dramas stempeln, insbesondere desjenigen im Märchengewande. Stürzt sich doch gerade auf die Eroberung dieser pendantlosen comedies, wo eine gleichsam zeitlos vergegenwärtigte Seligkeit die Söhne stürmischerer Jahrhunderte entzückt, die heutige Bühnenregie, wie „Eine neue Inscenirung von ‚Was ihr wollt'", als letztes Blatt der diesmaligen Zeitschriftenschau hier belegt. Uebrigens stört ehrlichstes Staunen vor Shakespeares Vollkommenheit im Wurf der Märchenstücke doch nicht philologisch peinliche Untersuchungen, wie etwa die Gustav Beckers zur Quellenfrage des „Sturm": dieser, 1610 gedichtet, geht wie Capitel 4 des Novellenkranzes Noches de Invierno Antonio de Esclavas (1609) und Jakob Ayrers „Comedia von der schönen Sidea" (1605) auf eine unaufgefundene Urfabel zurück. Joseph de Perott, der 1905 Shakespeares Tempest in einem ihm nur französisch zugänglichen dicken Ritterroman Espejo de Principes y Cabballeros (1562) ankern meint, bringt „Ueber die Entlehnungen und Aenderungen von Namen in den Schauspielen und Erzählungen mit Verkleidungsmotiv" verschiedene greifbare Parallelen aus Italienern, Spaniern, Portugiesen zu romanischen Orts- und Personennamen in Shakespeares romantischen Stücken bei, wobei er unmittelbare Kenntnis der Italiener, auch des vermuthlich ältesten Schauspiels mit Verkleidung, Dovizis Calandra (1521), bei Shakespeare annimmt.

Von weitern größern Aufsätzen würde uns der Mich. Pokrowskijs über des Vaters russischer Poesie, Alexander Puschkin, Verhältniß zu Shakespeare ebenso unter dem Gesichtswinkel des Jahrbuchs befriedigen, wie er uns im Allgemeinen anzieht, wenn hinter den knappen Vorbemerkungen über Shakespeares Stellung als Lehrer und Pfadweiser der russischen Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts, „soweit es sich um Realismus, Wahrheit und Natürlichkeit des Ausdrucks handelt, um Tiefe der psychologischen Analyse, um Weite des socialen und ethnographischen Horizonts u. s. w." (welch himmelweiter Abstand des Urtheils von Tolstoi!), und über das Shakespearestudium Puschkins, die danach zergliederten Dichtungen Poltáva, Borís Godunóv, Mozart und Salieri, Der geizige Ritter, Der steinerne Gast, Rusálka (die Proben stammen aus F. Fiedlers tüchtiger Verdeutschung) in intimere Beziehung zum angeblich englischen Vorbild gesetzt wären. Doch faßt sein nationaler Kritiker, wenn er ihn am Ende als Zeugen für den Einfluß Shakespeares hinstellt, das Geheimniß dieses Einflusses einseitig, indem er es darin gipfeln läßt, „daß Shakespeare seinen genialen Verehrern in Deutschland wie auch in Rußland den Weg gewiesen hat zum gründlichen Studium des eignen Volkes, seiner Lebensweise, Geschichte und volksthümlichen Poesie". Außer Ernst Rühls übersichtlich eingeleitetem Abdruck von „The Tyde taryeth no Man. Compiled by George Wapull (= Walpole). Moralspiel aus Shakespeares Jugendzeit" (1576), einer Satire gegen sociale Zeitlaster, voran die Londoner Wucherer, der philologisch dankenswerth, nur kaum hier gesucht werden dürfte, erstreckt sich der übrige abhandelnde Inhalt ausschließlich auf Shakespeares Auftreten auf dem neuern Theater, steht also im Zeichen von Fuldas symbolischem Festvortrag. Eugen Kilian voran nimmt drei fernere energische und zielbewußte Bearbeitungen des vorbildlichen Wiener Bühnenleiters Schreyvogel mit Blicken auf verwandte Versuche sauber unter die Lupe: „Kaufmann von Venedig", „Othello", „Hamlet", die einen erheblichen Fortschritt bedeuten. „Laube und Shakespeare" d. h. Heinrich Laubes Bearbeitungen Shakespearescher Dramen würdigt der Berufenste, Alexander von Weilen, als weder recht verständnißinnig noch erfolgreich und dennoch grundsätzlich verdienstlich. Die Skizzen über Shakespeare auf der zeitgenössischen deutschen Bühne setzt jetzt eine Nummer 8 fort, über Stella Hohenfels' Ophelia, von Helene Richter geschrieben, und daneben bringt E. L. Stahl (Nottingham) deren gefeierte englische Collegin Ellen Terry als Hermione nach der äußern Scenenfolge nahe.

Unter den „Kleinen Mittheilungen" fesselt, neben Emil Köppels Nachweis, daß der Ausruf im „Julius Cäsar" (III 2, 109 f.), die von den Menschen verlorene Vernunft sei zu wilden Thieren geflohen, sofort bei Ben Jonson und dem anonymen Autor des Dramas „The Wisdome of Doctor Dodypoll" um 1600 parodistische Aufnahme fand, in erster Linie F. Skutsch mit der ebenso kundigen wie feinsinnigen Auslegung der Parenthese „God save (oder bless) the mark!" im Munde verschiedener Shakespearescher Berichterstatter schlimmer Begegnisse: mit den Seitenstücken des altrömischen Sittenromanciers Petron und des neurömischen satirischen Sonettisten G. G. Belli zeigt er uns den internationalen Aberglauben des ängstlichen Schutz- und Heilwunsches bei Rapporten über unerwünschte Situationen. Max Lederer stöberte im British Museum Christian Adam Horns verschollene schwache Bühnenvereinfachung von „Antonius und Kleopatra" (1796) auf und mißt sie am Original, natürlich im Sinne eines Documents der Shakespeare-Aneignung in der deutschen Aufklärungsperiode.

Die Nekrologe halten das Andenken des ausgezeichneten Historikers und Monographen der neuenglischen Literatur Richard Garnett, Oberbibliothekars am British Museum (mit vielen deutschen Philologen erinnere ich mich dankbar dieses liebenswürdigen „Einführers" und Helfers in jenen „heiligen Hallen"), des Shakespeare-Herausgebers, -Lexikologen und feinen Kenners der schottischen Poeten des 15. wie der englischen des anhebenden 19. Jahrhunderts W. J. Craig, des geschickten Fortsetzers der Albert Cohnschen Shakespeare-Bibliographie Richard Schröder fest. Der Vorstand brauchte sich wegen des wachsenden Anschwellens der regelmäßigen Literaturberichte, die die neuesten gedruckten Shakespeareana vorführen, gar nicht erst zu entschuldigen. Die Zeitschriftenschau Carl Grabaus stellt sich ebenso umfassend wie hübsch geordnet und lesbar dar und damit der von Hans Daffis beendigten und übernommenen Schröderschen Jahresbibliographie zur Seite. Die Bücherschau enthält eine lange Anzahl überaus einsichtiger Recensionen, welche aus selbstständiger Sachkenntniß der durchweg fachmännischen Referenten fließen. Ja, einzelne, so die Köppels über G. Sarrazins stoff-, aber hypothesenreiche stylgeschichtliche Studien „Aus Shakespeares Meisterwerkstatt", diejenige R. Brotaneks über Viëtors Kompendium der Shakespeare-Aussprache, die von R. Petsch über B. Siburg, „Schicksal und Willensfreiheit bei Shakespeare, dargelegt am Macbeth", sodann die Max Försters über E. W. Naylors erläuterte Herausgabe des 1608—19 abgefaßten Virginal Book (F. Tregians?), einer Melodiensammlung zu den Spinett- und Lautegesängen der Shakespeare-Aera, stecken voll neuer Mittheilungen und Gedanken über die positive Zensur hinaus. In der Rubrik Theaterschau endlich berichten Helene Richter aus der deutschen Reichshauptstadt, R. Fischer, der Innsbrucker Hochschullehrer, über das Berliner negativ lehrreiche Gastspiel der Beerbohm-Tree-Truppe, E. L. Stahl über englische Aufführungen im Mutterlande sowie die Düsseldorfer des „Macbeth", Walter Bormann über die 1906 zu München gebotenen Aufführungen mit höchst interessanten Rückblicken, auch auf die zurückgetretenen Bannerträger Shakespearescher Bühnentechnik innerer wie äußerer Art, Jocza Savits, Karl v. Perfall, Ernst Possart.

Sachliche und künstlerische Zier zugleich verleihen dem Bande die lichtbildartigen Spiegelungen der Schauspielerinnen Hohenfels und Terry in Posen-Augenblicken der Rollen, welche die angegebenen Artikel besprechen. Mehr curiose Bereicherung als Discussionsmaterial, beginnt den Band: The Grafton portrait of Shakespeare at Winston, near Darlington, England. Der diesmalige Jahrgang des Shakespeare-Jahrbuchs, dickleibiger als die Mehrzahl seiner älteren Brüder, hinterläßt den gleichen günstigen Ein-

Digitized by Google

druck der Inhaltsfülle und Inhaltsgediegenheit wie die sämmtlichen aus der nun bald zehnjährigen philologischen Redaction hervorgegangenen, insbesondere die wohlgelungenen drei nächsten Nachbarn 40—42, die in manchem Beitrag und Beiträger engen Zusammenhang mit dem jüngsten Sprößling der großen Schaar bekunden. Immerhin scheint er die Auftheilung der vorwürfigen Themas, wie sie sich durch langjährige Erfahrung bewährt hat, ein bißchen zu weit nach der gewiß hochbedeutsamen Frage des Fortwirkens auf der heutigen Bühne zu verschieben: möge darin nicht des Guten zu viel geschehen! Freilich dürfte die darin durchschimmernde Speculation richtig sein; denn wo den Menschen der unmittelbarste Eindruck packt wie im Theater, da bricht ihm auch am leichtesten die Ueberzeugung sieghafter Größe und Wunderkraft des Genius durch.

Die Eindringlichkeit, sozusagen die Intensität der Shakespeare-Pflege, in der die Zeitalter sich ablösen, wechselt arg. Die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft hat nach längerem Stagniren ihrer Mitgliederzahl in raschem Aufstieg die 600 überschritten, ihren Arbeitskreis auf Grund der dadurch reichlicher verfügbaren Geldmittel beträchtlich erweitert. Die H. Anders, dem durch seine fleißige Darstellung von Shakespeares Belesenheit für dies Revier Bewährten, übertragene Neuausgabe von Simrocks „Quellen Shakespeares" ist im I. Theil, der die Tragödien betrifft, druckfertig. Auf das Thema „Hamlet auf der deutschen Bühne der Gegenwart" hat die Gesellschaft einen Preis von 750 Mark ausgeschrieben, schließlich glatt eine Aufforderung an den Verlag, der Volksausgabe von Schlegel-Tiecks deutschem Shakespeare, die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart, genehmigt, den conservativ, d. h. gegenüber dem nun hundert Jahre alten Uebersetzungstext pietätvoll schonenden Oechelhäuserschen Dreimark-Druck nach wie vor auf dem Markte zu halten — dies ein grundsätzlich entscheidender Beschluß im nun jahrelang wildwogenden Meinungsaustausch über den Grad der Revisionsnothwendigkeit. So darf sich die Vereinigung mit bescheidenem Stolze in der Jahresübersicht ins Gesicht sagen lassen (S. VIII): „Auch unsre Gesellschaft ist nicht müßig gewesen." Und an diesen ihren seit 1864 nie abgerissenen Verdiensten, die neuerdings stark qualitative und quantitative Bereicherung erfuhren, hat das Shakespeare-Jahrbuch, früher der einzige Niederschlag dieser centralisirenden Thätigkeit, den wesentlichsten Antheil. Mit Recht erkannte Wolfgang Golther unlängst (Münchner Neueste Nachrichten, 1907, Nr. 454) in ihm neben dem Goethe-Jahrbuch ein Muster für das neue Richard Wagner-Jahrbuch als einen „Mittelpunkt für die historisch-kritische Forschung auf dem weiten, kaum übersehbaren Gebiet". Es bleibt ein maßgebliches, vortrefflich ausgebautes Sammelreservoir deutschen Ernstes und Fleißes auf dem Felde internationaler völkerversöhnender ästhetischer Cultur.

Wir stehen mitten auf dem besten Wege, uns mit England auf dem politischen Revier wieder ehrlich anzufreunden. Wollen wir den Engländern dabei immer unsre Redlichkeit vor Augen halten, sobald es galt, Großthaten britischen Geistes den verdienten Respect und Ruhm angedeihen zu lassen. Schwer läßt sich entscheiden, ob das von unparteiischer internationaler Bildung oder vom Nachfühlen verwandten germanischen Empfindens herrührt. Jedenfalls säße der Gipfelfürst englischer Einbildungskraft (hier verschmelze bies Wort seine beiden Begriffe!), William Shakespeare, nicht im Zenith der Weltliteratur ohne dauerhaftestes deutsches Lob und rastloses deutsches Studium. Und eben dies concentrirt sich stets aufs Neue im Shakespeare-Jahrbuch, einem Organ, wie man es in England selbst zwei- bis dreimal in Angriff genommen hat, ohne es über ein paar Jahre hinaus fristen zu können. Da wiederholen wir Deutsche bei jedem frischen Anlasse alljährlich, wann wir — und so auch jetzt — die Menge und Buntheit der vorgelegten, ausgezogenen und registrirten Gedanken oder Untersuchungen überschauen, in einem tiefen Sinne Goethes vollbewußten Ausspruch: „Shakespeare und kein Ende!" Und so sind wir wahrhaft erfreut, in schier unlösbarem Bunde immer wieder zu begrüßen „Die Shakespeare-Forschung und das Shakespeare-Jahrbuch", die zwei, welche ich vor anderthalb Jahrzehnten eben hier („Gegenwart", 43. Band, Nr. 3) unter herben Ausfällen zusammenstellen mußte.

---

## Ein spanischer Romantiker.

Von Paul Friedrich (Berlin).

In einer vorzüglichen Verdeutschung hat uns der Wiener Schriftsteller Ottokar Stauf von der March die phantastischen Legenden des unglücklichen, frühverstorbenen Deutsch-Spaniers Gustavo Adolfo Becquer geschenkt. Sie waren bisher in deutschen Landen ganz unbekannt, nur wenige Literaturfreunde kannten in Richard Jordans Verdeutschung die theilweis sehr schönen und seelenvollen „spanischen Lieder" Becquers. Erst durch die neue Publication geht uns das Auge auf für das, was Becquer war. In einer außerordentlich feinsinnigen Weise hat Stauf v. d. March diese phantastischen Blüthen katholisch-romantischer Mystik mit dem reichen Schatz der germanischen Phantastik verglichen und dabei das Abweichende und doch durch die Blutverwandtschaft wieder Gemeinsame in Becquers reifen Gebilden aufgedeckt. Sehr richtig betont er, daß bei ihm „die fromme Empfindung, das religiöse Gefühl nicht künstlich angenommen," sondern wirklicher Ernst ist. Becquer war in tiefster Seele religiös. Daher ergreift uns das Ahnungsreich-Schwingende, das gleich den Glocken aus der „Allerseelennacht" sein sursum corda erschallen läßt, so unmittelbar und stark. Darum glauben wir seinem wundervollen phantastischen Erzählertalent das Märchen vom „Kreuz des Teufels" und die schöne, an sich einfache Legende von „Meister Perez, dem Organisten". Becquers Phantastik ist das absolute Gegentheil von der überreizten Suggestionskraft combinirenden Intellects, die wir mit Grauen und Schauder gemischt bei Edgar Poe bewundern. Er hat nichts von dem Giftigen, Zersetzenden eines Baudelaire. Oft erinnert sein tiefes Naturgemüth in seiner schönen Schlichtheit an Eichendorff. So in „Die grünen Augen", dem Symbol der Waldeinsamkeit. Wieder in andern Schöpfungen nimmt das Gebilde den schwebenden Rhythmus hymnischer Prosodie an, so in einzelnen Theilen der Prosadichtung „Die Weltschöpfung", während er wieder in andern Novellen außerordentlich klar und spannend zu erzählen vermag, besonders in dem den fanatischen Glaubenshaß schildernden Gemälde „Die Passionsblume" oder in der Erzählung „Der Smaragdschmuck". Am stärksten aber sind die Einflüsse der Natur in Becquers Kunst, eben das, was ihn so nah an Eichendorff, Schwind, Böcklin annähert, eben an die deutsche Romantik. Aus dem geisternden und vibrirenden Mondlicht, dessen fascinirende Wirkung auf das Nervensystem Maupassant in seinem glänzenden Versgebilde „Das Mondstrahllied" und Baudelaire in seinen „Liebkosungen des Mondes" geschildert haben, gestaltet Becquers Träumerseele romantische Märchen vom „Weißen Reh" und den wundervollen „Mondstrahl". Weniger liegt Becquer das Gebiet des Schauerlichen, so finde ich seine Phantasie im „Miserere" und dem „Armenseelenberg", auch im „Gnom" matter und weniger eigenthümlich. Auf jeden Fall sind Becquers spanische Legenden eine Bereicherung des Schatzes der Weltliteratur. Ist auch stofflich manches heut nicht mehr überraschend, so weiß er uns doch dauernd durch die starke Verbindung von einem ausgeprägt lyrischen und gleichzeitig epischen Talent zu fesseln und zu erregen. Es ist ihm vorbehalten gewesen, das reiche Erbe des spanischen Mären- und Sagenschatzes zum Gemeingut zu machen. Ein Spanier hätte das nie ge-

Digitized by Google

konnt. Wir haben mehr solcher Beispiele. So haben die großen deutschen Epiker des Mittelalters uns die keltisch-romanischen Sagenstoffe gestaltet, so schrieb ein Tacitus, ein Cäsar die ersten objectiven Berichte über Deutschland, so hat uns Shakespeare die Römer und die deutsche Classik Hellas erstehen lassen. Durch die Mischung der Rassen entsteht jene wundervolle Befruchtung des Volksgeistes, wie die Biene den Blüthenstaub von Blume zu Blume trägt. Wir aber wollen dankbar sein, daß uns durch einen kundigen Kenner wie Stauf v. d. March die schöne Welt Becquers gerettet und geschenkt worden ist. Die Ausstattung des bei Dr. Lederm ann (Berlin) erschienenen und mit Buchschmuck nach alten Kupfern gezierten Bandes ist vortrefflich.

---

## Zwei Gedichte.

Von Christian Kraus (Neunkirchen-Trier).

### Reigen.

Drei Schwestern, drei Schwestern,
die wohnen in einem Haus.
Sie singen und sie tanzen
und bunte Blumen sie pflanzen
an jedem Fenster aus.

Drei Schwestern, drei Schwestern,
die wohnen in einem Haus.
Die eine voller Leben,
die schönste voller Lieben,
die jüngste, unser seltsam Kind,
ist gar so blaß geblieben.

Drei Schwestern, drei Schwestern,
die wohnten in einem Haus.
Die eine blieb ein Jüngferlein,
die andre zog die Welt hinein,
die dritte sinnt in langer Nacht:
wo mag die schöne Schwester sein.

### Ein Frühlingsbrief.

Lene, die Birken in jenem Thal —
weißt Du, wir kamen Winters vorbei —
Lene, die Birken grünen!
Du weißt doch: wir sagten:
ein herrliches Plätzchen!
und Du, Du fragtest mich,
ob hier wohl die Gräser wüchsen sehr hoch
und wüchsen sehr dicht im Sommer. —
Ein Lachen von meinem Aug zu Deinem Aug
und wieder zurück ein Lachen
von Deinem Mund, von meinem Mund:
über die Gräser, Farnen und Blumen,
die uns umhüllten, die uns vergruben,
lagen wir Sonntags vergangenen Sommers
vom Morgen bis Abend in sichrem Versteck,
von keinem Aug gesehn ...

Lene, die Birken in jenem Thal —
kniehoch wachsen die Gräser dort —
Lene, die Birken grünen.

---

## Im „Club der Differenzirten".

Scene von Max Brod (Prag).

Ja, wenn Guachen dabei war!

Dann machte sich sofort eine unleugbare Behaglichkeit und Sicherheit geltend, man fühlte sich wohl in der Nähe des Meisters. Denn Guachen verbreitete den angenehmen beruhigenden Eindruck einer heftigen Persönlichkeit um sich, einen unantastbaren Styl, Effecte ohne Lücken. Die andern Mitglieder des Differenzirten-Clubs hatten eine forcirte Ruhe in ihrem Benehmen, die immer anmuthete, als fürchteten sie bei jeder Erregung aus der Rolle zu fallen, ihre wohlcultivirten Kleider zu verlieren. Guachen hingegen gab sich impulsiv und unvorsichtig; und er durfte es, da ihn selbst im Affect seine diabolische Grazie und selbstverständliche Niedertracht nicht verließ. Und das eben beruhigte die Leute um ihn. Man war seiner sicher, man brauchte keine Ueberraschungen zu fürchten. Seine Ruchlosigkeit war verläßlich, keine Coulisse von Ruchlosigkeit, nein etwas Körperliches, das man von allen Seiten, in jeder Stellung besehn konnte ... Er durfte die gewöhnlichsten philiströsen Aeußerungen thun; aus seinem Munde klangen sie satanisch. Er konnte die banalsten Geschichten erzählen; man hielt es für Malice, geschickte Verstellung. Selbst eine tugendhafte Handlung, von ihm ausgeführt, hätte man für einen lästerlichen Witz, eine Großthat für pervers erklärt.

Er übersprudelte sich, seine zwerghafte Gestalt hüpfte, er sprach laut, war unerschöpflich in neuen Erfindungen, lobte und schimpfte ohne Nachdenken, erzählte über sich selbst blamirende Intimitäten. Kurz, er betrug sich wie ein Mensch, dessen Ruf ein für alle Mal feststeht, ein Mensch von Vergangenheit. Seine tiefblauen Augen unter den gefältelten Lidern, von dummen Brauen überschwungen, sahn entschieden treuherzig und fest drein. Aber der stets zuckende Mund mit entzündet-rothen Lippenwülsten verrieth so entschieden infernalische Bosheit, daß man die Treue und Festigkeit seiner Augen auf diesen Charakter beziehn und ihn für standhaft eben in allen höllischen Künsten halten mußte. Wie ein Irrlicht hielten diese Augen Güte und Menschenfreundlichkeit hin, stellten sie als etwas Mögliches in Aussicht ... und schlugen gleich darauf ein höhnisches Gelächter über den getäuschten Zuschauer auf.

„Wir haben heute eigentlich so ein — Stiftungsfest unsrer Sache da, unsres — Clubs", sagte er, nachdem er alle Weine und Speisen nachgefordert und gierig verschluckt hatte ... In seinen Worten lag viel Complicirteres, Gräßlicheres als in der preciös-ängstlichen Reform d'Ormis, der rohen Erzählung Rocketbys, der Qual der Denkerin und Walders matter Oede. Seine Gesten, seine Ausdrucksweise offenbarten in extremster Weise die ganze verzerrte Gemüthsart der Differenzirten, ihre exponirte Stellung am Rande der Menschheit, ihr Rütteln an den letzten Thüren ... Er hielt nämlich vor jedem bedeutenderen Worte an, stockte, setzte durch seine Pausen Alle in unerträgliche Spannung, kämpfte mit der Sprache, als bezweifle er, mit Worten ausdrücken zu können, was ihm vorschwebte. Er betonte Alles unrichtig, fast ironisch, stieß oft unwesentliche Conjunctionen vor, verschluckte die Subjecte. Wie unterdrückte Verzweiflungsschreie eines Elenden, der schneller und schneller eine schiefe Bahn hinabrollt, vibrirte seine Stimme. Seine Augen erhellten erbarmungslos mit lodernden blauen Feuern Alles, was er sagte, wie eine große Unglücksstätte, ein Schlachtfeld ... Der Gesammteindruck zerstach die Nerven. Eine rasante Skepsis an Allem war darin, ungesundes Abgraben der Fundamente, Pamphlete gegen die Vernunft.

Er sprach nun: „Für meinen heutigen — Beitrag gehe

---

Aus einem demnächst im Verlage von Axel Junker erscheinenden Romane: „Schloß Nornepygge" von Max Brod.

Digitized by Google

ich von unsrem — Hauptstatut aus: Was selbstverständlich ist, soll hier nicht gethan oder gesagt werden. In diesem Satze liegt ein — Ideal, dem wir Alle nachstreben, ohne es — jemals zu erreichen. Mir ist nun eingefallen, — Geschöpfe — zu suchen, die uns an vollkommener Unselbstverständlichkeit übertreffen, die gar nichts — Natürliches thun und sagen. Ich glaube, das Gesuchte — gefunden zu haben und bringe heute zwei — Proben mit." Während der folgenden Worte nestelte Guachen an dem einen Käfig, zog die Tuchlappen ab, stieß dann von rückwärts einen blassen häßlichen Mann in gelbem Kittel heraus. Der fiel auf die Erde, schlug sich die Nase ein Bißchen blutig, hob dann den Kopf und sah mit dem Ausdruck gänzlichen Unverstands um sich ... „Meine Verbindungen mit dem Director des Irrenhauses haben mich — dabei unterstützt. Diesem Kerl stecke ich hin und wieder Geld, wofür er mir öfters einen — Zögling zu den Proben von „Lucia von Lammermoor" oder als Vorbild für eine Ophelia borgt. Natürlich lebt er in der stetigen — Angst, daß ich ihn gelegentlich — denunciren könnte, und thut, was ich will. Also hat er — mir heute auf meine — Bitte — diesen Menschen überlassen ..."

Er unterbrach sich noch einmal, stieg aus dem Bett und setzte das mitgebrachte Individuum auf einen Sessel. Es war ein junger Mensch mit blonden glatten Haaren auf dem spitzen winzigen Köpfchen, das nicht dicker schien als sein fester Oberarmmuskel. Es stand ganz unsicher auf der breiten Schulterlinie, das Köpfchen ... wie ein einsamer Wandrer vor dem Sonnenuntergang weiter Ebenen oder wie die Spitze auf einem Gensdarmenhelm. Und es zuckte bei jedem Geräusch, drehte sich nie ein wenig, sondern warf sich immer wie bei einem Vogel in voller Drehung dem Angreifer zu.

Guachen erklärte weiter: „Dieser Idiot ist keinem gewöhnlichen — Wahn verfallen und sonst zurechnungsfähig. Sein Gehirn ist total — kaput, reagirt auf Alles anders, als man erwartet. Doribert thut und spricht — gar nichts Selbstverständliches. So etwas Unbanales giebt es nicht mehr. Nicht wahr, Doribert, willst Du was zu trinken haben?"

Die letzten Worte richtete er direct an den blassen Mann, indem er ihn mit einem Fischlöffel an der Unterlippe kitzelte.

„Gott ist ein Schneeball. Verschiedene sehr schöne Krystalle. Aber der Werth und das Ich sind die Hauptgrößen."

„Aber essen — möchtest Du, nicht?"

„Die Hauptgrößen, sage ich."

„Gut. Und schlafen?"

„Ich verstehe Gott nicht. Ist das Ich ein Werth? Was heißt das überhaupt: Werth? Es giebt eine Stadt des Werthes, eine blaue Straße führt hin, hundertzwölf Meilen von Dobriluk-Kirchheim."

„Also mußt Du nach — Hause gehn. Willst Du?"

„Willst Du? Was will ich? Bin ich eine Hauptgröße, ich meine: das Ich oder die blaue Straße? Ich bin ein Atheist, man lasse mich in Frieden, man verschone mich mit kindischen Schneebällen. Ich, vielmehr: das Ich ist ein Atheist. Genug davon."

Guachen wandte sich zu den Andern. „Solche Gespräche kann man mit Doribert Stunden lang führen. Er — reagirt auf Fragen immer in dieser Art. Ich nehme nun an, er — verstellt sich. Wenn er wollte, könnte er wie ein gewöhnlicher Mensch und ganz vernünftig antworten. Aber das ist nicht nach seinem — Geschmack. Er will nicht so selbstverständlich — leben. Er will sich nicht — durchschauen, vorausberechnen lassen. Aus Spleen spielt er den Wahnsinnigen. Und auch jetzt, da wir ihn — durchschaun, verräth er sich mit keiner Miene, bleibt vornehm und zurückhaltend. Von derselben Maxime wie unser — Club ausgehend, hat er es in der Praxis schon viel — weiter gebracht als wir.

Doch habe ich die Ehre, Ihnen einen noch vollkommeneren — Fall von Differenzirtheit und Cultur vorzustellen. So insipid unser Doribertchen sich geben mag, gewisse menschliche — Eigenschaften und voraussehbare Bewegungen vermag er doch nicht völlig auszuschalten. Wenn er — spricht, so ist es gewiß ein — Gipfel der Civilisation, immer überraschend. Keiner versteht ihn. Keiner kann ihm folgen. Wenn er aber schweigt, so sieht man hinter seinen Augen und — Geberden doch noch Funken menschlicher Vernunft liegen, den — Erdenrest seiner ätherischen Bravour. Es giebt aber Wesen ohne Makel, höchste Inkarnationen der Räthselhaftigkeit, undurchsichtig und abnorm in jeder Lage. Es giebt — solche. Und uns so nahe, täglich vor unsern Augen! Ich wundere mich nur, daß vor dem heutigen Tage noch — Niemand das — erkannt hat, noch Niemand vor diesen — Geschöpfen seine Knie gebeugt hat. — Vor den Thieren.

Ja. Ich meine die Thiere. — Sollte wirklich noch Keiner bemerkt haben (außer etwa den thieranbetenden Egyptern, die so etwas — geahnt haben mochten), wie ungeheuer überlegen jedes — Thier uns ist, wie es sich — absichtlich zu unsrem Sclaven — erniedrigt und doch stets in seiner natürlichen hochliegenden Position bleibt, wie es unser Verachten verachtet. Man hat gut einwenden: das alles thut das Thier ohne Bewußtsein, ohne Selbsterkenntniß. — Ja, aber wer beweist das? Wer? Daß die Thiere von ihrer besseren Psyche nichts merken lassen, daß sie immer — sich verstellen, sich zurückhalten, unzugänglich bleiben, gerade das ist in — meinen Augen ein Anzeichen ihrer höheren — Gesittung, complicirteren Denkweise, ihres — älteren Adels. Wie erhaben und stark — halten sie an dieser Verschwörung fest, den Menschen ihren großen Geist zu verhehlen. In all den tausend — Jahren hat kein einziges dieser Wesen sich verrathen, kein einziges die — Wahrheit zugegeben. Und wie lächerlich mögen wir Menschen mit unsrer Lautheit, mit unsern selbstverständlichen — Thaten, mit unsern natürlichen Bestrebungen ihnen erscheinen! Wie mögen sie sich über den Titel homo sapiens — amüsiren, den wir uns selbst nach rechter Plebejer- und Protzen-Art beigelegt haben! Sie sind die alten Geschlechter, wir die Parvenüs. Wie viel mehr Zeit als wir — haben sie zu ihrer Evolution gehabt, wie viele Jahr-Billionen bestehn ihre Species — länger als wir. Sie haben alles hinter sich, die richtigen Decadenten, Abstämmlinge der ehrwürdigsten Ahnen. Und gerade diejenigen unter ihnen, die wir — niedere Stufen nennen, weil sie äußerlich die niedrigste Organisation zeigen, dürften innerlich die — vortrefflichsten sein. Wie bäurisch erscheinen unsre gewandtesten Intriguen gegen die diplomatische Art jener Infusorien, die wir mit unsern — besten Mikroskopen noch nicht entdeckt haben! Wie kläglich dürfte unsre Philosophie neben der uralten unaufdringlichen Tradition der Reptilienklasse sich ausnehmen! — Meine Beziehungen zum Aquariumsdirector haben es mir — ermöglicht, für heute eines jener patrizischen Wesen — auszuleihen, das er ahnungslos in geringschätziger Behandlung gefangen hält ..."

Jetzt hatte Guachen den zweiten Käfig geöffnet und man gewahrte zwischen Betten und Tüchern die Windungen einer riesigen, dreiarmsdicken Schlange. Der Kopf erhob sich, die kleinen Augen unter der niedrigen gedrückten Stirn, lidlos und schwarz, funkelten auf und erstarrten dann gleichgiltig, während die gespaltene Zunge braunroth und naßglänzend wie ein Wurm immer in Bewegung blieb. Zuerst streckte sich nur der faltig-muskulöse Hals dem Kopfe nach, dann die oberste engere Ringelung; und das schöne röthliche Ornament der untern dicken Kreise, deren Haut einem graulackirten Strohflechtwerk ähnelte, verharrte noch in gänzlicher Ruhe. Allmälig setzte sich ein langsames Vorwärtsstreben in die

Digitized by Google

Tiefe des Käfigs fort, die wuchtigen Schlingen lösten sich träge, während der Kopf und vordere Theil des Thieres schon wie eine lange unregelmäßige Säule über den Fußboden kroch ...

Guachen pries mit verdrehten Augen die seelischen Vorzüge der Schlange. „Wie vornehm ist sie! Wie bewahrt — sie ihr mystisches Incognito!"

„Hoffentlich ist sie auch so vornehm, ihre Giftzähne nicht zu gebrauchen. Das wäre doch gar zu selbstverständlich," rief d'Ormi im höchsten Sopran.

„Das hoffe ich auch. Es ist nämlich eine Abgottschlange, die nie Giftzähne gehabt hat. Sie erdrosselt nur," entgegnete Guachen.

Dann brachte er ein lebendes Kaninchen zum Vorschein und hielt es der Schlange hin. Sie zuckte darnach, rollte es mit ihren Windungen ein. Man hörte sofort die Rippen knacken. Nach einer Weile ließ sie es in ihren erstaunlich sich aufblähenden Hals und weiter hinunterrutschen, als gleitender Buckel blieb es noch eine Strecke lang sichtbar ...

Der Wahnsinnige fand das spaßig und lachte schon die ganze Zeit über in den schrillsten Tönen. Walder glühte vor Begeisterung für Guachen. Jean d'Ormi war ängstlich und trank. John Rocketby fluchte und trank. Johanna Tock aber hatte es sich in den Kopf gesetzt, den Adelsstolz der vorgeführten Fälle zu brechen. Unaufhörlich redete sie in verworrener Art auf den Wahnsinnigen ein, um ihn zum Aufgeben seiner Reserve und zum Contact mit ihr zu zwingen. Schließlich gab sie das auf, kroch zu der Schlange unter den Tisch und begann mit ihr einen erregten Monolog.

Alle Naturgesetze schienen in Verwirrung. Man glaubte sich jenseits der Welt, zwischen Sternen andrer Kreise. Pforten ins Unergründliche gingen auf, mit einem kalten Luftzug, der erschauern machte. Die Lampen schwankten und trübten sich, die Teller klirrten. Todte Hände streckten sich in das Zimmer, zeigten etwas, verschwanden, das seltene Fluidum von Ahnungen blieb zurück. Auf dem matten Spiegel verdichtete es sich zu Bildern einer fremden Geometrie, zu Visionen farbiger Ziffern, zu einer dem Alltag abgeneigten Wissenschaft, die man nicht verstand ...

---

## Feuerzauber.

Von Marsyas.

(Dr. Martin Berndt, Berlin.)

In Preußen schweben, dem Abschluß nahe, Erwägungen über die fakultative Zulassung der Feuerbestattung. In gewissen Kreisen, denen man eine Fühlung mit der Regierung zuschreiben kann, versichert man, daß die Berathungen der Zulassung günstig seien. Die beiden Gruppen, die sich ihrer Einführung entgegenstemmten: Juristen und Orthodoxe, hätten von ihrem Widerstand gelassen. Die Juristen fürchteten fürder keine Verwischung von Verbrechensspuren, da der Gesetzentwurf, den die Regierung vorlegen wolle, eine ärztliche Bescheinigung über einen natürlichen Hingang verlange. Die Orthodoxen sollen eingesehen haben, daß man die Gebete ebenso über eine Urne sprechen könne wie über einen Sarg. Nur die Frage sei noch nicht geklärt, ob die Priester im Ornate an der Urne sprechen dürften. Aber diese Frage könne unerörtert bleiben.

Diese Mittheilungen sind mit großer Befriedigung aufgenommen worden. Es waren aus dem Transport der Leichen in benachbarte Kleinstaaten viele Unannehmlichkeiten und auch wohl Kosten entstanden. Das Sterben ist überhaupt keine billige Sache, und wenn man von sparsamen Leuten sagen hörte, daß, wenn sie gewußt, was ihre Beerdigung kostete, sie überhaupt nicht gestorben wären, so könnte man das den Leuten, die sich durch Feuer bestatten ließen, ganz besonders nachsagen. Es ist auch darum ein Fortschritt in dem uns angekündigten Entwurfe, weil er eine Freiheit einräumt, und jedes Einräumen von Freiheiten mit Willkommen aufzunehmen und zu bedanken ist.

Dazu kommt eine weitere Menge Nutzen: der Raum der großen Städte ist so kostbar für die Lebenden geworden, daß man ihn für Todte gar nicht mehr stellen kann. Wo sollten auch alle dreißig Jahre drei Millionen Leichen allein aus unsrer Stadt zu behausen sein? In tausend Jahren, erhielte man die Kirchhöfe ihrer Bestimmung, würden die Städte Inseln zwischen Leichenmeeren bilden. Eine kleine Urne füllt nicht so viel Raum wie ein langgestreckter Sarg. Die Urnen brauchen auch nicht in die Erde gestellt zu werden; man kann bedeutende Urnenhäuser bauen und hundert über- und tausend nebeneinander stellen. Das ist etwas Anderes.

Auch der Hygiene soll die Verbrennung nützlich, und noch aus vielen andern Gründen soll sie für die Allgemeinheit eine gute Sache sein. Es ist dabei selbstverständlich, daß diese Menge Nutzen bloß eintreffen kann, wenn nicht bloß Einzelne sich im Feuer verbrennen lassen, sondern sehr Viele, vielleicht Alle, oder doch die Meisten, es thun. Man hat auch keinen Zweifel, daß dies geschehen werde; hat sich doch schon in den letzten Jahren Jeder, der etwas auf sich gehalten, zu Hamburg oder Gotha einäschern lassen. Warum sollte jetzt, wo dieses so viel bequemer und nicht mit dem Odium der Unerlaubtheit behaftet sein wird, es nicht ganz allgemein werden, eine Volkssitte, schließlich Gesetz?

* * *

Dieser Begeisterung muß man die Frage entgegenstellen, warum in letzter Zeit sich so Viele in Feuer und Asche verbrennen ließen. Die Menschen sind allzumal im Leben auf die Allgemeinheit nicht so sehr bedacht, daß sie um ihretwillen irgend Etwas unterließen oder thäten. Man sieht schon ein hohes Maß von Rücksicht darin, wenn Einzelne nicht auf die Straße spucken. Sollten sie um dieser selben Allgemeinheit willen, die sie so wenig respectiren, nach einem seligen Sterben auf die mütterliche Erde verzichtet haben? Das scheint nicht gut zu einander zu passen. Es werden die Gründe also mehr persönlich sein. Die Erde ist schmutzig, und wenn es regnet, ist sie auch feucht. Es giebt nicht wenig Gewürm in ihr; das läuft um Einen herum und benagt auch Einen. In einer metallenen Urne schläft die Asche sanft umfriedet. Die Wärme fängt sich an dem Metall und auch, wie die Kälte, schon vorher an dem Urnentempel. Und wenn es regnet, plätschern die Tropfen draußen an den Fenstern ...

Diese Gedanken sind weder böse noch falsch. Man verfügt auch über seine kostbaren Dinge für den Fall des Todes: diesen Ring soll dieser liebe Freund tragen und in diesem alten Buche diese Geliebte lesen und jenen Schmuck von taubeneier-großen Steinen jene Frau auf dem blassen warmen Halse tragen. Warum soll man auch nicht seinen Gliedern, die einem die eigentlichen Wonnen schufen, mit denen man aß, sah und liebte und die einen trugen, eine tröstlich-feierliche Stätte bereiten?

Aber liegt darin nicht eigentlich eine große Phantasielosigkeit verborgen? Man kennt das Fleisch nicht, in dem man lebt, und nicht das Blut, das durch einen läuft. Noch dem jungen Mädchen, das in Rops' „nubilité" mit spitzen Fingern wissend über seinen Körper fährt, ist der eigene Leib ein Fremdes wie der jungen Wittwe, die ihn vor ihrer ersten Hingabe im Spiegel eitel überprüft. Wir wissen nicht, woher wir letzten Endes dieses Fleisch und dieses Blut haben. Unser Leib ist ein Gefäß, dessen thönerne Schöpfung wir noch nicht enträthseln konnten und dessen Auseinanderfallen uns noch immer unerklärlich ist. Was wir unser Eigen nennen und in gewissem Belange so nennen können, ist unsre Seele, die wir weder in ein Grab noch in eine Urne sperren können. Sie ist uns so zu eigen, daß wir uns ohne sie, fühllos, unsre Körper nicht vorstellen können. Und aus der Unmöglichkeit, dieses fremde Gefäß *schmerzlos* verfallen oder angefault und angenagt uns vorzustellen, kommen wir dazu, uns verbrennen zu lassen!

Es ist keine besonders schöne Stunde, in der man sich die Proceduren ausmalt, die Eines harren, wenn man so weit ist. Aber wenn man schon daran denkt, soll man auch seine Vernunft behalten und Alles zu Ende denken. Wenn es peinlich ist, „ein Fraß der Würmer" zu werden, dann muß es auch weh thun, eingeäschert zu werden. Man kann das keine Unterschiede nennen.

Die Leute aber sind heute alle auf einmal Feueranbeter geworden. Es ist Nichts dawider zu sagen, weil es der Allgemeinheit ja zu Nutze ist. Aber wundern muß sich ein Nachdenklicher doch, wie eine Menge Nutzen für die Allgemeinheit so durch einen Denkfehler vieler Einzelner zu erreichen ist.

Aber vielleicht ist dieses Vernunftwidrige, das vernunftvoll wird, ein Widerspiel vom Leben. Auch alle *seine* Einzelheiten sind verworren, und wenn man die Geschichte eines Steines, eines Busches, eines Hauses oder einer Frau schreibt, wird man nicht gute und sinngemäße Begebnisse neben einander setzen können, sondern von unberechtigten Stürmen und würdelosem Hin- und Herschwanken und sehr bösen Begierden und vielleicht unnützen Thaten zu berichten haben. Und doch klingen alle Mißaccorde zuletzt in einen einzigen Accord zusammen, und wer eine Harmonienlehre der Welt oder auch des Lebens finden wollte, müßte sie aus Disharmonien fügen ... Viele Disharmonien geben eine Harmonie, ist die nur scheinbar paradoxe Formel für die Welt ... Und sie hat auch für den Feuerzauber, der uns erblüht, ihre ganze Geltung ...

---

Digitized by Google

## Glossen.

Von Victor Klemperer (Berlin).

### Verwechslung.

Sie thun sich Wunder was zu Gut
Auf ihre gewaltige Liebesfluth
Und plätschern in den seichten Wellen
Des Sexuellen.

### Ruhm.

Darum weihte sich dem Tode
Japans Heer vor Rußlands Vesten,
Daß hernach im fernen Westen
Japans Frauenkleidung Mode,
Daß Frau Schulz und Frau Jacobi
Im Kimono prang und Obi.

### Der Grund dafür.

Ewig wird diese Wahrheit dauern:
„Die dickste Kartoffel dem dümmsten Bauern".
Denn höchstes Glück ist so verbrettert,
Daß Keiner seinen Zaun erklettert.
Ihn lassen füglich die Klugen stehn —
Ihr Kopf darf nicht aus den Fugen gehn.
Die Dummen beschließen kurzerhand:
Kopf oder Wand
Wird eingerannt!

### Wunsch.

Geduld und immer nur Geduld!
So wird man mälig eingelullt.
Das ist wie ein Narcoticum,
Das bringt Dich süß und heimlich um.
Am liebsten macht ich eine Stiftung:
„Heilstätten für Geduldvergiftung."

---

## Notizen.

Ricarda Huchs „Geschichten von Garibaldi". Nun sind bereits zwei Bände von Ricarda Huchs auf drei Theile berechneten Garibaldi-Roman erschienen, und noch immer ist das Werk wohl nicht allzu Vielen bekannt. Gewiß fehlt es der Dichtung nicht an anerkennenden Kritiken; das ist ganz natürlich, denn etwas Anderes als staunende Bewunderung kann sie meiner Meinung nach unmöglich in dem willigen Leser erregen. Aber in weite Kreise gedrungen ist der Ruf dieses Buches noch nicht, zu den „Büchern, die man gelesen haben muß", zählt es leider noch nicht. Das ist unendlich schade, denn eine bedeutendere und eigenartigere Dichtung historischen Charakters ist wohl seit dem 1895 erschienenen (und leider erst recht unbekannten) „Robespierre", dem gewaltigen Epos Marie Eugenie delle Grazies, in deutscher Sprache nicht mehr geschrieben worden. Aber wiederum ist diese verhältnißmäßig geringe Verbreitung auch sehr verständlich, denn Ricarda Huchs „Roman" ist alles andere eher als eine Unterhaltungslectüre. Er bietet in jeder Hinsicht Wundervolles, aber fordert auch ungewöhnlich viel Aufmerksamkeit, Nachdenken und Wissen von seinem Leser. Ja, die meisten werden gut daran thun, vor oder nach dem ersten Durchlesen des Buches einige gründliche Blicke in die italienische Geschichte des letzten Jahrhunderts zu werfen. Das ist nun freilich sehr viel verlangt von einem Romanleser. Aber wahrhaftig, unterzieht er sich all der erwähnten Mühe, so wird er von Ricarda Huch fürstlich belohnt, so fürstlich, wie das nur durch Jemanden geschehen kann, der wirklich eine Krone „von Gottes Gnaden" trägt.

Ricarda Huch hat keinen Roman im gewöhnlichen Wortsinn geschrieben. Eher möchte ich das Werk ein Epos nennen, das die Hauptscenen und Charaktere der italienischen Einheitskämpfe und gleichzeitig in überreichen mehr idyllischen Schilderungen das ganze Italien, Landschaft und Volk, behandelt. Aber all die vielen Menschen, von denen Ricarda Huch erzählt, kommen für sie nur so weit in Betracht, als sie in den Kampf um Italiens Einheit und Freiheit eingreifen. Was diese Menschen sonst erleben, ihre höchsten Freuden und Leiden, darum kümmert sich die Dichterin blutwenig. Mit einer erstaunlichen Gelassenheit berichtet sie von tiefem Unglück, vom Sterben, mit einer erstaunlichen Knappheit läßt sie ihre Personen nach vollbrachter That vom Schauplatz abtreten. Und nicht nur mit untergeordneten Menschen verfährt sie so. Zwei der schönsten Gestalten des ersten Bandes, der „Vertheidigung Roms", sind der Mönch Ugo Bassi und der „König von Rom", der Bürgerführer Angelo Brunetti. Von diesen Beiden wird sehr viel Gutes und auch Erhabenes berichtet. Dann, nach der Einnahme Roms durch die Franzosen und dem unglücklichen zur Auflösung führenden Rückmarsch der Garibaldischen Truppe, heißt es einfach: Sie „gingen auf verschiedenen Wegen ins Land hinein und fielen nach kurzer Zeit in die Hände der Oesterreicher: Ugo Bassi wurde in Bologna, Brunetti mit seinem Sohne an der Stelle erschossen, wo sie gefangen worden waren." Und die gleiche eiserne Kürze läßt Ricarda Huch auch da walten, wo es sich um die Gestalt ihres Titelhelden handelt. Wie Garibaldis erste Gattin auf eben jener Flucht stirbt, wie er eine zweite unglückliche Ehe eingeht und sich sogleich von seiner Frau trennt, das wird nur ganz episodisch behandelt. So daß also der Leser auch da von aller Romankost abgeschnitten wird, wo er sie selbst im streng historischen Gefüge erwarten könnte.

Ricarda Huch beschränkt sich ganz auf die psychologische Durchdringung, die Neubelebung jener Einheitskämpfe. Sie berichtet nicht etwa jedes historische Factum, sie wählt an thatsächlichen Begebenheiten nur, was ihr das Wichtigste scheint. So schildert der erste Band die Hauptereignisse der Jahre 1848 und 49; der zweite, „Der Kampf um Rom", behandelt den Zeitraum von 1859 bis 62. Eben dieses Zusammendrängen und Ueberschlagen ist es, was Jedem, dessen Specialgebiet nicht gerade die italienische Geschichte ist, etliche Schwierigkeiten bereiten dürfte. Aber die Kunst, mit der die Dichterin die Personen des großen Dramas darstellt, ist geradezu unbeschreiblich. Mit der gleichen Plastik weiß sie den beschränkten Mann aus der Masse wie den Führer zu schildern, den Eigennützigen, wie den Idealisten, den Begeisterten wie den Kaltherzigen, den religiös wie den irdisch Gerichteten, den Fürsten wie den Demokraten. Wissenschaftlich sachlicher Styl steht ihr ebenso zu Gebote wie bilderreiches, überschwenglich lyrisches Pathos, und die souveräne Art, wie sie beide Schreibformen einander abwechseln und durchdringen läßt, giebt dem Epos ein ganz originelles Gepräge. Um aus den Porträts, die Ricarda Huch geschaffen hat, nur wenige Namen herauszugreifen, nenne ich außer den erwähnten Napoleon III., Victor Emanuel und Cavour, den großen Widerpart Garibaldis. Aber wer bei einem so gewaltigen Mosaikbild wie dem italienischen Epos Ricarda Huchs auf ein oder das andere besonders leuchtende Steinchen hinweist, begeht eine Ungerechtigkeit wider das Gesammtwerk.

*Victor Klemperer (Wilmersdorf).*

Alexander L. Kiellands gesammelte Werke. Band 3 und 4. „Arbeiter" und „Abraham Lövdahl." (Leipzig. Verlag von Georg Merseburger 1907.)

Mit diesen beiden Bänden ist die deutsche Kielland-Ausgabe, deren Erscheinen ich seiner Zeit hier angezeigt habe, vollständig geworden. Ein Band Nachlese hat sich inzwischen auch noch dazu gesellt: „Menschen und Thiere," Studien und Skizzen, ein buntes Allerlei aus Natur und Kunst, aus Heimath und Fremde, köstliche Reisebilder und intime Stimmungen aus norwegischen Flecken und Wäldern. Kleinode einer heiteren, sicheren Erzählerkunst, köstliche Stücke einer überaus verfeinerten aber nicht verzärtelten Poesie. Der 3. Band enthält die unter dem Titel Abraham Lövdahl vereinigten Romane „Gift" und „Fortuna" (1883 und 1884), der 4. die beiden kleineren Werke „Arbeiter" (1881) und „Jacob" (1891), eines der letzten Werke Kiellands, vor der großen Pause, die bis zum Jahre 1905 dauern sollte. Fünfzehn Jahre, während deren die Welt bedauerte, daß ein Künstler wie Kielland verstummt zu sein schien. Für das norwegische Schriftthum bedeutet sein Schaffen eine Reihe von europäischen Siegen. Mit seinen Romanen „Garstman & Worse," „Schiffer Worse," „Gift" ꝛc. gehört er der Weltliteratur an. Eine Reihe von Meisterwerken entstand in der kurzen Zeit von 12 Jahren, von 1879—1891. — Sein Leben war das typische Leben des gebildeten Norweger. Er ist in Stavanger geboren, einem guten, aber nicht übermäßig behaglichen Handelsplatz. Seine juridischen Studien absolvirte er in Christiania. Dann kamen die unausweichlichen Auslandjahre, in der sich bisher noch die Entwicklung eines jeden bedeutenden Norwegers entschieden hat. Dann kehrte er in die Heimath zurück, um sich hier seinem Volke zur Verfügung zu stellen. Mehr als zehn Jahre war er Bürgermeister in Stavanger. Er starb am 6. April 1906, noch nicht 60 Jahre alt, als Bezirksamtmann von Romsdal. Er war Norweger durch und durch; in der Skizze „Tordenskjold" schreibt er: „Es ist manchmal schwer im Ausland ein Norweger zu sein. — Erstens muß man täglich von Neuem die beschwerliche Arbeit wieder aufnehmen, sich von der klebrigen Union mit Schweden loszureißen, damit die Fremden ein Gefühl dafür bekommen, daß wir nicht nur eine Nation für uns selbst sind, sondern eine Nation, die sich gänzlich von der schwedischen unterscheidet." — Das Selbstgefühl, das aus diesen Worten spricht, zeigt uns zugleich, worin Kiellands Bestes lag, in dem Zusammenhang mit seinem Volk, aus dem er immer neue Kräfte schöpfte. Und es kann uns zugleich eine gute Lehre sein; daß nur jene Künstler wahrhaft für die Weltliteratur schaffen, deren Wesen fest in der Eigenart der Heimath begründet ist.

*Karl Hans Strobl (Brünn).*

Auch ein Totentanz. Von Alfred Rethel. Mit Text von Robert Reinick. Verlag von B. Elischer. Leipzig. 30 Pfennig.

Der rührige Verlag hat mit dieser handlichen und fabelhaft billigen Ausgabe der berühmten Rethelschen Allegorie auf 1848 ein großes Kunstwerk den breiten Volksmassen erschlossen, vielleicht noch mit der Nebenabsicht, zur Aufklärung phrasenbenebelter Gehirne heizutragen. Die Holzschnitte sind hervorragend gut reproducirt. Möge das kleine Heft in vielen Kreisen den Sinn für gute Kunst wecken!

*Paul Friedrich (Berlin).*

Digitized by Google

# Empfehlenswerte Bäder, Hotels, Heilanstalten und Sommerfrischen.

**AHLBECK** auf Insel Usedom.

Unmittelbar am Strand von Hochwald umgeben. Täglich Schnellzug- und Dampfer-Verbindung von und nach Berlin 3¹/₂ Stunden. Damen-, Herren- und Familienbad. Elektrisches Licht, Konzerte, Theater, Réunions.

Saison 1. Juni bis Ende September.

**Dresden,** Hôtel Bellevue.

Weltbekanntes, vornehmes Haus in unvergleichlich herrlicher Lage an der Elbe u. Opernplatz. **Privat-Badezimmer, Auto-Garrage.** **R. Ronnefeld,** Direktor.

**Hirschberg** i. Schlesien, Bahnhofstrasse 10/11.

**Hotel Drei Berge.**

Altrenommiertes, größtes Hotel I. Ranges am Platze. Im Geschäftszentrum gleich neben dem Postamt gelegen. Omnibus stets an der Bahn. Straßenbahnhaltestelle.

**Auskunftei über Riesengebirgstouren.**

**Bad Kissingen** idealer Kuraufenthalt.

**Bergschlösschen.**

:: Logis und Pension. ::

Vornehmes Haus, einzig schön am Altenberg, unweit der Quellen und Bäder, mit Restaurant Schweizerhäuschen. **J. Th. Schmitt,** Besitzer.

**Kolberg** Dr. Lücke's Kuranstalt

**See- und Soolbad** Uhlenhorst.

Elektr. Licht und Zentralheizung. Das ganze Jahr geöffnet Aufnahme von Erholungsbedürftigen. **Kinder guter Kreise** mit Familienanschluss, eventl. Unterricht. Behandlung von Frauenleiden chir. und orthopäd. Erkrankungen, eigenes orthopädisches Institut.

**Malente-Gremsmühlen**

inmitten der **Ost-Holsteinschen Schweiz.** Herrlicher Sommeraufenthalt für Erholungsbedürftige. Prächtige Buchen- und Tannenwälder umschließen träumerische Seen.

Komfortable Hotels und Pensionen.

**Misdroy,** unmittelbar am Strande,

umgeben von Hochwald u. Bergen. Vorzügl. Einrichtungen für Kur- und Unterhaltung. Seebrücke, reger Schiffsverkehr. Tägl. 4 Schnellzüge von und nach Berlin. Bevorzugt als Erholungsort für Familien.

**Oberwaid**

**b. St. Gallen — Schweiz. —**

Sanatorium 1. Ranges für physikalisch- diätetische Heilweise System Dr. Lahmann. Aller Komfort, herrliche Lage über dem Bodensee mit Alpenpanorama. 2 Aerzte, 1 Aerztin. Immer besucht.

Illustr. Prospekte frei.

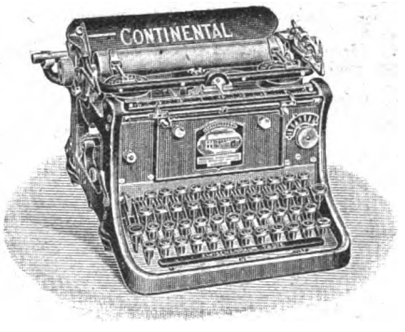
**Sellin** auf Rügen.

**Kurhaus Sellin**

früher: **Hotel Fürst Wilhelm.** Grösstes Haus am Platze, mit eigener Canalisations-Anlage und Wasserleitung. Direkt im Buchenwald, vor der grossen Landungsbrücke gelegen. Eigene Conditorei im Hause. Zimmer mit vollständiger Pension zu mässigen Preisen.

**Fernspr. No. 1. Joh. Möller,** Besitzer.

Die „Continental"




Mehrfach mit der **goldenen Medaille** prämiiert

Mehrfach mit der **goldenen Medaille** prämiiert

**findet von Tag zu Tag immer weitere Verbreitung.**

**Beweis:**

**Die ausserordentlich lebhafte Nachfrage nach dieser erstklassigen**

**Schreibmaschine.**

**Franz Kaiser – Friedrichstrasse 197 – Berlin W. 8.**


Digitized by Google

# Antiquitäten.

Sachsen-Siebenbürgener Keramiken

:: 18. Jahrhundert ::

Teller ▫ Schüsseln ▫ Krüge Flaschen usw.

**Ausserordentlich preiswert**

Lieferant an

Kunstgewerbe-Museen u. s. f.

**Hugo Klein,**

**Dresden-A.,** Bankstrasse 10.

**Die grosse Kanzlei.**

**Ein Wiener Advokatenroman**

von

**Sabinus.**

4. Aufl. M. 2.—.

**Herm. Walther,**

Verlagsbuchhandlung, G.m.b.H.

**Berlin W. 30.**

**Keine Nachnahme! Erst prüfen!**

**Orangenblüten-Honig!!**

übertrifft jeden Honig der Welt. Garant. absolut naturr. Bienenprodukt! Begeist. Lob von Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u. zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.

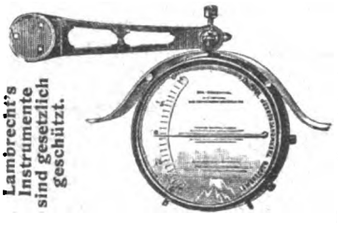
**Kusche & Martin, Malaga**

Spanien (Deutsche Firma)

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die „Gegenwart" ▪ ▪ ▪ ▪ ▪ ▪ beziehen. ▪ ▪ ▪ ▪ ▪ ▪

**Original Lambrecht's Thermohygroskop**

**(Wärme-Feuchtigkeitsmesser)**




ist das originellste und leichtverständlichste Instrument zur Vorausbestimmung des Wetters.

**Komplett mit Fensterwinkel und Schutzdach**

**15 Mark.**

Man verlange Gratis-Drucksache Nr. 15.

**Prämiert 1907: Berlin, Dresden u. Zürich.**

**Wilh. Lambrecht, Göttingen.**

Gegründet 1859. (Georgia Augusta.)

**Inhaber des Ordens für Kunst und Wissenschaft, der grossen goldenen und verschiedener anderer Staatsmedaillen.**

**Ehrendiplom, Goldene Fortschritts-Medaille Wien 1906.**

Vertreter an allen grösseren Plätzen des In- und Auslandes.

Generalvertrieb für die Schweiz, Italien und die österreich. Alpenländer durch:

**C. A. Ulbrich & Co. in Zürich.**

**Wollen Sie**

**Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren etc.**

direkt, billig und gut kaufen, dann verlangen Sie unsere Offerte.

**Belmonte & Co.,**

**Berlin.**

Detail-Verkauf:

**Leipzigerstrasse 35a,** Ecke Charlottenstrasse, und **Königstrasse 46,** Ecke Hoher Steinweg.

**Juweliere, Gold- u. Silberschmiede, Ateliers für Juwelenschmuck und Kunstarbeiten.**

**Fabrikation mit elektrischem Kraftbetrieb. — Gold- und Silber-Walz- und Prägewerk. Engros-Export nach allen Ländern.**

**Prachtkatalog** mit vielen tausend Illustrationen von Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren gegen 1 Mk. franko. Bei Einkauf oder Rücksendung wird dieser Betrag vergütet. — **Spezialisten gratis.**


Verantwortl. Redacteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Für den Inseratenteil verantwortlich: Georg Macher, Berlin W. 35, Steglitzer Straße 8.
Max Hesses Verlag in Leipzig. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 18. Berlin, den 2. Mai 1908. 37. Jahrgang. Band 73.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Max Hesses Verlag in Leipzig.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 4gespaltene Petitzeile 50 Pf.

Inhalt: Directe Reichssteuern. Von Regierungsrath Rudolf Martin (Berlin). — Die Opferung der Productenbörse. Von Friedrich Ernst (Berlin). — Deutsch-französische Annäherungsbestrebungen. Von Max Lehmann (Berlin). — Der Kaufmann und das Kunstgewerbe. Von Jos. Aug. Lux (Dresden). — Formlosigkeit und Programm-Musik. Von Irene Wild (Berlin). (Schluß.) — Zwei Oden. Von Paul Friedrich (Berlin). — Die Hochzeit des Freundes. Novelle von Hans Bethge (Steglitz). I. — Ein Kunstwerk der Zukunft. Von Marsyas (Dr. Martin Berndt, Berlin). — Notizen. — Anzeigen.

### Directe Reichssteuern.

Von Regierungsrath Rudolf Martin (Berlin).

Die Nothwendigkeit einer endgiltigen Ordnung der zerrütteten Reichsfinanzen braucht nicht erst bewiesen zu werden, denn heute wird sie von keiner Seite mehr bestritten. Ueber den Ernst der Lage ist sich die Oeffentlichkeit aber noch immer nicht vollkommen im Klaren. Man vermeidet es fast geflissentlich, sich die Finanzen des Deutschen Reiches im Falle des Krieges zu denken. Nachdem wir 37 Friedensjahre hinter uns haben, glaubt man gewöhnlich, dieser Friede müsse ein ewiger sein. Nach aller historischer Erfahrung pflegt aber auch der längste Friede von einem Kriege abgelöst zu werden. Wenn die deutsche Nation in einen Krieg verwickelt wird, so führt das Reich den Krieg und nicht Anhalt oder Baden. Das Reich muß im Kriege die Kriegsanleihen aufnehmen. Das Reich muß das Geld für die Führung des Krieges sofort beschaffen und kann nicht warten, bis die Einzelstaaten ihm durch eine gewaltige Erhöhung der Matrikularbeiträge unter die Arme greifen. Die deutsche Reichsanleihe steht heute schon so tief, daß sie kaum niedriger stehen kann. In einem großen und langen Kriege wird das Reich die Kriegsanleihen nur zu sehr ungünstigen Bedingungen erhalten. Die Kosten der Kriegführung sind in den letzten Jahrzehnten fortgesetzt gewachsen und werden auch in Zukunft zunehmen. Kann man von dem Reichstage, der auf Grund des allgemeinen gleichen, geheimen und directen Wahlrechts gewählt ist, verlangen, daß er die stetig anschwellenden Kosten der Landesvertheidigung und des Krieges ausschließlich vermittelst indirecter Steuern unter sorgfältigster Schonung der Reichen den breiten Massen aufbürde?

Alle die vielen Finanzminister in Deutschland, und die Mehrheit der meisten Landtage sind darüber einig, daß die directen Steuern ausschließlich den Einzelstaaten zustehen sollen. Die Einführung directer Reichssteuern bedeutet nach den Worten des sächsischen Finanzministers Dr. von Rüger nichts Anderes als das Beschreiten des Weges zum Einheitsstaate und zum Ruin der Einzelstaaten.

Wenn man die Finanzdebatten in den Landtagen der Einzelstaaten verfolgt, so gewinnt man den Eindruck, als sei das Recht auf die directe Besteuerung ein unveräußerlicher Theil der Souveränität der Einzelstaaten. In den Einzelstaaten vergißt man meist, daß den Einzelstaaten die wesentlichen Rechte der Souveränität durch die Begründung des Reichs entzogen sind. Nicht die Einzelstaaten, das Reich allein besitzt das Waffenrecht. Der Kaiser ist einziger Kriegsherr. Reichsrecht bricht Landesrecht. Das Reich schreibt also den Einzelstaaten den Umfang ihres Hoheitsrechts vor, und ist jeder Zeit in der Lage, diesen Umfang zu verkleinern. Diesem Reiche mit fast unbeschränkter Machtbefugniß will man nicht das Recht anvertrauen, directe Reichssteuern auszuschreiben. Das Reich allein darf jeden einzelnen Bürger zu den Fahnen rufen und von ihm die Einsetzung seines Lebens verlangen. Und doch soll dieses Reich nicht das Recht haben, direct von dem Bürger auch nur den kleinsten finanziellen Beitrag für die Führung des Krieges und für die Existenz des Reiches zu fordern? Ein Monarch oder ein Staat, der eine Armee halten und Kriege führen darf, aber nicht das Recht besitzt, für Aufbringung der Kriegslasten das Vermögen und Einkommen seiner Bürger direct in Anspruch zu nehmen, ist nach der modernen Auffassung ein staatsrechtlicher Ungedanke.

Bei dem gegenwärtigen Stande der Finanzgesetzgebung würde im Kriegsfalle jeder einzelne deutsche Bürger nach ganz verschiedenen Grundsätzen und auf ganz verschiedenem Wege zur Tragung der Kosten herangezogen werden, je nach seiner Zugehörigkeit zu irgend einem Bundesstaat. Wenn das Reich die Matrikularbeiträge erhöht, so bringen die Einzelstaaten diese Beiträge auf ganz verschiedenem Wege auf. Bayern, Elsaß-Lothringen und die beiden Mecklenburg haben noch heut weder eine Einkommensteuer noch Vermögenssteuer. Bayern ist also bei dem besten Willen gar nicht in der Lage, im Kriegsfalle schnell die einzelnen Bürger nach ihrer Leistungsfähigkeit zu besteuern. Eine Vermögenssteuer besteht bis jetzt nur in 7 von den 25 deutschen Staaten.

Allmälig führen alle civilisirten Staaten die Einkommensteuer und die Vermögenssteuer ein. Auch Rußland ist im Begriff, eine Einkommensteuer einzuführen. In Frankreich ist die Einführung der Einkommensteuer nur noch eine Frage der Zeit. Miquels Ruhm als Finanzmann stammt von der Einführung der Einkommen- und Vermögenssteuer in Preußen.

Jeder Ostasiate von Bildung weiß, daß eine allgemeine Einkommensteuer und Vermögenssteuer die Hauptgrundlage jedes geordneten Finanzsystems ist. Niemand kann bestreiten, daß im Kriegsfalle eine Einkommensteuer und Vermögenssteuer von der größten Wichtigkeit ist. Woher kommt es aber, daß alle Regierungen der 25 deutschen Staaten mit der Reichsregierung in der Abneigung gegen directe Reichssteuern übereinstimmen?

Die Ursache dieser Abneigung gegen eine vollkommene finanzielle Kriegsrüstung des Reiches ruht in der Geschichte der Entstehung des Reiches, in der deutschen Vielstaaterei.

Digitized by Google

Dieselben Ursachen, welche Deutschland bis zum Jahre 1871 in politischer Schwäche und Zerfahrenheit hielten, wirken noch jetzt fort, um die deutsche Macht zu schmälern. Sobald Frankreich und Rußland eine Einkommensteuer besitzen werden, wird die technische Seite der Finanzwirthschaft beider Länder im Kriegsfalle eine große Ueberlegenheit gegenüber Deutschland aufweisen.

Fürst Bismarck war sich sehr bald nach Begründung des Reiches darüber im Klaren, daß das Reich finanziell selbstständig werden müsse. Die finanzielle Selbstständigkeit des Reichs erklärte er im Jahre 1874 für die wichtigste Aufgabe nach der Begründung des Reiches. In seiner Reichstagsrede im Jahre 1875 sagte aber der Alt-Reichskanzler, daß zur Durchführung einer endgiltigen Reichsfinanzreform ein Herkules nicht genüge, sondern eine ganze Compagnie von Heraklessen — so bildete er den Plural — erforderlich sei. Im Reichstag war man damals vielleicht noch nicht davon unterrichtet, daß Fürst Bismarck soeben eine schwere Enttäuschung bei Durchführung dieses Werkes erlebt hatte. Seine Idee, das Reich finanziell selbstständig zu machen, war die genialste, die man überhaupt haben konnte. Fürst Bismarck wollte alle Eisenbahnen des Deutschen Reiches zu Gunsten des Reiches verstaatlichen.

Das Reichseisenbahnproject des Fürsten Bismarck stieß aber sofort bei den ersten mündlichen Verhandlungen auf den lebhaften Widerstand der Ministerpräsidenten von Württemberg, Bayern und Sachsen.

Die Zusammenlegung der sämmtlichen deutschen Eisenbahnen zu einem Betriebe würde eine enorme Ersparniß an jährlichen Unkosten zur Folge gehabt haben. Wahrscheinlich würde heut das Reich einen jährlichen Reingewinn von mehr als einer Milliarde Mark aus den Eisenbahnen des Reiches haben. Dessen ungeachtet würde die Einführung directer Reichssteuern auf die Dauer, besonders mit Rücksicht auf die Möglichkeit eines Krieges, nicht zu umgehen sein.

Die endgiltige Reichsfinanzreform ist weder von dem Fürsten Bismarck, noch von einem seiner Nachfolger zu Stande gebracht worden. Jetzt ist die Zerrüttung der Finanzen des Reichs und der Einzelstaaten eine so große, daß eine weitere Aufschiebung der Reichsfinanzreform schlechterdings unmöglich ist. Die Einzelstaaten sind jetzt selbst an dem Zustandekommen der Reichsfinanzreform auf das Aeußerste interessirt. Die ungedeckten Matrikularbeiträge, welche die Einzelstaaten thatsächlich an das Reich abführen müssen, sind so angeschwollen, daß die Einzelstaaten sie nicht mehr aufbringen können. Man kann heute schon mit ziemlicher Sicherheit sagen, daß eine ganze Anzahl von mittleren und kleineren Bundesstaaten in drei bis sechs Jahren zahlungsunfähig werden, wenn eine umfassende Reichsfinanzreform bis dahin nicht zu Stande gekommen ist. Im Jahre 1911 haben die Einzelstaaten nicht weniger als 200 Millionen Mark ungedeckter Matrikularbeiträge zu zahlen, welche bis dahin vom Reiche gestundet sind. Nach den Erklärungen der Finanzminister zahlreicher Einzelstaaten haben ihre Staaten nicht die Fähigkeit, die Summen aufzubringen. Nach Artikel 19 der Reichsverfassung kann auf Beschluß des Bundesrathes gegen diejenigen Bundesstaaten, welche ihren Verpflichtungen nicht nachkommen, die Reichsexecution vom Kaiser vollstreckt werden. Wie immer das erste Mal die Execution ausfallen mag, sicher ist, daß durch eine Execution die finanzielle Leistungsfähigkeit des Schuldners nicht zunimmt. Schließlich wird die wiederholte Reichsexecution den Bundesstaaten, welche zahlungsunfähig sind, ihre politische Selbstständigkeit nehmen. Nicht die directen Reichssteuern, sondern das Fehlen der directen Reichssteuern führt zur Vernichtung der Souveränität der Einzelstaaten.

In meinem soeben erschienenen Buche „Die Zukunft Deutschlands“ (Leipzig, Verlag von C. B. Hirschfeld) habe ich den Plan einer Reichsfinanzreform dargelegt, der zugleich im Interesse des Reichs und der Einzelstaaten liegt. Die Matrikularbeiträge und die Ueberweisungen nach der Kopfzahl der Bevölkerung werden vollständig abgeschafft. Daher können die Einzelstaaten durch die hohen Ausgaben des Reichs künftig nicht mehr an den Rand des finanziellen Verderbens gebracht werden. Der complizirte Reichsetat wird übersichtlich. Da das gegenwärtige Defizit des Reiches rund 400 Millionen Mark jährlich und in einigen Jahren wahrscheinlich 600 Millionen Mark beträgt, so schafft mein Plan der Reichsfinanzreform einen Mehrertrag an Einnahmen für das Reich aus directen und indirecten Steuern, sowie aus der Beschränkung des gesetzlichen Erbrechtes in Höhe von 700 Millionen Mark.

Was das Reich nicht verbraucht, wird auf die Tilgung der Reichsschuld verwandt. Im April 1908 hat leider die Reichsschuld die Höhe von $4^1/_4$ Milliarde Mark erreicht, und sie erfordert einen jährlichen Zinsendienst von 156 Millionen Mark. Die Verminderung der Reichsschuld und der Zinsenlast ist für den Kriegsfall und die Hebung unsres Staatscredits von größter Bedeutung.

Insgesammt werden aus den genannten drei Einnahmequellen für das Reich und die Bundesstaaten zusammen an Mehrerträgen gegenüber dem bisherigen Zustand nicht weniger als eine Milliarde Mark beschafft. Aus der Beschränkung des gesetzlichen Erbrechts auf nahe Verwandte einschließlich der Geschwister und Geschwisterkinder werden jährlich etwa 400 Millionen Mark erzielt, von denen je 20 % an die Einzelstaaten und Gemeinden und 60 % oder 240 Millionen Mark an das Reich entfallen.

Die directen Reichssteuern müssen die Einnahmen des Reichs erhöhen, den Einzelstaaten ihre finanzielle Existenz erhalten und im Falle eines Krieges dem Reiche die Möglichkeit bieten, sofort gewaltige Summen durch directe Besteuerung und gerechte Ausnutzung der Leistungsfähigkeit aller Bürger zu gewinnen. Diese Aufgaben erfüllen die directen Steuern meines Planes einer Reichsfinanzreform. Den Einzelstaaten wird das Recht der directen Besteuerung entzogen. Sie dürfen nur in gewissen Grenzen, wie heut die Gemeinden, Zuschläge zu den directen Reichssteuern machen. Von der Reichseinkommensteuer bekommen die Einzelstaaten 80 % und von der Reichsvermögenssteuer $33^1/_3$ %, wie schon bisher von der seit dem Jahre 1906 eingeführten Reichserbschaftssteuer. Die Reichseinkommensteuer, Reichsvermögenssteuer und Reichserbschaftssteuer werden für die großen Einkommen und Vermögen stark progressiv ausgestattet. Die Reichserbschaftssteuer wird auf Kinder und Ehegatten ausgedehnt, aber auch hier unter sorgfältigster Schonung der kleinen Vermögen. Aus der Reichseinkommensteuer und aus der Reichsvermögenssteuer gewinnt das Reich je 100 Millionen Mark und aus der Reichserbschaftssteuer mindestens 60 Millionen Mark an neuen Einnahmen.

Die Reichseinkommensteuer wirft nach den statistischen Unterlagen des Jahres 1906 insgesammt 500 Millionen ab, wovon die Einzelstaaten 400 Millionen erhalten. Die Reichsvermögenssteuer wirft 150 Millionen Mark ab, wovon die Einzelstaaten 50 Millionen Mark erhalten.

Im Kriegsfalle würde das Reich eine Verdoppelung der jährlichen Reichseinkommensteuer und Reichsvermögenssteuer anordnen. Es würde dann also aus der Reichseinkommensteuer ein Mehrertrag für Kriegszwecke von 500 Millionen Mark und aus der Vermögenssteuer ein Mehrertrag von 150 Millionen Mark in einem Jahre aufbringen. Sobald die inländischen und ausländischen Gläubiger wissen, wie groß das Nationaleinkommen und Nationalvermögen Deutschlands ist, und wie leicht und unmittelbar das Reich auf das Einkommen und Vermögen jedes einzelnen Bürgers nach seiner Leistungsfähigkeit zurückgreifen kann, wird der Staatcredit des Reichs ein ebenso guter sein, wie er heute schlecht ist.

Da die Ausgaben im Reich wie in den Einzelstaaten

Digitized by Google

fortgesetzt anschwellen, langt auf die Dauer selbst die Mehreinnahme von 1 Milliarde Mark nicht zu, welche mein Plan einer Reichsfinanzreform aus directen und indirecten Steuern sowie aus der Beschränkung des gesetzlichen Erbrechts aufbringen will.

Gleichwohl ist es nicht wünschenswerth, aus den directen Reichssteuern und der Reichserbschaftssteuer mehr als 260 Millionen Mark, aus den indirecten Steuern auf Bier, Tabak und Cigarren mehr als 200 Millionen Mark an Mehrertrag für das Reich entnehmen zu wollen. Man soll weder die directen noch die indirecten Steuern übertreiben. Allerdings beträgt die Gesammtlast an Steuern und Abgaben aller Art gegenwärtig in Deutschland nur 34,70 Mark pro Kopf, gegenüber von 63,19 Mark pro Kopf in Frankreich und 66,45 Mark pro Kopf in England. Der Engländer ist fast doppelt so belastet wie der Deutsche. Durch die von mir vorgeschlagene directe und indirecte Besteuerung würde eine Mehrbelastung pro Kopf in Deutschland von etwa 8 Mark entstehen, so daß künftig die Gesammtlast an Steuern etwa 43 Mark pro Kopf betragen würde. Nicht nur die indirecten, sondern auch die directen Steuern sind in Frankreich und England viel höher als in Deutschland. Bei den directen Steuern ist zu bedenken, daß in Frankreich und England eine viel breitere Schicht reicher Privatpersonen existirt als in Deutschland. Das deutsche Nationalvermögen und Nationaleinkommen ist weit größer als das französische. Ein großer Theil des deutschen Nationalvermögens gehört aber den einzelnen Bundesstaaten oder dem Reiche und zahlt überhaupt keine Steuern. Wie viel Steuern mag Frankreich oder England von den Besitzern der dortigen Eisenbahnen beziehen! In Deutschland werfen die Eisenbahnen und die übrigen Erwerbsanstalten der Einzelstaaten des Reiches nicht weniger als 1 Milliarde Mark Reinertrag jährlich ab. Bei besserer Verwaltung würde dieser Reinertrag ein viel größerer sein. Das Staatsvermögen beträgt in Deutschland mindestens 40 Milliarden Mark ohne die Capitalien, welche in öffentlichen Gebäuden, Casernen und Kriegsschiffen festgelegt sind. Der Werth der preußischen Staatsbahnen wird auf 19 Milliarden Mark geschätzt.

Das Reich und die Einzelstaaten sollen nicht nur die Einnahmen erhöhen, sondern auch die Ausgaben vermindern. Eine gewaltige Verminderung der Ausgaben läßt sich durch eine Zusammenlegung der Staatsbahnen und anderer Erwerbsanstalten der Einzelstaaten erzielen. Die Einzelstaaten müssen einen Theil ihrer staatlichen und erwerbswirthschaftlichen Thätigkeit allmälig auf das Reich übertragen. Der Reichstag soll die Bewilligung neuer Steuern und anderer Mehreinnahmen an die Bedingung knüpfen, daß die Einzelstaaten in dieser Richtung Ersparnisse machen. Wir haben in Deutschland rund hundert Staatsminister zu viel! Rund 11 Staatsminister braucht ein civilisirter Staat wie Frankreich oder England, und wir haben nicht weniger als 111. Vielleicht könnten ein Viertel bis ein Drittel aller Beamten in Deutschland gespart werden. In keinem anderen Staate der Welt ist das Regieren so theuer wie in Deutschland. In keinem anderen Staate der Welt sind die Ausgaben, wie die Einnahmen des Staates so hoch wie in Deutschland. Die staatlichen Einnahmen beziffern sich in Deutschland auf 6,7 Milliarden Mark, in England auf 4 Milliarden Mark und in Frankreich auf nur rund 3 Milliarden Mark. In den großen staatlichen Einnahmen Deutschlands, denen entsprechende Ausgaben gegenüber stehen, stecken allerdings rund 3,8 Milliarden Mark Roheinnahmen der staatlichen Erwerbsanstalten, wie beispielsweise der Eisenbahnen. Was könnte man mit diesen Einnahmen machen, wenn man die Ausgaben verringern würde! Durch eine Zusammenlegung aller Staatseisenbahnen und Uebertragung auf das Reich ließe sich vielleicht eine halbe Milliarde Mark an Ausgaben ersparen. Das Reich und die Bundesstaaten zusammen können ihre finanzielle Lage um 2 Milliarden Mark verbessern, indem sie um 1 Milliarde Mark ihre Ausgaben verringern und um eine andere Milliarde Mark ihre Einnahmen erhöhen.

---

## Die Opferung der Productenbörse.

Von Friedrich Ernst (Berlin).

Die Entscheidung ist gefallen, am 8. April d. J. haben die freisinnigen Parteien des Deutschen Reichstags einen ihrer großartigsten „Triumphe“ gefeiert: An diesem Tage haben sie in vorgerückter Abendstunde die Berliner Productenbörse, für die sie sich seit zwölf Jahren dithyrambisch begeistert haben, ihren agrarischen Henkern regelrecht ausgeliefert. Man braucht, um die Größe dieses Triumphes und auch die Kraft der Grundsätze, die die Partei hierbei bethätigt hat, voll zu ermessen, sich nur zu vergegenwärtigen, daß sie am 1. Mai 1896 „geschlossen“ gegen das Verbot des Getreideterminhandels gestimmt hat und am 8. April 1908, also etwa zwölf Jahre später, mit derselben Geschlossenheit für die Strafbarkeit des verbotenen Getreideterminhandels eingetreten ist! Von allen Seiten regnet es öffentliche Belobigungen, sie selbst feiern sich in ihren Blättern als die Helden des Tages, so daß man fragen muß, ob diejenigen, die das zu Papier bringen, den Verstand oder den Charakter oder beides verloren haben. Aber was hilfts! Der agrarische Shylock bestand auf seinem Schein: Es war der Preis, den er für die Zugeständnisse forderte, die von den Abgeordneten der — Berliner Effectenbörse, dies ist nämlich, um es vorweg zu bemerken, der richtige Name der freisinnigen Abgeordneten, und zwar der großcapitalistischen Interessentenkreise der Berliner Fondsbörse, für die von ihnen vertretene Institution verlangt wurden. Geschäft ist Geschäft, erklärte der Agrarier, sucht Ihr Euren Vortheil für die Effectenbörse herauszuschlagen, so werden wir uns an der Productenbörse schadlos halten. Mit Inkrafttreten des neuen Börsengesetzes dürfen somit, dank dem „geschlossenen“ Verhalten der freisinnigen Partei, Geschäfte der Berliner Productenbörse nur noch „unter Aufsicht des Rabbinats“ — diese Ueberschrift dürfte sich vielleicht für die neuen Schlußscheine empfehlen — nur noch unter Aufsicht des Bundesraths gemacht werden, während sich im Uebrigen der Strafrichter in warmer Weise der Productenbörse anzunehmen haben wird. Ein weiterer Triumph der freisinnigen Partei ist die vorzügliche Organisation des Denunciantenwesens an der Productenbörse, das jeden cholera-, pardon speculationsverdächtigen Getreidehändler sofort der Gerechtigkeit überliefert. Bundesrath, Strafrichter und Denunciantenthum — in hoc signo vinces, in diesem Zeichen wird die Productenbörse siegen. Ich glaube es beinahe auch, aber ich fürchte, der Sieg wird, sofern nicht ganz außergewöhnliche Garantien geboten werden, anders ausfallen, als es sich der Gesetzgeber gedacht hat, denn schon sagt sie mit Mephisto, zur Effectenbörse gewendet:

„Hier oben wird mir Licht und Luft benommen,
Ich finde wohl bei Euch ein Unterkommen.“

Ich fürchte, ich komme noch darauf zurück, dies wird der hinkende Bote sein, die tragische Ueberraschung dieser ganzen Komödie!

Freilich so beklagenswerth auch diese ganze Angelegenheit für die Productenbörse ist, so liegt ihr Schwerpunkt doch in der Bedeutung, die diese Angelegenheit für die freisinnige Partei hat, die in Wirklichkeit an diesem Tage so etwas wie ein Jena erlebt hat. Ich höre ein Gelächter: Wegen der Productenbörse! Ach, darum handelt es sich nicht, sondern um die Principien, die die Partei hierbei bethätigt hat. Es handelte sich bei der Börsenreform, wie ich

Digitized by Google

vorweg, um mich gegen den Vorwurf der Principienreiterei zu schützen, bemerken möchte, doch um ein Compromiß, und bei diesem Compromiß mußte für die Vertreter der liberalen Parteien der Schutz des Getreideterminhandels unter allen Umständen die — Hauptsache sein. Dies bildet den Angelpunkt der ganzen Frage. Man mag über das Existenzrecht des Terminhandels denken wie man will; wer ihn für nothwendig hält, wird die Nothwendigkeit des Getreideterminhandels in erster Linie ebenso betonen, wie derjenige, der den Terminhandel verwirft, auch in erster Linie den Getreideterminhandel verwerfen wird. Man veranstalte heute ein Plebiscit an der Effectenbörse: ein jeder Effectenhändler wird, wenn die speciellen Interessen bei Seite gelassen werden, unzweifelhaft zugestehen müssen, daß, von allgemeinen Gesichtspunkten aus betrachtet, der Getreideterminhandel wichtiger ist als der Effectenterminhandel, eine Auffassung, über die die Geschäftswelt sich niemals im Zweifel befunden hat. Dies war auch die Auffassung der freisinnigen Abgeordneten und sie haben diese Auffassung auch bethätigt — mit Worten! Am 12. December v. J. nahm, wie schon erwähnt, der Abgeordnete Kaempf, also der erste Repräsentant der Berliner Börse und Mitglied der freisinnigen Volkspartei, Bezug auf diesen Gegenstand mit folgenden Worten:

„Meine Herren, es ist von einem der Herren Vorredner, auch von Strafbestimmungen und von der Declarationspflicht gesprochen. Ich werde abwarten, ob und welche Anträge in dieser Beziehung an das hohe Haus oder an die Commission gelangen werden. So lange das nicht der Fall ist, enthalte ich mich eines Urtheils darüber, bemerke aber schon jetzt, daß derartige Bestimmungen auf das Schwerwiegendste einwirken würden auf unsern Entschluß, diesem Gesetzentwurfe dazu zu verhelfen, Gesetz zu werden."

Das heißt mit andern Worten: Der Getreideterminhandel steht im Mittelpunkte der Frage, daß um seinetwillen die Reform preisgegeben werden muß, weil sie bei der angegebenen Voraussetzung aufhören würde, im Ganzen genommen, eine Reform zu sein. Ebenso erklärte der Abgeordnete Mommsen am 7. April angesichts dieses Umstandes, daß man sich die „ernste Frage" vorlegen mußte, „ob wir nicht lieber die ganze Reform scheitern lassen sollten oder ob wir schließlich, uns fügend, das Erreichbare annehmen." Das ist ja wohl auch das Wesen eines Compromisses, daß man bei einem solchen das Wichtigste zu erhalten sucht und nicht opfert, daß „das Erreichbare" nicht etwa darin besteht, daß man Summa Summarum etwas Schlechteres „erreicht". Hätten die Freisinnigen umgekehrt erklärt, daß sie bei einer Erleichterung des Getreideterminhandels selbst einer Erschwerung des Effectenterminhandels zustimmten, so wäre das ein Compromiß vom freisinnigen Standpunkt aus gewesen, denn man hätte dann immer noch etwas, was man für unbedingt nothwendig gehalten, geopfert, für die Hauptsache aber doch, für den Getreideterminhandel, auf alle Fälle bessere Lebensbedingungen durchgesetzt. Kann man das Letztere nicht, dann bricht man die Verhandlungen selbstverständlich ab, weil ein Abkommen auf dieser Basis aufhören würde, ein Compromiß zu sein. So hätten auch wirklich liberale Abgeordnete gehandelt. Aber die Compromißmänner, darüber muß man sich völlig klar sein, waren überhaupt keine freisinnigen Abgeordneten, sondern Abgeordnete der Berliner Großfinanz, und von diesem Gesichtspunkt aus hat man allerdings das Recht, von einem Compromiß zu reden, nämlich von einem Compromiß zwischen der Effectenbörse und der agrarischen Partei, bei dem die Productenbörse geopfert werden sollte. Aber officiell steht doch die Thatsache fest: Wenn durch die neuen Bestimmungen des Börsengesetzes der deutsche Getreidehandel ruinirt wird, dann steht dieses auf dem Conto der freisinnigen Partei, denn in ihrer Macht lag es, wie ihre Abgeordneten ja selbst erklärten, dies zu verhindern. Mit beißendem Hohne erklärte denn auch der Abgeordnete Dr. Spahn (S. 4769 des sten. Ber.):

„Nachdem der Abgeordnete Mommsen in seiner Eigenschaft als Mitglied des Berliner Börsenvorstandes erklärt hat, daß er keine Bedenken gegen die Strafbestimmungen habe, so liegt für die Mitglieder des hohen Hauses kein Anlaß vor, gegen die Ordnungs- und Strafvorschriften zu stimmen. Die Herren von der Börse verdanken die Bestimmungen den Herren aus den Parteien, die links von der nationalliberalen Partei ihre Plätze haben."

In der That: den deutschen Productenbörsen, die nahe Aussicht auf das Gefängniß zu eröffnen, damit die Berliner Effectenbörse etwas mehr in Harpener, Gelsenkirchener, Bochumer ꝛc. -Actien speculiren kann, das ist ein Compromiß, das ist eine Art „ausgleichende Gerechtigkeit", die sich sehen lassen kann!

Es ist den Herren der freisinnigen Partei auch nicht leicht geworden, ihre Zweiseelen-Theorie zu motiviren. Denn auf der einen Seite mußten sie natürlich ihrer „flammenden Entrüstung" über die agrarische Knebelung der Productenbörse Ausdruck geben, während sie auf der andern Seite den Productenhändlern — siehe Reichstagswahl! — wieder klar machen mußten, daß der neue Zustand für sie im Grunde ein wahrhaft paradiesischer sei. Auf dieser Grundlage führte dann das Triumvirat Kaempf-Mommsen-Dove einen Eiertanz auf, der mit zu dem Besten, was bisher in dieser Art im Deutschen Reichstage geboten wurde, gerechnet werden darf. Herr Mommsen, Director der Mitteldeutschen Creditbank, dessen Rede zweifellos den Glanzpunkt dieser Nummer bildete, fand am 7. April 1908 im Reichstag, daß der Gesetzentwurf der Regierung in manchen Beziehungen „recht erheblich verschlechtert worden" ist. Und „weil" Herr Mommsen findet, daß der Gesetzentwurf „recht erheblich verschlechtert worden ist, „deßhalb" — ja, eben deßhalb „begrüßt" er „durchaus" die Bestimmung, daß für den Waarenterminhandel zwischen termingeschäftsfähigen und nicht termingeschäftsfähigen Personen die Sicherheit nicht haftet (Seite 4467, sten. Ber.), „deßhalb" findet er betreffs des § 65, daß „hier eigentlich Alles geschehen ist, was meines Erachtens geschehen muß (4467)", deßhalb bezeichnet er die Begrenzung des Personenkreises als einen „weiteren Vortheil" (Seite 4768), deßhalb hat er, wenn es sich um Spielgeschäfte handelt, „gegen diesen § 66 und die darin enthaltene Verschärfung des § 764 Wesentliches nicht einzuwenden" (Seite 4768), deßhalb hat er kein Bedenken, dem § 66 zuzustimmen (Seite 4768), deßhalb kann er gegen derartige Strafbestimmungen „ein wesentliches Bedenken nicht erheben" (Seite 4768), deßhalb findet er sehr witzig, daß es kein großes Unglück ist, „wenn der Schwänzer einmal ins Loch spaziert" (Seite 4768) (natürlich nur an der Getreidebörse!), und was den Denunziationsparagraphen anbelangt, so erhebt er sich zu der Anschauung, „daß gerade dieser Paragraph dem unschuldig Verdächtigten eine ausgezeichnete Handhabe bietet, sich von dem Verdachte zu reinigen!" Und nach dieser Rede, die den geborenen Diplomaten erkennen läßt, kam Herr Mommsen an die Productenbörse und forderte die Productenhändler auf, sie möchten in Zukunft — jetzt hätte ich vor Lachen beinahe einen Klecks gemacht — zweihundert Freisinnige in den Reichstag wählen! Ich will nicht erzählen, was man ihm geantwortet hat!

Wie kann nach einer solchen Rede der Abgeordnete Kaempf noch der Ansicht Ausdruck geben, daß er das Compromiß angenommen habe in der Zuversicht, daß der Tag nicht ferne sei, an dem der heut gemachte Fehler vor Aller Augen klar liegen werde, und daß dem Deutschen Producten-

Digitized by Google

handel auch in Zukunft eine bessere Gesetzgebung beschieden sein möge! Was können die Agrarier besser thun, wenn einmal wieder die Frage der Börsenreform diskutirt wird, als sich zur Begründung ihres ablehnenden Standpunktes einfach auf die Reden der Freisinnigen zu beziehen, was können sie besser thun, wie schon der Abgeordnete Spahn erklärt hat, als sich darauf zu berufen, daß die Strafbestimmungen ja mit ausdrücklicher Approbation der Börsenobrigkeit, der Vorstandsmitglieder der Berliner Effectenbörse zu Stande gekommen sind! Und wie kann der Herr Kaempf, als erster Repräsentant der Berliner Börse jener Hoffnung Ausdruck geben, nachdem zwei Stunden vorher der Vertreter der für die Börsengesetzgebung ausschlaggebenden agrarischen Partei, der Abgeordnete Roesicke (sten. Ber., Seite 4754) betreffs der zu gewährenden Erleichterungen an der Effectenbörse Folgendes wörtlich erklärte: „Wenn an der Börse Ausschreitungen, Unreellitäten in umfassendem Maße Platz greifen sollten, dann bin ich der Ueberzeugung, daß der Unwille des gesammten deutschen Volkes einen Sturm der Entrüstung und Erbitterung herbeiführen wird, so daß wir dann Maßnahmen und gesetzliche Bestimmungen werden einführen müssen, die für die Börse verhängnißvoll sein werden."

So der Vertreter der agrarischen Partei! Und da erklärt der Abgeordnete Kaempf, daß der Tag, an dem auch dem Getreideterminhandel wieder bessere Zeiten blühen werden, hoffentlich nicht mehr ferne sei!

Wenn es wahr wäre, was Herr Mommsen sagte: daß die Neuerungen der Productenbörse im Grunde gar nichts auf sich haben, ja, daß sie eigentlich als ein Vortheil zu betrachten sind, so weiß ich nicht, warum er sich die „ernste Frage" vorgelegt hat, die Reform eventuell scheitern zu lassen, und warum Herr Kaempf an demselben Tage (7. April) im Reichstage (sten. Ber., S. 4757) mittheilte, daß Inhaber von Berliner Productengeschäften ihren Söhnen, die die Schule verlassen haben, „nicht haben rathen können, in das väterliche Geschäft einzutreten, weil sie sich zu hart bedrückt fühlen durch die straf- und durch die civilrechtlichen Vorschriften, unter die der Getreidehandel gestellt worden?" Ist aber dies die Sachlage, dann ist sie durch die freisinnige Partei des Reichstags verschuldet, denn in ihrer Macht lag es, dies zu verhindern! Aber sie opferten die Productenbörse mit allen Zeichen des Wohlwollens zu Gunsten der Effectenbörse auf, obwohl der Getreideterminhandel vom Standpunkt der Allgemeinheit, die doch der freisinnige Abgeordnete vertreten soll, wichtiger ist als der Effectenterminhandel! Sie vertraten eben — darüber muß man sich immer klar sein — nicht die Allgemeinheit, sondern die — Berliner Effectenbörse, und diese hat allerdings allen Anlaß, mit ihrer Vertretung zufrieden zu sein. Man kann es daher auch dem deutschen Productenhandel nicht verdenken, wenn er in Zukunft die gesetzgeberische Vertretung seiner Interessen nur solchen Persönlichkeiten überträgt, die ihm unbedingte Garantie bieten, daß grade im Ernstfalle seine Interessen gewahrt und nicht, wie es soeben geschehen, mit den Versicherungen aufrichtigster Theilnahme preisgegeben werden.

Durch Einflüsse, die von der Effectenbörse ausgingen, ist im Jahre 1890 die börsengegnerische Bewegung hervorgerufen worden, durch Einflüsse der Effectenbörse ist der Productenbörse das Waarenterminregister bescheert worden, und den Einflüssen der Effectenbörse verdankt sie gegenwärtig die Aussicht aufs Gefängniß. Umgekehrt soll es dagegen, wie die Blätter übereinstimmend erklären, wieder eine Lust sein, an der Effectenbörse zu leben! Wenn daher die neugeschaffenen Verhältnisse den Productenhändlern die Existenz unmöglich machen sollten, so wäre die einfachste Lösung des ganzen Problems die, daß die Theilnehmer der Berliner Productenbörse, namentlich diejenigen Theilnehmer, die ein Bank- und Productengeschäft mit einander vereinigen, nicht etwa, wie vor zwölf Jahren, als Märtyrer ins Exil gehen, sondern mit fliegenden Fahnen zur Effectenbörse übergehen würden und es dann den Herren Gesetzgebern freundlichst überlassen würden, die — leere Berliner Productenbörse unter Aufsicht der Behörden ihrem erhabenen Ziele zuzuführen.

---

## Deutsch-französische Annäherungsbestrebungen.

Von Max Lehmann (Berlin).

Vor einiger Zeit hat ein hoher japanischer Offizier zu einem deutschen General gesagt: „Alles haben wir Euch nachgemacht, nur nicht die Furcht vor der russischen Armee." Wenn dieser Ausspruch auch im Allgemeinen nicht ganz unberechtigt war, so bedarf er doch einiger Einschränkungen. Erstens hatten wir bedeutend mehr Grund, die russische Armee zu fürchten, als die Japaner. Denn diese hatten nur einen vorgeschobenen Posten Rußlands sich gegenüber; die russischen Heere in der Mandschurei waren durch hunderte von Meilen von ihrer eigentlichen Basis, der Wurzel ihrer Kraft, getrennt. Wir dagegen haben eine gegen Rußland ganz offene, sich sehr lang hinziehende Grenze, auf die alle russischen Angriffslinien gewissermaßen concentrisch zusammenlaufen. Uns träfe ein Angriff Rußlands mit unverminderter Wucht, wir haben die best ausgebildeten, zuverlässigsten und schlagfertigsten Truppen in erster Reihe gegen uns. Im Gegensatze zu dem unpopulären Colonialkrieg im fernen Osten wäre ein Krieg gegen Deutschland durch die Idee des Panslavismus zu einem tiefgreifenden Volkskriege geworden, bei dem der Zar sicher sein ganzes Volk hinter sich gehabt hätte. Doch alles das würde noch nicht ausreichen, die so schwache Stellung der deutschen Diplomatie gegenüber Rußland vor dessen letztem Kriege zu erklären, die doch nicht einmal zuließ, Kleinigkeiten, wie Grenzverletzungen und Zollplackereien zu sühnen. Die Möglichkeit, jeder Zeit im Rücken gepackt zu werden, das ist der Pfahl im Fleische Deutschlands gewesen, der es an jeder energischen Bewegung hinderte. Mit großer Geschicklichkeit hat es die russische Diplomatie verstanden, Frankreich ihren Zwecken dienstbar zu machen, indem sie ihm das Phantom der Revanche vorspiegelte. Wenn dieses Trugbild zur Wirklichkeit werden sollte, hat Rußland sich allerdings stets bei Zeiten zurückzuziehen gewußt und so Frankreich immer um der Freundschaft Preis betrogen. Denn „der deutsche Krieg bietet", wie Bismarck in seinen Gedanken und Erinnerungen sagt, „für Rußland ebenso wenig unmittelbare Vortheile, wie der russische für Deutschland." Es kam ihm eben nur darauf an, Deutschland unter diplomatischem Druck zu halten, und das ist ihm auch meist vortrefflich gelungen.

Durch den japanischen Krieg und die russische Revolution ist nun zwar einige Erleichterung in der Lage Deutschlands eingetreten, aber es ist doch keine Garantie dagegen vorhanden, daß sich dieselbe Constellation nicht wieder ergiebt, wenn Rußland sich von den erhaltenen Nackenschlägen erholt hat. Inzwischen aber ist Deutschland auch von andrer Seite wieder in die diplomatische Zwickmühle genommen worden, und zwar wiederum mit Hülfe unsrer westlichen Nachbarn: Durch die Entente cordiale hat es England verstanden, diesen auf seine Seite zu ziehen und dasselbe Spiel, das vorher Rußland mit uns getrieben, mutatis mutandis fortzusetzen.

Diese ewigen diplomatischen Einkreisungen Deutschlands wären nicht möglich, wenn nicht jenseits der Vogesen immer noch jene Unterströmung von Bitterkeit und Mißtrauen gegen den Sieger von 70/71 bestände, die es den Gegnern Deutschlands erleichtert, Frankreich auf ihre Seite zu bringen. Diese

Digitized by Google

Unterströmung zum Versiegen zu bringen, daran haben wir Deutsche deßhalb ein ernstes Interesse. Und auch für Frankreich ist es nicht ohne Bedeutung, seine Beziehungen zu seinem nächsten und stärksten Nachbarn zu verbessern. Hat doch das ständige Blicken nach dem „Vogesenloch" es schon öfter verhindert, seine Interessen an andern Stellen mit dem genügenden Nachdruck wahrzunehmen. Man sage nicht, ein solches Annäherungsstreben sei doch nutzlos. Wenn wirklich vitale Interessen auf dem Spiele standen, hat sich schon öfter ein einträchtiges Zusammengehen erzielen lassen, am eclatantesten in der Congofrage. Indem Bismarck October 84 „im Einvernehmen mit der französischen Republik" alle in Afrika interessirten Mächte nach Berlin zu einer Conferenz berief, gelang es ihm, die englischen Absichten auf das reiche Congobecken zu durchkreuzen. Und als England durch den Vertrag vom 12. Mai 1894 sich einen 25 km breiten Streifen des Congostaates westlich vom Tanganjikasee zwecks Verbindung seiner nord- und südafrikanischen Colonien von König Leopold gegen Compensationen am obern Nil abtreten lassen wollte, konnte Deutschland eine Umklammerung seiner ostafrikanischen Besitzungen durch englisches Gebiet dadurch verhindern, daß es gemeinsam mit Frankreich als Mitunterzeichner der Congo-Acte gegen den Vertrag protestirte.

Aber solche populären Strömungen, wie Annäherungen zwischen zwei Nationen es sind, entziehen sich doch im Allgemeinen der Beeinflussung durch die Leiter der deutschen Politik. Sie können solche Bestrebungen höchstens begünstigen, nicht aber sie selbst in die Hand nehmen wollen. Denn sie würden nur Mißtrauen erwecken und der Sache mehr schaden als nützen. Hier ist es Sache der Presse und der inofficiellen Kreise, einzugreifen. Sie können, indem sie sich organisiren und zu Vereinen zusammenschließen, dafür wirken, Mißverständnisse zu beseitigen und das gegenseitige Verständniß zu fördern, chauvinistische Anwandlungen zu bekämpfen und ein freundnachbarliches Verhältniß anzubahnen. Dabei wäre die Politik am besten zunächst auszuschalten, hier ergiebt sich eine Annäherung schließlich von selbst, wenn erst durch genaueres Kennenlernen und gegenseitige wirthschaftliche und culturelle Beziehungen trennende Mißverständnisse bei Seite geschafft sind. Auf dem Gebiete der unpolitischen Bethätigung ergeben sich viel dankbarere und ertragreichere Wirkungskreise.

Durch eine Tarifreform und Errichtung einer deutschen Handelskammer in Paris, wie einer französischen in Berlin, ließen sich die gegenseitigen wirthschaftlichen Austauschverhältnisse verbessern. Frankreich ist ein reiches Land, aber sein wirthschaftliches Leben befindet sich nahezu in Stagnation. Würde der deutschen Concurrenz in Frankreich die Thür ein wenig weiter geöffnet, so könnte dadurch die französische Volkswirthschaft neu belebt werden und einen starken Impuls erhalten. Durch Zulassung der gegenseitigen Staatspapiere an den Börsen würden deren Kurse wesentlich gefestigt werden und Finanzcalamitäten leichter zu beseitigen sein. Solche wirthschaftliche Annäherung würde für beide Theile von großem materiellen Nutzen sein, und deßhalb in höchstem Maße zur Befestigung des Friedens und der Freundschaft beitragen.

Doch dabei sollte man nicht stehen bleiben. Beide Nationen stehen auf geistigem und künstlerischem Gebiete auf einer so hohen Stufe der Entwicklung und leisten in den verschiedenen Zweigen culturellen Lebens so Hervorragendes, daß sie auch hier bei gegenseitigem Austausch nur gewinnen können. Zwar ist hier schon Vieles gethan; die deutsche Methode der Geisteswissenschaften ist längst in Frankreich als mustergiltig anerkannt, während dieses andrerseits die Naturwissenschaften und die Medicin durch zahlreiche epochemachende Entdeckungen gefördert hat. Viele unsrer bedeutendsten Mediciner verdanken ihre besten Kenntnisse der medicinischen Fakultät in Paris, so daß Behring wohl berechtigt war, gewissermaßen als Huldigung der deutschen Wissenschaft, diesem Areopag der Heilkunde als erstem, seine großen Entdeckungen auf dem Gebiete der Tuberculosebekämpfung zur Beurtheilung und Veröffentlichung vorzulegen. Die weitere Förderung und Entwicklung dieser Beziehungen zwischen den wissenschaftlichen Kreisen beider Länder durch Studenten- und event. auch Professorenaustausch ist sicher eine Aufgabe, „des Schweißes der Edlen werth".

In der Kunst allerdings, besonders was Architektur und Kunstgewerbe anbetrifft, erfreut sich augenblicklich England eines größeren Ansehens in Deutschland als Frankreich. Die Hoffnung scheint berechtigt, daß die angelsächsischen Völker und wir auf dem Wege zu einem neuen Styl sind. Aber was bis jetzt geschaffen worden ist, giebt doch noch zu mancherlei Bedenken Anlaß. Insbesondere fehlt unsrer modernen Architektur in hohem Maße, was gerade die Erzeugnisse französischer Baukunst in hohem Grade auszeichnet: eine klare, ruhige, selbstverständliche Schönheit, die nicht auf der Häufung von prunkvollem äußerlichen Schmuck beruht, sondern auf der strengen Harmonie der Bauglieder, dem Gleichgewicht aller Theile. Und unserm modernen geometrischen Styl im Kunstgewerbe könnte etwas französische Anmuth und Beherrschung der Materie auch nur zum Vortheil gereichen.

Ueberhaupt ist uns auf dem Gesammtgebiet der Kunst das verloren gegangen, was man künstlerische Oekonomie nennt. Durch allzu liebevolles Eingehen auf die kleinsten Einzelheiten geht den deutschen Kunstwerken aller Art oft jene strenge Formvollendung verloren, die man bei den französischen fast nie vermißt. Dafür ist allerdings die französische Kunst in manchen ihrer Zweige in Gefahr, sich in rein artistischer Uebung zu verlieren. Eine Befruchtung mit deutscher Innigkeit, Gefühlstiefe und Liebe zum Kleinen wäre wohl geeignet, neues Leben in ihr zu erwecken.

Doch es würde zu weit führen, bis in alle Einzelheiten die Vortheile einer Annäherung zwischen den zwei Nachbarvölkern zu verfolgen. Es ist ja eigentlich auch selbstverständlich, daß zwei auf einem so hohen Culturstande befindliche Nationen nicht neben einander hergehen sollten, ohne gegenseitig das Beste, was sie besitzen und erzeugen, in gutem Einvernehmen und mit voller Sympathie auszutauschen. Nicht durch beschränkte Eigenbrödelei kann man das höchste Ziel erreichen, sondern indem man das Gute nimmt, wo man es findet, und es sich in freudiger, neidloser Anerkennung zu eigen macht. Und gerade zwei ihrer Anlage nach so verschiedene Völker, wie das deutsche und das französische, bei denen die Schwäche des einen oft die Stärke des andern ist, haben ein hervorragendes Interesse an einem solchen Austausch.

Diese Erkenntniß ist denn auch allmälig durchgedrungen und hat jetzt dazu geführt, daß sich gleich mehrere Comités gebildet haben, die eine deutsch-französische Annäherung auf ihr Schild geschrieben haben. Abgesehen von einer Frankfurter Gründung, die aber rein wirthschaftliche Ziele verfolgt, ist hier besonders die „Deutsch-französische Gesellschaft", Geschäftsstelle Berlin W. 30, Neue Winterfeldtstraße 3a, in Berlin zu nennen. Ihr Ziel sucht sie zu erreichen durch Förderung von Studenten- und Schüleraustausch, gegenseitige Besuche der Presse u. s. w., Ausstellungen von Erzeugnissen französischer Kunst, Schaffung eines eignen Organs, das die Eigenart des einen Volkes für das andre darstellen soll, Hebung der wirthschaftlichen Beziehungen u. s. w. unter Ausschluß jeder politischen Bethätigung. Auf Veranlassung dieser Gesellschaft werden nach Ostern d. J. circa 30 französische Studenten unter Führung des Herrn Louis Foubert, des sympathischen Präsidenten des Club français de conversation allemande in Paris, und des Herrn Prof. Andler als Vertreter der Pariser Universitätsbehörde zu einer einwöchigen Studienreise nach Deutschland kommen, worüber die Tages-

Digitized by Google

zeitungen sicher das Nähere bringen werden. Es ist dies ein erster Versuch, dem deßhalb vollster Erfolg zu wünschen ist. Mögen die jungen Franzosen einen recht günstigen Eindruck von Deutschland von ihrer Reise mit nach Hause bringen!

---

## Der Kaufmann und das Kunstgewerbe.

Von Jos. Aug. Lux (Dresden).

Der Kaufmann gilt als ein Mensch, der zwar Interessen, aber keine Ueberzeugungen hat. Wenn von diesen kaufmännischen Interessen die Rede ist, so sind nach stillschweigender Uebereinkunft Geld- oder Gewinninteressen gemeint. In dieser Auffassung erscheint die Waare als die Beste, die den sichersten und reichlichsten Gewinn abwirft, auch wenn sie vom Standpunkt der Qualität eine schlechte und verwerfliche Waare ist. Man sagt dann, es ist ein guter Kaufmann, der ohne Ansehen der Waare die besten Profite gemacht hat. Es ist gleichgiltig, wieviel die gewöhnliche kaufmännische Gebahrung zu dieser feststehenden, ziemlich niedrigen Meinung beigetragen hat und wieviel einem der öffentlichen Vorurteile zuzuschreiben ist, die mit zu jener Macht gehören, gegen die bekanntlich selbst Götter vergeblich kämpfen. Es genügt zu sagen, daß ein Kaufmann, der keine Ueberzeugungen besitzt, ein schlechter Kaufmann ist. Trotz der realistischen Grundlagen ist in der ausgesprochen rechnerischen kaufmännischen Thätigkeit der Idealismus eine treibende Kraft; er ist unentbehrlich, denn er allein bestimmt den geistigen Kurs. Die Landkarte, in der nicht der Idealismus die Routen vorzeichnet, ist für den Kaufmann unbrauchbar. Der Fortschritt ist die Verwirklichung von Idealen. Wenn die alten Ideale verwirklicht sind, richtet der schöpferische Kaufmann seinen Fernblick auf die neuen, die am Horizont erscheinen und stellt seinen Kurs auf das neue Ziel ein. Nur der niedrige Händlergeist trägt den verderblichen Schund auf den Markt; er weiß nichts von den hohen Zielen, von den Niederlagen und den Siegen, von dem Martyrium und dem Heldenthum des königlichen Kaufmannes. Er weiß nichts von den ruhmvollen Geschäften, die darin bestehen, die Welt mit sehr guten und nützlichen Gegenständen bekannt zu machen. Er weiß nichts davon, daß nach einem Worte Ruskins der Handel ein Beruf ist, dem sich mit täglich steigender Nothwendigkeit Edeldenkende widmen müssen; daß dieses Amt vielleicht wichtiger ist, als zu predigen oder todtzuschlagen.

Die erzieherische und culturfördernde Mission des Handels wird für jene Berufe am bedeutsamsten, die, wie das neue deutsche Kunstgewerbe und die verwandten auf Qualität hinzielenden Erzeugungen, eines ebenbürtigen kaufmännischen Elementes bedürfen. Das neue deutsche Kunstgewerbe mit seinen vielverzweigten Fächern setzt bei dem Kaufmann eine Erziehung und eine Gesinnung voraus, die von dem herkömmlichen Durchschnitt wesentlich abweicht. Ein Händler, der nicht ein feinentwickeltes Unterscheidungsvermögen für künstlerische und gewerbliche Qualitäten besitzt und damit in die geistige Sphäre des schaffenden Künstlers hineindringt, wird die kaufmännischen Interessen des neuen Kunstgewerbes nicht mit Erfolg vertreten können. Nur die auf verläßlichen Instinct und positive Erfahrung begründete Begeisterung giebt dem kaufmännischen Anwalt die Ueberzeugungskraft einem kaufenden Publicum gegenüber, das von Vorurteilen gespickt, unklar und hilflos einer sicheren und taktvollen Führung bedarf. Dieser ideale Kaufmann darf nicht überreden, er muß überzeugen und beweisen können. Vom Käufer wird jeder Ueberredungsversuch mit Recht als aufdringlich und lästig empfunden. Jener, unter dem Spitznamen „Reiseonkel“ berüchtigte redselige Herr im Cylinder und Gehrock ist nur im Witzblatt amüsant. Für die Culturinteressen des neuen deutschen Kunstgewerbes ist er völlig unbrauchbar. Hochentwickelte, technische Fabrikationen, wie die Maschinenindustrie, haben ihn ebenfalls in die Rumpelkammer geworfen und durch den fachlich gebildeten Ingenieur ersetzt. Das ist ein Mann, der durch sachkundigen, auf Erläuterung und nicht auf Anpreisung hinzielenden Vortrag das Recht auf schlicht höflichen Empfang erworben und den anheischigen, allzu dienernden und doch zudringlichen Reiseonkel völlig aus dem Felde geschlagen hat. Was, um ein anderes Beispiel zu erwähnen, die hervorragenden Kunsthändler in Paris, Wien, Berlin und einigen anderen Städten zu Gunsten der modernen Malerei bewirkt haben, ist ebenfalls nur durch eine intensive Pflege der geistigen Interessen auf ihrem Gebiet und durch die suggestive Kraft der persönlichen Ueberzeugung möglich. Wenn auch nicht verhehlt werden darf, daß in der Begeisterung des Kunsthändlers, die den Liebhaberfanatismus des Käufers aufpeitschen soll, oftmals nur eine sehr gewandte schauspielerische Leistung liegt, so ist nicht zu leugnen, daß der große Kunsthändler, der zu eigenen Gunsten fabelhafte Bilderpreise cultivirt, nichts destoweniger häufig eine große Opferwilligkeit und eine unerschütterliche Ueberzeugungstreue aufbringen muß. Es giebt sehr viele Künstler, die ihr wirthschaftliches Fortkommen dem hochgesinnten Kunsthändler verdanken, der sein gutes Geld auf imaginäre Werthe anlegte und erst nach Jahrzehnten stiller und oft aussichtsloser Arbeit, die in der unermüdlichen Ueberzeugung eines Liebhaberkreises besteht, den aufgespeicherten todten Schatz zu heben und den Ruhm des Künstlers zu befestigen vermochte. Die Sentimentalität ist ein schlechter Compagnon, und auch der Idealismus des vorbildlichen Kunsthändlers ist sehr praktischer Natur, eine nach hohen Gesichtspunkten und feiner Menschenkenntniß angelegte rechnerische Speculation. Jedenfalls sehen wir hier Erscheinungen, die von dem gewöhnlichen Typ des Geschäftsmannes abweichen und auf den eigenartigen geistigen Voraussetzungen ihres Berufes beruhen. Dem neuen deutschen Kunstgewerbe fehlt es zum großen Theil noch an kaufmännischen Kräften, die auf den gegebenen Voraussetzungen befähigt sind, praktischen Idealismus zu bethätigen. Die kunstgewerblichen Verkaufsstellen mit ihrem Personal, die commissionsweisen Niederlagen in den Waarenhäusern setzen eine sehr selten anzutreffende neue innere Verfassung voraus, wenn sie ihre beziehungsreiche fruchtbare Thätigkeit erfüllen sollen. Um die herrschenden Mängel zu erklären und die Mittel zur Abhilfe zu erkennen, bedarf es eines offenen Wortes, das nicht in der Absicht ausgesprochen wird, zu kränken, sondern zu fördern. In sehr zahlreichen Verkaufsstellen und Niederlagen dieser Art finden gerade die Erzeugnisse hoher künstlerischer und gewerblicher Qualität eine stiefmütterliche Behandlung, weil das Personal damit nichts anzufangen weiß. Die Erklärung, die man auf den fragenden Hinweis nach solchen Dingen im Laden erhält, ist fast stereotyp: „Ach sehen Sie das gar nicht an, es ist viel zu theuer, wir können es Niemandem empfehlen.“ Ich mußte immer wieder fragen, wo denn da die geschäftliche Raison liegt. Häufig habe ich mich überzeugt, daß die Gegenstände mit Rücksicht auf ihre Gediegenheit und ihre formalen Vorzüge, den Preis durchaus rechtfertigen, und daß der minderwerthige Schund, der allerdings nach Mehr aussah, im Preis unverhältnißmäßig höher beziffert und anstandslos gekauft worden war.

Es ist klar, daß in solchen Fällen ein irregeleiteter Geschmack des Publicums einer allzu großen geschäftlichen Willfährigkeit begegnet, und von dem Verkäufer keine sachkundige Aufklärung und Belehrung, die tactvoll vorgebracht, von Jedermann gewürdigt wird, empfangen konnte. Zuweilen sind die Preise wirklich fabelhaft, dann aber, wie später erörtert, willkürlich emporgeschraubt. Es ist klar, daß das durchschnittliche Personal diesen neuen Erscheinungen nur mit geringem Verständniß, aber mit desto größerem Zweifel und Unbehagen gegenüber steht. Jeder Künstler oder Architekt,

Digitized by Google

oder wer sonst mit den einschlägigen Angelegenheiten intensiv beschäftigt ist, macht täglich die Erfahrung, wie oberflächlich das Durchschnittspersonal über die Dinge unterrichtet ist, die aus den Absichten einer veredelten Herstellungsweise und eines dementsprechenden Lebensbildes hervorgehen. Nur höchst selten treffen wir eine klare Vorstellung von der organischen Nothwendigkeit der Geräthformen und ihrer Materialbedingungen an; ebenso selten weiß der Verkäufer über die Anwendungsart und den Zusammenhang der Dinge im Raum verläßlichen Bescheid und fast nie ist die Kenntniß von der Gesetzmäßigkeit der künstlerischen Entwicklung in unserer Zeit und der Urhebernamen, die sich an die hervorragenden kunstgewerblichen Erzeugnisse in Holz, Glas, Leder, Metall, Stein, Thon, Geweben ꝛc knüpfen, vorhanden. Die üblichen banalen Anpreisungen, die sich in den Worten erschöpfen, wie: das ist das Allerneueste, das Allerfeinste, das Modernste! sind ebenso nichtssagend, wie lächerlich. Auf gute und schlechte Dinge, gleichmäßig angewendet, wirken sie aufreizend; sie verstimmen den wissenden Käufer und beirren den unwissenden Käufer. Genaue Sachkenntniß, befestigte Ueberzeugung ist für den Kaufmann, dem neuen deutschen Kunstgewerbe gegenüber, nothwendig, wenn er der Entwicklung dienen, die eigenen Interessen fördern und auf tausenderlei Fragen seinem unsicher tappenden Publicum sachgemäße Aufklärung geben soll.

Aber woher soll der Kaufmann, der Abtheilungschef des Waarenhauses und das kaufmännische Personal der kunstgewerblichen Läden und Niederlagen das Alles wissen. Die fabriksmäßige Handelsschulbildung stattet ihre Jünger mit einem dürftigen Fachwissen für eine spätere Contorpraxis aus und läßt keinen Ausblick auf die Culturpolitik offen, die sich mit der Qualität und dem Herkommen der Güter verbindet. Die Kaufmannslehre und die Praxis im Laden beschäftigt sich wiederum nur mit einem Bruchstück des vorhandenen Materiellen und der junge, hinter dem Ladentisch heranwachsende Kaufmann entbehrt auch hier des geistigen Contactes mit den Lebensmächten, die den Culturgäng bestimmen. Es gereicht der commerziellen pädagogischen Einsicht der Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft zur Ehre, daß sie durch die Einführung von Vorlesungen über das Kunstgewerbe an der Handelshochschule in Berlin einem Mangel abzuhelfen suchte, und mit dieser Aufgabe Hermann Muthesius betraute. Auf diesem Wege sollte gerade der durch das neue Kunstgewerbe bethätigte Grundsatz kaufmännisch Geltung finden, daß die Qualität der künstlerischen und gewerblichen Leistung die Grundlage einer höheren nationalen Cultur liefert, und der deutschen Arbeit im Wettbewerb der Völker die Führerrolle sichert. Dieser reformirende Gedanke, der für unser äußeres und inneres Lebensbild von unberechenbarer Tragweite ist, kann natürlich der gleichgesinnten kaufmännischen Mitarbeit nicht entbehren. Soll das Beispiel der Berliner Handelshochschule befruchtend wirken, dann darf es nicht auf diesen einzelnen Schulfall beschränkt bleiben, sondern die Anregung bilden, daß in allen Städten auf ähnliche Weise auf die kaufmännische Ausbildung eingewirkt wird. Die Berliner Vorlesungen sind für das vorhandene Bedürfniß deßhalb unzureichend, weil sie nur ein Hochschulauditorium haben, das zum geringsten Theil seine Zukunft im Ladengeschäft sieht, während der geistige Mangel am stärksten gerade dort empfunden wird, wo die persönliche Berührung des kaufenden Publicums mit den Verkäufern stattfindet.

Es stellt sich daher die Nothwendigkeit heraus, daß in allen Städten, wo sich kunstgewerbliche Verkaufsstellen und Niederlagen, Waarenhäuser und Geschäfte, die mit dem Kunstgewerbe in Berührung stehen, befinden, Vortragskurse eingerichtet werden, an denen nicht nur die Handelsschüler und Handelsakademiker, sondern vor allem auch die in der Praxis stehende junge Kaufmannschaft die ausreichende Belehrung findet über die Entwicklung und den Geist des modernen Gedankens, seine Tragweite über die Wirthschaftspolitik und über die zahlreichen organischen Beziehungen der kunstgewerblichen Herstellung zur Architektur, über die Anwendungsart, über die Merkmale der Qualität, wie endlich über das Wesen der modernen Wohnungsausstattung, mit allem, was dazu gehört und das Um und Auf der sichtbaren Cultur bildet, unter Zugrundelegung eines Vergleichsmaterials von gut und schlecht. Auf diese Weise dürfen wir hoffen, den Kaufmann zu einem erzieherischen Factor und zu einem Bundesgenossen heranzubilden, der für die Thatsache Verständniß besitzt, daß mit der Steigerung des allgemeinen Niveaus der Einzelne steigt, was insbesondere auch für die wirthschaftlichen Interessen gilt. Zwar liefern die vielen bestehenden Kunstzeitschriften einen gewissen Bildungsstoff, aber wie Wenige wissen diesen Bildungsstoff entsprechend zu benützen. Es wäre sonst nicht denkbar, daß irgend eine Ladenmamsell ihren Kunden versichert, die Gläser oder Stoffmuster von Peter Behrens ziehen nicht mehr! Diese und ähnliche Weisheiten, die einem oft auf dem Ladentisch präsentirt werden, haben ihren Grund lediglich in der unverantwortlichen Unwissenheit des Ladenpersonals. Es könnte auch alsdann nicht vorkommen, daß ausgezeichnete neue Keramiten, Metallgegenstände oder moderne Arbeiten in einem sonstigen Material als Anziehungsmittel im Laden ausgestellt, und zu einem unwillkürlichen, sündhaft hohen Preis angeboten werden, um das kaufende Publicum vor dem Erwerb solcher hochstehender Erzeugnisse abzuschrecken und für die bequeme Anbietung irgend eines Schundes desto empfänglicher zu machen. Es sollte aber auch ausgeschlossen sein, daß Bezeichnungen, wie „echt-imitirt“, und sonstige auf Täuschung berechnete Spitznamen vorkommen; in den guten Läden und Waarenhäusern, die sich oft durch eine anlockende Architektur auszeichnen, sollten wir nicht die Erzeugnisse des Schundes, der Nachahmung und der Verfälschung antreffen, weil jede Art von Schund und Verfälschung unter dem Vorwand von Billigkeit, geschmacksverderbend und sogar sittlich verderbend wirkt; wir dürfen nicht vergessen, daß auch der vornehm thuende Schund den Sinn für Echtheit und Gediegenheit erstickt, und daß die anscheinende bestechliche Billigkeit stets auf Kosten des Herstellers wie der Käufer geht. Gegenstände, die das Heim auf die Note des verlogenen Luxus stimmen, haben ungefähr die verpestende Wirkung wie Schundromane; ja, sie wirken noch schlimmer, denn Schundromane braucht man nicht zu lesen, während Schunderzeugnisse, wenn sie unser Leben an allen Ecken und Enden anfüllen, eine fortwährende peinigende und erniedrigende Kraft ausüben, bis das Auge und die Sinne an die Schmack dermaßen gewöhnt sind, daß sie die Erniedrigung nicht mehr wahrnehmen. Auf allen Linien hat der Kampf gegen diese Uncultur begonnen und in den Reihen der Kämpfer darf der Kaufmann nicht fehlen, der eine leichte, und wenn er will, segensreiche Herrschaft über das Publicum ausüben kann.

Gerade für die kunstgewerblichen Verkaufsstellen soll ausnahmslos der Grundsatz verbindlich sein, daß jene Waare die Beste ist, die dem Hersteller, dem Arbeiter, sowie dem künftigen Besitzer dauernd Freude zu bereiten im Stande ist. Diese ideal klingende Forderung entspringt keiner Sentimentalität, sondern vielmehr der ganz nüchternen Erwägung, daß auf diese Weise das Geschäft für die Zukunft einen sicheren Bestand gewinnt und einen Adelsbrief erwirbt, der auf unberechenbare wirthschaftliche Vorrechte Anwartschaft giebt. Der Gedanke einer gewerblichen und künstlerischen Qualität ist mit den Culturbestrebungen des deutschen Volkes eng verbunden, er ist elementar und machtvoll und wird sich auch dann behaupten, wenn er bei den Handelstreibenden auf Abneigung und Widerstand stößt. Die Thatsache allein, daß sich auf diesen neuen Gedanken eine Reihe vorzüglicher kunstgewerblicher Werkstätten gegründet und in wenigen Jahren zu außerordentlicher Bedeutung erwachsen sind, soll zur Aufmunterung der noch zögernden und widerstrebenden commer-

Digitized by Google

ciellen Kräfte genügen. Der kluge Kaufmann versteht seine Zeit und nützt sie; das kann nicht ohne Entschlossenheit, Ueberzeugung und zeitweiligen Opfermuth geschehen, denn Niemand kann für eine Sache kämpfen und siegen, mit der er nicht gelebt hat.

---

## Formlosigkeit und Programm-Musik.

Von Irene Wild (Berlin).

(Schluß.)

Die bedeutendsten der musikalischen Techniker kommen hier keineswegs in Verlegenheit. Sie haben die besondere Kunst — man möchte sagen: das Kunststück — der Erzielung von Klangwirkungen aufs raffinirteste ausgebildet, und es wird ihnen nur allzu bequem gemacht, die leicht zu blendende Menge dadurch zu berauschen. Diese Tonmischung in eine wahrhaft künstlerische Form zu gießen, thut dabei nicht einmal noth. Genau so, wie die gestaltlosen Farbenschöpfungen der Maler (die man bezeichnend genug oft „eine Symphonie in blau, gelb oder roth" genannt hat), werden auch diese Ansammlungen aller nur möglichen Klangfarben von einem gläubigen Publicum angestaunt. Daß es eigentlich nur lose Klänge sind, die, musikalisch betrachtet, fast zusammenhangslos in der Luft schweben, das stört den literarisch gewordenen, gehorsam Alles verschlingenden Zuhörer nicht. Manch Einer kommt sich plötzlich musikalisch sehr gebildet vor, weil er mit Hülfe des untergelegten Textes diese Art Musik zu verstehen glaubt, während er doch früher vor einer wirklichen Symphonie davonlief. Da er nun aber vergebens versucht, den Gang der „Handlung" in der Musik richtig zu verfolgen, so fischt er immer nur Bruchstücke heraus, trifft aber meist daneben, wenn er glaubt, nun wirklich einen Höhepunkt des poetischen Inhalts erwischt zu haben. Man kann bei solchen Darbietungen die Leutchen eifrig lesend „Musik" genießen sehen und darf beruhigt annehmen, daß sie sich gut unterhalten.

Anders der Musik suchende Hörer. Ihm erscheint ein derartiges Werk oft wie ein undefinirbarer Brei, in dem einzelne genießbare Stücke umherschwimmen. Oder wie ein großer Trümmerhaufen, aus dem man sich von der zerschlagenen Form die einzelnen schönen Bruchstücke heraussuchen muß. Die Modegrößen haben wohl auch musikalisch schöne Stellen in ihren Werken, aber es bleiben zumeist nur „Motive" oder kurze Einfälle — die wirkliche Aus- und Durchführung eines Themas ist fast ganz verloren gegangen. In eine geschlossene Kunstform sind diese symphonischen Gebilde schon deßhalb nicht zu bannen, weil der geschickte Anfertiger fast Wort für Wort der untergelegten Dichtung oder Handlung nachgeht.

Von vornherein stellt sich der musikalische Schöpfergeist ein Armuthszeugniß aus, wenn er sich einen Stoff, einen Vorgang aussucht, den er in Tönen darstellen will, während doch das in den Tiefen der Menschenbrust wurzelnde Gemüths- und Gefühlsleben als das eigentliche, ursprüngliche Gebiet der Musik angesehen werden muß.

Hat sich der Tonsetzer nun einmal die Aufgabe gestellt, ein ihm fremdes Thema musikalisch zu behandeln, ohne es — wie in der Oper — durch sichtbare Handlung und Gesang oder, wie im Oratorium, durch gesungene Textworte zu begleiten, so ergiebt sich daraus, daß er sich mit folgerichtiger Genauigkeit an seinen Vorwurf hält. Die Musik versucht also, die einzelnen Phasen eines Gedichts, einer Erzählung oder auch eines als bekannt vorausgesetzten Vorgangs wiederzugeben.

Hielte sie sich dabei nur an einen Titel — wie Beethoven das in den verschiedenen Sätzen seiner Pastoralsymphonie gethan hat — so läge kein weiterer Zwang vor, als der, die durch den Titel angedeutete Stimmung wiederzugeben. Wenn hierdurch auch der Geist des Zuhörers in eine bestimmte Richtung gelenkt wird, so ist seiner Phantasie immer noch genug Spielraum gelassen, sich ohne zu enge Begrenzung dem Genuß des Kunstwerks hinzugeben.

Als wesentlichstes Moment aber tritt bei Beethoven hinzu, daß auch in der Pastoral-Symphonie, die von den Neuerern nur zu gern, wenn auch zu Unrecht, als Ausgangspunkt der Programm-Musik ins Treffen geführt wird — daß auch in dieser Symphonie die Naturstimmungen als etwas innerlich Erlebtes durch die Seele dieses Großen gegangen sind und so als sein Eigen geworden, Musik geworden, zu uns zurückkehren.

Anders bei der Programm-Musik im modernen Sinne. Bei ihren Componisten ist die Seele kaum betheiligt — sie arbeiten mit dem Verstande. Nicht das Ringen nach dem höchsten Ausdruck des inneren Erlebnisses bricht sich Bahn, sondern ein Eindruck von Außen wird dem Gehirn eingeprägt und mehr künstlich als künstlerisch verarbeitet.

Und da sind wir bei dem Kernpunkt angelangt, worin die Programm-Musik gipfelt: sie ist nichts als die Illustration realer Vorgänge, die außerhalb des rein musikalischen Gebietes liegen. Die absolute Musik, als eine in Gemüths- und Gefühlswerthen wurzelnde, nur auf sich selbst beruhende Kunst, die nicht, wie die andern Künste, ihre Vorbilder als etwas Greifbares der sichtbaren Welt entnimmt, ist völlig ungeeignet, Vorgänge des wirklichen Lebens (abgesehen von Tänzen, Märschen oder festlichen Aufzügen) glaubhaft darzustellen. Versucht sie es dennoch, so kann nichts herauskommen, als eine Nachahmung mit Hülfe der Töne. Es müßte also der durch die Kunst veredelte Ton folgerichtig dazu dienen, etwa bloße Geräusche nachzuahmen und dadurch seines Charakters als Kunstgebilde verlustig gehen. Das wäre in jeder Beziehung ein Rückschritt. Bloße Nachahmung der Natur hört auf, Kunst zu sein. Das schöpferische Princip, das erst ein Gebilde in die Kunstsphäre erhebt, bleibt außer Betracht. Wenn sich z. B. die Plastik auf das Bilden von Wachsfiguren verlegt, die der Natur vollkommen gleichen, die Natur vortäuschen sollen, so ist damit jeder Kunstzweck verfehlt, obgleich die äußerste Aehnlichkeit mit Raffinement erreicht ist. Doch wird die Phantasie des Beschauenden außer Thätigkeit gesetzt, so daß er nichts Andres erblickt als das Gewohnheitsmäßige, Alltägliche. Ebenso ergeht es ihm beim Anschauen von Plakaten oder Bildern, die nichts Andres geben als einen Abklatsch der Wirklichkeit. In der Musik wird die gewollte Anschaulichkeit zur Aufdringlichkeit. Es liegt schon eine große Gefahr in den heutigen Tags eingeführten, vielmehr in manchen Veranstaltungen dem Hörer aufgezwungenen „Programm-Büchern".

Wenn in solchen Büchern, selbst bei Werken, die mit einem „Programm" nicht das Geringste zu thun haben, jedes Thema, jede musikalische Phrase sich die Auslegung des Textschreibers gefallen lassen muß, so ist das für einigermaßen musikalisch selbstständig Empfindende geradezu eine Strafe. Also selbst beim Anhören solcher Werke, die unabhängig von greifbaren Vorgängen, frei aus der künstlerischen Eingebung geschaffen wurden, selbst bei diesen soll die Phantasie des Hörers unterbunden werden. Wo aber diese nicht mit thätig ist, kommt kein künstlerischer Genuß zu Stande.

Es ist überhaupt eine irrige Meinung, sich beim Anhören von Musik etwas denken, etwas vorstellen zu müssen. Meist sind es die nicht wirklich musikalisch empfindenden Menschen, die nur auf diese Weise der Musik folgen können. Wer wahrhaft musikalisch zu genießen versteht, in dem zittern und schwingen die Tonwellen mit, sofern sie nur sein Inneres zu treffen wissen. Dann reden sie eine Sprache, die viel verständlicher spricht als Worte. Ihre geheimnisvolle Macht, die aus der Tiefe einer künstlerischen Persönlichkeit in das

Digitized by Google

Herz des Hörers hinüberflutet, ist ohne Grenzen. Körperlos, wortlos, greift sie unmittelbar nach des Menschen Seele.

Darin besteht das Geheimniß wahrer Musik. Das kraft der schöpferischen Erfindung Geschaute muß sich in der Seele des Tondichters wandeln, muß sich aus einem noch chaotischen Zustand zur künstlerischen Form gestalten.

Die geniale Erfindung ist allerdings der Ausgang und Ursprung aller Kunst. Versteht es aber der Künster nicht, das Bild, das in seiner Seele lebt, in die richtige Form zu zwingen, so bleibt nur ein Einfall, eine geniale Skizze vielleicht; aber es wird kein Kunstwerk, das nur durch heilige Begeisterung, durch unendliche Mühe, durch rastlosen Künstlerfleiß in die seiner Idee entsprechende Form gebannt werden kann.

Diese eigens geprägte Form wird charakteristisch für die Eigenart des jeweiligen Künstlers, wird sein Erkennungszeichen. Erst durch die Form prägt sich ein Werk in die Seele des Genießenden ein. Die Kunst bedarf also vor allem der Form. Diese ist es auch, die die Kunst vom Alltäglichen unterscheidet. Erst durch die Form wird ein Werk zu einem Kunstwerk. Durch die Form steht und fällt es. Ebenso macht sie den Unterschied zwischen einem Kunstwerk und einem etwa gelehrten oder wissenschaftlichen Werk. Es können z. B. in einer Schrift sehr gute und werthvolle Gedanken, Empfindungen, Anschauungen ausgedrückt sein, ohne daß man ihr den Ehrentitel eines literarischen Kunstwerks zuerkennt. Erst durch die Sprache eines Dichters, sei es in Prosa oder in gebundner Rede, wird sie dazu. Die Form giebt ihr das künstlerische Gepräge.

Wir können auch in der Musik die Contouren nicht entbehren. Sie brauchen darum nicht scharf und aufdringlich hervorzutreten. Wenn es — wie Schumann meinte — gelingt, sie scheinbar zu verwischen, ohne sie zu beseitigen, so wird dadurch eine größere künstlerische Freiheit, ein höherer Schwung erreicht.

„Der Meister kann die Form zerbrechen
Mit weiser Hand, zu rechter Zeit."

Ungeahnte Beispiele davon hat ein Beethoven seinem und unserm Zeitalter gegeben. Mit einer Gesetzmäßigkeit sonder Gleichen verband er die größte Freiheit des künstlerischen Ausdrucksvermögens. Ihm nach that es Brahms, dessen Werke den großen Zug einer in sich selbst ruhenden, künstlerischen Persönlichkeit tragen. Er weiß die überkommenen Formen derart zu erweitern, sie mit neuen, die Menschen einer andern Epoche bezwingenden Offenbarungen zu erfüllen, daß er in Wahrheit, als der höchste Ausdruck unserer Zeit, wie ein Fels in dem immer wirrer werdenden Ansturm der musikalischen Brandung steht.

Von der Formlosigkeit zur Form zurück! Von der Zügellosigkeit zum Gesetzmäßigen, damit die Musik sich nicht in rein äußerliche Klänge, in bloße Geräusche auflöst. Sonst nähern wir uns mit unheimlicher Gewißheit dem entfesselten Lärm der Völker, denen die Gesetze der Musik noch fremd sind — wir, die wir Jahrhunderte zu deren Aufbau gebraucht haben.

Aber nicht nur zur Form, auch zur Schönheit zurück! Das Streben nach Form schließt ja im Grunde das Streben nach Schönheit ein. Das schöpferische Princip hat noch immer die Schönheit gesucht, wie in der Natur, so auch in der Kunst. Es ist darunter weder Glätte noch Süßlichkeit zu verstehen, denn das Charakteristische einer künstlerischen Erscheinungsform darf nicht durch herkömmliche Schönheitsbegriffe übertüncht werden. Aber ein Kunstwerk bedarf der inneren Harmonie seiner Theile. Es muß nach den Gesetzen der Kunst in sich gegliedert sein, darf nicht eine formlose Masse bilden. Diese innere Harmonie wird man in den meisten der neuen Tonwerke vergeblich suchen.

Die melodische Linie, das wesentlichste Moment der Musik und ihr ewig sich verjüngender Quell, scheint den „Modernen" beinah verhaßt. Und doch ist sie die eigentliche Verkünderin der „holden Kunst", ist das schimmernde Licht das von seinem harmonischen Unterbau in die Seelen der Menschen strahlt. Die Melodie ist die Trägerin der Schönheit, sie prägt sich tief und für immer ein.

Aber die heutige Zeit huldigt dem Cultus des Häßlichen. Dieser verderbenbringende Zug ist durch alle Künste gegangen. Es würde zu weit führen, dies eingehend zu erläutern. Jeder wird in seiner Erinnerung Beispiele finden, wie in der Malerei, in der Sculptur (die sich am schnellsten wieder auf sich selbst besann), vor Allem in der Literatur sich diese Richtung erschreckend verbreitete.

Das „Milieu" spielte dabei plötzlich eine Hauptrolle. Die Einzelerscheinung wurde nivellirt. Ueber der Sucht, naturalistisch zu sein, ging das künstlerische Schönheitsgefühl verloren. Der „Schaffende" schuf nicht mehr als Künstler, sondern gab einen Abklatsch der Wirklichkeit.

Auch unsere hochmodernen „Tondichter" sind nichts als Milieu-Schilderer. Das Größte und das Kleinste werfen sie musikalisch durcheinander, das Alltäglichste scheint ihnen werth, in „Musik" umgesetzt zu werden.

Und durch das Suchen nach passenden Tönen, vielmehr Geräuschen für die treffendste Illustration gewöhnlicher Dinge erleben wir eine endlose Reihenfolge unmöglichster Dissonanzen, die dem gesund empfindenden, musikalischen Ohre weh thun müssen. Wenn sie aber die Höhen des Lebens schildern wollen, wenn sie gefühlvoll werden, da werden die Modernen meist trivial. Hielte man nur in Gedanken ein Adagio von Beethoven neben diese oft erotisch allzu deutlichen Klänge — da hätte man den rechten Maßstab dafür, was echtes und was falsches Gefühl ist in der Musik!

Aber all die innere Unwahrheit der Neuesten übertönt für die Ohren des Publicums der übermäßig raffinirt angewandte Orchester-Apparat.

Jedoch das Uebermaß führt zur Entartung. Aller Verfall in der Kunst hat sich stets durch das Ueberladene, durch Schwulst, durch Häufung von Zierrathen kundgethan. Der höchsten Blüthezeit ist immer eine Zeit des Niedergangs durch Ueppigkeit gefolgt, die eine Zerstörung der reinen Form, der edlen Linie herbeiführte.

Eine geschminkte Schöne, mit Aufputz überladen, kann vor dem durch pikantere Reize unbestochenen Auge nicht bestehen, kann nicht als echte Schönheit gelten.

Das Aufdringliche wirkt nicht wahr, nicht überzeugend. Alles Echte verschmäht es, sich „in Scene" zu setzen. Es giebt sich als etwas Selbstverständliches, schlicht, ohne Prunk, nur durch sich selber wirkend.

Leider vergißt die Menge, die begeistert den lärmenden Erzeugnissen der Neuesten Beifall klatscht, daß die wahrhaft Großen ganz anders schufen; daß sie mit einfachen Mitteln — die wahre Größe giebt sich immer einfach — die tiefergreifendsten Wirkungen erzielten, die im Menschenherzen nachzittern und weiterleben, die nicht nur dem Rausch des Augenblicks zu verdanken sind und nicht mit ihm verklingen. Machten sich die Menschen nur einmal klar, was sie mit nach Haus nehmen von den Werken der „sensationellen Erfolge" — sie würden sich der Armseligkeit dieser ganzen Richtung bewußt werden.

Muß es denn in der Kunst immer etwas „ganz Neues" sein? Schöpfen wir doch erst aus, was uns die ganz Großen hinterlassen. Gehen wir auf ihren Bahnen weiter, bauen wir auf ihrem Grunde.

Es darf kein Stillstand werden. Jeder, der berufen ist, soll seine Bausteine zu dem Kulturwerk der Menschheit fügen. Aber es darf nicht im Drängen und Jagen nach Tageserfolgen, nicht in wilder Hast geschehen. Nicht im Kleinen soll der Künstler sich verlieren, nicht im „Milieu" untergehen, sondern auf die Großen blicken, deren „Milieu" die Menschheit war.

Digitized by Google

Ruhe und Ausreifenlassen thut noth — dann wird wieder eine Zeit der Ernte kommen.

Genies werden nicht in jedem Jahrzehnt geboren. Aber es finden sich nach ihnen noch Talente, die reich genug sind, die Kraft genug haben, die Kunst auf der eroberten Höhe zu halten, bis wieder ein andrer Genius kommt, der einer neuen Zeit eine neue Offenbarung bringt.

Das Talent soll das Erbe der Großen für die Culturwelt erhalten, fruchtbringend gestalten, ohne selber den Genius übertrumpfen zu wollen.

Der werdende Künstler möge nicht glauben, die Gesetze der Kunst, das Ergebniß langer Culturarbeit, ungestraft zertrümmern zu dürfen, um durch eine unerhörte „That" mit einem Schlage die Unsterblichkeit zu erringen. Es könnte sonst der verwerfliche Ruhm eines Herostratos daraus werden. Ein Mahnruf bleibe allen Werdenden das Goethesche Wort:

— — — — — — — — — — —

Vergebens werden ungebundne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.

Wer Großes will, muß sich zusammen raffen;
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

---

## Zwei Oden.

Von Paul Friedrich (Berlin).

### Die zersprungene Schale.

Eine Schale zersprang, drein ich den Erdenrest
Peinlicher Triebe senkte im wilden Rausch,
Um aus der weißen Kräfte der Läutrung zu saugen.
Eine Schale zersprang, drin ich in stiller Hut
Treuen Bewahrens reiner mein Abbild sah,
Erdenbefreiter von ihrem Glase gespiegelt.
Scherben liegen, wo einst im Rosenduft
Inniger Liebe Inhalt und Form erglüht,
Eines im Andern dauernd und fest zu bewahren.
Scherben liegen, wo einst in Feuersgluth
Röthe des Bluts die Adern der Liebenden
Schwellte, als wollte das Glück sie beide zersprengen.
Schale, zersprungne, wahre den Erdenrest
Peinlicher Leidenschaft, in Dich gesenkt im Rausch,
Nimm ihn mit Dir hinab in das Nimmermehr-Seiende.
Schale, zersprungne, ganz im Gedächtniß mir,
Daure, o daure durch Stürme und Zeiten fort,
Treu meiner Läuterung Bild im Spiegel behütend.

### Der Berg der Läuterung.

Wo bist Du Berg meiner schmerzlichen Läuterung,
Den einst mir Dante, der dunkle Meister, voranschritt,
Tauchst Du noch nicht aus Dunkel und Nebeln auf?
Irrend hock ich am Kreuzweg, ein müder Mann,
Tief klafft ein Sprung durch meines Willens Schild,
Ach und mein Speer, mein Speer zerspellte im Kampfe.
Waffenberaubt nun sitz ich am Kreuzwegstein,
Sturm bläht den Mantel, sternenlos ist die Nacht,
Um mich schreien die Käuzchen schaurig im Tanne.
Heimath, wie lang verlor Dich mein Leben schon,
Ueber mir treiben Wolken im kalten Wind,
Welke Blätter schüttelt er rings mir zu Füßen.
Tauchst Du noch nicht aus nächtigem Grauen auf,
Berg meines Heils, der schmerzlichen Läuterung,
Den einst ein Großer mir Einsamem einsam voranstieg?...

---

## Die Hochzeit des Freundes.

Novelle von Hans Bethge (Steglitz).

### I.

Fridolin war jung, lang, hellblond, und seine Augen waren grünlich. Etwas Ruhiges war in seinem Wesen. Er war zu besonnen, um sich von einer Leidenschaft knechten zu lassen, und zu leichten Sinnes, um sich über eine Thorheit zu erregen, die er begangen hatte.

Auf das engste vertraut fühlte er sich mit der Schönheit des Meeres. Er meinte, daß es nichts Größeres, Räthselvolleres und doch dem Fühlen des Menschen Vertrauteres gäbe als diese in ewigem Wechsel sich erneuende Bewegung, und daß es nichts gäbe, was einen tieferen Frieden und zugleich eine so herrliche Lust an der Fülle des Daseins verliehe. Am Meere trieb er sich oft herum. Hier schien ihm Alles verklärt von einem unbeschreiblichen Glanz: der spritzende Gischt wie das wehende Dünengras und die unheimlichen Vögel, die den Strand bevölkern; die blonden Frauen, die wenig sprechen und lichtblaue Augen haben, und die Männer, deren eherne Glieder in theerigen Kleidern stecken; der scharfe Geruch von Salz und trocknenden Fischen, der Strandhafer und die Disteln, mit denen der Westwind spielt; das Mondlicht, das über das dunkle Wasser hinschillert, mit unzähligen blitzenden Klexen; und jene göttlich faulen Stunden, da man, die brennende Pfeife im Munde, in einsamen Booten liegt, ziellos dahintreibt und mit wunschlosen Augen in den Himmel schaut.

Was die Liebe anlangt, so ist zu sagen, daß ihn am ehesten jene Mädchen entzündeten, aus deren gerade erwachenden Augen das blaue Frühlingsleuchten strahlt, das von den Blüthen des Sommers noch nichts weiß; jene, deren zaghaft gegebene Hand ein viel reicheres Geschenk bedeutet als das Glühen der wissenden Frau, und die, wenn sie tanzen, wie junge, im Wind bewegte Zweige sind. Das Ende seiner Neigungen freilich war immer bitter, denn es war die Entsagung. Er hatte noch keinen Sinn dafür, daß es süß sei, das eigne Leben mit einem andern dauernd zu verketten. Er war noch zu sehr in seine Jugend verstrickt, und sein Freiheitsgefühl war viel zu groß, als daß er sich schon hätte entschließen können, einen mit Obacht vorgeschriebenen Weg zu gehen.

* * *

Er hatte einen Jugendfreund mit Namen Wilibald. Dieser war jetzt Leutnant in einem pommerschen Infanterieregiment und hatte sich mit der Tochter eines hinterpommerschen Gutsbesitzers verlobt. Die Hochzeit stand nahe bevor. Fridolin erinnerte sich einer hübschen Scene aus der Kindheit, wo er mit dem Freunde in einem blühenden Hollunderbusch gesessen hatte, in dem sie, mit ernster Miene Cigaretten aus Kartoffelkraut rauchend und unendlich wichtige Gespräche über die Zukunft führend, sich das Wort gegeben hatten, daß einst der Eine auf der Hochzeit des Andern zugegen sein werde. Nun machte sich Fridolin auf, um an der Hochzeitsfeier seines Freundes theilzunehmen.

Er reiste mit einem andern Jugendgenossen, Paul, der auch geladen war. Es war im März, und nach langen Regentagen waltete der Vorfrühling in seiner ganzen Schönheit. Die Luft war erfüllt von Sonne und tausend seltsamen süßen Ahnungen. Die werdende Natur schien mit Schleiern von Gold behangen zu sein, nachdem das Auge sie Wochen lang nur in Grau gesehen hatte. Paul und Fridolin saßen plaudernd im Zuge, der sie nach Norden trug. Sie ergingen sich in bunten Erinnerungen, und die Tage ihrer Kindheit standen so klar vor ihnen auf, als hätten sie sie gestern erst preisgegeben.

Fridolin blickte durch das geöffnete Fenster des Zuges, durch das die Sonne hereinkam, in die vorüberfliegende

Digitized by Google

Landschaft. Er war überrascht von dem, was er sah. Er hatte gemeint, auf dieser Reise in die ödesten Districte zu gerathen, und nun sah er sich unvermuthet von einer Natur umgeben, die mit seinem landschaftlichen Fühlen im schönsten Einklang stand. Ein wundervoll blauer Himmel lag über der Erde, und die Strahlen der lange entbehrten Sonne umwoben jedes Ding mit einem goldhaltigen Schimmer. Braune Heideflächen, aus denen einzelne Birken, von dem ersten Glanz des kommenden Laubes verklärt, hervorragten, wechselten mit kleinen Nadelwäldern, Ackerstreifen und fetten Wiesen ab. Dann flog der Zug an Mooren vorbei, in deren schwarzen Lachen die Sonne wie bleiches Silber lag. Aufgeschichtete Torfhaufen sah man, und die vereinzelten Bäume, die sich aus dem Moor aufreckten, waren verkrüppelte Wesen von spukhafter Form, die, so dachte Fridolin, wenn man sie im Mondlicht sähe, etwas Furchterregendes haben müßten. Hier und da stand ein bemooster, grünlich schimmernder Windbock und ließ seine Flügel treiben. Ueber die Wiesen schritt der Storch. Einzelne Gehöfte, von Linden oder Eschen umgeben, die sie gegen die Winde schützten, lagen malerisch durch das Land verstreut. Verblüffend waren die kleinen Seen, die zuweilen auftauchten. Ihr Wasser war so märchenhaft blau, daß es schien, ein Stück des Himmels sei in sie hineingefallen.

Blau und Gold waren die herrschenden Farben in der Landschaft. Die Höhen, die in der Ferne auftauchten, waren ultramarin. Fridolin war es, er schaue in eine Wunderwelt.

„Der See, sieh doch den See," fuhr er mitunter aus seiner Betrachtung auf. Oder: „Die Birke da, — wie ein Mensch." Einmal sagte er: „Diese Farben sind unheimlich." Und einmal: „Hier muß ich im Herbst wieder her; wenn die Birken in Goldgelb stehen."

Am späten Nachmittag, als die Farben matter wurden und sich ein feines, langsam zunehmendes Grau überall einzumischen begann, kam die kleine Station, auf der man aussteigen mußte. Fridolin lehnte, als der Zug einlief, aus dem Fenster, um Auslug zu halten. Der Bräutigam, in Uniform mit Pelzkragen, stand auf dem Bahnsteig und winkte. Die beiden Freunde waren nicht die Einzigen, die den Zug verließen. Noch etwa fünf, sechs andre Coupéthüren öffneten sich, und Herren mit Hut- und Helmschachteln, auch mehrere Damen stiegen aus. Wilibald begrüßte die Einzelnen, stellte vor und überwies das Gepäck an die Diener. Dann ordnete sich die kleine, bunt zusammengewürfelte Colonne in einer Reihe draußen wartender Landauer, die sie dem ungefähr eine Stunde entfernt liegenden Gutshof zuführen sollte.

Die Führung übernahm eine Jagdkalesche. Ein Paar schwarzbrauner Traber zog sie. Wilibald saß auf dem Bock und hatte die Zügel. Neben ihm saß Fridolin. Hinter ihnen ein Bruder der Braut, Paul und eine Reihe Leutnants.

Erst kam eine Pappelchaussee. Rechts und links, auf hügeligem Gelände, dehnte sich Feld und Haide. Ein kräftiger Wind strich von den Feldern her. Wilibalds Augen glänzten. Er knallte die Peitsche über die Gäule hin, sah zwischen den nickenden Köpfen durch und schien an etwas Fernes zu denken. Plötzlich kehrte er das Gesicht zu dem neben ihm sitzenden Freunde und blitzte ihn mit goldenen Augen an.

„Alter Junge!" sagte er, nahm die Zügel in eine Hand und faßte ihn um. Sonst nichts.

Fridolin sprach:

„Sie hat blaue Augen, und in ihrem Haar ist ein Ton wie Bernstein. Habe ich Recht?"

Wilibald nickte.

„Das Schönste ist ihr Lachen," erwiderte er. „Es ist wie ein Quell unter Blumen. In einer halben Stunde sind wir bei ihr."

Der Wagen bog in einen sandigen Feldweg ein, um einen Hügel herum, und nun fuhr man auf einmal mitten in die untergehende Sonne hinein. Sie ging ganz ohne Strahlen hinüber, gleich einem riesigen Blutstropfen, der in einer bläulich dunstigen Atmosphäre hing. Auf einer Höhe rechts von dem rothen Gestirn thürmte sich ein armseliges Dorf empor, in wilden Linien. Weiße Häuser und hochragende Dächer aus Stroh. Eine alte, dickköpfige Kirche krönte das Ganze.

„Das ist Garzigar," erklärte Wilibald, indem er mit der Peitsche hinüberwies. „In der Kirche findet morgen die Trauung statt. Heute machen wir noch einen Bogen darum."

Fridolin war entzückt von diesem alten, hochgebauten Nest, das, die mächtige Sonne zur Linken, wie eine trotzige Faust aus der Einsamkeit der Haiden ragte.

„Ich bin starr," sagte er, „Ihr habt Punkte in diesem Lande, die unbeschreiblich sind. Wenn ich Maler wäre, hier ließe ich mich nieder."

Wilibald nickte. „Das Land ist schöner als man ahnt. Sind Dir die blauen Töne der Ferne aufgefallen? Sie verschwinden fast nie."

„Wie Ultramarin," sagte Fridolin.

„Die Farbe kommt von der Feuchtigkeit der Moore und von der Nähe des Meeres. ‚Das blaue Ländchen' heißt die Gegend im Munde der Leute. An manchen Tagen ist das Blau so fabelhaft, daß man mit dem Finger hineinstippen möchte, in der Meinung, daß es abfärben müßte."

„Sieh jetzt die Sonne hinter den Birken. Wundervoll."

„Gleich ist sie hinüber. Jetzt taucht auch Oblivitz auf, unser einsamer Gutshof. Dort neben dem Wäldchen die weißlichen Häuser. Auf dem höchsten weht eine Fahne."

Ein Hohlweg kam. Hinter ihm that sich ein Moor auf, mit verkrüppelten Kiefernbeständen und halb verfallenen Hütten. In den schwarzen Pfützen blänkerte die Abendröthe.

Ein Volk Avosetten fuhr auf und stürmte über das Moor in die Dämmerung. Ein Hund schlug an und hörte nicht mehr auf mit Belfern. Man fuhr an kleinen, strohgedeckten Arbeiterhäusern vorüber, die etwas abseits von dem Gutshof lagen. Die feiernden Leute standen vor den Thüren und zogen die Mützen. Eine mit Tannengrün und Feldblumen umwundene Ehrenpforte wölbte sich über den Weg. In großen bunten Lettern trug sie die Inschrift „Willkommen". Mit Hurrahrufen fuhr man darunter hinweg. Wenige Minuten später bog man rasselnd in den weitläufigen Gutshof ein.

Im Herrenhause brannten schon die Lichter. Der Vater der Braut stand vor der Thür und begrüßte die Ankommenden. Sein Verwalter, ein junger Mensch von feinen Allüren, unterstützte ihn in den Honneurs. Im Hause wimmelte es von Gästen. Während Paul und Fridolin den Corridor des Seitenflügels passirten, rauschte eine Wolke junger Mädchen in hellen Kleidern an ihnen vorüber. Die Freunde nahmen ein gemeinsames Zimmer in Beschlag, säuberten sich und zogen sich um.

Während Paul sich rasirte, klopfte es.

Fridolin öffnete, der Bräutigam trat herein, im Ueberrock.

„Ihr müßt so fürlieb nehmen," sagte er. „Es sind der Gäste zu viel. Wenn Ihr Wünsche habt, wendet Euch an meinen Burschen. Morgen spielt Ihr Brautführer. Paul ist für diesen Zweck ein Fräulein Gleiß zugefallen, braunhaarig und lustig, mit hübschen Augen. Du, Fridolin, führst eine Große, Blonde. Heute erkennst Du sie an einem blauen Kleid. Asta von Selbnitz heißt sie."

„Oho!" machte Fridolin, „das klingt ja ganz feudal."

„Ist es auch," entgegnete Wilibald. „Ostpreußischer Adel und Rasse. Kühl, hochmüthig u. s. w. Du wirst ja sehen. Jetzt muß ich weiter. Macht schnell und erscheint bald. Adios!"

Er stieß einen Juchzer aus und verschwand.

Kurz darauf erschien er noch einmal. Er steckte nur seinen schwarzhaarigen Kopf durch die Thür und sagte:

Digitized by Google

„Uebrigens, was die jungen Mädchen anlangt, — keine Dummheiten, nicht wahr? Das ist ja selbstverständlich."

Paul schrie voll Entrüstung „Raus!" Dann, als Jener schnell verschwunden war, fügte er leiser hinzu: „Das sprach schon der Ehemann, — entsetzlich!" und schüttelte sich.

Bald darauf begaben sie sich in die Gesellschaftsräume. Wilibald führte sie erst zu seiner Braut hinüber, die ein taubengraues, mit rosa Seide durchsetztes Kleid angelegt hatte und, indem sie sich sicher, aber durchaus mädchenhaft bewegte, ungemein reizend aussah.

Dann wurde weiter vorgestellt. Den Verwandten, den älteren Herrschaften, den jungen Mädchen. Als Alles vorüber war, zog sich Fridolin in eine Fensternische zurück. Er sah durch die unverhüllten Scheiben auf den dunkelnden Hof, wo ein Knecht ein paar Pferde in den Stall führte und zwei Frauen blanke Eimer mit Milch trugen. Dann hielt er im Zimmer Umschau. Von den Namen hatte er natürlich so viel wie nichts verstanden. Gern hätte er gewußt, wo die Dame sei, die er morgen zu Tisch führen sollte. Ein blaues Kleid sollte sie tragen. Er sah keins.

Paul trat zu ihm, nahm seinen Arm, und sie gingen ins Nebenzimmer. Hier schien der Tummelplatz der Jugend zu sein. Man lachte, plauderte, und kleine Gläser mit Sherry wurden herumgereicht. Die Freunde nahmen an dem Tischchen Platz, an dem die Braut und der Bräutigam saßen. Ein Diener bot Cigaretten an. Fridolin nahm eine zwischen die Lippen, beugte sich zu Wilibald hinüber und fragte:

„Du, wo ist eigentlich diese Asta?"

Wilibald sah sich um, dann sagte er:

„Dort drüben. Die Schlanke in Blau."

Fridolin sah hinüber. In demselben Augenblick berührten sich Astas Augen mit den seinigen. Aber nur flüchtig und offenbar zufällig. Sie blieb dabei im Gespräch mit den Andern.

Sie saß auf einem niedrigen englischen Lehnstuhl, in eleganter, etwas lässiger Haltung. Ihr Haar, von einem eigenthümlich silberigen Aschblond, hing ihr, zu einem dicken Knoten geordnet, im Nacken. Sie trug ein einfaches blaues Kleid, ohne Schmuck. Die Bewegungen ihrer Glieder zeigten eine vornehme Gelassenheit, und um den feinen Mund, dem man es ansah, daß er viel und gern zu schweigen pflegte, lag ein stiller Ausdruck des Stolzes und eine süße, seltsame Herbheit.

Fridolin sah sie im Profil und zwar fast die ganze Gestalt. Sie schien schlank zu sein wie eine Gerte und zerbrechlich wie Glas. In der einen Hand, die schmal und matt über die Lehne des Stuhles hing, hielt sie eine Rose von dunkler Gluth. Sie paßte nicht zu ihr. Fridolin hatte das Gefühl, als hätte diese Blüthe entweder von dem zartesten Rosa sein müssen oder gelb.

Er folgte jeder Linie ihres Körpers mit Obacht und bemühte sich, jede Einzelheit ihres äußeren Wesens in den Schatz seiner Erinnerung aufzunehmen. Plötzlich wurde er verwirrt. Es war ihm auf einmal ganz deutlich, als schöbe sich Etwas in die Luft, das seine Fäden zwischen ihm und jenem Mädchen zu spinnen begann. Er machte eine kleine, verlegene Bewegung, erröthete ein wenig, sah schnell fort und wandte sich plaudernd an den Bräutigam. Dann mußte er doch wieder hinüberblicken. Sie hörte mit Lächeln einem älteren Herrn zu und roch zuweilen vergnüglich an der Rose. Fridolin wollte durchaus, daß sie ihn ansah. Sie that ihm den Willen nicht. Er versuchte es mit aller Gewalt durch die Energie seines Blickes zu erzwingen. Sie dachte gar nicht daran, zu ihm hinüberzusehen.

Ein Diener meldete, daß servirt sei. Alles erhob sich. Zwei große, mit Blumen überschüttete Tafeln waren gedeckt, eine für die Jugend, eine für das Alter. Man setzte sich. Fridolin kam an die Seite eines älteren Mädchens. Er suchte nach Asta und fand sie am andren Ende des Tisches. Sie streifte ihn während der Dauer des Mahles mit keinem Blick. Er hatte das Gefühl, daß es Absicht sei. Sie hatte hin und wieder ein reizendes Lächeln über die Dinge des Gesprächs, wobei der eigenthümlich herbe Zug um ihre Lippen nicht verschwand. Sonst war ihr Wesen Ruhe und Gelassenheit. „Du sollst mich noch ansehen," dachte Fridolin voll Trotz, „Du sollst es noch spüren, wie der Stolz und die Ruhe in Deiner Brust zerbrechen gleich einem Gebäude aus Glas. Ich will es, ich will es!"

## Ein Kunstwerk der Zukunft.

Von Marsyas.

(Dr. Martin Beradt, Berlin.)

Wer die erzählende Prose unsrer Tage verfolgt, wird in ihr das Bekenntniß finden, daß eine Verständigung von Individuum zu Individuum kaum noch möglich sei. Mit einer seltsam-starken psychologischen Kraft ist uns das Individuelle in seiner erschreckenden Outrirtheit gezeigt worden, und wer, diesen Erkenntnissen folgend, ein winziges Begebniß um sich herum in seinen ganzen psychologischen Zusammenhängen erweisen wollte, müßte ein eigenwilliges, wohl immer absonderliches und sicher immer schwieriges Gewebe schaffen. Darin liegt unzweifelhaft eine ethisirende Tendenz: die Erkenntniß des tausendfältig Bedingten führt zu einer Differenzirung im Werthurtheil, zu einer Zurückhaltung im Aburtheilen, bis man die sämmtlichen, oft dem Handelnden selbst unklaren Motive gefunden.

Das Erschreckende für einen, der sich diesen psychischen Gedankengängen hingegeben, ist, daß unsre öffentliche Pflege der Gerechtigkeit in ihrer gleichförmigen Manier gerade in einen Gegensatz zu dieser individualistischen Psychologie sich setzt. Sie greift gewisse wiederkehrende Punkte aus Thatbeständen heraus, verbindet sie durch ein lineares Netz, dem sie den Namen eines Delictes giebt, und unter den psychologisch so differirenden, menschlich so auseinanderschwingenden Lebensthatbeständen giebt es dann nicht sehr viele, denen dieses lineare Netz nicht übergeworfen werden kann. Die Flächen, die von den Linien eingeschlossen sind, finden in „beweglichen Strafrahmen", in der Zubilligung mildernder Umstände, der Empfehlung zur Strafaussetzung und zur Begnadigung eine gewisse, beschränkte Berücksichtigung, die aber immer nur die Strafe, nie das Verbrechen differenziren. Aber gerade in der diffizileren Frage des Schuldig- oder Nichtschuldigseins dürfte durch ein paragraphirtes, auf Durchschnittsthatbestände gearbeitetes Gesetz nicht eine solche Starrheit geschaffen sein, daß selbst dem mit psychologischen Gesetzen vertrauten und ihren Ablauf künstlerisch verfolgenden Richter die Bewegungsfreiheit genommen ist. So lange das Gesetz nur abschreckend wirken soll, ist diese Schablonisirung noch ohne Schaden. Sobald es aber auf den Einzelnen zur Anwendung kommt, wird es leicht zum ungerechten Nessusgewande. Und wenn auch die Abschreckung der Hauptzweck der Gesetze ist und unsre ganzen Rechtseinrichtungen schließlich keine weitere Rolle spielen als die Billeteure auf dem Bahnsteig, die durch das Festhalten von wirklich billetlosen Menschenkindern ihren Beruf nicht so sehr erfüllen wie durch die bloße Thatsache ihres Aufgepflanztseins und gebieterischen Wachens — so soll auch den Einzelnen der Pein Ueberlassenen kein schablonisirendes Gesetz erwarten, das ein Richter, wohl oder übel, anwenden muß, um ihn fast immer zu verderben . . .

* * *

Es sind die verschiedensten Ausgangspunkte, von denen man gleichmäßig zu der Reformbedürftigkeit unsres Strafrechts und unsres Strafverfahrens hinfindet. Es giebt der Ausgangspunkte wie der reformbedürftigen Stellen so viele, daß man in einem Vortrag, den man vor einer gemeinnützigen Gesellschaft hält, nicht alles hineindrängen kann. Weß Herz dabei voll ist, und wem es überlaufen will, wird dabei von allen Ecken und Enden das, was er auf dem Herzen hat, zusammentragen und schließlich für dieses nicht das compositorische Gefüge finden, das für ein Kunstwerk gebieterisch zu fordern ist. Aber höher als eine schließlich vergängliche Kunstform wirkt ein Temperament, und wenn man auch nicht immer Neues in den Vorschlägen zu bewundern hat, die der Staatsanwalt Dr. Erich Wulffen zu Dresden in seiner Flugschrift*) vor uns ausbreitet, so soll man doch die Offenheit bewundern, mit der sich dieser geistig bedeutende Staatsanwalt, der auch rein literarisch mehrfach hervorgetreten ist, auf die Seite derer schlägt, die gegen unsre Zustände schreiben. Unsre Rechtspflege wäre nicht in den Ruf gerathen, unvolksthümlich zu sein, sondern nur unsre Gesetze wären in diesen verderbenden Ruf gekommen, wenn unsre Richter und

*) Dr. Erich Wulffen: „Der Strafproceß", ein Kunstwerk der Zukunft. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt. 1908. 41 S. Geh. Mk. —.75.

Digitized by Google

Staatsanwälte sich nicht so sehr nach außen als die à tout prix-Vertreter und -Preiser unsrer Gesetze hingestellt, wenn sie nicht nur in ihren Berathungszimmern und an ihren Stammtischen den Widersinn so vieler unsrer Gesetze und Verordnungen behandelt, sondern ihn offen und ehrlich den Angreifern zugestanden hätten. Wenn man den Ueberdruß und Widerwillen, der in unsern richterlichen Beamten, hinein bis in die Gerichtsschreibereien und hinab bis zu den emeritirten Gerichtsdienern, lebt, in die vollen Worte bringen könnte, die allein dem wirklichen Ueberdruß und Widerwillen entsprechen, dann würden diese viel gelästerten Stände als gleich empfindungsvoll und gleich seherisch veranlagt gelten müssen, wie die mit leichter Schleuder bewehrten Angreifer (in Presse und Parlament). Aber es geht ihnen, die durch ihr Amt meist zum Stillschweigen verurtheilt sind, wie dem Ehemann mit seiner Ehe. Er muß nach außen als der Glückliche gelten, der die Schwächen seiner Ehe nicht verrathen darf, ohne unanständig zu wirken. Während der in einem loseren Verhältniß zu einem Mädchen stehende Liebhaber keine große Bedenken trägt, seinen Freunden seine Seligkeiten und Betrübnisse mitzutheilen . . .

* * *

Wulffen will eine Verinnerlichung (darum spricht er von künstlerischer Arbeit) und eine Specialisirung. Er will damit etwas, was einem neuen Juristengeschlechte vor Allem am Herzen liegt. Wenn ihn der Gedanke des Kunstwerks etwas verführt, Analogien zu suchen, die mehr das gefällige Wort, als das wirkliche Leben ihm herleiht, kann das wenig verschlagen; selbst wenn er ein ethisirendes Moment in dem Strafverfahren schaffen will und das ästhetische zu stark betont. Für einen Freund einer größeren culturellen Belebung unsrer Justiz werden seine reichen, nicht aufzuzählenden Vorschläge immerhin erfreulich sein. Leider will er die ästhetischere Schmückung unsrer Gerichtsgebäude nicht nur um ihrer selbst willen herbeiführen, sondern erwartet von hier aus auch eine Beeinflussung der Richter zum Besseren. Hier liegt das Naive, das in Wulffens Vorschlägen zuweilen hervorschaut (und ihn recht sympathisch macht). Wer in schönen Innenräumen das Walten unsrer Richter, Anwälte und Parteien zu beobachten Gelegenheit hatte, wird sich des Gefühls schwer erwehrt haben, daß diese Menschen zu klein für die großartigen Räume waren, ohne daß sie selbst, als Betheiligte, das fernste Gefühl dessen besessen hätten. Wulffen irrt, weil er die künstlerische Begabung der Juristen überschätzt, die im tiefsten Grunde völlig unkünstlerisch veranlagt sind, und weil er die Deutschen für das Volk der Denker und Dichter hält. Aber die Deutschen sind gar nicht das Volk der Denker und Dichter; die Dänen und Russen, die es sich nicht einreden, es zu sein, sie sind es, und wir leiden nur an der Einbildung, etwas Besonderes zu sein, ohne daß wir in Wirklichkeit uns dieses einreden dürften.

Aber das sind Einzelheiten gegenüber dem temperamentvollen Vortrag eines sympathischen Menschen, der, lebhaft hervorstoßend, in gewinnender Form die Dinge zusammenstellt, die Vielen am Herzen liegen. Da die Meisten mit einem Staatsanwalt nur in bösen Augenblicken zu thun haben und ihn für einen leibhaften Gottseibeiuns halten, ist es für sie rathsam, mit diesem eine so menschliche Zwiesprache zu halten. Sie sollen hingehen und lesen, was er zu ihnen sagte.

---

## Notizen.

Dr. Otto Neumann: Die Gegner der Freimaurerei. Bücherei für Freimaurer. 15. Mit einem Anhang. Nicht anerkannte Logensysteme. Verlag von Franz Wunder (Berlin). 94 S. Preis geh. Mk. 1.

Der Verfasser hat es verstanden, die gegen die Freimaurerei vorgebrachten Einwände kurz und knapp zu erwidern, so daß das Ganze sich als eine die Freimaurerei objectiv darstellende Apologetik liest. Auf ein reiches Quellenstudium gestützt, wird ein Bild moderner deutscher Freimaurerei gegeben — ein wahres Bild, das um so wichtiger ist, als der Verfasser seit Jahren in den maurerischen Zeitschriften bekannt ist. Im Gegensatz zu den vielen sogenannten Verrätherschriften, deren Zahl groß ist, die lediglich auf die Neugier des Publicums speculiren, wird hier eine wahre Darstellung gegeben, die nicht zum Zweck der Propaganda, wohl aber zum Zweck der Aufklärung geschrieben ist. Der Umstand, daß es mit der Freimaurerei in Deutschland vorwärts geht, dürfte Viele veranlassen, sich mit ihr zu beschäftigen. Aus dem Buche kann man sich durchaus objectiv über diese orientiren; alle Einwände sind erwähnt und kritisch beleuchtet. Den Anhang bildet eine Uebersicht der nicht anerkannten Systeme, deren Verfassung beweist, daß der freimaurerische Gedanke weiter geht. X.

Berlin. Ein impressionistischer Sonettenkranz von Alfred Richard Meyer. Berlin 1907. Verlag Neues Leben, Wilh. Borngräber.

Die Idee, in zwölf Sonetten ein Abbild von den tausend grotesken Dissonanzen der Großstadt zu geben, ist originell. Leider giebt der begabte Verfasser oft allzuviel des Guten, so daß manche Ausdrücke sich selbst carikiren und das humoristische Bild verzerren. Die Schlußverse werden als Anfangsverse des folgenden Sonetts motivisch durchgeführt und am Schluß in etwas unbekümmerter Weise zu einem eignen Sonett zusammengefaßt. Besonders gelungen erscheint mir „Im Tingeltangel", „Nachtredaction", „In der Laubencolonie". Der Ernst der Weltstadt kommt allerdings in diesen Momentbildern etwas zu kurz und ist das Thema letzten Endes für eine derartge Art der Darstellung doch zu groß. Der Verfasser wird im ernsten Genre sicher später mehr zu sagen haben. *Paul Friedrich* (*Berlin*).

Felix Salomon: Die deutschen Parteiprogramme. Heft 1. 1844—1871. Heft 2. 1871—1900. (Quellensammlung zur deutschen Geschichte. Herausgegeben von E. Brandenburg und G. Seeliger.) Verlag von B. G. Teubner (Leipzig). Preis geh. Mk. 1.40 u. 1.60.

Grau, Freund, ist alle Theorie; dies Wort drängt sich einem unwillkürlich auf die Lippen, wenn man die Programme der deutschen politischen Parteien liest. Was für herrliche Grundsätze werden da nicht urbi et orbi proclamirt; einer immer vernünftiger, immer edler, immer menschheitsbeglückender, als der andere, so daß man schließlich nicht mehr weiß, für welches der ach! so zahlreichen politischen Gruppen und Grüppchen man sich entscheiden soll und einem am Ende das klassische Mühlrad im Kopfe herumgeht. Jedenfalls ergiebt sich das mit Sicherheit, daß man aus den officiellen Kundgebungen der Parteien allein sich kein Bild von ihrem wahren Wesen machen kann. Von ihnen gilt ganz besonders die alte Wahrheit, daß man die Menschen nicht nach ihren Worten, sondern nach ihren Thaten beurtheilen soll. Trotzdem wird man die von dem Leipziger a. o. Prof. Felix Salomon herausgegebene Sammlung deutscher Parteiprogramme mit Freuden begrüßen. Denn die bona fides wird man den Verfassern dieser Programme wohl zugestehen müssen, wenn sie auch oft im Drang des parlamentarischen Kampfes viel Wasser in ihren Wein haben gießen müssen, und sich zweifellos auch manchmal ein klein wenig Heuchelei hinter diesen glänzenden Façaden verbirgt. Als politischer Niederschlag der heute miteinander ringenden Weltanschauungen bilden diese Kundgebungen den Hintergrund der innerpolitischen Kämpfe der jüngsten Vergangenheit. Sie lehren uns, daß die politischen Meinungen auf tieferen Grundanschauungen basirt sind, und können so, wie der Herausgeber im Vorwort sagt, „zu sachlicher Würdigung politischer Gegner anleiten, . . . den Blick für die Bedingtheit, die Mannigfaltigkeit, die in der Natur der Dinge liegende Gegensätzlichkeit der politischen Bedürfnisse und Interessen in unserem Vaterlande schärfen: . . . politische Voreingenommenheit und Unduldsamkeit bekämpfen durch Anleitung zu politischer Bildung." *Max Lehmann* (*Berlin*).

Aus dem Nachlaß von Theodor Fontane. Herausgegeben von Josef Ettlinger. Mit einem Bildniß des Dichters und einer Zeichnung von Adolf von Menzel. F. Fontane & Co.

Der vorliegende Band enthält als Ergebniß einer strengen Sichtung des literarischen Nachlasses Fontanes alles das, was von berufener Seite der Veröffentlichung im Geiste des Dichters würdig befunden wurde. Vorausgegangen sind dieser Ausgabe, als nicht in den eigentlichen Nachlaß gehörig, die „Briefe an die Familie" (denen noch alsbald die „Briefe an die Freunde" folgen werden) und die von Paul Schlenther ausgewählten „Causerien übers Theater". Zur Herausgabe nicht geeignet erwiesen sich Fontanes großentheils in seine autobiographischen Schriften und Reisebücher aufgegangenen Tagebücher. Es ergab sich sonach Erzählendes, Lyrisches und Kritisches. Als das Werthvollste in Fontanes künstlerischem Vermächtniß erscheint der Roman „Mathilde Möhring", dies um so mehr, als er, etwa zwischen die „Poggenpuhls" und den „Stechlin" eingehörig, des Dichters reifster Schaffenszeit entstammt. Er giebt einen Ausschnitt aus dem Leben einer Berliner Kleinbürgerstochter, die sich nüchtern und berechnend einen bei ihrer Mutter eingemietheten Studenten erheirathet, den sie dann zur Bewerbung um die Bürgermeisterstelle einer kleinen westpreußischen Stadt veranlaßt, als der er, von Lungenschwindsucht dahingerafft, frühzeitig verstirbt, worauf sich die junge Wittwe dem Lehrerinnenberuf zuwendet. Wie dieses Thema durchgeführt wird, darin zeigt sich auch hier Fontanes Erzählungskunst. Eine Anzahl Gedichte theils aus früher, theils aus der letzten Zeit und eine Reihe von Gelegenheitsversen folgen zunächst. Ein Wiederabdruck eines durchgearbeiteten Aufsatzes über Willibald Alexis, Goethe-Eindrücke, Betrachtungen über einige Romane, ein Besuch bei Rudolf Lindau und eine culturgeschichtliche Studie „die Märker und das Berlinerthum" beschließen diesen für alle Fontane-Verehrer sehr willkommenen Band.

*Viktor Wall* (*Wien*).

---

### Zur gefälligen Beachtung.

Manuskripte, Bücher, redactionelle Anfragen u. s. f. sind dem Herausgeber, Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstrasse 10, I zu senden.

---

Digitized by Google

# Empfehlenswerte Bäder, Hotels, Heilanstalten und Sommerfrischen.

**AHLBECK** auf Insel Usedom.

Unmittelbar am Strand von Hochwald umgeben. Täglich Schnellzug- und Dampfer-Verbindung von und nach Berlin 3½ Stunden. Damen-, Herren- und Familienbad. Elektrisches Licht, Konzerte, Theater, Réunions.
Saison 1. Juni bis Ende September.

**Dresden,** Hôtel Bellevue.

Weltbekanntes, vornehmes Haus in unvergleichlich herrlicher Lage an der Elbe u. Opernplatz. **Privat-Badezimmer, Auto-Garrage.** **R. Ronnefeld,** Direktor.

**Hirschberg** i. Schlesien, Bahnhofstrasse 10/11.
Hotel Drei Berge.
Altrenommiertes, größtes Hotel I. Ranges am Platze. Im Geschäftszentrum gleich neben dem Postamt gelegen. Omnibus stets an der Bahn. Straßenbahnhaltestelle.
**Auskunftei über Riesengebirgstouren.**

**Bad Kissingen** idealer Kuraufenthalt.
**Bergschlösschen.**
:: Logis und Pension. ::
Vornehmes Haus, einzig schön am Altenberg, unweit der Quellen und Bäder, mit Restaurant Schweizerhäuschen. **J. Th. Schmitt,** Besitzer.

**Kolberg** Dr. Lücke's Kuranstalt
See- und Soolbad Uhlenhorst.
Elektr. Licht und Zentralheizung. Das ganze Jahr geöffnet Aufnahme von Erholungsbedürftigen. **Kinder guter Kreise** mit Familienanschluss, eventl. Unterricht. Behandlung von Frauenleiden chir. und orthopäd. Erkrankungen, eigenes orthopädisches Institut.

**Malente-Gremsmühlen**
inmitten der **Ost-Holsteinschen Schweiz.** Herrlicher Sommeraufenthalt für Erholungsbedürftige. Prächtige Buchen- und Tannenwälder umschließen träumerische Seen.
Komfortable Hotels und Pensionen.

**Misdroy,** unmittelbar am Strande,
umgeben von Hochwald u. Bergen. Vorzügl. Einrichtungen für Kur- und Unterhaltung. Seebrücke, reger Schiffsverkehr. Tägl. 4 Schnellzüge von und nach Berlin. Bevorzugt als Erholungsort für Familien.

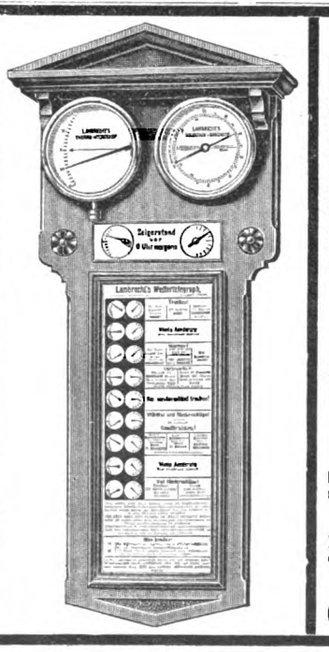
**Oberwaid**
**b. St. Gallen — Schweiz. —**
Sanatorium 1. Ranges für physikalisch-diätetische Heilweise System Dr. Lahmann. Aller Komfort, herrliche Lage über dem Bodensee mit Alpenpanorama. 2 Aerzte, 1 Aerztin. Immer besucht.
Illustr. Prospekte frei.

**Sellin** auf Rügen. Kurhaus Sellin
früher: **Hotel Fürst Wilhelm.** Grösstes Haus am Platze, mit eigener Canalisations-Anlage und Wasserleitung. Direkt im Buchenwald, vor der grossen Landungsbrücke gelegen. Eigene Conditorei im Hause. Zimmer mit vollständiger Pension zu mässigen Preisen.
Fernspr. No. 1. **Joh. Möller,** Besitzer.

*Otto Boenicke*
*Hoflieferant Sr. Majestät des Kaisers u. Königs*
*Berlin W. 8, Französische Straße 21*
*empfiehlt sein reichhaltiges Lager von*
*selbst importierten Havana-Cigarren*
*in der Preislage von Mk. 80 bis Mk. 4600 das Tausend „der berühmtesten Marken".*
*Proben werden von jeder Cigarre gern abgegeben und zum Millepreise berechnet.*
*Preisbücher über importierte Cigarren und über in Deutschland gearbeitete Cigarren*
*in der Preislage von Mk. 18 bis Mk. 340 das Tausend, sowie über*
*Cigaretten, Rauchtabake usw.*
*kostenfrei.*

SCHREIBMASCHINE
mit sichtbarer Schrift
„Continental"
Erstklassiges Fabrikat
Generalvertreter:
**Franz Kaiser,** Berlin W. 8. Friedrichstr. 197.

**Photo!** „AGFA"-
Belichtungstabelle für Tageslicht und Blitzlicht
■ Ermittelt durch einfache Schieberverstellung
für **Tageslichtaufnahmen** die genaue Belichtungszeit,
für **Blitzlichtaufnahmen** die erforderliche Blitzlichtmenge
**Keinerlei Berechnung nötig!**
à 75 Pfg. durch die Photohändler. ■ Kompendiös. Gewicht 30 gr. ■ **Leicht zu handhaben!**



**Original**
**Lambrecht's Wettertelegraph**
gibt durch nur 2 Zeiger die drei Hauptfaktoren für die Vorausbestimmung des Wetters an: **Lufttemperatur, Luftfeuchtigkeit** und **Luftdruck.** Die Wetterprognose ist dadurch außerordentlich erleichtert, daß nur die gegenseitige Stellung dieser Zeiger in der am Apparat befestigten Tabelle aufzusuchen und die daneben-stehende Prognose **einfach abzulesen ist.** — **Zahlreiche erstklassige Anerkennungen stehen zu Diensten.**
Lambrechts Instrumente sind gesetzlich geschützt.
**Man verlange Gratis-Drucksache Nr. 280.**
Prämiert 1907: Berlin, Dresden u. Zürich.
**Wilh. Lambrecht**
**Göttingen.**
Gegr. 1859 (Georgia Augusta).
Inhaber des Ordens für Kunst u. Wissenschaft, der grossen goldenen und verschiedener anderer Staatsmedaillen.
**Vertreter an allen größeren Plätzen des In- und Auslandes.**
**Generalvertrieb** für die Schweiz Italien und die österreichischen Alpenländer durch:
**C. A. ULBRICH & Co., Zürich.**


Digitized by Google

Keine Nachnahme! Erst prüfen!
Orangenblüten-
**Honig!!**
übertrifft jeden Honig der Welt. Garant. absolut naturr. Bienenprodukt!
Begeist. Lob von Honigkennern!
*10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u. zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.
**Kusche & Martin, Malaga**
Spanien (Deutsche Firma)

WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST
OTTO ERDMANN JUNIOR
BERLIN S.W. 61.
TEMPELHOFERUFER 21.

**Die militärische Welt**
illustrierte Monatsschrift für alle Gebiete des Militärwesens u. der neueren Geschichte,
herausgegeben von
Oberleutnant **Karl Harbauer**,
ist eine Zeitschrift, einzig in ihrer Art. Sie behandelt militärische und historische Stoffe der ganzen Welt in populären Darstellungen, die durch gute Illustrationen vervollständigt werden. — Preis des Einzelheftes K. 2.—, 1/4 Jahr K. 4.—, 1/1 Jahr K. 15.—. Probehefte in jeder besseren Buchhandlung oder direkt vom Verlag
**C. W. Stern, Wien I.,**
Franzensring 16.

# Antiquitäten.

Antike Eichen-geschnitzte
**Möbel**
Stollenschränke, Anrichten,
Baldachin-Truhenbänke u. s. f.
**Ausserordentlich preiswert**
Lieferant an
Kunstgewerbe-Museen u. s. f.

**Hugo Klein,**
**Dresden-A.,** Bankstrasse 10.

Bei allen Bestellungen wolle man sich gütigst auf die „Gegenwart" beziehen.

Wollen Sie
**Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren etc.**
direkt, billig und gut kaufen, dann verlangen Sie unsere Offerte.

**Belmonte & Co.,**
**Berlin.**

Detail-Verkauf:
**Leipzigerstrasse 35a,** Ecke Charlottenstrasse, und
**Königstrasse 46,** Ecke Hoher Steinweg.

**Juweliere, Gold- u. Silberschmiede, Ateliers für Juwelenschmuck und Kunstarbeiten.**

Fabrikation mit elektrischem Kraftbetrieb. — Gold- und Silber-Walz- und Prägewerk. Engros-Export nach allen Ländern.

**Prachtkatalog** mit vielen tausend Illustrationen von Juwelen, Uhren, Gold- und Silberwaren gegen 1 Mk. franko. Bei Einkauf oder Rücksendung wird dieser Betrag vergütet. — **Speziallisten gratis.**

Herders

**Konversations-Lexikon**
Dritte Auflage. Acht Bände. Reich illustr.
Mark 100.— Kr 120.— Teilzahlungen
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

**Die grosse Kanzlei.**
Ein Wiener Advokatenroman
von
**Sabinus.**
4. Aufl. M. 2.—.
**Herm. Walther,**
Verlagsbuchhandlung, G.m.b.H.
**Berlin W. 30.**

**Weck's Frischhaltung**
und
sonst nichts
und
weiter nichts
und
drüber nichts
drum
**Koche auf Vorrat**

Drucksachen über:
**Weck's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel**
kostenlos durch:
**J. Weck,** Ges. m. b. Haftung,
Oeflingen, A. Säckingen (Baden).
Man verlange nur
**Weck's Originalfabrikate**
Ueberall Verkaufsstellen.


Verantwortl. Redacteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Für den Inseratentheil verantwortlich: Georg Macher, Berlin W. 35, Steglitzer Straße 8.
Max Hesses Verlag in Leipzig. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 19 Berlin, den 9. Mai 1908. 37. Jahrgang. Band 73.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Max Hesses Verlag in Leipzig.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 4gespaltene Petitzeile 50 Pf.

N.Y. PUBLIC LIBRARY 23 JUN 08

Inhalt:

Japans Hoffnung. Von Capitänleutnant a. D. Heinrich Liersemann (Zehlendorf). — Wenn der Neger civilisirt wird. Von Woldemar Schütze (Hamburg). — Graf Zeppelin. Eine Studie von Regierungsrath Rudolf Martin (Berlin). 3. — Anregung zu einem großen Nationalwerke. Von Prof. Dr. v. Pflugk-Harttung (Berlin). — Literatur und Modernismus. Von Dr. Hans Landsberg (Berlin). — Martin Greif. Von Paul Friedrich (Berlin). — Drei Gedichte. Von Richard Schaukal (Wien). — Die Hochzeit des Freundes. Novelle von Hans Bethge (Steglitz). II. — Die Nachlaßsache. Von Marsyas (Dr. Martin Berndt, Berlin). — Aus der Finanzwelt. Von Mercator. — Notizen. — Anzeigen.

### Japans Hoffnung.

Von Capitänleutnant a. D. Heinrich Liersemann (Zehlendorf).

Der Russisch-Japanische Krieg hat das Inselreich im fernen Osten mit einem Schlage in die vorderste Reihe der Seemächte gerückt.

Seitdem ist das ohnehin nicht geringe Selbstgefühl der tapferen und intelligenten Ostasiaten ins Ungemessene gestiegen.

Das von großem Ehrgeize beseelte Volk möchte seine Handelsbeziehungen erweitern und Expansionspolitik treiben.

Das nächste Ziel ist die Vorherrschaft im Stillen Ocean.

Hier treten ihm nun die Vereinigten Staaten hindernd in den Weg, weil sie sich gleichfalls die Vorherrschaft im Pacific sichern wollen. Es unterliegt daher wohl keinem Zweifel, daß es auf diesem Kriegstheater einmal früher oder später zum Entscheidungskampf zwischen Japan und den United States kommen muß.

Trotz der friedlichsten Versicherungen vom Präsidenten Roosevelt und andren maßgebenden politischen Persönlichkeiten kann man die am 16. December v. Js. erfolgte Entsendung von amerikanischen Kriegsschiffen unter Admiral Evans nach dem Pacific doch nur als Vorbereitung für alle Eventualitäten bezeichnen.

Uncle Sam ist sich wohl bewußt, daß er dadurch seine Küste von Vertheidigern entblößt — 23000 Seemeilen Küste liegen jetzt so gut wie brach — er wird sich also seinen Schritt genau überlegt haben. Schon im Herbst d. J. 1904 erklärte der Marinesecretär Morton im Club der Kaufleute zu Chicago, die Marine müsse der Schutzmann des amerikanischen Handels sein, wo immer Amerikaner Handel trieben; sie müsse daher die gewaltigste Kriegsmaschine der Welt sein und dürfe keiner andern an Leistungsfähigkeit nachstehen. Ihr Motto müsse sein: Construction — Instruction — Destruction. Und Präsident Roosevelt sagte auf einer 14tägigen Rundreise in den Südstaaten im October 1905 in dieser Beziehung: „Hinsichtlich der auswärtigen Angelegenheiten müssen wir uns darüber klar sein, daß wir — ob wir es wünschen oder nicht — ein großes Volk sind und deßhalb eine große Rolle in der Welt spielen müssen. Wir haben keine Wahl, ob wir sie spielen wollen oder nicht. Wir müssen sie spielen: wir können nur entscheiden, ob wir sie gut oder übel spielen wollen, und ich habe zu viel Vertrauen in meine Landsleute, um an dem Ausgange dieser Wahl zu zweifeln ... Im Besonderen müssen wir uns erinnern, daß wir mit der Uebernahme des Baues des Panamacanals auch nothwendiger Weise die Verpflichtung übernommen haben, die Seepolizei an seinen beiden Mündungen auszuüben, und das bedeutet, daß wir ein besonderes Interesse haben an der Aufrechterhaltung der Ordnung an den Küsten ... Zu diesem Zwecke ist es für uns natürlich unumgänglich, eine starke Flotte zu besitzen, sowie, wie es bereits der Fall ist, gewisse strategische Punkte in der Hand zu haben, um die Annäherung an den Canal zu beherrschen."

Und zur Reise der Linienschiffsflotte bemerkte er, sie werde zeigen, was der Flotte noch fehle. Der einzige Ort für den Seeoffizier, seinen Beruf zu erlernen, sei die See, und der einzige Weg, eine Flotte leistungsfähig zu machen, sei die Uebung auf See unter allen denjenigen Verhältnissen, denen man im Kriege begegnen könne. — Man sieht: auch hier Expansionspolitik. Im Stillen Ocean wird es daher zum Kampfe um die Vorherrschaft kommen.

Im Hinblick auf eine demnächstige Auseinandersetzung mit Japan wollen die Amerikaner die Philippine scouts, ihre militärische Polizeitruppe auf den Philippinen, beträchtlich vermehren und Olongapo in der Subig-Bay, desgleichen Pearl Harbour auf Hawaii befestigen und zum Hauptwaffenplatz machen.

Im Bereiche des Stillen Oceans stehen jetzt, abgesehen von den kleinen Kreuzern und Kanonenbooten, in den asiatischen Gewässern: 18 Linienschiffe und 11 Panzerkreuzer sowie eine Torpedoflottille von 8 Zerstörern zur Verfügung, eine Streitmacht, welche jedem voraussichtlichen Gegner gewachsen ist. Die weitausschauende Politik des Präsidenten hat dadurch eine wesentliche Stärkung erfahren, zumal der ganze Verlauf der Linienschiffsreise und der Empfang, welcher den Schiffen Seitens der leitenden Personen und Behörden der großen südamerikanischen Republiken zu Theil wurde, der Welt die leitende Rolle vor Augen geführt hat, welche die Union auf der westlichen Halbkugel spielt. Die Befestigungen von Manila sollen nach den von einem gemischten Ausschusse von Armee- und Marineoffizieren aufgestellten und vom Präsidenten gebilligten Plänen armirt werden mit sechs 14zölligen (35,6 cm) Geschützen, einem 10zölligen (25,4 cm) Geschütz, vier 6zölligen (15,2 cm) Geschützen, acht 3zölligen (7,6 cm) Geschützen, acht 12zölligen (30,5 cm) Mörsern, einem 36zölligen (91,4 cm) Scheinwerfer, acht 60zölligen (152,4 cm) Scheinwerfern.

Für die Subig-Bay (Olongapo) sind ferner geplant:

Digitized by Google

zwei 10zöllige (25,4 cm) Geschütze, vier 6zöllige (15,2 cm) Geschütze, acht 3zöllige (7,6 cm) Geschütze, ein 36zölliger (91,4 cm) Scheinwerfer, sechs 60zöllige (152,4 cm) Scheinwerfer.

Die Armirung von Pearl Harbour (Hawaii) soll bestehen aus: zwei 14zölligen (35,6 cm) Geschützen, zwei 12zölligen (30,5 cm) Geschützen, vier 3zölligen (7,6 cm) Geschützen, sechszehn 12zölligen (30,5 cm) Mörsern, vier 36zölligen (91,4 cm) Scheinwerfern, fünf 60zölligen (152,4 cm) Scheinwerfern.

Die Gesammtkosten für Bau und Armirung der Werke stellen sich für die Philippinen auf 9,2 Millionen, für Pearl Harbour auf 2,3 Millionen Dollars. Für den weiteren Ausbau des letztgenannten Platzes als Flottenbasis werden ferner 2850000 Dollars gefordert. Diese Forderungen sind von den parlamentarischen Ausschüssen bereits angenommen und es ist kaum zweifelhaft, daß sie vom Congresse glatt bewilligt werden.

Zwar hat der Congreß nur zwei von den jährlich neu zu erbauenden Schlachtschiffen bewilligt, trotzdem Präsident Roosevelt persönlich und brieflich betont hatte, vier Schlachtschiffe seien nöthig, da ein Krieg jeder Zeit möglich sei. Indessen ist nicht anzunehmen, daß er an den obigen geplanten Befestigungsanlagen Abstriche vornehmen wird. — —

Japan ist nun den Yankees gegenüber insofern im Vortheil, als es keine Colonien besitzt. Es braucht seine maritimen Streitkräfte also nicht zu zersplittern und ist in der glücklichen Lage, sich concentriren zu können.

Vor einer Invasion schützt es seine starke Armee.

Japan braucht also nur über die amerikanischen Colonien — die Philippinen und Hawaii — herzufallen, den amerikanischen Handel im Stillen Ocean zu unterbinden und dann die Küsten der United States zu bombardiren: Dann hat es mit einem Schlage alle Trümpfe in seiner Hand. Nun wird das Niederkämpfen der amerikanischen Schlachtflotte ja allerdings kein Spatzenschießen sein, denn die Yankees haben namentlich im letzten Jahrzehnt ganz erhebliche Fortschritte im target practice, dem Schießdienst, gemacht. Sie betreiben das Schießen sportsmäßig, und die ganze Besatzung vom Commandanten bis herunter zum jüngsten Schiffsjungen ist dabei nur von dem einen einzigen Gedanken beseelt: „To beat the other boy!“

Während die deutschen Sympathien sich im Russisch-Japanischen Kriege zum Theil dem tapferen Inselvölkchen zuwandten, zum Mindesten aber getheilt waren, wird man in einem zukünftigen Amerikanisch-Japanischen Kriege unsre Sympathien wohl im amerikanischen Lager zu suchen haben.

Obgleich wir die freundschaftlichsten Beziehungen zur Union unterhalten, kann natürlich von einem Bündniß nicht die Rede sein: unser Standpunkt ist der der strictesten Neutralität.

Für Japan kommt Alles darauf an, daß es in seinem neuen Ringen auch wieder das reiche England an seiner Seite hat, denn sonst sind all seine Bestrebungen dem reichen Amerika gegenüber aussichtslos. Fragt sich nur, ob in diesem Falle nicht das Gefühl der Rassenzugehörigkeit England von der Seite der Nippons abdrängen wird.

Mag es doch England jetzt schon manchmal bereuen, durch seinen Beistand sich in Japan einen so mächtigen Rivalen zur See geschaffen zu haben.

Vor Allem werden die Japaner sich davor hüten müssen, die stolzen Engländer durch solche Reden, wie sie Graf Okuma vor der Handelskammer in Kobe gehalten hat, vor den Kopf zu stoßen.

Scheinwerferartig hat diese Rede die jetzige Situation beleuchtet und verrathen, daß die Japaner außer der Vorherrschaft im Pacific noch ein anderes, viel lohnenderes Ziel vor Augen haben.

Der frühere japanische Premierminister und Führer der Fortschrittspartei, Graf Okuma, hat nämlich seine Zuhörer dazu aufgefordert, ihre Handelsconcurrenz nicht auf asiatische Märkte zu beschränken, sondern über den ganzen Erdball auszudehnen und sich dabei ausschließlich japanischer Dampfer zu bedienen. Dabei wies er insbesondere auf Indien mit folgenden Worten hin: „Unter dem harten Druck der Europäer hoffen die Inder auf Erlösung durch Japan.“ — — Es werden wohl eigenthümliche Gefühle sein, mit welchen die Nippons demnächst die amerikanische Flotte in ihren Gewässern begrüßen werden. Natürlich wird es dabei nicht an Versicherungen gegenseitiger Freundschaft fehlen!

---

## Wenn der Neger civilisirt wird.

Von Woldemar Schütze (Hamburg).

In der hochwichtigen Frage der Behandlung der Eingeborenen in Afrika stehen sich gegenwärtig in der deutschen Colonialpolitik zwei Richtungen schroff gegenüber. Der Staatssecretär des Reichs-Colonialamtes, Excellenz Dernburg, vertritt die Anschauung, daß es zur Erschließung unsrer Colonien in erster Linie nothwendig ist, dem Eingeborenen unsre europäische Civilisation zu bringen, ihm eine gewisse wirthschaftliche Selbstständigkeit zu geben und ihn in Stand zu setzen, neben dem Weißen den Kampf ums Dasein zu führen. Im Gegensatz dazu gehen die weißen Pflanzer in Afrika und mit ihnen die meisten praktisch erfahrenen „alten Afrikaner“ von dem Grundsatz aus, daß es unmöglich ist, dem Eingeborenen unsre europäische Cultur aufzupfropfen, so daß sie ihm wirklich in Fleisch und Blut übergeht, daß es vielmehr richtiger ist, nur die einheimische, dem Neger seit Jahrtausenden gewohnte Cultur den veränderten Vorbedingungen entsprechend zu fördern und ihn in Stand zu setzen, unter dem Weißen den Kampf ums Dasein zu führen.

Es sollen hier nicht die Gründe für und wider in diesem Streite der Grundanschauungen auseinander gesetzt werden; es sei vielmehr nur unsre Aufgabe, an Hand von Thatsachen die Folgen zu beleuchten, die sich aus der Dernburgschen Eingeborenenpolitik ergeben müssen. Was wird geschehen, wenn der Neger civilisirt wird?

Es ist nicht nöthig, auf die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten hinzuweisen und auseinander zu setzen, wie dort der Neger trotz officieller Gleichberechtigung von den Amerikanern in instinctivem Rassenhaß verachtet wird, weil man täglich die Excesse der Schwarzen, die sie in der Trunkenheit begehen oder die sie gegen weiße Frauen verüben, vor Augen hat. Es ist überflüssig, auf die seltsamen Zustände der civilisirten Negerrepublik Hayti aufmerksam zu machen, in der die europäischen Staatseinrichtungen zum Zerrbild der weißen Civilisation geworden sind. Gegen diese Beispiele könnte immer mit Recht eingewendet werden, daß sie nicht maßgebend sein können, weil sie dem amerikanischen, fremden Boden entnommen sind, wo veränderte Lebensbedingungen auch ein verändertes Bild geschaffen haben. Wir werden uns daher nach Afrika zu wenden haben, um zu sehen, welche Resultate dort die Civilisation der Neger gezeitigt hat.

In Afrika haben wir nun ein charakteristisches Beispiel für die Culturfähigkeit, oder besser gesagt, für die Culturunfähigkeit der Schwarzen in der freien Republik Liberia. Allerdings ist diese von amerikanischen Negern gegründet oder vielmehr von den Amerikanern für die Neger; aber hier sind die Schwarzen ja von dem fremden amerikanischen Boden auf den heimischen afrikanischen Boden zurückverpflanzt und haben jede Gelegenheit gehabt, alle ihnen innewohnenden Tugenden ungetrübt durch fremde Einflüsse zu entfalten. Kann man nun behaupten, daß Liberia wirklich ein civilisirtes Land nach europäischen Begriffen geworden ist? Nous verrons!

Digitized by Google

Als erstes Resultat müßte man doch erwarten, daß es den von Amerika zurückgekehrten Negern gelungen wäre, ihre einheimischen Brüder, die bis dahin in der afrikanischen Barbarei verblieben waren, zu der Höhe ihrer eigenen Cultur heraufzuziehen. Aber in dieser Hinsicht haben sie sich nicht die geringste Mühe gegeben. Im Gegentheil, die amerikanischen Neger oder deren Nachkommen, die auch heute noch in Liberia die herrschende Classe bilden, sehen mit Verachtung auf ihre afrikanischen Landsleute herab und halten diese in demselben Zustande der Barbarei, in welchem sie sie vorgefunden haben. Der afrikanische Schwarze ist in Liberia schlimmer als in jeder europäischen Colonie der Unterdrückte, das inferiore Wesen, der Arbeiter, über dessen Dienste mit Willkür verfügt wird, dessen Arbeitskraft an die Weißen in den europäischen Colonien verkauft wird. Der civilisirte, d. h. der amerikanische Neger, mag er auch noch so roh und ungebildet sein, bekleidet allein alle Aemter im Lande und beansprucht alle Rechte allein für sich, nicht nur den eigenen Mitbrüdern, sondern auch den Weißen gegenüber.

Daß es ihnen dabei bisher nicht möglich gewesen ist, etwas weiter im Innern ihres Landes sichere Zustände herbeizuführen, geht aus den vielfachen Klagen der britischen und französischen Nachbarcolonien hervor. Aber auch an der Küste, wo sie die unbestrittene Herrschaft ausüben, walten Zustände der Rechtsunsicherheit und Willkür, der Unredlichkeit und Bestechlichkeit, die jeder Beschreibung spotten und die so recht zeigen, daß der Schwarze es nur versteht, sich die Schattenseiten der europäischen Civilisation anzueignen, es hierin aber zur Meisterschaft zu bringen.

Ein krasses Licht auf diese Verhältnisse, das aber besser als ganze Bände gegen die Civilisation der Neger spricht, wirft ein Fall, den am 5. März der Abgeordnete H. W. Forster im britischen Unterhause zum Gegenstande einer Interpellation an den Staatssecretär des Auswärtigen Amtes, Sir E. Grey, machte. Forster fragte an, ob die Aufmerksamkeit des Staatssecretärs auf den Tod zweier britischer Unterthanen Namens John Blenkinsop und E. A. Ditchfield in Liberia gerichtet sei und auf die Umstände, die den Tod dieser Männer begleitet hätten, ferner ob das Auswärtige Amt eine Entschädigungsforderung für den Tod dieser beiden Engländer gegen die liberianische Regierung gerichtet habe. Der Staatssecretär ersuchte den Abgeordneten, seine Interpellation zu verschieben, bis der eingeforderte Bericht des britischen Consuls eingegangen sei.

Der Thatbestand, der der Interpellation zu Grunde liegt, ist nach den mir vorliegenden englischen Berichten derartig interessant, daß er ein näheres Eingehen verdient, zumal er nicht nur die verrotteten Zustände unter der liberianischen Beamtenschaft illustrirt, sondern auch indirect die deutschen am liberianischen Handel betheiligten Kreise berührt. Denn was heute den Engländern passirt ist, kann morgen ebenso gut einem der dort ansässigen Deutschen zustoßen.

Cape Palmas ist eine kleine afrikanische Küstenstadt auf dem gelben, sonnedurchglühten und von der Brandung benagten Gestade der Republik Liberia. Eine regellose Collection von Holzhäusern, auf kurzen Pfählen erbaut, ein Haufen von Hütten aus Bambus und Lehm, Zuckerhüten vergleichbar, und ein halb vollendeter, halb wieder verfallener Quai machen die ganze Stadt aus. Sie steht auf einem sandigen Landstreifen, der dicht mit Palmen bewachsen ist. Das Land ringsherum im Umkreise von etwa fünf englischen Meilen steht mehr oder weniger unter dem Einfluß der liberianischen Regierung. Außerhalb dieser Fünfmeilengrenze laufen die schwarzen Staatsbürger der Republik, also die ursprünglich amerikanischen Neger, Gefahr, gefangen und getödtet, vielleicht sogar aufgefressen zu werden, und zwar von den Stämmen, die das Land beherrschten, bevor die amerikanischen Neger nominell daraus eine Republik machten. Freiwillig würde wahrscheinlich kein Weißer dort leben.

In einer Ecke dieser vom Fieber heimgesuchten Stadt Cape Palmas steht oder stand ein Laden, welcher der Liverpooler Firma Ditchfield Limited gehörte. Dieser Laden ist eigentlich nur ein Schuppen, der nothdürftig zu einem Laden ausgebaut ist und dort eine „Factorei" genannt wird. Hier konnten die Eingeborenen alles kaufen, vom weißen Handschuh bis zur Gartenschaufel. Am anderen Ende der Niederlassung stand ein Holzhaus, stark gebaut und gut ausgestattet, in welchem der oben genannte Ditchfield und dessen Angestellter John Blenkinsop zusammen lebten.

In der Nacht vom 22. December 1906 eröffnete Blenkinsop wider Willen die Reihe der Verfolgungen, die zu seinem Tode führten; er starb am 11. August 1907 nach einer Reihe von Verhaftungen durch die liberianische Regierung, die beschuldigt wird, seinen Tod durch Vergiftung herbeigeführt zu haben. Auch E. A. Ditchfield, der die Sache seines Angestellten mit aller Energie verfocht, starb im December 1907 in Liberia, wie es heißt, ebenfalls durch die liberianische Regierung vergiftet. Eine genaue Darstellung seiner Erlebnisse giebt Blenkinsop selbst in einer Niederschrift. die er im Hause seines Chefs sterbend zu Papier brachte, Es heißt daselbst:

„Der Dampfer Nyanga war im Hafen, und wir, d. h. die Firma Ditchfield Limited, verluden Piassava. Der schwarze Quai-Aufseher E. G. Gibson fungirte als Tallymann für die Zollbehörde. Er war nicht nüchtern und konnte die Ladung nicht ordentlich tallien (d. h. die einzelnen Marken und Nummern der Ladung zählen); in Folge dessen hatte er mich fortwährend nach den Nummern und Marken zu fragen. Gegen 9 Uhr Abends hatte ich 51 Bündel in ein Boot verladen, als Gibson mit seiner Zählung in Unordnung kam und verlangte, daß das Boot wieder ausgeladen werden und die Bündel in Haufen zu zehn Stück aufgestapelt werden sollten. Dies verweigerte ich, da es nicht nothwendig war, und befahl den Arbeitern, mit der Beladung des Bootes fortzufahren. Gibson intervenirte und stieß den Arbeitern die Bündel vom Kopfe; außerdem schlug er zwei der schwarzen Arbeiter nieder. Ich ersuchte ihn, dies zu unterlassen, worauf er auch mich niederzuschlagen drohte und wieder die Schwarzen an der Arbeit zu hindern begann. Ich trat dazwischen, worauf er mich auf die Brust und in den Unterleib stieß. Ich vertheidigte mich, so gut ich konnte, da es ganz dunkel war, und mir wurde das Hemd vom Leibe gerissen. Da ich so meine Arbeit nicht fortsetzen konnte, ließ ich mit der Beladung aufhalten und ging nach unserm Laden zurück. Unterwegs riefen Gibson und andere Liberianer mich an, anzuhalten, und drohten mir, was sie mir alles thun wollten.

Ich legte die Sache in die Hände des Herrn Ditchfield, und da dieser nach Monrovia ging, so meldete er die Sache am 8. Januar 1907 dem früheren Attorney-General, F. E. R. Johnson. Am 28. December 1906 wurde ich ernstlich krank in Folge des Schlages in den Unterleib. Am 11. Januar wurde ich verhaftet und vor den Richter Valentine geschleppt, auf Grund einer Anklage wegen „Widerstandes und Angriffe gegen einen Zollbeamten, der in der Ausübung seiner Pflicht begriffen war".

Im Gerichte wurde mir zu verstehen gegeben, daß man untersuchen werde, ob die Sache von genügender Bedeutung sei, daß sie an die große Jury weiter gegeben werden müsse. Gibson und verschiedene andere Liberianer wurden als Zeugen vernommen und auch ich machte meine Angaben. Darauf mußte ich eine Caution von 50 Dollars stellen dafür, daß ich am 15. Februar vor Gericht erscheinen werde. Ich erhielt eine Vorladung und erschien am 19. Februar vor Gericht. Der Fall wurde bis zum Mai-Termin verschoben. Am 20. Mai erschien ich wieder vor Gericht, aber der Fall wurde nicht aufgerufen. Am 21. Mai erschien ich wieder, aber der Fall wurde wieder nicht aufgerufen, ebenso am

Digitized by Google

22. Mai. Endlich am 23. Mai, 11 Uhr Vormittags, wurde mein Fall aufgerufen. Mein Anwalt bemerkte, daß Herr Ditchfield in meiner Vertheidigung assistiren werde. Der Staatsanwalt protestirte. Herr Ditchfield erhob sich und constatirte, daß er nun seit acht Jahren in Cape Palmas ohne Einwand prakticire; er habe Sachen für die Republik geführt, die Gebühren bezahlt und seine Licenz sei von dem Richter Cox genehmigt. Letztere sei von dem höchsten Gericht der Republik eingetragen und genehmigt. Richter Cox, obwohl er selbst die Licenz genehmigt hatte, bestand darauf, daß der Protest aufrecht erhalten werde und daß Herr Ditchfield nicht plädiren dürfe. Herr Ditchfield mußte nachgeben und verlangte seine Gebühren zurück.

Wir bestritten hierauf die Competenz des Gerichts und behaupteten, daß der Fall vor das Admiralitäts-Gericht gehöre. Der Richter vertagte die Sache darauf bis zum August-Termin.

Am 24. Mai, Vormittags 9½ Uhr wurde ich wieder verhaftet. Ich erhielt eine zweite Zustellung, welche constatirte, daß mein Fall vor demselben Gericht zur Verhandlung gelangen werde. Die Sitzung wurde eröffnet und der Richter constatirte, daß ich eine Caution von 75 Dollars für mein Erscheinen im August-Termin stellen müsse, obwohl ich bereits die Caution von 50 Dollars gestellt hatte, die noch nicht verfallen war. Somit erklärte ich, daß ich keine weitere Caution stellen könne.

Auf das dringende Ersuchen des Staatsanwalts ordnete der Richter meine sofortige Verhaftung an. Der Staatsanwalt constatirte, daß, wenn ich auch Europäer sei, ich doch nichts Besseres sei, als irgend Jemand sonst. Ich wurde dann vor Gericht durchsucht und hinunter nach einer der Zellen gebracht. Der Gefängnißwärter wollte eine Kette um meinen Hals legen, aber ich protestirte, und die Frage wurde wieder vor den Richter gebracht, der die Kette fortzulassen befahl. In der Zelle war kein einziges Stück Möbel außer zwei schmutzigen, ausgebrauchten Matten, die voll von Würmern und Schimmel waren. Der Gestank in der Zelle war schrecklich.

Zwei Stunden später wurde ich besucht. Ich verlangte einen Stuhl; man verwies mich auf den Cementfußboden, der an vielen Stellen zerbrochen und zerkrümelt war, so daß schon das Gehen Schmerzen verursachte, geschweige denn das Liegen. Von der Zeit meiner Verhaftung um 11 Uhr Vormittags bis zu meiner Freilassung gegen Bürgschaft um 8 Uhr Abends erhielt ich weder Nahrung noch Wasser geliefert. Ich verließ die Zelle im Fieber, meine Temperatur war 102 Grad (Fahrenheit), und Tage lang konnte ich keine Nahrung bei mir behalten, weil mein Magen durch die Fäulniß in der Zelle vergiftet war."

Blenkinsop erlebte die Zeit nicht mehr, wo er wieder vor dem liberianischen Gericht erscheinen sollte. Er starb in Ditchfields Hause zu Cape Palmas am 11. August 1907 nach einem schweren Todeskampfe. Nach der Aussage des Herrn Ditchfield war sein Tod auf Gift zurückzuführen. Ditchfield klagte entschieden und offen die liberianische Regierung des Mordes an und behauptete, daß Blenkinsop nach seiner Haftentlassung im Mai das Opfer einer systematischen Beibringung eines langsam wirkenden vegetabilischen Giftes aus der Hand Derjenigen sei, welche die Intervention der britischen Regierung zu fürchten hatten. Ditchfield bemühte sich, die Dienste eines qualificirten unabhängigen Arztes zu erlangen, um eine post mortem Prüfung des Körpers Blenkinsops vornehmen zu lassen. Unglücklicher Weise existirte ein solcher Mann nicht in Cape Palmas, und nachdem Ditchfield eine solche Untersuchung, so gut es ging, selbst versucht hatte, bestattete er die Leiche.

Diese eigenartigen Verhältnisse in Cape Palmas führten auch zum Tode des Ditchfield, wie wir jetzt sehen werden.

E. A. Ditchfield war in Cape Palmas, einem der wichtigsten Häfen in Liberia zugleich Districtsagent für Lloyds in London; als solcher hatte er gewisse Klagen gegen eine locale Holzfirma anhängig gemacht wegen einer Anzahl Mahagonibalken, die angeblich bei der Verladung in den Oceandampfer einige Zeit vor dem Januar 1907 verloren gegangen sein sollten. Einen ausführlichen Bericht über die Umstände, die ihm Verdacht gegen die Holzfirma einflößten, hatte Ditchfield nach England gesandt und einen zweiten Brief formellen und officiellen Charakters an den britischen Consul in Monrovia. Auf merkwürdige Weise kam eine Abschrift dieses letzteren Briefes (Zuverlässigkeit der liberianischen Post!) in die Hände der Holzfirma, gegen die Ditchfield schwere Beschuldigungen erhob. Die Folge war ein Verleumdungsproceß, und von dem liberianischen Gericht wurde der Engländer verurtheilt, der Holzfirma eine Entschädigung von 15000 Dollars (gleich 60000 Mk.) zu zahlen. Auf die eingelegte Berufung wurde die Summe auf 10100 Dollars (40400 Mk.) herabgesetzt. Bemerkenswerth ist die Begründung hierfür durch das liberianische Appellationsgericht, daß „die Vorinstanz vielleicht bei der Bemessung der Entschädigung von Leidenschaft beeinflußt gewesen sei." Ditchfield legte darauf die ganze Angelegenheit in die Hände des britischen Consuls und bat um Prüfung des Falles durch die britische Regierung. Er war sich bewußt, daß er das Opfer der größten Ungerechtigkeit war, und forderte, daß der Fall von unparteiischen Richtern untersucht werde.

Das Urtheil des liberianischen Appellationsgerichtes erging im Februar 1907, das der Vorinstanz im Jahre vorher. Bezeichnend ist es, daß die Kläger hervorragende (schwarze) Bürger von Cape Palmas waren, deren locale Stellung eine so mächtige war, daß sie thatsächlich die Regenten des Districtes waren. Das eine Mitglied der Firma war der locale Oberrichter, der Mann, der den Proceß Blenkinsop geführt hatte, eine Person von solchem Ansehen, daß er Leben und Freiheit von jedem Einwohner, sei es Schwarz oder Weiß, in seiner Hand hielt. Die Verfolgungen, die das Leben Ditchfields gefährdeten und in dem Tode seines Angestellten Blenkinsop gipfelten, begannen nach der Einleitung des ersten Verleumdungsprocesses.

Die Liberianer in Cape Palmas thaten Alles, um Ditchfield das Leben unerträglich zu machen. „Steine und leere Flaschen, gar nicht zu reden von den Revolverschüssen, wurden jede Nacht auf unser Haus gefeuert," schrieb er Anfang 1907. „Gestern Abend sauste eine Kugel dicht an meinem rechten Ohr vorbei!"

Verachtungsvoll ignorirte Ditchfield diese Ausschreitungen; er betrachtete die Flaschen und Kugeln als weniger unangenehme Dinge als die fortwährenden Nadelstiche der localen Behörden. Die Beamten arretirten ihn und gaben ihn dann wieder frei; sie machten Maueranschläge an sein Haus, daß dessen Inhalt auf Befehl der Regierung zum Verkauf in Auction gestellt werde, sie häuften Beleidigung über Beleidigung auf ihn, und doch war er entschlossen, die Sache durchzufechten. Im März 1907 schrieb er:

„Wenn ich nicht ein energischer Mann wäre, würden wir einen Aufruhr hier haben, und dann mögen die Götter wissen, was passiren würde. Meine Feinde fahren mit ihren täglichen Drohungen fort, sie hetzen den Mob auf die Thür meines Ladens und verhindern mich so, Geschäfte zu machen. Sie sprechen von Plünderung. Sie sollen es nur versuchen; meine beiden Winchestergewehre haben da auch mitzusprechen. Die europäischen Kaufleute haben eine Versammlung abgehalten. Wir haben beschlossen, unsre Läden auf 14 Tage zu schließen. Dadurch hoffen wir die Eingeborenen zur Besinnung zu bringen. Wir müssen darauf bestehen, daß unsre Rechte anerkannt werden; wir müssen darauf bringen, daß unsre Schuldner in der gebührenden Weise angefaßt werden und daß der Großmäuligkeit unsrer farbigen Mitbürger ein Ende bereitet wird."

Digitized by Google

Die Versammlung der Europäer führte indessen keine Besserung herbei und die Lage wurde schließlich kritisch. Ditchfield ersuchte um Hülfe, und in Folge eines dringenden Telegramms wurde ein britisches Kanonenboot unter Volldampf von Sierra Leone nach Cape Palmas entsandt, das unterwegs in Monrovia den britischen Consul an Bord nahm. Köstlich nimmt sich nun die Beschreibung der folgenden Ereignisse durch den verstorbenen Kaufmann selbst aus:

„Der ‚Dwarf' ankerte die Nacht draußen vor dem Hafen, und bei Tagesanbruch ging ich zusammen mit einem andren britischen Agenten hinaus an Bord. Ich fungirte als Lootse und brachte das Kriegsschiff in den Hafen. Gegenüber dem Quai angelangt, schrie ich an Land, ob wir passiren dürften. Wie Donner kam der Schrei zurück: Ja! Die britische Flagge am Bug und sechs Blaujacken im Boot versetzten die Machthaber in Angst. Die Stadt schien todt, und es herrschte ringsum tiefstes Schweigen; kaum eine Seele war zu sehen. Die Beamten, die mein Leben unerträglich gemacht hatten, hatten sich in das Innere des Landes verzogen. Nach einem Besuche meines Hauses gingen der Consul und der Commandant des Kriegsschiffes in das Bureau des ‚Superintendenten' und erklärten ihm, daß sie ihm keine weitere Verwarnung zukommen lassen würden. Die britische Regierung habe die vexative Behandlung der Europäer beobachtet und die Zeit sei gekommen, dem ein Ende zu machen. Die hiesigen Deutschen stimmten in den allgemeinen Chorus von Klagen mit ein, die wir unserm Regierungsvertreter vorbrachten, und gaben unserm Consul eine ausführliche Darstellung der Schwierigkeiten, mit denen wir der Bevölkerung gegenüber zu kämpfen haben. Sie berichteten dem Consul, daß die Gerichte den Weißen so gut wie verschlossen seien und wir dort nur ausgelacht würden. Die Deutschen constatirten, sie wünschten, daß die Briten den Platz besetzten; dann würde Handel und Verkehr sich bessern und die Weißen eine bessere Behandlung erfahren. Ich bin hocherfreut über die Deutschen; sie handelten wie Männer. Der Consul erklärte ihnen, daß er es auf seine Verantwortung übernehmen würde, ihnen jeden Schutz gegen die Bevölkerung angedeihen zu lassen.

Der Consul verlangte dann einen britischen Unterthan zu sehen, der sich in dem sogenannten Gefängniß befand und dort schon seit sieben Jahren angekettet war. Er hatte schon früher geschrieben, um zu erfahren, ob der Mann britischer Unterthan sei, und die Antwort erhalten, er sei es nicht. Er verlangte dann die Papiere des Mannes zu sehen, doch diese waren angeblich nicht vorhanden. Ich glaube doch, daß der Mann britischer Unterthan ist. (NB. Der Mann war britischer Unterthan und ist seitdem in Freiheit gesetzt!) Wenn das der Fall ist, wird die liberianische Regierung theuer dafür zahlen müssen, daß sie einen britischen Sergeanten des 2. Westindischen Regiments sieben Jahre lang in einer schimmeligen Zelle in Eisen gehalten hat. Unmenschlichkeit ist keine Bezeichnung für die Behandlung, die der Mann erdulden mußte. Als Bett hatte er zwei schmutzige Säcke und als Eßgeschirr einen abgebrauchten Eisenteller und eine leere Conservendose. Er lag auf der Erde, die voll von Sandflöhen war, welche ihm Füße und Hände wegfraßen. Die Kette, mit der er gefesselt war, wog 75 Pfund; sie war ihm um den Nacken, den rechten Arm und die Taille geschlungen und dann an einen Pfahl befestigt. Die Zelle maß acht Fuß im Quadrat, die Kette war neun Fuß lang.

Dieser Gefangene tödtete seine Frau, als er unzurechnungsfähig im Nervenfieber lag, und jetzt ist er in Gefangenschaft, ohne Untersuchungsproceß, aber eingesperrt als gemeingefährlicher Irrsinniger. Seine Unterredung mit dem Consul machte den Eindruck, daß der Mann durchaus nicht verrückt war. Aber wenn er noch lange dort bleibt, wird er es bald sein.

Er erklärte dem Consul, daß die Bibel sein einziger Trost sei. Er habe Niemanden, mit dem er sprechen könne, und er warte nur auf den Ruf des Allmächtigen. Liberia sei eine Hölle und die Bewohner des Landes die größten Schurken der Welt! Der Consul schloß seinen Besuch, indem er dem armen Kerl versicherte, daß er seinen Fall untersuchen werde, und daß, wenn es sich herausstelle, daß er britischer Unterthan sei, er dafür sorgen wolle, daß jener in Freiheit gesetzt werde. Es steht zu hoffen, daß der Besuch des Kanonenbootes von einigem Nutzen sein und den Stand der Sachen hier ein Wenig bessern werde. Der Capitän feuerte beim Abschied einen Salut und bat uns unbesorgt zu sein: er werde, falls erforderlich, die Sache bald in Ordnung bringen!"

Der Eindruck, den das Erscheinen des Kriegsschiffes hervorgerufen hatte, scheint jedoch nur sehr vorübergehender Art gewesen zu sein. Eine Stunde nach der Abfahrt des „Dwarf" wurden neue Bekanntmachungen an Ditchfields Thür angeschlagen und die alten Verfolgungen begannen von Neuem. Mitte August starb, wie oben geschildert, der Angestellte Blenkinsop. Bis October schienen die Feindseligkeiten eingeschlafen zu sein, aber dann ging für Ditchfield der Jammer an; er litt unter heftigen Magenschmerzen und Dysenterie. Zwar hatte er noch Gelegenheit, den Liberianern Böses mit Gutem zu vergelten. Denn bei dem Einsturz einer im Bau begriffenen Methodisten-Capelle wurden zehn Mann schwer verletzt, und Ditchfield war der Einzige am Ort, der ärztliche Hülfe leisten konnte. Zwei starben sofort, und als nach vier Tagen ein Arzt zur Stelle war, konnte er nur die von Ditchfield getroffenen Maßregeln gut heißen, so daß von den übrigen acht noch sechs gerettet werden konnten. Aber Ditchfield selbst verfiel allmälig und starb am 11. December 1907 nach langem Todeskampfe, wie anzunehmen ist, ebenso wie sein Angestellter Blenkinsop, an Gift, das ihm von gewissen verbrecherischen Liberianern beigebracht wurde, die ein Interesse an dem Verschwinden der beiden Engländer hatten. Es verlautet, daß die britische Regierung nach dem Tode Ditchfields in den Besitz von Beweisen gelangt ist, die eine so schwere Anschuldigung unwiderleglich erhärten.

Faßt man kurz zusammen, was man aus den geschilderten beiden Fällen lernen kann, so sind vor Allem folgende Punkte hervorzuheben:

1. die Art, wie der betrunkene Zollbeamte sich seiner Pflichten entledigte,
2. die Willkürherrschaft des Richters,
3. die Geldgier des Richters (die Cautionen),
4. der Rassenhaß des Staatsanwalts gegen die Weißen,
5. die Verfolgungswuth der liberianischen Bevölkerung und
6. die verbrecherischen Anlagen gerade der Höchststehenden unter den Liberianern.

Was nützt da alle Civilisation, wenn sie nur die Schattenseiten europäischer Cultur in sich aufzunehmen versteht und die Schattenseiten des Negercharakters nur um so raffinirter gestaltet? Die geschilderten Vorfälle beweisen, was eben fast alle alten Afrikaner behaupten, daß auch der äußerlich civilisirteste Neger nie den eigentlichen Kern der europäischen Cultur, die Ethik des gebildeten Weißen, in sich aufnimmt und bei ihm unter der civilisirten Hülle stets wieder der Grundcharakter des Negers, die viehische Rohheit, zum Durchbruch kommt, speciell wenn seine Leidenschaften aufgestachelt sind.

Digitized by Google

## Graf Zeppelin.

Eine Studie von Regierungsrath Rudolf Martin (Berlin).

### 3. Graf Zeppelin und die Politik.

Motto:

Es giebt mehr Ding im Himmel und auf Erden,
Als Eure Schulweisheit sich träumen läßt;
Die Zeit ist aus den Fugen.
Shakespeare, Hamlet, 1,5.

Noch bevor am 15. September 1830 die erste Eisenbahn von Liverpool nach Mancheſter eröffnet worden war, hatte ein großer Mann die politische Tragweite dieses neuen Verkehrsmittels für den europäischen Continent erkannt. Schon im Jahre 1828 sagte Goethe zu Eckermann: „Mir ist nicht bange, daß Deutschland nicht Eins werde, unsre guten Chausseen und künftigen Eisenbahnen werden schon das ihrige thun.“

Das Genie Goethes würde auch heut die politischen wie volkswirthschaftlichen Folgen des Zeppelinschen lenkbaren Luftschiffs erkennen, wie er damals die Folgen der von George Stephenson seit dem Jahre 1813 in immer größerer Vollendung erbauten Locomotive erkannte. Niemand hat der Luftschifffahrt ein größeres Interesse entgegengebracht, als Goethe, der nur das Eine bedauerte, daß er nicht der Erfinder des Luftballons gewesen sei und von sich behauptete, daß er mit dieser Erfindung nur zu spät gekommen sei.

Auch Stephenson war nicht der einzige Erfinder dieser Locomotive und konnte sein System erst durchsetzen, als seine Locomotive „Rocket“ bei der berühmten Wettfahrt von Rainhill am 7. October 1829 über diejenigen seiner Concurrenten auf Grund einer Höchstgeschwindigkeit von 56 km einen glänzenden Sieg davontrug. Der 30. September 1907, an dem das Aluminiumluftschiff des Grafen Zeppelin im Durchschnitt eine Eigenbewegung von 50 km, stellenweise sogar von mehr als 56 km, bei einer Fernfahrt von 350 km in sieben Stunden an den Tag legte, wird in der Weltgeschichte mindestens die gleiche Bedeutung haben wie die Wettfahrt von Rainhill.

Der großartige Erfolg des George Stephenson bei jener Wettfahrt war aber noch längst nicht im Stande, die führenden Geister der verschiedenen Staaten von der Bedeutung des Eisenbahnwesens zu überzeugen. Das preußische Staatsministerium hat sich bis zum Jahre 1840 dem weiteren Ausbau des Eisenbahnnetzes, dessen erste Linie Berlin-Potsdam am 30. October 1838 eröffnet war, mit aller Macht widersetzt. Unter den heftigsten Gegnern des Baues der ersten preußischen Eisenbahn befand sich der Chef des Pionierwesens General Aster und der Chef des Postwesens Postmeister Nagler. Nach ihrer Ansicht hatte das Eisenbahnwesen für das Militär wie für die Post nicht den geringsten Werth. In Frankreich erklärte der später so berühmt gewordene Thiers von der ersten Eisenbahn: „Man muß den Parisern dieses Spielzeug schenken, aber es wird niemals einen Reisenden oder Gepäckstück transportiren.“

Ohne das echte Selbstvertrauen des Genies wäre es selbst der eisernen Energie des Grafen Zeppelin nicht möglich gewesen, durch ein volles Jahrzehnt gegen den Widerstand so vieler maßgebenden Personen anzukämpfen und seine Erfindung zur Geltung zu bringen. Gegenüber den Anfängen der Eisenbahn sind heut in Deutschland wie in der ganzen Welt die Aussichten für einen schnellen Fortschritt der Motorluftschifffahrt ausgezeichnete. In Deutschland hat das lebhafte persönliche Interesse Kaiser Wilhelms für die Motorluftschifffahrt nicht nur die Motorluftschiff-Studiengesellschaft ins Leben gerufen, sondern auch dem Grafen Zeppelin die Unterstützung des Reichs und des preußischen Staates zu Theil werden lassen. Der Concurrenzkampf zwischen den Großmächten wird in den nächsten Jahren mit elementarer Macht den Motor in der Luft vorwärts treiben. Vom Standpunkt der Förderung der Cultur aus wirkt diese Concurrenz der verschiedenen Heeresverwaltungen überaus segensreich. Es giebt kein Verkehrsmittel, welches seine Entstehung und seine Förderung in so hohem Maße dem Kriege verdankt, wie das Motorluftschiff. Die Erfinder der drei deutschen Motorluftschiffe verschiedenen Systems, General der Cavallerie Graf Zeppelin, Major von Parseval und Major Groß sind Offiziere. In England hat die militärische Luftschifferabtheilung nicht nur die Construction eines originellen Motorballons, der sich bereits bewährt hat, sondern auch einer Flugmaschine ohne Gas in die Hand genommen. In Frankreich wird schon jetzt der Bau von Kriegsluftschiffen auf militärische Rechnung in größerem Styl betrieben, indem gleichzeitig fünf Motorballons im Bau begriffen sind.

Die Generalstäbe aller Großmächte wissen, daß die Recordfahrt des Grafen Zeppelin am 30. September von einschneidender Bedeutung für die Kriegführung ist. Von ihnen aus überträgt sich das Bewußtsein der veränderten Sachlage auf die leitenden Persönlichkeiten der Politik. Sehr bald schon werden die Wirkungen dieser Erfindung auch der Oeffentlichkeit bemerkbar werden.

Oder kann im Ernst irgend Jemand glauben, daß noch ein großer europäischer Krieg möglich ist, bei welchem der Motor in der Luft keine Rolle spielt? Seit dem 30. September weiß alle Welt, daß Deutschland auf dem Gebiete der Motorluftschifffahrt obenansteht, und daß selbst die französischen Kriegsluftschiffe durch das Zeppelinsche Aluminiumluftschiff in den Schatten gestellt werden. Jeder Deutsche ist stolz darauf, daß derjenige Erfinder, der das erste wirklich im Kriege wie für den Verkehr brauchbare Motorluftschiff erfunden hat, nämlich der Graf Zeppelin, ein Deutscher ist. Der Vortheil, den dieses Aluminiumluftschiff sowie die beiden andren deutschen Motorluftschiffe uns dadurch gewähren, daß wir sie besitzen und, was noch wichtiger ist, mit dem Bau und der Leitung dieser verschiedenen Systeme vertraut sind, ist nicht zu unterschätzen. Aber selbst wenn Deutschland nicht ein Motorluftschiff besäße, und alle drei Systeme in England erfunden wären, würde die Erfindung des Motorluftschiffes und in Sonderheit des Aluminiumluftschiffes dem Deutschen Reiche mehr zum Vortheil gereichen als dem britischen Reiche. Schon das Aufkommen der kleinen unstarren und halbstarren Motorluftschiffe würde dem Deutschen Reiche von ganz besondrem Nutzen gewesen sein. Die Erfindung des großen, tragfähigen Aluminiumluftschiffes ist den Bedürfnissen der deutschen Marine und des deutschen Heeres wie auf den Leib zugeschnitten. Selbst wenn diese Erfindung in Japan gemacht worden wäre, müßten wir sie uns sofort verschaffen, denn sie ist für Deutschland von der größten Wichtigkeit.

Kein vernünftiger Engländer kann daran zweifeln, daß ein Seekrieg zwischen England und Deutschland die Deutschen schon jetzt zu riesenhaften Anstrengungen auf dem Gebiete der Motorluftschifffahrt zwingen würde. Der Verlust unsrer Kriegsmarine und des besten Theils unsrer Handelsmarine würde uns allein schon 3 Milliarden Mk. kosten. Ein langjähriger Seekrieg oder ein schimpflicher Friede könnte der deutschen Volkswirthschaft leicht noch einen Schaden von 5 oder mehr Milliarden machen. Der Deutsch-französische Krieg hat dem besiegten Frankreich Alles in Allem etwa 10 Milliarden Francs gekostet. Kann Jemand im Ernst glauben, daß sich Deutschland einen solchen Verlust zuziehen würde, ohne Milliarden auf den Bau einer Kriegsluftflotte zu verwenden? Für 2 Milliarden Mk. könnte sich Deutschland 4000 Aluminiumluftschiffe herstellen, von denen jedes auf eine kurze Entfernung von 35 bis 60 km 100 Mann zu tragen im Stande wäre. In der großindustriellen Massenfabrikation verbilligen sich die Kosten eines solchen Kriegsluftschiffes ganz außerordentlich. Auf Grund der Eigenbewegung von 50 km in der Stunde kann sich Jedermann berechnen, daß das Zeppelinsche Luftschiff noch nicht eine Stunde für die 35 km betragende Entfernung von Calais

Digitized by Google

nach Dover braucht. Eine capitalkräftige, industrielle Nation von 60 Millionen Köpfen läßt sich nicht besiegen, weil der Krieg zu theuer kommt. Die maritime Ueberlegenheit Groß-Britanniens im Canal und in der Nordsee ließe sich aber schon mit 500 Aluminiumluftschiffen vollkommen niederkämpfen. Es bedarf also solcher Riesenanstrengungen gar nicht, um im Seekriege eine Landung in England zu erzwingen.

Kein vernünftiger Mensch in Deutschland wünscht einen Krieg mit England. In meinem Buche „Kaiser Wilhelm II. und König Eduard VII.“, in dem ich die Möglichkeit einer Landung in England auf Grund der Zeppelinschen Aluminiumluftschiffe erörtert habe, habe ich mich als ein aufrichtiger Freund der britischen Nation bekannt und den Wunsch ausgesprochen, daß es nie zu einem Kriege zwischen Deutschland und England kommen möge. Seit der Recordfahrt des Grafen Zeppelin am 30. September 1907 habe ich die Ueberzeugung, daß es nie zu einem solchen schrecklichen Kriege zwischen den blutsverwandten, an der Spitze der Civilisation marschirenden Nationen kommen wird. Heut hat jeder Engländer die Ueberzeugung, daß die Ueberlegenheit der britischen Marine durch eine deutsche Luftmacht in Frage gestellt werden kann. Der Graf Zeppelin braucht zum Zusammensetzen seines neuen in Aussicht genommenen Aluminiumluftschiffes Nr. 4, welches rund 30 Personen zu tragen vermag, nur 3 Wochen. Je mehr die Großindustrie sich auf die praktische Herstellung solcher Aluminiumcolosse einrichtet, um so schneller wird sich die Fabrikation der Aluminiumtheile und später die Zusammensetzung vollziehen. England liegt zu nah an dem Continent von Europa, als daß es sich der Einwirkung der Luftflotten entziehen könnte.

Auch England kann sich auf Grund seines riesenhaften Nationalvermögens gewaltige Luftflotten bauen. Aber es besitzt in der Luft keine Ueberlegenheit. Auch verfügt England nicht über Armeen von Bedeutung, die es zum Angriff über den Canal werfen könnte. Auch auf Grund der größten Luftflotten kann ein Staat nicht verhindern, daß seine Festungen oder Kriegshäfen von feindlichen Luftflotten bombardirt werden. Bis zu einer Höhe von 6000 m hinaus kann man nicht Posten in der Luft ausgestellt halten, die jeden Gegner niederzwingen. Die englischen Luftflotten werden die deutschen Kriegshäfen aus der Luft beschießen, aber sie können nicht verhindern, daß in irgend einer Nacht von irgend einer Seite deutsche Luftflotten in England landen. Nach Beendigung der siebenstündigen Fahrt des Grafen Zeppelin haben die anwesenden Sachverständigen erklärt, daß er noch die folgende Nacht die Fahrt hätte fortsetzen können. Welche Umwege kann ein Aluminiumluftschiff mit solchem Actionsradius wählen, wenn es über den schmalen Canal in England einfallen will!

Das Aufkommen der Luftmacht neben der Landmacht und der Seemacht wird zunächst alle Großmächte friedlich stimmen. Niemand kennt den Machtbereich der neuen furchtbaren Waffe genau. Eine jede Kriegsmacht wird den Wunsch haben, sich erst im Gebrauch der neuen Waffe zu üben. Deutschland war stets von allen Seiten zu Lande wie zu Wasser bedroht. England befand sich bis jetzt in unbestrittenem Besitz der Herrschaft über den Ocean. Diese monopolartige Seeherrschaft der britischen Inseln hat schon jetzt ein Ende gefunden. Unter dieser Veränderung kann das freundnachbarliche Verhältniß beider Nationen nur gelingen.

Von dieser Verschiebung des Machtverhältnisses zwischen der größten Seemacht und der größten Landmacht abgesehen, kann man ein allgemeines Princip für die Einwirkung der Motorluftschifffahrt auf die Politik aufstellen. Ich möchte es dahin formuliren: Die Motorluftschifffahrt im Dienste des Kriegswesens erhöht die Ueberlegenheit der großen, industriellen und capitalkräftigen Nationen über die hauptsächlich agrarischen, wenig civilisirten, capitalarmen Länder.

## Anregung zu einem großen Nationalwerke.

Von Prof. Dr. J. v. Pflugk-Harttung (Berlin).

Die gewaltige Erweiterung der Wissenschaften macht universale Geister nach Art eines Leibniz unmöglich. In der Gegenwart vermag ein Einzelner eigentlich nur noch umfassende Kenntniß innerhalb eines bestimmten Faches zu besitzen, mit dem im besten Falle noch andre verbunden sein können. Man beschränkt sich deßhalb gewöhnlich auf Sonderforschung oder auf die Zusammenfassung gewisser Gebiete. Zur Herstellung eines Werkes von umfassendem Inhalte müssen sich schon verschiedene, oft viele Kräfte vereinigen; dies gilt vom Conversationslexicon bis zu den Sammelwerken bestimmter Wissenszweige. Solche Sammelwerke können aus einzelnen Bänden oder Bändchen bestehen, die je von einem einzelnen Verfasser herrühren, oder eine Anzahl Autoren kann gemeinsam ein Buch herstellen. Erstere Art ist die einfachere und leichtere, letztere hingegen stellt an Kenntniß und Geschick des Herausgebers nicht selten bedeutende Ansprüche. Beide bieten naturgemäß viele Schattenseiten, aber ebenso große Vortheile, sowohl für den Benutzer, als für den Bearbeiter. Die Sammelwerke bewirken eine Vereinigung von Kräften nach gemeinsamem Ziele, nöthigen viele oft hervorragende Autoren zum Arbeiten, was sie sonst nicht thun würden, und gewähren die Möglichkeit, ihnen höhere Honorare zahlen zu können, als bei einem Einzelbuche möglich ist. Der Benutzer findet beisammen, wonach er sonst oft mühsam und mit großem Zeitaufwande suchen muß, oder was er sonst überhaupt nicht findet. Zugleich vermag auf die Ausstattung ein großes Gewicht gelegt zu werden. Das Sammelwerk ist gewissermaßen ein geistiger „Wertheim“, der dem Bedürfnisse unsrer Zeit entspricht.

Wohl als bedeutendstes Buch dieser Art hat zu gelten „Die Cultur der Gegenwart“, welches Hinneberg (B. G. Teubner, Leipzig) herausgiebt. Auf ein ähnliches Unternehmen, freilich recht andrer Art möchten wir hinweisen, das in mancher Beziehung noch nutzbringender sein könnte. Es besteht in dem Ganzbilde der Entwicklung eines Großstaates, also für uns zunächst in dem von Preußen. Wir denken an ein Werk „Der Brandenburgisch-Preußische Staat“. Es ließe sich nach Gegenständen eintheilen, müßte also umfassen: Land und Leute, die Herrscher, die Herrscherhäuser, der Hof, Adel, Bürger, Bauern, Städtewesen, Gutshöfe, Dörfer, Domänen, auswärtige Politik und Kriege, Heer, Marine, Beamtenthum, Parlamente, Verwaltung, Kirche, Johanniter-Orden, Unterrichtswesen, Wissenschaften, Dichtung, Literatur, Zeitungswesen, Künste, Industrie und Gewerbe, Ackerbau, Bergbau, Handel, Post und Verkehr, Straßen und Canäle, Schifffahrt, Forsten, Jagd, Finanz- und Münzwesen, Telegraphie und Telephonie, Erfindungen, Colonialwesen, Armen- und Krankenwesen, sociale Bewegungen, Moden u. s. w.

Ein solches Werk müßte etwa zwölf starke Bände umfassen; es würde vaterländisch sein, wie kaum ein zweites. Unzählige verzettelte Sachen hätte man hier beisammen, Dinge, die noch nicht, oder nicht genügend bearbeitet sind, würden ihre Durchforschung und Darstellung finden. Dabei könnte die moderne Ausstattungstechnik glänzend benutzt werden. So z. B. ließen sich in dem Abschnitt über die Landesfürsten deren Bildnisse geben, ebenso die von Prinzen und Prinzessinnen, hervorragenden Staatsmännern, Generälen, Beamten, Gelehrten, Künstlern und Industriellen, ferner Darstellungen von Städten, Schlössern, Schiffen, Uniformen, Ackergeräthen und vielem Andren. Auch Karten für die Entwicklung des Post-, Schiff- und Eisenbahnverkehrs, der Industrie, der Landwirthschaft, des Hüttenwesens u. s. w. sind nicht ausgeschlossen.

Einzelne wichtigere oder interessante Abschnitte könnten ganz oder verkürzt in Schulbücher oder sonst billige Schriften übergehen, um sie den breiteren Bevölkerungskreisen nutzbar

Digitized by Google

zu machen. Wenn das Volk sein Wesen, seine wahre Entwicklung kennt und versteht, so besitzt es Widerstandskraft gegen die Einflüsterungen nationsloser und gehässiger Lehren, deren es vielfach dringend bedarf. Es wird erkennen, wie viel das Hohenzollernhaus grade für Preußen geleistet hat, und wird gedenken der Worte:

Ans Vaterland, ans theure schließ Dich an,
Das halte fest mit Deinem ganzen Herzen,
Da sind die wahren Wurzeln Deiner Kraft.

---

## Literatur und Modernismus.

Von Dr. Hans Landsberg (Berlin).

Der Modernismus ist als neues Schlagwort gegenwärtig in Aller Munde. Eine Reihe namhafter katholischer Gelehrter, wie der Münchener Theologe Schnitzer, der Straßburger Ehrhard, der Innsbrucker Jurist Wahrmund, sind in einen Streit mit der römischen Kurie verwickelt, die ihnen das Recht der freien wissenschaftlichen Forschung bestreitet und sie in den Bann des mittelalterlichen Dogmas zwängen will. Daneben spielt die Affaire Schell-Commer. Man sieht also, daß es sich um eine sehr ernst zu nehmende Bewegung handelt, die unter dem Namen „Reformkatholicismus" schon seit Jahrzehnten existirt und auch in der unmittelbaren Umgebung des Vaticans schon seit geraumer Zeit Wurzel geschlagen hat. Vor einiger Zeit ist in Italien ein Roman des bekannten Schriftstellers Fogazzaro erschienen, der unter dem Titel „Der Heilige" (München, Georg Müller) auch ins Deutsche übertragen worden ist. Fogazzaros Dichtung, die ein Spiegelbild der gegenwärtigen religiösen Zustände Italiens zu geben versucht, ist der Schlußband einer Trilogie, deren ersten Theile aus der „Kleinwelt unsrer Väter" und der „Kleinwelt unsrer Zeit" bestehen. Der Held zerreißt die Bande, die ihn ans Leben fesseln, um völlig in der großen religiösen Aufgabe einer Neubelebung des Christenthums aufzugehen. Neben ihm steht die Gestalt eines Gelehrten, Giovanni Selva, der gleichsam auf wissenschaftlichem Wege mit einer Reihe von Gesinnungsgenossen aus den verschiedensten Lagern die Befreiung der Religion vom Formelkram der Kirche und einer Auferstehung im Geiste Christi anstrebt. Er weist darauf hin, daß gerade die individuelle Religiosität der Gebildeten heute aufs Ernsteste durch die Kurie bedroht ist, die keinerlei Abweichung von den giltigen Normen dulden will. „Wir sind", sagt Selva, „eine Anzahl Katholiken in Italien und außerhalb Italiens, Geistliche und Laien, die eine Reform der Kirche erstreben. Wir wollen diese Reform ohne Empörungen durch die gesetzmäßige Autorität herbeigeführt sehen. Wir wünschen Reformen des Religionsunterrichtes, Reformen des Cultus, Reformen der Disciplin des Klerus, ja auch Reformen des höchsten kirchlichen Regiments." In interessanter Weise wird uns geschildert, wie weit verbreitet der Typus des von der Kirche verfehmten Reformkatholiken ist. „Sein wahrer Name ist Legion. Er lebt, denkt und arbeitet in Frankreich, England und Deutschland, in Amerika und in Italien. Er trägt die Soutane, die Uniform wie auch den Gesellschaftsrock. Er wirkt an den Hochschulen und verbirgt sich in den Seminaren. Er kämpft in der Presse und betet im Schatten der Klöster. Er predigt sozusagen nicht mehr, aber er hält noch Conferenzen. Er ist Exeget und Historiker, Theologe und Forscher und Dichter. Er schreibt nicht immer, bisweilen ist er nur ein leidenschaftlicher Leser, ein einfacher Gläubiger oder ein Denker. Er ist Republikaner, Monarchist, christlicher Demokrat oder einfacher Liberaler."

Wesentlich anders ist das Bild, das die berühmte päpstliche Encyclica vom 8. September 1907, die den eigentlichen Anstoß zu dem gegenwärtigen Modernistenstreit gegeben hat, von dem modernen Reformkatholicismus entwirft. Der Bonner protestantische Kirchenhistoriker Karl Sell giebt in seinem eben erschienenen Buche „Katholicismus und Protestantismus" (Leipzig, Quelle & Meyer) eine interessante Analyse dieses kurialen Rundschreibens, das auf das Entschiedenste gegen jedes Abweichen vom katholischen Dogma und gegen jede Beeinflussung durch die moderne Philosophie und die vom Protestantismus übernommene kritisch-wissenschaftliche Methode der theologischen Forschung polemisirt.

Als Ursachen des Modernismus giebt die Encyclica Vorwitz, Hochmuth und Unwissenheit in der Scholastik, die auch heute noch die Grundlage der gläubigen Theologie finden solle, an. Im Verhältniß zur Theologie dürfe die Philosophie nur die Stellung einer Magd einnehmen. Historische Studien sollen die positive Theologie, die durchaus auf dem wissenschaftlichen Standpunkt des Mittelalters, wie er in der scholastischen Philosophie gegeben ist, zu verharren hat, unterstützen. Die gefährliche Infection durch den Modernismus ist durch die Entfernung aller verdächtigen Elemente aus den katholischen Seminaren und Universitäten zu heilen. Ferner dürfen, nach dem päpstlichen Erlasse, die Studirenden die Vorlesungen staatlicher Professoren in den Fächern, die bereits durch die Kurie vertreten sind, nicht mehr besuchen. Die Bischöfe werden angewiesen, durch Verweigerung der Druckerlaubniß modernistische Schriften im Keime zu ersticken. Dahin gehören, ein deutlich auf den verstorbenen Schell gemünzter Passus, die Bücher von „katholischen Schriftstellern, die zwar sonst brave Leute sind, aber ohne Kenntniß der Theologie und von der modernen Philosophie angesteckt sind, die letztere mit dem Glauben zu vereinigen und wie sie sagen, für den Glauben nutzbringend zu machen suchen."

Dies sind ungefähr die Hauptstellen aus der Encyclica, die für die Allgemeinheit Interesse haben. Sie beweisen aufs Deutlichste, daß durch den Erlaß jeder wissenschaftliche Fortschritt unterbunden und in seinen modernen Ergebnissen gradezu verfehmt wird. Sell constatirt mit vollem Recht, daß durch die Encyclica der Katholicismus völlig außer Stande gesetzt wird, noch ferner im wissenschaftlichen Wetteifer mit dem Protestantismus der Theologie zu dienen. Damit ist ein Kulturkampf innerhalb der katholischen Kirche ausgebrochen.

Für den Staat aber ergiebt sich die enorm wichtige Frage, ob er sich diesen ungerechtfertigten Eingriff in die akademische Lehrfreiheit gefallen lassen muß, ja ob aus Anlaß dieser neuen Bestimmungen von wissenschaftlicher Forschung innerhalb des anerkannten Katholicismus überhaupt noch die Rede sein kann. Für den unbefangenen Beurtheiler besteht die Thatsache, daß, wenn jede freie Forschung von der Kurie verhindert und mit einem Anathem bestraft wird, die vom Staate bezahlten Lehrstühle damit überflüssig werden. Man braucht bestimmt keine Universitätsprofessoren, um die abgeschliffenen Wahrheiten des Mittelalters gegen den Geist der neuen Zeit zu vertheidigen.

---

## Martin Greif.

Von Paul Friedrich (Berlin).

Es erscheint mir von Bedeutung, daß sich die moderne Literarhistorie immer nachdrücklicher den Besten der älteren Generation zuwendet, nicht um sie zu Häuptern einer nutzlosen Reaction gegen eine schlechterdings sehr schwer zu umschreibende „Moderne" zu erheben, sondern in richtiger Erkenntniß, daß auch zwischen einem Richard Dehmel und Heine, ja zwischen den äußersten Typen der sogenannten „Decadence" und den Vertretern älterer Stylformen historische Uebergänge vorhanden sind. Aber nicht nur als Diener eines Hegelschen Kollektivismus, sondern auch selbstständig als Individualitäten

Digitized by Google

verdienen die Besten dieser Aelteren, ein Heyse, ein Wilbrandt, ein Hermann Lingg und last not least ein Martin Greif eingehende Betrachtung. Bieten doch namentlich die beiden Letzgenannten das erfreuliche Schauspiel eines im besten Sinne des Wortes zu verstehenden literarischen Conservativismus, der alte Kern- und Wesensarten des deutschen Geistes in unverfälschter Treue und Reinheit unbekümmert um Modeströmungen und Modenarrheiten bewahrt. Linggs großzügig-innerlich erlebter Historicismus hat nichts mit Ebersschem Mumienschanz und Dahnscher Germanophilie zu thun. Greif tritt an die Seite des älteren Bajuwaren als Vertreter des Gesund-Volksthümlichen. Gerade er ist in die sehr exponirte Stellung des „Abschließers" einer weit zurückreichenden Epoche gerathen und daraus ist seine Werthung sowohl bei den Aelteren als bei den Jungen zu verstehen, die noch immer zwischen allzu uneingeschränktem Lob und übertriebner Nörgelei hin und herschwankt. Ich stelle hier gleich fest, daß Greif seinen Gegnern namentlich in seinem neuen Gedichtband leider zahlreiche Angriffspunkte bot. Grade bei ihm, dem unermüdlich um eine innere Vereinigung von Einfachheit und schärfstem künstlerischen Verstand in der Conception bemühtem Lyriker finden wir (wie bei dem ihm hierin so ähnlichen Franken Friedrich Rückert) oft eine seltene Unkritik in der Abschätzung eignen Schaffens. Auch Greif hat viele Gedichte in seine Sammlungen aufgenommen, die nüchtern, inspirationsarm und trivial anmuthen, neben denen dann aber meist eins seiner unvergleichlichen Naturbilder unvermittelt steht, das den Unmuth in Bewunderung umzuwandeln vermag.

Martin Greif ist wie seine besten Vorbilder, Walther von der Vogelweide, die Hainbündler, Bürger, namentlich aber Ludwig Uhland, dem er weitaus am verwandtesten ist, Lyriker und zwar volksthümlicher Lyriker. Daß er auch wie Uhland im Hinblick auf den von ihm hochgeschätzten Hans Sachs Dramatiker wurde und als solcher mit den deutschnational empfundenen Volksstücken „Prinz Eugen", „Ludwig der Bayer" und „Agnes Bernauer" ähnlich wie Heyse mit „Hans Lange" und „Kolberg" bedeutendere Erfolge errang, soll nicht unterschätzt werden, ohne deßhalb in eine übertrieben schwärmerische Bewerthung der gesammten, im Großen und Ganzen weniger eigenartigen Dramatik Greifs zu gerathen, wie dies Greifs jüngster Biograph, Wilhelm Kosch in seinem liebevollen, aber unkritischen „Martin Greif in seinen Werken" (Leipzig, C. F. Amelang 1907) gethan hat. Wenigstens ist es mir nicht möglich, diese Bewunderung bei aller Anerkennung von Greifs gesundem und tüchtigen dramatischem Streben rückhaltlos zu theilen.

Greifs Lyrik hat aber nicht nur in ihrer innigen Hinneigung zum Volkslied und Volksliedhaften eine lange Ahnenreihe, sondern sie hat in sich selbst eine fortwährende Entwicklung durchgemacht, die als das Streben, aus der Atelierkunst der Münchener Schule zu einem absolut echten, durchaus im guten alten Sinn „einfältigen" Realismus charakterisirt sein mag. Dabei ist denn Greif, dem das schwülstige Pathos, sowie alles rhetorische Reflectiren von Natur aus so gut wie wesensfremd sind, bisweilen in der Vereinfachung der Form zu weit bis zur allerknappsten Dürftigkeit gekommen, was dann jedes Mal den Tod eines Gedichts bei ihm bezeichnet, weil er durch gedankliche Größe und dämonisches Temperament nicht wie durch seine Frische zu wirken vermag. Grade das zweite dieser eben genannten Attribute hatte der ebenfalls von Uhland stark beeinflußte Julius Mosen vor ihm voraus, weßhalb sich in dieses allzu wenig bekannten Lyrikers Gedichten kein einziges ganz schlechtes Poem findet, da selbst noch in den schwächeren der seltsame Zauber einer dämonischen Naturverwobenheit fühlbar bleibt, den der sanftere Mörike in andrer Nuance besaß. Andrerseits aber ist die scheinbare Armuth an äußerlichen Stimmungsmitteln bei Greif oft ein Vorzug: er erreicht durch diesen vielleicht in seinem Wesen liegenden Verzicht auf allen Zierrath und schnörkelhaften Formalismus den Eindruck unbedingtester Naturtreue, wie ihn vielleicht noch stärker, nie aber so knapp Theodor Storm erzielt.

Alle Kunstmittel des Volksliedes weiß Greif sich zu eigen zu machen. In musikalischer Berechnung der Klangfarbe ist er Musiker. Viele seiner Bilder ruhen in ihrem innersten Reiz auf dem Contrast von a und e Lauten. Rhythmische Erhöhungen erzielt der Dichter durch absichtliche Verstöße gegen die metrische Regeldetrie. Er genirt sich gar nicht, in ein Lied mit drei Hebungen plötzlich am Höhepunkt eine fünfhebige Zeile zu flechten, und schon dies, was Kosch in liebenswürdiger Breite behandelt, würde genügen, um das Vorurtheil eines gewissen Pedantismus gegen Greifs Lyrik, vor Allem seine Naturbilder zu entkräften.

Ich sage: „Naturbilder" und habe damit den Unterschied Greifs von der älteren Lyrik Uhlands hervorgehoben. Er ist der Erste neben Storm, der das rein musikalische Lied verlassen und sich der Pflege der Stimmungslyrik zugewandt hat. Seinem idyllisch-beschaulichen Geist entspricht die ruhende Natur, beispielsweise ein Dorf im Korn, ein Aelplerdorf, dahinter das gewaltige Hochgebirge, am Meisten. So ist er ja auch der berühmte letzte Verherrlicher des Mondes in seiner „Hymne an den Mond" geworden.

Weiterhin giebt eine innere echte Frömmigkeit seinen lyrischen Bildern Perspective und Resonanz. Sie vermag oft wunderbar schlicht und deutsch den Faden zwischen objectivem Motiv und subjectivem Gefühl zu spinnen. So in dem herzinnig-einfachen „Ihr Grab:"

Es blüht ein Grab in treuer Hut,
Das beste Herz darinnen ruht.
Zu oberst blühen Rosen roth —
Dein Mund so manchen Kuß mir bot.
Und weiter ab die Lilie blüht —
Dein Herz hat rein für mich geglüht.
Zu Füßen liegt ein grüner Kranz —
Ich schwang Dich oft im Maientanz.
Die Leute gehen dran vorbei,
Mir aber bricht das Herz entzwei.

Wie einfach und dennoch kunstvoll ist hier Anschaulichkeit und Reflexion contrastirt. Aehnlich wie im reinen Volkslied. So verwendet Greif auch mit Vorliebe Wörter aus dem Sprachschatz des Volkes. Eine männliche Resignation, die Gefestigtheit eines gediegenen, schmerzgeprüften Mannes ohne Falsch und Trug ist das Charakteristicum von Greifs Lyrik. Falsch aber ist es, ihn leidenschaftslos zu nennen. Zwischen Leidenschaft und permanenter Protuberanz des Temperaments ist ein absoluter Unterschied. Greif hat sich seinen Glauben und seine Ruhe in mühevollen Kämpfen erringen müssen, er gehört nicht zu den leider noch immer in Ansehn stehenden Snobs und Dandys, die aus seelischer Armuth eine Tugend machen und mit einer Kälte prunken, die Leere ist. Bezeichnend für seine jüngeren Jahre ist folgendes Gedicht Greifs:

Belladonna, Belladonna
Wob das Schicksal mir ums Haupt,
Von dem trügerischen Kranze
Ward mir früh mein Glück geraubt.
Feuer, Fieber, Flammenreden,
Wonne, jäh verzerrt in Graus,
Träume aus verlornem Eden
Wühlten diese Schläfe aus.

„Wie bei Uhland", sagt Professor Kosch treffend von dem gereiften Dichter, „so herrscht auch bei Greif die Empfindung vor. Beider Gefühl ist größer als ihre Phantasie; Gemüth, im Besondern Gemüthlichkeit, wie sie etwa auch den von Greif hochgeschätzten Peter Hebel auszeichnet, ist ihnen

Digitized by Google

in hervorragendem Maße eigen. Gustav Schwab in seiner vortrefflichen Charakteristik Uhlands meint, die Muse des gemüthlichen Dichters sei vorzugsweise an die lyrische Poesie gewiesen. In gereifterer Jugend, wenn sich der Gesichtskreis des Sängers erweitert hat, wird er dann sich der epischen Lyrik, den Sagen der Völker zuwenden. Und so beschäftigt sich auch Greif, ähnlich wie Uhland später, immer mehr deutlich mit der epischen Gattung."

Von lyrischer Behandlung alter Volksgebräuche ist Martin Greif zur volksliedartigen Behandlung in epischer Form vorgedrungen. Die reine Ballade ist bei ihm nie besonders stark vertreten. Er schuf sich ein eigenes Zwischengebiet in seinen „Mären". „Der glückliche Schäfer", „Die Soldatenbraut", „Des Jägers Reue", „Frauengemach" deuten den Kreis der volksthümlichen Stoffe an. Ländliches Hochzeitglück, das Leid der Verlassenen, eine Mühle im Thal, Kirchweih, das sind oft und gern von ihm besungene Motive. Von hier aus führte ihn der Weg zu Volkssagen, ähnlich wie Mörike. Auch bei ihm treiben Elfen und Heinzelmännchen ihr spukhaftes Wesen. Der Wildschütz und der Werwolf werden in epischerer Breite behandelt. Legendenstoffe stellen sich ein. Auch Literaranekdoten bieten eine reiche Ausbeute, „Camoëns", „Heines letzter Ausgang." Manche Stoffe, die schon Andre vor ihm behandelt haben, reizen ihn zu eigener Gestaltung. All diese kleineren Sujets aber überragt Greifs beste größere Romanze, das mit Recht berühmte und zu größerer Popularität durch Lesebücher gelangte „Klagende Lied." In ihm feiert Greifs knappe, anschauliche Schilderung ihren höchsten Triumph. Es gehört zu den makellosesten Schöpfungen auf diesem heut ganz vernachlässigten Gebiet.

So steht die lyrische Persönlichkeit Greifs vor uns als die eines durchaus gesunden, volksthümlichen Realisten. Ohne besondre formale Rhetorik weiß er uns durch die schlichte Treue und sangbare Einfachheit seiner Lieder in seinen besten Schöpfungen gerade heut zu fesseln, in einer Zeit der gespreiztesten Manier, des Haschens nach neuen Stylismen, der oft aufgeblähten hohlen Phrase.

Er hat als Letzter das Volkslied in der Kunstliteratur gepflegt und zu Ehren gebracht und reiht sich so seinen Vorgängern Eichendorff, Mörike, vor Allem Ludwig Uhland an. Deutsch bis in die Wurzeln seines Wesens, gediegen, bieder, ehrlich und treu, ohne falschen Schmuck und Prunk, wird er am Besten durch drei Maler und Zeichner charakterisirt, mit deren zweien ihn noch heute innige Freundschaft verbindet. Ich denke an Ludwig Richter, den lieben kindergütigen Meister der kleinen Lieblichkeiten des täglichen Lebens, Hans Thoma, den deutschesten Naturempfinder unter den Landschaftern des 19. Jahrhunderts und Wilhelm Steinhausen, den einfältigfrommen Maler der christlichen Empfindungswelt. Von allen Dreien eignet ihm etwas und auch bei ihm hat man die wohlthuende Empfindung einer absoluten inneren Wahrhaftigkeit. Er will nicht rein wirken, oder deutsch, er ist es im tiefsten Kerne seiner Natur. Weil er durchaus auf die einfachsten und gesundesten Grundlagen des Volksthums eingestellt ist, liegt ihm nicht nur im Schlechten, sondern auch im Guten das Problematische, Zusammengesetzte, Widerspruchsreiche der modernen Seelen fern. Für diese Regungen also darf man bei ihm keinen Führer suchen.

Sollten die voranstehenden Zeilen Einiges zu einer objectiveren Schätzung des greisen Dichters beitragen, so würde das nur ein neuer Beweis dafür sein, daß man das Heterogene oft besser zu verstehen vermag, als das dem eignen Wesen Homogene. Wer sich nur mühsam einer Ueberfülle an Bildern und Reflexionen erwehrt, wird sich gern von Zeit zu Zeit an einer Persönlichkeit erfreuen, die einfach und herzerfrischend unmittelbar wirkt wie ein silberner Quell.

## Drei Gedichte.

Von Richard Schaukal (Wien).

### Die Stunden.

Manche Stunden gehn
weich auf leisen Zehn,
den Rosenfinger am Munde.
Manche Stunde
schleppt sich schwer,
kann nicht mehr,
fällt im Finstern zusammen.
Andre sind wie Flammen:
züngeln, lodern und zucken.
Manche ducken
sich unter Schlägen:
kannst die trägen
nicht von der Stelle bringen.
Manche singen,
jubeln und lachen.
Viele möchtest Du ungeschehn,
vergessen machen,
sie aber bleiben stehn
und drohn.
Andre sind entflohn,
eh Du sie fassen magst,
„Bleibt noch", zu ihnen sagst.

### Schlaflose Nacht.

Wer schlaflos liegt und horcht hinaus:
die Nacht ist groß und grauenhaft
und wallt in Dunkelheit und schafft,
die Welt braust sich in tauben Ohren aus ...

Wer schlaflos liegt und hält sein Herz,
das auf den Flügeln schwüler Sucht
ins Ungewisse will der Flucht:
es kann nicht mehr vor dumpfem Schmer

Wer schlaflos liegt und fühlt: sein He
versinkt ins Tiefe und ertrinkt,
dann aber breitet schwer sich aus
ein flimmerndes Dämmern, das Erlösung bringt,
und zögert lang und dehnt sich weit
und ist voll Angst und Traurigkeit ...

Wer schlaflos liegt und horcht hinein
in seine stumme Menschenpein:
was warst Du doch, was bist Du noch!
Bist Dus, der frierend sich verkroch
vor Gott, o Mensch, dems wieder Tag,
Tag harter Sorge werden mag?

### Elegie der seligen Resignation.

Wenn ich das Antlitz dieser Welt betrachte,
die räthselhaften Züge, die verlocken,
bin ich, der glanzgeblendet einst erschrocken
getaumelt hatte, nah, daß ich verachte.
Was künden all die hohlgegossnen Glocken?
Und Keinen sah ich, der verweisend lachte!
Umtönt von greller Stimmen wüstem Kreischen,
blick ich erstaunt ins tägliche Zerfleischen.

Die Menschen rollen wie geballte Massen
aus leichtem Schnee und wachsend nur im Gleiten,
besinnungslos vor Lieben und vor Hassen
ins dunkle Gähnen der Unendlichkeiten.

Aus dem „Buch der Seele" (Neue Gedichte) von Richard Schaukal. Das Werk erscheint Anfang Mai bei Georg Müller in München.

Digitized by Google

Und willst Du einen herzlicher umfassen,
reißt ihn hinweg der breite Strom der Zeiten.
Den Mantel raffend um gebeugte Schläfen,
sinn ich der Ziele, die sie gerne träfen.

Und all die Kläglichkeit von Menschenzielen
umgeistert meine schweigenden Gedanken:
wie sie als Kinder froh mit Wünschen spielen
und jeder Schmeichelhoffnung folgend schwanken,
uneingedenk der andern, die da fielen
entseelt an den erbarmungslosen Schranken.
Und träumend flieh ich in das Grenzenlose,
zum Firnenlicht der unbegriffnen Rose.

Euch Schwächlinge bedenk ich und beklage
das sinnlos nimmermüde Wegewandeln,
dies Drängen durch die Hecken dunkler Tage,
dies ungestüme Fordern, zweifelnd Handeln,
und — bin versucht, daß ich gelassen sage:
es war doch schön im Ruch der frühen Mandeln,
da milder Abend manche Sehnsucht reifte,
mich mancher Traum vom Leben hold umschweifte.

Wer aber Irdisches verflattern hörte
wie einen hohen Flug von weißen Tauben,
wer Wunden, die er einst im Heilen störte,
entschlossen narben ließ, den blinden Glauben
an Gunst des Glücks, der folternd ihn bethörte,
in einer Nacht voll Glanz verstieß: ihm rauben
den friedevollen Schlaf nicht mehr Gesichte
und Blendewunder weltlicher Geschichte.

Er hat sich seinen engen Kreis gezogen,
in dem er still sein auferlegtes Thun,
unwirklich fast, von Zweifeln kaum betrogen,
duldsam verrichtet, traumgekröntem Ruhn
als unserm besten Erbtheil wohl gewogen,
geht jeden Morgen er in festen Schuhn
gewählter Pflicht ans Werk und giebt dem Leben
an reifer Frucht, was er ihm hat zu geben.

Doch ragt sein freier Geist ins Unbegrenzte:
was ihn als Leib umgiebt, ist nur Gewandung
der Seele, die in selige beglänzte
Gefilde steigt, ein Aar, aus dumpfer Brandung
der Täglichkeit, mild nahen sich bekränzte
Unsterbliche in strandgewohnter Landung
dem Hafen seiner stolzen Einsamkeit,
und überwunden sinkt und stürzt die Zeit.

---

## Die Hochzeit des Freundes.

Novelle von Hans Bethge (Steglitz).

### II.

Nach Tisch vertheilte man sich wieder in den verschiedenen Zimmern. Als Kaffee herumgereicht wurde, trat Fridolin kurz entschlossen auf Asta zu und sprach:

„Ich werde das Vergnügen haben, Sie morgen zu Tisch zu führen."

Sie maß ihn etwas verwundert mit den Augen.

„Ah" — machte sie, ohne daß sie Lust zu haben schien, sich in eine Unterhaltung mit ihm einzulassen. Sie roch an der Rose in ihrer Hand, blickte an ihm vorüber und nickte dem Bräutchen zu, das drüben in einem Ring junger Mädchen saß.

Fridolin schwieg absichtlich. Da sah sie ihn wieder mit ihren ruhigen Augen an, und in diesem Blick lag die Frage: Weißt Du sonst nichts zu sagen?

Fridolin dachte: Das ist doch stark. Dann fing er ostentativ vom Wetter zu sprechen an, was sie mit Gleichgiltigkeit über sich ergehen ließ.

Während der kleinen scenischen Aufführungen, wie sie an Polterabenden üblich sind, stand er im Hintergrund, kaute nervös an seinem Schnurrbart und hatte ungleich mehr auf die Schönheit eines blassen Profils Acht als auf die dargestellten Dinge, die die Andren belachten. Astas fein geäderte Schläfen fielen ihm auf. Es war ihm ein wohliges Gefühl, zu verfolgen, wie sich ihr matter Glanz langsam in das üppige Haar verlor.

Nachher kam er noch einmal in ihre Nähe. Ein kleiner Kreis hatte sich auf niedrigen Polsterstühlen zusammengethan, und einige Mädchen pafften Cigaretten in die Luft. Die Braut hatte einen braunen Jagdhund hereingelassen, ihren Liebling, den Jeder zu verhätscheln bestrebt war. Am meisten schien er sich zu Asta hingezogen zu fühlen, die auch am Besten mit ihm umzugehen wußte. Während sie ihm freundlich über Kopf und Rücken fuhr, griff auch Fridolin nach ihm. Er that es zu lebhaft, und das Thier stieß einen Kleffer aus. Asta sah den Ungeschickten strafend an, stieß seine Hand fort und sagte barsch:

„Lassen Sie den Hund."

Fridolin richtete sich auf und maß sie mit kühlem Aug. Er fühlte sich nicht veranlaßt, irgend Etwas zu entgegnen. Er wandte sich mit keinem Wort mehr an sie. Es reizte ihn und wurde ihm bald eine heimliche Freude, sie ebenso rauh und abweisend zu behandeln, wie sie ihn.

Die Damen zogen sich zur Ruhe zurück. Die Herren gruppirten sich noch um eine gemeinsame Tafel, rauchten und tranken Bier, russischen Kümmel und Danziger Goldwasser. Als es Eins schlug, gingen auch sie aus einander, um sich für den folgenden Tag ihre Frische zu bewahren.

Fridolin wurde, während er zu Bett lag, das Gefühl von Astas heftig stoßender Hand nicht los. Es war klar, sie hatte es mit Absicht vermieden, freundlich zu ihm zu sein. Er sah nachdenklich einem viereckigen silbernen Flecken zu, der langsam über die Tapete wanderte, ein Stück von dem Mondlicht, das durch die unverhangenen Scheiben fiel. Dann lächelte er, schloß die Augen und schlief langsam ein.

Nicht weit von ihm war das Zimmer, in dem Asta schlief. Sie war voll Unruhe, wachte mehrmals auf, sah immer dieselbe lange, biegsame Gestalt mit den grünlichen Augen, wollte sie nicht sehen, biß sich die Lippen wund und lauschte auf den Frühjahrswind, der draußen in kurzen Stößen durch den Garten fuhr.

* * *

Für den Mittag des nächsten Tages war die Trauung angesagt. Asta erschien in rosa Seide. Sie sah blasser aus als gestern. Um den Ausschnitt der Brust zog sich ein feiner Gazeschleier, und ein Hals kam zum Vorschein, schlank und zart wie der Stengel einer Blüthe. Fridolin trat zu ihr und reichte ihr ein Bouquet aus weißen Rosen. Sie drückte es an ihr Gesicht und warf ihm einen Blick entgegen, über den er erschrak. So hatte sie ihn noch nicht angesehen.

„Welch schöne Blumen," sagte sie. Sie vergrub sich ganz hinein und sog den Duft auf.

Fridolin schwieg. Sie warf einen Pelz über, und er half ihr in einen der Landauer, die zur Kirche fuhren. Noch ein andres Paar saß mit in dem Wagen. Sie waren ziemlich die Letzten, die in der kleinen Kirche anlangten. Bald kam das Brautpaar, man gruppirte sich, und während die Orgel einsetzte und die Kinder auf dem Chore sangen, schritt man langsam nach vorn an den Altar. Asta hing am Arme Fridolins. Er fühlte sie kaum. Sie ging gerade aufgerichtet, sehr stolz und sehr ruhig. Er sah mit flüchtigem Blick ihr Profil, das feine Kinn, die süßen Schläfe, den Hals. Da erlaubte er sich, ihren Arm ein wenig fester an sich zu

Digitized by Google

drücken. Sofort fühlte er, daß der Zug um ihre Lippen noch herber wurde.

Dann standen sie am Altar neben einander. Das Gefühl, sie so dicht an seiner Seite zu haben, beglückte ihn. Nach einer Weile flüsterte sie: „Mich friert.“ Fridolin sah sich um, bemerkte einen Offiziersmantel über einem Stuhl, nahm ihn und legte ihn um Astas Schultern. Nun war es entzückend zu sehen, wie sie in diesem Mantel, der sie so gut kleidete, dastand, gerade und schlank, blauen Auges, jung, schön, einer spröden Knospe vergleichbar.

„Schöner als jetzt,“ sagte Fridolin leise, „können Sie niemals sein.“

Sie that als höre sie ihn nicht. Doch rieselte Etwas durch sie hin, lau und wohlig, und sie fühlte, es drohte Etwas umzukippen in ihr. Für einen Augenblick freilich nur.

Der Prediger sprach, und die Orgel klang, und die Kinder sangen mit hellen Stimmen, und die goldne Sonne fiel durch die bunten Scheiben auf die Fliesen um den Altar her, und dann fuhr man lachend, von jagenden Pferden gezogen, nach Hause zurück, und durch dies Alles hindurch brauste es in Fridolin: Asta, Asta, Asta!

In ihr war Alles wieder aufgerichtet, stolz und still.

* * *

Als sie nachher bei Tisch neben einander saßen, quälten sie sich mit Worten ab, von denen sie Beide fühlten, daß sie klanglos, leer und nur gesprochen waren, um ein gänzliches Schweigen zu verhindern. Er beobachtete ihre feinen, zerbrechlichen Handgelenke und hatte fortwährend das Gefühl von Porzellan. Auch an den Vorfrühling mußte er denken, der draußen sein Wesen trieb. Dann nahm er sein Glas und hob es ihr entgegen. „Auf die Jugend!“ sagte er, und leiser, mit heimlichem Klang, während die Gläser sich trafen: „Rosen im Haar!“

Das Gespräch wurde wärmer und sicherer.

„Jugend!“ sagte Asta. „Es klingt wie Reichthum und Sehnsucht. Unnennbare Wunder blühen um uns her, und die Quellen, die in uns rieseln, sind wie Gesänge, die in das Leben klingen. Heut sind wir traurig und voll unklarer Wünsche, und Morgen möchten wir mit den Lerchen in den Himmel steigen, möchten umarmen und zerdrücken, was um uns ist, möchten springen und tanzen — und unser Uebermuth ist grenzenlos.“

„Ich kenne diese Stimmung,“ sprach Fridolin, „wenn ich sie habe, laufe ich zu meinem Freund, rüttle ihn und brülle ihn an, daß er meint, ich sei wahnsinnig. Es ist wie eine Befreiung.“

„Und dann die Stunden des Hochmuths . . .“

„So waren Sie gestern Abend.“

„Das ist nicht wahr,“ sagte sie ernst. Dann, nach einer Pause: „Ich wollte Ihnen nur die Richtung geben, wie Sie sich zu mir verhalten sollten.“

„Sie waren entsetzlich. Habe ich das verdient?“

„Ja. Vielleicht sollte ich auch jetzt nicht anders zu Ihnen sein.“

„Warum?“

„Weil ich zu wissen glaube, wer Sie sind. Ich glaube, es sind Mauern, die sich zwischen meinem und Ihrem Gefühl erheben. Sie verstehen die Mädchen vielleicht zu lieben, — ihre Liebe zu achten verstehen Sie nicht.“

Fridolin war erstaunt. So offen hatte man noch nicht zu ihm gesprochen. Es trat eine Pause in der Unterhaltung ein. Sie sah ihn an und mußte lächeln.

Der Jagdhund war wieder im Zimmer, strich zu Asta hin und schmiegte sich an ihre Füße. Sie neigte sich und fuhr mit der Hand liebkosend über sein Fell. Auch Fridolin that, als streichle er das Thier. In Wirklichkeit aber griff er nach Astas Hand, löste sie energisch von dem Fell des Thieres los und hielt sie fest. Sie ließ es geschehen, ihr war als müßte sie ihm wehren, aber ein schlaffes, willenloses, unendlich holdes Gefühl beherrschte sie. So saßen sie eine Weile, schweigend, Hand in Hand, während die Andren meinten, daß sie mit dem Hunde beschäftigt seien. Fridolin sprach leise durch die Zähne hin: „Asta.“ Da war es, als besänne sie sich wieder; als bäume sich Etwas in ihr auf. „Lassen Sie mich los!“ flüsterte sie energisch, indem sie sich aufreckte. Und als Fridolin sich nicht bequemte, ihrem Verlangen nachzukommen, noch einmal und heftiger: „Lassen Sie mich los!“

Fridolin gab die Hand frei. Sie sahen sich nicht an, und eine Weile sprachen sie nichts. Dann kamen wieder die gleichgiltigen Worte. Hinter diesen aber brannte es roth in Fridolin: Ich liebe Dich! — und sein Gefühl war wirr und dunkel. Er wußte, hier war etwas seltsam Hohes und Keusches, etwas, von dem er fühlte, daß man es lieben könnte sein Leben lang; dann aber sah er blitzschnell Fesseln und enge Wege vor sich, und „Freiheit! Freiheit!“ sang sein Blut. Und auch in Asta sah es wirr aus. Wie ein Bach im Frühling rauschte es in ihr; aber machtvoll trotzte sie dagegen auf: „Ich will nicht!“

Den Kaffee nahm man im Gartenzimmer, jetzt einer Art Wintergarten, in dem Palmen und Oleanderbäume standen. Es war fast dunkel geworden. Für eine Weile öffnete man die Glasflügelthür, und nun konnte man über dem Garten das Licht der ersten Sterne funkeln sehen. Der kühle Geruch thaugenäßter Fluren drang herein. Eine Wiesenschnarre lärmte in der Ferne, in harten, unmelodischen Lauten. Dann lauschte man einem Schwarm unsichtbarer, schnellfliegender Kraniche, die aus der dunkeln Luft herunterschrien.

„Welch schöner Abend,“ sagte Asta, „später werden wir Mondschein haben.“

Fridolin saß neben ihr, an einem Tischchen, hielt eine Tasse Kaffee in der Hand und sah hinaus.

„Ja,“ sagte er, scheinbar abwesend.

Dann, als man in der Nähe lauter wurde und lachte, neigte er sich plötzlich zu dem Mädchen und sagte leis, aber heftig:

„Sie sind hart zu mir —“

„Wie können Sie das behaupten —“

„Asta —“

„Nennen Sie mich nicht so. Sie haben kein Recht dazu. Was wünschen Sie?“

„Ich will —,“ er schwieg und biß sich auf die Lippen.

Sie lächelte und zuckte die Achseln. Dann schüttelte sie nachdenklich das Haupt. Dann sah sie ihn an, mit dem Ausdruck großer Innigkeit. Ein Wort sagte sie nicht. Aber Fridolin war es, als sollte er jetzt niederknieen, um ihre Hände zu küssen und seinen Kopf in ihren Schooß zu legen. Doch er beherrschte sich, und schon eine Secunde später hatten die dunkeln, sich widersprechenden Gefühle wieder Raum in seiner Brust.

Gerade während diese stummen Wogen zwischen den beiden jungen Menschen hin und wieder flutheten, trat der Brautvater in den Thürrahmen, klatschte lustig in die Hände und rief: „Bitte tanzen!“

Man hörte schon den Flügel und einige Geigen herüberklingen. Alles stand auf und begab sich in die größeren Zimmer zurück, wo die Tafeln fortgeräumt waren. Einige Paare tanzten schon. Bald entfaltete sich ein buntes Gewirbel. Fridolin lehnte dumpf an einem Thürpfosten und sah dem Treiben zu. Er sah Asta am Arm eines Leutnants vorüberschweben, blaß, mit niedergeschlagenen Wimpern. Dann tanzte sie mit Andren. Später, als sie einmal ruhte, trat er vor sie hin, verbeugte sich und gab ihr den Arm. Sie umschritten den kleinen Saal ein paar Mal, darauf tanzten sie. Sie tanzte leicht und lässig. Fridolin meinte, tausend blaue Blumen blühten unter seinen Füßen auf.

Digitized by Google

Nun war er in den matten Duft ihrer Haare eingehüllt und hörte ihr weiches Athmen und fühlte die kleine schlanke Hand in seiner liegen.

Er drückte sie an sich mit aller Macht. Sie fühlte, daß ihr Stolz nahe daran war, jämmerlich zu zerschellen, wie ein Kahn in der Brandung der See. Zugleich aber lohte wieder die Empörung in ihr auf, und wieder siegte dieses Gefühl, und sie sagte mit hartem Klang:

„Sie sind kühn. Ich wünsche, daß wir aufhören mit tanzen."

„Nein."

„Sofort."

„Ich will nicht."

„Ich schreie, wenn Sie nicht aufhören."

Er ließ ab, führte sie auf ihren Platz, verneigte sich und verließ dann, ohne daß es auffiel, das Zimmer. Er warf sich einen Pelz über und ging hinaus in die Mondnacht.

Die Gebäude des Gutshofes lagen weiß wie Milch in der kühlen Luft. Aus der Ferne konnte man, wenn grade ein Windhauch herüberwehte, die Musik hören, zu der die Knechte und Mägde tanzten, denen dieser Tag auch ein Festtag war. Fridolin schritt über den leeren, gepflasterten Hof und sah seinen Schatten neben sich wandern. Er ging durch eine Pforte in das Feld und auf ein kleines Gehölz von ragenden Kiefern zu, die sich wie drohende Recken gegen den hellen Himmel abhoben. Unter diesen Kiefern lag ein kleiner Friedhof, den verstorbenen Mitgliedern der Gutsfamilie als Ruhestätte dienend. Das letzte der Gräber, das einige frische Kränze trug, war noch ziemlich jung; hier hatte man die Mutter der Braut vor nicht viel mehr als einem Jahre eingegraben. Hohe Eisenkreuze mit gepreßten Goldlettern standen auf den Gräbern, überall wucherte Epheu, und auch an manchen Kreuzen strebte er mit wilder Umarmung empor.

---

## Die Nachlaßsache.

Von Marsyas.

(Dr. Martin Berndt, Berlin.)

Wir müssen uns sicher täuschen, wenn wir uns die Endlichkeit unsres Lebens einreden. Unsre Beziehungen zu den Dingen lassen sich nicht durchaus lösen, wenn wir von hier abscheiden. Jene tausend Gegenstände, zwischen denen sich unser Dasein hinspann, und die von uns in Ordnungen und Bezüge gesetzt waren, sterben nicht, weil und zumal gleich wenn wir es thun. Die Zeit mag gemach auch ihre Form zerschlagen, unsre Vasen zersplittern, unsre Bilder verblassen machen, aber es gehen lange Zeiten hin, bis keine Spange mehr vorhanden, mit denen wir unsre Kleider nestelten, keine Nadel, die den Knoten unsres Haares hielt, und jede Leinwand verworfen, die unsren Körper kühlte. Die Geschichte der Nachlässe zu schreiben, wäre eine fesselnde und fast romantische Arbeit. Man würde von vielen Wanderungen zu erzählen haben, berufene und unberufene Hände würden vorkommen, leise zu belächelnde und herzhaft zu belachende Ironieen und Humore sich einstellen, und das klingende Motiv würde die Lieblosigkeit sein. Man muß schon ein Dichter sein, dem man Archive richtet, wenn man die Gegenstände, die einen leiblich umgaben, in sakraler Furcht erhalten haben will. Sonst kommen zu rasch die nach Silberlingen lüsternen Erben oder ein modischer Geschmack findet sich zu, der das überkommene Holz- und Schnitzwerk altmodisch findet und als Gerümpel verbrennt. Und wenn man in gewissen Nächten aus seiner Gefangenschaft heraus wieder in die Welt zurücktreten könnte, würde man von unseligen Ueberraschungen heimgesucht sein. Denn was ist alle Lust zu leben ohne die tausend kleinen, feinen, dünnen und aparten Objectlein, die uns in guten und in bösen Tagen die Bequemlichkeit zu leben gesichert haben? Und diese erinnerungsreichen und von unsrem Erleben wie ein Schwamm vom Wasser angefüllten Gegenstände werden verthan, verschwendet, vernichtet, verworfen oder verwandt . . .

* * *

Man muß schon ein Dichter sein, wenn man auf sakrale Furcht rechnen will. Eine Kaiserin zu sein, genügt schlechterdings nicht. Was kann heute eine Kaiserin thun, die gewisse Zuneigungen hat? Sie kann sich auf wundervollem Eiland ein wundervolles Schloß errichten, sie kann sich einen Tempel in seinem Parke bauen und in diesem Tempel ein Monument aufstellen. Eine Kaiserin kann einen Dichter lieben und darum diesem Monument seine Züge geben lassen; weil sie ihn liebt . . . Es kann ihrem Leben die Errichtung dieses Denkmals eine sehr bedeutsame Sache und eine Angelegenheit des Herzens sein. Aber sterben muß sie darum doch (vielleicht eher als Andre); und kann sie sich wehren, daß man ihr Schloß dann einem großen Herrn verkauft, der eine große Hofhaltung in ihm hält? Und daß dieser große Herr das Denkmal still aus dem Tempel tragen läßt und es durch ihr eigenes Standbild ersetzt? Nein, sie kann sich nicht dagegen wehren, auch wenn sie eine Kaiserin gewesen und zu ihren Lebzeiten Elisabeth geheißen hat . . .

* * *

Man hat dem Kaiser — man braucht wirklich nicht mehr zu sagen, welchem; er ist heute, da er überall ist, „der Kaiser" schlechtweg — einen großen Vorwurf daraus gemacht, daß er dem armen Heinrich Heine das einzige Denkmal, das er bekommen hat, wegnehmen will. Aber dieser Vorwurf ist vollkommen grundlos. Dieser Heinrich Heine aber, der das Laster hatte, ein Jude zu sein, schrieb unter Anderem von einem „angestammelten" König und so. In Regierungskreisen und in Beamtenkreisen pflegt man von einem acceptablen Juden zu sagen, wenn man von ihm spricht: „Ein Jude, aber anständig." Es ist nicht weiter wunderlich, daß dieser Heinrich Heine, der nicht nur ein Jude, sondern auch nicht einmal anständig war („angestammelt" und so) keine Gunst bei Hofe fand. Aber wenn es selbst wunderlich wäre, könnte das für das Angedenken an Heinrich Heine weiter nichts Verletzendes sein. Das Eigenthum ist unbeschränkt, und wenn selbst Allen dieser Heinrich Heine gefiele, dem Kaiser aber dieser Heinrich unangenehm wäre, so wäre es ebenfalls sein gutes Recht, wie seinen Bücherschrank von seinen Büchern, so seinen Tempel von seinen Standbildern zu säubern. Ich wüßte nicht, was da weiter zu erörtern wäre . . .

* * *

Natürlich muß das Alles in schonenden Formen geschehen; und zu schonen ist allerdings dabei nicht die misera plebs, sondern die Erinnerung an die abgeschiedene Elisabeth. Das fühlte man auch wohl, und deßhalb beauftragte man einen Künstler, der schon eine Statue von ihr gemeißelt, einen Achilleus auszuhauen, und beschloß, damit den Tempel zu schmücken. Und so wurde das Schicksal der Elisabeth tragisch, wenn man so will. Denn man mag den alten und armen Heinrich Heine auch als Frau geliebt und auch verlangt haben, ihm die ausgemergelten Wangen zu streicheln, auch mit der Hand über sein Haar zu gehen und aus seinen Augen die entzündete Glut zu lesen. Und mag dann sehr bitterlich es finden, statt dessen die soignirten Schenkel Achillens' und die sichtbaren Sehnen des Peliden anzutreffen. Oder kann man zu gleicher Zeit und mit gleicher Inbrunst den großen Dichter der Bohême lieben und den großen ungezogenen Jungen von Troja mit seinen gigantenhaften Poemen? Mir will das nicht zu vereinen scheinen; man muß es aber für vereinbar halten, wenn man eine schöne Sache, die Elisabeth hinterließ, nicht verthan und verworfen finden will, so wie unsre Sachen dereinst verthan und verworfen sein werden . . .

---

## Aus der Finanzwelt.

Von Mercator.

Die Börse macht gegenwärtig eine höchst unerfreuliche Zeit durch. Anregungen sind ihr von keiner Seite geboten; sie selbst ist nicht im Stande, irgend welche Initiative zu ergreifen, die Banken bezeugen fortgesetzte Indifferenz, und auch das Publicum zeigt keine Neigung, sich lebhafter an den Geschäften zu betheiligen. Fragt man nach den Ursachen der Lustlosigkeit, so wird man sie in der Unsicherheit der wirthschaftlichen Verhältnisse, sowie speciell in der Unklarheit der Geldverhältnisse zu suchen haben. Seit etwa einem Vierteljahr ist die „amerikanische Gefahr" geschwunden, die Zinssätze von New York bewegen sich constant auf einer Basis von $1^1/_2$—2%, an den europäischen Centralbanken sind die Discontsätze seit geraumer Zeit ebenfalls erheblich herabgegangen, nur in Deutschland ist für die Lage des Geldmarktes ein hoher Zinsfuß charakteristisch. Das zeigt zur Evidenz, daß bei uns trotz der Gelderleichterung noch immer anormale Verhältnisse herrschen, daß wir noch immer unter der Wirkung früherer Perioden, in denen die Industrie sich in Uebermaß engagirte, stehen, und diese Umstände halten die Geldsätze fortdauernd auf einem hohen Stande. Man hatte gehofft, daß die Reichsbank mit dem Discont heruntergehen werde; es ist aber für sie bei den jetzigen Sätzen am offenen Geldmarkte dennoch eine Unmöglichkeit, zumal auch ihr Status durchaus nicht so kräftig ist, um finanzielle Aderlasse ertragen zu können. Auch der letzte Ausweis muß eher als ungünstig bezeichnet werden, weil der Zufluß des Metalls bei Weitem nicht so stark ist wie im Vorjahr. Es sieht so aus, als ob diese Verhältnisse auch noch weiterhin für unsern Markt bestimmend sein würden. Daß diese Umstände auch in andrer Beziehung eine wenig erfreuliche Wirkung haben, bedarf kaum eines Hinweises. Während wir in früheren Zeiten bei Emissionen dreiprocentiger Consols mit einer vierzigfachen Ueberzeichnung, die allerdings von sehr zweifelhafter Beschaffenheit war,

Digitized by Google

prahlen konnten, können wir zur Zeit froh sein, wenn wir eine vierprocentige Emission des Reiches und Preußens ein Mal unterbringen. Wie mit einiger Sicherheit vorauszusehen war, hat der preußische Finanzminister es abgelehnt, das Experiment mit dem „gleitenden Zinsfuß" auch bei der letzten großen Anleihe zu wiederholen. Wir haben nicht allein 4% bewilligen müssen, sondern auch die Rückzahlung für zehn Jahre ausschließen müssen, eine Bedingung, die also die neuen Anleihen noch vortheilhafter erscheinen läßt, als die alten, seiner Zeit in 3½% convertirten vierprocentigen preußischen Consols, da diese jeden Augenblick zurückgezahlt werden konnten. Der vom Reich und Preußen zuletzt adoptirte Zins-Typus ist der neuen Schablone der Städteanleihen genau nachgebildet, die ihre neueren Anleihen gleichfalls mit einem vierprocentigen Zinsfuß und einer zehnjährigen Convertirungsfrist ausgestattet haben. Trotz alledem konnten sie nicht zu pari emittirt werden, und trotz der überaus günstigen Bedingungen gab sich später eine Abschwächung für die Anleihen kund, ein Zeichen für die außerordentliche Schwerfälligkeit des Marktes, für die Schwierigkeiten, die neuen Werthe unterzubringen, für die schwierige Lage des Geldmarktes. Es ist vorläufig gar nicht abzusehen, wann in dieser Beziehung die Verhältnisse sich wieder ändern werden. Möglich, daß, wenn die Speculation sich noch längere Zeit zurückhält und neue Capitalsbildungen vor sich gehen, die nicht gleich wieder für industrielle Bedürfnisse absorbirt werden, alsdann die Voraussetzungen für einen erneuten Aufschwung gegeben sein werden.

So günstig daher auch unter solchen Umständen für die Befürworter einer Aenderung unsers Geld- und Münzwesens die Verhältnisse liegen, so wenig Erfolg dürften sie doch mit ihren Anregungen bei der kommenden Bankgesetzgebung haben. Der neue Bankpräsident bestätigt durch seine bisherige Discontpolitik die Richtigkeit des Verhaltens seines Vorgängers, und man kann sicher sein, daß die Agitation gegen die Reichsbank nachlassen wird, wenn diejenigen, die eine Aenderung unsrer Währung in Verbindung mit etwaigen Bankexperimenten befürworten, auch die Verantwortung dafür übernehmen müßten. Man wird wohl damit rechnen können, daß auch in der neuen Bankverfassung der bisherige gemischte staatlich-private Charakter der Reichsbank gewahrt bleibt, und daß etwaige, auf vollständige Verstaatlichung abzielende Vorschläge abgelehnt werden. Ebenso ist zu hoffen, daß die Vorschläge, die dem Silber unbeschränkte Zahlkraft einräumen möchten, keinen Beifall bei den gesetzgebenden Körperschaften finden mögen. Unsre Goldwährung ist nach wie vor intact; offenkundig aber ist gleichzeitig, daß die Tendenz besteht, das Publicum etwas mehr mit dem Silber oder dem Papier vertraut zu machen, um das Gold mehr in die Kassen der Reichsbank zu leiten. Inwieweit die Einführung des Checkverkehrs auf den Geldmarkt von Einfluß sein wird, muß noch abgewartet werden. Jedenfalls würde es thöricht sein, dieses Moment zu überschätzen, zumal erst eine lange Gewöhnung in Bezug auf das neue Mittel erforderlich ist, bevor dessen Wirkung in die Erscheinung treten kann.

In einem Punkte haben sich die Hoffnungen der Börse, d. h. der Effectenbörse erfüllt: das Börsengesetz ist nunmehr nach zwölfjähriger Berathung endlich angenommen worden. An der Effectenbörse empfindet man hierüber sichtliche Genugthuung, namentlich wegen der gebotenen Sicherheit bei der Ausführung von Terminspeculationen. Es ist kaum zu bezweifeln, daß das Geschäft wieder lebhafter wird. Die Gleichgiltigkeit indessen, mit welcher das Bekanntwerden der Annahme des Gesetzes an der Effectenbörse aufgenommen worden ist, läßt fast darauf schließen, als ob hierin eine gewisse Absicht zu suchen sei, um dem Gesetzgeber, der schon in den parlamentarischen Verhandlungen mit Repressivmaßregeln drohte, nicht Veranlassung zu geben, seine Zugeständnisse zu bereuen. Gespannt darf man einigermaßen darauf sein, ob der Bundesrath die unterdrückten Papiere ohne Weiteres zum Terminhandel wieder zulassen wird. Irgend welche Anhaltepunkte sind ihm seitens des Gesetzgebers nicht mitgegeben worden. Es steht also Alles in seinem Ermessen. Da er nun von vornherein den Standpunkt vertrat, daß es das Richtigste sei, den Terminhandel bedingungslos zuzulassen, so liegt eigentlich kein Grund vor, anzunehmen, daß er den Wünschen der Börse in Bezug auf die Wiederzulassung des Terminhandels in den bisher „unterdrückten" Papieren seine Zustimmung versagen wird.

## Notizen.

**Deutsches Leben der Vergangenheit in Bildern.** Ein Atlas mit 1760 Nachbildungen alter Kupfer und Holzschnitte aus dem 15.—18. Jahrhundert. Herausgegeben von Eugen Diederichs. (Verlag von Eugen Diederichs, Jena.) 1. Band. — Wem es noch nicht feststand, daß der Verlag Eugen Diederichs ein Culturfactor ersten Ranges in Deutschland ist, dem mag es nach dem Erscheinen dieses Werkes bewußt werden. Ein Illustrationswerk, wie es seit der sechsbändigen Culturgeschichte in Bildern in Deutschland nicht veröffentlicht worden ist. 1760 Reproductionen alter Kupfer und Holzschnitte. Das bedeutet: eine Uebersicht über die Kunstgeschichte von vier Jahrhunderten. Das bedeutet: das Wiedersehen lieber alter, vertrauter Blätter in mustergiltigen Reproductionen. Aber in manchen Fällen auch neues Material, das anderswo noch nicht oder nicht in diesem Zusammenhang veröffentlicht worden ist. Dr. A. Kienzle hat dem Atlas eine Einleitung vorausgeschickt, einen Abriß der Geschichte deutscher Kleinkunst, das jene Richtungslinien wiedergiebt, nach welchen die Fülle des vorliegenden Bilderstoffes gesichtet und geordnet werden kann. Mit leichten Gesten deutet er nach den Zusammenhängen zwischen der Zeit und ihrer Kunst, er giebt in klaren Zügen die Entwicklung des Stylgefühles von der Gothik bis zum 18. Jahrhundert. Das neue Verlagswerk von Eugen Diederichs, bei dem der Verleger auch zum erstenmal als Herausgeber zeichnet, bedeutet aber nicht bloß ein Quellenwerk der Kunstwissenschaft, es ist auch ein Bilderbuch deutscher Geschichte. Es bildet eine Ergänzung zu der verdienstlichen Reihe von „Monographien zur deutschen Culturgeschichte", die das Leben der einzelnen Stände zum Gegenstand hatte. Hier sehen wir den Deutschen nicht unter dem Gesichtspunkt des Standes, sondern unter dem der Gesellschaft, also der Mischung der Stände. Die Entwicklung der Sitte, der äußeren Formen des Umganges, der Beziehungen der Geschlechter wird hier dargestellt. Scenen des häuslichen und öffentlichen Lebens, Feste und Gelage, Jagden und Turniere, Liebesgärten und Minnekämpfe, Krieg und Rechtsprechung, Hexenwesen und Zauberei, Gelehrtenstuben und Unterrichtssäle, Tänze und Kirchweihvergnügungen, eine unabsehbare Fülle. Der Künstler und Schriftsteller wird dieses Werk als Nachschlagebuch benützen können, es giebt Costümstudien und Kartenentwürfe, fliegende Blätter und Buchstabenfolgen. Aber das Buch ist nicht auf einen engen Kreis bezogen, es wendet sich an alle Genießenden, es will ein Hausbuch sein, ein Freund für Winterabende, dem man freudig neue Anregungen danken wird. Es führt eine eindringliche Sprache, in klaren, einfachen Linien leitet es in die Vergangenheit zurück, zu den Wurzeln deutschen Wesens. — Jedem Bild ist seine kunstwissenschaftliche Bestimmung und eine kurze Erläuterung beigegeben. Daß die beiden Bände des Werkes (der zweite soll im Frühjahr 1908 erscheinen) nur 27 Mark (broschirt) kosten, verdient als eine That deutschen Buchdruckes hervorgehoben zu werden.

*Karl Hans Strobl* (*Brünn*).

**„Leichte Lieder"** von Arno Hach. Verlag von H. L. Diegmann, Dresden-A. — Der junge Leipziger Dichter stellt sich mit einer größeren Anzahl von Gedichten ein, denen vor Allem satyrische Schärfe und originelle Gedanken nachzurühmen sind. Hach gehört zu den Derben, die fest und männlich zugreifen und manch ein schönes, poetisches Wort zu Gunsten ihres Temperaments opfern. Besonders glücklich zeigt sich der Autor in den Gedichten „Grazien", „Das Künstlerfest", „Confiteor", „Das Blatt Papier" und „Frühjahrsparade". Prüde Ohren dürfen diese Lieder nicht hören, dem Freien aber werden sie Ergötzung bereiten. Hachs Lieder müssen für ihren Urheber Sympathie erwecken und aus diesem Gefühl heraus ist ihm eine Emancipation vom Techniker Heine zu wünschen. Seine Einfälle sind originell, warum die traditionelle Form?

*Leo Heller* (*Berlin*).

**Maultrommel und Flöte.** Neue Verse von Otto Julius Bierbaum. In der nach Zeichnungen von Prof. Otto Hupp durch Gebr. Klingspor hergestellten Schrift „Liturgisch" gesetzt und gedruckt von der L. C. Wittichschen Hofbuchdruckerei in Darmstadt. Mit Schmuckstücken aus dem Werk „Liturgisch" von Gebr. Klingspor. Verlag von Georg Müller (München).

Nach dem zuweilen noch von überwucherndem Gestrüpp durchzogenen „Irrgarten der Liebe" (1885—1900) und der „lyrischen Damenspende" des „seidenen Buchs" (1904) tritt Bierbaum mit einer neuen Verssammlung hervor. Sie ist die äußerlich schmächtigste, aber innerlich reichste von allen. Die ungemeine künstlerische Reife, die der Bierbaum der letzten Jahre gewann und die in ihrer höchsten Frucht in dem außerordentlichen Roman vom „Prinzen Kuckuck" Ausdruck erlangte, kam auch der jüngsten Versernte zu Gute:

„In der heiligen Allmacht, im unendlichen Raum
Streck ich mich, dehn ich mich tausendgestaltig,
Eine Pflanze, Luft, Stein, Wasser, Thier:
Leben in allen Formen, lächerlich und gewaltig."

Neben diesem pantheistischen Erkennen der tiefsten Dinge wird jedoch überdies der phantastischen, humoristischen, realistischen Lyrik ihr Recht. Die eigenartige äußere Ausstattung des Bändchens vermag gleicherweise dem Bibliophilen Vergnügen zu bereiten.

*Viktor Wall* (*Wien*).

### Zur gefälligen Beachtung.

Manuskripte, Bücher, redactionelle Anfragen u. s. f. sind dem Herausgeber, Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstrasse 10, I zu senden.

Digitized by Google

# Empfehlenswerte Bäder, Hotels, Heilanstalten und Sommerfrischen.

**AHLBECK** auf Insel Usedom.

Unmittelbar am Strand von Hochwald umgeben. Täglich Schnellzug- und Dampfer-Verbindung von und nach Berlin 3½ Stunden. Damen-, Herren- und Familienbad. Elektrisches Licht, Konzerte, Theater, Réunions.

Saison 1. Juni bis Ende September.

**Dresden,** Hôtel Bellevue.

Weltbekanntes, vornehmes Haus in unvergleichlich herrlicher Lage an der Elbe u. Opernplatz. **Privat-Badezimmer, Auto-Garrage.** **R. Ronnefeld,** Direktor.

**Hirschberg** i. Schlesien, Bahnhofstrasse 10/11.

**Hotel Drei Berge.**

Altrenommiertes, größtes Hotel I. Ranges am Platze. Im Geschäftszentrum gleich neben dem Postamt gelegen. Omnibus stets an der Bahn. Straßenbahnhaltestelle.

**Auskunftei über Riesengebirgstouren.**

**Bad Kissingen** Idealer Kuraufenthalt.

**Bergschlösschen.**

:: Logis und Pension. ::

Vornehmes Haus, einzig schön am Altenberg, unweit der Quellen und Bäder, mit Restaurant Schweizerhäuschen. **J. Th. Sohmitt,** Besitzer.

**Kolberg** Dr. Lücke's Kuranstalt

See- und Seebad Uhlenhorst.

Elektr. Licht und Zentralheizung. Das ganze Jahr geöffnet Aufnahme von Erholungsbedürftigen. **Kinder guter Kreise** mit Familienanschluss, eventl. Unterricht. Behandlung von Frauenleiden chir. und orthopäd. Erkrankungen, eigenes orthopädisches Institut.

**Malente-Gremsmühlen**

inmitten der **Ost-Holsteinschen Schweiz.** Herrlicher Sommeraufenthalt für Erholungsbedürftige. Prächtige Buchen- und Tannenwälder umschließen träumerische Seen.

Komfortable Hotels und Pensionen.

**Misdroy,** unmittelbar am Strande,

umgeben von Hochwald u. Bergen. Vorzügl. Einrichtungen für Kur- und Unterhaltung. Seebrücke, reger Schiffsverkehr. Tägl. 4 Schnellzüge von und nach Berlin. Bevorzugt als Erholungsort für Familien.

**Oberwaid**

**b. St. Gallen — Schweiz. —**

Sanatorium 1. Ranges für physikalisch- diätetische Heilweise System Dr. Lahmann. Aller Komfort, herrliche Lage über dem Bodensee mit Alpenpanorama. 2 Aerzte, 1 Aerztin. Immer besucht.

Illustr. Prospekte frei.

**Sellin** auf Rügen. Kurhaus Sellin

früher: **Hotel Fürst Wilhelm.** Grösstes Haus am Platze, mit eigener Canalisations-Anlage und Wasserleitung. Direkt im Buchenwald, vor der grossen Landungsbrücke gelegen. Eigene Conditorei im Hause. Zimmer mit vollständiger Pension zu mässigen Preisen.

Fernspr. No. 1. **Joh. Möller,** Besitzer.

Die „Continental"

Mehrfach mit der **goldenen Medaille** prämiiert

Mehrfach mit der **goldenen Medaille** prämiiert

**findet von Tag zu Tag immer weitere Verbreitung.**

**Beweis:**

**Die ausserordentlich lebhafte Nachfrage nach dieser erstklassigen**

**Schreibmaschine.**

**Franz Kaiser – Friedrichstrasse 197 – Berlin W. 8.**


Digitized by Google

Keine Nachnahme! Erst prüfen!

**Orangenblüten-Honig!!**

übertrifft jeden Honig der Welt. Garant. absolut naturr. Bienenprodukt! Begeist. Lob von Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.

**Kusche & Martin, Malaga**
Spanien (Deutsche Firma)

# Antiquitäten.

Antike Eichen-geschnitzte

## Möbel

Stollenschränke, Anrichten,
Baldachin-Truhenbänke u. s. f.

**Ausserordentlich preiswert**

Lieferant an
Kunstgewerbe-Museen u. s. f.

**Hugo Klein,**
**Dresden-A.,** Bankstrasse 10.

Drucksachen über:

**Weck's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel**

kostenlos durch:

**J. Weck, Ges. m. b. Haftung,**
**Oeflingen,** A. Säckingen (**Baden**).

Man verlange nur
**Weck's Originalfabrikate**
**Ueberall Verkaufsstellen.**

**Dritte Auflage**
**Reich illustriert**

## Herders Konversations-Lexikon

**Acht Bände**
**M 100.— Kr 120**

**Freiburg im Breisgau**
**Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien, St Louis, Mo.**
**Durch alle Buchhandlungen zu beziehen — Teilzahlungen**

**Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:**

## HARMONIUMS

m. **wundervollem Orgelton,** v. 78 M. an.
**Illustrierte Pracht-Kataloge gratis.**
**Aloys Maier,** Hoflieferant, **Fulda.**
Prospekte auch über den **neuen**
**Harmonium-Spiel-Apparat**
(Preis m. Notenheft v. 270 Stücken **nur 30 M.**) mit dem **jedermann ohne Notenkenntnis sof. 4stimm. Harmonium spielen kann.**

GRATIS durch die Photohändler:

**„Agfa"-Preisliste 1908**

mit nebenstehender Titelzeichnung, 16 Seiten Text über:

**„Agfa"-**
- **Platten**
- **Films**
- **Cassetten**
- **Entwickler**
- **Spezialitäten**

**„Isolar"**
- **Platten u. Films**
- (Name geschützt)

## *Otto Boenicke*

*Hoflieferant Sr. Majestät des Kaisers u. Königs*
*Berlin W. 8, Französische Straße 21*

*empfiehlt sein reichhaltiges Lager von*
*selbst importierten Havana-Cigarren*
*in der Preislage von Mk. 80 bis Mk. 4600 das Tausend*
*„der berühmtesten Marken".*
*Proben werden von jeder Cigarre gern abgegeben und zum Millepreise berechnet.*
*Preisbücher über importierte Cigarren und über in*
*Deutschland gearbeitete Cigarren*
*in der Preislage von Mk. 18 bis Mk. 340 das Tausend, sowie über*
*Cigaretten, Rauchtabake usw.*
*kostenfrei.*


Verantwortl. Redacteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Max Hesses Verlag in Leipzig. Für den Inseratentheil verantwortlich: Georg Macher, Berlin W. 35, Steglitzer Straße 8. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 20. Berlin, den 16. Mai 1908. 37. Jahrgang. Band 73.

# Die Gegenwart.

INDIANA UNIV. LIBRARY MAY 29 1908

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Max Hesses Verlag in Leipzig. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 4gespaltene Petitzeile 50 Pf.

**Inhalt:**

Das Jugendgericht im Staate Pennsylvania. Von Strafanstaltssecretär a. D. Georg Stammer (Berlin). — Die Bedeutung des jüngsten Hibernia-Urtheils für den preußischen Fiscus. Von Ernst Heinemann (Berlin). — Graf Zeppelin. Eine Studie von Regierungsrath Rudolf Martin (Berlin). 4. — Ueber die Ehe und die Nachkommenschaft des Genies. Von Dr. Albert Reibmayr (München). 1. — Prinz Emil Schönaich-Carolath. Von Hans Benzmann (Wilmersdorf). — Die fünfzehnte Ausstellung der Berliner Secession (1908). Von H. Abeking (Berlin). I. — Zwei Gedichte. Von Chr. Tränckner (Kappeln). — Die Hochzeit des Freundes. Novelle von Hans Bethge (Steglitz). (Schluß.) — Notizen. — Anzeigen.

### Das Jugendgericht im Staate Pennsylvania.

Von Strafanstaltssecretär a. D. Georg Stammer (Berlin).

Gelegentlich der diesjährigen Berathung des Justizetats im Preußischen Abgeordnetenhause ist eine nicht genugsam hervorzuhebende Einmüthigkeit bei allen Parteien zu constatiren gewesen in der Frage der strafrechtlichen Behandlung jugendlicher Personen. Darüber bestanden sehr wohl noch Zweifel, welche Wege einzuschlagen sein möchten, einig aber war das Haus darin, daß es in unserm Vaterlande nur wenig Dinge giebt, die reformbedürftiger wären als das Capitel der Strafrechtspflege in Bezug auf jugendliche Personen.

Nicht zu Unrecht wurde auf Nordamerika als das Musterland in Fragen auf diesem Gebiete hingewiesen und hervorgehoben, daß, wie dort, so bei uns probirt werden müßte, wenn etwas Brauchbares erreicht werden soll.

Mit freudiger Genugthuung kann es begrüßt werden, daß im Stadium des Probirens wir uns nun auch schon befinden und schneller dazu gelangt sind, als es sonst in unsrer guten deutschen Art liegt und sich mit unserm riesigen Verwaltungskörper in der Regel vereinbaren läßt. Aber es ist hier erkannt, daß Gefahr im Verzuge ist und keine Zeit versäumt werden darf. Da hat hocherfreulicher Weise die oberste Justizbehörde von dem Erlaß bindender Vorschriften abgesehen; sie läßt den in der Praxis stehenden Behörden freie Hand — eben zum Probiren.

Wenn wir aber „probiren", haben wir nicht nöthig, von vorn anzufangen, sondern es ist klug und weise, die Erfahrungen uns zu eigen zu machen, die andere Länder bereits gesammelt haben; und da ist auf diesem Gebiet thatsächlich Nordamerika das Musterland, für uns nicht weniger als für andere; denn dort probirt man schon seit 1899 und hat es bereits zu recht beachtenswerther Vollkommenheit gebracht. Es verlohnt also vielleicht, einen Blick auf einen Staat der nordamerikanischen Union zu werfen, der die Jugendgerichtsfrage ganz besonders ernst genommen hat und der uns eine Einsicht in die Entstehung und Herausarbeitung seiner „Campagne für die Kindheit" gestattet, die für uns im gegenwärtigen Moment recht belehrend sein kann.

Eine Frau ist es, die über diese Campagne Bericht erstattet, die mit seltenem Muth, zäher Ausdauer, warmem Herzen und klugen Verstande mitgefochten hat und Siegerin geworden ist — Hannah Kent Schoff.

Mit liebenswürdiger Erlaubniß des Generalcommissars der Vereinigten Staaten für die Internationale Gefängnißgesellschaft, Mr. Samuel J. Barrows, darf ich von diesem Bericht Gebrauch machen und will hier dasjenige davon wiedergeben, das nach meiner Ansicht zur richtigen Auffassung der Sachlage und zur Klärung der Ideen beizutragen im Stande sein könnte.

Hannah Kent Schoff berichtet, daß an einem Maimorgen des Jahres 1899 die Zeitungen von Philadelphia ein Kinderbild veröffentlichten unter den fettgedruckten Worten: „Gipfel des Verbrecherthums." Ein achtjähriges Mädchen war es, das wegen Brandstiftung verhaftet worden war und seiner Aburtheilung entgegensehen sollte. Als vor Gericht das Kind gefragt wurde, warum es Feuer angelegt habe, erwiderte es offen: „Um das Feuer brennen und die Feuerwehr fahren zu sehen." Das Kind wurde im öffentlichen Gerichtsverfahren als Verbrecherin gebrandmarkt und zur Unterbringung in eine Besserungsanstalt verurtheilt.

Seit seinem zweiten Jahre war das Kind mutterlos, Insassin eines Waisenhauses und später in einem boardinghause untergebracht. Freude- und freundlos herangewachsen, hatte das Kind niemals Gelegenheit gehabt, sein Verantwortlichkeitsgefühl zu entwickeln. Nun verhaftet und eingekerkert in eine Besserungsanstalt mit Mädchen zusammen, deren Erfahrung auf dem Gebiete des Verbrechens verschiedenster Art ganz anders geartet waren. Acht Jahre alt, was konnte da die Zukunft wohl bringen?

Hannah Kent Schoff sagt, daß die schreckliche Ungerechtigkeit in Behandlung dieses Kindes in ihr den Entschluß reifen ließ, das Kind, wenn möglich, zu retten. (Sie hat es erreicht, das Kind wurde ein allerliebstes, gutgeartetes Mädchen.) Auf dem Wege dazu waren weitere Nachforschungen über das Strafverfahren gegen Kinder unvermeidlich. Hierbei gewann die Berichterstatterin den Eindruck, daß im Namen der Gerechtigkeit den Kindern bitterstes Unrecht widerfährt. Sie erzählt, wie viele Kinder sie gesehen, die intelligenter Leitung und Führung dringend bedurft, sie aber nie erhalten hätten! Wie viele jugendliche Geschöpfe in den Anstalten ohne Unterschied durcheinander gemengt waren und durch das Beispiel der criminell Belasteten selber zu Verbrechern werden mußten, da sie einen Unterricht in Entartung und Verbrechen erhielten, der in diesem Alter ertheilt, nie wieder vergessen wird. Unendlich viele unschuldige Opfer ihrer Umgebung, ihrer mangelhaften oder schlechten Familienverhältnisse waren zu finden. Das ewige Heil dieser Kinder hing in der Schwebe. Und was gab es für sie? Das kalte, ge-

Digitized by Google

schäftsmäßige Strafgerichtsverfahren. Vor derselben Schranke mit dem abgefeimten Gewohnheitsverbrecher das irrende, mißgeleitete Kind!

Es ist überzeugend und wahr, wenn Hannah Kent Schoff sagt: „Im Lichte ihres wahren Werthes sind Straffälle gegen Kinder für die Allgemeinheit und den Staat von größerer Bedeutung als alle anderen Straffälle. Die Behandlung in dieser Zeit entscheidet über die Zukunft, ob das Kind ein guter Bürger oder ein Verbrecher wird! Ist sie nicht des tiefsten Nachdenkens und der eingehendsten Ueberlegung werth?"

Für die geistige Entwicklung der Kinder sorgt der Staat, ist die physische und moralische Entwicklung nicht ebenso wichtig? Der ersteren genügt das öffentliche Schulsystem, die beiden andern haben die Aufmerksamkeit noch nicht gefunden, die sie um der Sache willen verdienen. Ein Abirren vom rechten Wege in jungen Jahren ist schonendster Hand und sorgfältigster Führung bedürftig. Unvernünftige Behandlung, Vernachlässigung oder gar roher Eingriff fördern die schlechten Anlagen und das Ende ist der Verbrechertypus, gegen den die Gesellschaft sich schützen und wahren und für dessen Unterhalt sie aufkommen muß.

Hannah Kent Schoff gab sich das innerliche Gelübde, so lange zu arbeiten, bis etwas Besseres für die unglücklichen Kinder in Vorschlag gebracht werden könnte. Sie war überzeugt, daß eine Materie von so weittragender Bedeutung für das betreffende Individuum sowohl als auch für die Allgemeinheit die ihrer würdige Beachtung in legislativer Hinsicht finden müßte. Durchdrungen davon, daß die unglückliche Kindheit leiden muß, bis die Frauen erkennen, daß eine weitere Mutterschaft von ihnen verlangt wird, als die Sorge für die eignen Kinder allein, daß ihre Mutterliebe und Muttersorgfalt der gesammten Kindheit zu gelten hat, sieht sie die Durchführung eines staatlichen Systems zum Schutz und zur Förderniß hülfloser Kinder, vor Allem in der Mitarbeit intelligenter, nachdenkender und hülfsbereiter Frauen.

Hannah Kent Schoff nahm sich zuerst vor, zu untersuchen, was andere Staaten für ihre Kinder thun. Da kam es ihr sehr gelegen, als im October 1899 der in Philadelphia sehr angesehene New Century Club ihr seine Unterstützung zusagte, und sie aufforderte, ein Clubcomité zu bilden, dessen Aufgabe es sein sollte, ein brauchbares System durchgreifender Kinderfürsorge für Pennsylvania zu schaffen. Das Comité wurde sorgfältig ausgewählt, Hannah Kent Schoff übernahm den Vorsitz. Ein genaues Arbeitsprogramm fand Annahme und darnach wurde zielbewußt vorgegangen. Als erste Aufgabe stellte sich das Comité: eine gründliche Untersuchung der Verhältnisse in den anderen Staaten hinsichtlich Methoden, Erfolgen und Kosten einer weitgehendsten Kinderfürsorge. Zu diesem Zwecke wurden unter Beistand der juristischen Gesellschaft die Gesetze aller Staaten durchstudirt und gesammelt, was dort hinsichtlich vernachlässigter, fehlerhafter und verbrecherischer Kinder zu finden war. Im März 1900 war diese Arbeit beendet und das Resultat: daß erst in verhältnißmäßig wenigen Staaten Anfänge von Kinderschutzgesetzen existirten. Illinois war der am weitesten vorgeschrittene, er hatte soeben das Jugendgericht und das Probation-System eingeführt. Ein Besuch an Ort und Stelle führte zu der Erkenntniß, daß das in Illinois angewandte System gut und erfolgversprechend sei und zur Nachahmung empfohlen werden könne. Der Gouverneur von Pennsylvania und die Führer der politischen Parteien wurden für die Idee gewonnen und beschlossen, für Pennsylvania die Einführung von Jugendgerichten und des Probation Systems in Vorschlag zu bringen. Von erfahrenen Juristen ließ das Comité zwei Gesetzentwürfe ausarbeiten, deren Hauptpunkte folgende waren:

1. Verhöre von Kindern sind von denen Erwachsener zeitlich und örtlich zu trennen.

2. Kein Kind darf in Polizeigewahrsam genommen oder in Gefängnisse untergebracht werden.

3. Es sollen Probation officers (Vertrauensleute) angestellt werden, die nicht aus öffentlichen Mitteln besoldet, aber von den Richtern ernannt werden und Beamtenqualität haben sollen.

4. Ein Detention house soll in allen größeren Städten eingerichtet werden, in dem ihrem Verhör entgegensehende Kinder untergebracht werden können.

5. Für alle Institute, in denen Kinder untergebracht sind, sollen von Staats wegen männliche und weibliche Inspectoren eingesetzt werden.

Vorstehende Punkte wurden nach einigen Kämpfen zum Gesetz erhoben und am 14. Juni 1901 hielt das Jugendgericht in Philadelphia seine erste Sitzung ab. Die Richter waren zwar Anfangs mit dem gewünschten Verfahren nicht recht vertraut, aber von besten Absichten beseelt, verstanden sie es bald, die Erfahrungen und Gedanken des Comités sich zu eigen zu machen und das neue System nutzbringend zu gestalten.

Der Erfolg des Systems war aber mehr noch als von der Richterarbeit abhängig von der Thätigkeit der Probation officers (Vertrauensleute). Diese auf den höchstmöglichen Stand zu bringen, war die weitere Aufgabe des Comités. Dieses constituirte sich zu diesem Zwecke als: „Permanentes Centralcomité zur Sammlung von Mitteln für den Unterhalt von Probation officers." An alle einflußreichen Vereine wandte sich das Comité um Unterstützung. Jeder zahlende Verein erhielt das Recht, einen Delegirten in das Comité zu entsenden. Alsdann wurden die Städte in Districte getheilt und für eine genügende Anzahl Probation officers (Vertrauensleute) gesorgt, damit jeder Fall individuelle Pflege finden könnte. Als die Mittel zur Aushaltung der Probation officers nicht reichten, wandte sich das Comité an die kirchlichen Behörden jeder Glaubensrichtung, durchdrungen davon, daß die Ziele innerer Mission keine praktischere Bethätigung finden könnten als eben die Rettungsarbeit an den Tausenden von Kindern. Der Appell hatte vollen Erfolg; nicht nur Gelder wurden bewilligt, sondern auch tüchtige Personen als Probation officers zur Verfügung gestellt.

Eine weitere Aufgabe mußte gelöst werden, diejenige der Aufklärung und Gewinnung des Verständnisses und der Mitarbeit weitester Kreise des Volkes. Durch Vorträge an allen Orten, aufklärende Lectüre und persönliche Besuche an geeigneten Stellen wurde man dem gerecht. Der Erfolg war der, daß die Jugendgerichtsidee vielen Anhang fand, und dem Jugendgericht in Philadelphia weitere an anderen Orten folgten.

Es konnte nicht ausbleiben, daß mit der Aufklärung und dem Anhang auch die Opposition wuchs. Diese brachte es so weit, daß aus formellen Gründen das Gesetz von 1901 im Januar 1903 für ungültig erklärt wurde. Das Interregnum dauerte aber nicht lange. Wieder war es das Comité unter Hannah Kent Schoffs Führung, das sich mit ersten Juristen in Verbindung setzte, die Parlamentsführer von Neuem bearbeitete und endlich siegreich durchdrang. Im Juni 1903 wurden die Jugendgerichte und das damit verbündene Probation-System abermals gesetzlich eingeführt, um von nun an zu immer wirksamerem Ausbau zu gelangen.

Das Gesetz von 1903 ähnelt dem von 1901 mit folgenden Aenderungen bezw. Zusätzen:

1. Kinder unter 16 Jahren dürfen nicht auf Polizeistationen untergebracht werden.

2. Kinder unter 12 Jahren dürfen nur dann in Besserungsanstalten gebracht werden, wenn es nach versuchter Erprobung (probation) erforderlich scheint.

3. Das Recht, Kinder in Besserungsanstalten zu schicken, wird dem Friedensrichter entzogen und ausschließlich dem Jugendrichter zuerkannt.

Digitized by Google

4. Instituten, die verwahrloste Kinder aufnehmen, wird verboten, verbrecherische Kinder aufzunehmen und umgekehrt.

5. Ein Polizeirichter hat alle Verhöre von Kindern zu überwachen und falls erforderlich, dieselben dem Jugendgericht zu überweisen.

6. Der Charakter eines Kriminalgerichts wird dem Jugendgericht endgültig genommen und ein besonderes Gerichtsverfahren festgesetzt.

Dies Gerichtsverfahren läßt sich wie folgt kurz skizziren:

Bei dem ersten Verhör des Kindes vor dem Polizeirichter ist der Probation officer (Vertrauensmann) zugegen, der alle Auskunft über das Kind zu liefern hat. Nach dem Verhör wird das Kind in der Regel gegen Bürgschaft der Eltern entlassen. Kein Kind wird inhaftirt, es sei denn, daß sein Belassen im Elternhause für das Kind selbst gefährlich und seine Aufnahme in ein detention house dadurch begründet erscheint.

Die Verhöre werden zwei Mal wöchentlich abgehalten. Das Jugendgericht tagt ein Mal in der Woche. Die Jugendrichter wechseln in regelmäßigen Zeiträumen.

Von jedem Fall einer Unthat eines Kindes erhält der Probation officer (Vertrauensmann) Nachricht; er stellt eine gründliche Untersuchung an und liefert dem Richter eine ausführliche Klarlegung der Verhältnisse des Kindes oder der Ursachen, die zum Vergehen geführt haben.

Das Urtheil des Jugendrichters pflegt in der Regel dahin zu gehen, daß das Kind unter Aufsicht des Probation officers zu Hause belassen wird, es sei denn, daß die Familie des Kindes verbrecherisch ist. Ist es nicht möglich, das Kind in der Familie zu belassen, so erfolgt seine Unterbringung möglichst in einer andern Familie. Reformschulen und Besserungsanstalten sollen die letzten Hilfsmittel sein, die nur dann in Betracht zu ziehen sind, wenn alle andren Mittel sich als unzulänglich erwiesen haben.

Was ist nun das Charakteristische in der ganzen Jugendgerichtsinstitution? Es ist unzweifelhaft der Wandel, der in der Behandlung straffälliger Kinder und der Urtheilsfällung zum Ausdruck gelangt. Früher wurden Kinder, die gefehlt hatten, einfach abgeurtheilt wie Erwachsene und zur Unterbringung in Besserungsanstalten verurtheilt. Dann kamen einsichtige Richter, die das Bessere wollten, wenn sie es auch nicht gleich in vollkommener Weise fanden, und Kinder lieber zu Gefängnißstrafen verurtheilten, weil sie dort in Einzelhaft gehalten wurden und nicht mit noch schlimmeren Elementen in engster Berührung waren. Man denke — ein Kind in Monate oder Jahre langer Einzelhaft! Heute ist uns das Verständniß dafür aufgegangen, die amerikanischen Jugendgerichte haben es uns gelehrt. Sie behandeln Kinder wie Kinder und belassen sie dort, wo sie hingehören, nämlich in der Familie. Zunächst im eigenen Elternhaus und unter sorgfältiger, täglicher Aufsicht der Vertrauenspersonen, die nicht nur den Kindern, sondern bald auch den Eltern Vertraute und Berather werden. Wo dies nicht angeht, verbleiben die Kinder in anderen guten Familien unter derselben Aufsicht. Erst als letzter Nothbehelf „Detention house" und das Ueblere: Besserungsanstalt. Gefängniß kommt überhaupt nicht mehr in Frage. Der Makel „Sträfling" gewesen zu sein, ist den Kindern für immer genommen, der Weg zum ordentlichen Lebenswandel wird ihnen nicht verstellt.

Der Aufsicht über die Kinder, dem Probation-System, mißt Hannah Kent Schoff in der ganzen Frage die bedeutendste Rolle bei. Um die verdienstvolle Frau ganz zu verstehen, ist es am Besten, zum Schluß eng bei ihren Worten zu bleiben. Sie sagt: die sorgfältige Ausbildung derer ist in allererster Linie von Nöthen, deren Specialität das Studium der Kindesseele ist. Wie die geschickte Wärterin die Krankheit besser bekämpfen kann als die ungeschulte, so ist auch bei moralischer Krankheit der geschulte Arbeiter vor Allem nöthig. Studium der Psychologie des Kindes in Bezug auf Entwicklung des Charakters in den verschiedenen Stadien der Kindheit, Studium der Kriminalistik und Sociologie, Gesetzkenntniß und vor Allem heilige Liebe zu den Kindern, sind die Haupterfordernisse für erfolgreiche Arbeit der Vertrauenspersonen, ohne die Jugendgerichtshöfe undenkbar sind. Das Fehlen häuslicher Sorgfalt, Vernachlässigung, schlechte Umgebung können Kinder zu Verbrechern machen, aber den Keim zum Guten finden wir in jedem. Ihn zu wecken und zu entwickeln ist unsre Sache. Durch gerichtliche Strafe geschieht dies nicht, wohl aber durch Erziehung, liebende Hilfe, geduldige Ermunterung. Die Erfahrung an Tausenden von Kindern hat gelehrt, daß es eine Verbrecherklasse unter Kindern nicht giebt.

Liebe zum Kinde, Geduld, Einsicht und Verständniß für seine Natur wird auch uns den richtigen Weg finden lassen. Dabei wird freilich wieder einmal von uns verlangt: Los vom Alten und dem Neuen sich anbequemen!

---

## Die Bedeutung des jüngsten Hibernia-Urtheils für den preußischen Fiscus.

Von Ernst Heinemann (Berlin).

Am 8. April d. J. hat das Reichsgericht in der vielerörterten Hibernia-Affaire wieder einmal ein Urtheil gesprochen, dessen Gegenstand ein vom Fiscus angefochtener Beschluß der Generalversammlung der Hibernia-Gesellschaft vom 4. December 1906 bildete, und das man wohl als den Abschluß des ersten Theils dieser Tragödie bezeichnen kann. Es handelte sich in dem betreffenden Beschluß um die Frage, ob die Hibernia-Gesellschaft das Recht habe, 10 Millionen Mark sogenannter Vorzugsactien der Gesellschaft zu emittiren, ein Recht, welches ihr von dem Fiscus bestritten wurde und nunmehr vom Reichsgericht zuerkannt worden ist.

Um die Bedeutung dieses in der Oeffentlichkeit kaum gewürdigten Urtheils ermessen zu können, wird es nothwendig sein, die Entwicklungsgeschichte der Hiberniafrage kurz zu recapituliren. Bekanntlich machte der Handelsminister Möller im Jahre 1904 den Versuch, das Werk zu verstaatlichen, indem er die Dresdener Bank beauftragte, die zur Durchführung dieser Transaction erforderlichen Actienbeträge aufzukaufen. Von dem damals bestehenden Grundcapital von $53^1/_2$ Mill. Mk. gelang es, etwas mehr als die Hälfte zu beschaffen. Etwa zu derselben Zeit hatte indessen die verstaatlichungsfeindliche Gruppe die Ausgabe von $6^1/_2$ Mill. Mk. neuer Actien und zwar unter Ausschluß des Bezugsrechts für die Actionäre beschlossen. Es entspann sich zunächst ein erbitterter Kampf zwischen dem Fiscus und dem Hibernia-Syndicat um das Existenzrecht dieser $6^1/_2$ Mill. Mk.; das Reichsgericht stellte sich indessen auf die Seite des Syndicats und die ganze Mehrsumme fiel hierdurch der verstaatlichungsfeindlichen Gruppe zu, so daß diese von dem nunmehr betragenen Gesammtcapital von 60 Mill. Mk. etwas mehr als die Hälfte in ihrem Besitz hatte. Da nun zur Verstaatlichung des Werkes $^3/_4$ des Actiencapitals nothwendig waren, so war dieser Zweck von dem Fiscus nicht nur nicht erreicht worden, sondern auch die einfache Majorität, d. h. der entscheidende Einfluß lag in den Händen des verstaatlichungsfeindlichen Consortiums, weil dieses den Fiscus von dem Bezuge dieser $6^1/_2$ Mill. Mk. ausgeschlossen hatte. Die Wirkung war also die, daß der preußische Staat, als größter Actionär des Unternehmens — ein wohl in seiner Art einzig dastehender Fall — weder Sitz noch Stimme in der Verwaltung hatte und sich mit den Minoritätsrechten des Actiengesetzes begnügen mußte. Es war also dank der Beurtheilung dieser Frage durch das Reichsgericht dem Fiscus jeder maßgebende Einfluß auf die Gesellschaft benommen.

Digitized by Google

L'appétit vient en mangeant — nach diesem Grundsatz hat nun inzwischen die verstaatlichungsfeindliche Gruppe weiter verfahren, indem sie am 4. December 1906 wiederum unter Protest des Fiscus durch die Generalversammlung eine Erhöhung des Grundcapitals von 10 Mill. Mk. und zwar durch Ausgabe sog. Vorzugsactien beschließen ließ. Für jeden Kenner der Dinge war es von vornherein unzweifelhaft, daß diese Transaction für den Hiberniatrust einerseits den Zweck hatte, die Rechte des Staates von Neuem herabzudrücken und auf der andern Seite seinen (d. h. des Trustes) Besitz an Hibernia-Actien, der seine flüssigen Mittel stark in Anspruch nahm, wieder etwas liquide zu machen. Zu diesem Behufe hatte die Gruppe auf der einen Seite die Ausgabe von Vorzugsactien durchgesetzt und auf der andern Seite das Bezugsrecht für die Actionäre ausgeschlossen. Das Ungewöhnliche dieser ganzen Frage trat schon dadurch hervor, daß seit ihrem mehr als 30jährigen Bestehen die Hibernia-Gesellschaft zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse niemals etwas anderes ausgegeben hat als Stammactien oder Obligationen. Selbstverständlich konnte ein derartiger Weg auch diesmal wieder beschritten werden; die Beschaffung wäre sogar durch Ausgabe eines viel geringeren Betrages von Stammactien, da diese einen höheren Kurswerth haben, möglich gewesen. Die Behauptung des Syndicates, daß eine Notirung der Hibernia-Stammactien nicht möglich sei, ist inzwischen durch die Thatsachen in bündigster Weise widerlegt worden; wiederholt sind die Actien der Hibernia-Gesellschaft inzwischen wieder notirt worden. Vorzugsactien auszugeben, hat im Uebrigen nur Sinn bei sanirungsbedürftigen Gesellschaften, wenn man den Actionären besondere Vorrechte einräumen muß, um sie zur Hergabe neuen Geldes zu bestimmen. Aber welchen Sinn hat es, Actionären Vorrechte einzuräumen bei einer Gesellschaft, für die der preußische Staat einen Betrag von 240% bot? Ebenso konnten natürlich Obligationen ausgegeben werden, die noch besser fundirt gewesen wären als die Vorzugsactien. Aber die Ausgabe der Vorzugsactien hatte vor allen Dingen die Wirkung, daß das Stimmrecht in der Gesellschaft noch mehr zu Ungunsten des Fiscus verschoben wurde, weil das Syndicat in Folge des erheblich niedrigeren Kurses der Vorzugsactien einen viel größeren Nominalbetrag an Vorzugsactien als an Stammactien in seinen Besitz bringen konnte, so daß das für diesen Actienbesitz aufgewendete Capital dem Syndicat dasselbe Stimmrecht gewährte, was der Fiscus mit einem 2—3fach höheren Capitalaufwande erworben hatte. Die Hiberniagruppe hatte also ihren Zweck erreicht, den größten Actionär der Gesellschaft, den preußischen Staat, von der Theilnahme an den Vorzugsactien auszuschließen, sodann erhöhte sie durch den Stimmenzuwachs von Neuem ihre Herrschaft in dem Unternehmen, und endlich war sie in der Lage, was für sie die Hauptsache war, einen Theil ihres Besitzes an Stammactien liquide zu machen — daher auch wohl die plötzlich aufgetauchte Notirung! —, ohne ihre Majorität gefährdet zu sehen. Es war klar, daß der Fiscus gegen einen derartigen Beschluß Widerspruch erhob, allein er ist in allen drei Instanzen abgewiesen worden, nachdem bei der ersten Transaction die Untergerichte sich zum Theil noch auf seine Seite gestellt hatten.

Was könnte man nun eigentlich mehr wünschen, um den Charakter dieser reichsgerichtlichen Judicatur in das hellste Licht zu rücken, als wenn die sämmtlichen Actiengesellschaften in Deutschland nach der ihr durch das Reichsgericht vorgezeichneten Richtlinie verfahren würden! Denn dieses Urtheil des Reichsgerichts setzt die Majorität einer Actiengesellschaft in den Stand, so ziemlich jedes Mittel zu gebrauchen, um die Minorität einer Actiengesellschaft zu erdrücken. Wer kann jetzt noch eine Majorität daran hindern, unter Ausschluß des Bezugsrechts Vorzugsactien auszugeben, die in Bezug auf Stimmrecht, Dividendenrecht und werthvoller Rückzahlungschance bei Liquidirung auf eine förmliche Werthlosmachung des in den Händen der Minorität befindlichen Actienbesitzes hinauslaufen? Was kann bei einer Capitalsvermehrung die Majorität fortan davon abhalten, die neuen Actien im Falle der Vermögensvertheilung besonders zu bedenken, sie mit hohen Stimm- und Dividendenrechten auszustatten und die Minorität einfach von diesen Vorrechten auszuschließen? Es ist also nach diesem Verfahren dem Hiberniatrust auch weiterhin vollständig unbenommen, den Besitz des preußischen Staates durch Transactionen der bisher unternommenen Art immer weiter zu entwerthen, indem er nur die Ausgabe neuer Actien beschließt, diese mit hohen Stimm- und Dividenden- und Rückzahlungschancen ausstattet und den preußischen Staat von der Theilnahme an der neuen Emission einfach ausschließt. Der letztere ist absolut ohnmächtig: das Reichsgericht hat ihm die Hände gebunden.

Und trotzdem sind diejenigen, die ihr Recht in dieser Weise ausnutzen, übel berathen, denn sie vergessen, daß hinter dem Gericht immer noch der Gesetzgeber steht, um gerade mit Bezug auf solche Actionen einzugreifen. Nach der Auffassung des Verfassers sind allerdings auch schon jetzt die Einzelrechte der Actionäre durch jene Beschlußfassung verletzt worden, denn ein solches Einzelrecht ist das Recht der Actionäre auf die Vertheilung des Gesellschaftsvermögens im Falle der Auflösung der Gesellschaft, und Sonderrechte können laut § 35 des B. G. B. nicht durch die Generalversammlung beeinträchtigt werden. Wenn aber das Recht der Actionäre auf die Vertheilung des Gesellschaftsvermögens ein Individualrecht ist, so ist es nach Ansicht des Verfassers auch das Recht auf Erwerbung solcher Rechte, von denen die Vertheilung des Gesellschaftsvermögens im Falle der Auflösung der Gesellschaft abhängig ist; das sind eben Bezugsrechte, denn eben von den Bezugsrechten hängt auch die Vertheilung des Gesellschaftsvermögens ab. Da sich indessen das Reichsgericht an diese Erwägung nicht gekehrt hat, so bleibt wohl kaum ein andrer Ausweg, als dem § 282 des Handelsgesetzbuches, auf den sich das Syndicat bei seinem Vorgehen stützt, seinen einschränkenden Nachsatz zu nehmen. Dieser Paragraph lautet: „Jedem Actionär muß auf sein Verlangen ein an seinem Antheil an dem bisherigen Grundcapital entsprechender Theil der neuen Actien zugetheilt werden, so weit nicht in den Beschluß über die Erhöhung des Grundcapitals ein Anderes bestimmt ist. Es ist eine unbedingte Nothwendigkeit, daß dieser einschränkende Nachsatz: „so weit nicht u. s. w." gestrichen wird und daß das Bezugsrecht den Actionären pro rata ihres Actienbesitzes bedingungslos zugestanden wird. Das ist schon in Rücksicht auf die Tendenz der letzten Actiennovelle nothwendig, die (s. die Denkschrift zum Actienrecht Seite 157) „die die einseitige Berücksichtigung des Interesses von Personen, die einen maßgebenden Einfluß in der Gesellschaft und deren Organen besitzen", verhindern wollte und die in Folge dessen „jeden Actionär das Recht, die Zutheilung eines, seinem Antheil an dem bisherigen Grundcapital entsprechenden Theiles der neuauszugebenden Actien" zuwilligen wollte — sofern die Generalversammlung nicht etwas Anderes bestimmt. Diese letzte Einschränkung aber hebt das Zugeständniß für die Actionäre wieder auf, weil eben die Personen, die einen maßgebenden Einfluß in der Gesellschaft besitzen, diesen Einfluß eben immer durch die — Generalversammlung geltend machen. Die Streichung des erwähnten, die Bezugsrechte des Einzelactionärs wieder einschränkenden Nachsatzes im § 282 des H. G. B. bedeutet nach Ansicht des Verf. im Grunde überhaupt nichts weiter als die zweifelsfreie Anerkennung eines Individualrechtes des Actionärs, weil, wie schon erwähnt, von den Bezugsrechten die Vermögensrechte des einzelnen Actionärs mit abhängig sind. Die Aufhebung jener Ein-

Digitized by Google

schränkung würde somit nur einem ohnehin bestehenden Princip im Actienwesen Rechnung tragen. Es handelt sich hier also nicht nur um die widerstreitenden Interessen zwischen dem Staate und dem Hiberniatrust, sondern auch um eine Frage von größter Tragweite im Actienwesen, um die Frage der Gleichberechtigung der Actionäre, und dem Hibernia-Syndicate gebührt auf alle Fälle das Verdienst, die Aufmerksamkeit des Gesetzgebers auf diese wichtige Frage hingelenkt zu haben.

---

## Graf Zeppelin.

Eine Studie von Regierungsrath Rudolf Martin (Berlin).

### 4. Graf Zeppelin und der Verkehr.

Die fünf französischen und die zwei deutschen Motorluftschiffe des unstarren und halbstarren Systems haben noch nicht die Anregung zur Begründung von Verkehrslinien gegeben. Zu verwundern ist dies keineswegs, denn die größten dieser nichtstarren Motorluftschiffe tragen nicht mehr als sechs bis acht Personen. Mit vier Personen ist der Parsevalsche Motorballon schon stark belastet. Und selbst nach ihrer Vergrößerung auf 3600 cbm Gasinhalt hat die verschollene „Patrie" nicht mehr als acht Personen tragen können. Da zwei Personen zur Bedienung des Steuers und des Motors erforderlich sind, kann sich die Zahl der Fahrgäste auf nicht mehr als zwei belaufen. Auch würde die Reise durch die Luft gegenwärtig höchstens 150 bis 200 km betragen können. Die Aussicht auf eine schleunige Errichtung von Verkehrslinien ist also eine sehr geringe, wenn sie sich auf die nicht starren Motorluftschiffe aufbaut.

Seit der großen Recordfahrt des Grafen Zeppelin am 30. September steht mit einem Male die Frage der Errichtung großer Verkehrslinien durch die Luft unmittelbar vor uns. Das starre Aluminiumluftschiff mit seiner gewaltigen Tragfähigkeit und mit seinem weiten Actionsradius ist zur Lösung dieser Frage wie geschaffen. Wieviel Personen kann ein solches Aluminiumluftschiff größten Styls durch die Luft befördern? Niemand kann zur Zeit eine endgültige Antwort auf diese Frage geben. Die competenteste Autorität aber ist der genau rechnende General und Erfinder selbst. Nach seiner Ansicht ist es schon jetzt möglich, Aluminiumluftschiffe von 30000 cbm Gasinhalt zu bauen, die nicht weniger als 200 Personen tragen. Diese Berechnung gilt für eine kurze Fahrt von nur zehn Stunden. Bei einer längern Fahrt müßte man etwas weniger Personen und mehr Benzin an Bord führen. Der Uebergang von einem Motorluftschiff von 11300 cbm auf die fast dreifache Größe ist etwas rapid. Ein Aluminiumluftschiff für 75 Personen läßt sich aber ohne Verlängerung nur durch die Erhöhung des Durchmessers des gegenwärtigen Luftschiffes Nr. 3 um 2 m erzielen.

Aluminiumluftschiffe dieser Art werden in den kommenden Jahren in Europa wie in Amerika in großer Zahl gebaut werden. London wie Paris sind von Berlin nicht mehr als 850 km entfernt. Errichtet man auf einem See oder Teich neben einer jeden dieser drei Hauptstädte Bergungshallen, so kann der Verkehr mit Aluminiumluftschiffen seinen Anfang nehmen. Schon das gegenwärtige Aluminiumluftschiff Nr. 3 des Grafen Zeppelin würde dieser Aufgabe genügen. Von Berlin nach Wien beträgt die Entfernung bloß 500 km. Es wird Niemand daran zweifeln, daß das Luftschiff Nr. 3, welches am 30. September ohne jede Anstrengung 350 km zurücklegte, auch von Berlin nach Wien zu fahren vermag.

Je größer aber die Entfernungen werden, um so lohnender wird die Luftreise. Besonders wichtig würde eine Verkehrslinie von Wien nach Constantinopel und von Constantinopel nach Bagdad und Teheran sein. In meinem Buche „Berlin—Bagdad, das Deutsche Weltreich im Zeitalter der Luftschifffahrt 1910/1931" habe ich die Fahrt in einem Aluminiumluftschiff von Berlin nach dem 3300 km entfernten Bagdad im Jahre 1930 geschildert. Nach der theoretischen Berechnung des Grafen Zeppelin kann sein gegenwärtiges Luftschiff mit zwei Motoren 3000 km und mit nur einem Motor in der doppelten Zeit 4800 km zurücklegen. Augenblicklich ist Niemand im Stande, ihm das Gegentheil zu beweisen. Für die Einrichtung von großen Verkehrslinien ist die Möglichkeit der Zurücklegung einer so riesenhaften Entfernung auch gar nicht nöthig. Wer von Berlin nach Bagdad im Luftschiff reisen will, wird die Reise gern in Wien und Constantinopel, vielleicht auch an einigen andren Orten, für eine Stunde oder eine Nacht unterbrechen.

Länder ohne Straßen und ohne Eisenbahnen wie Marokko, Abessynien, Persien oder der westliche Theil von China werden von der Einrichtung solcher Verkehrslinien durch die Luft ganz besonderen Vortheil haben. Die Motorluftschifffahrt wird diesen Ländern Ordnung und Rechtschutz bringen. Indem sie die Bildung verbreitet, wird sie die Landwirthschaft in diesen Ländern fördern und industrielle Unternehmungen ermöglichen. Das Bedürfniß nach Eisenbahnen wird erwachen, um die Erzeugnisse in der Landwirthschaft und Industrie transportiren zu können. Große rückständige Länder mit wenig Eisenbahnen und schlechten Wegen wie Rußland werden verhältnißmäßig die größten Fortschritte unter dem Einfluß der Motorluftschifffahrt machen. Der Motor in der Luft wird dem russischen Muschik, wenn auch nur allmälig im Laufe der Jahrzehnte, Bildung und Capital zuführen. Was früher nur in hundert Jahren zu erreichen war, wird jetzt in 50 oder 30 Jahren geschaffen werden. Der Motor in der Luft wird in Rußland und in Rumänien die Progroms beseitigen und die Aufrechterhaltung der Ordnung sichern. Die Pacificirung Marokkos oder Arabiens und Mesopotamiens wird nicht nur den Reichthum dieser Länder heben, sondern auch einen umfangreichen Handel mit Westeuropa zur Folge haben. Ungeheure Bodenschätze werden in Afrika und anderwärts unter dem Schutze der Motorluftschifffahrt gewonnen werden. Daher bedeutet das Zeitalter der Motorluftschifffahrt schon in seinen ersten Anfängen eine gewaltige Steigerung des Reichthums der ganzen Welt.

Durch alle bisherigen Verkehrsmittel ist die Herrschaft des Menschen über den Raum nur in einem gewissen Umfange erweitert worden. Durch das Aluminiumluftschiff in Verbindung mit der drahtlosen Telegraphie und Telephonie wird diese Herrschaft des Menschen über den Raum zu einer vollkommenen. Die Thätigkeit des Menschen wird ausgedehnt, aber sie wird auch eingeengt. Die Wissenschaft breitet sich aus, und der Aberglaube verschwindet. Der Schutz schlechter Wege mindert sich. Unter dem Schutze schlechter Wege sind Irrlehren und falsche Propheten erstanden, Hexen verbrannt, Unschuldige gefoltert worden. Menschenfresser und andere Cannibalen werden alle Zeit die aufrichtigsten Gegner der Motorluftschifffahrt bleiben.

Indem der Motor in der Luft das Hinderniß des Raumes und der Zeit in so großem Umfange hinwegräumt, macht er unabsehbare Mengen menschlicher Kräfte für die Culturarbeit frei. Die Eisenbahn hat bereits zu Gunsten des Menschen die Erde verkleinert. Die Motorluftschifffahrt und die Telephonie ohne Draht sind die bedeutsamsten Mittel zur Verkleinerung der Erde. Je kleiner die Welt, um so größer ist der Mensch.

Der Motor in der Luft löst den Menschen los von dem Zwange der Straße, von dem Zwange des Landes und von dem Zwange des Wassers. Durch die Motorluftschifffahrt wird der Mensch souverän in der Auswahl seines Weges. Völker, die die Natur weit aus einander gerückt und mit andrer Hautfarbe, andrer Gesichtsbildung, andern

Digitized by Google

Eigenschaften ausgestattet hat, werden durch die Motorluftschifffahrt vollständig durch einander gewirbelt. Durch die Erleichterung des Verkehrs vermögen die bisher getrennten fremden Bestandtheile in einem Volke sich zu vereinigen und gemeinsam ihre Ziele zu verfolgen.

Der schnellen Ausbreitung der Eisenbahnen stemmte sich die Nothwendigkeit der staatlichen Genehmigung und der Expropriation oder Erwerbung der Grundstücke entgegen. Der Bau langer Eisenbahnlinien sammt den Schienen und Brücken erforderte Jahre. Das Aufkommen der Motorluftschifffahrt ist von dem Willen des Staates unabhängig. Die Verkehrsluftlinien können von privaten Unternehmern begründet werden. Niemand wird daran denken, dem Staate ein Monopol dafür einzuräumen. Der Wohlhabende wird ein kleines unstarres Motorluftschiff und der sehr Vermögende vielleicht sogar ein Aluminiumluftschiff besitzen, wie heut ein Automobil. Die Motorluftschifffahrt wird das Individuum wieder mehr unabhängig von der Allmacht des Staates machen.

Der Motor in der Luft wird sich erweisen als der stärkste Feind aller Rückständigkeit, allen Aberglaubens, aller Unwissenheit. Indem der Motor in der Luft dem Willen des Menschen die Erde unterwirft, befreit er zugleich den Menschen von ungezählten Fesseln.

---

## Ueber die Ehe und die Nachkommenschaft des Genies.

Von Dr. Albert Reibmayr (München).

### 1.

Ueber die Künstlerehe oder Ehe der Genies sind die widersprechendsten Ansichten verbreitet, indem man gewohnt ist, unter Künstlerehe alles Mögliche, so die Ehe von Schauspielern, Virtuosen, verkommenen Talenten und Genies ꝛc. mitzurechnen. Dadurch ist die Künstlerehe sehr in Verruf gekommen, weil eben unter diesen „Künstlern“ sich wirklich viele schlechte Ehemänner befinden. Wenn man aber das echte Genie auf sein eheliches Glück prüft, dann erscheint es sogar in einem viel besseren Lichte als dies bei den Durchschnittsmenschen überhaupt der Fall ist. Wenigstens trifft dies bei den erstclassigen Genies und besonders bei den schöpferischen, positiven Genies zu, und das ist auch seinem Charakter nach vollständig verständlich. Warum sollte auch das Genie, das alles Wichtige ernst und gründlich nimmt, in der Ehe sich anders verhalten, als es dies im Leben sonst thut? Freilich hängt da sehr viel von der Frau ab; wo aber das Genie in dieser Hinsicht einen guten Griff gethan, treffen wir auf sehr glückliche Ehen. Dies geht auch aus einer Arbeit von Edw. John Hardy, „Das Liebes- und Eheleben berühmter Männer“, hervor. In der Einleitung bringt der Autor die gewöhnlichen Ansichten über die unglücklichen „Künstlerehen“ vor; dann wird man aber sehr überrascht, denn es folgt die Beschreibung einer weit überwiegenden Zahl von glücklichen Ehen. Aus der Beschreibung der unglücklichen Ehen genialer Männer geht in der Regel hervor, daß es fast immer die Frau war, die, das Genie in ihrem Manne verkennend, die Ursache zum Unglück gewesen ist. So ist ja schon die Frau des Socrates als ein solch böser Typus sprichwörtlich geworden. Aehnliche Xantippen waren auch die Frauen Haydns und Albrecht Dürers, die von der Genialität ihrer Männer keine Idee hatten und ihnen das Leben arg verbitterten. In neuerer Zeit haben wir ein sehr instructives Beispiel, daß es auch für eine Frau, die Verständniß für die geniale Anlage ihres Mannes hatte, ja eingestandenermaßen ihn eben dieser genialen Anlage wegen geheirathet hat, gefährlich ist, die Gemahlin eines Genies zu sein, wenn sie nicht hierfür geeignete Anlagen hat. Es ist dies die Frau Carlyles; es hat sich erst nach ihrem Tode eine recht häßliche literarische Fehde hierüber entsponnen. Ganz mit Unrecht wurde hier Carlyle beschuldigt, seine Frau unglücklich gemacht zu haben. Auch für die Frauen gilt das Wort Michelangelos, daß man sich große Männer gefallen lassen müsse, wie sie sind, wenn man ihren Umgang wünsche. Wer an dem Ruhm eines Genies participiren will, muß auch die Schattenseiten des Ruhmes, die ja niemals fehlen, sich gefallen lassen.

Das Genie hat ein instinctives Gefühl, daß ihm und seiner künstlerischen Freiheit in der Ehe viele Gefahren drohen. Darum bleibt es meist ehelos. Aber nicht nur die Furcht vor der Beschränkung der künstlerischen Freiheit hält das Genie von der Heirath ab: auch sein Hang zur Einsamkeit und Concentration verhindert häufig den Eintritt in die Ehe. Die Kunst ist eben noch viel eifersüchtiger als die Frau und verlangt den Künstler und seine Zeit ganz für sich. Mit diesem Naturgesetze findet sich aber eine Gattin, und wenn sie auch eine kluge Frau ist, nicht gerne ab. Entweder muß also die Kunst leiden, oder die Frau klagt über Vernachlässigung.

In neuerer Zeit wird die Neigung des Genies zur Ehelosigkeit auch häufig mit einer homosexuellen Anlage erklärt, ja überhaupt zwischen Genie und Homosexualität ein ähnlicher Züchtungszusammenhang zu finden versucht, wie seiner Zeit zwischen Genie und Wahnsinn. Auch die Methode, die hier angewandt wird, ist oberflächlich und unwissenschaftlich. Es mag dem Sachverständigen beim Lesen der Biographien und Betrachten der Kunstwerke mancher Genies der Verdacht kommen, daß hier eine homosexuelle Anlage vorhanden sein kann. Aber ein solcher Verdacht berechtigt noch lange nicht zum Ausspruche einer so diffamirenden Beschuldigung in wissenschaftlichen Werken und in Zeitschriften. Ebenso wenig wie man einen Menschen, der offenkundige Symptome des phthisischen Habitus aufweist, schon für „tuberculös“ erklären darf, ebenso wenig darf man einen Menschen, der Symptome einer sexuellen Zwischenform erkennen läßt, öffentlich für einen „Homosexuellen“ erklären. Dies darf um so weniger geschehen, als ja heute nicht nur alle Laien, sondern selbst die Mehrzahl der Aerzte noch die homosexuelle Anlage mit der perversen Geschlechtsbestätigung in einen Topf wirft, was gar nicht der Fall ist und nur bei 10—15% vorkommt. So mußten wir es in neuester Zeit erleben, daß auf Grund ganz vager Anhaltspunkte Genies wie Michelangelo, Friedrich der Große, Winkelmann, Alex. v. Humbold, Nietzsche, Whitman ꝛc. für die Gemeinde der Urninge requirirt wurden. Wenn alle der Homosexualität beschuldigten Genies aus dem Grabe erstehen und ihre Verleumder vor das Gericht citiren könnten, würden diese fast alle sachfällig werden. Das Genie ist aber deßhalb, weil es gestorben ist, noch nicht vogelfrei geworden, und jeder anständige Culturmensch muß sich verpflichtet fühlen, die Ehre des Genies gegen so freche und schlecht begründete Angriffe zu vertheidigen. Ist es schon richtig, daß der Mensch überhaupt es liebt, „das Strahlende zu schwärzen“, so gehört doch ein recht gemeiner Sinn dazu, es auf diese Weise zu beschmutzen.

In Degenerationszeiten nehmen die sexuellen Zwischenformen — also die Anlage zur Homosexualität — in allen von der Degeneration ergriffenen Familien und Ständen zu. Es ist daher in solchen Zeiten verständlich, daß auch die Talente und Genies, die aus derartigen Familien stammen, die Anlage hierzu häufiger aufweisen müssen. Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß eine solche Anlage die an und für sich große Abneigung des Genies zur Eingehung einer Ehe noch

---

Wir entnehmen diesen interessanten Beitrag einem demnächst bei J. F. Lehmann (München) erscheinenden, zweibändigen Werke des Verfassers, das sich die „Entwicklungsgeschichte des Talentes und Genies“ betitelt. Wir kommen auf das Werk s. Z. noch ausführlich zurück.

Digitized by Google

vergrößern kann.*) Aber so weit es möglich ist, über dieses geheimnißvolle, psychologische Problem ein Urtheil abzugeben, scheint mir doch der Hauptgrund der Ehelosigkeit der Genies immer in erster Linie die Furcht der Beschränkung der künstlerischen Freiheit zu sein.

Dies sind also die biologischen Ursachen, weßhalb das Genie bezüglich der Ehe häufig anders sich benimmt als das Talent und in seiner Majorität unverehelicht blieb. Daß dies sich so verhält, darüber haben wir zahlreiche Belege aus den Biographien der Genies selbst. Die philosophischen Genies des Alterthums waren schon wegen ihrer freiwilligen Armuth zum Zölibat geneigt, und die meisten außer Sokrates und Aristoteles waren auch unverheirathet. Erst die spätere Stoa proclamirte die Ehe als Pflicht des Philosophen. So wird auch bei Plutarch hervorgehoben, daß der Zölibat und die Armuth das Genie beweglicher und freier machen und an dem unverheiratheten Epaminondas im Vergleich zum verheiratheten Pelopidas nachgewiesen, daß er von Anfang an der Philosophie und einem einsamen Leben mehr zugethan gewesen sei.

Petrarka bezeichnet in seinem Buche von den Heilmitteln im Glück und Unglück die Ehe als eine Fessel, von der der Tod allein befreien kann, und zugleich als wesentliches Hinderniß wahrer Freundschaft. Auch Boccacio bekundet eine ausgesprocheue Abneigung gegen die Ehe.

Als Tommaso Soderini einmal Boticelli dazu anhalten wollte, zu heirathen, sagte dieser: „Dieserwegen will ich Euch nur erzählen, was mir neulich passirt ist; mir träumte, ich hätte ein Weib genommen; mein Schrecken darüber war nun so groß, daß ich erwachte, und aus Furcht, wieder einzuschlafen und weiter davon zu träumen, stand ich auf und rannte wie ein Narr in den Straßen von Florenz herum."

Michelangelo war nicht verheirathet. Auf die Frage weßhalb, hat er einmal geantwortet, er besitze schon eine Frau, für die er sich sein Leben lang genug abgemüht und die Kinder, die er hinterlasse, seien seine Werke (Thode).

Bacon sagt über die Ehe des Genies: „Wer Weib und Kinder hat, hat dem Glücke Geißeln gegeben; denn sie sind ein Hinderniß bei allen großen Unternehmungen: gewiß sind die besten Werke, die am segenvollsten für das allgemeine Wohl waren, von unverheiratheten oder kinderlosen Männern gethan worden, die die ganze Menschheit sozusagen geheirathet haben." Und anderswo sagt er: „Ohne Zweifel sehen wir die edelsten Werke und Gründungen von kinderlosen Männern geschaffen, die sich bemühten, den Ebenbildern ihres Geistes Leben zu verleihen, wo ihnen die Ebenbilder ihres Körpers versagt blieben. So ruht die Sorge um die Nachwelt am meisten auf denen, die keine Nachkommenschaft haben."

---

## Prinz Emil von Schönaich-Carolath.

Von Hans Benzmann (Wilmersdorf).

### Eterna doglia.

Die blasse Rose starb in Deinen Händen,
Mit schwarzen Augen sahst Du tief ins Leere,
Des Abendrothes schräge Flammenspeere
Verglühten hinter dunklen Taxuswänden.

Der Sommer wich, roth starrt die bittre Beere
Vom Lebensbaum, und mit erloschnen Bränden
Verfärbt sich über fröstelnden Geländen
Der Tag in Flucht vor fernem Wolkenheere.

Auch uns ergreift des Abschieds großer Zug,
Denn keine Liebe sättigt bis zum Grunde
Ein Herz, das Gott mit ewger Sehnsucht schlug.

Dies Herz begräbt zu kalter Abendstunde
Jedweden Wunsch, den unerfüllt es trug,
Tief in des Himmels rother Sonnenwunde.

Am 30. April starb auf seinem Gute Haseldorf in Schleswig der Dichter Prinz Emil von Schönaich-Carolath. Nach starken inneren Erlebnissen in der Jugend, über die ihn Reisen in fernste Länder, Abenteuer und Gefahren nicht hinwegbrachten, widmete er die reifen Mannesjahre ganz seiner Familie, der Pflege seiner Güter, wissenschaftlichen Studien und der Dichtkunst.*) Als Dichter ging er seinen eigenen stillen Weg. Beeinflußt von den Romantikern, namentlich von Eichendorff, aber auch ganz besonders von den Dichtern des Weltschmerzes, von Byron und Heine, erscheint er später in seiner Technik als ein Vorläufer der Modernen, die denn auch gerade von ihm viele Anregungen empfangen haben. Insbesondere ist das Reinkünstlerische, die Form seiner späteren Gedichte, durchaus modern, d. h. die von den Modernen erstrebte Harmonie zwischen Form und Inhalt oder besser Anschaulichkeit und Stimmungstiefe ist seiner Lyrik im hohen Maße eigen. Andrerseits mögen Schmerz und Resignation — dies sind doch nun einmal die tiefsten Quellen der Poesie! —, mag dunkles Erleben auch genugsam aus seinen Dichtungen klingen: seine Weltanschauung hat sich aus düsterem Weltschmerz in die hellen Sphären eines geläuterten Christenthums der Liebe und des Mitleids erhoben. Darum ist es eine Versündigung gegen den heiligen Geist künstlerischen und menschlichen Strebens, diesen Dichter etwa zu den modernen Decadence-Poeten zu zählen. Schönaich-Carolath hat vielmehr die große, empfindungsschwere Wucht der Sprache und der Ideen des gesunden, starkherzigen, mannhaften deutschen Poeten.

Sein erstes Gedichtbuch „Lieder an eine Verlorene" (1878) ist ein Tagebuch in Versen. Nicht im weiten Reich der ewigen Natur, nicht an fernen fremden Gestaden kann er die Treulose vergessen, nicht im Kreise übermüthiger Freunde, nicht in Liebesrausch und in den Stürmen der Leidenschaft. Die Gedichte erinnern in der Form noch an Heine.

In den „Dichtungen", die Schönaich nach einigen Jahren herausgab, offenbart sich bereits eine eigene Persönlichkeit und ein reifer Künstler. Auffallend ist, daß die meisten Gedichte Naturstimmungen sind oder eine Naturstimmung enthalten oder von einer solchen ausgehen. Gerade dieses tiefe Naturgefühl ist charakteristisch für den echten Poeten. Im Einklang hiermit ist die Form der Gedichte eine natürliche, stets anschaulich wirkende. Wir werden unmittelbar in die Situation durch die bannende und präcise Ausdrucksweise des Dichters hineinversetzt.

Die Nacht ist weich. Es duften stark
Im Glas die Rosen. Verschwelend knistern
Die Kerzen. Es murrt der Wind im Park
Gleich Orgelton aus tiefen Registern.

Wir sitzen allein. Es rinnt dahin
Der Athem der Nacht. Wie Geistersprache
Verklang das Vorspiel zu Lohengrin,
Ein Hornruf, im schwülen Prunkgemache.

Realistik und Romantik, Bild und Empfindung sind in Schönaich-Carolaths Lyrik immer aufs Innigste mit einander verbunden. Aeußerst fein und farbig, poetisch und lebendig

* Sehr gut wurde dieses biologische Problem in einem Roman von Wilbrandt: Friedolins heimliche Ehe, behandelt.

*) Vor Kurzem erschien eine allerdings nicht grade geschmackvoll ausgestattete Gesammtausgabe der Schriften des Prinzen v. Schönaich-Carolath in der G. J. Göschenschen Verlagsbuchhandlung, Leipzig. — Daneben eine Auswahl aus den Gedichten in einem Band: „Fern liegt ein Land".

Digitized by Google

sind seine Vergleiche und Personificationen. Ihm singt der Thauwind am Dach; am Wegrand ertrinkt im schwarzem Lachen mißfarbiges Abendroth; Wetterwolken kriechen über Hügelländern; Fensterreihen fiebern durch die Nacht; der Herbst senkt die graue Gardine; der Abend brennt in den Scheiben. Diese sprachschöpferische Kraft und echt poetische Ausdrucksweise ist ganz besonders für ihn charakteristisch und läßt ihn als modernen Dichter, wie ich bereits hervorhob, erscheinen. Gerade in diesem Zuge zeigt seine Lyrik einige Verwandtschaft mit der Liliencrons.

Um sodann das Rein-Menschliche, den Empfindungsgehalt dieser Lyrik kurz zu kennzeichnen, so entspringt allerdings, wie ebenfalls bereits kurz erwähnt, alles Dichten hier einem tiefen Schmerz, einer verhaltenen Sehnsucht nach einem Leben in Liebesrausch und Schönheit.

Unsterblich ist der Schmerz allein.
Was nie Du besessen,
Ersehnt, nie vergessen,
Wird Deines Himmels Grundbau sein.

An Byron und Musset erinnern namentlich die weniger bekannt gewordenen fragmentarischen lyrisch-epischen Dichtungen — nicht nur im Style, im schwungvollen, von einer üppigen Diction getragenen Pathos, sondern auch in den Motiven. Die Probleme Lieb, Weib, Sünde, Schuld sucht er immer wieder zu ergründen, Scenen der glühendsten Leidenschaft wechseln in diesen gewiß großzügigen Gedichten mit solchen der Ernüchterung und Enttäuschung. Das Unberechenbare des Weibes und der Liebe, die Sphinx, Weib, hat in dem Gedicht „Angelina“ eine dichterisch edle und psychologisch feine und tiefe Darstellung gefunden. Angelina hat sich im Treiben der Jugend rein gehalten. Und doch fällt sie. Auf die Frage: Wie konnte es geschehen? erhalten wir nur die Antwort: Es geschah. Jene Frage tönt uns erschütternd auch aus der Dichtung: „Die Sphinx“ entgegen. Donna Santa hat den Geliebten verrathen. Aber sie weiß keine Antwort auf die Frage: Weßhalb ward sie, die so innig liebte, die so kindlich reinen Herzens war, so bald untreu? Auch der weise Rabbi Zephanja, dem sie ihr Herz ausschüttet, kann das Räthsel nicht lösen. Der Dämonimus der Natur, die zerstörend schafft, offenbart sich auch im Menschen. Er ist eine elementare, unüberwindbare Gewalt, die nur Trieben und Stimmungen folgt:

Die Liebe birgt ein brünstig Ueberhasten.
Halb Lebenssehnsucht und halb Todesdrang,
Denn dieses Leben ist ein Uebergang
Voll Schmerz und Schatten; drin nicht gut zu rasten.
Rastlose Neugeburt — das ist das Heil,
Ist Trieb und Endziel aller Selbsterhaltung,
Drum ist Natur im tiefsten Wesen geil,
Drum ringt die Menschheit toll nach Neugestaltung,
Daß im Genuß den argen Durst sie stille,
Ist all ihr Sinnen, ist ihr einzger Wille,
Und als ein liebes Schicksal wird sies sehen,
Im Weiblichen verlodernd aufzugehen.
— — — — — — — — — —
Es ist das Weibliche, die dunkle Frage,
Die Jedem, der hinaus ins Leben stürmt,
Als ernster Prüfstein sich entgegenthürmt,
Ob früh, ob spät, für Jeden wird am Ende
Das Weibliche zur Lebenssonnenwende.

Doch auch dem Verrathenen räth der weise Zephanja vergeblich, zu entsagen. Guy muß die einst und noch Geliebte noch einmal sehen, um in ihrer Umarmung unterzugehen. Die Schilderung dieser Liebesnacht gehört mit zu dem Schönsten, was Schönaich-Carolath geschaffen hat.

Dem Weib, das irr, berauscht von Liebesfülle,
Im Arm ihm hing, hat bebend er gerissen
Vom weißen Leib die starre Atlashülle
Und es geschleudert in des Prunkbetts Kissen.
Ein Laut ... ein Klagwort, girrend, wundersacht ...
Versanken sie — rings herrschte wunderbare
Jasmindurchhauchte, purpurfinstre Nacht — —

Und nun dem Tode geweiht, giebt Santa selbst eine Lösung des Räthsels, die optimistischer klingt als die des Weisen:

Es streut die Frau der Liebe heißen Strahl
Durchs dunkle Leben, reich — doch ohne Wahl,
Sie geht und liebt, voll, harmlos — aber blind,
Wie Sterbelieder spielend lallt ein Kind
Mit blühendem Mund ...

Du hast in wildem Drange
Dein Glück am Busen einer Frau gesucht,
Hasts nicht gefunden — und hast Gott verflucht.
Was Du gesucht so sehnsuchtsvoll, so bange,
Dies tiefe Etwas ist ein Strahl von Licht,
Den Gott ihr gab, daß man ihn heiß verlange
Und doch auf Erden finde nicht.
Wenn eine Frau die dunklen Augensterne
Scheu zu Dir aufschlug, hast Du nie mit Schmerzen
Gefühlt ein Heimweh nach verlorner Ferne? ...
In jeder Frau liegt der tiefsüße Zug,
Der unbeschreibliche, ein ew'ges Sehnen
In uns zu wecken, daß wir aufwärts dehnen
Zu Gott empor des Lebens Probeflug.
— — — — — — — — — —
Heil dem, der Glück beim Weibe nie gefunden
Und aus der Tiefe dafür segnen mag.
Das ewig Weibliche ist Schmerz ohn Erde!
Wer also groß, daß ohne Groll und Spott
Er schweigend sich von Erdensonnen wende,
Steht freilich einsam da — doch eins mit Gott.

Wie man sieht, Schopenhauers Pessimismus erscheint hier in Verbindung mit einem eigenartigen Fatalismus, dessen sphinxartiges Idol Dämon Weib ist, die Sinnenliebe, die Leben und Tod, Schmerz, Läuterung und Erlösung zur Folge hat. Die Verse erinnern in ihrer glänzenden Sprache an Alfred de Musset und an Byron, auch die Situationen sind ähnliche wie in Dichtungen dieser beiden großen Dichter. Doch der Gedankengang, das Streben nach positiven Idealen ist charakteristisch allein für den Deutschen, der nun einmal mit seinem Gott versöhnt sein will. Es ist im Uebrigen merkwürdig, wie hier der Zeitgeist verschwundener Tage noch nachgewirkt hat. Nicht mit Unrecht hat man Byrons Poesie ein Kind des Klassicismus und der Romantik genannt. Auch Mussets Poesie ist dieser Vereinigung entsprungen. Derselbe Geist herrscht in der russischen Poesie, in Puschkins und Lermontows Dichtungen, und in der deutschen Poesie, namentlich in Heines und Lenaus Dichtungen. Er wirkt noch heute nach, z. B. in Grisebachs Tannhäuser-Dichtungen, in Adolf Schafheitlins und Marie E. delle Grazies weltschmerzlichen Phantasien und auch in Schönaich-Carolaths Poesien.

Daß die Liebe auch erlösend wirkt, diese Idee kommt in der Dichtung: „Don Juans Tod“ zur Darstellung. Selbst den genialen Sünder, den vollkommenen Egoisten errettet sie in ihrer Reinheit und Selbstlosigkeit. Wie glänzend, plastisch und stimmungstief die Darstellung auch in dieser Dichtung ist, mag folgende Schilderung einer Nacht beweisen:

... Die Nacht war schwarz und heiß,
Ein Wetter stand am fernen Kamm der Hügel,
Die Steppe lag blitzüberflackert, weiß.

Digitized by Google

Die Bäume murrten bange, schwül durchhaucht,
Am Himmel schimmerten verstörte Sterne.
Zuweilen hob sich Südwind in der Ferne
Gleich einem Thier, das klagend, zornig faucht.
Der Burghof flammte, röthlich angeglänzt
Hob sich Gebälk aus Fackeln, pechbekränzt . . .

Der Weltschmerz des Dichters, der dunkle Dämon des Pessimismus findet noch einmal trotzige und gewaltige Worte grenzenloser Gottes- und Weltverachtung in der Dichtung „Judas in Gethsemane". Christus, an den Judas, der hier natürlich diesen Dämon repräsentirt, diese hohn- und schmerzvollen Worte richtet, hat dafür nur den milden Blick der Menschenliebe. Aber aus diesem Blick leuchtet aller Trost, aus ihm leuchtet das helle, ewige Leben, das rastlos zeugende, ewig sich selbst erlösende und in höheren Gestalten und Ideen sich offenbarende. Zu dieser andren lichten Urempfindung kehrt der Dichter aus den Lebenskämpfen zurück. Und aus solchen Stimmungen heraus sind dann vielleicht Verse entstanden von der evangelischen Innigkeit und Einfachheit des folgenden:

Ach, Herr, nimm hin mein Lebensgut,
Zerbrich mir Ehre, Stolz und Muth,
Doch neig Dich meinem Bangen;
Vergönne, daß mein letzter Schrei
Ein Dennoch, Herr, Dir glaub ich, sei;
Mehr will ich nicht erlangen.

Komm Hirt, alleiniger, führe Du
Dein Kind der großen Heimath zu
Durch Kreuz und Sterbestunden;
Halt über allen Sündern Wacht,
Bis sie sich Dir zurückgebracht
Und selig heimgefunden.

* * *

Schönaich-Carolaths Novellen sind ungleich an Werth, es sind schwache Stücke darunter, andre, die ich — wie z. B. die tieftragische Erzählung „Der Heiland der Thiere" — den besten neueren deutschen Novellen überhaupt beizählen möchte. Des Dichters Lieblingsempfindungen und Ideen kommen auch in ihnen zum Ausdruck. Die älteste Novelle „Thauwasser" (Leipzig, G. J. Göschen) interessirt uns kaum mehr. Zwar ist die männliche Hauptfigur, Bent Sörensen, der unbeholfene, gutmüthige und energische deutsche Student gut gelungen; allein die Handlung ist nicht nur durchsetzt von Unwahrscheinlichkeiten, sie interessirt auch wenig in Folge ihrer etwas gewaltsamen und altfränkischen, fast hausbackenen Romantik.

Viel origineller wirkt das Novellenbuch: „Geschichten aus Moll" (derselbe Verlag). In der krystallklaren Schönheit des Styles erinnert hier der Dichter bisweilen an Konrad Ferdinand Meyer und Keller. Namentlich die beiden ersten Novellen gleichen in vieler Beziehung Storms köstlichen Chroniknovellen, nur ist Schönaich-Carolath symbolischer. Auch einem Böcklin möchte ich das Stück „Sonnenuntergang" vergleichen. Ein melancholischer Ritter kehrt aus Kampf, aus Welt und Leben an einem Herbstabend heim, er macht Halt in einem Wald, ganz seinen Erinnerungen hingegeben. Die Liebe, die ihm noch einmal von einem jungen Weibe geboten wird, weist er zurück. Langsam schichtet er Holz um eine junge Eiche und steigt in voller Rüstung in die erlösende Lohe hinein. Voll tiefer Poesie und Symbolik ist auch die Geschichte: „Vom Könige, der sich todgelacht hat." Einem Königssohn hat eine böse Fee die Verheißung mit ins Leben gegeben, er solle nur drei Mal in seinem Leben lachen. Er lacht zum ersten Male, als ihm in schwüler Liebesstunde ein Mädchen den ersten Kuß bietet, und er lacht wieder, wie er erfährt, daß sie ihn mit einem Andern hintergeht — er lachte voll Verzweiflung, daß das Schloß erbebte, daß die stürzenden Giebel einen Trümmerberg häuften, über den der Nordsturm das Lachen hinführte, bis es erstarb wie der Hülferuf eines Gewürgten über dem Schutt und in den Sümpfen drüben. Und er lacht zum dritten Mal und lacht sich todt, als ihm nach Jahren ein andres Mädchen entgegentritt und ihm gesteht, daß sie ihn aus Herzens Tiefe liebe. Als bittere Ironie erscheint hier wiederum der alte Weltschmerz. Von den übrigen Erzählungen des Buches werden noch hervorgehoben die feinen psychologischen Stücke: „Die Kerze" und „Nachtfalter".

Schönaich-Carolaths tiefste und originellste Novelle ist der „Heiland der Thiere" (mit den Novellen: „Der Freiherr" und „Regulus" in einem Bande, bei Göschen in Leipzig). Martin, der Sohn eines Bauern, ist seit frühester Jugend von tiefer Liebe zu den Thieren beseelt. Er wird in seinen guten Werken für dieselben natürlich von seinen Dorfgenossen nicht verstanden, als Sonderling, ja als Ketzer und Menschenfeind betrachtet und schließlich nach einem Leben voll Entbehrungen, voll selbstloser, aufopferungsvoller Liebe aus dem Dorfe getrieben. Da erwacht in ihm die Idee, daß er dazu bestimmt sei, die Creatur mit seinem Blute, durch seinen Tod zu erlösen. Er will sich selbst kreuzigen. Er wagt es, ein Bergplateau zu erklimmen, das bis jetzt Niemandem zugänglich war, und hier kreuzigt er sich selbst, indem er sich an einen Baum festbindet, einen Nagel durch die linke Hand treibt und sich so vor den Augen der entsetzten Dorfbewohner — verbluten läßt — ein Bild voll mittelalterlicher Phantasie und entsetzlicher barocker Seelengröße! Und nun noch das Schlußbild: Der Gekreuzigte endet in Todesqualen, während unten das Dorf von einer Feuersbrunst vernichtet wird, die von dem Hause des Thierfreundes, das böswillige Buben angezündet hatten, ausgeht.

Die Novelle „Lichtlein sind wir" erinnert in ihrem altfränkischen, anheimelnden, doch auch oft unbeholfenen Styl, in ihrer merkwürdig spröden Psychologie an „Thauwasser". „Die Kiesgrube" gehört wiederum zu den besten Novellen. Sie behandelt eine Episode aus dem letzten Deutsch-Französischen Kriege und erinnert vielfach an den „Heiland der Thiere". Von französischen Soldaten wird ein alter müder Kriegsgaul verspottet und gequält, bis, von den Rohen unerkannt, ein hinzukommender höherer Offizier das Thier durch einen Pistolenschuß erlöst. Als am nächsten Tage ein feindlicher Ueberfall stattfindet, wird von jenem Offizier die verrohte Schaar ins dichteste Feuer geschickt. Wo der Pferdecadaver lag, dort fallen auch sie im Kugelregen. Wie eine dramatische Scene spielt sich der kurze Vorgang ab. Zu den symbolisch-allegorischen Novellen gehört die kurze: „Die Wildgänse".

Für sich zu betrachten sind die Novellen: „Bürgerlicher Tod" und „Adliger Tod". Es sind sociale Novellen.

Die erstere ist im Styl stark subjectiv und im Inhalt stark tendenziös gehalten. Die mitleidige Seele des Dichters spricht fast direct zu uns. Ein Mann aus dem Volke, trotz besten Willens, sich und die Familie ehrlich zu erhalten, treibt unaufhaltsam dem Untergange zu. Jeder will ihm helfen; aber es sind nur Worte, denn keine That der Nächstenliebe folgt. Es ist unter solchen Umständen begreiflich, daß der älteste Sohn der Socialdemokratie in die Arme getrieben wird. Der Vater geräth unterdeß immer mehr ins Elend, bis er schließlich geradezu gezwungen ist, sich selbst aus der Welt zu schaffen. Folgender Ausspruch ist charakteristisch für den Dichter: „Es muß innerhalb eines jeden Volkes Menschen geben, denen Gesetze, Regierung, Sitten nicht genügen, die nicht zum allgemeinen Dorfteiche schreiten, sondern rücksichtslos, unerschrocken neuen Wasserquellen nachspüren und sich auf ihren Wegen durch keine Ungnade, durch keinerlei Anfeindung abschrecken lassen. Die Leute sind Wahrheitssucher, sie stammen als solche ein Wenig von den alttestamentlichen Propheten ab. Was sie suchen, ist lebendige Verbindung mit dem Guten, dem Wahren, lebendige Verbindung mit Gott.

Digitized by Google

Solche Unzufriedenen sind ihrem Volke kein Hemmniß, sondern ein Heil." — In der Novelle: „Adeliger Tod" wird geschildert, wie zwei junge Offiziere dem herrschenden Ehrbegriff zum Opfer fallen.

---

## Die fünfzehnte Ausstellung der Berliner Secession (1908).

Von H. Abeking (Berlin).

### I.

Bei Eröffnung der Secessions-Ausstellung hob Max Liebermann in seiner Rede Folgendes hervor: „Neben den Einsendungen unsrer Collegen haben wir geglaubt, Ihnen einige besonders hervorragende ältere Werke zeigen zu sollen. Den Glanzpunkt unsrer diesjährigen Ausstellung bilden die Werke unsers einstigen Ehrenmitgliedes Wilhelm Leibl: Werke, die bisher noch nicht öffentlich in Berlin gezeigt wurden, und deren einige zu dem Schönsten gehören, was das letzte Jahrhundert hervorgebracht hat."

Es scheint nachgerade Sitte geworden zu sein, unsre großen Ausstellungen nicht mehr allein durch das wirken zu lassen, was ihre eigentliche Basis und der Zweck ihrer Existenz ist: nämlich durch Ausstellung der Werke ihrer Mitglieder und sonstiger geeigneter Einsender den Künstlern einen Markt zu bereiten und hiermit eng verknüpft ein weiteres Publicum von Stand und Art des in letzter Spanne Geschaffenen zu unterrichten. Es hat seiner Zeit viel böses Blut gemacht, als die Große Berliner Kunstausstellung durch eine Ergänzung der Jahrhundert-Ausstellung der heutigen Generation die besten Plätze entzog. Jedem sei sein Recht: die Ausstellungen den Lebenden, die Museen den Todten.

So scheint es fast, daß die Berliner Secession gleicherweise in einen Fehler verfällt, der an anderer Stelle so Manchen verdrossen hat. Auch Liebermann motivirt die Aufstellung dieser Sammlung an diesem Platze eigentlich nicht, außer damit, daß sie schön sei. Aber er hat dafür gesorgt, daß durch die Bevorzugung des großen Verstorbenen die Heutigen und Kommenden nicht benachtheiligt sind, und hat so jedem Vorhalt den Stachel genommen. Er selbst, sowie seine engeren Collegen Max Slevogt und Lovis Korinth haben sich auf einen geringen Wandantheil beschränkt. So bleibt Raum genug für die kämpfende Jugend und ihr farbenfrohes Werk.

Die Leibl-Ausstellung der Berliner Secession ist durchaus keine umfassende. Ja, es wäre unmöglich, sich nur an Hand des hier Gegebenen ein einigermaßen zutreffendes Urtheil über Leibl zu bilden. Große Werke fehlen ganz. Das meiste sind Studien, einige Porträts, nur drei Bilder mittleren Formats. Während die beiden andern wohl nicht allzu hoch zu werthen sind, ist das Atelier-Innere mit den Malern Meggendorfer und Schmitt ein bedeutsames Stück. Leibl, der öfters seine Technik gewechselt, malt hier mit breitem Pinsel locker und luftig; er geht nicht gewollt ins Detail, ohne es, soweit angebracht, ganz zu vernachlässigen. Dieses Bild ist als in den Jahren 1870—73 entstanden bezeichnet. Aus gleicher Zeit stammt eine Dame in Schwarz, mit derselben Breite und dabei lockeren Zartheit gegeben. Dem ebenbürtig steht ein Studienkopf, „Die Grisette", zur Seite. Das Bildniß einer Dame in Weiß erscheint bereits etwas hart, das Porträt des Barons von Stauffenberg in Uniform ist derart in Farbe und Behandlung unzulänglich, daß es schwer wird, es in den Jahrgang des oben erwähnten Atelier-Innern zu legen. Wie den meisten Ausstellungen, bei denen ein Stück Pietät mitspricht, geht es auch dieser: man hat gar zu wahllos alles genommen, was zu erhalten war, und schadet dadurch der Vorstellung, die sich der Einzelne nach den Meisterwerken von dem Meister gemacht. Ein Bildniß des Architekten Franz aus dem Jahre 1862 beweist, daß Leibl damals weder zeichnen noch malen konnte. Auch das Fragment eines Mädchenkopfes, Nase und Augen, das man vorzuweisen für nöthig hielt, ist übel mißrathen. — Den weiteren Bestandtheil der Sammlung bilden kleinere Porträts und Porträtzeichnungen, meist in halber Lebensgröße, ohne daß hier eines besonders hervorragt. Mit einem Plus sei noch die Bildnißstudie des Zeitungslesers im Garten, mit einem Minus das Porträt des Pferdes des Grafen von Treuberg erwähnt.

Ziehen wir das Facit des in dieser Collection Gebotenen, so ergiebt sich wohl, daß Liebermann ihren Werth ein wenig überschätzt hat. Lassen sich doch die klugen Worte, die er des Weiteren über Leibl sprach, nur mit den anfangs erwähnten größeren Arbeiten in Einklang bringen. Daß er uns diese gezeigt, werden wir ihm gern danken. Aber das viele Mittelgut hinterläßt einen fatalen Nachgeschmack — wir glauben von unsern Heroen doch nur immer das ganz Große erfahren zu dürfen.

Das Interesse an der Berliner Secession richtet sich sodann auf das Schaffen ihrer Führer. Max Liebermann ist mit drei Porträts vertreten, von denen das eines alten Herrn, sowie das einer alten Dame trotz souveräner Pinselführung etwas matt in der Farbe erscheinen. Dagegen ist das eines jüngeren Herrn leuchtend und kräftig gegeben. Ein Blick in die Judengasse zu Amsterdam ist mit alter Meisterschaft gesehen, dennoch zu skizzenhaft, um als Bild gelten zu können. Max Slevogt hat alle Farben des Spectrums vereinigt, um Frau Tilla Durieux als Kleopatra auf die Leinwand zu bannen. Es ist köstlich, wie er zu dem im Grunde grün schillernden Gewand links ein schwieriges Rosa und rechts das leuchtende Gelb eines Tigerfelles zu stimmen weiß. Er erzielt hier wie einst ein echt orientalisches Gepräge von im Flitter gebrochener Buntheit. Lovis Korinth bringt einen weiblichen Act: Nacktheit. Hier ist Korinths eigenstes Gebiet, hier zeigt er sein ganzes Können; ja, man möchte vor diesem ganz hervorragenden Stück Malerei fragen, ob es heute überhaupt Jemanden giebt, der das Fleisch so überaus fleischig und lebenswahr darzustellen versteht. Die neue Münchener Schule mit ihrem gleichmäßigen, sehr breitem Strich kommt der Natur unmöglich so nahe. Fast Alle, die sich hier zusammenfanden, erscheinen neben der eminenten Wahrheit dieses einen als in irgend einer Weise freiwillige oder unfreiwillige Stylisten. In diesem Bilde „Nacktheit" hat Korinth wohl sein Bestes gegeben. Es verdiente seinen Platz in einer Galerie. Jeder würde gern vor ihm verweilen und es preisen, selbst wenn er sich Stunden lang vorher mit den besten alten Meistern beschäftigt; dies Werk hält denen Jener wacker Stand. Zu Korinths Versuchung des heiligen Antonius ist es nicht so leicht, Stellung zu nehmen. Je weiter Korinths Phantasie schweift, desto fragmentarischer wird er als Maler; man muß Einzelheiten aufsuchen, um sich an ihnen mehr als an dem Ganzen zu freuen. Daß bei Korinths Temperament ein Bluff nicht ausbleiben konnte, beweist das Bruchstück „Bachanten". Der Künstler hat wahrscheinlich selbst im Spiegel als Modell gedient. Die Sache sieht ja furchtbar bezecht aus, sie ist aber so flüchtig und unfertig, daß man sich nicht an ihr berauschen kann. Walter Leistikow ist durch die Parzellirung des Grunewaldes um sein bekanntestes Motiv gekommen. So mußte er bis Grünheide gehen; die dort ähnliche Landschaft meistert er wie stets in seiner kühlen vornehmen Art. Es mag überraschen, sodann von Leistikow ein Stück Waldinneres „Sonne im Walde" zu sehen. Hat doch Leistikow, wie fast alle unsre heutigen Landschafter, stets den weiten Blick bevorzugt. Demnach ist es sehr erfreulich, einen Meister ein Gebiet zurückerobern zu sehen, das im Allgemeinen uns durch den süßen Salonkitsch verleidet worden ist; schien es doch eine Zeit lang

Digitized by Google

unmöglich, das Waldinnere mit seinen Sonnenflecken und Laub einer herberen Auffassung zugänglich zu machen. So stark war die Tradition eines Flickels u. s. w., daß die übersüßten Gemüther den Waldweg resignirt verließen und in die Haide wanderten. Daß hier Leistikow als einer der Ersten eingreift und zeigt, daß diese Natur wie jede andere groß ist und herb, ist ein noch nicht absehbares Verdienst.

Folgen wir der Reihe der gut bekannten Namen, so stoßen wir auf Wilhelm Trübner, der dieses Jahr mit einer großen Anzahl von Porträts, allerdings meist nur Brust- und Kniestücken vertreten ist. Trübner, der einst in mehr altmeisterlichen Tönen gearbeitet, hatte eine Zeit lang, Manchem zur Freude und Vielen zum Leid, das Licht- und Sonnenfieber gepackt. Man war veranlaßt zu glauben, daß er die Welt nunmehr geflackt von der durch grünes Laub fallenden Sonne sah. Diese Periode seines Schaffens scheint er hier überwunden zu haben, wenn auch noch Manches aus ihr zurückgeblieben ist. So liebt Trübner auch im Atelier einen grünen Hintergrund und kühlblaue Töne. Ob gewollt oder ungewollt, giebt er so eine sehr vornehme Farbe, die gut zu seinen Frauenköpfen stimmt. Aber hier liegt Trübners Bedeutung erst in zweiter Linie: das Bewundernswerthe an seinen Werken ist die erstaunliche, fast an das Virtuose streifende Sicherheit, mit der er mit breitem Pinsel in großer Fläche zu zeichnen und zu modelliren versteht. Da ist keine Form, die er verwischt, Nichts, über das er leichtsinnig hinweggleitet. Alles wird erklärt und klar und groß vor uns aufgebaut. Dementsprechend sind Trübners Modelle starke und gesunde Frauen, denen er trotz seiner festen Hand genügend weiblichen Charme zu lassen versteht. Einiges aus Trübners älterer Zeit, so das Selbstbildniß als Dragoner-Einjähriger, ist nicht allzu glücklich gewählt.

Von den Berliner Mitgliedern der Secession tritt Leo v. König mit einer köstlichen Arbeit bedeutsam hervor. „Frühstück", zwei junge Mädchen am Kaffeetisch, dient ihm zu einem farbigen Problem, das er mit aller Reserve und ruhiger Sicherheit löst. Zu stumpf-sattem kühlen Grün und Blau ist die violette Schleife in schwarzem Haar ein sehr reizvoller Effect. Auch das Damenbildniß, Braun-Schwarz zu Blau steht an gediegenem Geschmack genanntem Bilde gleich. Emil Rudolf Weiß hat seinen Weg im künstlerischen Holzschnitt begonnen, dann zeigte er sein stylistisch gesehene bunt-frohe Bauernstilleben. Jetzt scheint ihn das Kleid des Stylisten ein wenig zu beengen, jedenfalls drängt er hier und dort aus demselben heraus. So giebt er zwei Bilder „Badende Frauen" und „Weiblicher Act", in denen er trotz seiner gewollt einfachen Composition in der Farbe auf das Lebende geht. Dennoch ist es zu bezweifeln, ob Weiß je als Naturalist dasselbe bedeuten könnte wie vorher. Seine Arbeit auf diesem Gebiete wird ihn nur, wie es ja hier auch eigentlich geschehen ist, zu einem neuen Style führen. Sei dem, wie ihm wolle: man empfindet vor diesen Bildern eine ruhige Freude.

Bewegung ist Leben, Stillstand ist Tod. Das Bejahende dieses Satzes kann im vollen Umfang für die Ausstellungen der Berliner Secession Anwendung finden. Gleichwohl muß es Wunder nehmen, daß sie immer und immer wieder einen Leichnam mit sich herumschleppt. Pietät ist ein schönes Ding, aber — —. Da ist Adolf Oberländer in München, von dem wiederum drei „Oelgemälde" zu sehen sind. Gewiß, Oberländer hat seine große Bedeutung als Caricaturist, er hat den Besten seiner Zeit genug gethan. Aber glaubt die Ausstellungsleitung denn im Ernst, daß er ein „Maler" ist? Daß das, was auf dünner Leinwand wahrscheinlich wie die graphischen Caricaturen aus dem Kopf aufgezeichnet und dann gleichfalls aus dem Kopf mit dünner Farbe angetuscht ist, überhaupt einen künstlerischen Werth besitzt? Diese kindlich leichten Arbeiten widersprechen doch Allem, was die Ausstellung sonst in ernster Arbeit erstrebt.

## Zwei Gedichte.

Von Chr. Tränckner (Kappeln).

### Haidemädchen.

Heut kommt mein Liebster nach Haus, nach Haus!
Da kehr ich mein Stübchen, da putz ichs heraus
Und tanz ihm entgegen im Sonntagskleide
Weit über die leuchtende grüne Haide!

O Liebster, sieh, der Tag erwacht;
Kurz, ach kurz ist die Sommernacht,
Kurz, ach kurz ist Wonne und Weide
Und Duft und Sonne auf rother Haide!

Leer ist mein Stübchen, verschwunden er
Im fernen streifigen Nebelmeer;
Vom Hünenhügel unter weinender Weide
Schau ich ihm nach über die braune Haide.

Und nun aus Nächten dunkel und lang
Steigen Gespenster und Träume bang,
Und die Stürme, sie rauschen von ewigem Leide
Ueber der todten weißen Haide.

### Gruß an die Geliebte.

Fern von Dir in dämmergrauer
Sommernacht, gelehnt ans Fenster,
Stand ich jüngst und starrte schweigend
Ueber schlummerndes Gelände,
Wehmuthvoller Sehnsucht schwer,
Die wie süßer Duft der Linden
Durch die Nacht herniederquoll,
Von der fliehenden Gedanken
Ruheloſem Nachtgethier
Hin und wieder jach durchschwirrt.

Plötzlich fühlt ich Silberströme
Durch die sehnend aufgereckten
Dunklen Aeste meiner Seele,
Durch des Laubes seufzend Rauschen
Selig singend niederstürzen,
Meiner Seele dunkle Kammer
Mit den Strömen süßen, weichen
Lichts durchfluthen, Deines Lichtes,
Mit den süßen, weichen Tönen
Deiner Stimme leis durchklingen.

Nieder stürzt ich und anbetend
Küßt ich Deines Kleides Saum,
Küßte Deine Zauberfüße,
Die so oft mir blumenschaffend
Uebers Herz dahingewandelt,
Küßt Dich ganz mit reiner Seele,
Deine geisteshellen Augen,
Die mir oft die Welt durchleuchtet
Und des Daseins schwarze Räthsel,
Blieb in selgem Liebeskusse
Endlich an der Seele Künder,
An dem Munde hangen, fühlte
Süße, weiche Seelenströme
Mich durchfluthen, mich durchklingen,
Lichte Ströme, Himmelsklänge,
Die mich Sel'gen aufwärts trugen
Von der Erde, selig aufwärts.

Und im schlanken Silberkahne
Durch des grünlich blauen Luftmeers
Träumrisch weiches Klingen schwebten
Wir zwei sel'ge Menschenkinder
Hin in die Unendlichkeit!

Digitized by Google

## Die Hochzeit des Freundes.

Novelle von Hans Bethge (Steglitz).

(Schluß.)

Fridolin schritt den schmalen Weg zwischen den Gräbern hin. Er empfand den wundersamen Frieden dieser Stätte und sah vertraulich zum Mond auf, der mit ihm langsam durch die Kronen der Kiefern schlenderte. Dann blieb er am Rande des Gehölzes vor einem der Hügel stehen, und nun waren es die Schatten ringsum, die ihn seltsam erfüllten. Welche Schatten! Da waren zunächst, von übertriebener Länge und Geradheit, die Schatten der Kiefernstämme, die sich fest und sicher weit über das Feld hinlegten, wie Mastbäume oder wie schwarze Furchen; endlich verloren sie sich in einem eigenthümlichen Gewirr von Dunkelheit: das waren die Schatten der Kronen. Viel unheimlicher als diese langen, todten Kiefernschatten aber waren die Schatten der Kreuze. In ihnen nämlich schien ein verstecktes Leben zu schlummern und nur darauf zu warten, daß es in einer mystischen Stunde auferstünde, doch nicht ein frohes Leben, sondern ein Leben voll düsteren Ernstes und gewaltsamer Entbehrung, ohne Lachen und ohne Licht. Und dann glitt sein Auge auf seinen eigenen, kleinen, harmlosen Schatten über, und er dachte daran, daß dieser Schatten ihm im Grunde ebenso fremd sei wie die Schatten der Kiefern und Kreuze um ihn her, denn er hatte nicht den geringsten lebendigen Theil an ihm. Und doch vermochte nur er ihm Bewegung zu verleihen, wenn auch kein Leben, und wäre dieser Schatten nicht, so wäre er nicht. Und wenn man jetzt, so dachte er, dorthin, wo er selbst gerade stand, einen anderen Menschen stellen würde, einen von ihm gänzlich verschiedenen, der nur ungefähr die gleichen Formen des Körpers hatte (oder auch eine leblose Puppe dieser Art), so würde der Schatten, der dort läge, dem seinen zum verwechseln ähnlich sein, so wie die Schatten der Kreuze einander glichen, ohne daß man den einen vom andern hätte unterscheiden können. Während Fridolin dies bedachte, wurde ihm auf einmal siedend heiß. Gleich darauf breitete er beide Arme aus, so daß auch sein eigner Schatten dem eines Kreuzes glich. Wenn jetzt hier Jemand käme, dachte er, dessen Auge nicht die Dinge, sondern nur die Schatten der Dinge zu sehen vermöchte, so würde er nicht ahnen können, daß hier ein Mensch stünde, sondern er würde wähnen, zwischen lauter Kreuzen zu wandern.

Er ließ die Arme wieder sinken, sah sein Abbild mit einem heimlichen Mißtrauen an und wurde unwillig über die Unruhe und das thörichte Spiel dieses Bildes, während ihn die unveränderliche Hoheit der übrigen Schattenbilder mit Neid und Sehnsucht erfüllte. Er nahm sie noch einmal alle in sich auf, dann aber hatte er der Schatten genug. Er schritt in das freie Feld hinüber, das so hell vom Mondlicht übergossen war, als stünde es voll weißer Blüthen, und wanderte auf einem Rain entlang, indem seine Füße den Thau von unzähligen Gräsern streiften. Die Felder und Wiesen schliefen, nicht eine Grille war wach. Der Mond hing zwischen großen, silberumrandeten Wolken. Jetzt tauchte eine die Wiesen durchquerende endlose Schlangenlinie niedriger Bäume auf, in deren Zweigen das Mondlicht wie ein silberner Schleier hing. Fridolin unterschied, daß es Weiden waren, und als er sie erreicht hatte, sah er, daß sie den Ufern eines lautlos gleitenden Flüßchens folgten. Eine Holzbrücke führte über ihn hinweg, Fridolin lehnte an das Geländer und sah in das Wasser, das schwarz wie Tinte erschien, während es ein Ende weiter abwärts von einem weißlichen Glanz überleuchtet war. Er suchte erst die kaum hörbar flüsternden Weiden und dann das geheimnißvoll fließende Wasser mit den Augen zu durchdringen, fühlte das lautlose Leben und und die unaufhörlich ziehende Veränderung, die unter ihm war, und der unbeschreibliche Zauber, der über nächtlichen Flüssen liegt, trat auf einmal mit solcher Gewalt vor ihn hin, daß ihm sein eigenes klopfendes Herz inmitten dieses großen, unbegreiflichen Webens nur wie ein nichtiger Spuk erschien.

Als er jenseits über die Felder weiter schritt, tauchten ein paar Arbeiterhäuser, hingeduckt wie schlafende Thiere, vor ihm auf, aber ehe er sie erreichte, kam er an einen kleinen, etwas tiefer gelegenen, eirunden Teich. Er schritt an seinen Rand hinab und streckte sich in das Haidekraut. In der Mitte des Teiches lag der Mond, eine silberne Kugel. Wenn ein Windhauch kräuselnd über die Wasserfläche fuhr, wurde aus der Kugel ein breites Gitter von endlosen Silberstrichen. Drüben, nicht weit vom anderen Ufer entfernt, reckte sich ein Ziehbrunnen schräg und schwarz gegen den Himmel und schien die Einsamkeit dieser Stätte noch zu erhöhen. Fridolin nahm ein Zweiglein Haidekraut zwischen die Lippen, sah in den Teich und nach dem Ziehbrunnen hinüber und dachte an Asta.

Es war eine sinnlose Quälerei für sie Beide, und er stellte sich vor, daß es seine Pflicht war, ein Ende zu machen. Aber wie? Er fing an, seinen Gefühlen mit Sorgfalt nachzugehen und glaubte zu finden, daß er dieses stolze Mädchen heftiger liebe als irgend ein anderes zuvor. Dann aber dachte er über die vergangenen Erlebnisse nach, dachte an die Unzuverlässigkeit menschlicher Gefühle und besonders der seinigen, dachte vor Allem an die goldene Freude am Erleben, die noch in ihm war und die er als seinen köstlichsten Besitz empfand, und schließlich sagte er sich mit aller Bestimmtheit: Preisgeben, preisgeben, lieber Fridolin, es ist die einzige Möglichkeit. Sei klug, Du kennst Dich doch, bleib einsam, das Leben ist groß und es blühen der Rosen viele; geh fort, sei traurig und klage; aber bleibe einsam, unbeständiger Fridolin!

Er sprang auf, riß einen kleinen Kieselstein mit hoch und warf ihn ärgerlich in den Teich, daß es plumpste und eine Garbe silberner Tropfen aufsprang.

„Preisgeben", murmelte er, „natürlich" — und dann fing er an, sich selber gröblich zu belügen, indem er sich vormachte, daß er vollkommen ausgesöhnt mit diesem klugen Entschlusse sei, indem er ihn vor sich selber als den einzig sinngemäßen pries und so that, als wäre diese ganze Angelegenheit in ihm klipp und klar.

Er schritt den Uferrand hinauf, blickte noch einmal auf den Teich zurück, ging an den Ziehbrunnen, betastete ihn, machte einen Bogen um die Arbeiterhäuser herum und sah, wie drüben auf dem Hauptweg ein sich umarmendes Paar hinschritt, das sich wahrscheinlich aus der Schenke fortgestohlen hatte, um einen heimlicheren Winkel für seine Liebe aufzusuchen.

Auf mehreren Umwegen gelangte er in den Gutspark, blieb einen Augenblick vor dem verödeten Sandsteinbecken des großen Springbrunnens stehen, blickte zum Mond und den phantastischen Wolkenformen des Himmels auf und sah dann die röthlich erleuchteten Fenster des Herrenhauses wieder vor sich liegen. Er trat ganz dicht unter eins der Fenster und lauschte. Ein unbestimmtes Surren von Stimmen schlug an sein Ohr, die Musik schwieg. Man hatte aufgehört zu tanzen und erfreute sich vermuthlich für den Rest des Abends an „Gesellschaftsspielen". Er schritt um das Haus herum, kam an das dunkle Fenster seines Zimmers, stieß den Fensterflügel zurück und schwang sich über das Gesims in die Stube. Er entkleidete sich im Dunkeln und legte sich hin. Schlafen konnte er nicht; sein Blut wallte ruhelos hin und her. Mitunter wurde ihm so heiß, daß er am liebsten aufgesprungen und ans offene Fenster getreten wäre, um sich zu kühlen. Er sah Asta, hörte ihre Stimme, fühlte ihre kleine weiße Hand, sah sich selber neben ihr, heftig bewegt und unfähig, die Worte zu finden, die er suchte, fühlte den Stolz ihres

Digitized by Google

Auges, biß sich ins Handgelenk, und einmal war er nahe daran, laut los zu brüllen wie ein verzogenes Kind.

Lange lag er so. Endlich hörte er ein schnell anschwellendes Getümmel auf den Corridoren und wußte, daß sich jetzt die Gäste zur Ruhe begaben. Hier und da klappte eine Thür, Geträller war zu hören, ein feines Lachen, ein Zuruf, ein Gähnen, dann wurde es wieder still. Eine Stunde später öffnete man ungeschickt laut die Thür zu seinem Zimmer. Fridolin that als schliefe er, aber durch die Wimpern hindurch beobachtete er genau, was vorging. Zwei Leutnants, lachend und mit gerötheten Gesichtern, schleppten Paul herein, der sinnlos betrunken war. Der eine Leutnant, auffallend durch abstehende Ohren und einen endlosen blonden Schnurrbart, trug einen brennenden Leuchter in der Hand, den er schief hielt und von dem in Folge dessen das Wachs fortwährend auf die Dielen tropfte. Paul, der nicht das Geringste mehr von sich wußte, ließ Alles mit sich geschehen. Die Leutnants setzten ihn aufs Bett, zogen ihm allmälig sämmtliche Kleidungsstücke aus, nannten ihn eigenthümlicher Weise immer „Majestät" und lachten unmäßig dabei. Als ihr Opfer bis auf das Hemd entkleidet war, schleppten sie es an den Waschtisch und gossen ihm eine Kanne Wasser über den Kopf. Paul gab nicht einen Mucks von sich und hielt auch meistens die Augen geschlossen, die so klein schienen wie die eines Ferkelchens. Die Leutnants packten ihn ins Bett, deckten ihn zu, legten mit eigenthümlich pathetischen Geberden einen Rosenstrauß auf seine Bettdecke, warfen einen scheuen Blick auf Fridolin, nahmen den Leuchter und verließen dann, nachdem sie erst so unnöthig laut gewesen waren, merkwürdiger Weise auf Zehenspitzen und mit leisem Flüstern das Zimmer.

Paul schlief sofort und fing an zu schnarchen. Fridolin war erst belustigt durch die groteske Scene, deren Zeuge er gewesen war, dann gewannen die tieferen Bilder des verflossenen Tages wieder Raum in ihm, und er hörte Asta immer von Neuem mit der ganzen Energie ihrer Stimme zu ihm sprechen: „Ich wünsche, daß wir aufhören mit tanzen. Sofort."

Es währte lange, ehe er Schlaf fand. Er schlief leis und unruhig.

* * *

Am nächsten Vormittag sollte Asta reisen. Sie sahen sich noch beim Frühstück, doch saßen sie so weit von einander ab, daß sie kein Wort mit einander wechseln konnten. Fridolin empfand es eigentlich als eine Wohlthat. Ihre Augen berührten sich mitunter. Asta schien ganz lustig zu sein, die Bewegungen ihrer Hände und ihres Kopfes waren viel lebhafter als gestern. Der Leutnant an ihrer Seite, es war der mit den abstehenden Ohren, zog sie in eine Unterhaltung, die ihr volles Interesse zu haben schien. Aber einmal bemerkte Fridolin, daß sie auf einen Augenblick die Augen schloß, wie in einem starken nervösem Gefühl oder von einer heftigen Ermattung ergriffen. Nach dem Frühstück trat er zu ihr, sah sie an, nahm lächelnd ihre Hand und sagte leise „Adieu". Dann führte er die Hand an den Mund und biß hinein. Aber die Hand schien fühllos zu sein, denn sie zuckte nicht einmal. „Adieu!" sagte Asta und lachte. Fridolin merkte trotz alledem, daß dieses Lachen nicht ehrlich war.

Er wollte den Abschied am Reisewagen nicht miterleben. Er ließ sich ein Pferd aus dem Stall ziehen, einen hübschen Rappen, und stieg in den Sattel. Als er eben den Hof verlassen hatte, bemerkte er an seinem Aermel einen goldigen Blitz. Er sah nach und fand, daß es ein langes, aschblondes Haar war, das nur von Asta stammen konnte. Die ganze Schönheit des blassen Mädchens trat mit einem so wehmüthigen Schimmer und so überwältigend vor ihn hin, daß ihm war, er müsse liebkosend ihren Namen nennen und für Alles um Verzeihung bitten. Er gab das Haar dem Winde preis, biß die Lippen zusammen, stach die Sporen mit unsinniger Heftigkeit in die Seiten des Pferdes, so daß es sich bäumte, und jagte über Feld und Gräben, gleich einem Besessenen.

Nachdem er auch die Haide durchquert hatte, wurde der Boden moorig, und er mußte abbiegen. Er ritt in ein Wäldchen junger Birken ein, deren weiße Stämme in der blauen, sonnigen Luft wie pures Silber glänzten, während das Zweigwerk, braunroth und voll keimenden Saftes, von einem violetten Duft durchwoben war. Dunkelgrüne Wachholderbüsche waren über den Waldboden hin verstreut. Fridolin machte einige Mal Halt, um schöne Durchblicke durch die hellen Stämme auf das Moor und die rothen Dächer eines fernen Dorfes zu genießen.

Draußen kam er auf eine sandige Höhe. Nahe dem Horizont erkannte er das Dunkelblau eines kommenden Regens. Plötzlich drang ein Lärmen aus der Luft. Er sah empor. Zwei große weiße Vögel, blendend von der Sonne beschienen, stürmten mit vorgereckten Hälsen durch die Luft und schrieen. Als er weiter Umschau hielt, auf das Wäldchen zu seinen Füßen, auf das rothe Dorf, auf ein paar blaue, moorige Teiche und die Wege ringsher, sah er in der Richtung nach Garzigar den Reisewagen mit den beiden Braunen. Und wieder spornte er den Gaul und flog über Moor und Haide und Feld, und als er dann endlich in Obliwitz einritt, ermattet und triefend gleich dem Thier, auf dem er saß, rief ihm der Brautvater, der gerade aus dem Schafftall kam, mit deutlicher Stimme entgegen:

„Wenn Sie glauben, junger Mann, daß ich noch einmal die Dummheit begehe, Ihnen ein Pferd aus meinem Stall zu geben, irren Sie sich!"

* * *

Fridolin fuhr von Obliwitz direct ans Meer. Er kletterte auf den Dünen der Halbinsel Hela herum, legte sich an den Strand, trieb in Booten durch das sonnige Wasser, das er selten so blau gesehen zu haben meinte, pflückte sich Sträuße von Leberblümchen, die auf einigen Hügeln in blauen Mengen standen, und fühlte, daß er an der See noch niemals so unruhig und verstört gewesen sei. Aus jedem Raunen des Wassers hörte er die Stimme eines Mädchens, das blonde Haare hatte; wo er einen wehenden Halm sah, dachte er an dünne Handgelenke, und die Bläue des Himmels sah er nur als Vergleich mit dem Blau zweier unvergeßlicher Augen. Endlich hielt er es nicht mehr aus. Er setzte sich hin und schrieb an Asta, daß er am nächsten Tage auf der Heimreise um eine bestimmte Zeit mit dem Schnellzug durch S. kommen werde, der Stadt, wo sie bei Verwandten zu Besuch war. Er schrieb, der sehnlichste Wunsch, den er habe, sei, sie am Bahnhof noch einmal wiederzusehen.

Er fuhr, und als er sich S. näherte, glaubte er, er müsse vor Erregung umsinken. Er stand, als der Zug einlief, am Fenster und erkannte sie sogleich. Sie trug ein schwarzes Kleid, einen schwarzen Federhut und an den Händen gelbe dämische Handschuhe. Merkwürdig, sobald er sie sah, hatte er seine Ruhe wiedergefunden. Sie winkte ihm zu, er sprang, als der Zug hielt, herab, ging ihr entgegen, nahm ihre Hand und küßte sie.

Was sie hierauf miteinander sprachen, waren die üblichen Erkundigungen nach ihrem Befinden, wie es ihm am Meere gefallen habe, wie ihr die Hochzeitsfeier bekommen sei, wie lange sie noch bei ihren Verwandten zu bleiben gedenke. Sie sagte, daß sie noch etwa vierzehn Tage in S. zu bleiben gedenke, und er, daß er die See nie so schön gesehen habe, daß er aber nicht in der richtigen Stimmung gewesen sei, sie zu genießen. Dann hieß es „Einsteigen!", sie gab ihm schnell die Hand, er küßte sie, indem er den Handschuh zurückstreifte, auf den Puls, leidenschaftlich, dann noch einmal. Er bestieg den Wagen, der Zug setzte sich in Bewegung, und

Digitized by Google

langsam verschwand ihre dunkle Gestalt, während er winkte und noch bis zuletzt den herben Zug um ihre Lippen sah.

Fridolin war todtunglücklich, mied eine Zeit lang die Menschen, und nach einem Vierteljahr war Astas Bild nur noch ein Schemen in seiner Erinnerung. Sie hatten nichts mehr gemein in ihrem späteren Leben. Wenn sie einst sterben werden, wird Keiner ahnen, daß sie in den Tagen ihrer Jugend von einander wußten.

---

## Notizen.

Heinz Tovote: Nicht doch! ... Harmlose Novellen. Verlag von F. Fontane & Co. (Berlin). Preis geh. Mk. 2.

Tovote hat zu diesem Bande eine Reihe von Novellen vereinigt, die alle um das Thema „Nicht doch!" herum geschrieben sind. Er nennt sie harmlose Novellen; aber sie sind, mit wenigen Ausnahmen, keineswegs „harmloser", als andre Tovotesche Arbeiten, und durchaus auch nicht besser. Eine einzige der Erzählungen steht auf höherem Niveau; das ist die „Scheidung", und diese Erzählung ist das Beste, was ich von Tovote kenne; sie könnte von Maupassant sein. A. Hn.

Spitzweg-Mappe. Herausgegeben vom Kunstwart. Verlag von G. D. W. Callwey (München). Preis Mk. 2.50.

„Mitteldeutschlands Ludwig Richter, Oesterreichs Schwind, Bayerns Spitzweg, das ist ein Kleeblatt, das zusammengehört," sagt Avenarius in der Einleitung zu dieser famosen Spitzweg-Mappe, und es ist etwas Wahres an dieser Union; sie gehören zusammen, wenn schon jeder der Drei seine ganz eigene Note hat. Und wenn Spitzweg so lange nicht als ein geistiger Bruder der Schwind und Richter erkannt worden ist, so lag das einzig an unsern blöden Augen, an unserm Mißverstehen seiner Kunst. Die Mappe bringt eine geschickte Auswahl, zeigt den Spitzweg, wenn schon die Reproduction in dem gleichmäßig warmen Braun nicht den zarten Duft, den intimen Farbenreiz seiner Bilder restlos zu erschöpfen vermag. E. A.

Therese Kracht: Korfu und das Achilleion. Erlebtes und Erlauschtes. Mit vielen Illustrationen und einer mehrfarbigen Karte. Verlag von Ulrich Kracht (Berlin).

Das hübsch ausgestattete Büchlein dürfte gerade jetzt auch in weiteren Kreisen Interesse finden. A.

Dr. Gottlob Egelhaaf: Geschichte der neuesten Zeit vom Frankfurter Frieden bis zur Gegenwart. Verlag von Carl Krabbe (Stuttgart). Preis geh. Mk. 6.

Seit 33 Jahren hat der Verfasser mit großem Eifer systematisch Stoff zur Zeitgeschichte gesammelt, um ihn jetzt in geschlossener Form der Oeffentlichkeit zu übergeben. Das Buch ist auf der Grundlage von Vorlesungen, die der Verfasser in den letzten Jahren an der technischen Hochschule in Stuttgart gehalten hat, erwachsen und wird Manchem erwünscht kommen, der die Hauptereignisse der letzten Jahrzehnte gern in gedrängter Form überblicken möchte. Die Darstellung ist bis Anfang Februar d. J. fortgeführt, auf Genauigkeit bei Daten und Namen größter Werth gelegt. Ein sehr vollständiges Register erhöht die praktische Brauchbarkeit des Buches, das dadurch ein vorzügliches Nachschlagewerk abgiebt. E. G.

Wilh. Funk: Volkslieder. Mit Guitarre- oder Klavierbegleitung. Verlag von Breitkopf & Härtel (Leipzig). Preis Mk. 1.50.

Funk hat hier recht geschickt, oft mit Anklingen moderner Modulationen, 14 weniger bekannte Volkslieder bearbeitet und herausgegeben, die viel Freunde finden werden. Das triviale „Es war einmal ein feiner Knab'" hätte ich freilich gern gemißt. A. Hn.

Hanns Heinz Ewers: Das Grauen. Seltsame Geschichten. München und Leipzig bei Georg Müller 1908.

Ein Buch voll schöner Einzelheiten und sogar mancher Vollendung im Ganzen. Einiges um mit den Verneinungen zu beginnen, wird einem verfeinerten Geschmacke darin doch zuwider sein. So z. B. der ein wenig pretentiöse und auf Wirkung abzielende Uebertitel „Das Grauen": — Der Untertitel „Seltsame Geschichten" allein wäre mir lieber gewesen. Er hätte meiner Ansicht nach wohl auch das Wesentliche des Buches besser getroffen. Denn mag auch viel Blut in diesen Erzählungen fließen und mancher Vorgang darin dargestellt sein, der an und für sich wohl das Beiwort „grauenerregend" tragen könnte: ich habe bei der Lectüre dieser seltsamen Geschichten nirgends weder Grauen verspürt, noch das Gruseln erlernt. Das „Grauen" ist wohl überhaupt ein Gefühl, gegen das sich der höherentwickelte, von Glauben und Aberglauben freigewordene moderne Mensch so instinctiv sträubt, daß ein solcher Titel nur geeignet ist, ihn mißtrauisch zu machen, und Widerstände, Hemmungen, in seinem Gemüthe heraufbeschwört, die dann erst überwunden werden müssen, ehe die artistische Wirkung des betreffenden Kunstwerkes einsetzen kann; und dies ist immer ein Nachtheil, der besser vermieden wird. An einer der Novellen „Der todte Jude" ist mir dies auch in der Darstellung klar geworden. Diese Erzählung gehört im Uebrigen mit zu den packendsten der ganzen Sammlung. Die Charaktere und Typen sind gleich von Anfang an meisterlich belebt und frisch lebendig auf zwei Beine gestellt; das Milieu, die Stimmung der Stunde wie der Landschaft umhüllt den Leser sofort vollständig; es ist naturalistische Erzählungskunst, im besten, im nur guten Sinne des Wortes angewandt. Lange Zeit steht man so wirklich ganz im Banne des Dichters; bis zu dem Punkte, dem Wendepunkte, — wo aber das verhängnißvolle „Grauen" wohl anfangen sollte. Denn mitten in eine auf dem Boden aufrichtigster Wirklichkeit und folgerichtigster Psychologie aufgebaute Handlung platzt da ein schnarrendes „Prost"! — das Prost eines bisher mit aller zu wünschenden Unerschütterlichkeit als ganz richtig „mausetodt" geschilderten, schon erkalteten Leichnams! Und dieses Prost des hiermit wieder mitredend eingeführten Todten wiederholt sich mehrmals. Hier sollte der höchste Trumpf ausgespielt sein und das Grauen beginnen — statt dessen ist damit die ganze Illusion des Vorhergegangenen einfach zerstört. Das unvermuthete „Prost!" soll erschütternd wirken — aber es zerreißt leider nur die bisher trefflich festgehaltene, wenn auch vielleicht allzu lange ausgesponnene Stimmung. Statt Grauen zu erwecken, wirkt es lachhaft. Man ist plötzlich nicht mehr in dem geschilderten Milieu; man sitzt in Gedanken nicht mehr wie bisher dem todten Juden gegenüber — sondern dem Erzähler, der uns quasi aufs Eis führen wollte: und da lacht man ihm ins Gesicht, wie etwa einem schlechten Hypnotiseur, dem eine versuchte Suggestion durch einen allzu plumpen Befehl mißlungen ist. — Nicht ohne Grund aber glitt mir da das Wort Suggestion in die Feder. Denn die Idee einer Autosuggestion wäre wohl die einzige Möglichkeit, den geschilderten Vorgang zu retten, ihn möglich und glaubhaft erscheinen zu lassen. Wenn das seltsame Geschehniß nämlich nur aus der Psyche eines Einzelnen heraus geschildert wäre. Aber der geschlossene Landauer (Ort der Handlung), hat außer dem Todten noch drei Insassen. Der Autor läßt alle Drei dies „Prost!" hören und davon erschüttert sein, nicht nur den Einen, der nun in seinem Entsetzen den Todten nochmals erschießt und schließlich wahnsinnig wird. An die Halucination dieses Einen würden wir, da sie genügend vorbereitet erscheint, glauben können, und dadurch erzielte auch das Reden des Todten in der Vorstellung des Lesers, obwohl als nicht wirklich erkannt, gerade deßhalb eine höhere Wirklichkeit; — so aber, da das „Prost!" von drei Leuten gehört wird, will der Autor augenscheinlich, der Leser soll dies auch als wirkliche Thatsache hinnehmen. Das kann der vernünftige Leser natürlich nicht, und die ganze Stimmung ist ihm nun unwiederbringlich verdorben, weil er das peinliche Gefühl hat: o weh! da will man mir ein Mätzchen vormachen und noch mit Gespenstern schrecken! Und das ist kindisch.

Es that mir beim Lesen ordentlich leid um die Verpfuschung gerade dieser Erzählung durch diesen Schlußtrick und Lapsus — denn sonst wäre gerade sie mir eine der liebsten gewesen.

Nun, bei einigen anderen Erzählungen wird man hierfür schadlos gehalten und kann mitgehen. So bei dem sehr stimmungsvollen, unaufdringlichen, einfachen und doch von subtilster Seelenzergliederung zeugendem „Tagebuch eines Orangenbaums", wo mit feiner Kunst in das Tagebuch eines an einer Zwangsvorstellung Leidenden die tragische Vorgeschichte und das Werden dieser Geisteskrankheit verwoben wird. Zugleich eine artistische Glanzleistung und die Legitimirung eines Poeten. So auch bei „Die Mamaloi", wo in primitiven Seelen (die Erzählung spielt in dem prächtig geschilderten Haiti) ein tief tragischer, allgemein menschlicher Conflict aufgezeigt und bis zu den letzten Consequenzen muthig durchgeführt wird, ohne daß der Erzähler je aus der gegebenen Einfachheit dieser Wilden herausfiele. So auch in der „Tomatensauce" und dem kurzen „Feenland". Mögen die Vorwürfe dieser seltsamen Geschichten, wie der Uebertitel wohl andeuten soll, meist abstoßender Natur sein: der Rohstoff ist immer zu einem Kunstwerk verarbeitet und dadurch bei aller Anschaulichkeit in eine Entfernung der ruhigen Betrachtung gerückt, wo Grauen ... wie Ekel und Abscheu aufhören und man über den Vorwurf, das Geschilderte überhaupt nicht mehr zu rechten braucht. Wenn nicht in allen das restlose Herausarbeiten der der Idee eingeborenen Form erreicht ist, in mehreren, so in den drei oder vier oben genannten, scheint dies gelungen, und dies ist meines Erachtens das einzige und zugleich das Höchste, was man von einem Kunstwerk verlangen kann und darf; die Constatirung, daß es erreicht, scheint das einzige Lob, das man als Kritiker dem Künstler zu spenden hat.

Noch eines ist in diesen Erzählungen, worüber als symptomatisch man sich wohl erfreuen darf, weil es selten ist, weil es auch echte Künstler nicht immer haben: stoffliche Phantasie; Erfindung. Späte Literaturen wie auch unsre heutige europäische sind meist bis auf wenige individuelle Ausnahmen erfindungsarm. Es ist also erfreulich, constatiren zu können: in diesem Buche H. H. Ewers ist stoffliche Phantasie und reiche Erfindung.

*Karl Frhr. v. Levetzow* (*Schloß Dewak*).

---

## Zur gefälligen Beachtung.

Manuskripte, Bücher, redactionelle Anfragen u. s. f. sind dem Herausgeber, Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstrasse 10, I zu senden.

---

Digitized by Google

# Empfehlenswerte Bäder, Hotels, Heilanstalten und Sommerfrischen.

**AHLBECK** auf Insel Usedom.

Unmittelbar am Strand von Hochwald umgeben. Täglich Schnellzug- und Dampfer-Verbindung von und nach Berlin 3½ Stunden. Damen-, Herren- und Familienbad. Elektrisches Licht, Konzerte, Theater, Réunions.

Saison 1. Juni bis Ende September.

**Dresden,** Hôtel Bellevue.

Weltbekanntes, vornehmes Haus in unvergleichlich herrlicher Lage an der Elbe u. Opernplatz. **Privat-Badezimmer, Auto-Garrage.** **R. Ronnefeld,** Direktor.

**Hirschberg** i. Schlesien, Bahnhofstrasse 10/11.

■■■ Hotel Drei Berge. ■■■

Altrenommiertes, größtes Hotel I. Ranges am Platze. Im Geschäftszentrum gleich neben dem Postamt gelegen. Omnibus stets an der Bahn. Straßenbahnhaltestelle.

**Auskunftei über Riesengebirgstouren.**

**Bad Kissingen** idealer Kuraufenthalt.

**Bergschlösschen.**

:: Logis und Pension. ::

Vornehmes Haus, einzig schön am Altenberg, unweit der Quellen und Bäder, mit Restaurant Schweizerhäuschen. **J. Th. Schmitt,** Besitzer.

**Kolberg** Dr. Lücke's Kuranstalt

See- und Soolbad Uhlenhorst.

Elektr. Licht und Zentralheizung. Das ganze Jahr geöffnet Aufnahme von Erholungsbedürftigen. **Kinder guter Kreise** mit Familienanschluss, eventl. Unterricht. Behandlung von Frauenleiden chir. und orthopäd. Erkrankungen, eigenes orthopädisches Institut.

**Malente-Gremsmühlen**

inmitten der **Ost-Holsteinschen Schweiz.** Herrlicher Sommeraufenthalt für Erholungsbedürftige. Prächtige Buchen- und Tannenwälder umschließen träumerische Seen.

Komfortable Hotels und Pensionen.

**Misdroy,** unmittelbar am Strande,

umgeben von Hochwald u. Bergen. Vorzügl. Einrichtungen für Kur- und Unterhaltung. Seebrücke, reger Schiffsverkehr. Tägl. 4 Schnellzüge von und nach Berlin. Bevorzugt als Erholungsort für Familien.

**Oberwaid**

**b. St. Gallen — Schweiz. —**

Sanatorium 1. Ranges für physikalisch- diätetische Heilweise System Dr. Lahmann. Aller Komfort, herrliche Lage über dem Bodensee mit Alpenpanorama. 2 Aerzte, 1 Aerztin. Immer besucht.

Illustr. Prospekte frei.

**Sellin** auf Rügen. ■ Kurhaus Sellin

früher: **Hotel Fürst Wilhelm.** Grösstes Haus am Platze, mit eigener Canalisations-Anlage und Wasserleitung. Direkt im Buchenwald, vor der grossen Landungsbrücke gelegen. Eigene Conditorei im Hause. Zimmer mit vollständiger Pension zu mässigen Preisen.

Fernspr. No. 1. **Joh. Möller,** Besitzer.

---

*Otto Boenicke*

*Hoflieferant Sr. Majestät des Kaisers u. Königs*

*Berlin W. 8, Französische Straße 21*

*empfiehlt sein reichhaltiges Lager von*

*selbst importierten Havana-Cigarren*

*in der Preislage von Mk. 80 bis Mk. 4600 das Tausend „der berühmtesten Marken".*

*Proben werden von jeder Cigarre gern abgegeben und zum Millepreise berechnet.*

*Preisbücher über importierte Cigarren und über in*

*Deutschland gearbeitete Cigarren*

*in der Preislage von Mk. 18 bis Mk. 340 das Tausend, sowie über*

*Cigaretten, Rauchtabake usw.*

*kostenfrei.*

---

SCHREIBMASCHINE

mit sichtbarer Schrift

„Continental"

Erstklassiges Fabrikat

Generalvertreter:

**Franz Kaiser,** Berlin W. 8. Friedrichstr. 197.

---

**Photo!** „AGFA"-

Belichtungstabelle für Tageslicht und Blitzlicht

■ Ermittelt durch einfache Schieberverstellung

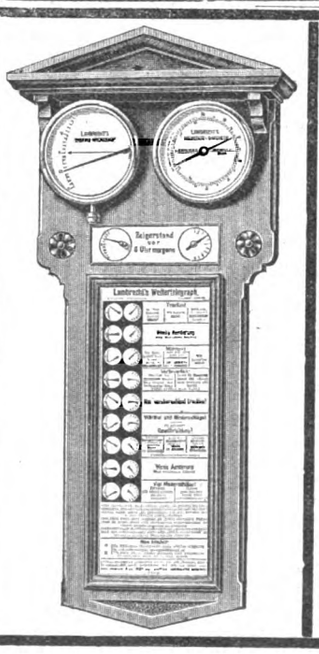
für **Tageslichtaufnahmen** die genaue Belichtungszeit,

für **Blitzlichtaufnahmen** die erforderliche Blitzlichtmenge

**Keinerlei Berechnung nötig!**

à 75 Pfg. durch die Photohändler. ■ Kompendiös. Gewicht 30 gr. ■ **Leicht zu handhaben!**

---



**Original Lambrecht's Wettertelegraph**

gibt durch nur 2 Zeiger die drei Hauptfaktoren für die Vorausbestimmung des Wetters an: **Lufttemperatur, Luftfeuchtigkeit** und **Luftdruck.** Die Wetterprognose ist dadurch außerordentlich erleichtert, daß nur die gegenseitige Stellung dieser Zeiger in der am Apparat befestigten Tabelle aufzusuchen und die daneben stehende Prognose **einfach abzulesen ist.** — **Zahlreiche erstklassige Anerkennungen stehen zu Diensten.**

Lambrechts Instrumente sind gesetzlich geschützt.

**Man verlange Gratis-Drucksache Nr. 280.**

Prämiert 1907: Berlin, Dresden u. Zürich.

**Wilh. Lambrecht**

**Göttingen.**

Gegr. 1859 (Georgia Augusta).

**Inhaber des Ordens für Kunst u. Wissenschaft, der grossen goldenen und verschiedener anderer Staatsmedaillen.**

**Vertreter an allen größeren Plätzen des In- und Auslandes.**

**Generalvertrieb** für die Schweiz Italien und die österreichischen Alpenländer durch:

**C. A. ULBRICH & Co., Zürich.**

Digitized by Google

„ALTVATER"
Gessler's
echter Altvater-Liqueur.
Alleinige Fabrikation
Siegfried Gessler, Jägerndorf.
kais. u. kgl. Hoflieferant.

Keine Nachnahme! Erst prüfen!
Orangenblüten-
Honig!!
übertrifft jeden Honig der Welt. Garant. absolut naturr. Bienenprodukt!
Begeist. Lob von Honigkennern!
*10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.
**Kusche & Martin, Malaga**
Spanien (Deutsche Firma)

WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST
OTTO ERDMANN JUNIOR
BERLIN S.W. 61.
TEMPELHOFERUFER 21.

**Die militärische Welt**
**illustrierte Monatsschrift für alle Gebiete des Militärwesens u. der neueren Geschichte,**
herausgegeben von
Oberleutnant **Karl Harbauer,**
ist eine Zeitschrift, einzig in ihrer Art. Sie behandelt militärische und historische Stoffe der ganzen Welt in populären Darstellungen, die durch gute Illustrationen vervollständigt werden. — Preis des Einzelheftes K. 2.—, 1/4 Jahr K. 4.—, 1/1 Jahr K. 15.—. Probehefte in jeder besseren Buchhandlung oder direkt vom Verlag
**C. W. Stern, Wien I.,**
Franzensring 16.

# Antiquitäten.

Antike Eichen-geschnitzte
**Möbel**
Stollenschränke, Anrichten,
Baldachin-Truhenbänke u. s. f.
**Ausserordentlich preiswert**
Lieferant an
Kunstgewerbe-Museen u. s. f.

**Hugo Klein,**
**Dresden-A.,** Bankstrasse 10.

*Die Buch- und Kunsthandlung*
*M. Lilienthal,*
*Berlin N.W. 7, Friedrichstrasse 101*
*erlaubt sich auf ihre Verkaufsausstellung von*
*Originalen*
*Heinrich Zille's*
*(Feder-, Kreide-, Buntstiftzeichnungen, Radierungen)* *aufmerksam zu machen.*

***Aussergewöhnlich wohlfeiles Angebot!***
*Auswahlsendungen stehen auf Wunsch zu Diensten.*
*Über Zille vergl. auch Nr. 17 der „Gegenwart": „**Heinrich Zille**, ein Berliner Maler".*

Herders

Konversations-
Lexikon
Dritte Auflage. Acht Bände. Reich illustr.
Mark 100.— Kr 120.— Teilzahlungen
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

**Die grosse Kanzlei.**
Ein Wiener Advokatenroman
von
**Sabinus.**
6. Aufl. M. 2.—.
**Herm. Walther,**
Verlagsbuchhandlung, G.m.b.H.
**Berlin W. 30.**

Weck's
Frischhaltung
und
sonst nichts
und
weiter nichts
und
drüber nichts
drum
Koche auf Vorrat

Drucksachen über:
Weck's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel
kostenlos durch:
**J. Weck,** Ges. m. b. Haftung,
Oeflingen, A. Säckingen (Baden).
Man verlange nur
**Weck's Originalfabrikate**
**Ueberall Verkaufsstellen.**


Verantwortl. Redacteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Für den Inseratentheil verantwortlich: Georg Macher, Berlin W. 35, Steglitzer Straße 8.
Max Hesses Verlag in Leipzig. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 21. Berlin, den 23. Mai 1908. 37. Jahrgang. Band 73.

INDIANA UNIV. LIBRARY JUN 5 1908

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Max Hesses Verlag in Leipzig. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 4gespaltene Petitzeile 50 Pf.

Inhalt:

Deutschland und der Congostaat. Von H. Asper (Berlin). — Die Rechtsstellung der französischen Ehefrauen. Von Justizrath Dr. L. Fuld (Mainz). — Der neue Gesetzentwurf gegen die Curpfuscherei und den Geheimmittelschwindel. Von Oberstabsarzt Dr. Neumann (Bromberg). — Eine neue Theorie über den Staat. Von Dr. Karl Lauer (Charlottenburg). — Ueber die Ehe und die Nachkommenschaft des Genies. Von Dr. Albert Reibmayr (München). (Schluß.) — Das Reisen und die moderne Bildung. Von Prof. Dr. Ed. Heyck (Berlin). I. — 1001 Nächte. Von Richard Schaukal (Wien). — Friedrich Smetana. Von Dr. Bronislav Wellek (Wien). — Zwei Gedichte. Von Ernst Schur (Groß-Lichterfelde). — Der gemüthskranke Husar. Skizze von Roda Roda (München). — Criminalität und Sittlichkeit. Von Stefan Pollatschek (Wien). — Das verlorene Lied. Von Marsyas. — Notizen. — Anzeigen.

## Deutschland und der Congostaat.

Von H. Asper (Berlin).

Die Verhandlungen zwischen dem Königreich Belgien und dem Unabhängigen Congostaate wegen dessen Uebernahme ziehen sich länger hin, als es wohl hie und da erwartet wurde. Die europäischen Staaten, so weit sie als Unterzeichner der Congo-Acte den Congostaat vor 25 Jahren anerkannt haben, haben den selbstverständlichen Brauch befolgt, zu jenen Verhandlungen, als zu einer rein internen Angelegenheit Belgiens, officiell keine Stellung zu nehmen. Nur im englischen Unterhause gab es eine Interpellation. Auch die deutsche Presse hat bis auf wenige Ausnahmen sich zu dieser Uebung bekannt und ist dabei recht gut gefahren.

Einzig eine conservative Berliner Zeitung, die seit Jahren für den Congostaat gegenüber englischen Anfeindungen eingetreten war, hat neuerdings eine auffällige Schwenkung vollzogen und ist damit beinahe in das Fahrwasser eines Hamburger Kaufmanns gesteuert, der in colonialen Kreisen Deutschlands sich wegen seiner Congogegnerschaft einen gewissen Namen gemacht hat, und der jenes conservative Organ stets aufs Schärfste und manchmal in nicht ganz parlamentarischen Ausdrücken angegriffen hatte. Im Großen und Ganzen hat man sich um die Congo-Angelegenheit bei uns nicht gekümmert, wie überhaupt unser Interesse an belgischen Vorgängen recht gering ist.

Der Hauptherd der Congogegnerschaft ist bekanntlich England, weniger die Hauptstadt London, als der Hafenplatz Liverpool, in dem sich alle britischen Westafrika-Interessen vereinigen. In Liverpool sitzen die größten und die meisten englischen Westafrika-Händler, deren Firmen es am liebsten sähen, wenn auch von der Congomündung landeinwärts der Union Jack wehte und die vor einigen Jahren schon eine Karte von Afrika verbreiteten, auf dem der Congostaat wie die anderen englischen Colonien roth gefärbt war.

Bisher legte man, um auch die britischen missionarischen Kreise — Exeter Hall gilt viel bei unsern Vettern! — für sich zu gewinnen, mehr Werth auf eine Agitation im humanitären Sinne, indem man nämlich der Regierung des Congostaates vorwarf, sie behandle die Eingeborenen aufs Grausamste. Die Drucksachen der „Congo-Reform-Association" wimmelten von der Aufzählung solcher „Atrocities".

Neuerdings sind die Unmenschlichkeiten aus diesen Blättern verschwunden, dagegen tummeln sie das staatsrechtliche Roß, indem sie zu beweisen suchen, daß der Unabhängige Congostaat die Bedingungen der Congo-Acte in diesem oder jenem Punkte nicht erfüllt hatte und demgemäß von den Unterzeichnern der Congo-Acte cassirt werden könnte, gerade so, als wäre er nur eine Kreatur von Englands und der andern Länder Gnaden. Mit großer Würde und mit dem Bewußtsein eines guten Gewissens haben die Belgier und die Organe des Congostaates bisher diese Agitation abgewehrt und mit Leichtigkeit ihre Unrichtigkeiten und Uebertreibungen entschleiert. Wir Deutschen waren von dieser congogegnerischen Agitation zumeist verschont geblieben, nur die Deutsche Colonialgesellschaft hatte vor fünf Jahren, im Frühjahr 1903, eine congogegnerische Resolution gefaßt. Diese Entschließung wurde auch dem Herrn Reichskanzler unterbreitet, der aber auf den Apell zum Schutze der deutschen Interessen, die angeblich gefährdet sein sollten, der Deutschen Colonialgesellschaft gar keine Antwort zu Theil werden ließ, was ja schließlich auch in diesem Falle die beste Antwort war.

Der Vorwurf, als ob der Congostaat den deutschen Kaufleuten Schwierigkeiten bereite, als ob er deutsche Unternehmungen behindere zu Gunsten einer Monopolwirthschaft, oder wie die gegnerischen Unterstellungen lauten, ist leicht zu widerlegen. Kein einziger solcher Fall ist jemals nur besprochen, geschweige denn erwiesen worden. Im Gegentheil, eine Reihe von deutschen großen Unternehmungen besteht und blüht am Congofluß. Erst vor wenigen Monaten hat ein bekannter deutscher Colonialpionier, Herr Wassy Langheld aus Berlin, im Namen eines Consortiums ein Unternehmen zur Ausbeutung der Mangrovenbestände an der Mündung des Congoflusses begründen können.

Ein Monopolunternehmen, eine Sonderconcession! werden die Gegner schelten, wobei sie freilich vergessen, daß unter primitiven Wirthschaftszuständen, wie sie in der Anfangszeit in Colonien vorliegen, solche auf Zeitdauer verliehenen Sondervortheile die Regel zu sein pflegen, weil ohne sie eben das Capital sich hüten würde, in solche Unternehmungen hineinzugehen. Es steht aber fest, daß solche Monopole und Concessionen an Angehörige aller europäischen und nicht europäischen Nationen verliehen worden sind, sogar auch an Farbige aus den englischen Nachbarcolonien. Grade der Handel des wichtigsten Ausfuhrproductes aus dem Congostaat, des Kautschuks, wird nicht, wie die Engländer es darstellen möchten, von einer Monopol-Gesellschaft, sondern von

Digitized by Google

einer ganzen Reihe von Firmen betrieben, und Antwerpen hatte seine Bedeutung als Hauptkautschukmarkt schon zu den Tagen, als die Ausfuhr aus dem Congostaat noch recht gering war. Die ganze Situation ist genau so, wie wir sie hier skizzirt haben, von Richtern der Freien- und Hansestadt Hamburg, denen überseeische Erfahrung und wirthschaftspolitisches Urtheil zur Seite steht, aufgefaßt worden. Dort hatte ein Parteigänger der englischen „Congo-Reform-Association" den Redacteur eines schlesischen Blattes wegen Beleidigung angeklagt, weil er ihm vorgeworfen haben sollte, er versuche im congofeindlichen Sinne öffentliche Behörden für seine Privatzwecke auszunutzen. Der Angeklagte wurde aber, indem dem Privatkläger die Kosten des Verfahrens zur Last gelegt wurden, mit folgender Motivirung freigesprochen: „Nach dem Inhalt der Anklage ist der Angeklagte beschuldigt, den Privatkläger durch diesen Artikel beleidigt zu haben, weil er in ihm dem Privatkläger vorgeworfen habe, er versuche öffentliche Behörden für seine Privatzwecke auszunützen."

Das Gericht sprach den Angeklagten nach § 193 St. G. B. frei. Die „Congo-Reform-Association" mit ihrem Streben nach Eingriffen in die Einrichtungen eines fremden souveränen Staates verfolgt politische Zwecke. Aus der Betheiligung unsrer Behörden an ihrer Agitation befürchtete der Angeklagte nicht ohne Grund Verwicklungen politischer Art für unsren Staat. Wenn daher grade deßhalb, um die Verschiedenheit der Aufgaben der staatlichen Behörden von den Zielen der „Congo-Reform-Association" zu markiren, der Angeklagte als Redacteur einer politischen Zeitung die Agitation der Letzteren und damit auch die des Privatklägers, soweit er hier für sie thätig wurde, als Privatzwecke verfolgend bezeichnet, so hat er eine von seinem Standpunkte aus berechtigte Kritik ausgeübt, bei der die Absicht der Beleidigung nicht zu finden ist."

Die Einigung bezüglich der Uebernahme des Congostaates Seitens des Königreichs Belgien scheint nun nahe bevor zu stehen. Sie wird in unserm Verhältniß zu unserm ostafrikanischen Nachbarstaate auch nicht das Geringste ändern. Mit den Belgiern haben wir zwischen Kivu-See und Tanganjika-See stets die besten Beziehungen unterhalten. Der jüngst dort auf seiner Forschungsreise durchgezogene Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg hat von den Offizieren des unabhängigen Congostaates außerordentliche Förderung erfahren und das ausgesprochen und dabei ausdrücklich erklärt, er habe an keiner Stelle Thatsachen beobachtet, die die englische Agitation rechtfertigten. Die Farbigen hätten im Gegentheil großes Zutrauen zu den Europäern im Congostaate. Ein ähnliches Zeugniß hat jüngst Sir Harry Johnston, der frühere Gouverneur des dem Congostaat gleichfalls benachbarten britischen Uganda abgegeben, indem er sich außerordentlich günstig über die congostaatliche Verwaltung, insbesondere über die von den Liverpoolern stark angefeindeten Offiziere aussprach.

Wenn es einen Punkt giebt, wo wir mit den Belgiern Differenzen haben, so ist das die Regelung der Grenze an unsrer ostafrikanischen Nordwestecke. Dergleichen ist aber, wie das jüngste Deutsch-Französische Abkommen bezüglich der Kameruner Süd- und Ostgrenze beweist, auf dem friedlichen Wege gütlicher Vereinigung eher zu erledigen, als indem man auf beiden Seiten Presse und Interessenten mobil macht. Also bleiben wir bei der Tactik, das Königreich Belgien seine Auseinandersetzungen mit dem souveränen Congostaat allein und ohne unsren Rath vornehmen zu lassen, wie es deren Recht ist.

## Die Rechtsstellung der französischen Ehefrauen.

Von Justizrath Dr. L. Fuld (Mainz).

Die Gesetzgebung der dritten Republik, welche auf zahlreichen Gebieten des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens so radical vorgeht und sich rühmen kann, in Bezug auf die Gestaltung des Vereins-, Versammlungs- und Preßrechts den fortschrittlichen Gedanken in einem Umfange Anerkennung verschafft zu haben, in welchem dies kaum in einem zweiten Staate der Fall, ist an die Abänderung des Civilgesetzbuchs, das längst in vielen Theilen veraltet erscheint, nur überaus zögernd und vorsichtig herangetreten. Es besteht ein bemerkenswerther Unterschied, um nicht zu sagen, ein Gegensatz zwischen dem Radicalismus, zu dem sich die französische Republik auf politischem Gebiete bekennt, und dem ziemlich zähen Conservatismus, welchem sie in Ansehung der Justizgesetzgebung huldigt. Erst in den letzten Jahren hat man sich entschlossen, wenigstens die ersten Vorarbeiten für eine Umbildung des Civilgesetzbuchs in Angriff zu nehmen, das von der übergroßen Mehrheit der Franzosen auch heute noch als ein Meisterwerk praktischen Verständnisses und staatsmännischer Weisheit angesehen und gepriesen wird. Man ist sich vollkommen darüber klar, daß zwischen diesen Vorarbeiten und dem Tage, an welchem das Gesetzbuch des ersten Napoleon durch ein neues ersetzt wird, Jahrzehnte liegen werden, man weiß auch ganz genau, daß es noch mehr als fraglich ist, ob überhaupt die diesem Ziele gewidmete Arbeit eine erfolgreiche, oder ob sie eine ergebnißlose sein wird. Um deßwillen bemüht sich die Gesetzgebung, die schlimmsten Widersprüche zwischen dem geltenden Civilrecht und dem wirthschaftlichen Bedürfniß der Gegenwart, die ärgsten Collisionen zwischen dem noch geltenden Recht und der heutigen Rechtsüberzeugung durch Specialgesetze auszugleichen und im Laufe der Zeit ist die Anzahl solcher Specialgesetze eine recht erhebliche geworden. Zu denjenigen Gebieten, auf welche sich die Thätigkeit der französischen Gesetzgebung besonders bezog, gehörte und gehört vor Allem die Rechtsstellung der Frau. Man braucht keine Frauenrechtlerin zu sein, um das scharfe Urtheil, das über diejenigen Bestimmungen des Code civil, welche sich auf die Befugnisse der Ehefrauen beziehen, von weiblicher Seite in fast allen Ländern ausgesprochen wird, in der Hauptsache gerechtfertigt zu finden. Das Gesetzbuch des Landes, in welchem die gesellschaftliche Stellung der Frau eine überaus bedeutende, ihr Einfluß und zwar sowohl in gesellschaftlicher als auch in politischer Hinsicht ein weitestgehender ist, stellt die verheirathete Frau fast vollständig unter die Botmäßigkeit des Mannes, es macht den Mann in allen vermögensrechtlichen Angelegenheiten so vollständig zu ihrem Herrn, daß es ihr grundsätzlich nicht gestattet ist, ohne seine Zustimmung vor Gericht klagend aufzutreten oder sich als Beklagte zu vertheidigen. Diese der modernen Gesellschaft und der auch in Frankreich je länger je bedeutungsvoller gewordenen Erwerbsthätigkeit des weiblichen Geschlechts wenig Rechnung tragende Regelung wurde längst als eine Rückständigkeit und Unbilligkeit zu gleicher Zeit empfunden, ganz besonders von denjenigen Frauen, welche sich durch eigne Arbeit einen besondern Verdienst verschafften. Nach den Anschauungen des französischen Civilgesetzbuchs fiel auch dieser Sonderverdienst der Ehefrau unter das dem Manne zustehende Verwaltungsrecht, der Kraft dessen auch befugt war, denselben zu erheben und zu verwenden. Mochte immerhin der Mann ein Verschwender, ein Trunkenbold oder ein Schürzenjäger sein, der seinen Verdienst verpraßte und die Familie darben ließ, so lange derselbe nicht entmündigt oder für einen Verschwender erklärt war, konnte ihm während des Bestehens der Ehe ohne Gütertrennung das Recht nicht bestritten werden, über das Arbeitseinkommen der Frau zu verfügen. Es bedarf keiner Ausführung, daß dieser Rechtszustand ein unhaltbarer war und nachdem das deutsche Bürgerliche Gesetzbuch anerkannt hatte, daß das Arbeitseinkommen der Ehe-

Digitized by Google

frau ihr Vorbehaltsgut bildet, auf das sich die Verwaltungsrechte des Mannes nicht beziehen, wurde die Aenderung des französischen Rechts in diesem Punkte mit immer größerem Nachdruck verlangt. Erst im Sommer vorigen Jahres konnte das Gesetz erlassen werden, welches das Verlangen befriedigte. Obwohl so ziemlich die ganze Deputirtenkammer mit dem Senat und der übergroßen Mehrheit der Juristen über die Nothwendigkeit dieser Verbesserung der Rechtsstellung der Frau einig waren, vergingen doch Jahre, bis aus der ersten Anregung ein Gesetz entstanden war; die Gründe hierfür sind nicht nur in den parlamentarischen Verhältnissen Frankreichs zu suchen, durch welche bekanntlich die ernste und wirklich fruchtbringende gesetzgeberische Arbeit so überaus erschwert wird, sondern auch in der bereits erwähnten Abneigung, an die Grundsätze zu rühren, auf denen das Civilgesetzbuch beruht. In Berücksichtigung der Schwierigkeiten, welche der Sanktionirung von Anschauungen entgegenstanden, die einen Bruch mit einer hundertjährigen Tradition darstellen, ist das betreffende Gesetz um so höher zu bewerthen, es hat vor Allem Bedeutung für die zahlreichen Frauen der Arbeiterbevölkerung, welche neben dem Manne thätig sind und nunmehr auch in die Lage kommen, selbst über Das verfügen zu können, was sie sich verdient haben. Die Rechtsstellung der verheiratheten Frau auf dem Gebiete der Vermögensrechte ist hiermit nicht nur in grundsätzlicher Hinsicht, sondern auch in praktisch wichtiger Weise verbessert worden und es darf mit Sicherheit angenommen werden, daß die französische Gesetzgebung diesen Maßnahmen weitere folgen läßt, durch welche auch für die französische Frau ein Rechtszustand geschaffen wird, wie ihn die heutigen Verhältnisse erheischen, ein Rechtszustand in der Hauptsache übereinstimmend mit dem in andern Ländern, vor Allem in den Skandinavischen Staaten, demnächst aber auch in England und Deutschland vorhandenen. Die bereits in Angriff genommene Reform des französischen Eherechts, die allerdings von einer großen Gefahr bedroht ist, nämlich von der Gefahr, daß man sich unter dem Einfluß gewisser destructiver Theorien verleiten läßt, die Scheidungsmöglichkeit derart zu erleichtern, daß die Ehe ihres dauernden Charakters verlustig geht, wird hierzu die Gelegenheit bieten.

Auf dem Gebiete des öffentlichen Rechts hat die Gesetzgebung der dritten Republik schon seit längerer Zeit Manches zur Verbesserung der rechtlichen Stellung der Frauen gethan, sie hat, um nur dies anzuführen, denselben das Wahlrecht für die corporativen Vertretungen von Handel und Gewerbe ertheilt, sie hat gewisse Ungleichheiten beseitigt, welche bezüglich der Fähigkeit der Frau bestanden, Zeuge bei der Errichtung von Urkunden zu sein. Endlich hat sie die Ausübung der Rechtsanwaltschaft den Frauen gestattet, nachdem der Besuch der höheren Lehranstalten mit Einschluß der Universitäten schon längst der weiblichen Bevölkerung freigegeben war. Der praktische Werth dieser Reformen braucht, mit Ausnahme der Zulassung zur Advocatur, die gänzlich bedeutungslos ist und nur für ganz wenige Damen in Betracht kommt, nicht unterschätzt zu werden, aber dennoch hält er keinen Vergleich aus mit der Wichtigkeit des neuen Gesetzes, welches der arbeitenden Frau die alleinige Verfügung über ihren Arbeitsverdienst sichert. Man hat behauptet, daß dieses Gesetz eine Reform der Rechtsstellung der Frau sei, während die Gesetzgebung bisher sich nur mit der Verbesserung der Rechtsstellung der „Dame“ beschäftigt habe. Der Gegensatz zwischen Frau und Dame beruht nun freilich zum guten Theile auf Uebertreibung, wenigstens soweit rechtliche Fragen in Betracht kommen; eine Rechtsstellung, unter welcher die Proletarierin leidet, kann auch für die verwöhnte Salondame nicht zufriedenstellend sein, immerhin muß aber anerkannt werden, daß die arbeitenden Frauen im Allgemeinen kein Interesse an der Frage haben, ob sie berechtigt sind, vor Gericht als Rechtsanwälte aufzutreten und ob ihnen die Wahl der Mitglieder der Handelskammer frei steht. Das größte Interesse aber haben sie daran, über ihren Arbeitsverdienst frei und selbstständig verfügen zu können, und dieserhalb darf allerdings mit Fug und Recht behauptet werden, daß die sociale Bedeutung dieses Gesetzes bei Weitem alle Acte der auf die Rechtsstellung der Frau sich beziehenden französischen Gesetzgebung übertrifft. Es muß dahingestellt bleiben, ob die französische Gesetzgebung sich jemals dazu entschließen wird, für die Regelung der Güterrechtsverhältnisse unter den Ehegatten das System des englischen Rechts anzunehmen, welches die verheirathete Frau völlig unabhängig und vollständig selbstständig schalten und walten läßt; unverkennbar steht die Tradition, welche im gesellschaftlichen Leben Frankreichs allen Radicalisirungen zum Trotze noch immer eine Macht bildet, einer Reform des Eherechts in diesem Sinne nicht zur Seite; darüber aber besteht kein Zweifel, daß man an der Befugniß der verheiratheten Frau, über ihr Arbeitseinkommen vollständig selbstständig zu verfügen, unter allen Umständen festhält. Das zwanzigste Jahrhundert ist in dieser Frage auch in Frankreich über das Gesetzbuch Napoleons hinweggeschritten und zwar durch das Gesetzbuch Napoleons.

---

## Der neue Gesetzentwurf gegen die Curpfuscherei und den Geheimmittelschwindel.

Von Oberstabsarzt Dr. Neumann (Bromberg).

Der Umstand, daß die schrankenlose Verwilderung der Curpfuscherei und des Geheimmittelschwindels eine öffentliche Gefahr für den Geldbeutel und die Gesundheit des Volkes bilden, hat nach langen Vorarbeiten Seitens des Deutschen Aerztevereinsbundes und der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Curpfuscherei zu einem vom Reichsamt des Innern veröffentlichten Entwurfe eines Gesetzes, betreffend die Ausübung der Heilkunde durch nicht approbirte Personen und den Geheimmittelverkehr geführt. Der Gesetzentwurf ist als ein vorläufiger gekennzeichnet. Er enthält 16 Paragraphen und eine Erläuterung. Um der Curpfuscherei und dem Geheimmittelschwindel wirksam zu begegnen, lauteten die Forderungen der Aerzte, die in einer reichen fachlichen Literatur und in den Kampfschriften gegen die Curpfuscher und die mit ihnen identischen Naturheiler niedergelegt sind, dahin, daß die Behandlung von Krankheiten durch Nichtärzte, das Anzeigen von Heilmitteln in Nichtfachblättern zu verbieten sei. Dieser radikalen Forderung, wie sie lediglich im Interesse der Volkshygiene und Volkswohlfahrt geboten war, ist der vorläufige Gesetzentwurf nicht nachgekommen. Aus der Erläuterung zum Gesetzentwurf geht aber zweifellos hervor, daß, wie sich es von selbst versteht, für die Behandlung von Krankheiten Jeder unzuverlässig ist, dem die nothwendige Vorbildung fehlt. Die Neigung weiter Volkskreise, sich von Heilbeflissenen ohne wissenschaftliche Ausbildung behandeln zu lassen, das Bedürfniß Gebildeter und Ungebildeter nach Mystizismus darf von der Staatsgewalt keine Unterstützung finden, welche die Volksgesundheit zu schützen die Pflicht hat. Wir haben also in dem neuen Gesetzentwurf einen Compromiß vor uns, halbe Maßregeln, die zur Umgehung des Gesetzes führen müssen. Wenn dieses in § 3 die Behandlung der Geschlechtskrankheiten durch Nichtärzte verbietet, so ist zu fragen, warum nicht auch die Behandlung andrer ansteckender Krankheiten verboten ist. Das neue Gesetz sagt zwar, daß die Behandlung verboten werden *kann*, das Behandlungsverbot muß aber alle im Reichsseuchengesetz und Landesseuchengesetz namhaft gemachten ansteckenden Krankheiten treffen. Da der vorläufige Gesetzentwurf das generelle Verbot der Krankenbehandlung durch Nichtärzte ablehnt, so wird die gestattete Behandlung durch nicht approbirte Personen zu den gleichen Schwierigkeiten führen, wie sie zur Zeit bestehen. Die Personen, welche sich

Digitized by Google

gewerbsmäßig, ohne hierzu approbirt zu sein, mit der Behandlung von Krankheiten, Leiden und Körperschäden befassen, werden nach wie vor sagen, daß sie nicht gewußt haben, daß die Krankheit ansteckend ist. Wie soll z. B. ein gewerbsmäßiger Curpfuscher, ein gewerbsmäßiger Naturheiler die Diagnose auf Syphilis stellen? Das kann er nicht, weil er es nicht gelernt hat. Was von der Syphilis gilt, gilt von der Tuberculose, vom Typhus, von der Diphtherie u. s. w., so daß hier die Schwäche des Gesetzentwurfes offenbar ist, der zu der zweifellosen Inconsequenz führt, daß die Behandlung der Gonorrhoe verboten, die des Kindbettfiebers gestattet ist. Daher muß entgegen dem Gesetzentwurf das Verbot der Behandlung aller gemeingefährlichen und übertragbaren Krankheiten, für die durch die Seuchengesetze die Anzeigepflicht eingeführt ist, erfolgen. Nur so kann in wirksamer Weise die Volksgesundheit geschützt werden, nicht durch halbe Maßregeln.

Der Gesetzentwurf verlangt, daß die Curpfuscher ihr Gewerbe anmelden und Geschäftsbücher führen. Zweifellos wird der Kundenkreis sich dadurch etwas lichten. Der Umstand, daß das Gesetz den Curpfuschern bei Unzuverlässigkeit den Betrieb untersagen kann, wird zweifellos die Zahl der Curpfuscher herabsetzen. Das Verbot der Fernbehandlung, also einer Behandlung, die nicht auf Grund eigener Untersuchung des zu Behandelnden erfolgt, hängt eng zusammen mit dem Geheimmittelschwindel. Würde das Annonciren von Heilmitteln in den Zeitungen u. s. w. überhaupt untersagt, wie dies als radicale Forderung aufgestellt worden ist, so würde auch der Anreiz zur Fernbehandlung wegfallen, da das Publicum von den Heilmitteln keine Kenntniß mehr erhielte. Das Verbot der Fernbehandlung bedingt indeß eine erhebliche Beschränkung der Geschäftsthätigkeit der Curpfuscher und Geheimmittelschwindler. Denn der neue Gesetzentwurf setzt unter Strafe den, der sich in öffentlichen Ankündigungen und Anpreisungen zur Fernbehandlung erbietet, ferner den, der öffentlich Mittel, Gegenstände und Verfahren anbietet zur Verhütung, Linderung und Heilung von Geschlechtskrankheiten, zur Behebung geschlechtlicher Schwäche, zur Hervorbringung geschlechtlicher Erregung, zur Verhütung der Empfängniß und zur Beseitigung der Schwangerschaft, schließlich Den, der Mittel zur Krankenheilung ankündigt, sofern Bestandtheil und Art der Mittel geheim gehalten oder verschleiert werden. Der Verkehr mit diesen Mitteln kann untersagt werden, wenn von ihrer Anwendung eine Schädigung der Gesundheit zu befürchten ist. Strafbar ist die Ankündigung, wenn sie wissentlich unwahre Angaben enthält, die geeignet sind, Täuschungen über den Werth des Mittels hervorzurufen. Auch Empfehlungen, Danksagungen gelten als öffentliche Ankündigung.

Man geht wohl nicht zu weit, wenn man annimmt, daß das Curpfuschergewerbe und der Geheimmittelschwindel nicht zu den ehrenvollen Gewerben gehört, sondern aus Betrug zusammengesetzt, der Gewinnsucht, nicht der Volksgesundheit dient. Darum ist ein Gesetz nothwendig. Der Entwurf erfüllt nicht alle Forderungen, die im Interesse der Volkswohlfahrt zu erheben sind, er erfüllt aber das Mindeste dessen, was gefordert werden mußte und er wird, wenn die Handhabung des Gesetzes energisch durchgeführt wird, zweifellos Erfolge zeitigen. Mit den bisherigen kleinen Mitteln ist Nichts zu erreichen und nur die Zusammenfassung der einschlägigen Materie in ein Sondergesetz kann Abhülfe verbürgen. Der neue Gesetzentwurf ist ein solches Sondergesetz. Er ist verbesserungsfähig in dem angegebenen Sinne; seine Paragraphen stehen zur Diskussion und die Interessenten mögen sich weiterhin äußern.

## Eine neue Theorie über den Staat.

Von Dr. Karl Lauer (Charlottenburg).

Die Verschiedenheit der oft widerstreitenden Interessen verschiedener socialer Gruppen bringt bewußt oder unbewußt mannigfache Ansichten über das, was der Staat ist, und wie er wird, hervor. Vermögen auch derartige „Classentheorien" von streng philosophischem Standpunkte aus ihrer Aufgabe nur theilweise zu genügen, weil die von fest abgegrenzten, wirthschaftlich-gesellschaftlichen Dogmen getragenen Kreise nur das, was sie wollen, an und für sich für recht und billig und der Natur des Staates am angemessensten erachten, so wird der national-ökonomisch Geschulte sich stets vor Augen halten müssen, daß eine auf einer abgeschlossenen Weltanschauung fußende Erkenntniß einer unklaren optimistischen Träumerei vorzuziehen ist. Einer solchen sociologisch-ökonomischen Ausschweifung macht sich Franz Oppenheimer schuldig, dessen Schrift*) über den Staat mehr ein rhetorisches Spiel mit Gemeinplätzen denn eine auf folgerichtig durchgeführten Leitsätzen begründete Arbeit ist. Und dies sagen zu müssen, thut mir Oppenheimers willen um so mehr leid, als ich ihn in anderen Arbeiten als einen klaren Denker und Feind jedes wissenschaftlichen Dilettantismus kennen und schätzen gelernt habe. Nach Oppenheimer, der seinem liberalisirenden Rüstzeug einige socialistische Knöpfe anfügt, stellt sich das Problem sehr einfach: zwei Wege führen zur Befriedigung aller Bedürfnisse, das ökonomische Mittel (die eigene Arbeit und deren Austausch gegen die gleichwerthige Leistung eines Anderen) und das politische (gewaltsame Erschließung der Befriedigungsmöglichkeiten durch Kriege auf dem Wege der Gewalt); für Oppenheimer ist der Staat im historischen Sinne eine Einrichtung, unter deren Herrschaft eine besiegte Menschengruppe von einer siegreichen geheugt worden ist, lediglich mit dem Zwecke, eine dauernde Ausbeutung der Untergebenen für die neuen Herren zu sichern. Diese Auffassung, der auch Gumplowicz und andere Sociologen zuneigen, entspricht nur zum kleinsten Theile der wirklichen Entwicklung des Staates von Land- und Seeraub zum modern-capitalistischen Gebilde. Der seinem Wesen nach communistisch gegliederte Urstaat verfolgt keineswegs seiner Inhaltstendenz nach den Zweck, das ökonomische Befriedigungsmittel, d. h. die Selbstarbeit und die Selbstleistung durch das bequemere Ausbeutungsmittel zu ersetzen. Nur wo die ruhige Selbstarbeit durch äußere Momente künstlich gestört oder gar völlig unterbunden wird, dort tritt das politische Gewaltmittel in die Erscheinung, jedoch nicht zu dem von Oppenheimer statuirten Zweck der arbeits- und müheloſen Ausbeutung der Unterworfenen, sondern zum Zwecke der Schaffung dauernder Garantien für ein ungestörtes Functioniren des ökonomischen Befriedigungsmittels, dessen Bereich auch die Unterworfenen zugeführt werden. Nicht einmal der mittelalterliche Feudalstaat rechtfertigt Oppenheimers Auffassung, denn die zahlreichen, in dieses Zeitalter fallenden Kriege haben ihre überwiegende Begründung in religiösen, höfischen und nicht zuletzt in Rassenmomenten. Erst der capitalistische Staat mit seinem hochentwickelten Wirthschaftsleben, dessen Productionsmittel immer mehr in die Hände kleiner und kleinster Kreise gelangen, setzt seiner ganzen Natur nach an die Stelle der Selbstarbeit des Fürsicharbeitenlassen in dem Bestreben, das Gebiet dieser Befriedigungsart nach Möglichkeit zu erweitern. Oppenheimers Evolutionslehre, die in dem Entwicklungsleben des modernen Staates eine Tendenz nach der Seite der Selbstarbeit unter Ausschaltung des rein politischen (=gewaltsamen) Momentes zu finden glaubt, ist ein unvermittelter Sprung in das

*) „Die Gesellschaft", herausgegeben von Martin Buber, Bd. XIV—XV: Der Staat, von Franz Oppenheimer. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt Rütten & Loening.

Digitized by Google

romantische Land der „Freibürgerschaft", den ich als Realpolitiker nicht mitmachen kann. Es will mir scheinen, daß die streng wissenschaftliche Methode durch einen unwissenschaftlichen Optimismus bei Oppenheimer verdrängt worden ist; denn wie könnte er sonst annehmen, daß die hochentwickelte Wirthschaft, deren Productionsmittel im Eigenthume weniger stehen und so der allgemeinen Nutzbarmachung entzogen sind, und die starke Uebervölkerung des modernen Staates Zustände herbeiführen könnten, unter deren Herrschaft alle Glieder der Gesellschaft arbeiten und den Ertrag ihrer Arbeit auch ungestört zu genießen vermöchten? Der Capitalismus wandelt die Kurve der Concentration von Mitteln in den Händen kleinster Kreise und der Expropriation von Millionen; er begründet die arbeitslose Uebermacht von Wenigen über Alle, und dem sociologischen Bilde von Ueber- und Unterordnung, von Herrschen und Beherrschtwerden läßt sich die „Freibürgerschaft" nur künstlich einfügen — eine Binsenwahrheit, die Oppenheimer vergessen hat.

---

## Ueber die Ehe und die Nachkommenschaft des Genies.

Von Dr. Albert Reibmayr (München).

(Schluß.)

Als echter Lebenskünstler hat sich in der Ehe-Angelegenheit Goethe benommen. Er sagt zu Eckermann: „Es geht mit allen Geschäften wie mit der Ehe; man denkt Wunder, was man zu Stande gebracht hat, wenn man copulirt ist, und nun geht der Teufel erst recht los." Zu solchen allgemeinen Bedenken kam bei ihm das Besondere, daß eine regelrechte Ehe ihn auf seinen Wegen hemmen und in seinem Schaffen bedrücken, und daß er über seine Gemahlin viel Verdruß und Kummer bringen würde. „So sehr wir das arme Gretchen bedauern und den Verderber ihres Lebens verurtheilen, Faust wäre nicht Faust gewesen und geblieben, wenn er sie geheirathet hätte, und Gretchen wäre als Fausts Gattin nicht glücklich geworden. Und in Goethes Falle: Friederike oder Lili hätten als Gattinnen das Recht auf seine Treue gehabt, und er war zur Treue nicht fähig. Das gehört auch zum schweren Schicksal der Künstler, daß sie nach der Erreichung des einen Ideals sich alsbald ein neues bilden, daß sie von einer Frau kaum auf die Dauer zu sättigen sind. Es bringt ja die Ehe allen Menschen Enttäuschungen, und es liegt für jeden Mann und jede Frau nahe, einen andern Gatten gelegentlich zu begehren. Aber was für Andere erträglich ist, was der Handwerker weghämmert und wegfeilt, der Philister am Stammtisch mit saftigen Witzen und einigen Krügen Bier wegspült, das kann der fein empfindende und reich erfindende Geistesarbeiter nicht aushalten; er wird unfähig, zu arbeiten und zu leben, wenn Ideal und Leben zu häßlich disharmoniren" (Bode).

Als Goethe schließlich doch heirathete, nahm er darum eine Frau, die seine Freundlichkeiten gegen Andre zu überwachen nicht gewillt und ihrer eigenen Entwicklung nach auch nicht berechtigt war. Und ursprünglich nahm er sie nur zu sich, weil er nicht heirathen wollte. Auch seine Mutter meinte, ihr „Hätschelhans" werde so glücklicher sein als in einer fatalen Ehe.

Schiller verstand ihn: „Diese seine einzige Blöße, die Niemand verletzt als ihn selbst, hängt mit einem sehr edlen Theil seines Charakters zusammen", schreibt er an Gräfin Schimmelmann. Aber auch Goethe erlitt keine Verletzung durch dieses Bündniß; denn Christiane war gerade die Genossin, wie sie für ihn möglich und Bedürfniß war.

„Ich wünsche mir eine hübsche Frau,
Die nicht Alles nähme gar zu genau,
Doch aber zugleich am Besten verstände,
Wie ich mich selbst am Besten befände."

„Dabei hatte sie," sagte Frau v. Knebel, „eine sehr heitere Laune, verstand es, ihn aufzumuntern, und kannte ihn so genau, daß sie immer wußte, welchen Ton sie anschlagen mußte, um wohlthuend auf ihn einzuwirken. Sie war keine sehr ausgebildete Frau, aber sie hatte sehr vielen natürlichen, hellen Verstand. Goethe hat uns oft gesagt, daß, wenn er mit einer Sache in seinem Geiste beschäftigt wäre und die Ideen zu stark ihn drängten, er dann manchmal zu weit käme und sich selbst nicht mehr zurecht finden könne, wie er dann zu ihr ginge, ihr einfach die Sache vorlege und oft erstaunen müßte, wie sie mit ihrem einfachen, natürlichen Scharfblicke immer gleich das Richtige herauszufinden wisse, und er ihr in dieser Beziehung schon Manches verdanke." (Bode).

Eine vortreffliche Ehrenrettung der besonders von weiblicher Seite so viel angefeindeten Christiane hat Hirth in seinen „Wegen zur Liebe" unternommen. Es steht zu hoffen, daß man dieser braven Frau, der wir viel zu verdanken haben, endlich gerecht wird, und ihre stille, aber dafür für das Kunstleben Goethes um so nützlichere Thätigkeit nicht wie bisher, fast absichtlich todtschweigt. Ich glaube die Nachwelt hat kein Recht, bezüglich der Ehe Goethes moralischer und kritischer zu urtheilen als seine eigene Mutter. Daß die gestrenge „Frau Rath" bereits das Verhältniß Goethes mit der Christiane billigte, haben wir oben bemerkt. Ueber die vollzogene Ehe schrieb sie am 17. April 1807 an Goethe: „Du kannst Gott danken! So ein liebes, herrliches, unverdorbenes Gottesgeschöpf findet man sehr selten — wie beruhigt bin ich jetzt, da ich sie genau kenne, über Alles, was Dich angeht."

Solche glücklichen Ehen, wie die Goethes, finden wir aber unter den erstclassigen Genies, soweit diese verheirathet waren, verhältnißmäßig viele. Ich erinnere nur an die Ehe Herders, Schillers, Mozarts, Schumanns, in neuerer Zeit an die Ehe Bismarcks und Wagners. Gerade Wagners eheliches Leben beweist uns, wieviel bei einem Genie für das gute Verhältnis von der Frau und ihrem Verständniß für das Genie ihres Mannes abhängt. Wagners erste Ehe ist eher eine unglückliche Ehe zu nennen, da es der Frau an der nöthigen Homogenialität und Verständniß für das Genie ihres Mannes fast vollständig fehlte. Dagegen fand Wagner in der genialen Tochter Liszts nicht nur das homogeniale Verständniß, sondern sogar die freudige Mitarbeiterin an seinem gesetzten Lebensziel, an welchem Frau Cosima auch nach dem Tode des Meisters mit immer gleicher Begeisterung bis heute fortarbeitete.

Sehr gut läßt Balzac die Künstlerehe von einer Frau kritisiren. Er schildert in einem Roman, wie eine Frau mit einem Genie unglücklich wird, und läßt sie dann zu einer andren Frau über die Künstlerehe Folgendes sagen: „Wir Frauen, wir müssen die Männer von Genie verehren, aber sie heirathen, das ist ein Fehler! Man muß sie wie ein Schauspiel bewundern, aber mit ihnen leben? Niemals! Pfui. Das hieße ja ein Vergnügen finden, die Maschinerien in der Oper ansehen, anstatt in der Loge zu bleiben und dort sich an der glänzenden Täuschung zu ergötzen."

Aus dem Gesagten geht hervor, daß zwar im Allgemeinen das Genie eine Abneigung gegen die Ehe hat, weil es mit Recht fürchtet, daß ihm die nöthige künstlerische Bewegungsfreiheit dadurch gestört wird. Wenn es aber heirathet, so ist es in der Regel eher ein besserer Ehemann, als der Durchschnittsphilister. —

Als man Thales frug, warum er sich nicht verheirathe, entgegnete er, er ziehe es vor, keine Nachkommenschaft zu hinterlassen. (Diog. Laert. I 26).

Digitized by Google

Als extreme Züchtung hat das Genie das instinctive Gefühl, daß seine Kinder ihn wahrscheinlich in seinen hochgespannten Erwartungen enttäuschen würden. So ist auch die Antwort des Thales zu verstehen, und die Beobachtung bezüglich der Nachkommenschaft des Genies bestätigt dieses unbewußte Gefühl.

Wie sehr in den genialen Familien die Nachkommenschaft von der gleichmäßigen Vererbung, wie sie in talentirten Familien in gesunden Zeiten die Regel ist, abzuweichen beginnt, kann man fast an allen Nachkommen genialer Männer beobachten. Wir finden hier sehr häufig die merkwürdigsten Contraste beisammen: Hohe Intelligenz und Geistesschwäche, (Alexander und sein Stiefbruder), hohes Pflichtgefühl und Beharrlichkeit neben Verkommenheit und Wankelmuth (Titus und Domitian). Sehr merkwürdige Contraste fanden sich in den Söhnen des genialen Lorenzo Medici. Er sagte selbst: „Ich habe drei Söhne, einen guten (Julian), einen klugen (Leo X.) und einen Narren (Piero)."

Platon sagt uns, daß die Söhne des Aristides und des älteren Thukydides mißrathen seien. Unter den späteren Nachkommen des Aristides lebte einer vom Traumauslegen. Aristoteles formulirt dieses Mißrathen der Nachkommen des Genies schon als Gesetz, indem er sagt, daß die glänzend begabten Familien nach der Seite der Tollheit, Diejenigen, bei denen ein gesetzter und ernster Charakter zu Hause ist, nach der der Einfalt und Trägheit hin ausarten, und nennt für jene als Beispiel die Nachkommen des Alcibiades und des älteren Dionys, für diese die Nachkommen des Kimon, des Perikles und Sokrates. So war der Sohn Petrarkas grade das Gegentheil vom Vater: träge, nachlässig, ohne jedes höhere Streben. Petrarka sagt selbst: „Seit seiner Geburt ward mein Giovanni mir nur zum Schmerz und zeitlebens zum unaufhörlichen Kummer." Er starb mit 24 Jahren. Von Tizians Sohn Pomponio hören wir, daß er dem Vater viele Sorgen machte. Luthers Sohn bereitete ihm große Enttäuschung. Cromwells Sohn war grade das Gegentheil seines Vaters. Rembrandts Sohn wurde trotz aller Plage, die sich der Vater gab, nicht einmal ein mäßiges Malertalent. Von Goethes Sohn sagt ein Freund des Hauses: „Nur vom Sohne her droht alles Uebel, da der verrückte Patron gegen den Vater den Piquirten spielt und sogar Ottilien mit sich nach Berlin nehmen will, wodurch alsdann erst Alles verloren gehen könnte."

Diese Beispiele sind so zahlreich und constant, daß der Umschlag der Züchtung in der nächsten Generation des Genies fast als ein Naturgesetz angesehen werden kann. Besonders ist dies in den genialen Familien jener Künste und Zeiten regelmäßig der Fall, wo die Lebensführung bereits seit Generationen eine mehr unnatürliche war, und das Genie darum in seiner Zucht schon an der Grenze des Disharmonischen, Pathologischen angelangt ist.

Im Alterthum, besonders bei den Griechen vor der Zeit des peloponnesischen Krieges, gab es eine Züchtigungsperiode des Genies, wo bei den genialen Familien es gar nicht selten war, daß eine größere Folge genial veranlagter Naturen in einer und derselben Familie zu beobachten war. Das Leben war in jener Zeit noch viel natürlicher, die Ausbildung des Körpers und Geistes eine mehr gleichmäßige, harmonische, so daß nicht nur die Genies selbst noch mehr gesund waren, sondern auch ihre Nachkommenschaft gesund und darum auch bei günstiger Mischung wieder genial sein konnte.

Besonders in jener Kunst, wo die Talente und Genies und ihre Familien zu einem mehr natürlichen Leben gezwungen waren, was im Alterthum und verhältnißmäßig bis in die neueste Zeit in der Kriegskunst der Fall war, können wir sehen, daß die geniale Anlage in der Nachkommenschaft sich nicht selten erhält. Ich erinnere hier an Miltiades und seinen Sohn Kimon, an Hamilkar und seinen Sohn Hannibal, an König Philipp und seinen Sohn Alexander. In neuerer Zeit wäre als ein diesbezügliches Beispiel die Nachkommenschaft des Großen Kurfürsten zu nennen, der in seiner Descendenz sogar das noch bedeutendere Genie Friedrichs des Großen aufzuweisen hat. Doch sind das alles seltene Ausnahmen, welche die Regel, daß in der Descendenz des Genies meist ein Rückschlag in der Züchtung eintritt, nur bestätigen. In Degenerationszeiten ist dies aber nicht nur bei den genialen Familien, sondern auch bei talentirten Familien zu beobachten. Der Contrast in der Züchtung wird grade in solchen Zeiten sehr auffallend und wächst um so mehr, je näher die talentirte oder geniale Familie der pathologischen Grenze steht, und je länger ein unnatürliches Leben in ihr bereits geherrscht hat. Auch hier bestätigt sich das Gesetz, daß die Extreme sich berühren, und daher können in einer und derselben Generation oder in zweien unmittelbar sich folgenden Generationen das Genie und der Dummkopf neben einander zur Erscheinung kommen. Daraus kann aber der Schluß gezogen werden, daß, abgesehen vom Aussterben der männlichen Linien, die Natur auch bei der Culturmenschheit dafür gesorgt hat, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und daß die Dauerzüchtung einer genialen Uebermenschenkaste, wie sie Nietzsche vorgeschwebt hat, besonders bei der gewöhnlichen Lebensführung der Culturmenschen nicht möglich ist. Daß es sich mit der Nachkommenschaft des Talentes wie auch des Genies bei gesünderer natürlicher Lebensführung etwas günstiger verhält, dafür hat uns, wie wir oben constatirt haben, das Alterthum den Beweis geliefert. Aber das endgültige Schicksal aller talentirten und genialen Familien — in männlicher Linie auszusterben — würde auch, wie uns das Schicksal der spartanischen Kriegerfamilien beweist, selbst eine gesunde natürliche Lebensführung im Verlaufe der Generationen nicht aufhalten können.

---

## Das Reisen und die moderne Bildung.

Von Prof. Dr. Ed. Heyck (Berlin).

### I.

Das Wort: „Wenn Einer eine Reise thut, so kann er was erzählen" gilt nicht mehr. Es ist die Medaillenumschrift des Reisewesens, so wie dieses von der Renaissance bis weit hinein ins neunzehnte Jahrhundert war. Wer reiste, wollte in allen Fällen auch sehen, erfahren, war auch als Kaufmann, Landsknecht, Pilger oder Handwerksbursch immer zugleich Tourist, er wollte und er konnte erzählen. Was er erzählte, das bleibt eine Sache für sich, kam auf den Mann an; das Wesentliche für ihn und für die Zuhörer, die er so gut wie immer fand, ist, daß er erzählen konnte. Der deutsche Wanderdrang war in dieser, im Ganzen zwar wieder recht stillsässigen Periode von Luther bis auf die Befreiungskriege an sich nicht verringert; nur ungern und sehnsüchtig saß man so still bei der Verkümmerung des deutschen Großverkehrs, der zur Zeit der Hansa und der süddeutschen Venedigerfahrten so lebendig gewesen war. Viele Ungelehrte zogen auch so hinaus, meist um den Fremden zu dienen, als Reisläufer und Soldaten, als Schiffer, Kaufleute, Geschäftsreisende, endlich Mechaniker, Ingenieure. Touristisches Weltverlangen ist viel mehr als Bereicherung ein treibendes Hauptmoment dabei; auf dieses Motiv macht die bereitwillige Hörerneugier der Daheimgebliebenen die Probe. Und nicht anders wird diese Probe gemacht durch die allbeliebte Gepflogenheit des damaligen deutschen Philisters, in der Nähe der Posthalterei zu spazieren, um die mit eigenem Wagen und Relaispferden durchkommenden großen Herren oder den britischen Reisenden anzustaunen; endlich durch die große Verbreitung, welche gerade im lesenden Deutschland die „Bibliotheken der Weltkunde und des Reisens" finden, Ver-

Digitized by Google

legerunternehmungen in weitschichtigen Bändereihen, zumeist aus den Sprachen der Engländer, Franzosen, Italiener, auch der Dänen, Russen, also der zum mindesten in den obersten Kreisen weltmännischeren Nationen übersetzt. Längst hatte sich denn auch in Deutschland selber die Parodie eingestellt auf diese deutsche Wander- und Reiselust, die vor Allem erzählen will, und auf ihr gläubig begieriges Publicum: in „Schelmuffskys wahrhaftiger, curiöser und sehr gefährlicher Reisebeschreibung zu Wasser und zu Lande", dem Hoch-Geborenen Großen Mogul dem Aelteren, weltberühmten Könige oder vielmehr Kayser in Indien zu Agra freundschaftlichst gewidmet, das köstliche Buch, womit Christian Reuter im Jahre 1699 der nicht so sehr kuriösen, als zu Theilen auch schon ironisch werdenden Leserwelt ein unbändiges, bis heute nicht vergessenes Vergnügen schuf.

Heute ist das alles anders. Der Eifer ist bei Reisenden wie bei Hörenden der alte nicht mehr. Unzählige Reisende erzählen gar nichts. Es lohnt nicht, ihrer sind zu viele, überall sind kundigere, besser unterrichtete, besser erzählende. Der Umfang, die Massenhaftigkeit seines eigenen Reisens stumpfen ohnedies den Einzelnen ab; am lebhaftesten — nicht am objectivsten, ausgeglichensten — sieht man ja immer, fühlt sich zum Formuliren veranlaßt, wenn man zum ersten Male, ja wenn man sehr flüchtig Neues sieht. Es ist alles zu massenhaft, zu mannigfaltig, zu hastig heute; die in die Fremde Ziehenden haben auch, wo sie ansässiger ihr Geschäft da draußen betreiben, keine rechte Zeit, Acht zu geben, jeder Beruf und jede Anstrengung werden eben heute intensiver erfordert. Fragt da draußen über See der kuriöse Reisende die am besten eingelebten Landsleute um Namen und Auskunft wegen eines Baumes oder eines Thieres oder einer Frucht, so wird er bald die Antwort gewohnt: ja, das ist auch so ein Baum; oder ein Thier, eine Frucht. Ausnahmen unter diesen in ihrem Beruf anerkannt tüchtigen Kaufleuten giebt es freilich auch in der Richtung eines Interesses für die fremde Umwelt überall. Ich nenne, um nicht scheinbar in eine Floskel der Captatio benevolentiae hinabgestiegen zu sein, als ein Beispiel die werthvollen, eingehenden Landesbeschreibungen, die Herr Gustav Koenigswald von den Staaten Sao Paulo und Rio Grande do Sul gegeben hat. Dabei ist — wie zu dem vorhin vermissend Gesagten — immer zu berücksichtigen, daß das Interesse mit einer unendlich größeren Mannigfaltigkeit der Vegetation, auch Fauna, und mit ihrer so sehr viel geringeren Erschlossenheit für die allgemeine Bildung zu thun hat, Sachlagen, die absolut andere sind als bei uns.

Aber auch das Hörerinteresse ist gemindert und ist nicht mehr so naiv. Jahrzehnte lang haben die Familienblätter das Publicum mit „Reisebeschreibungen" überfüttert, so daß die besseren von ihnen heute dieses Gebiet nur noch mit höchster Vorsicht betreten. Dazu hat der Deutsche allzu lange geduldig und kritiklos so ziemlich Alles von den erzählenden Reisenden hingenommen. Sie theilten selbstgefällig ihre persönlichen Abenteuer mit, ihre Verlegenheiten, zum guten Theil ihren Unverstand, oder die zufälligsten Begebenheiten, gehüllt in ihre Phantasien, nicht immer so reizvolle und so amüsante, wie H. Heines Reisebilder. Sie begnügten sich, ihr Hochgefühl, ihre Kritik mitzutheilen, ohne sich Mühe drum zu geben, deren Entstehung dem Leser durch sich übertragende Bilder zu veranschaulichen. Es reichte ihnen, eine „großartige" Bergaussicht mit ein paar leerbleibenden Namen auszustatten oder andere Gegenden schlechtweg als öde, fremde Völker oberflächlich als heidnisch, tückisch und abergläubisch zu bezeichnen; und der überreizte Wissensdurst des deutschen Lesers gab sich mit diesen wesenlosen Aufschlüssen lange Zeit zufrieden, besonders wenn eine „Autorität" sie sprach.

Heute will man werthvollere Reiseberichte, wenigstens dann, wenn die Leser den Anspruch machen, zu den Gebildeten im Sinne des Culturbegriffs, nicht des Massenbegriffs zu zählen. Wer uns von Japan berichten will, muß Anderes bringen als Geishas, Theehäuser und Regenwürmerdiners. Und aus Italien vertragen wir die ewige Aufzählung hundertmal beschriebener Ruinen und Bilder, den unwahr abgestandenen Firlefanz von Saltarello und glutäugigen Römerinnen nicht mehr; Unzählige wissen heute, daß, wer in jedem Restaurant nach Risotto gefragt hat, nicht maßgeblich ist, über Leben und Sitte in Italien etwas von sich zu geben. Wir wollen überhaupt ganz andere Dinge hören, sind nicht mehr das Volk der Kleinbürger, Lakaien und Philisterfrauen, das sich verwunderte, wie fremde Menschenkinder so anders essen und angezogen sein könnten, als man in Posemuckel thut; wir haben auch fremden Völkern gegenüber bewußte Begriffe von der Relativität der socialen Verhältnisse, von Erwerbsverhältnissen, Kräftezusammenschlüssen, Staatsthätigkeit, wirthschaftlichen Bedingungen und Möglichkeiten bekommen und von den Zusammenhängen aller dieser Dinge wieder mit Geschichtlichkeit, Herkommen, Weltanschauung, Religion. Wir begehren nach wie vor oder erst recht wissenschaftlich Werthvolles, ästhetisch oder poetisch Erfreuendes, Anschauung von den Menschen und ihren Werken, von Natur und Landschaft aus den fremden Ländern zu erfahren, aber wir sind anspruchsvoller geworden, nicht nur hinsichtlich der Unabgedroschenheit des Mitgetheilten, sondern auch der Form, der feinen Eindrücklichkeit und der Uebertragungskraft, womit es uns gegeben wird. Und was vom gebildeten Leser gilt, gilt natürlich vom Reisenden selber, wenn seine Unternehmung einen echten Werth haben und ein Inhalt für ihn werden soll.

So entsteht die Frage: Wie thut man heute als Reisender sich genug, wie bereitet man sich vor? Die Antwort lautet, wie der Kunst und allem gegenüber, immer wieder: wie und was der Mensch überhaupt in sich geworden ist, darauf kommt es in allererster Linie an, und alle noch so fleißige Vorbereitung ist verloren, wenn sie auf zu geringen Boden fiel; sie ist das Hinzutretende erst. Was aber der Mensch ist, das bestimmt sich nicht danach, zu welcher Classe der Gebildeten das Einwohnermeldeamt ihn zählt. Sodann wäre eine wichtigste Vorbedingung des zweckvollen und vernünftigen Reisens der Entschluß, nichts zum Inhalt seines Vorhabens zu machen, zu was man selber nicht paßt. Wenn Buchholzens — um Stindes unsterbliche Prägung festzuhalten — der Museen wegen reisen, so ist das zwar löblich gemeint in der Unschuld des modernen Kunst- und Bildungsschwindels, aber es ist ebenso unfruchtbar, als wenn ich eigens reisen wollte, um Rennställe zu sehen. Doch das darf man ja kaum sagen. Zuweilen geht Einem der Zorn über den Mund. In die Sixtinische Capelle lärmte eine Schaar sehr Norddeutscher herein, der Sprache nach Trave oder Warnow, Zweriner See; Herren und Damen, Leute, die sich sicher noch ganz andere Reisen leisten konnten, vergnüglich, calauernd, auf ihre Art angeregt — nun hätten sie die alten Holzbeiner (Holbeiner) wohl genug gesehen, meinte schleunigst Einer, und dann zogen sie sich lachend wieder hinaus. Nachher sind sie „dagewesen", kaufen wahrscheinlich auch drunten am Platz einem fliegenden Händler ein Album ab, wo alles drin ist. In der Capelle besserte ein kleiner römischer Mosaikarbeiter den Fußboden aus, er hatte natürlich nicht die Worte, aber sonst genug begriffen und sah mich peinlich verständlich an. — Prussiani. Tedeschi. Tydsker. Tysker. Und das anständige Unterlassen eines Achselzuckens. Wie oft hat man das vernommen, in allen Sprachen. Nur in der englischen nicht. Da wird es noch einfacher vorausgesetzt. — Immer das Calauern und die vergnügliche Wichtigmacherei derselben Leute, die zu Hause so ängstlich correct sind oder doch sein möchten.

Es ist platt zu sagen, daß es bei alledem nichts giebt, was so wie geographischer Verkehr und wie Reisen befruchtend und anregend auf das persönliche Verständniß und ferner auf die allgemeinen Culturen wirkt. Seine Handelsfahrten,

Digitized by Google

Colonialgründungen und Colonialkriege machten das alte vorperikleische Griechenland groß, zwangen die Männer zu jeder Tüchtigkeit und schöner Ueberlegenheit in Körper und Geist, erweckten das hellenische Denken und die Poesie. Auf den Kreuzzügen und Kreuzfahrten beruhen die französische hochmittelalterliche Culturblüthe, der innere Reichthum, die Stärke, Pracht und Dichtung der deutschen Stauferzeit und weiterhin die ganze Renaissance in romanischen und germanischen Ländern. Das verstand diese auch selber sehr wohl; seit dem Humanismus, mit anderen Worten seit dem wieder bewußt gewordenen Verständniß für Persönlichkeit, gilt das Wandern und Reisen als ein wesentlichstes Mittel der individuellen Entwicklung und der Steigerung ihrer Möglichkeiten. Die Erziehungsreisen der Prinzen und der jungen Edelleute seit dem sechzehnten Jahrhundert sind ein breites und wichtiges Capitel der Bildungsgeschichte, das mit seinen Ursprüngen in die Zeit der naiven Pädagogik vor Reformation und Renaissance bis in die Ritterzeit der Kreuzzugsjahrhunderte zurückreicht. Reisen nimmt aus der Heerde heraus, macht dem Einzelnen die Augen aufgehen, zwingt ihn zu Erkenntnissen und neuen Combinationen. Das muß viel unverbrauchter verstanden werden, als es so sich hinschreibt. Wer Flöße hoch aufs Meer segeln sah und auf Flüssen im weglosen Urwald fuhr, der ist in die Lage versetzt, wovon kein am Schreibtisch gemachtes Buch bis dahin ein vernünftiges Bild geben konnte, auch die prähistorischen Wanderungen der Völker um Ostsee und Nordsee zu verstehen. Wer die aus ungefärbten Wollen gemusterten Kleidungen von Beduinen sieht, hält den Schlüssel wichtigster Capitel aus aller Geschichte des Costüms und des Ornaments. Niemals wird man sich so der Beengtheit, der einseitig dürftigen Abhängigkeit alles „gelehrten" Forschens bewußt, als auf Reisen, wo uns die lebendig reiche Anschauung spielend mit nirgends benützten Hinweisen, Aufschlüssen, Analogien überschüttet (allerdings solchen, die als nicht gedruckte, bibliothekgeholte, nicht mit Seite und Zeile in die Fußnote zu stellende für den wahrhaften Gelehrten belanglos sind). In welcher Lebendigkeit strudeln einem Ingenieurgeist wie dem Max Eyths aus den Eigenthümlichkeiten der Länder die schöpferischen Probleme und die Lösungen zu! Wie oft hat der gespanntere, angeregtere Gedankengang eines Fremden, der ein Land nur betrat, dessen Bewohnern segensreiche Neuerungen und Abhülfen gebracht.

Um mit Nutzen zu reisen, muß man die Bildung dafür mitbringen und muß doch wieder ganz naiv, nicht „gebildet" kommen. Das klingt paradox. Aber, um gleich von dem ganz Gewöhnlichen zu sprechen, die unleidlichsten Reisenden entstehen eben durch ihr Gefühl, gebildet zu sein und es fühlbar sein zu müssen. Mit anderen Worten durch ihren Drang, von allem, was sie sehen, schon etwas gewußt zu haben oder ohne Verzug darüber urtheilen zu können. Hierher gehören der junge Ehemann und der Pater familias, die sich vor der Gattin oder den mitreisenden Bekannten zu sofortigen sachverständigen Bemerkungen über nie gesehene, nie vernommene Bilder verpflichtet fühlen — die armen Bilder müssen ja immer am meisten herhalten; Plastiken, vollends Architekturen schützt schon eher der unbewußte Eindruck, daß so was doch erst einmal zu Stande gebracht werden muß. Etwas Aehnliches wie die Urtheiler aus Bildungsangst, nur rührender, sind die Frager, die den Fremdenführer anwerben und beflissen sind, eine Anzahl Einzelkörner auf ihr gänzlich ungehacktes Erdreich zu säen. Sie fragen — aber zu sehen, dazu kommen sie auch nicht. Klüger in der Pose, wenn auch im Grunde nicht viel werthvoller ist die Manier der Durchschnittsengländer. Sie lesen einander — rücksichtslos unbekümmert um die im Saal noch sonst Befindlichen — vor den prominenten Kunstgegenständen die mehr oder minder langen Bemerkungen des gedruckten Führers oder Handbuches vor und erörtern sie geschwätzig. Und dann merken sie sich mit einfach gedrillter Mechanistik genau, wo das war. Eine Engländerin dieser Art weiß immer, ob ein Gemälde im Pitti oder in den Ufficien, eine Skulptur im Vatican oder in den Diocletiansthermen war. Das beweist gar nichts, aber nimmt sich gut sachkundig aus. Es ist die in oberflächlicher Praxis gar nicht so üble Umschreibung des „Yes, I have seen it", — des „J'ai vu tout" von dem troddeligen Akademiker in Daudets Roman.

Alle diese Manieren wollen die Bildung salviren und bringen dafür um Ergebniß und Genuß. Kein unbefangener Mensch kann die alte große Kunst nicht verstehen. Denn für wen wurde sie, und durch wen blieb sie lebendiges Schatzgut, als durch das unbefangene Volk? An dessen körperlicher Erscheinung sie sogar erziehend anthropologisch geformt hat, dadurch, daß sie der Anschauung, der Erinnerung und der sehnenden Empfindung gegenwärtig blieb. — Das ist alles: man muß sich nur überlassen können, ruhig und stillhaltend auf sich wirken lassen, sehen, was man sieht, fühlen, was Einen überkommt. Nur die vertretenen Schuhe schiefgewickelter Ueberlegenheit und oberflächlicher Conventionen gilt es auszuziehen, wenn man diesen Boden betritt, der heilig ist durch der erschaffenden Meister Andacht, Erhebung und Inspiration, wobei ja gewiß nicht bloß an religiöse gedacht werden darf. Wer das Glück hat, Menschen, junge, vor allem Mädchen oder Frauen, kennen zu lernen, die wie auf einer schönen importlosen Insel, behütet vorm Getriebe, in eigenerem Leben aufgewachsen sind, der gehe einmal mit ihnen in ein Museum (nicht in die Kunstausstellung). Und dann höre er fein zu. Da kann ihm zu Muthe werden, als sei er in Phidias oder in Raffaels Zeit.

---

## 1001 Nächte.

### Zu der Ausgabe des Insel-Verlages.

Von Richard Schaukal (Wien).

Der Zauber, den dieses gefährliche Buch auf manche heiße Kindheit ausgeübt hat, bleibt unbeschreiblich. Der Jüngling hatte ihn verwunden. Er spielte den Reifen und „interessirte" sich wahl- und kritiklos. Hunderte von Büchern kamen und gingen, ohne tiefe Spuren zu hinterlassen. Es waren Bücher, bedrucktes Papier. Dann plötzlich war wieder einmal eines da, das eingriff in die Seele, wo sie einzig verwundbar war. Nicht die Eitelkeit ist gemeint, die sie wie dünner Lack überzieht, sondern die Sehnsucht, die im Dunkeln sitzt, „über sich allein wie im Mutterleib." Und dieses Buch hieß je nachdem „Werther" oder „Adolphe" oder „Niels Lhyne" oder „Piacere": auch hier noch der Zufall der Erlöser, nichts weniger als die Gezeiten ironischer Erziehung noch am Werk. Später ward einige Ruhe. Man erkannte plötzlich ungeheure Werthe in schlichterem Kleide: Kellers herbe Saftigkeit, die unerhörte künstlerische Befreiung Flauberts Trostlosigkeit. Aber allerlei Ungerechtigkeiten wurden verübt. Grausam rächt sich die Liebe. Wie unbarmherzig ward z. B. Nietzsche beseitigt (von Schiller, zehn Jahre früher schon, zu geschweigen). Endlich wölbt sichs heller. Der Tag ist kein Feind mehr, und die wohlfeile „Relativität" ist auch überstanden. Täuschungen, Irrthümer, steriler Enthusiasmus, peinliche Eseleien, mannbare Widerspruchslust haben Alles umgewühlt. Ueber Nacht ist ein Leben reif geworden.

Und da meldet sichs aus der Kinderzeit. Man hat

---

Bisher erschienen von der vollständigen, auf 12 Bände berechneten Ausgabe des Insel-Verlages die ersten 8 Bände (Preis geh. je Mk. 5.—). Die recht geschickte Uebersetzung besorgte Paul Greve auf Grund der englischen Ausgabe Burtons. Hugo v. Hofmannsthal gab der Ausgabe ein Geleitwort mit auf den Weg. Titel und Einband zeichnete Marcus Behmer. Gedruckt wird diese schöne Inselausgabe bei Breitkopf & Härtel. D. R.

Digitized by Google

etwa einen Buben, dem man die deutschen Märchen vorliest: Grimm, Hauff, Bechstein (Musäus wird bald als unwürdig dieser heiligen Aufnahmebereitschaft entfernt; was soll das läppische Tändeln mit Ehrfurchtswerthen der Volksseele!) Und Andersen behauptet sich sieghaft neben den Balladen, neben Hebels blitzblankem „Schatzkästlein", neben August Kopischs prachtvoller reimtrommelnder Fröhlichkeit. Plötzlich — über Robinson und Gulliver und Don Quixote — taucht ein unheimlicher naher blasser Mond herauf, der Mond der 1001 Nächte. Ueppige Schatten von schwerduftenden Pflanzen, Gebüsche um Marmorbassins, eine athembeklemmende Landschaft. Sind das Märchen? Und man träumt sich tiefer in das Geheimniß der Erinnerungen. Das war ein Buch, dicker als alle anderen und mit viel farbigen Bildern, Bildern („Illustrationen"), deren Farbigkeit man empfand (alle andern Bilder waren harmlos, waren Vergnüglichkeiten, gaben der Neugierde das unendliche Gespinst des Stoffes). Dieses dicke farbige Buch las man damals erhitzt, voll Grauen ...

Wo war doch dieses Grauen, dieses nie mehr wieder zu empfindende süße Grauen (nicht des Verbotenen etwa!?) Worin stak es? In den Schicksalen, die alle wirklich Schicksale sind (im deutschen Märchen und bei Andersen giebts keine „Schicksale"?) In diesem Labyrinth von Geschehnissen ... Ja, das mags gewesen sein: das Labyrinth.

Die üppige orientalische Erotik dieser Märchen ist für die „reifere" Jugend getilgt: es bleiben die papageienbunten Abenteuer. Doch Abenteuer haben auch deutsche Ritter, mit Drachen und Riesen ...

Kein Buch war wie dieses einsame, hochfahrend alle andern überschende. Heute sagen wir es uns, wir „Väter", wir durch das Lesen verderbten vergleichenden Urtheiler: es ist das Exotische. Wie albern doch diese Abbreviaturen des armen „Gebildeten", des enterbten Erwachsenen sind, wie aufreizend inhaltsleer! Exotisch-fremde Culturen. Orientalische üppige Phantasie. Und noch solcher getrockneter, zerbröckelnder Teigmassen mehr ... Das Problem ist etwas tiefer zu schürfen — das Wunder ist in diesen 1001 Nächten, das einzige Menschen zugängliche, allen Menschen gemeine Wunder des Lebens, des durch das Dasein Wandelns oder Fallens mit dem sehenden, hörenden, schmeckenden, tastenden Menschenkörper. Diese breite Massenhaftigkeit, die wimmelnde Unzähligkeit der constituirenden Einzelheiten ist das Grausige. Da sind keine Aus- und Abschnitte, diese Märchen der 1001 Nächte gehen, gehen weiter ins Unübersehliche, sie wiederholen sich, und doch wie im Kanon in andrer Lage, man kann aus dem Gewirre dieser Arabesken aus Thier- und Menschenleibern, Gold, Perlen, Federn, Panzern und Seiden nicht mehr heraus, es wird unglaubwürdig, nicht um der Dschinnis willen und sonstiger Zauber- und Ueber- und Untergewalten.

„Es giebt keine Gewalt und keine Macht außer bei Allah, dem Glorreichen, Großen." Das empfinden wir, das. Hier hat die tief und gesund athmende Kunst der Erzählung gar nichts mehr in ihrer allüberall sonst so maßlos gesteigerten Herrschaft. Sie ist nur Mittel, das versinkt, unsichtbar wird, sobald man wirklich im Labyrinth des Lebens, Dröhnen in den tauben Ohren, weiter geht. Man geht weiter als ein Fatalist ... Alle Unseligkeiten unsres Daseins, die Bürde dieses — sobald wir nicht glauben — unbegründet zwecklosen Daseins: wir hatten ihre pessimistische Duldung, von andrer Seite betrachtet, als unsre Weisheit, unsre Ueberlegenheit gepriesen. Hier, im Labyrinth des „Fatalismus", wird alles Drückende leicht ...

Und solches Unheimliche haben wir als Kinder betreten! Da hinein ließ man uns ungeleitet ...

Manchmal bleibt uns armen „Erwachsenen" in diesen niemals stillstehenden Märchen Alles todt. Mit Allem, das den Sinn des Lebens aufschließt, ist es so: mit der Philosophie der Inder, mit Plato, mit Kant, mit der großen Musik, der großen Malerei, der großen Dichtung. Man darf gar nichts wollen. Vor Allem nicht „wissen" wollen. Nur suchen, und nicht einmal suchen, bloß geduldig hoffen, in den Takt zu kommen. Hier, bei den 1001 Nächten, in den ungeheuren Takt des Wirklichen, das wie ein Teppich gewebt ist aus Geschichten. Die Hände von Generationen haben daran gewebt, geschaffen wie an den Pyramiden. Auch die Pyramiden schweigen dem bloß Neugierigen. Plötzlich aber ist Egypten da, die Heimath der Götter ...

---

## Friedrich Smetana.

Von Dr. Bronislav Wellek (Wien).

Nur Wenige, die sich heute an den graziösen Melodien der „Verkauften Braut" Smetanas erfreuen, wissen, daß diese Braut schon das ehrwürdige Alter von vierzig Jahren überschritten hat. Es war das Kriegsjahr 1866, in dem Hans seine Geliebte und Braut dem geschäftigen Heirathsvermittler Kezal zum ersten Mal verkaufte. Wenn man bedenkt, wie viel vierzig Jahre Entwicklung in der Kunst und insbesondere in der Musik, obendrein zur Zeit der vollen Entfaltung der Kunst Richard Wagners (dessen „Meistersinger" bekanntlich im Jahre 1868 zum ersten Mal über die Bretter gegangen sind) bedeuten, kann man die Lebenskraft und den inneren Kunstwerth dieses Erstlingwerkes Smetanas auf dem Gebiete der komischen Oper beiläufig ermessen. Schon dieser Umstand sollte ein Anreiz sein, die späteren und unleugbar bedeutenderen Werke Smetanas kennen zu lernen. Interessant ist auch, daß Smetana seine Thätigkeit als Opernconponist überhaupt erst im Alter von fast vierzig Jahren begonnen, als er schon ein an Arbeit und Wechselfällen reiches Wanderleben hinter sich hatte.

Die äußeren Umrisse des Lebenslaufes Friedrich Smetanas bieten des Erfreulichen nicht viel: Am 2. März 1824 in Leitomischl in Böhmen als Sohn eines Brauers geboren, lernte Smetana frühzeitig das Clavier- und Violinspiel, so daß er sich schon als sechsjähriges Wunderkind öffentlich hören lassen konnte. Dem Musikerberufe konnte er sich erst ausschließlich zuwenden, als der Vater seinen Widerstand aufgegeben hatte, war aber in Folge der Verarmung der Eltern materiell auf sich selbst angewiesen. So war die seit 1843 in Prag zugebrachte Zeit eifriger, angestrengter Musikstudien für ihn zugleich schon ein harter Kampf ums Dasein. Seine Thätigkeit als Musiklehrer brachte ihn aber mit den ersten Familien des böhmischen Adels in Beziehungen. Mit Liszt trat er im Jahre 1848 zunächst schriftlich in Verbindung, indem er ihm sein „Opus 1", sechs mit „Six morceaux caractéristiques" betitelte Clavierstücke widmete und ihn bat, dieses Werk drucken zu lassen, um ihm auf diese Weise Eingang in die Oeffentlichkeit zu verschaffen. Gleichzeitig borgte er Liszt in aller Form um ein Darlehen von 400 Gulden an, damit er sich die zur Eröffnung einer Musiklehranstalt nöthigen zwei Claviere anschaffen könne. Die deutschen Originale dieses Briefes und zwei weiterer ebenso umfangreicher Schreiben Smetanas an Liszt befinden sich im Weimarer Liszt-Museum und sind im Anhang zu meinem Buche über Friedrich Smetana*) abgedruckt. Smetana entwirft darin ein Bild seiner geradezu verzweifelten materiellen Lage („Meine

*) „Friedrich Smetanas Leben und Wirken", 1. Auflage 1895, 2. Auflage 1900 bei F. A. Urbánek in Prag. Eine neuere deutsche Publication „Friedrich Smetana" von F. V. Krejčí ist Anfang dieses Jahres in der Sammlung „Moderne Musiker" des Verlags „Harmonie" in Berlin erschienen. Vgl. auch das instructive Capitel über Smetana in Dr. Richard Batkas „Die Musik in Böhmen", 18. Bd. der Straußschen Sammlung „Die Musik" (Berlin, Bard, Marquardt & Co.). Ferner ein unlängst erschienenes französisches Buch über Smetana von William Ritter.

Digitized by Google

Conditionen bringen mir monatlich 12 fl. C. M., so daß ich grade so viel habe, um nicht zu verhungern." — „Ich bin sowohl ein producirender als reproducirender Künstler und besitze — kein Instrument. Ein Freund erlaubt mir, bei ihm zu üben; wahrlich, mein Loos ist nicht beneidenswerth!"). Liszt antwortete ihm bald mit einem freundlichen Schreiben, in welchem er die Widmung der Clavierstücke mit Ausdrücken höchsten Lobes anzunehmen erklärte und ihm versprach, sein Bestes zu thun, seinen Compositionen einen Verleger zu verschaffen, „um daß Ihnen ein passables Honorar zugestellt wird, welches Sie aufmuntern soll, in thätiger Verbindung mit dem Verleger anzuknüpfen", und ihm seinen Besuch in Prag in Aussicht stellte. — Thatsächlich erfüllte Liszt sein Versprechen schon im Jahre 1849, indem er Smetana in Prag besuchte und die „Six morceaux caractéristiques" dem Leipziger Verleger Kistner übergab. Im Jahre 1856 wiederholte Liszt seinen Besuch, worauf ihn Smetana im September 1857 (schon von Götaborg aus) für mehrere Tage in Weimar besuchte. Auch später unterließ es Liszt nie, auf seinen Concertreisen Smetana zu Liebe Prag zu berühren. Mit Bülow stand Smetana gleichfalls in Verkehr und wurde von ihm als Componist und Pianist hoch geschätzt.

Das liebenswürdige und hülfreiche Entgegenkommen Liszts gab Smetana seine Lebensfreude wieder, so daß er noch im Jahre 1848 die ersehnte Musiklehranstalt eröffnen und im Jahre 1849 die Claviervirtuosin Katharina Kolár heirathen konnte. Im Jahre 1856 nahm Smetana die Stelle eines Direktors der „Harmonischen Gesellschaft" in Götaborg in Schweden an, wo er, allgemein beliebt, fünf Jahre sehr erfolgreich wirkte. Seiner Frau war aber das nördliche Klima nicht zuträglich, und als er sie im Jahre 1859 in die Heimath zurückbringen wollte, starb sie auf der Reise in Dresden. Im Jahre 1860 heirathete Smetana zum zweiten Mal, und zwar eine gewisse Barbara Ferdinandi, die ihm auch nach Götaborg folgte. Von Heimweh getrieben und angelockt von der Gründung des tschechischen Interimstheaters in Prag, von der er sich einen bedeutenden Aufschwung des tschechischen Musiklebens versprach, kehrte er 1862 (nach einer Concertreise durch Deutschland und Holland) nach Prag zurück und führte sich in einem großen Concert beim Prager Publicum ein. Bis zu diesem Zeitpunkte hatte er zahlreiche Clavierstücke, das ergreifende G-moll-Trio (anläßlich des Todes seines ersten Töchterleins Friederike), die „Triumph-Symphonie" sowie die symphonischen Dichtungen im Style Liszts: „Triumph-Symphonie", „Richard III.", „Wallensteins Lager" und „Hakon Jarl" componirt.

Nun begann eine unermüdliche Thätigkeit Smetanas als Leiter einer großen Musiklehranstalt, Componist, Claviervirtuos (hauptsächlich Chopinspieler), Kritiker, Dirigent, Chormeister u. s. w. Obwohl er schon im Jahre 1863 seine erste Oper (im Style der „großen" Oper) „Die Brandenburger in Böhmen" in der Partitur fertiggestellt hatte, vermochte er ihre Erstaufführung am Tschechischen Interimstheater erst im Jahre 1866 durchzusetzen. Bald darauf (am 30. Mai 1866) folgte die Première der „Verkauften Braut". Zu beiden Opern hatte den Text Karl Sabina geliefert. Smetana schuf noch zwei Opern seriösen Charakters, den „Dalibor" (Erstaufführung 1868), die Tragödie des lyrisch-elegischen Melomanen, und die nationale Festoper „Libuše", welche er schon im Jahre 1872 vollendet hatte, die aber erst im Jahre 1881 anläßlich der feierlichen Eröffnung des neuerbauten Tschechischen Nationaltheaters zur Aufführung gelangte. Das Libretto dieser beiden Opern von Josef Wenzig war merkwürdiger Weise ursprünglich in deutscher Sprache verfaßt und erst von Erwin Spindler ins Tschechische übersetzt worden. Auf dem Gebiete der komischen, oder wie wir heute richtiger sagen können, der Volksoper, setzte Smetana seine mit der „Verkauften Braut" so glücklich begonnene Thätigkeit mit den „Beiden Witwen" (1874, Text von Emanuel Züngel) und dem „Kuß" (1876, Text von Eliška Krásnohorská) fort. Seit dem Jahre 1866 (nach der erfolgreichen Aufführung seiner beiden ersten Opern) war Smetana Opernchef und Dirigent des Interimstheater mit einer Jahresgage von 1200 Gulden. Seine Wirksamkeit war aber der Gegenstand vielfacher gehässiger Angriffe und Anfeindungen, da man ihn des Wagnerianismus beschuldigte und ihn als einen gefährlichen Neuerer befehdete. Obwohl Smetana selbst eine gute und streitbare Feder führte, fällt das Hauptverdienst an der ästhetisch-kritischen Vertretung des „Gesammtkunstwerks" Richard Wagners und der Principien Smetanas, Liszts und Wagners dem Aesthetikprofessor an der Prager tschechischen Universität Ottokar Hostinsky zu, der auch mehrere deutsche Werke verfaßt hat („Das Musikalisch-Schöne und das Gesammtkunstwerk vom Standpunkte der formalen Aesthetik" 1877; „Die Lehre von den musikalischen Klängen" 1879 u. s. w.). Die Ueberanstrengungen dieser Kampfperiode zu Beginn der 70er Jahre und der Undank seiner Landsleute führten zu einer hochgradigen Nervosität Smetanas. Den Bestrebungen, ihn von seinem leitenden Posten im Prager tschechischen Musikleben zu verdrängen, kam das schrecklichste Unglück zu Hülfe, das einen Componisten treffen kann: der Verlust des Gehörs. Diese Katastrophe ereilte den fünfzigjährigen Mann im October des Jahres 1874. Der Beginn des Ohrenleidens kündigte sich nach seiner eigenen Schilderung mit einem dissonirenden Pfeifen im Ohre an, was Smetana in dem berühmten Quartett „Aus meinem Leben" musikalisch illustrirt. Seine Schaffensfreude ließ, trotzdem er sich vom öffentlichen Leben zurückziehen mußte und taub war, keineswegs nach, da er gleich Beethoven nach dem „idealen Gehör" zu componiren vermochte. Aus dieser Zeit stammt der herrlich schöne Cyklus symphonischer Dichtungen „Mein Vaterland", aus dem „Vyšehrad", „Die Moldau" und „Aus Böhmens Hainen und Fluren" sich auch in Deutschland allgemeiner Verbreitung und Beliebtheit erfreuen. (Die übrigen Theile sind „Sárka", „Blaník" und „Tábor"), ferner das Quartett „Aus meinem Leben" (1876) und von Opern die schon erwähnte Volksoper „Der Kuß" und das Vollkommenste, was Smetana auf diesem Gebiete geleistet, „Das Geheimniß" (Text von Eliška Krásnohorská 1878). Durch diese Werke und in Folge des Vordringens der Wagnerschen „Zukunftsmusik" gewann Smetana wenigstens bei dem maßgebenden Theile des tschechischen Publicums an Ansehen und Popularität, so daß bei der ersten (1881), bezw. der in Folge eines Brandes nothwendig gewordenen zweiten Eröffnung des Böhmischen Nationaltheaters (1883) nicht nur seine Festoper „Libuše", sondern auch die Person des tauben Componisten allgemein gefeiert und bewundert wurden. Er lebte seit 1875 auf dem Lande, bei seinem Schwiegersohn in Jabkenitz in Böhmen, von wo er nur zeitweilig zu festlichen Anlässen und zum Besuche seiner Freunde nach Prag zu kommen pflegte. Seine letzten Werke (selbstverständlich sind hier mit Rücksicht auf den engen Rahmen der Skizze nur die wichtigsten: größere Instrumentalcompositionen und die Opern angeführt) sind die Volksoper „Die Teufelsmauer" (1882), ein zweites Streichquartett (D-moll) und ein Cyklus vornehmer Tanzweisen „Carneval", den der Meister leider nicht mehr vollenden konnte. Diese Werke erzielten zu Lebzeiten Smetanas keinen sonderlichen Erfolg und wurden vielfach als Beweise des Verfalls seiner schöpferischen Kraft aufgefaßt. Erst in neuester Zeit wurden sie durch sorgfältigere Neuaufführungen und kritische Analysen rehabilitirt. Eine Oper nach Shakespeare „Viola" ist Fragment geblieben.

Bald nach der Wiedereröffnung des Böhmischen Nationaltheaters, der Smetana in Prag noch beigewohnt hatte, trat ein rapider Verfall seines Nervensystems ein, so daß er zu Beginn des Jahres 1884 in die Prager Irrenanstalt gebracht werden mußte, wo er in völliger geistiger Umnachtung

Digitized by Google

am 12. Mai 1884 starb. Seine irdische Hülle wurde feierlich auf dem Prager Vyšehrad (nach dem der erste Theil der symphonischen Dichtung „Mein Vaterland“ betitelt ist) beigesetzt.

Aus dieser gedrängten Darstellung des Lebenslaufs und der hervorragendsten Werke Smetanas ergiebt sich folgende Uebersicht:

Smetanas bedeutendste und allgemein zugänglichste Werke sind die Orchestercompositionen, die in dem Cyclus „Mein Vaterland“ vereinigt sind, das Streichquartett „Aus meinem Leben“, das D-moll-Streichquartett, das G-moll-Trio und die zahlreichen Klaviercompositionen. Seriöse Opern hat er drei componirt: „Die Brandenburger in Böhmen“, „Dalibor“ und „Libuše“; von Opern volksthümlich-heiteren Charakters hat er fünf componirt: „Die Verkaufte Braut“, „Die beiden Wittwen“, „Der Kuß“, „Das Geheimniß“ und „Die Teufelsmauer“. Auf deutschen Bühnen aufgeführt worden sind bisher nur: „Dalibor“, „Die Verkaufte Braut“, „Die beiden Wittwen“ (schon 1881 in Hamburg; heuer werden sie von der „Volksoper“ in Wien vorbereitet), „Der Kuß“ und „Das Geheimniß“. Die beiden letzteren, welche ebenso originell und lieblich, aber künstlerisch weit reifer sind, als „Die Verkaufte Braut“ und es jedenfalls mit dem größten Theile der in den letzten Jahren mit großem Aufwand an Kunst und Mitteln an deutschen Bühnen aufgeführten Schmarrenproducte ruhig aufnehmen können, wurden vor etwa zehn Jahren an der Wiener Hofoper aufgeführt, ohne sich — offenbar wegen der ungünstigen Besetzung und mangelhaften Textübertragung — auf dem Repertoire zu erhalten. Mit der Aufführung dieser beiden Opern könnten die Berliner Operninstitute eine künstlerische That vollziehen und eine werthvolle Bereicherung ihres Repertoires erfahren.

---

## Zwei Gedichte.

Von Ernst Schur (Groß-Lichterfelde).

### Sonett.

In jeder Seele schläft ein Stück Vergessen:
Das Niemand stört, das unter starrer Decke
Hindämmert und sich scheut, hinaufzustreben,
Und nur im Traum erwacht das eigene Leben.

In jeder Seele wacht Erwartung:
Die ihre Flügel spannt in blauer Schönheit,
Die immer strebt, sich selbst zu lassen,
Fernen zu suchen, Gegenwart zu hassen.

Bereit, zu zögern und bereit, zu gehen,
Tastet sie vorwärts ... und bleibt zweifelnd stehen
Und hört im Dunklen raunende Gesänge.

Dann aber, da sie sich im Kampf gefunden,
Reckt sie sich auf und schreitet wie ein Sieger,
Lachend und jung, noch niemals überwunden.

### Abend.

So ging der Tag zur Neige —
Der Wind streicht über Gräser hin,
Das letzte Licht entfernt sich still,
Schon schütteln sich die Zweige sacht,
Und eh wirs wissen, wird es Nacht.

Dann kommt der Wächter Abend an,
Der stille, alte Wandersmann,
Er geht den Weg so lange schon
Und summt sich leise, leise
Die stille Abendweise.

Am Brunnen ist ein schöner Platz,
Da kannst Du lange, lange ruhn,
Die Menschen schlafen alle schon,
Der Brunnen singt Dir Melodien —
Kaum merkst Du, wie die Stunden ziehn ...

---

## Der gemüthskranke Husar.

Skizze von Roda Roda (München).

Oberleutnant Baron Hortobágyi von den Forgatsch-Husaren war nicht immer so, wie er jetzt ist. Ah, beileibe. Er soll ja noch kurz vor der Corpsschule die berühmte Husarenprobe bestanden haben: in drei Stunden — drei Meilen zu reiten, drei Flaschen zu trinken und drei Weiber zu lieben — —.

Aber dann kams über ihn. In Mosty-maly, einem ostgalizischen Nest, verschaute er sich vor lauter Langeweile in eine Schlachzizentochter, die zwei Millionen Mitgift haben sollte. — Als sich herausstellte, daß alles purer Schwindel war, wurde Hortobágyi gemüthskrank und bekam ein eigenthümliches cholerisch-phlegmatisch-melancholisches Temperament.

Er konnte stundenlang am Dnjestr sitzen und den Papierschiffchen nachblicken, die er aus den Mahnbriefen Hirsch Baruch Leimtiegels gefaltet hatte. Wenn eines um die Ecke schwamm, ohne zu kentern, stahl sich in Hortobágyis Züge sogar ein leichter Schimmer von Freude.

Ansonsten befleißigte er sich eines zahmen, gottesfürchtigen Wandels. Nur einmal in jedem Vierteljahr sprang er aus diesem ekelhaften Dasein mit einem Satz heraus und kaufte sich im Hôtel de Paris von Mosty-maly eine sanfte Berauschung. Hie und da pausirte er ein Quartal — dann trank er sich am Schluß des nächsten zwei Berauschungen auf einmal an.

Es ist kein Fall bekannt, daß ein Mensch dieser Sorte lang bei den Forgatsch-Husaren geduldet worden wäre. Thatsächlich stand sein Name bald genug unter den Transferirten im Verordnungsblatt. Hortobágyi zog das große Loos — er kam nach Budapest.

Seit Langem zum ersten Mal hatte er zwei Termine absichtlich verstreichen lassen. In Pest, im heimathlichen Pest, da wollte er alles nachholen. Gleich am ersten Abend, so lang er noch frei von den Fesseln des neuen Truppenkörpers war, wollte er jung werden, aufleben, das oberste zu unterst kehren, eine Ergänzung zu sich selber sein.

Als er gegen ein Uhr nach Mitternacht in das Extrazimmer bei Szikszay eintrat, wo die Zigeuner so schön spielen — da wußte er, daß er auf dem Wege war, sein Ziel zu erreichen. Sein Blick fiel in den Spiegel gegenüber. Der Civilist Hortobágyi, der ihn daraus begrüßte — das war der gesuchte andre Mensch, die Ergänzung zu sich selber. Jeder Zoll ein junger Großhändler aus der Provinz, der seine Frau daheim gelassen hat.

Der Kellner kam und wollte fragen — doch das Wort erstarb ihm auf den Lippen, als er Hortobágyi ein Auge verkneifen und an der Cigarre saugen sah. Hurtig mit Donnergepolter brachte er den eisigen Kübel.

Zigeuner und Raben haben feine Witterung. Der Primgeiger stellte sich wortlos hin und fiedelte:

„Csak egy szép leány van a villâgon ...“
„Nur ein einzig Mädel auf der Welt
Ists, das mir vom Herzen wohlgefällt ...“

— fiedelte es so traurig und kokett, daß dem armen Großhändler fast die Thränen gekommen wären. Wars doch seines Freundes, des Husaren, Leiblied.

---

Aus Roda Rodas demnächst im Verlag von Schuster & Loeffler (Berlin) erscheinendem Buch: „Der Schnaps, der Rauchtabak und die verfluchte Liebe“.

Digitized by Google

Der Großhändler schlenkerte das Taschentuch in der Luft, tanzte sitzend Tscharbasch im langsamsten, wiegenden Laschutact — dann wurden die Zigeuner frischer, der Großhändler auch — und — —

„Euer Wohlgeboren müssen ajnmal geruht hoben, bei ajnem Rajterregiment zu dienen," rief der Primasch.

„Worum, Zigajner?"

„Hät, wajl Euer Hochwohlgeboren belieben großartig zu tonzen."

Und sie spielten:

Megy a gözes . . .

„Auf der Donau, auf der Theiß und auf der Marosch
Geht ein Schiff, ein Schiff hinab nach Kaposchwarosch.
Droben sitzt der Maschinführer,
Und er lenkt das Dampf, wohin der Schiff soll fahrosch.
Dreimal hot geschlogen — dreimal hot geschlogen —
Der Amsél, die Amsél, das Amsél.
Mir konn nix befehlen — mir konn nix befehlen —
Der Richtér, die Richtér, dos Richtér.
Mir befiehlt nur Ferencz József, mein König.
Ihm muß exerciren, ihm muß salutiren
Infantrist, Kanonier und Husar."

Hei, das war ein Leben! „Niemals sterb ich," rief Hortobágyi — denn das, was sie da spielten, war — aller Hortobágyis andres, lustiges Leiblied.

Es giebt ein Stadium bei Husaren, wo sie Einkehr in sich halten und allein sein wollen. Eine Gemüthskrankheit ändert nichts daran.

Hortobágyi war so weit, hielt Umschau im Zimmer und gewahrte die Anwesenheit zweier alter Herren.

Das that ihm weh. Aber er wollte zuerst versuchen, sie in aller Güte ans Heimgehen zu mahnen. Er nahm seinen Kübel in eine Hand, den Schnurrbart des Primgeigers in die andre und segelte auf die beiden Herren los.

Sie standen artig auf und stellten sich irgendwie vor. Hortobágyi mochte nicht an Lebensart zurückstehen, riskirte auch eine Verbeugung und sagte einfach:

„Kralicky".

„Wohl ein Verwandter des Finanzministeriums Kralicky?" fragten die Herren wie aus einem Mund.

„Najn. Ich bin dos Minister selber."

„Ah."

Die beiden Herren machten Platz, man setzte sich und sprach von allerlei. Dann kams zum Singen, nach etlichen Kelchen zur Bruderschaft. Béla, der älteste — Familienname thut nichts zur Sache — hielt einen Speech auf Seine Excellenz.

Hortobágyi antwortete mit einigen herzlichen Worten und einem Hoch auf die Steuerkraft der Bürger. — Die beiden Herren waren sichtlich geschmeichelt.

Hortobágyi ließ noch einmal „Auf der Donau, auf der Theiß . . ." spielen und versprach dem Primgeiger eine Hofrathsstelle im Ministerium.

So kam das Gespräch auf den Dienst.

Seine Excellenz schilderte ihn sehr einfach:

„Von acht bis elf schrajb ich Steuern aus, von elf bis ajns kommen die Hofräthe und zählen mir den Papiergeld vor. Donn um ajns geh ich wieder auf die Rajtschule — he — ich nenn majnen Canzlaj nämlich Rajtschule, weil ich immer um die Schrajbtisch herumlauf."

„Ah — so — darum."

„Jo. Donn moch ich bis Abends Staatsschulden und schrajb Mahnbriefen an die Lajt, wos mit Steuern im Rückstond sajn. Sie sajn doch Ihre Verpflichtigungen bis hierher immer pünktlichkeitlich nachgekommen, majne Herren?"

„Immer," versicherten die Beiden.

„Dos frajt meine Herz von Herzen. Moncher is in diese Bezüglichkajt ohne Gewissen. Der Rothschild, zum Bajspiel, is jetzt mit hajte mitajngeschlossen acht Millionen gonz allajn für Hundesteuer schuldig — ungerechnet dos ondre. Um so mehr bin ich geentzückt von die Ordnungsliebhchkajt von majne verehrte naje Frajnderln."

Die Frajnderln verbeugten sich, wobei der eine nur schwer wieder hochkam.

„Zu wenig Gymnastik!" schalt Hortobágyi. „Belieben Sie mich zu ansehen — ich übe täglich mit mir. Ober ich könnte auch wetten, doß ich imstonde bin, mit majne rechte Sporen linken Ohr zu kratzen."

„Nicht möglich, Excellenz."

Die Wette kam zu Stande — Hortobágyi zog seinen Stiefel aus und kratzte sein linkes Ohr.

„Pardon, Excellenz," wandte Béla ein, „es war vom Kratzen mit Sporen die Rede."

„Hundert Hectoliter Tajfel — do hob ich gevergeßt, doß ich nicht bin in Uniform."

„Wie — haben die Finanzminister Sporen zur Uniform?"

„Hät — weißt Du dos nicht? Mit wos möchten s' sonst zu immer ernajerter Thätigkajt anspornen dos gonzen Stetsmanechismus — Stechmasochismus — niederträchtiger Wort! — Staatsmechanismus?"

Aber da half keine Sophistik, der Korb Sect mußte gezahlt werden.

Der Aelteste war hungrig geworden und bestellte Eier mit Caviar. Als er zu essen anfing, winkte Hortobágyi den Primgeiger herbei und ließ den Radetzkymarsch spielen.

Der alte Herr aß ruhig weiter. Das war nicht ganz in Hortobágyis Sinn, den die verlorene Wette und die Gemüthskrankheit kampflustig gemacht hatten.

„Ich bitte mir aus, daß Radetzkymarsch zu Ehren von Voter Radetzky stehend geonhört wird."

„Wieso —? Wozu —?"

„Hauptsächlich wajl ich es hoben will und dann auch aus kaiserlichen und königlichen Patriotismus."

„So? Na, gut. Zigeuner, komm her! Da hast Du hundert Gulden, spiel bis Mittag die Volkshymne. Ich hoffe, daß Seine Excellenz sie stehend anhören wird."

— — — — — — — — — — — —

Als Hortobágyi am nächsten Morgen mit heftig schmerzendem Kopfhaar erwachte und sich zur Meldung ankleidete, da — war es ihm immer so, als habe er heute Nacht irgendwo einen großen Krawall gehabt. Er konnte sich bloß nicht erinnern, wo . . . Doch ja, bei Szikszay. Mit einem alten Herrn . . . Wie hat er denn schnell geheißen? . . . Béla. Herrgott, wenn der am Ende den Finanzminister fordert!

Na — geschehen ist geschehen.

Hortobágyi machte sich fertig, kletterte in einen Fiaker und fuhr in die Caserne, um sich beim neuen Regimentscommandanten zu melden.

Als er die Thür des Dienstzimmers öffnete . . .

Als er die Thür des Dienstzimmers öffnete, da . . . da stand am Fenster in Uniform der — alte Herr von gestern.

„Herr Oberst . . .", stammelte Hortobágyi und kramte in seinem deutschen Sprachschatz entsetzt nach dem nächsten Wort. Vergebens.

Herr Oberst von Bélawáry fuhr ein wenig zusammen und sagte:

„Sie sind offenbar der zutransferirte gemüthskranke Herr Oberleutnant? Ja? Dann danke ich für die Vorstellung — ich weiß schon. Was Ihre Pflicht und Schuldigkeit in meinem Regiment ist, brauche ich Ihnen wohl nicht auseinanderzusetzen. Nur eins, Herr Oberleutnant: ich liebe nicht, wenn man zu viel redet. Ein guter Husar kämpft mit dem Arm und hält das M . . . und. Plauschen haß ich — das ist meine Gemüthskrankheit. Ich glaube, wir verstehen uns, Herr Oberleutnant."

Digitized by Google

## Criminalität und Sittlichkeit.

Ein Buch von Karl Kraus.*)

In einem seiner letzten Hefte der „Fackel" hat sich Karl Kraus darüber beschwert, daß sein Buch „Criminalität und Sittlichkeit" von keiner Seite besprochen werde. Daß er todtgeschwiegen werde. Er setzt hinzu, wie erstaunlich es sei, daß die Zeitungen persönliche Motive bei einem Culturwerke geltend machen und meint, daß sein Buch erst für die Zukunft geschrieben sei. — Möge man Alles thun, nur den Autor nicht für eitel oder gar für eingebildet halten!

Ja, dies Buch ist ein Document!

Man muß Wiener sein, um dieses Stillschweigen der Zeitungen zu verstehen. Karl Kraus hat vor Jahren eine Zeitschrift herausgegeben: „Die Fackel" und es sich zum Ziele gesetzt, gegen Halb- und Uncultur, gegen Principienreiterei und Voreingenommenheit, vor Allem aber gegen die herrschende, verbohrte und verluderte Geschlechtsmoral zu kämpfen. Ein Kampf, wie wohl selten einer edler und zäherer durchgeführt wurde. Karl Kraus ist ein Kämpfer. Ein Ringer. Ein Ringer nach einem geistigen Höhepunkt einer geistigen Cultur. In einem solchen Kampf die Waffen immer prüfen, immer messen, ist undurchführbar, und selbstverständlich ist es, daß dabei dem Kämpfer manches Mal ein Lapsus passirt. Man muß eben das Ziel vor Augen haben! Das ist es. Darauf kommt es an. Und Karl Kraus kann sich schmeicheln, der bestgehaßte Mann Wiens zu sein. Denn es ist wohl in Wien in den letzten Jahren kein Mann von Bedeutung gewesen, der nicht von Kraus seinen Dämpfer bekommen. Und wen Karl Kraus abführt, der ist eben abgeführt, denn selten hat bei uns in Austria Einer eine so zweischneidige Feder geführt wie Kraus. Diese Feder ist ein Degen. Aber so elegant geführt, wie der beste Fechter nicht das leichteste Florett zu führen vermag. Karl Kraus wird gehaßt. Der Angegriffene liest und seine Freunde freuen sich, und da nach und nach alle Freunde Angegriffene werden, ist das arithmetische Gleichniß wieder hergestellt. Ja, die „Fackel" ist verpönt — und dabei das meistgelesenste Blatt. Die „Fackel" wird nicht öffentlich gelesen, öffentlich wird sie verachtet, aber im Geheimen, da werden diese kleinen rothen Hefte verschlungen, und gar Mancher freut sich der Hiebe, — die der Andere bekommen. Und dabei läßt man Kraus, der auf diesem Wege zu einer der stadtbekanntesten Persönlichkeiten wurde — seinen Geist und seinen Witz und seinen Esprit. (O Gottogottogottogott, wie gnädig!)

Aber das ist auch Alles. Das eigentliche Wesen Kraus' verkennt man. Man verkennt sein Ziel.

Da liegen nun in schöner Auswahl einige dieser Artikel gebunden und zwar solche, die sich bloß auf die Criminalität und Sittlichkeit, oder besser gesagt, auf die criminelle Sittlichkeit beziehen. Als ich diese Sachen jetzt wieder las, erschrak ich. Es sind ganz einfache Gerichtssaalverhandlungen, die ich vor Jahren aus den Zeitungen kannte, erörtert. Und manchmal mußte ich denken, wie furchtbar weit müssen wir zurück sein, wenn derartige Dinge bei uns vor zwei Jahren passiren konnten, — noch immer passiren. Ich kann hier nicht Fälle aufzählen. Ich müßte sonst das ganze Buch abdrucken. Wie verbohrt, wie wirklich unmoralisch sind unsere moralischen und „sittlichen" Gesetze und Richter. Ja, dagegen muß gekämpft werden! Wo aber, vom Nordpol bis zum Südpol giebts für dergleichen einen besseren Kämpfer; ich frage: Wo? — wer?!

Dies Buch ist ein Document. Es wird künftigen Geschlechtern zu denken geben.**)

Zu denken wird es auch unsern Nachkommen geben, daß man an diesem Buche mit absichtlich verbundenen Augen vorüberging. Karl Kraus muß sich über dies angebliche „Todtschweigen" (das vielleicht dies Mal ein „Lebendigschweigen" ist) nicht kränken. Und ich halte ihn dafür auch zu hoch. Die Herren Recensenten, die dies Mal wieder irgendwo blind vorbei laufen, thun Unrecht. Wären sie bloß blind, könnte man ihnen keinen Vorwurf machen, dann müßte man sie bedauern. Aber sie sehen absichtlich nicht. Karl Kraus mag sich trösten, die Gebrandmarkten hier sind — die Recensenten.

*Stefan Pollatschek* (*Wien*).

*) L. Rosner, Wien 1908.

**) In diesen Kämpfen war der Kampf gegen die Zeitungen der Bedeutendste. Deßwegen hier der Haß der Journalisten (gegen Kraus), die dies Mal Privates von Kunst nicht zu trennen wissen.

---

## Das verlorene Lied.

Von Marsyas.

Ein junger Dichter, der seine Begabung durch kleine entzückende Grotesken erwiesen und einen Roman „Der Weg nach Zion" geschrieben hat, den ich bisher noch nicht habe lesen können, wenn man mir auch die Leidenschaft seiner Handlung und seiner Prose von da und dort her nachdrücklichst gepriesen hat — dieser junge Dichter, dessen Namen man nicht verschweigen sollte, hat zwischen diesen Grotesken und jenem Romane vier Einacter oder Spiele „Das verlorene Lied" geschrieben, einen Verleger für sie gefunden, einen Zeichner sie schmücken und einen Drucker sie setzen lassen. Eines von diesen Spielen ist auch über eine Bühne gegangen; ich habe es nicht gesehen, aber in einer Zeitschrift habe ich lesen können, daß „die Unreife und den Blödsinn dieses Pubertätsgestümpers auch der einsehen müsse, dem die ästhetischen Nerven fehlen", und daß der günstige Kritiker vorschlage, „von Staats wegen dem Jüngling einen Maulkorb umzubinden, damit er nichts von (gemeint ist: aus) seinen Dichtungen declamire, oder ihn gleich zur Beruhigung seiner Nerven in ein neu zu gründendes Sanatorium für perverse jugendliche Poeten" zu entsenden. Diese Erregung ist mir, dem die entzückenden, kleinen Grotesken bekannt waren, so unbegreiflich erschienen, daß ich die vier Spiele mir zu erwerben gedachte. Aber als ich sie mir gerade erstehen wollte, erfuhr ich ihre Beschlagnahme und in diesen Tagen weiter, daß der junge Dichter, dessen Namen man nicht verschweigen sollte, zu hundert Mark Geldstrafe verurtheilt worden ist. Die ebenfalls angeklagten Mitbetheiligten, den Verleger, den Zeichner und den Drucker, hat man straflos ausgehen lassen.

Es ist dagegen weiter nichts zu sagen, da das Gesetz in einem bekannten Paragraphen das Verbreiten von heiklen Schriften untersagt. Ich habe auch kein Recht und keine Neigung, gegen diesen Spruch anzugehen, da verständige Leute seine Verkünder billig genannt haben, und ich bedaure nur, daß ich des Genusses dieser vier Spiele nicht mehr theilhaftig werden kann, wenn auch die Richter damit Recht haben mögen, daß die Verbreitung solcher Schriften gesetzlich verpönt ist. Es ist gar nichts dagegen einzuwenden.

* * *

Nur, daß der Staatsanwalt gegen den jungen Dichter (dessen Namen man nicht verschweigen sollte) sechs Monate Gefängniß, drei Jahre Ehrverlust und seine Stellung unter Polizei-Aufsicht beantragt hatte. Es meine Niemand, daß der Staatsanwalt nicht gesetzlich berechtigt gewesen wäre, diesen Antrag zu stellen (er hat nur beantragt, was ihm gesetzlich wohl gestattet war). Aber wenn er durchgedrungen wäre, würde der junge Dichter zunächst sechs Monate (ich glaube, der Sommer wird dabei so schön dies Mal werden!) in das Gefängniß gewandert sein, sodann seine öffentlichen Aemter, Würden (Doctor!), Titel, [illegible] und Ehrenzeichen, und für die drei Jahre, für die ihm die [illegible] Ehrenrechte aberkannt worden wären, die Fähigkeit verloren, [illegible] zu tragen, in das deutsche Heer oder die kaiserliche [illegible] zu treten, öffentliche Aemter, Würden, Titel, Orden und Ehrenzeichen [illegible] in öffentlichen Angelegenheiten zu stimmen, zu wählen oder gewählt werden, Zeuge bei Aufnahme von Urkunden zu sein und Vormund, Gegenvormund, Pfleger oder Beistand zu werden. Daneben hätte ihm die Polizei den Aufenthalt an bestimmten Orten untersagen und zur Tages- und Nachtzeit Haussuchungen bei ihm vornehmen können. Weil von ihm, Kurt Münzer, einem jungen Dichter, vier Spiele erotisch allzu gefärbt waren ...

* * *

Dieser Antrag ist im Mai gestellt worden, nachdem der Anfang dieses Monats in einer schwülen Nacht mit einer Walpurgisfeier auf dem Brocken eingeleitet worden war. Man mag in einem solchen Monat schwüle Dichtungen nicht leiden, weil das Leben selbst die schwülsten Dichtungen in ihm aufbaut, aber doch einsehen müssen, daß manche Naturen an den vier Monaten Mai, Juni, Juli und August nicht genug haben und darum auch in den gewöhnlichen Monaten aus einer erfindungsbereiten Phantasie kleine und wohl auch köstliche Liebesbegebnisse sich ersinnen. Wer sie aber ersann, muß sie auch niederschreiben (das ist ein ehernes Gesetz), und wer sie niederschrieb, sie auch verbreiten (das ist eine dem Laien zwar nicht verständliche, auch unbedingt lächerliche, aber Kennern leider ebenso als ehernes Naturgesetz bekannte Erscheinung). Der Staatsanwalt hätte, wenn er Diderots Les bijoux indiscrets gelesen hätte, sicher Diderots Hinrichtung beantragt; denn der Titel ist schon so unanständig, wie heutzutage kein Buch, obwohl sie — unter uns — von entzückender Art sind. Poggios Facezien hätten dem Verfasser, einem Privatsecretär von acht Päpsten und Kanzler von Florenz sein Haupt bei diesem Staatsanwalt gekostet; über das Ende des göttlichen Aretins hätte gar kein Zweifel bestehen können, und über des Marquis de Sades Ende, dem es allerdings auch so schlecht genug erging, noch weniger. (Weßhalb ihn auch sein Uebersetzer neulich in einem Privatdruck amüsant genug gerächt hat und als sein, des Uebersetzers, Pseudonym: Dr. Isenbiel gewählt hat!) Nichts destoweniger sind diese Bücher auf die — wenn auch nicht immer entzückte — Nachwelt gekommen und ihr eine Gewähr dafür geworden, daß auch in den früheren, den guten und alten, Zeiten nicht alles so hold und rein bestellt war, wie wir glauben sollen.

* * *

Und wenn man bitten möchte, daß solche staatsanwaltschaftlichen Anträge nicht mehr gestellt werden, wird jeder Einsichtige darum dies billig finden müssen. Die Grenzen zwischen Kunst und Unkunst sind nicht nur schwer zu finden, sondern überhaupt nicht giltig festzustellen. Jedermannes Gustus und Ueberzeugung weicht da von dem des Nachbar-Kunstrichters ab, wie denn auch Strafkammer und Staatsanwalt sehr weit sich in ihrer Beurtheilung dieses Büchleins schieden. Man soll also nicht gleich einen, dessen literarische Ambitionen sicher sind, und dessen erregte Phantasie vielleicht etwas kühn geworden, in ein Gefängniß

Digitized by Google

spinnen wollen, in dem seine Phantasie ja noch erregter werden würde. Und man wird auch die Kritiker bitten müssen, ihrem Mißfallen weniger ungeheuerlichen und unschicklichen Ausdruck zu geben, als es jener that, dessen Worte ich anführen durfte. Sonst bekommt noch ein belesener Staatsanwalt die Möglichkeit, für seine ungeheuerlichen Anträge sich auf das Urtheil eines Beurtheilers in einer ernsten und künstlerischen Zeitschrift zu berufen ...

## Notizen.

Folgende Bücher, Brochuren u. s. f. sind uns zur Besprechung zugegangen:

Wilhelm Doms: Die Odyssee der Seele. Tagebuchblätter. Mit Federzeichnungen des Verfassers. Verlag von R. Pieper und Co. München.

Anatole France: Die Bratküche zur Königin Pedauque. Roman. Uebersetzt und eingeleitet von Paul Wiegler. Ebenda.

Russische Lyrik der Gegenwart. Deutsch von Alexander Eliasberg. Mit einer Einleitung und vier Bildnissen. Ebenda.

Alfred Meebold: Das Erwachen der Seele. Roman. Ebenda.

In der von Martin Buber herausgegebenen Sammlung socialpsychologischer Monographien: „Die Gesellschaft" sind folgende weitere Bändchen (Preis biegsam cartonirt je Mk. 1.50) — Verlag von Rütten und Loening, Frankfurt a. M. — erschienen:

Richard Calwer: Der Handel.
Fritz Mauthner: Die Sprache.
Karl Scheffler: Der Architekt.
Willy Hellpach: Die geistigen Epidemien.
Paul Göhre: Das Waarenhaus.

Im Verlag der Franckh'schen Verlagsbuchhandlung (Stuttgart) erschienen:

Fr. Regenbrecht: Lissa. 1866. Mit Illustrationen von M. Zeno Diemer [illegible] Karte. Preis geh. Mk. 1.

Derselbe: [illegible] war so [illegible] Schilderung der Schlacht nach den neuesten Quellen. Mit [illegible]. Preis geh. Mk. 1.

Dr. Hans [illegible]hard Gräf: Gedanken über ein Karl August-Museum in Weimar. Mit einem Porträt und einem Plan. Insel-Verlag (Leipzig). Preis geh. Mk. 1.50.

Dr. Karl Grunsky: Musikästhetik. Sammlung Göschen, Bd. 344. Preis geh. Mk. 0.80.

Ludwig Zoeller: Grundzüge einer neuen Glaubens-, Seelen- und Lebenslehre. Im Selbstverlag des Verfassers (Zweibrücken). Preis geb. Mk. 3.

Geh. Rath Prof. Dr. Ph. Zorn: Die Deutsche Reichs-Verfassung. Bd. 10 der Sammlg. „Wissenschaft und Bildung." Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens. Verlag von Quelle und Meyer (Leipzig). Preis geb. Mk. 1.25.

Hermann Kurz: Stoffel Hiß. Roman. Verlag von Wiegandt und Grieben (G. K. Sarasin). Berlin. Preis geh. Mk. 3.

Wilhelm Jensen: Aus dem sechzehnten Jahrhundert. Culturhistorische Novellen. 2. Aufl. Verlag von B. Elischer Nachf. (Leipzig). Preis geh. Mk. 6.

Carl Bleibtreu: Die Große Armee. 2. Bd. Regensburg, Aspern, Wagram (1809). Verlag von Carl Krabbe (Erich Gußmann), Stuttgart. In farb. Umschlag. Preis geh. Mk. 4.

John Ruskin: Die Kunst zu lesen. Arbeit. Deutsch von Johanna Severin. Verlag von H. Gesenius (Halle). Preis geh. Mk. 1.

Jakob Scherek: Wahn. Drama in 4 Acten. Umschlagzeichnung von Gadso Weiland, Buchschmuck von F. O. Behringer. Verlag von Richard Wöpk (Gotha). Preis geh. Mk. 2.40.

Im Verlage von A. Stuber (Curt Kabitzsch), Würzburg, erschienen:

Dr. H. Schäfer: Populäre Psychiatrie des Socrates redivivus. Gespräche über den kleinen Unverstand. Preis geh. Mk. 2.50.

Henry Hughes: Ideen und Ideale. Grundriß einer Weltanschauung. Preis geh. Mk. 1.

Hermann Fritz Neumann: Lebensrunen. Gedichte. Verlag von E. A. Koch (H. Ehlers), Dresden. Preis geh. Mk. 2.40.

Hildegard Henne: Max Klinger im Rahmen der modernen Weltanschauung und Kunst. Leitfaden zum Verständniß Klingerscher Werke. Verlag von Georg Wigand (Leipzig). Preis geh. Mk. 1.20.

Jehle und Wölz: Eine kritische Studie über die geplante Erhöhung der sachlichen Zuständigkeit der Amtsgerichte. Verlag von W. Kohlhammer (Stuttgart). Preis geh. Mk. 1.

A. Behrens-Litzmann: Aus Alt-Büsum. Ein Menschenleben (H. Th. Behrens). Verlag von Fr. W. Ruhfus (Dortmund). Preis geh. Mk. 2.40.

Eduard Goldbeck: Die Karamilla. Fußingers Buchhandlung (Berlin). Preis geh. Mk. 1.

Curt Müller: Zwei Märchendramen (Der Geiger von Deuben oder Der Steinherzbauer. Die Macht der Liebe oder Die Reise durch Jahrhunderte). Verlag von Im. Tr. Wöller (Leipzig).

Dr. Julius Reiner: Moses und sein Werk. Sammlung „Culturträger". Verlag von Hermann Seemann Nachf. (Berlin). Preis geh. Mk. 1.

Prof. Dr. Gerhard Budde: Die Theorie des fremdsprachlichen Unterrichts in der Herbartschen Schule. Eine historisch-kritische Studie. Verlag der Hahnschen Buchhandlung (Hannover).

P. Richarz: Amphitryon. Comédie en 3 Actes de Molière Avec traduction allemande en vers. Verlag von Max Richarz (Düsseldorf). Preis geh. Mk. 1.50.

Max Ebell: Perlen der Sandstein-Vogesen. Streifzüge durch Zabern und seine Umgebung. Plaudereien. Mit 9 Tafeln (darunter zwei in Aquarelldruck) von W. Richter-Rheinsberg. Verlag von J. H. Ed. Heitz (Heitz und Mündel), Straßburg i. E. Preis geh. Mk. 5.

A. O. Weber: „Nur nicht heirathen". Satiren in Versen. Illustrirt von Hanns Anker. Verlag von Gustav Riecks Nachfolger (Berlin). Preis geh. Mk. 2.50.

Carl Schurz: Lebenserinnerungen. II. Band. Von 1852 bis 1870. Mit einem Porträt Schurzs. Verlag von Georg Reimer (Berlin). Preis geh. Mk. 9.

Im Gutenberg-Verlag (Hamburg-Großborstel) erschienen:

Die Erinnerungen des Generals Grafen Paul Philipp von Segur, Adjutanten Napoleons I. Bearbeitet von Friedrich M. Kircheisen.

Erinnerungen aus dem indischen Aufstand 1857 (Lady Inglis und Sergeant Forbes-Mitchell). Bearbeitet von Elisabeth Braunholtz. Mit Bildern und Plänen. (Bd. 5 und 6 der „Bibliothek werthvoller Memoiren", herausgegeben von Dr. Ernst Schultze. Preis geh. je Mk. 6.)

Dr. Ernst Schultze: Culturgeschichtliche Streifzüge. 1. Aus dem Werden und Wachsen der Vereinigten Staaten. Preis geh. Mk. 2.

Johannes Jacobsen: Sehnen und Suchen. Die Geschichte einer Entwicklung. Verlag von G. Soltau (Flensburg). Preis geh. Mk. 4.50.

Marie Klerlein: Im Thal der Jugend. Roman. Verlag von Oskar Hellmann (Jauer). Preis geh. Mk. 2.

Adolf Hinze: Erscheinung und Wirklichkeit. Eine Kritik der reinen Empfindung.

Ernst Thiele: Das Christenthum — die Religion der Entarteten und Unmündigen im Laufe der Jahrhunderte. Nur für freie Geister. Beide Bücher im „Verlag für Literatur, Kunst und Musik" (Leipzig).

Alexander Heilmeyer: Die Plastik seit Beginn des 19. Jahrhunderts. Mit 4 Abbildungen. Sammlung Göschen. Bd. 321. Preis geb. Mk. 0.80.

Uhde-Mappe, herausgegeben vom Kunstwart. Verlag von Georg D. W. Callwey (München). Preis 10 Mk.

Am 22. Mai beging Fritz von Uhde seinen 60. Geburtstag — der deutschesten einer unter den neuen Künstlern. Deutsch nicht nur wegen der Modelle, mehr noch durch die Art, sie zu durchgeistigen. Die Uhde-Mappe, die der Kunstwart hiermit seinen Freunden vorlegt, bildet nach Umfang und Ausstattung ein Seitenstück zu der im vorigen Jahre erschienenen Liebermann-Mappe. Doch ist es diesmal möglich gewesen, außer 23 einfarbigen Einzelblättern, zahlreichen Textillustrationen und Sambergers Uhde-Bildniß auch noch 5 farbige Reproductionen unmittelbar nach Originalen Uhdes aufzunehmen. Für diese farbigen Vervielfältigungen sind nicht figurenreiche, große Gemälde gewählt worden, bei denen in Folge der nothwendigen Reduction des Formates zu viel verloren gehen könnte, sondern besonders geeignete kleinere Werke. Die Mappe enthält folgende Blätter: Schularbeiten; Drei Mädchen im Garten; Der Wächter des Hauses; Vor dem Hause; Pferdeschwemme in Gauting. Diese fünf farbig. — Die heilige Nacht, 1. Fassung und 2. Fassung; Lasset die Kindlein zu mir kommen; Die Jünger von Emmaus; Komm Herr Jesu, sei unser Gast; Die Kinderstube; Die Verkündigung an die Hirten; Die Bergpredigt. — Ferner in etwas kleinerem Format: Die große Schwester; Die beiden Schwestern; Kind als Engel; Bekümmert; Christus als Tröster; Noli me tangere; Flucht nach Egypten; In der Dämmerung; 2 Ausschnitte aus „Lasset die Kindlein zu mir kommen"; Das Kind mit zwei Puppen; Haideprinzeßchen; Die heilige Familie; Am Morgen; Auf dem Heimwege. Alle Blätter sind auf weißen, büttenpapierartigen Carton aufgeklebt. Die Mappe bemüht sich überhaupt, aus dem Intimen heraus die Größe Uhdes verstehen zu lassen, nicht nur als einen unsrer besten Impressionisten, sondern auch als den besten Kinderschilderer unter unsern Malern, als einen religiösen Künstler, als einen „Entdecker des Adeligen im Alltag und Erheber des Unscheinbaren ins Adelsreich". Die Mappe ist als eine Ehrung des Meisters gedacht, an dem unser Volk viel gut zu machen hat.

Georg D. W. Callwey.

Eine andere sehr hübsche Uhde-Publication hat die „Freie Lehrervereinigung für Kunstpflege" durch Alexander Troll im Verlage von Jos. Scholz (Mainz) zu dem Festtage erscheinen lassen: ein Heft mit 19 Reproductionen nach Gemälden Uhdes. Das Fritz v. Uhde betitelte Heft kostet Mk. 1. H.

Digitized by Google

# Empfehlenswerte Bäder, Hotels, Heilanstalten und Sommerfrischen.

**AHLBECK** auf Insel Usedom.

Unmittelbar am Strand von Hochwald umgeben. Täglich Schnellzug- und Dampfer-Verbindung von und nach Berlin 3½ Stunden. Damen-, Herren- und Familienbad. Elektrisches Licht, Konzerte, Theater, Réunions.
Saison 1. Juni bis Ende September.

**Dresden,** Hôtel Bellevue.

Weltbekanntes, vornehmes Haus in unvergleichlich herrlicher Lage an der Elbe u. Opernplatz. **Privat-Badezimmer, Auto-Garrage.** **R. Ronnefeld,** Direktor.

**Hirschberg** i. Schlesien, Bahnhofstrasse 10/11.
**Hotel Drei Berge.**
Altrenommiertes, größtes Hotel I. Ranges am Platze. Im Geschäftszentrum gleich neben dem Postamt gelegen. Omnibus stets an der Bahn. Straßenbahnhaltestelle.
**Auskunftei über Riesengebirgstouren.**

**Bad Kissingen** idealer Kuraufenthalt.
**Bergschlösschen.**
:: Logis und Pension. ::
Vornehmes Haus, einzig schön am Altenberg, unweit der Quellen und Bäder, mit Restaurant Schweizerhäuschen. **J. Th. Schmitt,** Besitzer.

**Kolberg** Dr. Lücke's Kuranstalt
See- und Soolbad Uhlenhorst.
Elektr. Licht und Zentralheizung. Das ganze Jahr geöffnet Aufnahme von Erholungsbedürftigen. **Kinder guter Kreise** mit Familienanschluss, eventl. Unterricht. Behandlung von Frauenleiden chir. und orthopäd. Erkrankungen, eigenes orthopädisches Institut.

**Malente-Gremsmühlen**
inmitten der **Ost-Holsteinschen Schweiz.** Herrlicher Sommeraufenthalt für Erholungsbedürftige. Prächtige Buchen- und Tannenwälder umschließen träumerische Seen.
Komfortable Hotels und Pensionen.

**Misdroy,** unmittelbar am Strande,
umgeben von Hochwald u. Bergen. Vorzügl. Einrichtungen für Kur- und Unterhaltung. Seebrücke, reger Schiffsverkehr. Tägl. 4 Schnellzüge von und nach Berlin. Bevorzugt als Erholungsort für Familien.

Sanatorium Oberwaid ü. d. Bodensee
Schweiz Prospekt frei
Nervenleiden

**Sellin** auf Rügen.
**Kurhaus Sellin**
früher: **Hotel Fürst Wilhelm.** Grösstes Haus am Platze, mit eigener Canalisations-Anlage und Wasserleitung. Direkt im Buchenwald, vor der grossen Landungsbrücke gelegen. Eigene Conditorei im Hause. Zimmer mit vollständiger Pension zu mäßigen Preisen.
Fernspr. No. 1. **Joh. Müller,** Besitzer.

## Otto Boenicke

*Hoflieferant Sr. Majestät des Kaisers u. Königs*
*Berlin W. 8, Französische Straße 21*

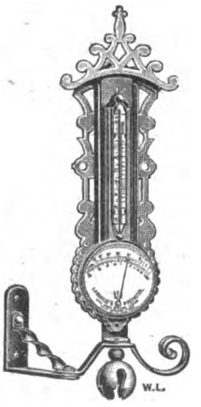
*empfiehlt sein reichhaltiges Lager von*
*selbst importierten Havana-Cigarren*
*in der Preislage von Mk. 80 bis Mk. 4600 das Tausend*
*„der berühmtesten Marken".*
*Proben werden von jeder Cigarre gern abgegeben und zum Millepreise berechnet.*
*Preisbücher über importierte Cigarren und über in*
*Deutschland gearbeitete Cigarren*
*in der Preislage von Mk. 18 bis Mk. 340 das Tausend, sowie über*
*Cigaretten, Rauchtabake usw.*
*kostenfrei.*

SCHREIBMASCHINE
mit sichtbarer Schrift
„Continental"
Erstklassiges Fabrikat
Generalvertreter:
**Franz Kaiser,** Berlin W. 8. Friedrichstr. 197.

GRATIS durch die Photohändler:
**„Agfa"-Preisliste 1908**
mit nebenstehender Titelzeichnung, 16 Seiten Text über:
**„Agfa"-**
- Platten
- Films
- Cassetten
- Entwickler
- Spezialitäten

**„Isolar"**
- Platten u. Films
- (Name geschützt)

## Original Lambrecht's Polymeter



Man verlange Gratis-Drucksache Nr. 18.
Prämiert 1907: Berlin, Dresden u. Zürich.

beantwortet die Fragen:
**Gewitter? — Hagel? — Nachtfrost? — Heiteres oder trübes Wetter? — Frost- oder Tauwetter? — Schnee oder Regen?**
Es führt uns ein in die Natur und vertieft uns in die Wissenschaft der **Wetterkunde.** Siehe Broschüre „Die Vorherbestimmung des Wetters mittels des Hygrometers" von Dr. A. Troska. Das Polymeter ist zugleich der Feuchtigkeitsmesser, welcher für Zimmerluftprüfungen in Frage kommt. Siehe Broschüre „Gesunde Luft" von Dr. Fleischer.

**Warnung!** Jedes Instrument muss mit der Bezeichnung „Lambrecht" versehen sein. Andere wertlose und in der äusseren Form nachgeahmte Instrumente weise man zurück, da sie auf Täuschung berechnet sind. **Es gibt keinen Ersatz für Original Lambrecht's gesetzlich geschützte Instrumente.**

**Bis jetzt über 60000 Stück im Gebrauch.**

**Wilh. Lambrecht, Göttingen.**
Gegründet 1859. (Georgia Augusta.)
Inhaber des Ordens für Kunst und Wissenschaft, der grossen goldenen und versch. anderer Staatsmedaillen. Ehrendiplom, Gold. Fortschritts-Medaillen Wien 1906.
Generalvertrieb für die Schweiz, Italien und die österreichischen Alpenländer durch:
**C. A. Ulbrich & Co. in Zürich.**


Digitized by Google

# Antiquitäten.

Antike Eichen-geschnitzte

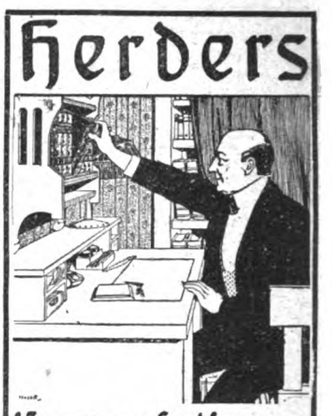
## Möbel

Stollenschränke, Anrichten,
Baldachin-Truhenbänke u. s. f.

**Ausserordentlich preiswert**

Lieferant an
Kunstgewerbe-Museen u. s. f.

**Hugo Klein,**
**Dresden-A.,** Bankstrasse 10.




Keine Nachnahme! Erst prüfen!
Oran[illegible]blüten-
**Honig!!**
übertrifft jeden Honig der Welt. Garant. absolut naturr. Bienenprodukt!
Begeist. Lob von Honigkennern!
*10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.
**Kusche & Martin, Malaga**
Spanien (Deutsche Firma)

**Die grosse Kanzlei.**
Ein Wiener Advokatenroman
von
**Sabinus.**
6. Aufl. M. 2.—.
**Herm. Walther,**
Verlagsbuchhandlung, G.m.b.H.
**Berlin W. 30.**

Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:
**HARMONIUMS**
m. wundervollem Orgelton, v. 78 M. an.
Illustrierte Pracht-Kataloge gratis.
**Aloys Maier,** Hoflieferant, **Fulda.**
Prospekte auch über den **neuen**
**Harmonium-Spiel-Apparat**
(Preis m Notenheft v. 270 Stücken **nur 30 M.**) mit dem jedermann ohne Notenkenntnis sof. 4stimm. Harmonium spielen kann.

*Die Buch- und Kunsthandlung*
*M. Lilienthal,*
*Berlin N.W. 7, Friedrichstrasse 101*
*erlaubt sich auf ihre Verkaufsausstellung von*
*Originalen*
*Heinrich Zille's*
*(Feder-, Kreide-, Buntstiftzeichnungen, Radierungen) aufmerksam zu machen.*

***Aussergewöhnlich wohlfeiles Angebot!***
*Auswahlsendungen stehen auf Wunsch zu Diensten.*
*Über Zille vergl. auch Nr. 17 der „Gegenwart": „Heinrich Zille, ein Berliner Maler".*

Drucksachen über:
**Weck's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel**
kostenlos durch:
**J. Weck,** Ges. m. b. Haftung,
Oefingen, A. Säckingen (Baden).
Man verlange nur
**Weck's Originalfabrikate**
**Ueberall Verkaufsstellen.**


Verantwortl. Redacteur: Dr. Adolf Halborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Für den Inseratentheil verantwortlich: Georg Macher, Berlin W. 35, Steglitzer Straße 8.
Max Hesses Verlag in Leipzig. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 22. Berlin, den 30. Mai 1908. 37. Jahrgang. Band 73.

INDIANA UNIV. LIBRARY JUN 18 1908

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Max Hesses Verlag in Leipzig. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 4gespaltene Petitzeile 50 Pf.

**Inhalt:**

Der zweite Hau-Proceß. Von Justizrath Dr. L. Fuld (Mainz). — Das Reisen und die moderne Bildung. Von Prof. Dr. Ed. Heyck (Berlin). (Schluß.) — Raumschach. Von Dr. Ferdinand Maack (Hamburg). — Versprechen und Verlesen. Von Dr. med. Alb. Liebmann (Berlin). — Hofjuden. Skizze von Dr. Max Pollaczek (Berlin). — Französische und deutsche Kaufhäuser. Von Arthur Neißer (Paris). — Die fünfzehnte Ausstellung der Berliner Secession. Von Hermann Abeking (Berlin). II. — Dämmerungen. Von Otto Pick (Prag). — Auf der Mensur. Eine Erinnerung von Conrector B. Denecke (Barth). — Aus den Berliner Theatern. Von Dr. O. Anwand und Dr. Adolf Heilborn. — Notizen. — Anzeigen.

### Der zweite Hau-Proceß.

Von Justizrath Dr. L. Fuld (Mainz).

In Frankreich befaßt man sich ernsthaft — so weit von einer ernsthaften Behandlung einer Angelegenheit in der französischen Tagespresse überhaupt die Rede sein kann — seitens der tonangebenden Presse mit der Frage, ob eine Krisis in der Liebe zur Zeit bestehe. Es ist amüsant, die verschiedenen Ansichten zu vernehmen und zu würdigen, die über diese für Frankreich gewiß sehr wichtige Frage in mehr oder minder geistreicher Form geäußert worden sind. In Deutschland brauchen wir uns darüber den Kopf nicht zu zerbrechen: eine Krise der Liebe besteht bei uns nicht, auch dann nicht, wenn die Geheimlisten der Münchener und Berliner Polizeibehörden über die Homosexuellen noch bedeutend größer sein sollten, als sie vielleicht sind. Dagegen würden würden wir recht wohl daran thun, uns mit der wohl nicht minder wichtigen Frage zu befassen, ob eine Krisis in der Rechtspflege, insbesondere in der Strafrechtspflege bestehe. Wer möchte auf diese Frage mit einem vorbehaltlosen Nein antworten; wer möchte behaupten, daß es nicht wahr sei, wenn vor Allem in den juristischen Kreisen mit tiefstem Bedauern darüber Klage geführt werden muß, daß das vormals so feste Gefüge der Strafrechtspflege bedenkliche Risse zeigt, daß es da und dort brüchig geworden ist? Und wer möchte vor Allem die These verfechten, daß die Strafrechtspflege heute noch durchaus im Einklang mit den Bedürfnissen der Zeit steht? Sensationelle Strafverhandlungen lösen einander ab; ist der eine Proceß im Norden erledigt, so sorgt der unmittelbar folgende im Süden dafür, daß ein hochzuverehrendes Publicum bei dem Frühstück auf seine Rechnung kommt. Und glaubt man wirklich, daß die Sensation zu Ende sei — es ist eine Täuschung gewesen: die eine Strafverhandlung erzeugt eine neue, und was im Hochsommer in tagelangen Verhandlungen dargelegt worden ist, — es muß im Frühling nochmals behandelt werden. Dem ersten Proceß gegen Carl Hau haben die weitesten Kreise größte Aufmerksamkeit geschenkt, nicht nur in Deutschland, sondern auch in den Vereinigten Staaten von Amerika. Letzteres erklärte sich wohl aus dem Umstand, daß Hau längere Jahre in der transoceanischen Republik gelebt hat; denn lediglich aus psychologischem Interesse beschäftigt man sich sonst nicht so eingehend in den Vereinigten Staaten mit einem ausländischen Strafproceß, auch nicht dann, wenn es sich um einen Mord handelt. Worin eigentlich die Ursache der großen Anziehungskraft zu suchen ist, die der Hau-Proceß ausübte, kann zweifelhaft sein. Glänzende Publicisten haben sich mit ihm befaßt, es sei nur an Harden und Lindau erinnert, um zwei Darstellungen zu bezeichnen, die einander extrem gegenüber stehen. Haben sie den Grund dieser Anziehungskraft festgestellt, haben sie es verstanden, eine ausreichende Erklärung dafür zu geben, daß eine im Allgemeinen doch so ruhige und jeder Ausschreitung ebenso wie jedem leidenschaftlichen Aufwallen widerstrebende Bevölkerung, wie die der Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe, in leidenschaftlichster Weise für den von der Geschwornenbank schuldig gesprochenen Mann Partei nahm? Vermochten sie es zu erklären, daß diese Bevölkerung durch Anwendung militärischer Macht verhindert werden mußte, sich an der ihr verhaßten Schwägerin des Verurtheilten zu vergreifen? Schwerlich. Ist es die Persönlichkeit des Verurtheilten, die diesen Reizeffect auslöste, ist es der Umstand, daß die Verurtheilung auf einem Indicienbeweis beruhte, oder ist es das psychologische Dunkel, das in Bezug auf das Motiv vorhanden war und noch vorhanden ist? Es wäre an sich verlockend, eine eingehende Antwort hierauf zu geben, sie würde vielleicht auch für den Völkerpsychologen nicht werthlos sein, der sich mit der Entwicklung des Lebens der Volksseele befaßt und den Einfluß der Massensuggestion zu würdigen weiß. Nicht ganz das gleiche Interesse hat der zweite Hau-Proceß hervorgerufen. Der zweite Hau-Proceß! Wohlgemerkt, es handelte sich nicht um eine im Wiederaufnahmeverfahren durchgeführte Wiederholung des Processes, in dem Karl Hau sich vor dem Gericht wegen Mordes zu verantworten hatte, sondern formell um etwas ganz Anderes, um eine Anklage wegen Beleidigung, wegen Beleidigung der Olga Molitor, wegen einer Beleidigung so schwer, wie sie nur je einem Weibe und einer Tochter zugefügt worden ist. Und da erleben wir nun das Merkwürdige. Ein rechtskräftiges Urtheil liegt vor, das Karl Hau wegen Mordes seiner Schwiegermutter zum Tode verurtheilt hat; hätte der Landesherr die Gnade nicht walten lassen — sein Leib war dem Henker verfallen, und das Fallbeil hätte seinen Kopf längst von dem Rumpfe getrennt. Das einzige Mittel, dieses Urtheil, das die Rechtskraft erlangt hat, zu beseitigen, das einzige Mittel nachzuweisen, daß die Geschworenen sich geirrt und einen Unschuldigen zum Tode verurtheilt haben, bot und bietet das Wiederaufnahmeverfahren. Das Wiederaufnahme-

Digitized by Google

verfahren hat nicht stattgefunden und wird nicht stattfinden, und doch hat man in elftägigen, vielstündigen Verhandlungen die Mordaffaire noch einmal bis in die kleinsten Einzelheiten behandelt, hat man das Verhalten aller Personen, die vor und nach der That irgendwie damit in Verbindung gebracht werden konnten, unter die schärfste Lupe genommen, und dies Alles nicht in einem Proceß gegen Karl Hau, sondern in einem Verfahren, in dem es sich um die Beleidigung der Olga Molitor handelte! Zu Beginn der Verhandlungen wurde von dem Vertreter der Dame dagegen Verwahrung eingelegt, daß man den dem Angeklagten zustehenden Entlastungsbeweis zu einem mittelbaren Wiederaufnahmeverfahren benützen wolle. Mit jedem weitern Tage der Verhandlung, mit jedem weitern Zeugenverhör trat aber deutlicher hervor, daß man es in der That mit einer Wiederholung des früheren Processes zu thun hatte. Formell kein Wiederaufnahmeverfahren, materiell ein Wiederaufnahmeverfahren, dies ist die Beurtheilung, die unter juristischem Gesichtspunkte dem neuen Proceß gegenüber zutrifft. Und darin liegt das überaus Bedenkliche; die Autorität der rechtskräftig entschiedenen Sache verträgt sich nur mit dem formellen Wiederaufnahmeverfahren. Gestatten wir die mittelbare Wiederaufnahme, wenn auch unter einer ganz anderen Flagge, so bleibt von dem Grundsatz der Autorität der rechtskräftig entschiedenen Sache nicht mehr viel übrig. Und an diesem Grundsatze, der Jahrhunderte hindurch als Grundpfeiler der Strafrechtspflege galt, soll doch noch festgehalten werden? Oder glaubt man, daß es mit der Rechtssicherheit zu vereinbaren sei, ihn zu beseitigen? An den Bedenken, die sich unter diesem Gesichtspunkte ergeben, muß auch dann festgehalten werden, wenn man volles Verständniß für die Gründe hat, die den Vorsitzenden veranlaßten, der Beweiserhebung den weitesten Spielraum zu lassen und zahlreiche Fragen zu gestatten, die an sich zurückgewiesen werden konnten, ohne daß die Angeklagten berechtigt gewesen wären, sich wegen Beeinträchtigung ihrer Vertheidigung zu beschweren.

Betrachtet man das durch die ermüdenden Verhandlungen zusammengestellte Material nicht unter dem Gesichtspunkte des Snobismus, auch nicht unter dem Gesichtspunkt der sensationslüsternen Männer und Frauen, die mit gierigem Auge die spaltenlangen Berichte überfliegen in der Hoffnung, daß vielleicht doch Etwas festgestellt würde, was die sexuelle Neugierde befriedigen könnte, so muß als vor Allem beachtenswerth der Einfluß der Massensuggestion bezeichnet werden. Wie wenig wir uns auf die Zuverlässigkeit von Zeugenaussagen insbesondere dann verlassen können, wenn mit fast elementarer Gewalt die Massensuggestion sich geltend macht, wissen wir nicht erst seit neuester Zeit; es darf aber wohl behauptet werden, daß wenig Strafprocesse geeignet sind, in solchem Maße als Schulbeispiele gewissermaßen für die Unzuverlässigkeit von Zeugenaussagen zu dienen wie der zweite Hau-Proceß. Und auf Grund solcher Aussagen muß eine junge Dame, der man Nichts vorwerfen kann, weder als Tochter, noch als Schwester, noch als Weib, es sei denn, daß sie für ihre Lectüre andere Bücher wählt, als die Romane der Familienblätter, sich in vieltägigen Verhandlungen wieder und wieder gegen den schlimmsten Verdacht vertheidigen, muß sie immer erneut versichern, daß sie der Schwester nicht das Herz ihres Mannes gestohlen, nicht die Mutter getödtet habe! Da tritt eine Zeugin auf, sie will zuerst gesehen haben, daß Olga Molitor mit Karl Hau im Garten spazieren ging und ihren Schwager küßte, sie will ganz genau wissen, daß die Dame ein blauseidenes Kleid dabei trug. Nun besitzt aber Olga Molitor überhaupt kein blauseidenes Kleid! Darauf schränkt die Zeugin ihre Aussage ein: nicht sie selbst hat die Garten- und Kußscene wahrgenommen, der Diener hat ihr das erzählt. Der Diener wird vorgerufen, er hat niemals der Zeugin erzählt, daß Olga Molitor ihren Schwager im Garten geküßt hat. Und nun erklärt die Zeugin, die Beiden seien so nahe aneinander gegangen, daß sie angenommen habe, sie hätten sich geküßt! Will man ein beweiskräftigeres Beispiel für den Einfluß der Massensuggestion, einen besseren Beitrag zu der Psychologie der Glaubwürdigkeit oder vielmehr Unglaubwürdigkeit der Zeugenaussagen? Es kommt hierbei allerdings noch ein weiteres Moment in Betracht, auf das Lombroso einmal aufmerksam gemacht hat, der Haß des Weibes gegen das Weib. Es waren nicht die Männer, die schon während des ersten Hau-Processes Olga Molitor beargwöhnten und verdächtigten, sondern die Frauen, auch dies ist ja in dem zweiten Proceß ausdrücklich festgestellt worden. Die Massensuggestion wirkt auf den Mann, sie wirkt aber, eben vermöge dieses Umstandes, in noch ungleich höherem Maße auf das Weib, und wir brauchen uns nicht zu wundern, wenn innerhalb eines Milieus, das viele Monate hindurch diesem suggestiven Einfluß ausgesetzt war, dann Aussagen unter Eid gemacht werden, bei welchen der an objective Kritik Gewöhnte sich an den Kopf greift und erstaunt fragt, ob er wache oder träume, ob er wirklich im 20. Jahrhundert lebe! Die Strafrechtspflege hat keine Mittel, diejenigen, die über das Begehen einer strafbaren Handlung Auskunft geben sollen, von Beginn des Processes an zu isoliren und hierdurch diesem verhängnißvollen Einfluß zu entziehen; sie kann dies um so weniger, als die suggerirende Wirkung der Presse eine ganz enorme ist. Aber das kann die Strafrechtspflege allerdings, daß sie dafür sorgt, daß die Psychologie den Zeugenaussagen mit der nothwendigen Kritik gewürdigt wird. Das Studium der Psychologie ist für den Strafrichter längst nothwendig geworden, es ist heute unentbehrlich und dies nicht die am wenigsten bedeutsame Lehre, die wir dem Hau-Processe entnehmen müssen. Denn nur dann darf die Gefahr als beseitigt angesehen werden, daß Aussagen beachtet werden, die an den bekannten Vers erinnern:

In dem Lande der Chinesen
Bin ich zwar nicht selbst gewesen,
Aber ich hab Einen gekannt,
Der hat einen Andern gekannt,
Der wär beinahe dort gewesen.

* * *

Der Proceß ist beendet: die bedauernswerthe junge Dame, die viele Monate hindurch eine unerhörte seelische Tortur über sich ergehen lassen mußte, hat glänzende Genugthuung erhalten. Kein Verdachtsmoment ist an ihr haften geblieben, und mit vollem Recht hat das erkennende Gericht eine schwere Strafe wegen der gegen sie geschleuderten Beleidigung ausgesprochen. Die Strafe ist streng, aber wenn behauptet worden ist, das Volk habe kein Verständniß dafür, daß ein unbestrafter Redacteur wegen Beleidigung in das Gefängniß wandern müsse, so ist das Gegentheil richtig. Glücklicherweise hat das deutsche Volk volles Verständniß dafür, wenigstens in seiner übergroßen Mehrheit, daß der Ehre und nicht am wenigsten der weiblichen der nachdrücklichste Schutz zu Theil werde, und wir stellen mit Genugthuung fest, daß die Zeit der schwächlichen Reaction gegen die Ehrverletzung vorüber ist. Sorgen wir dafür, daß es so bleibe.

---

## Das Reisen und die moderne Bildung.

Von Prof. Dr. Ed. Heyck (Berlin).

(Schluß.)

So viel von der in vorhandene Fächer einrangirenden Bildung, die man besser nicht immer wie eine graue Brille vor die Augen setzt. Und das damit Angedeutete gilt von den Freuden der Reise überhaupt. Naiv sein, sehen wie ein Kind, das fremde Bilderbogen beschaut. So ehrlich, so wahr-

Digitized by Google

nehmend aufmerksam, so primär zurechtlegend, so unbefangen und nicht vorweg beschlagnahmt, wie das Kind anschaut. Nicht bloß alles große und kleine Menschliche, Wichtiges und Belustigendes, Schönes und Materielles, sondern die Landschaft auch. Denn auch ihr gegenüber ist der Gebildete in Gefahr zu meinen, er kenne sie ja schon — und dadurch oberflächlich zu sein. Kenne sie aus ungezählten Oswald Achenbachs, Rottmanns oder Segantinis, aus Bildern, Photos, aus Aquarellen, die, wie die Hildebrandtschen, um die ganze Erde gehen, aus Albums und Panoramen. Ich erinnere — bei dem Capitel des Reisens drängt die Erinnerung nun einmal persönlicher sich auf —, wie die erste Tropenküste, durch das Bullauge der Cabine im Frühlicht gesehen, mich „Aha, das Cigarrenkistenbild!" denken und ruhig eine Stunde weiter schlafen ließ. Schräge Cocospalmen, ein paar blättergedeckte Hütten darunter, und ein paar Schwarze. Und der Urwald wieder wirkt so einförmig, lähmend, erdrückend, daß man von anderer Seite her leicht glaubt, schon mit ihm fertig zu sein. Man braucht die naive starke Kraft, wie die Kinder sie haben, um bis zu einem echteren Interesse vorzudringen, aus welcher gar nicht zu sagenden Mannigfaltigkeit, die kaum je zwei gleiche Bäume neben einander duldet, und die auf jeden Baum viel Dutzende der verschiedensten Mitleber häuft, sich diese grauhelle, schlank aufschießende, zur Sonne hinaufkämpfende Einförmigkeit zusammensetzt. Wer hier bewältigen, gebildet vorbereitet sein, gewußt haben will — als höchstens der Botaniker —, dessen Freude bleibt rettungslos verloren. Das Meer, die Wüste, das Maismeer im Alföld, die abertausend Schären von Gotenburg bis Christiania, das Sein und Schauen auf hohen Gipfeln im Winter in ätherreiner Luft hoch über dem Nebelmeer, — alle stärksten, dauerndsten, innerlich größten Eindrücke, die je die Seele von einer Reise heimgenommen hat, waren durch Ueberwältigung befreites sich Ueberlassen.

Es gehört eben heute im Zeitalter der Normalschule und der Vorlesungen viel Bildung und Selbstarbeit dazu, bis ein Menschenkind wieder es selber wird. Das ist die oberste Vorbereitung, die man auf Reisen mitnehmen kann. In sie aber fügt sich die einzelne Vorbildung dann ein, die man besitzt und weiter erwirbt: aus Naturkunde, Länderkunde, Geschichte, Volkswirthschaft, ästhetischen Begriffen und kunsthistorischen Daten. Und hier sind selbstverständlich Unerläßlichkeiten für die Bereicherung und Differenzirung des Genusses, der an sich in seiner Echtheit nicht von ihnen allein abhängt, sondern durch die Schiefheiten dieses Besitzes verwirrt werden kann. Man sollte Aegypten nicht sehen ohne jede unterscheidende Ahnung von den großen Entwicklungzügen in seiner viertausendjährigen vorchristlichen Cultur, Italien nicht, ohne davon zu wissen, wie die Römerzeit aus dem Urwaldlande ein gelichtetes Ackerland, aus dem Bauernlande weiterhin durch zunehmende Intensität des Lebens ein Land der von Bürgern bewohnten Städtchen und gärtnerischer Wirthschaft gemacht hat und machen mußte; man sollte der Kunst des Quattrocento nicht nachgehen, ohne von der philosophisch-dichterischen Tafelrunde der Medici, sollte die mit Unrecht so genannte Disputà des Raffael nicht schauen, ohne von der Mittelalterlehre des übersinnlichen Gottesstaates und seiner stellvertretenden Symbolisirung auf Erden zu wissen. Hierin in Allem ist des Rathens wie des Forderns überhaupt kein beschränkendes Maß; je mehr der Mensch in sich verarbeitet und vollzogen, wird er doppelt dessen froh und genießend werden, wenn die Reise ihn von Anschauung zu Anschauung, von bestätigender Deutung zu immer neuer trägt, und was hier zu sagen bleibt, ist nicht ein Versuch, die Möglichkeiten alle zu erwähnen, sondern die Mahnung nur, wie jeder Begriff von ihnen immer bescheidener machen muß.

Und dann kommt zur Vorbereitung das Nachverstehen. Denn die Reise steht ja erst am Anfang oder doch im Frühbeginn all dessen, was man von ihr hat, was man durch sie erwirbt. Sie selber ist zu guten Theilen oft Mühe, Aerger, Verdruß, Enttäuschung in Einzelnem, „heiße Luft und Durst dabei, Qual und Sorgen mancherlei," und sie giebt obendrein dem stark Empfindenden das eigenthümlich gesteigerte Gefühl der inneren Isolirung und Abgelöstheit, das durch den nettesten Freund und Reisegefährten nicht sogleich gemildert wird und für viele nie. Denn „wahrlich, Keiner ist weise, der nicht das Dunkel kennt, das unentrinnbar und leise von Allen ihn trennt" (Herm. Hesse). Die beste Freude einer Reise, die sich nicht auf Streifzüge in der Art der Vergnügungsdampfer und ihrer Gesellschaftsfahrten beschränken will, auf Spazierenfahren und gut Essen und Trinken, so wie mans auch daheim kann, mit etwas Stimmungszusatz von großer Welt, vornehmen fremden Badeorten, prächtigen Panoramen à la Genua und Neapel, von Effecten und Rekorden, wie Mitternachtsonne und Pyramidenerklimmung — wann wird die Drahtseilbahn vom Menahouse auf die Cheopspyramide kommen? — die beste Freude wird immer die Erinnerung unserer Erlebnisse sein und ihre Verarbeitung in dauernden Gewinn. Es giebt dafür kaum ein schöneres, eindrücklicheres Vorbild, schwerlich ein für uns Andere literarisch werthvoller gewordenes als das von Viktor Hehn. Seine jungen Briefe von der ersten Reise seines Sehnens (posthum herausgegeben als Reisebilder aus Italien und Frankreich, Stuttgart 1894), dieser erste Stimmungsniederschlag voll Anschauung, Unmittelbarkeit und Poesie, durchwoben von persönlichster lyrischer Feinempfindlichkeit, die unser Mitgefühl für ihn in allen Schwingungen hinreißt; — und später dann das aus so starker und feiner, ganz originaler Anschauung im Verein mit früh begründeter und immer weiter geklärter, beherrschender Kenntniß geborene Buch „Italien, Ansichten und Streiflichter", nämlich über Land und Boden, Vegetation, Thierwelt, Landschaft, Architektur und Gärten, die Menschen, das italische Volk, die Sprache. Es ist ja das schönste und reichste und reifste Buch, das außer dem nothwendigen Baedeker — über dessen erfüllungstreue, umfassende und in ihrer Art feinsinnige Verdienstlichkeit jedes Wort unnütz ist, wobei dann auch wieder „Meyer" an Lob nicht zu kurz kommen soll — und Jakob Burckhardts Büchern der Vorbereitung auf Italien dienen kann. So gehört es ja auch schon zu den berühmtesten schönen Büchern der deutschen Sprache; nämlich seit Hehn gestorben ist, der persönlich ja das Schicksal der meisten Derer getheilt hat, die allzu gute, nicht gleich im Tageslärm zu würdigende Bücher geschrieben.

Denkt man dann immer an Goethe als einen der größten Erzieher zum Reisen, so darf daneben in seiner ganz anderen und wieder so verwandten Art Bismarck heute nicht mehr ungenannt, nicht mehr als Virtuose des Reisens ungekannt sein. Ein Virtuose, dessen in Allem hauptsächlichstes Wesen sich freilich nicht ablernen und nachmachen läßt: die Terribilità, wie man zur Zeit der Renaissance sagte, das Temperament mit der machtvollen Stärke im Erfassen und im drängend lebendigen Assoziiren. Aber der uns lehrt durch die Unmittelbarkeit seiner Eindrucksempfänglichkeit, seinen feinen starken Impressionismus — längst ehe die Welt dieses Wort kannte —, einen solchen ohne Müdigkeit, ohne selbstgenügsame Sinnenzärtelei, durch sein sicheres Weiter- und Hinausgelangen von unabgelenktem Eindruck zu überlegener Bewußtheit. Dieselbe Fähigkeit, die sein wichtigstes Wesen als Staatsmann ausmacht, macht Bismarck zu dem vorbildlichen Reisenden: diese Fähigkeit, die ganz starke, unmittelbare, echte Empfindung sich nicht abzuschwächen und zu verwirren durch die gleichfalls bei geeignetem Anlaß erstaunlich vorhandene Kenntniß. Welch letztere er als Reisender natürlich nicht in allen Fällen mitbringt; dann stehen in seinen Briefen großartig wirkungsvoll „nur" als Bilder diese starken Impressionen da. So gelegentlich, wie er das Tieflandsbild des durcheilten Holland der Gattin malt, die ihn immer, indem er ihr schildert, aufs intimste begleiten

Digitized by Google

muß, oder in den berühmt genug gewordenen Schilderungen seiner unvermutheten Ungarnfahrt — aus der Zeit von 1852, wo es noch die Ungarnromantik gab. Aber er ist nun eben doch kein Zeichner, kein Maler, der sein Davonbringen abzielend in eine Willensrichtung zusammendrängt, er ist der Reisende in seiner umfassendsten Absicht. Und da nun ist es wundervoll zu beobachten, wie sicher und bald er entweder die Harmonie herstellt zwischen einer mitgebrachten, zu Wissen vereinzelten Vorstellung und dem gewöhnlich ja so sehr abweichenden Eindruck, der dann auf den Reisenden trifft; oder in anderem, unvorbereitetem Falle, wie unglaublich schnell er sich geschickte Handgriffe des persönlichen Verstehens, des vorläufigen, so doch nicht des oberflächlichen, verschafft. Bis in so nutzlose und entbehrliche Sprachen, wie das Magyarische, hinein.

Auch das kennzeichnet ja den „geborenen Reisenden" — wenn man diesen Ausdruck nicht grotesk finden will —, dieses kurzfertige, geschickte Umspringen mit der fremden Sprache, und dann: das Vergnügen daran, an der Sprachbeherrschung überhaupt, die bei Bismarck eine sehr ausgebreitete ist und aus den eifrig ausgenützten Mußestunden seiner vorpolitischen Jahre herrührt. Diese Sprachlust aber wieder entspringt aus dem Weltgefühl oder, wenn man will, Welteroberungsgefühl, worin doch ein höchster Genuß und Reiz des Reisens besteht, über alle am einzelnen Tage gewonnene Anregung, Anschauung und Bereicherung hinweg.

Von dem Sprachbedarf auf Reisen, gerade dem auf den Standpunkt des deutschen Reisenden anzuwendenden, ist oben schon gesprochen worden. Erschöpfend konnte das nicht sein, deswegen nicht, weil hierüber die Erfahrungen nicht an einer Stelle gesammelt und dadurch für Auskunft und Herübernahme zugänglich gemacht worden sind. Auch deßwegen nicht erschöpfend und maßgeblich, weil gerade augenblicklich in der Geltung der Sprachen eine lebendige Verschiebung zu unseren Gunsten stattfindet. Theilweise durch die außerordentliche, sowohl intensive wie extensive Zunahme des deutschen Globetrotterwesens, das fast überall schon ähnlich so viele, guten Theils sogar reichlich so viel deutsche als englische und amerikanische Touristen antreffen läßt; theilweise aber auch, hiervon unabhängig, durch das zunehmende moderne Begehren des Auslandes nach deutscher Sprachkenntniß. Schon der Verfasser jener aus persönlichem Ueberblick zusammengetragenen Aufstellung wüßte sofort Nachträge zu ihr. Zum Beispiel, daß man in Holland auch allein mit Hochdeutsch sehr gut „durchkommen" würde und daß es zwar bequem, aber doch von anderem Standpunkt aus eine rechte Thorheit ist, in Flandern, welches den größten und vor allem wichtigsten Theil von Belgien ausmacht, als Deutscher das Französische zu sprechen, dessen sich das Flamenthum mit so zielbewußtem Nachdruck — nicht etwa politisch, sondern volklich zielbewußt — erwehrt, weil es ihm etwas im Innersten Entgegengesetztes und Landfremdes ist.

Nun handelt es sich allerdings bei dem richtigen Reisenden nicht darum, wie weit er mit Deutsch kommt, sondern darum, wie er möglichst als freier unbeengter Herr seiner Situation auch in sprachlicher Beziehung reist. Dies ist eine so wichtige Frage, daß ich sie mit dem höchsten Nachdruck betone; hiervon hängt Unzähliges ab, im Praktischen und Einzelnen, und man darf es auch für das Allgemeine aussprechen, daß der ganze Genuß, der ganze Reichthum der Reise erst jenseits der nicht mehr gefühlten Hemmungen durch Sprachliches beginnt. Diese Souveränität als Reisender sollte sich also, soweit es ihm möglich ist, ein Jeder verschaffen und sich nicht durch kleinlich engen deutschen Standpunkt darin behindern lassen, ebenso wenig aber durch unnöthigen und schiefen Respect vor der fremden Sprache und den Anforderungen, die sie stellt. Es gehört nämlich zu dieser „Souveränität", die ja nicht die Sprachsicherheit des Berlitz-Schullehrers sein und Prüfungsaufsätze schreiben will, gar nicht so übermäßig viel. Französisch und Englisch freilich, wenn man es überhaupt sprechen, wenigstens mit gebildeten Menschen sprechen will, muß man dann auch können, sonst spielt man vor sich selber eine sehr unbefriedigende Rolle. Aber mit den übrigen Sprachen liegt es doch schon anders. Wohlgemerkt, ich spreche nicht von Leuten, die etwa in Florenz oder Rom längere Zeit leben wollen; thun sie das, so sollten sie zu ihrem eigenen Nutzen und Genuß auch bis zur Fähigkeit der guten Conversation richtig und gründlich Italienisch lernen. Ich habe hier vom Reisenden zu sprechen. Widmet er sich einem Lande besonders, so soll er auch da wieder sprachlich auf festen Füßen stehen. Aber fällt Jenes weg, so lohnt Letzteres nicht überall und ist nicht unerläßlich genug. Jenes Gefühl der Souveränität kann auch schon — ich sage es auf die Gefahr hin, von Pedanten für einen Anwalt der Flüchtigkeit gehalten zu werden — mit recht gelinder Anstrengung erworben werden. Zum Beispiel: in Ungarn versteht und spricht Alles, was in Betracht kommt, Deutsch. Magyaren, Rumänen, Kroaten, Slowaken selber untereinander verständigen sich am leichtesten auf Deutsch. Andererseits kann man in die Lage kommen, auch als sehr guter Deutscher dem Magyaren bezeugen zu wollen, daß man keine absichtliche Nichtachtung für seine unbestreitbaren volklichen guten Seiten und für sein stolzes nationales Selbstgefühl hat; man braucht das ja nicht in einer Weise zu thun, die ein klägliches Verhalten gegen unsere deutsche Selbstachtung oder gegen unsere vielen deutschen Volksgenossen in Ungarn und Siebenbürgen ist. Und wieder kann man in die Lage kommen, ihm einmal kurz aber kräftig gerade mit seinem eigenen Idiom, das er hören muß, Bescheid sagen zu wollen. Da hat man dann mit zwei Dutzend richtig verstandener und gebrauchter Wendungen schon einen hübschen Bestand. Es ist für den weiter vordringenden Touristen dort zu Lande doch manchmal angenehmer, eine der Situation angemessene Unterhaltung mit einem „Köszönöm" oder „Jó napot" überhaupt zu ermöglichen und sie dann unbefangen deutsch nach Bedarf fortzusetzen, als in gegenseitiger Feindseligkeit wer weiß wie lange dem Herrn mit der patriotischen grünrothen Tulpe am Rockaufschlag gegenüber zu sitzen. Auch den von vornherein nicht übelwollenden Bauern, Rumänen, Kroaten und so weiter gegenüber ist zu sagen: man verständigt sich schließlich immer mit Zeichen und Sprachbrocken, man muß nur machen, daß sie eben standhalten und nicht gleich weglaufen, und dafür reichen die üblichsten paar Worte zum Anfangen aus.

Dies gilt für alle Länder. In Italien empfiehlt es sich dann noch, sich möglichst die Fingerzeichen zu eigen zu machen, womit die Einheimischen verneinen und ähnlich sich Wiederholendes ausdrücken. Es befreit fast mit einem Schlage von lästiger Beharrlichkeit. Wie weit man sich mit derartigen sprachlichen Hors d'œuvre versorgt, hängt natürlich ganz von den Umständen ab. Aber man geniere sich nicht zu radebrechen. Man hat das als Deutscher nicht nöthig, dem schon Anderes zugetraut wird, als daß er tadellos eine entlegene Sprache spricht. Den Leuten imponirt es mehr, wenn sie sehen, wie man geschickt durchkommt, ohne daß man materiellen Anlaß gehabt hat, die Sprache zu lernen, also ohne daß man besondere Geschäfte in ihrem Lande verfolgt. Als alter Länderfahrer wird man ja auch subjektiv gegen die vielen Grammatiken allmählich gleichgültiger. Einen Bruchtheil und gewissermaßen „das Allgemeine" beherrscht man, etwas hat man sich eingeprägt, das Meiste thut der Umstand, daß man eben im Lande ist. Man hat die Firmenschilder, Plakate, öffentlichen Verweisungen, die Speisekarten, die Zeitungen, alles das in der betreffenden lebendigen Sprache um sich, das trägt Einen mit. Man spricht ja auch viel leichter und flotter die gelernten Sprachen, Französisch, Italienisch, Englisch, wenn man dort im Lande ist, als wenn man sie unvermuthet mitten aus dem Deutschen heraus daheim sprechen soll. So geht es denn mit ungelernten Idiomen bald ganz gut, wenn

Digitized by Google

man das Land um sich und dazu nur etwas Sprachsinn hat, wenn man mit Augen und Ohren aufpaßt und die Zeitungen in der Landessprache liest — sie blasen ja alle dieselbe Melodie, so daß man nur auf das Instrument zu achten braucht. Soll uns unsere ewige gebildete Schulangst denn unfindiger und verlegener machen als den wandernden Handwerksburschen? Denn die Sprache ist in allen den Fällen, die hier gemeint sind, ja nur ein Mittel zum Zweck. Und der alte Fehler, an dem die Deutschen leiden, ist es, Sprache mit Bildung zu verwechseln. Aber es ist ein überaus angenehmes und sicheres Gefühl im fremden Lande, mit Jedermann im Bedarfsfalle zur Noth sprechen zu können. Und es liegt für den, der wirklich „Land und Leute" kennen lernen will, ein großer Vortheil und Reiz darin, es öfter zu thun, selbstverständlich unter Vermeidung alles Lächerlichen und Anbiedernden. Die Sprache thut uns erst die Pforten völlig auf. Was man aber sonst als Mensch mitbringt, an zu Eigenthum erworbener Bildung, das ist es, wonach sich die innere Frucht der Reise wieder bestimmt.*)

---

## Raumschach.

### Ein neues, dreidimensionales Schachspiel.

Von Dr. Ferdinand Maack (Hamburg).

Die Zeitungen bringen jetzt täglich Berichte und Betrachtungen über die großartigen Erfolge, welche in Deutschland und im Ausland mit lenkbaren Luftschiffen erzielt werden. Und jüngst wurde bekannt, daß das deutsche Unterseeboot bei Helgoland untergetaucht und nach einer Fahrt um Dänemark herum erst im Kieler Hafen wieder aufgetaucht sei. Mit anderen Worten: die moderne Strategie hat nunmehr den ganzen Raum, alle drei Dimensionen, erobert. In Zukunft werden die Schlachten also nicht mehr bloß auf der Oberfläche des Landes und Wassers geschlagen und entschieden, sondern feindliche Angriffe und Abwehren erfolgen auch von oben aus der Höhe und von unten aus der Tiefe.

Uebrigens nehmen wir auf allen möglichen Gebieten, praktischen und theoretischen, die Ausnutzung des dreidimensionalen Raums wahr. Bald handelt es sich z. B. um einen fünfzigstöckigen Wolkenkratzer, um Untertunnelungen, um Untergrund- und Hochbahnen; bald um theoretische Vorstellungen über den dreidimensionalen Aufbau der Atome, um Raumchemie. Kurz, überall wo Bewegungen im Spiel sind — Bewegungen von Atomen, Steinen, Menschen, Fahrzeugen, Himmelskörpern u. s. w. — strebt man darnach, den sich bewegenden Dingen die maximale Freiheit, die größte Bewegungsmöglichkeit zu gestatten, resp. die Dinge unter diesem Gesichtspunkte zu betrachten. Unser Raum hat nun einmal drei Dimensionen und nicht bloß zwei. Und diese drei sucht man eben in ihrer Gesammtheit zu beherrschen und zu verwerten. Bei solchem Vorhaben handelt es sich also nicht um bei den Haaren herbeigezogene künstliche Complicirungen des Bisherigen, sondern um die natürlichste Completirung, welche sich denken läßt; eine Completirung, welche da, wo sie noch nicht statthat, schleunigst in logisch-konsequenter Weise eintreten muß.

Also der Zukunftskrieg beherrscht den gesammten Raum.

Ein Abbild des Krieges ist nun das Schachspiel. Es wird sogar überliefert, daß viele große Feldherren alter und neuer Zeit an ihm ihre strategischen Vorstudien gemacht und ihre Schlachtpläne geschmiedet haben. Zwei Heere stehen einander gegenüber, die „Weißen" und die „Schwarzen". Die Aufgabe ist, den feindlichen König gefangen zu nehmen, ihn matt zu setzen.

Zu diesem Zwecke erfolgten bisher die Angriffe von vorne und von hinten, von rechts und von links; kurz, in der Fläche. Das Schachspiel ist eben ein „Brettspiel". Soll aber die Analogie mit dem Kriege aufrecht erhalten werden, dann muß schon aus diesem Grunde das Spielterrain von der zweiten auf die dritte Dimension ausgedehnt werden. Das ist ein natürliches Postulat des Fortschritts, der Entwicklung! Denn wie die Menschen nicht stille stehen, und ihre Erfindungen nicht ruhen, so dürfen es auch ihre Spiele nicht; zumal wenn es sich um das „königliche" Spiel, um das Schach handelt. Die Spiele halten stets gleichen Schritt mit der Cultur.

Auf diese Weise entsteht nun statt eines Schachbrettes von $8 \times 8 = 64$ quadratischen Feldern ein Schachraum von $8 \times 8 \times 8 = 512$ cubischen Feldern oder kleinen Würfeln. Jetzt kann auch von oben und unten angegriffen, vertheidigt, gekämpft und mattgesetzt werden. Das Schach-Raumspiel ist um so viel vollkommener als das Schach-Brettspiel, wie ein dreidimensionaler Cubus vollkommener ist als ein zweidimensionales Quadrat. Und Niemand wird leugnen können, daß hier thatsächlich ein relativer Vollkommenheitsgrad vorliegt!

Aber auch abgesehen von der Analogie mit dem Kriege, war es hohe Zeit, dem Schach als dem Bewegungsspiel par excellence das Maximum an Raum, das uns zu Gebote steht, d. h. die dritte Dimension zu ermöglichen.

Nun wird es nämlich erst begreiflich, was oft behauptet, aber niemals verstanden und bewiesen werden konnte, daß das Schach mehr als ein Spiel sei, daß es der Ausdruck einer uralten Raumwissenschaft ist.

Die Erfinder des Schachs, die alten indischen Weisen, bewahrten ihre mathematischen Kenntnisse als ein esoterisches Geheimniß, als ein Mysterium, dem sie gleichwohl in dem vulgären Schachspiel ein exoterisches Gewand gaben. Auf ähnliche Weise sind uns mathematisch-naturwissenschaftliche Kenntnisse der Alten in der Construction der Pyramiden, des salomonischen Tempels, der israelitischen Bundeslade u. s. w. überliefert worden. Jene mathematische Geheimwissenschaft, die sich auf den gesammten Raum erstreckt, konnte natürlich nicht entschleiert werden, solange die Schachwissenschaft sich nicht vom Brett emanzipirte. Denn etwas Dreidimensionales läßt sich mit zweidimensionalen Hülfsmitteln nicht fassen. Aus dem Schatten eines Körpers kann man nur ganz ungenügende Rückschlüsse auf seine wirklichen Formen und Eigenschaften machen. Dies ist jetzt anders geworden.

Das Schachraumspiel bietet uns jetzt ein Forschungsinstrument für dynamische und kinetische Functionen, welche den Schachsteinen vor Alters beigelegt worden sind. Das „Urschach" — so lautet unsere Hypothese — war dreidimensional. Das gebräuchliche zweidimensionale Schachbrettspiel ist vom Urschach nur eine Ableitung, eine Projection auf die Fläche, eine zweidimensionale „Volksausgabe". Alle Gesetze des Brettspiels sind nichts weiter als künstliche Surrogate für natürliche Verhältnisse des Raumspiels. Damit ist Boden für eine genetische Schachwissenschaft gewonnen; eine causale Schachforschung ist geschaffen.

Was nun die praktische Handhabung des neuen Schachraumspiels betrifft, so kann an dieser Stelle nicht auf Einzelheiten eingegangen werden. Wir verweisen auf die fortlaufenden Publicationen im „Deutschen Wochenschach" (Potsdam, A. Steins Verlag) und auf die soeben erschienene „Anleitung zum Raumschach". Hier nur so viel:

Während man auf den 64 kleinen Quadraten des Brettspiels ja sehr gut spielen kann, geht dies innerhalb

*) Wir entnehmen diesen Beitrag mit gütiger Erlaubniß der „Deutschen Verlagsanstalt" (Stuttgart) dem eben erschienenen zweiten Bande des von Heyck herausgegebenen Prachtwerks „Moderne Cultur", auf das wir hier schon mehrfach empfehlend hingewiesen haben, und auf das noch in einer Gesammtwürdigung zurückzukommen sein wird.

Digitized by Google

der 512 kleinen Kuben des Raumspiels weniger gut. Statt $8 \times 64$ Würfelfelder lagert man daher besser 8 Schachbretter etagenförmig so übereinander, daß zwischen ihnen genügend Platz zur Aufstellung, Bewegung und Uebersicht der Schachfiguren bleibt. Aber theoretisch muß man stets dessen eingedenk sein, daß jeder Schachstein eigentlich innerhalb eines kleinen Würfels sich befindet, auf dessen bloßer Basis er in der Praxis des Spiels steht.

Ihren Cubus kann eine Schachfigur nun entweder durch dessen 6 Flächen verlassen — das thut der Thurm; oder durch die 12 Kanten — so zieht der Läufer; oder durch die 8 Ecken — so bewegt sich der Springer. Jedem der drei stereometrischen Elemente des Würfelfeldes (Fläche, Kante, Ecke) entspricht also ein Offizier! Darnach macht also der Springer im Raum nicht die bekannten winkeligen Züge oder „Sprünge", und sollte hier wieder „Roß" oder „Pferd" heißen. Beim Raumschach „springt" der Springer nicht, sondern „zieht" geradeaus durch die Ecken, und zwar soweit er will oder kann. Die Springer-Sprünge auf dem Brett sind eben nur Surrogate für die Eckzüge des Raums, weil die Quadrate auf dem Brett ja keine dreidimensionalen „Ecken" haben, sondern nur „Winkel", denen die Kanten des Feldcubus entsprechen. (Man kann natürlich übereinkommen, die „Sprünge" auch auf den Raum zu übertragen. Alsdann stellt das Bewegungssystem des Springers die Form eines abgestumpften Oktaëders dar. Der Springer repräsentirt somit den Typus der dynamischen Convergenz im Raum; während der Läufer, dessen 12 Kraftstrahlen nach allen Richtungen auseinander gehen, der Typus der dynamischen Divergenz ist. Fügen wir hinzu, daß der Turm die drei senkrecht zueinander stehenden Coordinatenaxen des Raums repräsentirt, so bekommt man schon eine Ahnung von der schachlichen Raumwissenschaft!)

Die Functionen aller drei genannten Offiziere vereinigt nun die Königin in sich und zwar für beliebig viele Schritte; der König desgleichen, jedoch nur für einen Schritt. (Etwaige Springer-Sprünge gehen nicht mit auf König und Königin über.) Die Bauern ziehen durch Flächen (à la Thurm) und schlagen durch Kanten (à la Läufer), je einen Schritt. Sie verwandeln sich in Offiziere auf den letzten Linien sämmtlicher acht Ebenen. Die Rochade („Sprung" des Königs) ist verboten. Denn alles „Springen" ist ein surrogatives Flächen-Manöver. Der König rettet sich leicht, indem er eine Ebene höher oder tiefer geht.

Das Schachraumspiel wird also mit denselben typischen Figuren gehandhabt wie das gebräuchliche Schachbrettspiel. Nur eine zweite Bauernreihe über den Offizieren („Oberbauern") wird als Schutzwehr gegen Angriffe von oben noch hinzugefügt. Im Ganzen sind also $2 \times 24 = 48$ Schachsteine nothwendig. Die Aufstellung der Figuren erfolgt in der bekannten Weise auf der untersten Ebene als „Operationsbasis". Jedoch kann man dazu auch eine mittlere Ebene wählen. Im letzteren Fall müssen dann noch je 8 weitere „Unterbauern" unter den Offizieren zum Schutz gegen Angriffe von unten stehen. Die Spielregeln sind im Allgemeinen dieselben wie beim Brettspiel.

So viel über die Grundzüge des Cubik-Schachs, das zum ersten Mal auf dem jüngst verflossenen „Internationalen Schachmeister-Turnier" in Karlsbad vorgeführt wurde, wo es lebhaftes Interesse erweckte.

Zum Schluß sei nur noch darauf hingewiesen, daß das Raumschach, das sich nach Ueberwindung der anfänglichen Schwierigkeiten glatt spielen läßt, sich ebenso vorzüglich eignet für das Schachaufgabenwesen, für das Problem-Schach wie für das Parthie-Schach. Es ermöglicht die überraschendsten und interessantesten Combinationen, ästhetisch wirkende Positionen von formvollendeter, geradezu plastischer Schönheit.

Somit darf die Hoffnung ausgesprochen werden, daß nicht nur die theoretische Schachwissenschaft wesentlich durch das Raumschachspiel gefördert werden wird, sondern daß auch dem praktischen Schachleben und der Schachwelt überhaupt durch das dreidimensionale Schachspiel viele neue Freunde und Forscher zugeführt werden. Denn hier giebt es für Jeden noch viel zu thun. Das Raumschach steht erst im Anfang seiner Entwicklung. Man denke nur an die Fixirung der Spieleröffnungen, der Endspiele u. s. w. Das Raumschach erheischt eine völlig andere Tactik und Strategie als das Brettschach, und nichts wäre verkehrter als Gesetze und Erfahrungen der Fläche auf den Raum übertragen zu wollen! Was kürzlich die englische „Tribüne" angesichts der lenkbaren Militärluftschiffe angsterfüllt ausführte, gilt auch für die „Machologie" (Lasker) des Schachspiels: „Die ganze (geographische) Lage Englands ist verändert", hieß es daselbst. „Es ist nicht länger eine durch das Meer von seinen möglichen Feinden (zweidimensional) getrennte Insel, sondern ein Land, das mit einer, aller Welt offenen Verkehrsstraße seinen nächsten Feinden (dreidimensional) offen liegt. ... Die große Lehre, die der Stratege aus den jüngsten Fahrten der Luftschiffe ziehen muß, ist, daß das ganze System der Vertheidigung eines Landes plötzlich veraltet worden ist. Die natürlichen Grenzen von Bergen, Flüssen und Seen sind unter den neuen Bedingungen ebenso nutzlos geworden wie die große chinesische Mauer. Bisher war der allgemeine Plan von Vertheidigungswerken ein vertikaler Wall; jetzt findet man plötzlich, daß die Vertheidigungswerke (auch) horizontal sein müssen. Das zwanzigste Jahrhundert wird Mittel finden gegen die neue Gefahr." So wird auch der Schachstratege Mittel und Wege finden, Angriffe von oben und unten correct einzuleiten und abzuschlagen, um dadurch sein „Spiel" noch interessanter und noch spannender zu machen, als es ohnehin schon ist.

Bisher hielt man das Schachspiel nach uns bekannter tausendjähriger Entwicklung für nunmehr „vollendet" und keiner Steigerung mehr fähig. Das war ein Irrthum! Das königliche Spiel hat durch viele Jahrhunderte die Geister gefesselt. Schon das ist ein Beweis, daß es mit dem Schach eine eigenthümliche Bewandtniß haben muß. So ist es auch. Aber man wußte nicht genau, wo das Geheimniß steckte, noch weniger, wie ihm beizukommen, wie das „Schachproblem" zu lösen war. Wie es scheint, sind wir jetzt auf dem richtigen Wege.

---

## Versprechen und Verlesen.

Von Dr. med. Alb. Liebmann (Berlin).

Es ist merkwürdig, daß auch da, wo der Mensch ein regelloses Spiel des „Zufalls" voraussetzt, alles nach festen strengen Gesetzen geschieht. Nichts scheint doch willkürlicher als das Versprechen und Verlesen. Hier scheint ein souveräner „Zufall" die festgefügte Ordnung des Wortes und des Satzes in ein wildes Chaos zu zerbrechen. Nichts desto weniger bindet des Gesetzes strenge Fessel auch so „zufällige" Vorkommnisse wie das Versprechen und Verlesen.

Jeder Mensch verspricht sich zuweilen, besonders, wenn er ermüdet, zerstreut oder erregt ist. Mitunter handelt es sich um ein Symptom von Nervosität oder beginnender Geistesstörung. Es giebt auch eine Sprachstörung, bei der sich das Versprechen häufig findet, nämlich das sogenannte Poltern. Der Polterer spricht gewohnheitsgemäß zu hastig. Er ist entweder ein begabter Mensch, der so schnell denkt, daß die Zunge diesem Schwall von Worten nicht gewachsen ist; oder seine Gedanken arbeiten so langsam, daß er immer erst nach längerer Ueberlegung das Richtige findet und dann,

Digitized by Google

im Drange die verlorene Zeit einzuholen, die Worte in wilder Hast herausstößt. In beiden Fällen leidet die Sprache durch das schnelle Tempo. Die Articulation wird dadurch undeutlich und verwaschen. Silben und Laute werden verschluckt und viele Worte werden nur in fragmentarischer Weise angedeutet. Dazu kommt ein fortwährendes „Versprechen", das wie ein neckischer Kobold mit den wenigen verständlichen Worten des Polterers sein tolles schalkhaftes Spiel treibt.

Im Allgemeinen kümmert man sich um das Versprechen nicht viel. Es ist recht seltsam, wie selbst grobe Wortentstellungen dem Ohre des Zuhörers oft verborgen bleiben. Aber die Rede huscht so schnell vorüber, und wir sind so gewöhnt, aus wenigen markanten Stichworten uns den Sinn der Rede skizzenhaft zu construiren, daß wir es oft gar nicht bemerken, wenn Details durch Versprechen verwischt werden. Richtet man freilich seine Aufmerksamkeit auf das Versprechen, so ist man erstaunt, wie außerordentlich häufig dies Phänomen ist. Nur dann pflegt das Versprechen dem naiven Hörer offenbar zu werden, wenn aus den entstellten Worten eine groteske Komik herausklingt, oder wenn sie uns einen blitzartigen Einblick in geheime Nebengedanken des Sprechers gestatten.

Das Versprechen resultirt nämlich entweder aus den wirklich ausgesprochenen Worten durch Auslassen, Vertauschen, Vorklang oder Nachklang von Silben und Lauten; oder es begleiten abschweifende Gedanken unsere Rede, und es steigt plötzlich zu unsrer eigenen Ueberraschung aus dieser Unterströmung ein Wort in die Rede hinauf, sie mehr oder weniger verstümmelnd.

Einige Beispiele werden diese Gesetze des Versprechens erläutern:

„Zangen flümmelten heraus" (Flammen züngelten heraus). „Der zanich kog mit seinem schlangen nabel dem Wolf den Knochen heraus" (Der Kranich zog mit seinem langen Schnabel dem Wolf den Knochen heraus). „Der alte witz frohnte in Potsdam" (Der alte Fritz wohnte in Potsdam.) — In diesen Fällen entsteht das Versprechen dadurch, daß Silben und Laute aufeinander folgender Worte mit einander vertauscht werden, wobei mitunter auch Laute ausgelassen werden. Häufig jedoch wird, wie in den folgenden Beispielen ein Laut oder eine Silbe in ein anderes Wort vorausgenommen oder klingt in einem späteren Wort wieder, während das dominirende Wort unverändert bleibt.

Beispiele: „Der Fürst war einmaul auf der Jagd" (einmal). „Ein Schäfer fand eine schlaue blaue Blume" (schöne). „Der Ritter lötete die Schlange" (tödtete). „Ein Gewitter stand am Hammel" (Himmel). „Die Fahrt mit dem Dampfschimpf (Dampfschiff) dauerte sieben Sonate (Monate).

Diese Arten des Versprechens treten gern bei zusammengesetzten oder Fremdwörtern ein und haben dann oft die Gepflogenheit, durch Correcturen immer toller zu werden: z. B. constantinopipopopolipotanisch (constantinopolitanisch), polpuplupopulär (populär).

Beim sogenannten Poltern verspricht sich der Redner in Folge der großen Hast fortwährend, so daß die einzelnen Silben der aufeinander folgenden Worte wie Schneeflocken durcheinander wirbeln. Beispiele: „Friedri, Pröni von Kreußen, Kröni von Preußen, König von Preußen, marschier du Böhmen. Er reitete einen Husarfizier Husarenfozier Husarenunterfizier Husarenunteroffizier vorau und mechs sechs Mann" (er ritt mit einem Husarenunteroffizier und sechs Mann voraus). Sehr pikant sind oft diejenigen Fälle von Versprechen, bei denen das revolutionirende Wort gar nicht in die Rede hineingehört, sondern aus den unterirdischen Gedankengängen des Redners stammt. Meist wird dann das Opfer des Versprechens ein solches Wort, das eine gewisse Aehnlichkeit mit dem „unterirdischen" Worte hat.

Beispiele: „Der fliegende Holländer ist nicht so populär wie der Wannhäuser (Redner meint „Tannhäuser", denkt aber dabei an „Wagner"). „An dieser Indecenz ‚schweinterte' das Stück". (Der Redner will sagen „scheiterte", denkt aber an „Schwein".) Ein Hausherr begrüßt besonders werthe Gäste mit den Worten: „Endlich ist mein Lieblingspunsch erfüllt —" (Er meint „Lieblingswunsch", denkt aber schon an den schönen Punsch, den er bereitet hat).

Dieselben Gesetze wie für das Versprechen gelten auch für das Verlesen.

---

## Hofjuden.

Skizze von Dr. Max Pollaczek (Berlin).

Noch heute hält fast jeder Besitzer eines größeren Gutes in Galizien und Russisch-Polen einen „Factor", d. h. einen Privat-Commissionär, der dem Eigenthümer und seiner Gattin alle Besorgungen abnimmt und vor Allem auch Geldgeschäfte für ihn vermittelt. Dieser Factor, der regelmäßig Jude ist, verkauft die Ernte und schafft für die Gnädige ein neues Clavier an, er sucht einen Pächter für die dem Gut gehörige Schänke und eine Jagdflinte für den Sohn des Hauses. Daß er dabei nicht zu kurz kommt, ist selbstverständlich. Seine Thätigkeit und die Auffassung, die er davon hat, schildert am besten folgende Anekdote. Ein polnischer Edelmann ertheilt seinem Factor den Auftrag, ein paar Teckel für ihn zu kaufen und weist ihm fünfzig Gulden dafür an. Der Factor erklärt sich bereit, den Auftrag zu übernehmen, behauptet aber gute Teckel unter siebzig Gulden nicht beschaffen zu können. Nach längerem Hin und Her wird der Mehrbetrag bewilligt, der Factor geht, an der Thür aber dreht er sich um und fragt: „Können der Herr Graf mir nicht sagen, was Teckel eigentlich sind?"

Der Factor ist eben eine Figur, die das Bild der „polnischen Wirthschaft" vervollständigt. Eine solche herrschte aber früher, zumal nach dem dreißigjährigen Kriege an vielen deutschen Höfen und die Folge davon war, daß diese Höfe auch ihre Factoren, ihre Hofjuden halten. An sich nur ein gewandter und williger Vermittler für alle möglichen sauberen und unsauberen Geschäfte, wurde er mitunter aus einem Werkzeuge seines Gebieters zu seines und des Landes Herrn und oft zu des Landes Geißel. Nur da, wo er einem überlegenen Herrscherwillen gegenüber stand, richtete er keinen Schaden an, ja konnte durch seine vielfachen Beziehungen und seine geschäftliche Regsamkeit unter Umständen von Nutzen sein oder doch nichts Anderes und Schlimmeres thun, als sich bereichern.

Am bekanntesten ist im Volke, wohl durch Hauff, „Jud' Süß" geworden. Er hat es aber so nichtsnutzig getrieben, daß er auch ohne des Dichters Hinzuthun lange im Gedächtniß der Menschen gelebt hätte. Ob er rein jüdischer Abstammung war, ist nicht erwiesen, s. Zt. galt als sein Vater jener berüchtigte österreichische Feldmarschall von Heidersdorf, der im Jahre 1693 wegen der infamen Uebergabe von Heidelberg an die Franzosen cassirt wurde. Der junge Joseph Levi Süß Oppenheimer kam früh von Heidelberg weg, tummelte sich in der Welt herum und widmete sich einem reichen Gewinn abwerfenden Geschäft, das damals aufkam, er übernahm Armeelieferungen. Prinz Eugen, der edle Ritter, übertrug sie ihm und vor Belgrad war es, wo Carl Alexander von Württemberg ihn kennen lernte. Er nahm ihn mit nach Stuttgart und hier machte der Hofagent Oppenheimer seine bekannte Carriere. Nicht nur weil er immer wieder Geld herbeizuschaffen wußte, sondern auch, weil er sich am Besten in des Herren Humor zu schicken gewußt, „sich die eine Viertelstunde ausschimpfen lassen und hernach doch gleich wieder präsentirt habe." Carl Alexander war ein schwacher und Süß ein

Digitized by Google

energischer und dabei sehr gewandter Mensch, der über elegante Manieren verfügte und den Cavalier, wie er damals verstanden wurde, zu spielen wußte. Wie er, allerdings mit Wissen und Wollen seines Herrn das Land aussaugte und dabei für sich selbst Schätze sammelte und seinen Lüsten fröhnte, ist oftmals geschildert worden. Als Geheimer Finanzrath war er die Seele des Ministeriums und beherrschte Alles. Er errichtete ein Gratial-Amt, in dem die Staatsämter an den Meistbietenden verkauft wurden, was übrigens in den großen geistlichen Territorien am Rhein auch gang und gäbe war, er monopolisirte die verschiedensten Erwerbszweige, darunter sogar die Schornsteinfegerei und trieb auf eigene Hand Wucher. Bei seinem Treiben hatte er genug Gehilfen, aber der tiefe Ingrimm des Volkes richtete sich vor Allem gegen ihn und sie kamen denn auch, als sie 1737 nach dem Tode des Herzogs verhaftet worden waren, glimpflich davon, Süß aber wurde bekanntlich am 4. Februar 1738 an einem roth angestrichenen Galgen gehängt.

Er hatte ein ähnliches, wenn auch nicht ganz so grausames und jedenfalls verdientes Schicksal erlitten, wie sein Vorgänger in Brandenburg, der Münzmeister Lippold. Lippold war als armer Teufel unter Joachim II. nach Berlin gekommen und hatte als Arzt und Kammerdiener Anstellung gefunden. Da sich der Prager Jude anstellig zeigte, besonders im Herbeischaffen von Geld, dessen der prachtliebende Kurfürst viel brauchte, wurde er Münzmeister. Er schaffte aber nicht allein Joachim Geld, sondern auch anderen Herren, indem er auf Pfänder lieh und furchtbar hohe Zinsen nahm. Natürlich erregte dies bei den Bewucherten Erbitterung und dieser Erbitterung erlag er beim Regierungsantritt Johann Georgs. Er wurde eingesperrt, des Zaubers und der Vergiftung Joachims angeklagt. Letztere Beschuldigung war nicht minder unsinnig als die erstere, denn ihm konnte der Tod des ihm günstig gesinnten Herrn nur Schaden bringen. Aber auf mehrfacher Tortur gestand er endlich Alles und so wurde er endlich verurtheilt und 1573 mit glühenden Zangen gezwickt, gerädert und geviertheilt. In seinem Vermögen hatten sich an zwölftausend werthvolle Pfänder und eine berechtigte Forderung an den Kurfürsten befunden, aber Alles bis auf etwa 1000 Gulden fraß der Proceß und mittellos wurde die Familie des Gerichteten zum Lande hinausgetrieben.

So schlimm erging es keinem seiner Nachfolger mehr. In den sechziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts genoß Israel Aaron des Großen Kurfürsten Gunst, insbesondere weil er zur Zeit der Noth bedeutende Vorschüsse geleistet und Armeelieferungen zur Zufriedenheit Friedrich Wilhelms ausgeführt hatte. Dieser Zufriedenheit verdankten es denn auch die Juden, daß sie 1671 wieder in das Land durften, aus dem man sie bei der Lippoldschen Katastrophe gejagt hatte. Noch besser stand sich unter König Friedrich I. der Hofjuwelier Joël Liebmann, der zu allen Stunden ungehinderten Zutritt zu dem Monarchen hatte. Er hinterließ seiner Witwe ein ungeheures Vermögen und was noch mehr ist, seinen Einfluß. Sie war dem Könige als auch seiner philosophischen Gemahlin genehm, denen sie Juwelen und andere kostbare Dinge um hohen Preis zu verhandeln wußte. Wenn sie auch nicht immer baares Geld erhielt, so wurde sie doch in anderer Weise schadlos gehalten, und so ging es ihr gut, bis der Soldatenkönig den Thron bestieg. Da wurde sie aus Berlin verwiesen. Markus Magnus, der Hofjude des bisherigen Kronprinzen stellte unter dem sparsamen Monarchen, dem tüchtigen Haushalter nichts Besonderes vor.

Um so größer war die Stellung, die einige Zeit vorher Samuel Oppenheimer in Wien eingenommen hatte. Die habsburgischen Herrscher waren ständig in Geldverlegenheit und nahmen Mittel, woher sie sie bekamen. „Anticipations-Vorschüsse auf irgend welche Gefälle waren an der Tagesordnung, und seit Leopold I. waren die Juden, die der Hofkammerpräsident Singendorf wieder ins Land gelassen hatte, daran vielfach betheiligt. Oppenheimer hielt sich, obgleich 1701 und 1706 seinetwegen große Tumulte entstanden und obgleich der Hofkanzler, Graf Stinsky, statt seiner den christlichen Banquier Schreyvogel vorzuschieben versuchte. Aber Oppenheimer blieb, weil sein Concurrent nicht so oft und so schnell Geld herbeizuschaffen verstand, wie er. Der Kaiser brauchte ihn, das zeigte sich besonders, als sein Factor während des Spanischen Erbfolgekrieges plötzlich Bankerott machte. Mit einem Male war des Kaisers Credit dahin und der Herrscher mußte durch allerlei, juristisch sehr bedenkliche Verordnungen zu Gunsten seines falliten Hoffactors eingreifen. 1706 hatte Oppenheimer schon wieder die Lieferungen für die Armee in Italien, die Remontirung der Cavallerie und kam so zu Kräften, daß ihm auch der zweite Tumult, bei dem er mit Mühe sein Leben rettete, nichts schadete.

Zeitgenossen Oppenheimers waren Berendt Lehmann und Jonas Meyer, die als Compagnons August dem Starken dienten. Lehmann negociirte 1697 den Verkauf Quedlinburgs an Brandenburg, wodurch die Mittel für die Krönung in Warschau aufgebracht wurden. Er besorgte die Anleihen für den Krieg mit Carl VII. und hat viel später dem Marschall von Sachsen das Geld für seine Unternehmungen geliefert. Im Jahre 1726 schrieb Moritz an seine Mutter, die Gräfin Aurora von Königsmark: „Der Jude Lehmann mag mein guter Freund bleiben. Es wird sich bald viel Gelegenheit finden, wo er mir dienen und seine Rechnung finden kann. Ich habe die Augen immer auf ihn gerichtet, als einen Mann, der sich auf große Geschäfte versteht."

Lehmann war mit Meyer, der 1700 aus Hamburg gekommen war, associirt und betrieb mit ihm in Dresden, im alten Postgebäude, in der Pirnaischen Gasse ein Bank- und Wechselgeschäft. Meyer machte mit den Damen des Hofes Juwelengeschäfte, führte den Titel Generalprorector und Hofagent und hielt ein so glänzendes Haus, daß sogar das Kurprinzenpaar einmal zu einem seiner Feste erschien. Zweifelsohne war er ein Kaufmann im höheren Style. Während der großen Theuerung in den Jahren 1719 und 1720 führte er aus Rußland und England Kornvorräthe nach Sachsen und verkaufte sie zu relativ billigem Preise. Der Andrang war so groß, daß mehrere Leute im Gewühl der Kauflustigen ums Leben kamen. Nach dem Tode Augusts des Starken sank aber sein Ansehen gewaltig.

Geldhandel im Großen, wie von Lehmann und Meyer wurde in Preußen erst unter Friedrich dem Großen betrieben. Neben den christlichen Firmen Splittgerber und Schütze traten besonders die Bankhäuser Daniel Itzig und Ephraim hervor. Itzig war ein kluger und für die damalige Zeit gebildeter Mann, der im Allgemeinen wohlgelitten war. Zwei seiner zwölf Kinder, Fanny und Cäcilie, heiratheten nach Wien und wurden dort die Baroninnen Arnstein und Eskeles, mit die ersten Vertreterinnen der gesellschaftlich eine Rolle spielenden haute finance. Der eigentliche Hofjude des großen Königs aber war Ephraim. Veitel, Chaim Ephraim stammte aus Holland, war häßlich und einäugig, aber so klug, daß Voltaire, der ihn zu geschäftlichen Transactionen benutzte, von ihm sagte: „Il est plus sage, que Moyse et a plus d'esprit, que Salomon." Bekannt ist, daß er im Auftrage Friedrichs im Siebenjährigen Kriege die Münzverschlechterung durchführte und das gute Gold und Silber der englischen Subsidien bedenklich streckte. Von den weißgesottenen Achtgroschenstücken sagte das Volk: „Von außen Friedrich, von innen Ephraim." Nach Beendigung des Krieges pachtete er die Berliner Gold- und Silber-Manufactur, die ein Monopol hatte. Er hatte schon von der Hofjüdin Liebmann, deren Erbtochter seine Mutter war, viel geerbt, nun wurde er noch reicher und baute sich das bekannte große Haus am Mühlendamm in Berlin, mit den Säulen des Jagdschlosses Hubertusburg, großen Monolithen. Es war eine Sehenswürdigkeit Berlins,

Digitized by Google

und selbst der große König besuchte ihn, legte ihm aber, überrascht von dem großen, zur Schau gestellten Reichthume, sofort eine Steuer für das Militärwaisenhaus auf. Seine Nachkommen haben sich unter dem Namen Ebers und Eberty vielfach mit angesehenen Familien verschwägert.

Ephraim war der letzte Hofjude alter Art und der erste Hofbanquier neuer Art. Die Rothschild, die man in ihren allerersten Anfängen auch zu den Hofjuden zählen könnte, wuchsen bald zur Welt beherrschenden Geldmacht heran und auch Cohn-Dessau war nicht im früheren Sinne Hofjude unseres alten Kaisers Wilhelm, sondern sein Hofbanquier. Unsere Monarchen brauchen im Allgemeinen keine Factoren, und die Hirsch, Cohn, Bleichröder werden nicht reich durch die Geschäfte mit den Souveränen, sondern durch die mit den Völkern.

---

## Französische und deutsche Kaufhäuser.

Von Arthur Neißer (Paris).

Alljährlich, wenn ich zur Sommerszeit die französische Hauptstadt am Abend verlasse und dann früh Morgens in Köln wieder deutschen Heimathsboden unter mir fühle, wenn dann die grauschwarzen Pariser Häuserfassaden den freundlich weiß in die Morgenluft hinauslachenden Gebäuden der deutschen Stadt gewichen sind — regt sich in mir der gleiche seltsame Gedanke: woher nur dieses gegensätzliche Gefühl stammen mag, das einen beim Anblick französischer und deutscher Städtebilder so deutlich beschleicht. Allerlei Worte abgestandenster Art, wie „Frankreich hat eben die ältere Cultur!“ oder „Die moderne französische bürgerliche Architektur kommt über eklektisches Tasten nicht hinaus!“ all diese Worte erklären mir diesen Eindruck doch nur recht unvollkommen. Nein! Es muß etwas, weit tiefer Liegendes, in der Völkerpsychologie selbst Begründetes sein, das diesen Unterschied bezeichnet. Es muß das mit der brausenden Hast, mit der gleichsam stets von einem Revolutionskrater unterminirten nervösen Erwerbsgierigkeit des französischen Volkes und mit der soliden, bürgerlich schlichten, ruhig-kaufmännischen Atmosphäre in Deutschland engstens zusammenhängen, und von diesem kaufmännisch-culturellen Standpunkt aus möchte ich hier einige ästhetische Unterschiede zwischen französischen und deutschen Kaufhäusern andeuten.

*

Unter dem französischen verstehe ich im Folgenden lediglich das Pariser Kaufhaus, da mir die Chronistenpflichten während der Saison bisher eine Studienreise durch Frankreich noch nicht ermöglicht haben. Unter den französischen Provinzstädten dürften übrigens wohl hier nur sehr wenige in Betracht kommen, höchstens vielleicht Lyon, als Centrale der Seidenindustrie, oder Bordeaux oder Nancy. „Kennen Sie Nancy nicht? O, da müssen Sie unbedingt einmal Ihre Fahrt unterbrechen. Nancy ist eine prächtige, vor Allem eine moderne Stadt! Wir haben schönere Kaufhäuser wie Paris!“ So rühmte mir einmal während einer Eisenbahnfahrt ein aus Nancy gebürtiger Kaufmann seine Heimathstadt. In der That macht diese Stadt schon vom Coupéfenster aus einen entschieden „neuen“ Eindruck und unterscheidet sich dadurch ersichtlich stärkstens von der Hauptstadt. Das ist ja das Charakteristische an Paris: dies stolze Prunken mit seinem Alter. Fährt der Deutsche zum ersten Mal im Eisenbahnzug durch die Vorstädte der französischen Capitale, sieht er zum ersten Male die Milliarden französischer Kaminrohre in den grauen Himmel starren, stürmen zum ersten Male die schreiend, schier blutig bunten, zahllosen, einander betäubenden, einander annullirenden Plakattafeln und Reclamen auf, über und unter den Häusern auf sein ordnungs- und sauberkeitsverwöhntes, deutsch-bürgerliches Ich ein, dann schwinden ihm schier die Sinne. „Wie?!“ fühlt er sich fast versucht, hinauszuschreien: „Wie?! Das ist die Hauptstadt Frankreichs, das die Centrale weltmännischer Eleganz und raffinirtesten Luxus? Wo sind denn die Paläste, die kleinen und großen Schlösser, wo die adligen Herrensitze, wo die Gärten, diese berühmten französischen Zauberparks, diese Paradiesgärten, die Frankreichs Könige aus dem Boden zauberten? Wo, in aller Welt, wo, inmitten dieses erstickend rauchgeschwärzten Gewimmels elendester Proletarierbaracken, kann Raum geblieben sein für die berühmten Pariser Kaufhäuser, für den „Louvre“, den „Bon Marché“, den „Printemps“, die „Belle Jardinière“; erscheinen einem diese nach Rosen und Jasmin und kosenden Veilchen duftenden Titel nicht schier wie eine Ironie?“ ... „Gemach, lieber Deutscher!“ mag dann wohl der eingefleischte Pariser antworten: „Paris ist ja auch im Grunde trotz aller aristokratisch-königlichen Tradition, trotz der Tünche von Eleganz, die wie eine versteinerte Kruste über der Capitale lagert, im tiefsten Kerne eine Proletarierstadt! Fahren Sie nur einmal Sonntags Nachmittags, wenn Sie etwa eines der berühmten Colonne-Concerte besuchen, durch die rue Montmartre, an den „Halles“ (Sie kennen ja die „Damen der Halle“, nicht wahr? „Mamsell Augot“ — ganz recht!) vorüber der rue Rivoli zu und Sie werden keine polizeilich geradlinigen, uniformirten Riesengitter, als Symbole der „Sonntagsruhe“ die sorgfältig überdeckten und arrangirten Schaufenster versperren sehen, sondern Sie werden kopfschüttelnd bemerken, wie sich eine schwarze, dichte Volksmenge neugierig, kauf- und handelslustig vor den Auslagen stößt und schiebt und drängt; bevor Sie Zeit haben, die architektonische Gestaltung des betreffenden Kaufhauses einer kritisch-ästhetischen Betrachtung zu unterziehen, werden Sie fast veranlaßt werden, von dem Thron Ihres wandelnden Aussichtsthurmes — dem Verdeck des Omnibusses! — herabzusteigen, werden von der fieberhaften Kauf-, zum Mindesten von der Schaulust des Pariser Volkes angesteckt werden und Sie werden dann vielleicht schon eher den geheimen Zusammenhang zwischen den „rauchgeschwärzten Fassaden“ und den Pariser Kaufhäusern verstehen!“ ...

*

Hierin beruht in der That vor allen Dingen der fundamentale Unterschied zwischen dem französischen und dem deutschen Kaufhause. Während das deutsche Waarenhaus in erster Linie ein prunkender Palast der Industrie, ein stolz seine Reichthümer zur Schau stellendes Wahrzeichen kaufmännischen Streberthums ist, während das deutsche Waarenhaus, — Typus Tietz, Wertheim, Oberpollinger, — ein „Wahrzeichen“ deutscher architektonischer Genialität und deutschen Kunstsinnes sind, sind die Pariser „Magasins“ wirklich fast lediglich „Waarenzeichen“ im wörtlichsten Sinne des Wortes. Der Fremde, der etwa in München den Centralbahnhof verläßt, und dessen Blick auf das prächtig in das Straßenbild vorgelagerte Haus gegenüber fällt, wird, selbst wenn er gar nicht einmal kurzsichtig ist, die schmalen discret in die Mauer hineingeheimnißten goldenen Firmenbuchstaben „HERMANN TIETZ“ völlig übersehen und wird den Dienstmann fragen: „Was ist denn das für ein schönes Museum da drüben!“ Mit breitem behaglichen, etwas spöttischem Grinsen wird der biedere Münchener antworten: „Dös is do ka Museum net! Kennen denn Sie den „Tietz“ net?“

Das ist es eben: vor lauter ästhetischer Sehnsucht, die moderne architektonische Bewegung auch der Waarenhausarchitektur dienstbar zu machen, vor lauter „deutlichem Betonen des Zweckdienlichen schon in der äußeren Gestaltung der Fassade“ — wie das Schlagwort in den Beschreibungen deutscher Kaufhäuser zu lauten pflegt — vergißt der deutsche Architekt, jedoch nicht etwa in Verkennung seiner Aufgabe, sondern in unwillkürlich richtiger Abschätzung des in Deutsch-

Digitized by Google

land eben Gott Lob noch immer herrschenden Uebergewichts ästhetischer über mercantile Interessen, fast völlig an die scharfe Herausarbeitung und Betonung des ebenerdigen „Magazins". Man kann in deutschen Städten überall die gleiche Wahrnehmung machen: das Publicum, auch die ausgesprochensten Modedamen „von echtem Pariser Chic", defilirt mit aufgerissenem Auge und Munde, voll scheuer Ehrfurcht vor den Auslagen vorüber, es bewundert die Schaufenster, als sei in leuchtenden Buchstaben angeschrieben: „Das Necken und Berühren der ausgestellten Modedamen ist strengstens verboten!" Es wird wohl heftig über den oder den „geschmackvollen Hut" discutirt, aber den Preis — so weit er überhaupt vermerkt ist! — findet man gewöhnlich enorm und horrend. Die Damen betreten dann den Palast durch die Pforte, die ein gravitätisch grüßender Portier öffnet, als gälte es, ein Heiligthum zu erschließen, und abermals geht man mit einem gewissen Zaudern an das Kaufen. Ich will ja nicht gerade behaupten, daß die Kauflust in den deutschen Waarenhäusern bedeutend geringer ist, als in den französischen „Magasins". Aber man überlegt und sucht und feilscht eben länger im soliden Deutschland, als im luxuslüsternen Paris!...

*

Wir kommen hier zu einem weiteren fundamentalen Unterschiede zwischen den beiden Waarenhaustypen, der in einem Element ganz besonderer Art seine tiefste Ursache hat, nämlich in dem Klima der beiden Länder. In Paris ists bekanntlich fast das ganze Jahr hindurch „ewiger Frühling". Wir erleben mitten im Winter häufig Tage, in denen ein warmer Wind weht und eine Sonne so fröhlich und wärmegebend und heiter auf die Freudenstadt herabstrahlt, als zeigte der Kalender den Wonnemonat Mai und nicht December oder Januar. Mit diesem milden Klima hängt es nun zusammen, daß in den Pariser „Magasins" das Hauptgeschäft, auch im Winter, in dem Verkauf der auf der Straße selbst, vor den weit in den Bürgersteig vorgelagerten Verkaufsständen sich in überaus lebhafter Weise entwickelt und concentrirt. Der ehrwürdige „Louvre" sogar macht hiervon keine Ausnahme, und der „Printemps", das erst vor wenigen Jahren renovirte Kaufhaus der Pariser Aristokratie, im vornehmsten Viertel der Stadt, nächst der Oper belegen, hat eine stolze Front am Boulevard Haußmann völlig dem Straßenverkauf eingeräumt. Die immer eilige, nervöse, kauflüchtige Pariserin hat weder Zeit noch Lust, ihr mehr oder weniger kleines Lackstiefelchen über so und so viel noch so prächtige Treppen zu bemühen. Sie läßt ihr Coupé oder Auto halten — in langer, langer Reihe warten Nachmittags zwischen 3 und 7 Uhr die eleganten Gefährte in stolzer Excellenzvorzimmerruhe vor den Pariser „Magasins" — dann wird sie von einem der „Rayons"-Directoren empfangen — jeder dieser Herren macht mit seinem fest geschlossenen, tadellos geschnittenen Gehrock fast den Eindruck eines Diplomaten! — nach ihrem Begehr gefragt, und nun braucht Madame nur einen flüchtigen Streifblick über die übersichtlich gruppirten Schätze zu werfen, und bereits hat sie das Passende gefunden. Ists ein Hut oder Schleier, so hat die Galanterie des Pariserś für einen fein geschliffenen Spiegel gesorgt, in dem Madame ihr stets holdes Gesicht, ihren Kopf auf die erforderliche Chic-Harmonie hin prüfen kann. Natürlich sind es neben den Luxusgegenständen vor Allem auch die „Soldes", die im Preise zurückgesetzten Waaren, die für den Straßenverkauf berechnet sind, und das „Volk", in allen Spielarten, die „midinette", wie die ehrsame „Bourgeoise", wie die weniger ehrsame, selbst gleichfalls bereits in ihren Ansprüchen „reducirte" Kokotte wählen mit mehr oder weniger versteckter Resignation in den billigen Schätzen. Haben sie schließlich den Hut oder die „jupe" oder die Pelzboa ihrer Wahl gefunden und haben sie dann an einer der zahlreichen Straßencassen (im „Louvre" giebt es deren etliche hundert, die Innencassen natürlich inbegriffen!) mit Nickel und Kupfer die „ein oder zwei Francs 95 Centimes" (ein charakteristisches Lockmittel der Pariser Kaufleute, dieses Reduciren um ganze fünf Centimes, auf daß es „billiger" wird!), gezahlt — dann nehmen diese Frauen und Mädchen aus dem Volk nur ganz langsam und zaudernd für diesmal Abschied von ihrer Lieblingsstätte, und hie und da sah ich, wie ein wehmüthig-resignirter Blick neugierig in das Innere des „Magasins" spähte, wo es keine „reducirten" Waaren giebt, sondern nur die „dernières nouveautés", die den Geldköniginnen des „dernier chic" vorbehalten bleiben!...

*

Mit diesen Straßenauslagen hängt nun naturgemäß auch die architektonische Gestaltung des Pariser Kaufhauses zusammen. Etwa der „Printemps" oder Dufayels Palastfassaden ausgenommen sind fast alle diese Pariser Kaufhäuser nur Zinscasernen mit Läden. Nichts ist für diese Bauweise der Pariser Waarenhäuser charakteristischer als der sogenannte Neubau, den die „Galéries Lafayette" vor Kurzem an der Ecke des Boulevard Haußmann und der rue Chaussée-d'Antin errichten ließen. Die Firma besaß ehedem „nur" das Riesengrundstück an der gegenüberliegenden Ecke, sowie mehrere Läden in den, nachher für den Neubau zusammengekauften Nachbarhäusern am Boulevard Haußmann. Es sind das ganz landläufige, nüchterne Pariser Bürgerhäuser vom Durchschnittstyp der Boulevards, wie sie Haußmann seiner Zeit in Paris erbaut hatte. Von „Stil" ist bei diesen nüchternen Casernen fürwahr nichts zu entdecken. Grenzenlos einsilbig langweilt sich Fenster neben Fenster fast gerade so wie die Verkäufer unten auf der Straße während der todten Saison. Das flache Dach ist wie geschaffen für die Anbringung von Leuchtplakaten und auch die Fassade hat lediglich den Zweck, einen möglichst neutralen Hintergrund für die wechselnden Ausstellungsreclamen, die Abends aufleuchten, abzugeben. So concentrirt sich also das ganze Verkaufsleben auf das Erdgeschoß. Zum Mindesten bildet dieser Straßenverkauf, gewissermaßen als Folge-Erscheinung des ausgesprochenen Straßenlebens, (das ja in Paris tausendmal bedeutungsvoller und stärker ist, denn in deutschen Städten, selbst in denen, die sich in lächerlichem Stolz und Paris-Neid so gern „Weltstädte" nennen!!) — zum Mindesten, sage ich, bildet dieses Erdgeschoß sowohl kaufmännisch wie architektonisch die eigentliche Basis des Pariser „Magasins". Nicht zufällig nennen eben die Franzosen ihre Kaufhäuser nicht „maison de marchandises", sondern „Magasin". Es sind in Wahrheit Magazine. Das ersieht man, das soll man bereits im Aeußeren erkennen. Und von diesem Gesichtspunkt einzig und allein wurde der Umbau (— ein großer Procentsatz der Pariser „Neubauten" sind nichts als Umbauten; auch z. B. das Réjanetheater war ein solcher „Neuumbau" echt Pariserischen Styles!) des für den „annexe" der „Galeries Lafayette" bestimmten Hauses vollzogen. Die oberen Geschosse wurden einfach geräumt, gewichst, gestrichen von innen und außen, mit neuen Fensterstöcken versehen, und so „aus dem Handgelenk" den Zwecken des eigentlichen „Magazins" innerhalb des „Magasins Lafayette" nutzbar gemacht. Lediglich das Erdgeschoß galt es, als „Waarenzeichen" der „Galeries Lafayette", als ein einziges, nicht nur zum Kaufe stolz aufforderndes Schaufenster — im deutschen Sinne —, sondern als ein einziges die Kauflust schier suggerirendes „Magasin" für den Straßenverkauf einzurichten. So ward denn vor allen Dingen ein riesenhaftes Glasdach geschaffen. Auf die ornamentale, capriciös kokette Gliederung dieses mit mattgelbem, blindem Glas ausgestattetem Dachgewölbes ist die größte Sorgfalt verwendet. Die Damen müssen da wirklich — mitten auf der Straße! — das sichere Gefühl haben, eine geschlossene „Galerie Lafayette" zu durchschreiten. Auf diese Behaglichkeit beim Ein-

Digitized by Google

kauf ist auch sonst überall in den Pariser Magazinen das Hauptgewicht gelegt. Hatten sich nicht die Kundinnen im alten Hause häufig genug zurückgezogen, sobald es einmal zu regnen anfing, und bedeutete dies nicht einen großen geschäftlichen Verlust? Und wenn der Pariser Himmel weint — was ja selten genug vorkommt! —, müssen dann auch die „jolies femmes“ weinen? Nein, in aller Welt! ... „Darum, Herr von Architekt! Vor Allem vergessen Sie mir das Glasdach nicht!“ ... Den einzigen figuralen Schmuck, den sich der Umbaumeister gestatten durfte, bilden eine Reihe von goldbronzirt übermalten Medaillons, die die einzelnen „Waarenzeichen“, den Schleier, den Damenhut, das Kleid, die Bijouterie in recht conventioneller, harmloser Auffassung symbolisiren. Man fühlt, das hat kein Künstler gemacht, sondern ein Handwerker, oder womöglich gar hat die Entwürfe dazu irgend ein „auch“ künstlerisch begabter Straßenverkäufer des Geschäftes „geliefert!“ — „Geschäft ist Geschäft!“ dies war die Devise dieses Umbaus, das ist der Wahlspruch der meisten französischen Kaufhausbesitzer im Gegensatz zu den deutschen. Ein Pariser „Tietz“ hätte nie und nimmer die Geduld, Jahre lang zu warten, bis die Baupläne zum Neubau fertig sind, und z. B. ein solcher wundervoller Bau, wie es Messels Berliner Wertheim-Palast ist, wäre in Paris einfach ein Ding der Unmöglichkeit; und gar ein besonderes Baubureau, in dem tüchtige Architekten mit künstlerischem Beirath darüber wachen, daß auch die geringste Reparatur, daß auch der bescheidentlichste rückwärtige Anbau getreu dem Styl des Mutterhauses angepaßt wird, wie dies der Berliner Wertheim-Bau besitzt — ein solches Baubureau würde in Paris höchstens zu Magazinzwecken verwendet werden. Denn, wie gesagt, „Geschäft ist Geschäft!“

*

Fassen wir die Unterschiede zwischen dem deutschen Waarenhaus und dem französischen „Magasin“ oder „galeries“ noch einmal kurz zusammen, so sehen wir, daß sich in dem Pariser Waarenhaus der viel gerühmte künstlerische Geschmack der Franzosen lediglich in dem Chic nicht nur der Waaren selbst, sondern auch in dem Chic der Verkaufsmethode und der Waarenanpreisung kundgiebt, während der deutsche Kaufhausbesitzer neben dem kaufmännischen Elemente dem künstlerischen Gewande seines Hauses die größte, ja förmlich väterliche Sorgfalt angedeihen läßt. Während das Pariser „Magasin“ im Grunde nichts weiter ist als ein ins Riesenhafte vergrößerter Laden für Jedermann, ist das deutsche Kaufhaus ein stolz ragender, schaufensterreicher Palast, der die Pariser Novitäten in seinem neuartigen, echt modernen, wahrhaft künstlerischen deutschen Rahmen besser zur Geltung kommen läßt, als die Pariser „Magasins“ selbst!

---

## Die fünfzehnte Ausstellung der Berliner Secession.

Von Hermann Abeking (Berlin).

II.

Die Ausstellung der Berliner Secession ist in den letzten Tagen des Aprils um drei Werke bereichert worden. Freiherr v. Habermann sandte zwei entzückende Interieurs mit weiblichem Act. Es sind Bilder von der reizvollsten Bizarrerie. Ein rosa Kissenmeer, dazu das ungesunde kleine Körperchen, ein winziger Ofen oder ein goldener Stuhl — das Alles ist der Ausfluß einer durchaus packenden Künstlerlaune. Habermann schließt sich als letzter Nachzügler Thomas Theodor Heine mit einer seiner Landschaften wahrscheinlich älteren Datums an. Es erstaunt immer wieder, in Heine einen durchaus „malerischen“ Maler finden zu können; seine satirischen Zeichnungen im Simplicissimus verstehen es selten, durch geschlossene Tongebung zu wirken. Hier ist das Motiv: vorn hohes Feld, in weiter Ferne die Dächer einer Stadt, durchaus einheitlich gesehen und breit behandelt.

Der Ruhm größter räumlicher Größe gebührt dieses Jahr Max Beckmann. Er hat auf einer Riesenleinwand unter dem Titel „Schlacht“ einen Haufen nackter Menschen versammelt, die in mehr oder weniger heftigen Posen einander befehden. Es wäre möglich, diesem Bilde als philosophischen Gedanken den allgemeinen Concurrenz-Kampf, den die Menschheit je geführt hat und führen wird, unterzulegen. Doch ist zu fürchten, daß Beckmann, der den Sinn seiner Unterschriften stets möglichst unklar giebt, jede Tendenz entrüstet zurückweist. So bleibt nur eine Anzahl Acte und Stellungen übrig, die in geringer wechselseitiger Beziehung zu einander die Leinwand decken. Beckmann ist willkürlich in der Farbe: eine Figur giebt er rosa, eine gelb, die andere braun. Das mag an einem übertriebenen Individualisirungsbestreben liegen und seine Sache sein. Aber eines erscheint als großer Fehler: die Schatten sind durchweg, wahrscheinlich doch aus Unvermögen allzu unwahr. Meist setzt Beckmann an ihre Stelle ein ekliches Grüngelb. Dieses nimmt auch in seinem Gruppenbildniß — „Unterhaltung“ sagt Beckmann — auf Hals und Schultern der Dame in Schwarz einen großen Raum ein und verdirbt jede erfreuliche Wirkung. Einen Sensationserfolg scheint Charlotte Berend mit ihrem Bilde „Schwere Stunde“ zu erzielen; man möchte bei dieser ehrlichen Arbeit gern in einen wirklichen verwandeln. Composition, Malerei und Ausdruck sind gleich kraftvoll und gut. Mag der Vorwurf genügend Entrüstung verursachen: es muß dem Künstler erlaubt sein, auch von dem zu reden, was ihn tief bewegt. Es muß der Frau gelassen werden, auch ihr Leben und ihre Leiden zu schildern. Dieses Bild scheint fast einen Ausblick auf eine wahre Frauenkunst zu eröffnen. Durchaus decent, ist es eine Symphonie des Schmerzes. Und schließlich schadet es weder dem Backfisch noch dem kleinen Leutnant, der dort lange stand, wenn sie sehen, daß nicht Alles im Leben so einfach ist — wie man denkt.

Eine solide Kraft ist Ernst Bischoff-Culm. Wenn er auch nicht gerade hinreißt, so giebt er doch immer durchaus Sicheres. Seine „Mädchen im Walde“ und „In der Düne“ erscheinen in Figuren und Landschaft als ein gutes Stück künstlerischen Könnens. Martin Brandenburg zeigt sich mit einem „Eichenwald“. Hier, wo er die Natur zu Worte kommen läßt, ist er annehmbar; daß aber wenigstens etwas Phantastisches hineinschweben muß, ist selbstverständlich. Die bloße Phantasie „Loge“ sagt (wie seine meisten derartigen Bilder) weder technisch noch gedanklich das Geringste. Heinrich Linde-Walter bringt eine gute „Dame in grünem Kleid“, gestimmt in giftigem Grün, sowie eine reizvoll componirte „Morgentoilette“. Der sehr breit dunkelbraun-weiß gestreifte Rock giebt dem Ganzen eine originelle Ornamentik, die sich trotzdem sicher der Natur angliedert. Von Emil Orlik sehen wir einen weiblichen Act, der in zarter Technik fast an milchiges Glas gemahnt. Fritz Rhein kann den üblen Eindruck seines bedauerlichen Damenbildnisses selbst durch zwei bedeutend bessere Landschaften nicht verwischen. Waldemar Rösler hat sich eine merkwürdige Technik zu eigen gemacht. Ohne Licht und Schatten abzutönen, modellirt er fast nur mit dem Spachtel; das Haar auf dem Bilde „Die Guitarrespielerin“ ist eine schwarze Farbmasse; den Verlauf der Strähnen deuten allein tiefe Rillen an. Daß mit diesen Mitteln nicht allzuviel zu erreichen ist, ist klar. Am besten erscheint in der so bedingten Farblosigkeit eine trübe „Landschaft mit Weiden“. Die Sonnenlandschaft „Im Mai“ kann ihr Thema nicht lösen.

Jacob Alberts weiß seine Landschaften mit großem Duft und Zartheit auszustatten. Er liebt eine ungeheure Fläche prangender Blüthen gegen das leicht nebelumsponnene

Digitized by Google

Meer. „Maientag auf der Hallig“. Ein Interieur „Diele auf der Hallig“ kann uns eine hier nothwendige größere Festigkeit nicht entbehren lassen. Ulrich Hübner schildert den Hafen und das Meer, kräftig und mit vollem Verstehen. Sehr ansprechend in seiner Einfachheit und Stimmung ist das Bild von Kruse-Lietzenburg „Motiv aus Mecklenburg“. Abendnebel liegt über der Erde, eine Frau kniet auf dem geackerten Feld, ein Mann steht auf dem Weg. Ein Bildchen von Elisabeth Fischer hebt sich bescheiden hervor: „Mein Gärtchen“. Ein Fleckchen mit dem liebevollen Blick des Eigenthümers umspannt, voller Blüthen, weich und stumpf. Frappirend ist in seiner Einfachheit die Ostseebrandung Karl Hagemeisters. Es scheint, als ob die Wellen leicht über die Leinwand geglitten und dort verblieben sind. Heinrich Hübners prächtige Interieurs sind bekannt. Heute stellt er eine Vase mit Roth und Blau und Gelb vor das schimmernde Weiß seines Raumes. Man wird nie müde, diese Arbeiten zu sehen und sich an ihnen zu freuen. Theo v. Brockhusen stylisirt die Landschaft in fast zu buntem Strich; leider entschädigt er nicht durch sichere Zeichnung für das oft zu wirre Durcheinander seiner Farbe. Paul Baum beweist, daß das maßvolle Pointilliren in der Landschaft sehr wohl zu seinem Ziele führen kann. Seine Gemälde sind luftig und halten der Natur Stand. Meisterhaft sind die beiden Stilleben von Ludwig Stutz. Das dunkel, tiefsatte Roth und Blau seiner Blumen ist von überzeugender Kraft und Klarheit. An Stärke dem gleich stehen Emil Pottners „Schattiger Brunnen“ und „Enten“. Breit, farbig im besten Sinne und wahr schildert er das saftige Grün des Lebens.

Auch die extremen Stylisten, deren Arbeiten seiner Zeit für eine Art Fabrikmarke der Secession gehalten wurden, und mit denen man die Kinder schreckte, sind nicht ganz ausgeblieben. Sie haben es am schwersten, in der Gunst des Publicums einigermaßen zu ihrem Recht zu kommen. Aber schließlich verdient jede Arbeit, die ehrlich gemeint ist, auch, daß man sie zu würdigen sucht und nicht mit einem blöden Grinsen in das Gebiet des Lächerlichen verweist. Allerdings sei zugegeben: unter der Maske des Styles verbirgt sich auch viel Unzulängliches, der Styl dient als Deckmantel für Fehler und Schwächen. Diesen Falles ist er eine Täuschung, eine Eselsbrücke, gegen die wir uns mit Recht wehren. Ernstgemeint kann eine stylistische Arbeit sehr gut einem naturalistischen Kunstwerk zur Seite stehen; ist doch auch sie nur auf Basis eines soliden Könnens und Beherrschens der Natur möglich. In diesem Sinne ragt Otto Hettners „Aufbruch“ bedeutsam hervor. Nackte Männer in gestreckter Schreitstellung, die Arme zum Himmel gehoben, den Mund geöffnet, geben den Ausdruck eines unter dem Zwange einer Idee stehenden Wollens. Das decorative Bild ist aus mosaikartigen Flecken, rothgelb und violett, zusammengesetzt, es zeigt alle Vorzüge einer auf die Spitze getriebenen, aber sehr gekonnten Zeichnung. Besonders der sich nach vorn bückende Act ist vortrefflich. Dagegen ist Kurt Tuch in Stift und Farbe durchaus nicht zureichend. Man wüßte nicht, wodurch seine „Tanzende Mädchen“ interessiren, und was sie sagen sollen. Furchtbar minderwerthig sind die Sachen von Maurice Denis. Derartig schlechtes Gemengsel von graublau-bunten Banalitäten bringt nur Ekel hervor. Köstlich will mir Rudolf Tewes „Schlafende Frau“ erscheinen. Das intensive Rosa des Fleisches auf dem giftigen Grün und Blau giebt eine Farbenharmonie von großem Wagemuth, aber vollem Gelingen. Edward Munch liebt es, uns ganz nach Laune vor den Kopf zu stoßen oder unserm Empfinden die Hand zu reichen. Sein Herren-Bildniß tritt diesem näher als sonst. Die Stellung ist positiv und sicher, die Zeichnung des Kopfes sehr gut und lebendig; auch die Farbe ist nicht allzu gesucht. Mit einem Wort: Munch zeigt hier sein Können, nicht seine Experimente. Als so geläuterter Künstler lassen wir ihn uns gerne gefallen. Anders allerdings sehen wieder seine Landschaften aus. Wer zu erklären vermag, was sie nur irgendwie sein können, bedeuten oder zeigen sollen, erhält einen Thaler. Wer sagen kann, warum sie stets wieder und immer an dieser Stelle vorgeführt werden, bekommt zwei. Trotz scheinbarer, allerdings sehr äußerlicher Verwandtschaft, zeigt Marquet in bizarrer Schlenkerei einen ganz anderen Geist. Sein Straßen- und sein Dächerbild sind mit colossalem Humor gemalt. Ein Humor, der sich nicht nur in den Menschen, sondern auch in den Häusern und Schornsteinen bethätigt. Wie diese bewußt schief und krumm sich zu einander verzeichnen, das ist überaus witzig.

Die Ausländer sind dieses Jahr nicht allzu reichlich vertreten. Das mag uns bei der sonst fast allgemeinen Bevorzugung, die man jenen so gern angedeihen läßt, einmal mit Genugthuung erfüllen. Gewiß soll die Nation des Künstlers den Beschauer nicht kümmern, wenn nur sein Werk ihm Genüge thut. Dennoch ist ein kleiner Ausgleich durch zeitweises Zurückdrängen des Auslandes sicher am Platze. Als noch nicht erwähnt sei hier der mit größeren Stücken vertretene Norweger Erik Werenskiold genannt. Seine beiden Bildnisse sind in einem nicht gerade sehr ansprechendem Regenstrich gehalten. Bei dem Doppelbildniß „Das alte Kindermädchen“ läßt dieser glücklich etwas nach und macht einer solideren Technik Platz. Des Parisers Edouard Vuillard „Interieur mit Figur“ wirkt in der Verkleinerung im Katalog ebenso wie durch die Flucht dreier Säle ausgezeichnet. In der Entfernung von drei bis vier Schritt ist es ein kaum entwirrbares Gemengsel schmutziger Flecken.

Die diesjährige Ausstellung der Berliner Secession hat keine sensationellen Ueberraschungen, wohl auch nicht viel himmelstürmend Großes gebracht. Dafür ist ihr allgemeiner Unterton ein solides Gut, der Erfolg ernster Arbeit und Strebens. Das muß man ihren Mitgliedern selbst bei gelegentlichen Mißerfolgen lassen: sie gleiten nicht leicht über das Schwierige ihrer Probleme hinweg, sie suchen es auf und ringen mit ihm, wie einst Abraham mit dem Engel gerungen hat. Gerade das Leichte der Außenseite birgt oft den heißesten Kampf. Und so ist das, was wir hier sehen, nicht das Spiel müheloser Hände, sondern ein Product von Intelligenz und Fleiß.

---

## Dämmerungen.

Von Otto Pick (Prag).

### I.

Leere Gasse in dunkler Nacht.
Dumpf erklang der Lärm der Schritte;
Einsam gingst Du in der Mitte —
Und da ward es jäh entfacht,
Altes Leid in trüber Nacht.
Tief im Schatten war ein Thor, —
Abendschmetterlinge schwirrten —
Deine scheuen Blicke irrten
Leise, leise erst empor,
Feige zitternd ob dem Thor,
Bis sie endlich sacht, ganz sacht
An ein helles Fenster kamen ...
Da ist just der Mond erwacht;
Silbern ward die stille Nacht,
Und ein Glück war stolz entfacht,
Und Dein Mund sprach einen Namen.

### II.

Wenn sich der Abend mit der Nacht verschwistert,
Und fahle Lichter mit dem Nebel kämpfen,
Dann feiern wir. Die Stimmen, die wir dämpfen,
Verstummen sacht; nur im Kamine knistert

Digitized by Google

Melodisch fast der Rest der rothen Scheite.
So sitzen wir und horchen, sinnen, schweigen —
Doch dann pflegt Jemand bebend sich zu neigen:
Nun ist es Zeit, daß ich Dich heimgeleite ...
Ein Abschiednehmen ohne viele Worte,
Verbergenwollen blutender Gefühle,
Erschauern läßt des Winterabends Kühle —
Ein wunder Blick. Dann öffnet sich die Pforte.
— Und wieder heim. Im Pupurscheine knistert
Der letzte Scheit und stirbt mit langen Wimmern,
Zuckende Blicke fahler Sterne flimmern
Auf einem Mund, der wilde Worte flüstert.

III.

Der Abend sinkt. Ich schreite stumm und matt
Ins freie Feld aus dem Gewühl der Stadt.
In der Ferne wogt ein Nebelmeer,
Wie einst meiner Wünsche bleiches Heer.
Jäh durchblitzt ein Strahl die graue Wand,
Wie ein Wunsch, der spät Erfüllung fand.
Aus dem Dunkel grüßt ein Schein, ein Haus.
Husch! verschwands. Man lösch die Lichter aus.
Eine Hoffnung, die in mir erwacht,
Ward verlöscht ... Willkommen Schwester Nacht!

---

## Auf der Mensur.

Eine Erinnerung von Conrector B. Denecke (Barth).

Bon! — war sein Kneipname. Er war Konkneipant unsrer Burschenschaft. Bon hieß er mit Recht. Es konnte keinen bessern Kameraden geben, immer fidel, immer hülfsbereit, mit einem Worte ein liebenswürdiges Menschenkind. In ganz jungen Jahren war er, „um die Welt kennen zu lernen", zur See gegangen, war vom Maste gefallen, hatte das rechte Bein gebrochen. Auf der langen Seefahrt war es zwar geheilt, aber leider zu kurz gerathen. Bon hatte aber den Humor nicht verloren; da er nun nicht gut Seemann bleiben konnte, hatte er bon! gesagt — er war eben Philosoph — hatte das Gymnasium wieder besucht, nach einigen Jahren das Abiturium mit Glanz bestanden und studierte nun auf der Georgia Augusta seit zwei Semestern Medicin, — mit heißem Bemühen zwar, aber die angeborne Abenteuerlust steckte ihm im Blute. Alles unter dem Monde wollte er kennen lernen — natürlich auch die Mensur.

Und so erschien er eines Abends bei uns auf der „Schönhütte", unsrer Stammkneipe, mit der überraschenden Kunde, daß er contrahirt hätte und übermorgen losgehen würde. „Mit wem?" — „Mit dem Bremenser B." — „Mensch, plagt Dich der Teufel! Mit diesem Neuntödter, der im achten Semester steht, einem der renommirtesten Schläger, der schon Dutzende abgestochen hat? Mensch, wie bist Du in dies Unglück hineingerathen?" —

Er kam soeben vom Walle, hatte einen Mondscheinspaziergang gemacht und bei dieser Gelegenheit den Hund eines Corpsburschen, der ihn anbellte, geprügelt. Der Herr war in der Nähe. Contrahage war die Folge. In der Frühe des dritten Tages sollte die Hinrichtung stattfinden. Wir bangten für das Leben unsres Freundes. Zum Schauplatz des blutigen Ereignisses war der Gartensaal des „Ulrici" bestimmt, ein paar hundert Schritte vor dem Geismarthore. Bon belegte auf unsern Rath Rothe-Hannoveraner Waffen. Diese Verbindung stellte natürlich auch den Secundanten. Wir ließen es uns Alle angelegen sein, unsern bedauernswerthen Freund nach Kräften mit unsrem Rathe zu unterstützen, um ihn uns am Leben zu erhalten. Besonders wurde ihm die sogenannte Theologenauslage warm ans Herz gelegt: die Faust mit dem Korbe des Schlägers ziemlich hoch über dem Haupte gegen Quart und Terz, die Klinge fast senkrecht nach unten zur Abwehr der gefürchteten Tiefquart. „Und dabei möglichst nur defensiv — hörst Du? — defensiv, nicht zu kriegerisch, — so viel wie möglich nur in der Parade!" — Bon versprach uns Alles — lächelnd und, wie es schien, in fröhlicher Erwartung der Dinge, die da kommen sollten.

Das Drama begann also zur festgesetzten Zeit. Die Thür eines Seitenzimmers öffnet sich, und herein hinkt der kleine Bon im Paukwichs, in Binden und Bandagen, eine Mütze mit dem größten Schirme auf dem Haupte, die Paukbinde auch noch das Kinn bedeckend, der rechte Arm noch über die Schulter hinaus eingeschnürt, die Paukhose über dem blutbespritzten Paukhemde möglichst weit heraufgezogen. Man sah, sein Secundant hatte es gut gemeint.

Und dieser Secundant! Kleiner Kerl, aber Muskeln von Stahl, Falkenaugen, auf der Mensur zu Hause. — So hinkte also unser Bon herein, den rechten Arm mit dem „Speere" wagerecht ausgestreckt und vom „Schleppfuchs" getragen, damit er nicht einschliefe. Und jetzt erschien der Gegner von der andren Seite: groß gewachsen, mit breiten Schultern und gewölbter Brust, mit keckem Schnurrbart im braunen männlichen Gesichte. Er trat daher neben seinem Secundanten, einem Corpsbruder, „ein junger Kriegsgott anzuschauen".

Alles war bereit. Der Unparteiische, ein Brunswige, mit Uhr und Kreide in der Hand, gab das Zeichen: „Auf die Mensur! Bindet die Klingen! Fertig! Los!"

Wenn Du, friedliebender Leser, mal einen geschliffenen Schläger zur Hand nimmst und versuchst, auf der Schneide entlang zu streichen, so merkst Du bald, daß nur eine ganz leise Berührung stattfinden darf, damit Du Dir Deine zarte Haut nicht zerschneidest. Du wirst dann wohl geneigt sein, diese Waffe für ein zum Tödten von Menschen äußerst zweckmäßiges Instrument und einen Zweikampf mit derselben für einen Kampf mit tödtlichen Waffen zu erklären.

Der Bremenser hatte augenscheinlich die Absicht, seinen minderwerthigen Gegner im ersten Gange abzuführen, wo möglich in zwei Theile zu spalten. Aber manchmal kommt es auch anders. Die ersten wüthenden Hiebe — ohne Resultat. Alles wunderte sich. Auch der zweite Angriff vergeblich. Die Theologenauslage schien ihre Wirkung nicht zu verfehlen. Wie konnte aber auch der große Sieger auf vielen Mensuren den hinkenden harmlosen kleinen Mann fordern?

Jetzt versuchte es der Bremenser mit seiner gefürchteten Tiefquart. Ja, wenn Bon's menschenfreundlicher Secundant nicht gewesen wäre! Ohne diesen war die Rechnung gemacht. Der gewandte kleine Kerl, ein Artist der Mensur, kroch mit seinem Schläger fast unter seinen Paukanten, und es war mal Nichts mit der Tiefquart.

„Hieb herausgefangen!" schallte es von drüben.

„Hieb nicht herausgefangen!" entschied der Unparteiische. Hin und wieder ein schwacher Versuch Bons, einen Angriff seinerseits vorzutäuschen. So blieb es fast fünfzehn Minuten lang, nur daß einmal eine steile Quart, durch Bons hohe Parade und die dicke Paukmütze abgeschwächt, Bons Schädel discret berührte. Einige Blutstropfen liefen unsrem tapfern Freunde über seine Adlernase hinab bis in den in ungetrübter Heiterkeit lächelnden und das ganze Gebiß zeigenden Mund. Dem Bremenser aber konnte nur eine gründliche Abfuhr genügen. Sein Ruf als erstclassiger Kämpe stand auf dem Spiele. Die lächelnde Physiognomie seines Gegners machte ihn nervös, schließlich wüthend, und er ließ sich endlich dazu hinreißen, seinen Gegner mit sogenannten Buckelterzen (vulgo Sauhieben) zu tractiren, was auf anständigen Mensuren selten vorkommen dürfte, indem er in drei Gängen mit flacher Klinge unter den rechten Arm des Gegners hieb, so daß die Klinge wie eine Gerte sich um Bon's Rücken-

Digitized by Google

muskeln herumbog, und durch das weit klaffende Paukhemde fingerdicke, blau aufgelaufene Striemen sichtbar wurden. Unwilliges Gemurmel und halblaute mißbilligende Ausrufe der Corona quittirten über diese unnoble Kampfart.

Jedenfalls aber kam unser Bon mit dem Leben davon und konnte mit dem alten Weisen sagen: „Nichts Menschliches dünke ich mir fremd." Er hatte nun auch die Mensur, wie er heiß begehrte, kennen gelernt. Er mochte wohl erblich belastet sein. Seines Vaters Bruder hatte auch Alles kennen lernen wollen und — war ein berühmter Geschichtsforscher geworden.

Als die Striemen mit Bleiwasser behandelt wurden, lachte unser kleiner Stoiker und sagte: „Bon!"

Das war doch nun auch ein Kampf mit „tödtlichen" Waffen.

---

## Aus den Berliner Theatern.

Deutsches Theater. Herbert Eulenberg: Ulrich, Fürst von Waldeck. Schauspiel in fünf Aufzügen.

Als sich das Theaterjahr 1907/8, das an chronischer Altersschwäche dahinsiechte, bereits dem allseitig ersehnten Sommerschlummer hingeben wollte, weckte es Max Reinhardt noch einmal aus seinem Halbschlaf, da ihn seine litterarischen Unterlassungssünden drückten. Das Ergebniß war Herbert Eulenbergs fünfactiges Schauspiel „Ulrich, Fürst von Waldeck", das als Symbol für die ganze, uns in diesem Jahre gebotene Theaterkost dienen kann. Hoffnung, Sehnsucht, Anläufe — Versagen und herbe Enttäuschung. Der Tiefstand unsrer Bühnenliteratur ist gegenwärtig so außerordentlich, daß sie kaum noch weiter sinken kann.

Man hat auf Herbert Eulenberg von vielen Seiten und mit vollem Recht hohe Erwartungen gesetzt; er ist ein Dichter, ein Lyriker und innerhalb einzelner Acte auch Dramatiker. Schließlich taucht aber doch die Frage auf, ob er für unsre Bühne etwas bedeuten wird. Ein Dramatiker, der nicht (nach Hebbels Wort) zugleich ein Feldherr ist, ständig das Ganze übersieht und seine Truppen zu einem einheitlichen Ziele hinführt, bleibt ein Nichts, während sich der Lyriker, ja selbst der Romanschriftsteller seiner phantastischen Laune eher hingeben kann. Dieser ordnende Kunstverstand fehlt aber Eulenberg, der uns ein wirres Chaos auftischt, vollkommen. Handlung und Charaktere entbehren bei ihm der Nothwendigkeit und Entwicklung in gleicher Weise.

Der Dichter schildert uns in seinem Fürsten von Waldeck eine phantastische, zum Privatmann bestimmte Persönlichkeit. Ulrich lebt, ohne sich um die Regierung zu kümmern, völlig der Liebe zu seinem jungen Weib. Seine Mutter, ein weiblicher Teufel, haßt ihn ohne Grund grimmig, liebt ebenso den zweiten Sohn und vergiftet des Fürsten Weib, in der Erwartung, daß er dann zu Gunsten ihres Lieblings auf den Thron verzichten werde. So weit der in Einzelheiten schöne erste Act, mag er auch durch die conventionelle Figur der Mutter ins Rollen gebracht werden.

Im zweiten entsagt Ulrich wirklich der Krone oder vielmehr rennt einfach in den Wald, trotzdem er hört, daß sein Weib vergiftet ist. Die selbstverständliche Annahme, daß der Fürst seine Aufgabe jetzt darin erblicken werde, den Mörder zu ermitteln und das Kind, das Vermächtniß seiner Frau zu hüten (anstatt es seiner Familie, d. h. seinen Feinden einfach preiszugeben), berührt der Dichter gar nicht.

Nun lebt Ulrich als Thier gleich dem aussätzigen armen Heinrich im Walde, kehrt aber auf die Vorhaltungen eines Freundes zurück. Wenn jedoch der Zuschauer glaubt, daß der Fürst nun sein Herrscheramt, durch Schmerz geläutert, antreten werde, so irrt er sich. Als Karl Moor läßt er seinen Bruder hinrichten und zwingt der Mutter zum Selbstmord den Dolch in die Hand — trotzdem sich beide, wenn sie seinen Sohn als Geisel gebrauchten, retten könnten. Er selbst will sich füsiliren lassen.

Aber sein Volk weigert ihm diesen Dienst; dennoch fühlt er seine Verantwortung so gering, daß er seine traurigen Vetter um sein Land würfeln läßt. Er selbst will wieder in den Wald gehen, aus dem man ihn bei Frost als Leiche holen wird. Seinen Sohn liefert er trotz der gemachten Erfahrungen wieder fremden Gewalten aus. Ein Phantast, wie er zur tragenden Person eines Dramas unmöglich paßt, und den man bei Leibe nicht mit Gaullet vergleichen darf.

Aber man thäte Eulenberg Unrecht, ihn nach der wirklich kindischen Handlung seines Dramas allein zu beurtheilen. Im Grunde schafft er sich in den einzelnen Acten nur Tanzplätze für seine Phantasie, von dieser oder jener Stimmung gelockt. Und hier im Einzelnen, in den Stücken im Stück leistet er dichterisch Bedeutendes. Die gewitterschwüle Stimmung des ersten Actes, ferner Ulrichs Schmerz beim Tode seines Weibes im zweiten und die Waldscene im dritten Aufzug sind an guten Zügen reich, die gegen das Ende hin seltener werden. Schließlich bleibt auch die Frage offen, ob Eulenberg nicht aus Absicht auf die Logik seiner Handlung verzichtet hat, wodurch die auf ihn gesetzten Hoffnungen weniger verlören, obschon das vorliegende Drama nichts dadurch gewinnt.

Friedrich Kayßlers Darstellung der Hauptperson lieh ihr aus Eigenem eine Einheit, Bedeutung, ja psychologische Begründung, die ihr bei Eulenberg fehlt. Seine aus der Phantasie schöpfende, ins Große deutende Verkörperung Ulrichs war vortrefflich. Auch Hans Pagay und Paul Wegener boten tüchtige Leistungen, während Hedwig Wangel als Fürsten-Mutter versagte. *Dr. O. Anwand.*

Friedrich-Wilhelmstädtisches Schauspielhaus. Erich Schlaikjer. Des Pastors Rieke. Komödie in drei Aufzügen.

Schlaikjers feine und doch zugleich so bühnenwirksame Komödie von des Pastors Rieke ist längst bekannt genug, so daß ich hier nicht ein neues Loblied zu singen brauche. Ich will nur den Anlaß dieser Neu-Einstudirung dazu benützen, der jungen, prächtig aufstrebenden Berliner Bühne und ihrem Leiter Oskar Wagner hier ein aufrichtiges Compliment zu machen. Ich war überrascht von der Gediegenheit des Ensembles, von der Kunst der Regie und nicht zuletzt von dem Können der einzelnen Schauspieler. Die „Rieke" des Frl. Gertrud Korn war eine Leistung hohen Ranges — ihrer Figur fehlte nur zur idealen Verkörperung dieser Berliner Köchin etwas von dem unvergleichlichen Robust-Molligen der Wangel —; nennen muß ich auch den Pastor Rudolf Werners und den Studenten Kaufmanns und den „Krischan" Arnolds. Die junge Bühne Wagners erscheint mir nach dieser Probe ihres Könnens auf dem besten Wege, sich eine geachtete Position im Berliner Theaterleben zu erringen. *Dr. Adolf Heilborn.*

---

## Notizen.

Fürst S. D. Uruſſow: Memoiren eines ruſſiſchen Gouverneurs. Kiſchinew 1903—1904. Deutsche Verlagsanstalt. (Stuttgart.) Preis geh. Mk. 4.

Die Memoiren des Fürsten Uruſſow, der durch seine Thätigkeit in der ersten Duma seligen Angedenkens über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus bekannt geworden ist, verdienen die Aufmerksamkeit aller, die sich für Rußland und seine politischen und sozialen Zustände interessiren. „Aus der Zeit für die Zeit" hätte U. als Motto für dieses Werk wählen können, hat er es doch nur schon bei seinen Lebzeiten veröffentlichen lassen, um, wie er sagt, „nach dem Maße seiner Kräfte zur Aufdeckung derjenigen Einzelheiten der administrativen Praxis beizutragen, über die neben offenbar übertriebenen ganz ungenaue Vorstellungen existiren." Doch über diesen Rahmen hinaus bietet er eine Fülle von Aufschlüssen über die uns so fremden, schwer verständlichen inneren Verhältnisse unseres östlichen Nachbarreiches. Indem er seine Thätigkeit als Gouverneur von Beſſarabien schildert, führt er uns gewissermaßen an praktischen Beispielen die Probleme der inneren Reform des Zarenreiches vor Augen. Neben der Judenfrage, die naturgemäß einen großen Raum einnimmt, behandelt er die Bauernfrage und das Agrarproblem überhaupt; auf die Stellung des Adels und der Geistlichkeit kommt er zu sprechen; beherzigenswerthe Bemerkungen macht er über die Lage der Beamtenschaft und ihre Verbesserung u. s. w. Interessante Streiflichter wirft er auch auf die Persönlichkeiten, mit denen er als Gouverneur in Berührung kam, so auf den Zaren, auf Plehwe, auf den König von Rumänien und seine Dichter-Gemahlin Carmen-Sylva, die Führer der „wahrhaft russischen Leute" Pronin und Kruschewan u. A.

Alle diese Erzählungen und Beschreibungen machen dabei den Eindruck großer Unmittelbarkeit und Wahrhaftigkeit. Der Verfasser erscheint uns darin als ein vornehm denkender, von westlicher Cultur durchtränkter Grandseigneur, der über den Strömungen und Parteiungen des Tages stehend die Dinge mit einer gewissen olympischen Ruhe und Objectivität betrachtet. Das leidenschaftliche j'accuse wird man in seinem Werke ebenso wenig finden, wie den heiligen Zorn über menschliche Verderbtheit, die glühende Liebe zu seinem Volke, das heiße Mitleid mit den Schwachen und Unterdrückten und den ungestümen Thatendrang, die den großen Reformator auszeichnen. Dazu ist dieser dünnblüthige, etwas temperamentlose Aristokrat nicht geboren. Seine Anlagen sind mehr intellectuell als moralisch. Doch das ist es gerade, was ihn als Schriftsteller, als Schilderer seines Landes und seiner Zeit so sehr empfiehlt, und sein Werk zu einem werthvollen culturhistorischen Dokument macht. *Max Lehmann (Berlin).*

Aber der Wagen rollt. Allerlei Humor und Ernst von der Lebensfahrt. Von Karl Storch. Magdeburg, 1907. Creutzsche Verlagshandlung.

Altmodische Betrachtungen sind es, die uns der Verfasser bescheert. Einer von den Alten, die einen sicheren Blick für das Werthvolle und das Werthlose der Gegenwart besitzen. Altmodisch und doch lieb und traut ist der gemütvoll-sinnige Ton dieser außerordentlich vernünftigen und richtigen Betrachtungen über das Leben und seine Aufgaben. Nur stört uns etwas der allzu didaktische Ton. Das Alter liebt zu lehren — aber die Jugend von heute hörts nicht gern. Und doch steckt in dem bescheidenen Buch eine Fülle echter, unaufdringlicher Lebensweisheit. *Paul Friedrich.*

Digitized by Google

# Empfehlenswerte Bäder, Hotels, Heilanstalten und Sommerfrischen.

**AHLBECK** auf Insel Usedom.

Unmittelbar am Strand von Hochwald umgeben. Täglich Schnellzug- und Dampfer-Verbindung von und nach Berlin 3½ Stunden. Damen-, Herren- und Familienbad. Elektrisches Licht, Konzerte, Theater, Réunions.

Saison 1. Juni bis Ende September.

**Dresden,** Hôtel Bellevue.

Weltbekanntes, vornehmes Haus in unvergleichlich herrlicher Lage an der Elbe u. Opernplatz. **Privat-Badezimmer, Auto-Garrage.** **R. Ronnefeld,** Direktor.

**Hirschberg** i. Schlesien, Bahnhofstrasse 10/11.

**Hotel Drei Berge.**

Altrenommiertes, größtes Hotel I. Ranges am Platze. Im Geschäftszentrum gleich neben dem Postamt gelegen. Omnibus stets an der Bahn. Straßenbahnhaltestelle.

**Auskunftei über Riesengebirgstouren.**

**Bad Kissingen** idealer Kuraufenthalt.

**Bergschlösschen.**

:: Logis und Pension. ::

Vornehmes Haus, einzig schön am Altenberg, unweit der Quellen und Bäder, mit Restaurant Schweizerhäuschen. **J. Th. Schmitt,** Besitzer.

**Kolberg** Dr. Lücke's Kuranstalt **Uhlenhorst.**

See- und Soolbad

Elektr. Licht und Zentralheizung. Das ganze Jahr geöffnet Aufnahme von Erholungsbedürftigen. **Kinder guter Kreise** mit Familienanschluss, eventl. Unterricht. Behandlung von Frauenleiden chir. und orthopäd. Erkrankungen, eigenes orthopädisches Institut.

**Malente-Gremsmühlen**

inmitten der **Ost-Holsteinschen Schweiz.** Herrlicher Sommeraufenthalt für Erholungsbedürftige. Prächtige Buchen- und Tannenwälder umschließen träumerische Seen.

Komfortable Hotels und Pensionen.

**Misdroy,** unmittelbar am Strande,

umgeben von Hochwald u. Bergen. Vorzügl. Einrichtungen für Kur- und Unterhaltung. Seebrücke, reger Schiffsverkehr. Tägl. 4 Schnellzüge von und nach Berlin. Bevorzugt als Erholungsort für Familien.

**Sanatorium Oberwaid ü. d. Bodensee**

Schweiz Prospekt frei

= Brusterkrankungen =

**Sellin** auf Rügen.

**Kurhaus Sellin**

früher: **Hotel Fürst Wilhelm.** Grösstes Haus am Platze, mit eigener Canalisations-Anlage und Wasserleitung. Direkt im Buchenwald, vor der grossen Landungsbrücke gelegen. Eigene Conditorei im Hause. Zimmer mit vollständiger Pension zu mässigen Preisen.

Fernspr. No. 1. **Joh. Müller,** Besitzer.

*Otto Boenicke*

*Hoflieferant Sr. Majestät des Kaisers u. Königs*

*Berlin W. 8, Französische Straße 21*

*empfiehlt sein reichhaltiges Lager von*

*selbst importierten Havana-Cigarren*

*in der Preislage von Mk. 80 bis Mk. 4600 das Tausend „der berühmtesten Marken".*

*Proben werden von jeder Cigarre gern abgegeben und zum Millepreise berechnet.*

*Preisbücher über importierte Cigarren und über in Deutschland gearbeitete Cigarren*

*in der Preislage von Mk. 18 bis Mk. 340 das Tausend, sowie über*

*Cigaretten, Rauchtabake usw.*

*kostenfrei.*

SCHREIBMASCHINE

mit sichtbarer Schrift

„Continental"

Erstklassiges Fabrikat

Generalvertreter:

**Franz Kaiser,** Berlin W. 8. Friedrichstr. 197.

Die beste Aufnahme finden überall

'Agfa' Photo-Artikel

Act.-Ges. für Anilin-Fabrikation Berlin S.O. 36.

GRATIS durch die Photohändler:

**„Agfa"-Preisliste 1908**

mit nebenstehender Titelzeichnung, 16 Seiten Text über:

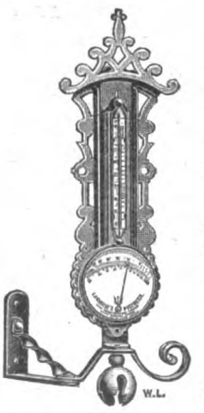
**„Agfa"-**

- **Platten**
- **Films**
- **Cassetten**
- **Entwickler**
- **Spezialitäten**

**„Isolar"**

- **Platten u. Films**
- (Name geschützt)

# Original Lambrecht's Polymeter



beantwortet die Fragen:

**Gewitter? — Hagel? — Nachtfrost? — Heiteres oder trübes Wetter? — Frost- oder Tauwetter? — Schnee oder Regen?**

Es führt uns ein in die Natur und vertieft uns in die Wissenschaft der **Wetterkunde.** Siehe Broschüre „Die Vorherbestimmung des Wetters mittels des Hygrometers" von Dr. A. Troska. Das Polymeter ist zugleich der Feuchtigkeitsmesser, welcher für Zimmerluftprüfungen in Frage kommt. Siehe Broschüre „Gesunde Luft" von Dr. Fleischer.

**Warnung!** Jedes Instrument muss mit der Bezeichnung „Lambrecht" versehen sein. Andere wertlose und in der äusseren Form nachgeahmte Instrumente weise man zurück, da sie auf Täuschung berechnet sind. **Es gibt keinen Ersatz für Original Lambrecht's gesetzlich geschützte Instrumente.**

**Bis jetzt über 60000 Stück im Gebrauch.**

**Man verlange Gratis-Drucksache Nr. 13.**

Prämiert 1907: Berlin, Dresden u. Zürich.

**Wilh. Lambrecht, Göttingen.**

Gegründet 1859. (Georgia Augusta.)

Inhaber des Ordens für Kunst und Wissenschaft, der grossen goldenen und versch. anderer Staatsmedaillen. Ehrendiplom, Gold. Fortschritts-Medaillen Wien 1906.

Generalvertrieb für die Schweiz, Italien und die österreichischen Alpenländer durch:

**C. A. Ulbrich & Co. in Zürich.**


Digitized by Google

# Antiquitäten.

Antike Eichen-geschnitzte

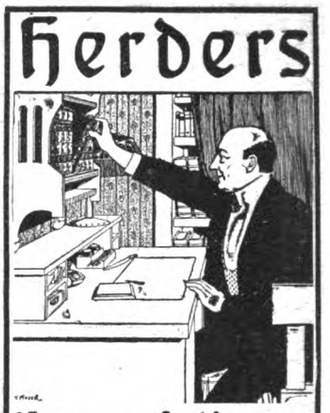
## Möbel

Stollenschränke, Anrichten,
Baldachin-Truhenbänke u. s. f.

**Ausserordentlich preiswert**

Lieferant an
Kunstgewerbe-Museen u. s. f.

**Hugo Klein,**
**Dresden-A.,** Bankstrasse 10.




**Keine Nachnahme! Erst prüfen!**

**Orangenblüten-Honig!!**

übertrifft jeden Honig der Welt. Garant. absolut naturr. Bienenprodukt! Begeist. Lob von Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.

**Kusche & Martin, Malaga**
Spanien (Deutsche Firma)

**Die grosse Kanzlei.**
**Ein Wiener Advokatenroman**
von
**Sabinus.**
6. Aufl. M. 2.—.
**Herm. Walther,**
Verlagsbuchhandlung, G.m.b.H.
**Berlin W. 30.**

**Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:**

**HARMONIUMS**

m. **wundervollem Orgelton,** v. 78 M. an.
**Illustrierte Pracht-Kataloge gratis.**
**Aloys Maier,** Hoflieferant, **Fulda.**
Prospekte auch über den **neuen**
**Harmonium-Spiel-Apparat**
(Preis m. Notenheft v. 270 Stücken **nur 30 M.**) mit dem **jedermann ohne Notenkenntnis sof. 4stimm. Harmonium spielen kann.**

*Die Buch- und Kunsthandlung*
*M. Lilienthal,*
*Berlin N.W. 7, Friedrichstrasse 101*
*erlaubt sich auf ihre Verkaufsausstellung von*

*Originalen*
*Heinrich Zille's*

*(Feder-, Kreide-, Buntstiftzeichnungen, Radierungen) aufmerksam zu machen.*

***Aussergewöhnlich wohlfeiles Angebot!***

*Auswahlsendungen stehen auf Wunsch zu Diensten.*

*Über Zille vergl. auch Nr. 17 der „Gegenwart": „**Heinrich Zille**, ein Berliner Maler".*

Drucksachen über:

**Weck's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel**

kostenlos durch:

**J. Weck,** Ges. m. b. Haftung,
**Oeflingen,** A. Säckingen (**Baden**).

Man verlange nur
**Weck's Originalfabrikate**
**Ueberall Verkaufsstellen.**


Verantwortl. Redacteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Für den Inseratentheil verantwortlich: Georg Macher, Berlin W. 35, Steglitzer Straße 8.
Max Hesses Verlag in Leipzig. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 23. Berlin, den 6. Juni 1908. 37. Jahrgang. Band 73.

UNIV. LIBRARY JUN 22 1908

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Max Hesses Verlag in Leipzig.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 4gespaltene Petitzeile 50 Pf.

**Inhalt:** Colonialwirthschaft und Colonialpolitik. Von A. Graf zu Fürstenberg-Fürstenberg. — Eine neue Theorie über den Staat. Eine Entgegnung von Dr. Franz Oppenheimer (Großlichterfelde). — Droht eine Verstaatlichung der Reichsbank? Von Ernst Heinemann (Berlin). — Socialismus für Millionäre. Von Jos. Aug. Lux (Dresden). — Rudolf Huchs neuere Bücher. Von Richard Schaukal (Wien). — Weltfinsterniß. Von Wolfgang Kirchbach †. — Novella aurea. Von Emmanuel Urbas (Wien). — Abend im Frühling. Von Marsyas. — Triste Umschau. Von Terentius. — Notizen. — Anzeigen.

### Colonialwirthschaft und Colonialpolitik.

Von A. Graf zu Fürstenberg-Fürstenberg.

Auf den Ausgang des 15. Jahrhunderts, des Jahrhunderts der großen Entdeckungen und nautischen Erfindungen, haben wir die ersten Erwerbungen colonialer überseeischer Besitzungen von einem Staatswesen des europäischen Erdtheils aus, zu verlegen. Die frühesten Eroberungen Portugals im östlichen Afrika und tropischen Asien gingen freilich noch nicht, wie die heutige Besitzergreifung transoceanischer Territorien, von cameralistischen und commerciellen Gesichtspunkten aus, sie waren vielmehr vom wissenschaftlichen, fast speculativen Standpunkte aus gemacht, und die Erwerbung des Neulandes war eine kriegerische Operation mit allen Folge-Erscheinungen eines Bedrückungs- und Knechtungssystems, durch das ein Land unter die Botmäßigkeit des Eindringlings gebracht wurde, nach schnellem Aussaugen aber gleich einer ausgepreßten Citrone bei Seite geworfen werden konnte. Dasselbe Leitmotiv trieb auch noch ein paar Jahrzehnte später den Rivalen Portugals, Spanien, zur Entdeckung Amerikas, und mit ähnlichen Zielen, unter Entfaltung desselben Systems, setzten die spanischen Truppen ihren Fuß auf den Boden des amerikanischen Continents.

Die Theilung der Erde zwischen Portugal und Spanien war die rechtliche Abscheidung einer Grenzlinie, durch deren Verlauf in primitivster Weise spanische und portugiesische Interessens-, d. h. Ausplünderungsgebiete von einander geschieden wurden.

Das 16. Jahrhundert gab in den Erfahrungen beider Länder dem alternden Europa die Kinderstube colonialer Erwerbungs- und Wirthschaftspolitik. Zu dieser Zeit wurden auch zum ersten Male die Augen Europas auf abenteuerliche englische und französische Colonialsucher gerichtet; aber das unaufhörliche Vordringen der Türken auf dem europäischen Continent, die ihre mächtige asiatische Domäne durch ausgedehnten europäischen Besitz zu kosmopolitisiren trachteten, beschäftigte die Mehrzahl der europäischen Staatsmänner mit anderen Gedanken, als denen fremdländischer Eroberungen und colonialen Ruhmes.

Im 17. Jahrhundert änderte sich die Constellation vollends. Fast zugleich drangen England und die Niederlande in Amerika und Ostindien ein, während Frankreich ihrem Beispiele auf dem Fuße folgte. Schweden, Dänemark und Rußland, ja selbst das kleine Brandenburg gewannen, wenn auch zum Theil nur sehr bescheidene Colonialbesitzungen. Es war die zweite Periode in der Geschichte europäischer Colonisirungen.

Bis zum 19. Jahrhundert blieb der nun geschaffene Status im Wesentlichen erhalten. Nur Brandenburg schied endgültig aus der Reihe der Colonialmächte aus, indem es einen Theil seiner Besitzungen verlor, einen andern im 18. Jahrhundert verkaufte.

Das 19. Jahrhundert endlich sah die dritte große Revolution in der Vertheilung colonialer Besitzungen. Hatten bisher nur europäische Mächte sich coloniale Interessensgebiete in den andern vier Erdtheilen zu schaffen gesucht, so sehen wir jetzt zum ersten Male Colonie-Erwerb von Seiten des jungen Amerika angestrebt.

Im Uebrigen changirte die Situation, indem Spanien fast alle Besitzungen seines ehemaligen Weltreichs verlor, Schweden völlig aufhörte als Colonialmacht zu zählen, Deutschland, Italien und der König der Belgier aber sich ein mehr oder minder großes überseeisches Territorialreich schufen.

Im 20. Jahrhundert besitzen heute zwölf Mächte Colonien*), und zwar

| | | | |
|---|---|---|---|
| England | mit einem Flächeninhalt von | 28829100 | qkm |
| | und einer Einwohnerzahl von | 359570000 | |
| Rußland | mit einem Flächeninhalt von | 16446257 | qkm |
| | und einer Einwohnerzahl von | 15447000 | |
| Frankreich | mit einem Flächeninhalt von | 10984700 | qkm |
| | und einer Einwohnerzahl von | 51317000 | |
| Deutschland | mit einem Flächeninhalt von | 2596500 | qkm |
| | und einer Einwohnerzahl von | 12783000 | |
| Belgien | mit einem Flächeninhalt von | 2382800 | qkm |
| | und einer Einwohnerzahl von | 19000000 | |
| Die Türkei | mit einem Flächeninhalt von | 2376700 | qkm |
| | und einer Einwohnerzahl von | 17898000 | |
| Portugal | mit einem Flächeninhalt von | 2090000 | qkm |
| | und einer Einwohnerzahl von | 7270000 | |
| Die Niederlande (Holland) | mit einem Flächeninh. von | 2045647 | qkm |
| | u. einer Einwohnerz. von | 38000000 | |
| Italien | mit einem Flächeninhalt von | 410000 | qkm |
| | und einer Einwohnerzahl von | 680000 | |
| Amerika | mit einem Flächeninhalt von | 306341 | qkm |
| | und einer Einwohnerzahl von | 8602000 | |

*) Den neuesten Tabellen aus der „Revue économique internationale“ in der Aufstellung des Legationsraths Dr. A. Zimmermann entnommen.

Digitized by Google

| | | |
|---|---|---|
| Spanien | mit einem Flächeninhalt von | 212700 qkm |
| | und einer Einwohnerzahl von | 291000 |
| Dänemark | mit einem Flächeninhalt von | 88459 qkm |
| | und einer Einwohnerzahl von | 42000 |

Eine Angliederung weiterer Staatsgebilde mit transoceanischem Latifundienbesitz ist zu unsrer Zeit wiederum so gut wie ausgeschlossen, die Welt scheint zum zweiten Male vertheilt. Ausgedehnte Territorien, die noch nicht in ihrer Eigenschaft als Colonien einer Macht officiell von der internationalen Diplomatie anerkannt sind, stehen doch in gewissem Abhängigkeitsverhältniß zur Regierung des einen oder andern Großstaates, zum mindesten aber unter seinem Interessensschutz, dessen Ausübung, je nach Rangordnung des „Civitas protegens" als wehrhafte Macht, den übrigen Staatsgebilden im internationalen Concert ein mehr oder minder zu beachtendes „hands off" gebietet.

Ueberblicken wir nun die einzelnen Erdtheile, so finden wir heute Afrika getheilt unter England, Frankreich, Deutschland, den König der Belgier, Spanien, Italien, Portugal und die Türkei. Als freie Dominien unter eigenen Herrschern, resp. Stammeshäuptlingen haben sich nur noch erhalten Abessynien, nahe dem Osthorne Afrikas und Marokko, die Nordwestecke des Erdtheils. Beide aus ganz verschiedenen Gründen. Abessynien, weil es eine auch vom Meere vollständig abgeschlossene Gebirgsinsel bildet, die von außen sehr schwer zugänglich ist und mit ihrem Reichthum an natürlichen Festungswerken von der eingeborenen, intelligenten Bevölkerung mühelos vertheidigt werden kann. Vom strategischen Standpunkte z. B. zur Beherrschung einer Welthandelsstraße, wie Th. Fischer*) richtig betont, absolut werthlos, bietet es kaum erhöhte Attraction für Europas Colonialprojecte. Die Eroberung jenes Landes, sagt Fischer, einer der besten Kenner einschlägiger Verhältnisse, würde einer andern Macht, wie Italien wohl glücken, es jedoch zu behaupten keiner.

Bei Weitem größere Bedeutung gewinnt dagegen Marokko für die europäischen Mächte. Schon seine Lage an einer der wichtigsten Weltverkehrsstraßen, den Ausläufern des europäischen Continents in unmittelbarer Nähe gegenüber, prädestiniren es für eine europäische Colonie. Dazu kommt die Fruchtbarkeit des Humusbodens, der sich in breiten Gürteln durch das Land zieht, und dessen Cultivirung, nachdem Jahre lang der maßloseste Raubbau, ohne Schaden für seine Ertragsfähigkeit auf ihm getrieben worden ist, die verlockendsten Früchte verspricht. Die Uneinigkeit der wilden Stämme und die Schwäche des Herrschers, dessen Macht ständig von Prätendenten bedroht ist, geben eine nicht zu unterschätzende Gewähr für die allenfalls besonnen durchzuführende Colonisirung des Landes. Es bleibt nur die Uneinigkeit und Rivalität der europäischen Mächte, die die Integrität des Scherifenreiches vielleicht noch auf längere Zeit sichern und so die werthvollen Latifundien, als deren erste Erforscher Deutsche sich ruhmvoll nennen dürfen, den Einflüssen europäischer Cultur entziehen.

Der asiatische Continent ist mit Ausnahme von vier unabhängigen Staaten, Japan, China, Persien und Siam, im Besitze sieben europäischer Mächte und zwar der Größenreihenfolge der Landstrecken nach occupirt von Rußland, England, der Türkei, Frankreich, Italien, Portugal und Deutschland. Auf dem asiatischen Archipel behaupten sich amerikanische und holländische Besitzungen. Die vier erstgenannten, äußerlich unabhängigen Staaten haben bis jetzt doch ständig unter dem Einfluß europäischer Cultur und der Machtsphäre einzelner Staatsgebilde gestanden; das Erstarken und Vordringen der gelben Rasse droht aber auch hier die europäischen Einsprüche mehr und mehr aufzuheben. Zu weiteren Colonisationszwecken erscheint daher heute namentlich der ostasiatische Boden so gut wie ungeeignet.

Auch die Zeiten amerikanischer Colonisation sind vorüber. Die Besitzungen Englands, Frankreichs, der Niederlande und Dänemarks (letztere auf dem amerikanischen Archipel), sind durch die Auswüchse der „Monroe-Doctrin", „Amerika für die Amerikaner", stark gefährdet. Die Vollendung des Panamacanals dürfte in dieser Richtung, wie Zimmermann*) treffend hervorhebt, die Wünsche Amerikas von Neuem actualisiren.

Es bleibt noch der fünfte Erdtheil Australien. Das Festland mit seiner vorgelagerten Inselwelt ist im Besitze von sechs Mächten und zwar: England, Frankreich, Deutschland, den Niederlanden, den Vereinigten Staaten und Portugal. Weitere Erwerbungen und Colonisirungen kleiner, noch unerforschter Inseln erscheinen vom praktischen Standpunkte heute noch ziemlich werthlos, es sei denn, daß sie durch irgend einen Zufall als Kohlenstation für die Marine eines Staates erhöhtes Interesse gewännen.

Nachdem wir so nun auf historischer und actuell politischer Basis eine Revue über die Colonisationsthätigkeit der europäischen Staaten im Allgemeinen gewonnen haben, wollen wir jetzt zu einem bestimmten und naheliegenden Gebiete übergehen, der Colonialwirthschaft des „Deutschen Reiches". Ich meine, wir müssen uns da zunächst klar werden, welche bestimmten Einzelsparten wir betrachten wollen; das ganze umfangreiche cameral-coloniale System hier auch nur flüchtig zu streifen, würde natürlich weit über den Rahmen dieser Darlegungen hinausgehen.

Das Endziel aller colonialen Wirthschaftspolitik ist, oder soll vielmehr sein, die neu gewonnene Dependance dem Mutterlande in praktischer, retrospectiver, als auch neu erzeugender Cultur anzugliedern, sie nicht ihm gleichzustellen, aber auf eine gewisse Höhe zu bringen, die wohl noch ihre Abhängigkeit bedingt, im Uebrigen aber aus ihr ein frei denkendes und gleich dem Mutterlande fühlendes Staatswesen zu gestalten. Zur Erreichung eines solchen idealen Zieles gehört aber vor Allem eine vernünftige Auswahl oder besser Auslese unter den colonialen Erwerbungen. Nicht jedes angegliederte Territorium, das wird man ohne Weiteres einsehen, kann für diesen Zweck als geeignet angesprochen werden. Es bedarf einer sorgfältigen wissenschaftlichen Untersuchung, um die Civilisationsfähigkeit der eingeborenen Rasse nach der einen oder andern Richtung hin klarzustellen. Bei den Bewohnern unsrer Colonien ist nun wohl ein gewisser Grad praktischer Cultur schon als Voraussetzung gegeben. Die Verbreitung europäischer Civilisation braucht also nicht mit dem „Trivialsten" anzufangen, sie kann auf einem, wenn auch immerhin nur schwachen Fundament weiterbauen.

Es kommt jetzt zunächst die Frage nach der Anwendung des wichtigsten Culturträgers, der Sprache! Sollen wir in der fremden Landessprache, oder in unsrer Sprache die Eingeborenen unterrichten, d. h. sollen wir dem geistig niedriger stehenden Volke unsre Sprache octroyiren, oder unsre Beamten und Missionare zwingen, die fremde zu erlernen? Beide Systeme finden wir von andern Nationen angewendet. Das erste: den Unterricht in den Idiomen der Eingebornenbevölkerung von den sinnig, allerdings auch langsam colonisirenden Holländern; das zweite, den Unterricht im eignen Idiom von den „Rough and ready" vorgehenden Engländern. Die holländische Methode hat allem Anscheine nach sehr Vieles für sich. Nicht nur, weil die allgemeine Kenntniß der Sprache eines Volkes die Beherrschung desselben in hohem Maße erleichtert und dem Culturträger gestattet, in den Geist dieses Volkes einzudringen, es gründlich kennen zu lernen, sondern auch, weil sie der fremden Speculation, bei der Un-

*) Theobald Fischer: „Die Handels- und wirthschaftlichen Verhältnisse von Marokko und die deutschen Interessen in Marokko." Beilg. zur „Münch. Allg. Zeitg.", 1900.

*) „La politique coloniale" in der Révue économique internationale. 1908.

Digitized by Google

kenntniß des eigenen Idioms einen allzu freien Einblick in die internen Angelegenheiten des Occupators verwehrt.*)

Die Schaffung einer verläßigen Eingeborenenmiliz hängt nicht zum Wenigsten mit dem Sprachensystem zusammen. Der Drill, der Verkehr des Vorgesetzten mit dem Untergebenen in der Landessprache des auf niederem Niveau stehenden Eingeborenen, die scheinbare Unterordnung der höheren Intelligenz unter die Sitten und Gewohnheiten des noch Uncivilisirten, das alles giebt dem bewußt vorgehenden Occupator wichtige Mittel, die rohe Kraft des „Wilden" der Cultur gefügig zu machen. Kaum werden bei einer solchen Methode derartige Mißgriffe in Bezug auf das religiöse und Gefühlsleben der Eingeborenen vorkommen können, wie sie durch das englische Colonialsystem zum Sepoy-Aufstande führten.

Die zweite Art der Colonisation ist verkörpert in dem englischen System. Rough and ready, mit Gewalt, so pflanzen englische Colonisateure die junge Saat der Cultur. Als Umgangssprache octroyiren sie den Eingeborenen das „Englische", die „Weltsprache", ergo das Kriterium höchster Cultur. Sie erreichen dadurch bei dem anglisirten Eingeborenen meistens das Gegentheil von dem, was sie beabsichtigen. Der bildungsfähige Natursohn thut kritische Einblicke in das politische und wirthschaftliche Leben des „Eindringlings", neigt leicht zur Arroganz und schließt sich in seinem Gefühlsleben vollkommen ab. Seine Sprache dient ihm im Verkehr mit Stammesverwandten als Geheimsprache, er fordert in ihr zum Kriege auf, er conspirirt in ihr, um endlich dem des fremden Idioms unkundigen englischen Beamten mit dem fait accompli einer lange vorbereiteten That entgegen zu treten.

Stellen wir nun die Frage auf, welche der beiden Methoden für die deutschen Colonisationsbestrebungen zu adoptiren ist, so müssen wir nach sorgfältiger Abwägung der beiderseitigen Vortheile und Nachtheile, nothgedrungen einen Compromiß zwischen beiden schließen. Von der holländischen ist es unbedingt wünschenswerth, die Erlernung der fremden Sprache zu übernehmen, dagegen nicht das in zu großer Accommodation begründete schleppende Vorgehen; die zielbewußte Durchführung der Civilisation würde mehr, auf gesunden deutsch-nationalen Egoismus übertragen, in den Principien der englischen Methode zu suchen sein. Als Ergebniß für die erste wichtige Forderung zur Einführung europäischer Cultur in unsern überseeischen Territorien, wollen wir deßhalb als Resultirende beider Systeme aufstellen:

Eine verständnißvolle Behandlung der Eingeborenen, bedingt durch gegenseitigen Verkehr in ihrer eigenen Landessprache, die Verwaltung der Colonie durch einen toleranten, zum Theil möglichst an der Erschließung der Colonie interessirten, von Eingebornenkundigen erzogenen, civilen und militärischen, nicht zu jungen Beamtenstab und endlich die sorgfältige Vermeidung jedes colonialen Abenteuers, das nur zu leicht durch undurchdachte neue Schritte gezeitigt werden kann.

Einen zweiten wichtigen Punkt stellt die Frage nach der Abhängigkeit des colonialen Verwaltungskörpers von der Centralregierung des Mutterlandes dar. Eine Parallele mit den englischen und holländischen Verhältnissen hier zu ziehen, ist inopportun, aus dem einfachen Grunde der abweichenden Constitutions- und Verwaltungsformen beider Länder vom behördlichen Apparat der deutschen Regierung. Die aufgeworfene Frage ist schon häufig angeschnitten und auch behandelt worden: eine wirksame Lösung scheint eine möglichst unabhängige Selbstverwaltung natürlich nur der größten transoceanischen Territorien unter Beamten zu sein, die von der Colonialbehörde vorgeschlagen werden und nur ihr Creditiv in Berlin erhalten. Ebenso sollte auch die Finanzverwaltung unter einem eigenen, in der Colonie selbst residirenden Rechnungshofe stehen, dessen erste Beamte eine berathende Position zu den Executiven der höchsten Finanzstellen des Reiches einnähmen, und deren Initiativgewalt für ihren Ressort entsprechend erhöht wäre. In Allem sei aber das Motiv maßgebend: „Jede Colonie muß nach ihrer Bedeutung und Entwicklung verwaltet werden." Gleiches Recht für Alle ist hier schwerlich am Platze. Derselbe Satz gilt auch für die Frage, in wie weit die Colonien zu subventioniren sind, auf die ich, da ihre Beantwortung auch in den bescheidensten Grenzen ein bei Weitem zu großes Material verlangen würde, nur flüchtig hingewiesen haben will.

Eine andre Forderung, die allerdings das Mutterland allein angeht, für einen ausgedehnten Colonialhandel, das erstrebte Ziel colonialer Politik aber von hoher Wichtigkeit ist, möge hier einige Beachtung finden. Es ist dies eine auf breiter Basis angelegte wissenschaftlich maritime Erforschung der in Besitz genommenen Küstenstriche, eine genaue Untersuchung in Bezug auf ihre Hülfsquellen und Häfen, die Einrichtung eines geordneten Betonnungswesens und last not least die Niederlegung der gewonnenen Resultate in deutschen Büchern und Kartenwerken; ein Schritt, der uns wenigstens nach und nach von den englischen Navigationswerken frei machen würde.*) Es sind dies Aufgaben der deutschen Kriegsflotte, zu deren Lösung nicht nur die Schutzflottille, sondern auch größere Sonderabtheilungen des „Gros" herbeigezogen werden sollten, ein Wunsch, der bei dem riesigen Ausbau der Marine ja nicht auf allzu große Schwierigkeiten bei Abwägung der zeitweiligen Verfügbarkeit einzelner Schiffe, stoßen dürfte.

Zum Schluß sei noch einmal in verkehrstechnischer Hinsicht auf den ständig acuten Mangel eigener Kabellinien, vor Allem im Anschluß an das Mutterland aufmerksam gemacht und auch hier bei günstiger Constellation eine durchgreifende Aenderung vorgeschlagen.

Erst die Inangriffnahme dieser, wie auch so mancher anderer, mit gewaltigen finanziellen Opfern verbundenen Vorkehrungen, wird unsern wichtigeren Colonien erhöhten Wohlstand zu bringen geeignet sein. Noch sind wir junge, vielleicht die jüngsten Colonisatoren, deßhalb müssen wir uns ein Vorbild unter den Mächten suchen, dessen Erfahrungen zu werthvollen Bausteinen in der Geschichte unsrer Colonien werden mögen.

Nicht Englands Imperatorengeist, nicht Hollands „schipperen" soll allein maßgebend für die Geschicke des „jungen Deutschland" sein: beide in glücklicher Verbindung mögen die Colonialpolitik des „Deutschen Reiches" den erstrebten Zielen nähern.

*) „Die Europäer in ihrem Verhältniß zu den Eingeborenen der Colonien". Beilg. zur „Münchner Allg. Zeitung".

## Eine neue Theorie über den Staat.

Eine Entgegnung von Dr. Franz Oppenheimer (Großlichterfelde).

Meine Auffassung vom „Staat" besteht darin, daß er eine Schöpfung erobernder Gewalt ist, den Besiegten auferlegt mit der Absicht, sie dauernd zu „bewirthschaften", d. h. einen Theil ihres Arbeitsertrages unentgolten als „Herren-Einkommen" (Rodbertus) zu beziehen. Der Staat ist mit andern Worten das „entfaltete politische Mittel" der Bedürfnißbefriedigung. Dieser von mir neu eingeführte Terminus bedeutet die unentgoltene auf kriegerische Uebermacht gestützte Aneignung, während ich unter dem „ökonomischen Mittel" die eigene Arbeit und den äquivalenten Tausch verstehe.

Gegen diese Gesammtauffassung haben sich namentlich zwei Einwände geltend gemacht, die ich auch in der von Carl

*) Dr. G. Neumayer: Die Kriegsflotten und die wissenschaftliche Forschung.

Digitized by Google

Lauer an dieser Stelle veröffentlichten Anzeige*) wiederfinde. Ich bitte um die Erlaubniß, sie kurz zu erörtern.

Erstens soll meine Auffassung genetisch falsch sein. Es sei zwar nicht zu leugnen, daß in der Geschichte aller uns bekannten Staaten die militärische Uebermacht klassenbildend aufgetreten sei, und daß das politische Mittel sehr große Theile des staatlichen Lebens beherrscht habe: aber damit sei noch nichts über den Staat im allgemeinen historischen Sinne gesagt. Auch wo keinerlei kriegerische Störung des Gemeinlebens eingetreten sei, habe sich ein Staat entwickelt; die erobernde Gewalt habe also den Staat nicht erst geschaffen, sondern nur umgeändert, adaptirt, usurpirt.

Auch Dr. Carl Lauer hält mir den „communistischen Urstaat" entgegen. Demgegenüber frage ich einfach, wo denn dieser Urstaat jemals beobachtet worden ist? Ich behaupte, er hat niemals existirt. Ich behaupte, daß es in der ganzen Geschichte und Völkerkunde nicht ein einziges Beispiel dafür gibt, daß eine irgendwie staatsähnliche Organisation sich auf friedlichem Wege entwickelt hat, um, wie die Verfechter dieser Anschauung glauben, die Ordnung herzustellen und aufrecht zu erhalten.

Was auf diese Weise in den Organisationen der „vorstaatlichen" Völker an öffentlicher Gewalt, an Behörden und Autoritäten, entstanden ist, das reicht allenfalls bis an die obere Grenze dessen heran, was man als „Communalpolizei" bezeichnen könnte; ein Bißchen Eigenthumsschutz u. s. w. Aber von irgend welchen staatlichen Einrichtungen ist selbst unter einem starken Vergrößerungsglase nichts zu bemerken. Es sei denn, daß man jegliche genossenschaftliche Behörde für bestimmte Zwecke bereits als „Staat" bezeichnen wollte. Und dann wäre jeder Vereinsvorstand, der das Recht zu Rügen, Geldstrafen oder Ausschluß hat, ein Stück „Staat". Wenn man den uns interessirenden Begriff nicht so verdünnen will, daß er jede specifische Bestimmtheit verliert, dann darf man seine historisch gegebenen Inhalte nicht aus dem Auge verlieren; d. h. man muß dasjenige als Staat bezeichnen, was allen uns historisch überlieferten Bildungen dieser Art gemeinsam war und ist: und da finden wir überall, soweit wir irgend zurücktasten können, die Herrschaft eines Theiles der Staatsangehörigen über den anderen, mit dem Inhalt des Steuerrechts auf der Seite der Herrschenden, der Steuerpflicht auf der Seite der Beherrschten. Nirgend aber findet sich ein den Namen Staat verdienendes Gebilde ohne diese Klassenscheidung und Klassenherrschaft.

Schon dadurch wird es methodologisch unzulässig, die Definition des Staates so weit zu fassen, daß der lediglich construirte, nirgends auffindbare Fall des „communistischen Urstaates" mit davon erfaßt wird. Mindestens müßte gefordert werden, daß wenigstens ein einziger solcher Fall nachgewiesen würde.

Aber dieser Nachweis kann niemals erbracht werden. Der Fall ist nicht nur construirt, sondern er ist auch aus falschen Prämissen construirt. Er entstammt jenem, sonst überall aufgegebenen naturrechtlichen Schema, in dessen Bann die Denker des 18. Jahrhunderts standen. Sie glaubten, daß sich alle Differenzen der Vermögen und Einkommen und der socialen Klassenlage durch langsame Evolution entwickelt hätten aus einem Anfangsstadium, in dem sich nur gleiche und freie Contrahenten des contrat social gegenüber standen: die Construction der „ursprünglichen Accumulation"! Schon Karl Marx hat diese Construction grimmig als „Kinderfibel" gekennzeichnet, und in der That zeigt jede elementare ökonomische Betrachtung, daß, wenn solche Anfänge gegeben gewesen wären, bis auf den heutigen Tag und darüber hinaus in unabsehbare Zukunft hinein, sich niemals irgendwie bedeutsame Unterschiede der Vermögen und Einkommen und daher der Klassenlage hätten entwickeln können. Alle Accumulation von Vermögen, sowohl des unbeweglichen, wie des beweglichen, setzt capitallose Arbeitskräfte voraus, die gezwungen sind, für die Besitzer der Productionsmittel zu arbeiten. Solche Arbeitskräfte kann es aber nirgends geben, solange das Land nicht durch eine überlegene Macht gegen die Besiedlung der Landlosen gesperrt ist. Eine Berechnung ergiebt, daß noch heute pro Kopf der Gesammtmenschheit mehr als 10 Morgen fruchtbaren Ackerlandes verfügbar wären, wenn das Land frei zugängig wäre: und das ist mehr, als eine Familie nutzbringend bebauen kann.

Nun treffen wir aber überall schon in einem sehr frühen Stadium, wo ungemein wenig Menschen auf ungemein viel Land hausen, grobe Unterschiede der Vermögens- und Klassenlage. Da diese, wie gezeigt, unmöglich durch ökonomische Differenzirung entstanden sein können, so können sie mithin nur durch politische, kriegerische Machtsetzung entstanden sein. Und damit ist meine Auffassung von der Staatsentstehung gegen jeden Einwand gesichert. Wenn wir selbst nicht mit Sicherheit wüßten, wie wir es wissen, daß in allen Staaten, die auf die allgemeine Geschichtsentwicklung von Einfluß gewesen sind, die Klassenbildung sich in der hier geschilderten Weise vollzogen hat, so könnten wir es mit voller Sicherheit aus der Unmöglichkeit der „ursprünglichen Accumulation" erschließen.

Der zweite Einwand, der meiner Auffassung gemacht zu werden pflegt, läuft darauf hinaus, daß der Staat entstanden sei aus der Nothwendigkeit, rechtliche Ordnung einzuführen und zu halten.

Ich bestreite, daß er zu dem Zwecke eingeführt worden ist: dazu genügt in den primitiven Stufen das Bißchen communale Polizei, das wir erwähnt haben; — aber ich bestreite nicht im Mindesten, daß der Staat von Anfang an diesem Zweck gedient hat. Und zwar ergiebt sich diese höchst wohlthätige und vom Standpunkt der „Entwicklungsökonomie" den Staat auch völlig rechtfertigende Nebenwirkung schon mit aller Nothwendigkeit aus der oben von uns gegebenen Definition. Der Staat ist danach das Mittel der dauernden Bewirthschaftung von Menschen durch Menschen. Um diesen seinen Zweck zu erfüllen, muß er von einer Ordnung beherrscht sein, die die dauernde Leistungsfähigkeit der Steuerpflichtigen aufrecht erhält, nicht nur gegen Landesfeinde, sondern auch gegen Ausschreitungen der eigenen Herrenclasse. Das Recht des Staates enthält darnach nothwendiger Weise nicht nur das Steuerrecht der Herren, sondern auch den Rechtsschutz der Unterthanen — im Interesse des dauernden Steuerrechts der Herren.

Um zusammenzufassen: meine Staatsauffassung bestreitet die herrschende Staatslehre, wonach der Staat Organ des Rechts ist, nicht materiell, sondern nur sozusagen dem Range nach. Der Rechtsschutz ist nicht der oberste Staatszweck selbst, sondern das erste Mittel des obersten Staatszwecks, der dauernden Herrschaft mit ihrem ökonomischen Inhalt.

Darüber schließlich, ob es „utopistisch" genannt werden muß, wenn ich an eine Entwicklung des heutigen Staates zur Freibürgerschaft hin glaube, mag ich mit Herrn Dr. Lauer an dieser Stelle nicht discutiren. Ich befinde mich mit diesem Glauben in recht guter Gesellschaft: in der Gesellschaft eines Schiller, Kant, Comte, Spencer u. s. w. Es stimmt mich immer zu einer gewissen Heiterkeit, wenn ich sehe, daß manche Köpfe das Bestehende für unveränderlich halten und völlig unfähig sind, die stärksten Entwicklungstendenzen zu erkennen, die vor ihren Augen Welt und Menschheit umformen. Hier sei nur angedeutet, daß solche Freibürgerschaften, unter den Bedingungen, die ich für ihr Zustandekommen für erforderlich halte, schon mehrfach mit langer Dauer existirt haben: immerhin ein Symptom dafür, daß mein Glaube nicht ganz und gar utopistisch sein kann. Im Uebrigen thut mir mein verehrter Kritiker Unrecht, wenn er seinen Lesern diesen Glauben an die künftige Entwicklung als Hauptinhalt meines

*) Vergl. Nr. 21 dieses Jahrgangs.

Digitized by Google

Buches darstellt. Es ist davon nur in der Ausleitung die Rede und zwar ausdrücklich unter Berufung auf Gedankenreihen, die in dieser Staatslehre nicht wiederholt sind. Den Hauptinhalt der Schrift aber bildet die Untersuchung des Staates wie er ward, gewesen ist und ist, nicht aber die Untersuchung dessen, wie er sein wird, und ebenso wenig, wie er sein sollte.

---

## Droht eine Verstaatlichung der Reichsbank?

Von Ernst Heinemann (Berlin).

Nichts ist bezeichnender für den Optimismus und auch für die Vergeßlichkeit unsrer Geschäftswelt als die Thatsache, daß sie in dem unlängst veröffentlichten Fragebogen über die Bankenquete kein anderes Bedenken sah, als die Gefahren einer Veränderung der Organisation in den Grundlagen unsrer großen Privatbanken, und daß sie sich wiederum einer völligen Sorglosigkeit überließ, als der Regierungsvertreter, Herr v. Bethmann-Hollweg, die Enquete mit der Erklärung eröffnete, daß an den Pfeilern unsers Bankwesens nicht gerüttelt werden solle. Es ist das alte Lied, daß derartige allgemeine Zusicherungen der Regierung die Geschäftskreise — ganz gegen die Absicht der Regierung — gegen die weitere Entwicklung völlig sorglos und gleichgiltig machen, weil sie glauben, daß die Regierung ihre Angelegenheiten zum guten Ende führen werde. Nur zu häufig hat sich diese Anschauung gerächt, denn so zweifellos auch die Bereitwilligkeit der Regierung ist, die Interessen der Geschäftswelt, so weit irgend angänglich, zu unterstützen, so zweifellos ist es gleichzeitig, daß sie gerade im Bank- und Börsenwesen nicht immer die Macht besitzt, ihren Wünschen entsprechenden Nachdruck zu verleihen. Das alte Börsengesetz, besonders das Verbot des Getreideterminhandels und in dem neueren Gesetze die Zurücksetzung der Productenbörse, die ebenfalls gegen den Wunsch der Regierung erfolgte, sind in dieser Beziehung sprechende Beispiele. Eben weil sie es auf diesen Gebieten nicht auf eine Kraftprobe ankommen lassen, sondern alles nur durch Verhandeln erreichen kann, gilt gerade für die Geschäftswelt der Satz, die Dinge nicht aus den Augen zu verlieren, wenn nicht unerfreuliche Ueberraschungen sich in der Folge bemerkbar machen sollen.

Die Vorstellung, daß grundlegende Veränderungen in der Organisation unsers Centralnoten-Institutes eintreten könnten, ist für die Börse schon deßhalb gänzlich unfaßbar, weil die Verlängerung des bestehenden Zustandes sich bisher ohne alle Schwierigkeiten vollzogen hat. Und doch, wer wollte es leugnen, ist für die Einberufung der Bank-Enquete durch die Regierung in erster Linie die Sorge um die zukünftige Existenz der Deutschen Reichsbank maßgebend gewesen, und es ist kein bloßer Zufall, daß sie die Oeffentlichkeit gerade mit dieser Angelegenheit beschäftigen will. Wer daran zweifelt, braucht nur die veränderte politische Lage in Deutschland in Betracht zu ziehen, nur die einfache Thatsache, daß vor zehn Jahren die Erneuerung des Bankprivilegiums nur durch die geschlossene Unterstützung des Centrums zu Stande gekommen ist, das in seiner damaligen Eigenschaft als Regierungspartei die Aufgabe hatte, die conservative Opposition gegen die Erneuerung des Privilegs zum Schweigen zu bringen. Zur Zeit ist jedoch das Centrum, welches, wie man weiß, gerade in wirthschaftlichen Fragen mit der Rechten viele Berührungspunkte hat, selbst Oppositionspartei, und es hat diese Eigenschaft erst vor einigen Tagen bei der Thalerfrage documentirt, bei der es in Verbindung mit der Rechten der Regierung eine Niederlage beigebracht hat.

Daß für die Regierung selbst die Erneuerung des Reichsbankprivilegiums außerhalb der Discussion steht, hat sie bereits durch den Enquetefragebogen bewiesen, worin die Frage der Erneuerung des Bankprivilegiums überhaupt nicht berührt wird. Aber die Rechtslage ist in dieser Beziehung die, daß nach § 41 des Bankgesetzes zur Verlängerung des Privilegiums die Zustimmung des Reichstages erforderlich ist. Man hatte in der Commissionssitzung bei der letzten Erneuerung des Privilegiums den Versuch gemacht, diese Bestimmung zu ändern, indem ein Antrag (Seite 46 des Berichts) die Kündigung bis zum 1. Januar 1921 ausdehnen wollte; der Antrag wurde auch ursprünglich in der Commission angenommen, nachdem der Bundesrath seine Zustimmung dazu ertheilt hatte, später aber wurde er wieder zurückgezogen, da in der zweiten Lesung ein den Werth dieser Bestimmung wieder beeinträchtigender Antrag gestellt würde. Die Rechtslage ist somit die, daß bereits z. Z. zur Verlängerung des Privilegiums die Zustimmung des Reichstages erforderlich ist.

Nun braucht kaum hervorgehoben zu werden, daß ein sachlicher Grund für eine Veränderung der jetzigen Bankverfassung, also für eine „reine" Verstaatlichung absolut nicht vorliegt. Wenn der Wille desjenigen, der den unbedingten Einfluß auf ein Unternehmen ausübt, das wesentliche Merkmal für den Charakter eines Unternehmens ist, dann ist die Deutsche Reichsbank niemals etwas anderes als ein reines Staatsinstitut gewesen. Nach § 25 des Bankgesetzes wird die dem Reiche zustehende Aufsicht von einem Bankcuratorium ausgeübt, welches aus dem Reichskanzler als Vorsitzenden und vier Mitgliedern besteht. Eines dieser Mitglieder ernennt der Kaiser, die drei anderen der Bundesrath. Nach § 26 des Bankgesetzes wird die dem Reiche zustehende Leitung der Bank vom Reichskanzler und unter diesem vom Reichsbankdirectorium ausgeübt. In Behinderungsfällen des Reichskanzlers wird die Leitung durch einen vom Kaiser hierfür ernannten Stellvertreter wahrgenommen. Aufsicht und Leitung liegen somit vollständig in den Händen des Reiches, so daß man schon heute von keinem anderen als einem reinen Staats- oder Reichsinstitute sprechen kann. Das „Private" der Reichsbank, der Centralausschuß, d. i. die Vertretung der Reichsbankactionäre, die sich mit einem Garantiecapital bei der Reichsbank betheiligt haben, hat, abgesehen von einem einzigen Vetorecht in § 35, das sich auf etwaige Geschäfte der Bank mit den Finanzverwaltungen des Reiches und der Bundesstaaten bezieht, nur eine begutachtende Function. Es ist ihm jeder gesetzliche Einfluß auf die Geschicke des Unternehmens unmöglich gemacht. Wie wenig aber sich im Uebrigen das Reichsbankdirectorium nach dem Gutachten des Centralausschusses richtet, hat sich erst vor Kurzem mit dem Amtsbeginn des neuen Präsidenten gezeigt, der bereits in der ersten Discontsitzung im Widerspruch mit den Wünschen des Centralausschusses, der — ganz im Sinne der agrarischen Partei — für eine Discontermäßigung um ein volles Procent eintrat, nur eine Herabsetzung um ein halbes Procent beschlossen hat. Also auch durch ein Gutachten kann der Centralausschuß keinen Einfluß auf die Bank ausüben, wenn das Directorium bereits eine principielle Stellung in bestimmten Fragen eingenommen hat.

Die Unmöglichkeit, der Reichsbank von dieser Seite, d. h. wegen ihres nicht hinreichend staatlichen Charakters beizukommen, hatte schon bei der vorigen Erneuerung des Bankprivilegiums die agrarische Partei veranlaßt, die Parole auszugeben, daß es sich denn auch hierbei um gar keine prinzipielle Bankfrage, sondern lediglich um eine Finanzfrage handele. „Ich kann mir", so schrieb wörtlich am 24. December 1898 der eigentliche Wortführer der Verstaatlichung, der Abgeordnete Dr. Arendt, in einer ausländischen Zeitschrift, „gar keine noch so extrem agrarische — oder nebenbei auch bimetallistische — Forderung vorstellen, die nicht im Rahmen des jetzigen Bankgesetzes durchführbar ist." Das ist eine deutliche Erklärung, an der es nichts zu rütteln giebt,

Digitized by Google

wenn im Princip zugestanden wird, daß nämlich selbst die extremsten agrarisch-bimetallistischen Forderungen im Rahmen der jetzigen Bankverfassung, die man durchaus beseitigen wollte, erfüllt werden können. Bei den Reichstagsverhandlungen vom 7. bis 10. Februar 1899 wurde an diesem Standpunkt festgehalten: die meisten agrarischen Redner erklärten die Reichsbankfrage für eine reine Finanzfrage. Die Verstaatlichung habe lediglich den Zweck, den Verdienst der Actionäre lieber dem Reiche, den Steuerzahlern zukommen zu lassen. Bei einer völligen Verstaatlichung der Reichsbank — die heute, nebenbei bemerkt, die Ausgabe von etwa 210 Millionen Mark 4% (!) Reichsanleihe erforderlich machen würde — würde das Reich, so kalkulirte man bei der vorigen Erneuerung des Privilegiums, etwa 3 Millionen Mark Ueberschuß haben. Nun ist aber eine derartige Summe erstens kein Grund, den Sprung ins Ungewisse zu wagen und an den Grundlagen, die sich seit mehr als drei Jahrzehnten bewährt haben, zu rütteln, sodann aber übernehmen die Actionäre ja auch ein Risico, und was dieses werth ist, werden am allerbesten diejenigen wissen, die sogar als Gläubiger des Reiches und Preußens in Folge der Coursbewegung der letzten Jahre nicht weniger als den fünften Theil ihres in den betreffenden Werthen angelegten Vermögens eingebüßt haben. Sodann aber hindert selbstverständlich nichts, über die Frage der Gewinnbetheiligung der Actionäre mit diesen in Verhandlung zu treten, und wenn die Gewinnbetheiligung soweit reducirt ist, daß die Actionäre auf eine weitere Betheiligung verzichten, dann weiß man genau, was das Risico der Actionäre werth ist. Endlich aber ist es eine offene Frage, ob die Reichsbank als „reine" Staatsbank Verdienste in ihrer gegenwärtigen Höhe wird erzielen können, da mit einiger Sicherheit zu erwarten ist, daß bei einer Veränderung der Bankverfassung sofort die Girogelder in großen Summen zurückgezogen werden. Es läßt sich also die Verstaatlichung auch nicht mit dem Hinweise darauf, daß es sich um eine „Finanzfrage", um eine Geldfrage handele, begründen, denn diese kann jeder Zeit durch ein Verhandeln mit den Actionären über die Gewinnbetheiligung in einer Weise geregelt werden, die auch dieser Seite des Problems in vollstem Umfange Rechnung trägt.

Unter diesen Umständen erscheint es berechtigt, anzunehmen, daß es nicht nur politische, sondern auch rein sachliche Erwägungen waren, die das Centrum für die vorige Erneuerung des Privilegiums eintreten ließ und die den Vertreter des Centrums, den Abgeordneten Müller-Fulda, am 8. Februar 1899 (sten. Bericht S. 738—39) zu der folgenden, im amtlichen Reichstagsbericht durch Sperrdruck hervorgehobenen Erklärung veranlaßten: „Wir wollen an den bewährten Grundlagen des Bankgesetzes festhalten und nicht zu einem neuen Experiment übergehen, weil dazu kein Bedürfniß vorhanden ist", und am Schlusse seiner Rede: „Wir wollen die bewährten Grundlagen unsrer Bankgesetzgebung nicht verlassen, aber die einzelnen Bestimmungen, den veränderten Verhältnissen entsprechend umgestalten." Aber nicht nur gegen die directe Verstaatlichung wandte sich der Vertreter des Centrums, sondern auch gegen den Versuch, die Verstaatlichung auf Umwegen zu erreichen und zwar durch eine Bestimmung, die das Reich verpflichtet, die neuen Reichsbankantheile selbst zu übernehmen, die folglich das Reich zum Großactionär der Reichsbank gemacht und auf diese Weise die Verstaatlichung herbeigeführt hätte. Auch gegen einen solchen Versuch wandte sich der Vertreter des Centrums, und unter diesen Umständen konnte die Erneuerung des Bankprivilegiums vor zehn Jahren mit großer Majorität beschlossen werden, obwohl Herr von Wangenheim, der zur Zeit auch der Bankenquete angehört, als Schlußredner erklärte, daß die Verstaatlichung hoffentlich zum letzten Male beschlossen worden sei.

Es erscheint nothwendig, schon heute an die damaligen Parlamentsverhandlungen zu erinnern, denn die Reichsbank hat inzwischen das „Verbrechen" begangen, den Discont auf 7% zu erhöhen, und das Centrum ist nicht mehr Regierungs-, sondern Oppositionspartei. Die Geschäftswelt hat daher alle Veranlassung, in dieser Frage, die nicht nur eine Börsenfrage ist, auf ihrer Hut zu sein und dafür zu sorgen, daß die Reichsbank auch diesmal davor bewahrt bleiben möge, den Agrariern und Silbermännern — darauf läuft die ganze Verstaatlichungspolitik hinaus — in die Hände zu fallen.

---

## Socialismus für Millionäre.

Von Jos. Aug. Lux (Dresden).

Das Evangelium des Reichthums predigt Armuth! Kein ärmerer als Andrew Carnegie, der amerikanische Stahlkönig, dem auch der sonderbare Titel eines Wohlthäters, der er gar nicht ist und auch gar nicht sein mag, gegeben wird, verkündet die Segnungen der Armuth. Das ist ganz natürlich bei einem Manne, der, wie die meisten Selfmademan, in seiner Jugend die Striegelhaftigkeit und Kratzbürstigkeit der Armuth empfunden, die früh aus dem Haus nach Erwerb jagt, den Starken stählt und den Schwachen vollends niederzwingt. Diese Armuth preist Carnegie als die Ziehmutter der Tugend und der Kräfte, wenn solche überhaupt im Keim vorhanden sind. Arm gewesen zu sein, ist das beneidenswerthe Los Derer, die es nicht mehr sind. Sie haben die Vortheile der Armuth genossen, die allerdings erst nach glücklich überstandener Lehrzeit als Vortheile erkannt werden können, wie der Lebenslauf Carnegies (das typische Millionärbeispiel Amerikas) beweist, der der Hauptsache nach mit einigen Worten erzählt ist: Mit zwölf Jahren Fabrikarbeiter, später Schreiber, Telegraphenbote, endlich Telegraphist, dann Eisenbahner und bald auch in sehr bescheidenem Umfang Eisenbahnactionär, alsbald Begründer der Woodruff-Schlafwagen-Gesellschaft, der ersten ihrer Art, die später von Pullmann übernommen worden ist, ferner Brückenbauunternehmer mit der Absicht, die damaligen hölzernen Eisenbahnbrücken durch eiserne zu ersetzen und schließlich der größte Eisenerzeuger mit dem Ergebniß, daß drei Pfund fertigen Stahles heute in Pittsburg für zwei Cts. zu kaufen sind, was billiger ist, als irgendwo auf der ganzen Erde, und daß in Folge dessen die Eisenstadt Pittsburg in der Stahlproduction eine Weltherrschaft errungen hat. Das war keine Laufbahn, die er erwählt hatte; denn wenn er wählen hätte dürfen, wäre er nicht Arbeiter und auch nicht Kaufmann geworden. Im Hinblick auf die rechtschaffene Armuth, die die Ausbildung der vorhandenen Instincte und Talente mit dem Druck der Noth oder der Nothwendigkeit betreibt, wäre man fast versucht, den bekannten Satz Rousseaus zu variiren: „Wenn ich so unglücklich wäre, als Millionär geboren zu sein . . ." (Statt: „Si j'étais si malheureux d'être né prince . . .") Die Millionäre scheinen in der That eine Klasse zu bilden, für die in der Welt am allerwenigsten gesorgt ist. Es giebt kein Restaurant, keinen Schneider, keinen Markt, der Lebensmittel und Genüsse in jenen gesteigerten Verhältnissen bietet, als der Vermögenslage entsprechen würde. Wie weit die Vernachlässigung dieser kleinen, aber höchst interessanten Klasse geht, wird aus dem Umstand klar, daß ein Millionär heutzutage einem Menschen mit 10 000 Mark Jahreseinkommen nichts Wesentliches voraushaben kann, dagegen aber in Bezug auf menschliche Theilnahme, Aufmerksamkeit und Hilfsbereitschaft hinter jedem Obdachlosen und Arbeitslosen zurückstehen muß. Es ist in der That kein geringes Unglück, einer Klasse von Menschen anzugehören, die statt des Mitgefühls, das Jeder erfährt, bei den Mitmenschen auf unleugbare Nichtbeachtung oder auf die verruchten Hintergedanken, die es auf den Geldsäckel abgesehen haben, gefaßt sein muß. Der Millionär kann

Digitized by Google

in dieser Welt nur zu seinem Recht kommen, indem er arm wird. Von Carnegie angeregt, der die Erfahrung seiner Klasse besitzt, und dessen Leidweisen etwas von der Autorität eines Professionisten hat, hat sich auch Bernard Shaw mit jener merkwürdigen Kaste beschäftigt, und zunächst die Thatsache festgestellt, daß alles Erdenkliche für die Millionen hergestellt wird, aber nichts für den Millionär. Die Welt kehrt ihm ganz entschieden den Rücken. Die fortschreitende Civilisation wendet sich immer mehr von ihm ab und concentrirt ihre ganze Aufmerksamkeit auf das riesenhafte Proletariat, um es mit Allem zu versehen, dessen es bedarf. Es ist bekannt, daß auf der Eisenbahn die Reisenden dritter Klasse den eigentlichen Profit hervorbringen. Vom Standpunkt des Geschäftes ist der Geschäftsreisende als Gast wichtiger, denn ein Lord mit großem Gefolge. Der Waarenhausbesitzer rechnet vorweg mit der 50 Pfennig-Kundin, und die Commercienräthin hat unter solchen Umständen keinen Anspruch auf irgend welchen Vorzug. Der altmodische Geschäftsmann, der vor dem reichen Mann in Ehrfurcht erstirbt und die Taglöhner-Kundschaft beflegelt, wird bald dem Raritätencabinet angehören. In vielen Fällen würde heute schon der Millionär vor die Thür gesetzt werden, wenn er Dienstleistungen begehrte, die seinem Vermögensrange entsprechen. Eine Straßenbahn-Gesellschaft z. B. müßte es ablehnen, den Einzug des Lordmayors zu feiern. Beerdigungs- und Einäscherungs-Actiengesellschaften können sich keinesfalls herbeilassen, in nennenswerther Weise von dem System ihrer Beerdigungseinrichtungen abzuweichen. Es besteht die melancholische Aussicht, daß die fortschreitende Organisation des wirthschaftlichen Lebens die standesgemäßen Ansprüche des Millionärs immer mehr beschneidet und diesen als Persönlichkeit immer überflüssiger macht. In einer Welt, wo sich jedem entlassenen Sträfling hundert hülfsbereite Hände entgegenstrecken, begegnet der Millionär einer entschiedenen Theilnahmslosigkeit und einer kränkenden Zurücksetzung. Wenn ich auch so glücklich bin, nicht Millionär zu sein, so kann ich doch den Schmerz ganz begreifen. Die Mittheilungen einer Autorität, wie Mr. Carnegie, rücken das schwierige Millionärsproblem in die Reihe der dringlichen Nothstandsangelegenheiten. Es ist klar, daß für die stiefmütterlich behandelte Klasse etwas geschehen muß. Sollen die Millionäre ihr überflüssiges Vermögen vertheilen, es im Almosengeben aufbrauchen, sollen sie es im Dienste der Wohlthätigkeit verschenken? Das wäre ganz absurd. Angenommen, in einer Stadt mit einer Million Einwohner würde ein zwanzigfacher Millionär sein Vermögen unter den Stadtbewohnern gleichmäßig aufteilen lassen. Es würden auf jeden Einwohner Mk. 20.— kommen. Was wäre damit gewonnen? Reichthum soll Leben sein. Man denke etwa an die berühmte Stiftung des Carl Zeiß in Jena, der sein aus der Erzeugung der weltbekannten, nach ihm benannten optischen Instrumente gewonnenes Vermögen bei Lebzeiten seinen Arbeitern stiftete, doch nicht in der Form der Auftheilung, sondern in Form eines untheilbaren Eigenthums der Unternehmung, an der bis zu einem gewissen Theile die Arbeiter Gewinntheilhaber sind. Es ist leicht zu beurtheilen, ob dieses untheilbare, unveräußerliche Collectivvermögen, das fortwährende Beschäftigung und wachsende Bethätigung bot, von größerem Vortheil war, als die Geldvertheilung, die vielleicht von Vielen als eine persönliche Annehmlichkeit wünschenswerther erachtet wurde. Abgesehen von dem enormen Verlust, der sich dabei ergeben müßte, würde nichts weiter gewonnen sein, als daß sich jeder Empfänger von unverdienten Mk. 20.— einen guten Tag, oder einen guten halben Tag, oder vielleicht nicht einmal soviel leisten könnte, und der Versuchung unterläge, für mindestens dieselbe Zeit und wahrscheinlich darüber hinaus seine Erwerbs- oder Arbeitspflichten zu vernachlässigen und einen Schaden zu erleiden, der in der Regel größer ist, als der Gewinn. Damit ist auch die Almosengeberei und Wohlthätigkeit berührt, die sehr selten in der Welt wahrhaften Nutzen gestiftet hat, sondern in den allermeisten Fällen Heuchler, Schwächlinge, Faulenzer und Tagediebe gezüchtet hat. Reichthum ist nicht zum Almosengeben da. Erbschaften haben eine ganz ähnliche Wirkung. Ein junger Mann, der plötzlich reich erbt, wird dadurch in seiner Carrière meistens bedenklich erschüttert. Seine Thatkraft, seine Entfaltung, die Ausbildung fruchtbarer Anlagen und Kräfte stehen sofort auf dem Spiel. Ein Vater soll seine Söhne nicht so unglücklich machen und ihnen eine reiche Erbschaft hinterlassen. Eltern haben ihren Kindern gegenüber ganz andere Pflichten, als sie mit einem gespickten Geldsack zu begaben. „Ich möchte meinem Sohne lieber einen Fluch, als den allmächtigen Dollar überlassen", das ist ein Lieblingswort von Carnegie. Daß es Beispiele von Millionärssöhnen giebt, die durch den Reichthum unverdorben, dem Volk große Dienste erwiesen haben, besagt nichts gegen die Regel. Sie sind das wahre Salz der Erde, sie sind werthvoll, aber sie bilden die allerseltensten Ausnahmen. Die Erfahrung lehrt, daß es weder für die Kinder, noch für den Staat gut ist, sie mit der Bürde des Millionen-Erbes zu belasten. Selten werden Vermächtnisse, die der Oeffentlichkeit zufallen, so verwendet, daß sie nicht zu Denkmälern der Thorheit des Erblassers werden. Wenn Jemand erst bei seinem Tod Reichthum zur öffentlichen Benutzung hinterläßt, so gebührt ihm hierfür kein besonderer Dank, weil Niemand für das zu loben ist, was er gezwungenermaßen thun muß. Von solchen Leuten darf man ohne Weiteres annehmen, daß sie nichts hinterlassen hätten, wenn sie alles hätten mitnehmen können. Die öffentliche Meinung, die von Einem, der im Besitz von großen unverwendeten Reichthümern stirbt, zu sagen pflegt: „Wer so reich stirbt, stirbt entehrt", gewinnt immer mehr Beharrlichkeit und verdichtet sich in der zunehmenden Neigung, großen, beim Tod hinterlassenen Besitz, immer höher zu besteuern, was man als tröstliches Anzeichen dafür nehmen darf, daß sich über die Pflichten des Reichthums ganz zeitgemäße Anschauungen entwickeln. Wir dürfen Carnegies Worten Glauben schenken und zugeben, daß der Bibeltext: „Es wird ein Kameel leichter durch ein Nadelöhr gehen, als daß ein Reicher ins Himmelreich kommt", in der Millionärsklasse große Beunruhigung erweckt. Der Millionär will nicht länger „als der unwürdige Schatzsammler mit nutzlosen Millionen seinem Ende entgegengehen, sondern arm, recht arm an Gold, aber reich, sehr reich, noch zwanzigmal ein Millionär in der Liebe, Dankbarkeit und Bewunderung seiner Mitmenschen und — welche Seligkeit — befriedigt und gehalten sein, durch die sanfte kleine Stimme im Inneren, die ihm flüsternd sagt, daß vielleicht ein kleines Stück der großen Welt um ein Wenig verbessert worden ist, weil er gelebt hat." Man sollte es nicht glauben, daß ein Stahlkönig so viel aprilweiche Sentimentalität aufbringt. Wenn man von dem etwas verdächtigen Ehrgeiz nach dem Erwerb von Dankbarkeit und Bewunderung absieht, wird man erkennen müssen, daß der Socialismus für Millionäre im Entstehen begriffen ist, für den Bernard Shaw das Wort, aber Carnegie die Ideen geliefert hat. Wir brauchen nicht die Bibel, um das Evangelium des Reichthums zu bespiegeln und rechtskräftig zu beweisen; sonst ließen sich heilige Textstellen finden, wonach das Ansammeln und Anhäufen von Reichthümern Menschengeheiß und Gottesgeheiß ist. Die Kritik richtet sich nicht gegen die Anhäufung des Reichthums, sondern gegen die Anwendung der Reichthümer. Geld ist nicht fruchtbar, aber Geld ist guter Dünger, wenn die Aehren hochstehen sollen. Es ist geschmacklos, die Herkunft großer Vermögen unter die Lupe zu nehmen. Aller Segen und Unsegen hängt von der Anwendung ab. Im Grunde des neuen, von Carnegie verkündeten Evangeliums, ruht die schwachverhüllte Erkenntniß, daß der Reichthum Eigenthum der Nation ist, der in den Händen der Erwerber als anvertrautes Gut liegt, mit dessen Ver-

Digitized by Google

waltung und Verwendung eine gewisse Rechenschaft verbunden ist. Die Verpflichtung hört nicht auf, für die gehörige Verwendung des Reichthums zu Gunsten der Nation und der Menschheit bei Lebzeiten persönlich Sorge zu tragen. Diese Sorge ist unzertrennlich von der persönlichen Initiative und kann nicht von den Nachkommen oder der unpersönlichen Oeffentlichkeit als Erbin im vollen Umfang erfüllt werden. Deßhalb muß das Ziel des Millionärs darin bestehen, arm zu sterben, wenn er nicht sein Andenken mit dem Vorwurf bedecken will, daß er die Schlake seines Vermögens nur widerwillig hinter sich gelassen hat, und daß in seinem Anhäufen von Reichthum kein Wohlwollen und daher auch kein Segen liegt. Auch der Hinweis auf die Kinder ist nicht gerecht. Warum sollen die Menschen ihren Kindern große Vermögen hinterlassen? Die Söhne mögen ihre Tüchtigkeit im Leben durch die Thätigkeit beweisen; Reichthum an und für sich beweist nichts, sondern steht vielmehr hindernd im Wege. Da es sich in der Verwaltung und rechtmäßigen Anwendung großer Reichthümer, nicht zu Hinterlassenschaften, sondern zu Gunsten des Volkes und zur Förderung der Cultur, im Grunde genommen nur um eine persönliche Pflicht des Millionärs und seiner Klasse handelt, so ist nicht einzusehen, warum Carnegie auf den Titel eines Wohlthäters und auf die Dankbarkeit und Bewunderung Seitens der Mit- und Nachwelt so viel Gewicht legt. Daß Einer kein Uebelthäter ist, macht ihn noch lange nicht zum Wohlthäter. Es ist schlimm genug, daß es in unsrer Zeit als Ehrentitel angesehen werden muß, wenn es heißt, der Mann hat seine Pflicht gethan. Es ist der höchste Titel, der bei einigem fortschrittlichen Denken standhält. Die Aufgabe besteht keineswegs darin, bewunderten Aufwand und Luxus zu treiben, weil jede Art von sinnloser Verschwendung demoralisirende Wirkungen erzeugt. Die Leute, denen es einfällt, Kleider aus kostbaren, kunstvollen Spitzen durch den Koth und Staub der Straßen von Montreux zu schleifen, unter dem Rechtstitel, daß man sichs leisten kann, begehen dieselbe Ungeheuerlichkeit wie der Pöbel oder der Mob, der die Kathedrale von Avranches zerstörte. Die edle Einfachheit gehört zu den Grundpfeilern der Demokratie und wir ahnen gar nicht, wie wenig in Amerika aus diesem Grunde der Unterschied zwischen Arm und Reich gesellschaftlich zu bedeuten hat. Könnte die amerikanische Union das Vertrauen zu ihrem Präsidenten haben, wenn sie an ihm die Merkmale der Prunksucht und der Verschwendung wahrnehmen würde? Daß sich an den amerikanischen Universitäten die mittellosen Hörer durch persönliche Dienstleistungen, mit denen sie sich den Unterhalt erwerben, neben ihren reicheren Collegen nicht das Geringste vergeben, erscheint in der europäischen Auffassung fast unbegreiflich. Dagegen ist keine Aufwendung zu groß, wenn es sich um die Schönheit, um die Kunst, um die Wissenschaft handelt. Die Arbeit und das Schaffen der Nation wird nicht gefördert durch Maßlosigkeit der Verschwendung und der Bedürfnisse, die verwüstet, damit reichlich Platz für Nachbestellungen werde. Das Schaffen wird nur gefördert durch Ehrung der Arbeit und Befestigung der Qualität, die der guten Leistung einen angemessenen Preiswerth und der Gesittung einen dauernden Bestand gewährleistet. Die Lebensmächte, die durch ihre Finanzkräfte wirken, müssen sich ihrer Aufgabe bewußt werden, die darin besteht, die Cultur und den Fortschritt zu fördern, selbst wenn diese Forderungen der Zeit der persönlichen Neigung oder dem persönlichen Geschmack widersprechen. Der Fortschritt in der Wissenschaft, in der Cultur, im socialen Leben, ist immer etwas Revolutionäres. Der Millionär hat die Pflicht, das Revolutionäre zu unterstützen. Man braucht bei diesem Wort nicht erschrecken. Nichts wirkt revolutionärer auf die geistige Verfassung des Volkes als die Ausbreitung der Bildung, die Entdeckungen der Wissenschaften, die Entwicklung der Technik, die Neuerung der Kunst und ähnlicher Dinge, die von amerikanischen Millionären, die den Socialismus ihrer Kaste praktisch bethätigen, aus persönlicher Initiative gefördert, ans Licht gezogen und dem Volke zugänglich gemacht werden. Viel wichtiger als die schäbige Almosengeberei sind Gründungen von Bibliotheken, Universitäten, wissenschaftlichen Institutionen, künstlerischen Productionen, öffentlicher Anlagen u. s. w. Dann aber schickt es sich nicht, klein und pfründnerisch zu geben, sondern das Große ganz zu thun und fabelhafte Summen zu stiften, für die Amerika eine große Galerie von Vorbildern aufstellt. In jeder Zeit schlummern neue Kräfte und neue Möglichkeiten, und es erwächst die Aufgabe, erfinderisch zu sein, in der Anwendung der Mittel, um nicht auf einem gewissen Gebiet eine unfruchtbare Concurrenz oder Ueberbietung zu häufen. Der Millionär, der für sein Geld nicht genug eigene Bedürfnisse haben kann, entgeht dadurch der Tragödie seines Lebens, indem er Bedürfnisse für Andere erschafft, nicht solche, die das Volk hat und auf die eine oder andere Art aus eigener Kraft oder aus Noth befriedigen wird, sondern Bedürfnisse, die es haben wird und noch nicht begehrt. Eine Million für eine Bibliotheksgründung ist in Amerika nichts Seltenes. Millionen für großartige Universitätsgründungen mit freiem Zutritt für Jedermann, ähnliche Summen für ein Observatorium und für die Steigerung der Qualität in astronomischen Gegenständen und Instrumenten, die Kleinigkeit von 100000 Dollar für Lese- und Vortragsräume, eine halbe Million für ein chemisches Laboratorium zur Erforschung gewisser Krankheitsursachen, Stiftungen zur Ausbildung von Krankenpflegerinnen, zur Gründung von Kunstunterrichtsanstalten, Kunstgalerien, großen öffentlichen Gärten, gesunden und schönen Wohnplätzen, Stadtverschönerungen aller Art und ähnliche Beispiele der denkbar weisesten Vermögensanwendung, bietet Amerika im reichsten Maß. Es giebt eine Unmenge Dinge, auch bei uns, die der privaten und persönlichen Initiative entspringen müssen, und nicht dem Staat, dem unglücklichsten aller Geschöpfe aufgehalst werden kann. Wir können vom Staat nicht verlangen, daß er Cultur fördert. Er hat es nie gethan und benimmt sich in dieser Rolle auch höchst unglücklich. Er hat für ganz andere Dinge zu sorgen. Es kann bei der Vermögensanwendung auch nicht auf die Meinung der Menge ankommen und nicht auf das, was sie augenblicklich braucht. Vierzehn Tage Ferien mit Freibier würde der Menge, wenn sie die Wahl hätte, lieber sein, als die Bibliotheken, die Observatorien, die Laboratorien, die Kunstanstalten. Erst, indem diese Unternehmungen geschaffen sind, kommen nach und nach die Bedürfnisse und mit ihnen die Steigerung des allgemeinen Lebens und der Freiheit.

Wenn die Geldaristokratie noch die hohe Pflichtauffassung der Kunst und Wissenschaft gegenüber hätte, wie sie die Fürsten alten Schlages hatten, müßte das heutige Lebensbild im Großen wie im Kleinen wesentlich anders aussehen.

---

## Rudolf Huchs neuere Bücher.

Von Richard Schaukal (Wien).

### I.

### Der Frauen wunderlich Wesen.*)

Es scheint eine gute Zeit für den deutschen Roman, die deutsche Novelle gekommen zu sein. Der (gottlob überstandene) Naturalismus hat im arg geschwächten Boden kräftig die scharf gezahnte Egge geführt. Unsre letzten Ernten sind reich, und man mag noch immer mehr verheißen. Peter Hille („Die Hassenburg"), Emil Strauß, Thomas und Heinrich Mann, Graf Eduard Keyserling, Hermann Stehr, Hermann

*) Roman von Rudolf Huch. Egon Fleischel & Co. Berlin.

Digitized by Google

Hesse, G. O. Knoop, J. Schaffner: eine vielfarbige Fülle, kräftiger, vollsaftiger deutscher Nachwuchs. Und etwas Erfreuliches, Höchsterfreuliches: das krasse Unwesen des „literarischen“ Schwindels, die impotent-arrogante Ausländerei des schattenhaft-seelenlosen Aesthetenthums der bloßen Worte hat vor den hastenden Augen des unberathen schwankenden Publicums nun doch ernste, gewichtige Gegenspieler erhalten, eine compacte Minorität, die wohl einen Stoß und Vergleich aushält, eine Phalanx der Eigenständigen (wobei man nicht etwa an Sascha Schneiders lächerliche Phalanx der Starken denken darf). Noch sind diese Trefflichen, denen sich bescheiden-sicher immer wieder ein Neuer anreiht, lange nicht nach Gebühr bekannt — geschweige denn in ihrer Bedeutung gewürdigt. Wie viel wäre über den tiefen, leisen Gerhard Ouckama Knoop zu sagen, diesen seligen „Dilettanten“, über Emil Strauß, den wunderbar-einsamen Musiker, über Thomas Mann.

Und nun ein paar dankbare laute Verkünderworte für Rudolf Huch in Harzburg, der durch diesen Roman mit dem seltsam koketten Titel um sieben Pferdelängen auf triumphirende Augenblicke dem Felde voraus gelangt ist. Wir kennen von dem Bruder der berühmten Riccarda bisher zwei klug-beredte Broschüren (Mehr Goethe; Eine Krise), einen träumerisch-stillen, weichen Roman aus Ahnung und Gegenwart (Hans der Träumer) und ein blasses, streng geschnittenes Drama, das Commodenluft athmet (Krankheit). Jetzt aber dieser prächtige, gliederdehnende, behagliche, saftige, dunkelgebräunte Roman! Er ist etwas ganz und gar Eigenes: sicher, von einer psychologischen Allwissendheit, die an die Unbeirrtheit der Somnambulen denken läßt, manchmal gleichsam von innen heraus erglühend, zuweilen merkwürdig verschattet wie unter einer schweren Wolke, bald in derber, tiefrissiger Holzschnittcontour mit fester Hand grausam-sieghaft vorwärts geführt, bald in sich selbst versinkend wie ein mit allen Blättern schauernd rieselnder Baum in der Abenddämmerung; klar, ruhig, bis auf die gut genährte Muskulatur unter der Haut deutlich und plötzlich aus der tiefsten Seele heimlich zur tiefsten Seele sprechend, voll Liebe, an Weisheit reich und mit Spott nicht sparend, gerecht (nur ein Liebling ist mit einiger Romantik sentimentalisch verbrämt, ein Held aus Spielhagens problematischen Tagen): ein Buch wie ein Mensch von rothem Blut aus starker Zucht, wechselnd in Miene und Gehaben, sich selber treu. Es ist ein Frauenschicksal, das zwischen Autorironie und Schöpferüberzeugung wie zwischen kämpfenden Magneten wandelt, ein Frauenschicksal aus dem geschmacklosesten deutschen Bürgerthum, in hundert feinen Würzelchen sich verbreitend, mit Holbeinscher Sorgsamkeit und Holbeinscher Verinnerlichung auf einen Kleinstadthintergrund gesetzt, besser: aus ihm hervor-, in ihn hineingezaubert, der mich an Rowlandson erinnert oder Thackeray. Dieser vielfältige „Hintergrund“, der immer wieder wie auf allen guten Bildern sich mit Luft erfüllt und um das Porträt gleichsam herumgeht, also daß dieses warm und wahr als ein Ding seiner eigenen Art und beileibe nicht als ein Alter-ego, wie's die stumpfen Naturalisten nur begreifen, bewegt und bewegend im Raum webt, ist das, was vor etlichen Jahren wie ein Wunder als das „Milieu“ von den stets gerne beschenkten Deutschen bei Fremden entdeckt ward, als ob es nicht immer da gewesen wäre bei allen Autoren, die Künstler waren und nicht Künsteler und kurzsichtige Nahstrichler: Fielding, Goethe, Dickens, Keller, Balzac, Raabe, Flaubert, Fontane. Nicht aber als „Milieu“, als ein schließlich nebensächliches Nebenbei und interessantes Drumunddran wirkt es beim Künstler, sondern als Schicksal. Da drin steht man, das hat Zusammenhang mit einem, schafft und zerstört an einem. Und aus der wechselseitigen Wirkung aller organischen Elemente, diesem Spiegeln in Spiegeln, wächst gestaltet künstlerisches Dasein. Daß ein Dichter seine Welt, die wie Laputa freischwebende, aus ihrem eigenen Samen treiben lasse, daß ihre Atmosphäre die ihr einzig lebenspendende sei, daß er den Rhythmus dieser seiner Schöpfung vom ersten Moment an, da er sprach: Es werde Licht in meiner Welt, schwingen mache aus ihrer eigenen Kraft, das ist das Geheimniß des Künstlers, dems die Virtuosen nie ablauschen. Was er erzähle, ist vollkommen gleichgiltig. Daß es lebe aus eigenen Gnaden, nicht wächsern in steifen Gesten Leben vortäusche, ist Alles. Und das „Originelle“ erhält es aus einer Natur.

## II.

### Eine Krisis.*)

Es ist wunderlich, daß man sich in der öffentlichen Discussion — so nennt mans doch? — diesen Rudolf Huch und seine sattsam aufzureizen geeigneten Broschüren bisher doch eigentlich hat entgehen lassen. Es wäre ein Vergnügen, den Streitbaren mit dem nägelgespickten Erwiderungskolben dreinschlagen zu sehen. Der „Verfasser von ‚Mehr Goethe‘“ — der prachtvoll ursprünglichen Kampfschrift, die in sechs Jahren immerhin bereits das 7. Tausend erreicht hat —, der mit dem Verfasser von „Hans der Träumer“, diesem traubensüßen Buche des Melancholikers, und dito mit dem Verfasser von „Der Frauen wunderlich Wesen“, diesem großartig sicheren Lebens- und Erlebenswerke aus den Dünsten der Kleinstadt, wahrlich und wahrhaftig ein und dieselbe vielseitige Persönlichkeit vorstellt, wird sich auf die Dauer freilich nicht verschweigen lassen. Obwohl er weder zur Heimathskunst noch sonst zu einer zeitgemäßen wechselseitigen Versicherungsgesellschaft gehört, wird man ihm Platz machen müssen, noch ehe er einen „Traumulus“ geschrieben hat. Nach den klebrigen Liqueuren der Literaten, die die deutsche Literatur lange genug mit Beschlag belegt hatten, wird man nach tüchtigen gekelterten Getränken Sehnsucht empfinden. Der gährende Most solcher „Krisis“-Bücher könnte dem verpichten Magen zunächst zu Gute kommen. Huch ist kein Deutler und Tüftler, sondern ein breitsprudelnder Sprecher. Er hat Laune, Geist, Galle, blanke Zähne und tüchtige Krallen, mit denen er etwelche schmierige, verschwitzte Masken von feisten fahlen Gesichtern zu reißen nicht zögert. Er ist beileibe kein Pedant, kein grantiger Nörgler, sondern ein echter deutscher Zornbold, der sich der Thräne nicht schämt. Gegen alles Phrasenthum, auch das „höhere“ der Monismen und sonstigen Errungenschaften neuzeitlicher Abderiten, zieht er mit blanker rücksichtsloser Klinge zu Felde, allein, ohne Trotz und Impresario seiner mannlichen Streiche. In solchen Büchern wie dieser — durchaus nicht einwandfreien — „Krisis“ reckt sich gleichsam der in Provinz-, Berufs- und Heerdenge Verkrümmte in die freie Bauern- und Gottesluft, wirft der Künstler Huch alle Hand- und Fußfesseln von Technik und Tönung von sich: er geht los, sagt — und in schön gewachsener Sprache — was ihm auf dem Herzen lastet, frisch weg und fängts nicht wieder ein mit grünen Vorsichtsnetzen. Bereicherung, Vertiefung dieses uns zugewiesenen Erdendaseins, in Leben, Wissenschaft und Kunst ist sein Wappenspruch, Goethe sein hoher Herr. Es giebt ein Metaphysisches, das gilt ihm in tiefster Seele als ehrfürchtig gepflegte Erkenntniß. Gegen Schwindel, Schwulst und Schwäche geht seine hochgemuthe Fahrt. Mag dabei manch ein feines Blümchen zerstampft, ein schlanker Zweig geknickt werden: Kampftüchtige, Kampfmuthige darfs nicht gereuen. Und Huch ist kein Söldner, der sein Roß herumwirft, wenns schief gehen sollte: er hat ein Vaterland und einen Glauben, Treue und treffliche Zucht. Und vor den großen Kampfhähnen unsers Schriftthums, den Börne, Scherr, Menzel, Schopenhauer hat er Eines voraus, einen lauteren Schatz reinster Prägung: sein reiches, reifes Dichterthum.

*) Betrachtungen über die gegenwärtige Lage der Literatur von Rudolf Huch, Verfasser von „Mehr Goethe“ (1899). München und Leipzig bei Georg Müller.

Digitized by Google

## Weltfinsterniß.

(Nach Byrons „Occasional Pieces".)

Von Wolfgang Kirchbach †.

Mir kam ein Traum, der war nicht ganz ein Traum.
Verloschen war die lichte Sonne; Sterne,
Sie zogen dunkelnd durch den ew'gen Raum
Strahllos und pfadlos, und die eis'ge Erde
Schwang blind und schwarz in mondverlassner Luft.
Der Morgen kam und ging — mit ihm kein Tag,
Und der Begier vergaß der Mensch im Schreckniß
Bei dieser seiner Trübsal; alle Herzen
Erschauerten in selbst'schem Drang nach Licht:
Und bei Wachtfeuern lebten sie — und Throne,
Gekrönter Könige Paläste, Hütten,
Die Zuflucht aller Derer, die da hausen,
Verbrannten sie zur Leuchte; Städte flammten,
Und Menschen schwärmten um ihr glühend Heim,
Noch einmal sich ins Angesicht zu spähen.
Der war zu preisen, wer im Antlitz hauste
Der Gluthvulkane, ihrer Bergesfackeln —
Furchtsames Hoffen zwang die ganze Welt.
Und Wälder flammten auf. Doch stündlich, stündlich
Hinfielen fahl sie — und die Stämme knisternd
Erstickten krachend ihre Gluth — und dunkel
Ward Alles. Und der Menschen Stirne trug
Im Zwielicht erdenfremden Schein, wann plötzlich
Ein Flammenblitz sie traf; es lagen Viele
Die Augen hüllend, weinend, rastend Andre,
Das Kinn in zugekrallter Faust und lachten;
Und Andere trieb's um, sie mästeten
Mit Holz den Leichenstoß und starrten auf
Mit blöder Unruh in die düstre Luft,
Das Grabtuch einer todten Welt; und wieder
Mit Flüchen stürzten hin sie in den Staub
Und heulten zähneknirschend; kreischend fuhren
Die wilden Vögel auf, am Grund hin flatternd,
Und schlugen ihre Schwingen nutzlos; Bestien,
Sie nahten zahm und zitternd; Vipern krochen
Heran und schlängelnden sich durch die Menge
Zischend zahnlos — zum Fraß schlug man sie todt —.
Und Krieg, der eine Zeit verschollen war,
Er überfraß sich neu; mit Blut erkauft
Ward Brod, und tückisch einsam nagt ein Jeder,
In Trübsal zehrend: Liebe war dahin —
Die Erde war nur ein Gedanke: Tod,
Ruhmloser, rascher Tod: das wars. Und Pein
Des Hungers stopft die Eingeweide — Menschen
Erstarben, grablos blieb ihr Bein und Fleisch;
Der Magre ward vom Mageren verschlungen.
Ja, Hunde sprangen auf den Herrn. Nur Einer, —
Und der war einem Leichnam treu — er hielt
Die Geier, Bestien, Menschen ab, die gierigen,
Bis sie vor Hunger schrumpften, ein Cadaver
Den schlaffen Rachen lockt'. Verschmähnd das Futter,
Mit ewgem Wehgeheule des Erbarmens
Und kurzem Bellen der Verzweiflung leckt er
Die Hand, die schmeichelnd nicht sich regt — und starb.
Allmälig starb die Menge Hungers; Zwei nur
Aus einer Riesenstadt, sie überlebtens —
Und Feinde waren die; sie trafen sich
Bei Aschengluth, am Altarstein ersterbend,
Wo sich zur Masse häuften heilge Dinge,
Unheilig hier gebraucht; sie schürten auf
Und scharrten fieberkalt mit Knochenhänden
Die müde Asche, und ihr müder Hauch
Erblies zu kurzem Leben, schuf ein Flämmchen,
Das nur ein Spott war; da, als licht es aufzuckt,
Erhoben sie die Augen und erspähten
Ihr Bild — sie sahens, schrien auf — und starben
Und starben an der eignen Scheußlichkeit,
Nicht ahnend, wer das war, auf dessen Antlitz
Der Hunger „Feind" schrieb. — Leer war nun die Welt,
Die völkervolle, mächtge war ein Klumpen —
Jahrlos und grünlos, baumlos, mannlos, leblos —
Ein Klumpen Tod, ein Chaos harten Staubs.
Die Ströme, Seen, der Ocean stand still,
Und Nichts erregt die stillen Abgrundtiefen,
Mannlos im Meer die Schiffe lagen faulend,
Die Masten fielen stückweis; und im Falle
Entschliefen ohne Brandung sie im Grund.
Die Wasser waren todt, im Grab die Ebbe,
Vermodert war ihr Meister längst, der Mond.
Die Winde welkten in der faulen Luft,
Die Wolken starben hin; die Finsterniß
Hatt' ihrer keine Noth: Sie war das All. —

---

## Novella aurea.

Von Emmanuel Urbas (Wien).

Quid melius Roma.

Als der scheidende Tag den goldenen Saum seines Gewandes über die Dächer Roms gleiten ließ, fuhr der Vetturin mit schnalzender Peitsche durch die Porta Pia. Schon wollte er links in der Richtung auf den Esquilin einlenken, an dessen nördlichem Abhange die Marquise wohnte, da rief ihm Albert Verbannis zu, die Straße des Sallust zu nehmen. Unweit der spanischen Treppe verließen die Beiden den Wagen.

„Fühlst Du", fragte die feingebaute Frau, „wie der Wind den frischen Duft von Frascati herüberträgt?"

Albert lächelte ungläubig. „Ich denke, der Duft kommt aus Deinem Haar. Die vielen Narcissen haben dieses wallende Gold getränkt mit ihrer schweren Narde."

Nach einer Weile fuhr er fort: „Aus Deinem Auge leuchtet mir noch der Glanz eines Frühlingstages, wie wir ihn so schön lange nicht genossen haben. Und hier erbleichen schon die großen Flächen der Steine, und schummerig dort wächst das Gebüsch empor."

„Mir scheint, Du sprichst in Versen, Liebling, und klagst doch immer diese römische Luft an, daß Du die Tage nur so hindämmerst und zu keiner Arbeit die Stunde finden kannst. Künftighin will ich Deine Geheimschreiberin sein. Wenn Du die halben Nächte zwischen der Fontana Trevi und dem Colosseum verschlenderst, werd ich Dir heimlich nachgehn und die Verse auffangen, die Dir dann von den Lippen fließen, wie das Lächeln von den Zähnen einer Tänzerin ... Nimm Dich in Acht!" Ihre Hand lag auf seiner Schulter gleich altem Elfenbein auf schwarzem Sammt und war so schmiegsam darauf in ihrer Schmalheit und hing müd herab mit den langen Fingern.

„Oh, Verse ohne Anfang und ohne Ende", entgegnete Albert lebhaft, „und all die Bilder, die plötzlich einander jagen und weg sind, eh man sie meistert! Wer das im Flug so fassen dürfte! Oft irr ich einen ganzen Tag umher und bin wie toll, daß ich Nichts erhasche, und lauf in die Gärten und steig auf die Türme und seh nach den Bergen, den Wolken, doch Alles, Alles ist zu schön und Berg und Wolke zu nah, daß sich Etwas rührte in meiner Brust —"

Er sprach nicht weiter, aber die Marquise fühlte, wie er den Faden nun fallen ließ, und fragte: „Doch dann —?"

Einen Augenblick schien Verbannis nicht zu verstehen oder kaum zu hören. Auf einmal aber trat ein Leuchten in seine stahlblauen Augen:

„Ja, dann!" rief er, „tief in der Nacht vielleicht, wenn

Digitized by Google

ich von einem Trinkgelage mit meinen Freunden heimkehre, wenn schon die weißen Mäuse des Tages herumlaufen auf den ziegelrothen Bastionen der schlafenden Stadt, da kommt es unerwartet über mich: das frohlockende Frühlicht von den Bergen meiner Begeisterung und wilder Windhauch aus den hyacinthenen Heiden meiner Lust, dann ziehn an meiner Seele Romanzen in raschelnder Seide und hundert buntgewamste Strophen einer schmetternden Epopöe vorbei. Doch öffne ich zu Hause meine Mappe und greif ich nach der Feder, so ist das Ganze zerstoben wie ein Traum. Oder mitten im Gedränge der abendhellen Gassen befallen mich Visionen seltsamer Art. So zwischen den heiter oder geschäftig bewegten Menschen hinwandelnd, glaube ich nach einem Brunnen zu drängen, aus dem ich wundervolle weiße Knaben schöpfen sehe, und immer bleibt mir dieser Brunnen fern... Und kann ich Dir von meinem Schwelgen in jener träumerischen Müdigkeit ein Bild geben, die mich in einem Kahn aus Schattenlilien hinwegfährt von Kythära, duftende schweigende Inseln und den heiligen Berg Parnassus vorbei, wenn ich aus Deinen Armen komme, Vittoria, — Vittoria —"

... Die Beiden hatten das Landhaus der Medici erreicht. Der französische Pförtner, der diese Würde vormals in dem Schlößchen der Marquise zu Versailles bekleidet hatte, öffnete trotz der vorgerückten Stunde willig das Thor in den feierstillen Garten.

Während sie an Alberts Seite den dunklen Laubgang hinauf nach der Terrasse schritt, von der man den unvergleichlichen Blick über Rom genießt, nahm die Marquise das frühere Gespräch auf, indem sie die Worte des Freundes: „den heiligen Berg Parnassus vorbei" bedeutsam wiederholte und so in dem einschmeichelnden Ton ihrer bedeckten Stimme Klage führte, daß er, der vor Jahren mit den frühesten Blumen seines Geistes die feingesinnten Kreise seiner Heimath berauscht hatte, nun in den wollüstigen Fesseln einer sengenden Leidenschaft hinschmachtend des heiligen Berges vergesse. Ganz leise fügte sie hinzu, wie glücklich sie allerdings durch diese Liebe geworden sei.

Albert wurde nachdenklich und schwieg. So gingen die Beiden still eine Weile neben einander her und standen endlich auf der Terrasse.

Eine ungeheure Glocke von Opal wölbte sich der Vesperhimmel von den Kuppeln des Trastevere bis auf die weichen Wellen des Albanergebirges. Kaum störte etwas die tiefe Stille dieser Stunde, wenn es nicht das Geklingel eines Gefährtes unten im Hohlweg längs der Stadtmauer war. Das Gewirr von Häusern und Kirchen erschien Verbannis, als sähe er es durch den Schleier eines Gewässers, und die nahen, des Windhauchs gewärtigen Wipfel der dunklen Bäume flößten ihm die Ruhe des Vertrauens ein.

Er sagte auch so hin mit einer leichten Freude im Gesicht: „Was willst Du außer Liebe? Ist darin nicht alles Andere? Und was hätte Werth, wenn es nicht irgendwie als Liebe gelten könnte?"

Ein dankbarer Blick antwortete ihm. Eine kühle, fast etwas schlaffe Hand griff nach seiner Linken, ließ deren Finger einzeln durchgleiten und nahm sie wieder. Und gab sie wieder frei. Die Helle des Himmels blaßte ab...

Warum hatte sich die ruhige Stimmung Alberts mit einem Male in eine sanfte Trauer verwandelt? War es die Dämmerung allein? Dieses Spiel mit seiner Hand? Die Dankbarkeit Vittorias?

Plötzlich begann ihn der Gedanke an diese Dankbarkeit zu quälen, an die Möglichkeit, Vittoria könnte ihm dankbar sein dafür, daß er in dieser letzten Zeit um ihretwillen nur die Stunden der Müdigkeit und ein thatenloses Träumen der ernsten Göttin gegeben hatte, die einst dem Stürmenden Gefährtin war, den Bergpfad erster Lebensenthüllung hinan, verheißend ihm das Land der goldnen Früchte und die eisklare Nähe der Sterne.

Welch feiles Gefühl war auch die Dankbarkeit! War sie nicht der Eigensucht Töchterchen, das höher hinaus wollte als die derbe, aufrichtige Mutter? Wurde Dankbarkeit nicht um so wärmer, je heftiger sich Eigensucht geltend machte? Blitzartig fuhr es Albert durch den Kopf: und wo man zu fürchten beginnt, dort überströmt man von Dank.

Er sah nach der Marquise, die den stillen Blick ihrer großen dunklen Augen an irgend einem Punkte des fernsten Horizontes hangen ließ. — Ihr Gesicht, in dem es so trotzig und wild aufflammen konnte, hatte nun einen friedlich versonnenen Ausdruck, — diese Gestalt, sonst wie eine aufgepeitschte Welle, schien beinahe in sich zusammengesunken. Zum ersten Male, seit er sie liebte, fragte sich jetzt Verbannis mit kühlem Verstande nach den wirklichen Reizen dieser Frau. Aber wie war denn das möglich, unterbrach er sich gleich im Stillen, noch vor wenigen Stunden war sie ihm dort in dem kleinen Landhaus über Frascati, dem Tusculum ihrer Liebe, wie das unendliche Vielfache zahlloser Möglichkeiten der Lust erschienen, und nun konnte er um Eines den Spielraum ihres Zaubers prüfend ausmessen!

Ja, er fand sogar diesen Spielraum, — eng konnte er ihn doch nicht finden! — er ging nach vielen Richtungen aus bis an die äußersten Grenzen und stieß auf kein Fleckchen in dieser Liebe Land, dem er nicht alle Blumen ausgesogen hätte, bis in die Wurzel. Lag nicht die Schuld vielleicht an ihm selbst? Durfte er sich anmaßen, Grenzen bei dieser Frau zu sehen, die eigentlich erst lieben ihn gelehrt und ihn aus Gretchens und Käthchens Fliederlaube weg einer neuen herrlichen Welt, den maßlos Glücklichen, zugeführt hatte, dem goldnen Tag des sommerlichen Kythära. Wenn ihn jetzt Furcht anwandelte, er könnte aus der Leidenschaft zu dieser Frau Neues nicht mehr schöpfen, mußte er also, statt sie erschöpft zu glauben, nicht vielmehr auf eigenes Unvermögen schließen, tiefer zu reichen?

Solche Gedanken schwirrten in seinem Kopf, wie Bienen in einem Bienenhause, als die Marquise das Schweigen mit leiser, man hätte sagen können: mit furchtsamer Stimme brach.

„Sag, ist uns diese Stadt, dieses mir über Alles theure Rom nicht wie eine Marmortafel, in die ein Kind mit seinem Finger ein Märchen schreiben will?"

Verbannis war zu sehr mit sich beschäftigt, um darauf gleich den richtigen Ton zu finden. Erst antwortete er nur mit einem fernen Lächeln, und indem er dann Vittoria unter dem Arme nahm und sich mit ihr nach dem Eichenboskette wandte, wiederholte er, mehr um so das durch Gehör Vernommene auch mit dem Geist zu erfassen, träumerisch die Worte der dunkeläugigen Frau:

„... wie eine Marmortafel, in die ein Kind mit seinem Fingerchen ein Märchen schreiben wollte."

Er bemerkte nicht, daß in dem Augenblicke, da er dies gesprochen hatte, in dem Gesichte der Marquise ein schmerzlicher Zug auftauchte und darin eine Zeit lang irrlichterte, bis er in irgend einem Winkel der feinen Linien verschwand, so wie sich eine Fledermaus in eine unbelichtete Zimmerecke hängt. Und wiederum gingen die Beiden schweigsam neben einander unter den hohen, dämmerschwarzen Eichen dahin, nach der Gloriette hinauf.

Als sie hier mit einem Male in das Licht traten, das von dem abgethauten Horizonte herauf abendlich ergoldete Wolken warfen, fuhr Etwas wie ein großer aufgescheuchter Vogel empor.

„Marcella!" rief die Marquise freudig erstaunt. „Marcellina! Oh, der freundliche Zufall! Kommen Sie her, Verbannis. Das ist meine schöne junge Freundin, von der ich Ihnen schon so viel erzählt habe."

Eine tiefe Röthe schoß in das broncefarbene Antlitz des Mädchens. Als wollte sie diese Röthe abschütteln, warf sie ihren Kopf mit dem vollen Ebenholzhaar beinahe unwillig zurück, ehe sie dem nähertretenden Verbannis die Hand entgegenstreckte.

Digitized by Google

Diese Bewegung zeigte ihm sogleich den ganzen gertenhaften Wuchs ihres dabei doch knospenharten Körpers.

Albert war es, als schlüge ihm aus der Berührung mit diesem eine heiße Lebenswelle an die Brust. Nur schlecht verbarg er ein Gefühl des Glückes, das ihn selbst überraschte, doch vermochte er sich noch so weit zu beherrschen, um, zu Vittoria gewandt, im Tone bedächtiger Ueberlegung:

„Denken Sie, Marquise", zu sagen, „wie dies doch seltsam ist, daß man sich so unendlich einsam fühlen kann und ganz in der Nähe ein Wesen ist, dem in der Stille vielleicht ein Sturm aus dem Herzen bricht."

„Und was noch seltsamer ist, mein lieber Freund", sprach die Marquise mit einem wehmüthigen Lächeln, „daß man zu Zweien sein und sich doch so unendlich einsam fühlen kann."

Albert nahm eine hilfesuchende Miene an. Vittoria, die einen Arm um die hohen Lenden Marcellas geschlungen hatte, ergriff zärtlich seine Hand. Marcella sagte natürlich: „Sie halten mein Herz für zu stark, daß sich daraus ein Sturm erheben könnte."

„So ließen Sie nur den Abendwind darüber streichen ...", meinte schüchtern Verbannis.

„Ja, und er malte mir mit seinen sanften Pastellen ein sonderbares Bild aufs Herz." Marcella wurde lebhafter. „Hör nur an, Donna Vittoria, ich hab ein Bild da drinnen, das muß auf die Leinwand, ein neues, sonderbares Bild, Du sollst daran noch Deine Freude haben!"

„Ich male nämlich", lachte sie Verbannis zwischenhin zu, „das heißt, ich versuche mich ein wenig in der Kunst, wenn ich einmal gar nichts für diese liebe Herrin thun darf."

„Ich weiß es, ich weiß es", nickte Verbannis.

„Sie malt wirklich gut", betheuerte die Marquise. „Kürzlich sagte erst Maestro Tullio, sie wird unsre echte Kaufmann werden."

Marcella wehrte ab. „Oh, glauben Sie Donna Vittoria nicht zu viel!"

„Und nun das Bild —" drängte Verbannis.

„Es ist ein Gegenstück zur Primavera des Botticelli und soll L'Autunno heißen. Man sieht zur Rechten einen sonnigen Hain, dessen Bäume goldne Früchte tragen. Darunter reitet in goldner Rüstung ein junger Edelmann hervor. Der Eisenschimmel prunkt in einer purpurnen Schabracke. Der schöne Ritter ist Giuliano de'Medici. Zur Linken erblickt man eine Wiese, bedeckt mit Herbstzeitlosen. Hier wird die sterbend hinsinkende Simonetta halb von den Grazien geführt und halb getragen. Sehnsüchtig streckt sie einen Arm nach den Früchten eines Baumes aus, der, ihr zunächst von denen des Haines, mit einem Zweige über die Mitte des Bildes gegen die Wiese hängt. Zwischen dem Ritter und den Frauen aber steigt mit abgewandtem Gesichte Persephone in die Grotte eines schwarzen Quells, einen langen düsteren Schleier nachschleppend, der viele von den Herbstzeitlosen verdunkelt und sich um die Füße Simonettas gewickelt hat Das Ganze soll in die zärtlichsten Abendfarben getaucht sein, und diese zu suchen, bin ich herüber gekommen, nach dem Pincio, Donna Vittoria."

Die Marquise drückte Marcella schweigend an sich und küßte sie ins Haar.

Albert fragte: „Und fanden Sie auch wirklich herbstliche Farben an diesem Frühlingsabend?"

„O, ich kann auf den Herbst nicht warten", lachte Marcella. „Dann würde dieses Bild niemals fertig werden. Und ich will auch in Wahrheit nicht den Herbst, er ist zu traurig. In meinem Bilde aber soll der Hauch des Vergehens ganz durchgoldet sein, wie einst in Attika der Tod so heiter war."

„Vielleicht einst in Griechenland", sagte sinnend Verbannis.

„Und gewiß nur hier sein könnte, unter dem Himmel Roms", setzte Marcella hinzu.

Bei solchem Gespräche war man inzwischen von der Gloriette wieder nach der Terrasse zurückgekommen und verweilte auch hier nur einen Augenblick, da schon die braunen Dienerinnen der Nacht zwischen den Buchshecken her nach dem Landhause drängten. So stieg man an diesem vorbei wieder auf die Straße hinab.

Als man dem Treiben der Stadt näher kam, war es Verbannis, als erwachte er aus einem Märchentraum. Denn nun erst fiel es ihm plötzlich auf, daß seine Worte nur Marcella galten, und daß Vittoria schweigsam neben ihnen ging. Er wandte sich also mit unvermitteltem Eifer an die Marquise, indem er ein Gespräch über Botticellis Primavera, zu dem ihn Marcellas kühnliche Pläne angeregt hatten, so weit fortspann, um die Freundin verstehen zu lassen, daß er an eine Dichtung dieses Gegenstandes denken wolle. Aber so innig er auch mit den Augen um einen Antheil an seiner neuen Freude bat, Vittoria wußte sich unmerklich immer wieder aus dem Gespräche auszuschalten.

„So seid Ihr gute Freunde geworden", sagte sie ruhig und heiter unten auf dem Spanischen Platze, wo sie mit Marcella einen Wagen bestieg, um nach Hause zu fahren, „und ich erlebe daraus noch eine doppelte Freude."

Da wollte Albert hören, an welche Freuden sie denke.

„Die eine ist die, daß man Euch auf dem Capitole zum Dichter kröne!" rief sie lächelnd zurück und grüßte.

Verbannis kehrte nachdenklich auf den Monte Pincio zurück, wo er, nicht weit von dem Mediceischen Landhause, wohnte.

Für den nächsten Morgen war ein Besuch der Thermen des Caracalla verabredet. Albert wartete zur bestimmten Stunde vor dem Hause Vittorias. Als diese allein herabkam, konnte sie an ihm eine Enttäuschung wahrnehmen, die er nicht sogleich zu bemeistern verstand. So sagte sie denn ganz leise: „Marcella hat etwas Fieber und will den Morgen das Zimmer hüten. Sie war gestern vielleicht zu lange im Garten der Medici."

„Es ist auch schon etwas Sommerliches in der Luft", bemerkte Verbannis, „ein Hauch der Campagna ..."

... Erst in den freundlichen Anlagen des Caracalla gelang es den Beiden, einander etwas aufzuheitern. Doch blieb das Gespräch schwer und träge. Auf dem Heimwege versuchte Albert seine Begleiterin zu überreden, in der Dämmerstunde, wie sie es gerne zu thun pflegte, verschleiert in sein Haus zu kommen und bei ihm das Diner zu nehmen. Vittoria schlug dagegen vor, Nachmittags wieder in den Mediceischen Garten zu gehen. Sie hoffte auch Marcella mitzubringen.

Albert jedoch bestand auf seinem Wunsche. Er wollte Nachmittags lieber in der Vaticanischen Bibliothek arbeiten, wenn er sich bei Stimmung fühlte. Dann würde ihm das Glück des Abends doppelt süß. Er begann von seiner Liebe zu sprechen und erwarmte rasch dabei. Golden lag die Mittagsstunde über Rom. Albert ging eng neben Vittoria her. Er nannte Rom eine Tafel, in der die Geschichte ihrer Leidenschaft für ewig eingegraben war, erinnerte sie an alle Orte, die Zeugen dieser Liebe waren, an den Palazzo Dordia, wo er ihr auf einem Balle zum ersten Mal begegnet war, an die Gärten der Villa Panfili, die seine ersten Seufzer und ihr leichtsinniges Lachen gehört hatten, an sein Häuschen auf dem Monte Pincio, das die süße Verschwiegenheit ihres ersten Besuches bewahrte. Sie möge ihm doch heute den Zauber jenes Abends zurückbringen. Seine Liebe sei niemals tiefer gewesen als jetzt. Solches und Aehnliches sprach Verbannis mit heißem Athem an Vittorias Ohr, und seine Worte rauschten von seinen Lippen herab, wie Frauen in Brokaten und Seiden von einem nächtlichen Feste die Marmortreppe des erleuchteten Hauses herabeilen.

Schließlich gab ihm Vittoria einige Hoffnung, und so schieden die Beiden damals.

* * *

Digitized by Google

Da Marcellas Fieber geschwunden war, lud die Marquise sie um die fünfte Nachmittagsstunde ein, das Buch zu schließen, aus dem sie vorgelesen hatte, und mit ihr nach der Villa Medici zu gehen, um die Verfärbungen des Abendlichtes zu beobachten. Aber am Thor des Gartens trat den beiden Frauen das Schicksal entgegen. Es war in die Gestalt des Pförtners geschlüpft, der ihnen in seiner gesprächigen Weise mittheilte, daß eben ihr gestriger Begleiter auch hereingekommen sei. Vittoria schien einen Augenblick etwas bleicher als sonst, bat aber mit fester Stimme Marcella, die wie blutübergossen vor ihrer Herrin stand, allein nach der Gloriette zu gehen, während sie selbst in die Stadt fahren wollte, um eine Freundin zu besuchen. Doch das junge Mädchen weigerte sich, die Marquise zu verlassen. Man trug dem Pförtner auf, Verbannis kein Wort von diesem abgebrochenen Spaziergange zu sagen, und fuhr nach dem Esquilin zurück.

Zu Hause schloß sich Vittoria sogleich in ihr Boudoir ein. — Sie wollte mit sich ins Reine kommen, ehe sie einen Schritt that, den sie noch zu bereuen fürchtete.

Als die Dämmerung aus dem Garten nach den erblindenden Fenstern emporkroch, ging die Marquise in aufrechter Haltung und mit dem Ausdrucke der Siegerin nach dem Zimmer ihrer Gesellschafterin hinüber.

Weiche Worte der edlen, geliebten Frau wußten Marcella auf eine wichtige Eröffnung vorzubereiten. Sie hörte erst allerlei von ihrer Jugend und dem großen Leben ihres früh verstorbenen Vaters, der einer der genialsten römischen Maler gewesen war. Endlich erfuhr sie, daß sie Donna Vittorias Tochter sei.

Ihre Freude war unbeschreiblich. Die Mutter ward unter Küssen beinahe erdrückt. Beide Frauen glühten vor Erregung und stürzten immer aufs Neue einander in die Arme. Schließlich machte die Marquise ein Ende, indem sie Ermüdung zum Anlaß nahm, um sich früher als sonst zurückzuziehen.

Am andern Morgen jedoch, da Marcella noch schlief, verließ Vittoria heimlich Rom. Der Dienerschaft sagte sie, sie fahre auf einen kurzen Besuch, wie sie es häufig that, nach Perugia. In Wahrheit aber begab sie sich geraden Wegs nach der Normandie auf das Schloß einer Freundin. Sie hatte ihrer Tochter ein Brieflein zurückgelassen, mit welchem sie dieser unter Anderm einen Theil ihres Vermögens überschrieb.

* * *

An jenem Abend war Albert aus dem Garten der Villa Medici gegen die siebente Stunde nach seiner Wohnung geeilt, um die Marquise zu erwarten. Er saß lange da, mit einem Buche in der Hand, bis es im Zimmer so dunkel wurde, daß er nicht mehr lesen konnte. Hatte er denn auch gelesen? Und bis zu welcher Stelle? ... Wie waren ihm plötzlich diese Verse eingefallen, die er nun im Dunkel niederschrieb auf das Vorblatt seines Buches? Seit wie langer Zeit wieder das erste Gedicht!

Er sagte es leise vor sich hin:

Draußen im Hof des alten stillen Hauses
Bebte vor Meisengezwitscher die Magnolie.
Abend wars und sehnend im hohn Gemache
Harrte ich ihrer.

Zu betäuben die Angst der süßen Hoffnung,
Langsam las ich von Tristan die Geschichte,
Abseits drum doch schwärmend. Um Eins verstummte
Draußen das Zwitschern.

Freudig fuhr ich empor, als wär nun unten
Ueber den Hof die schlanke Frau gegangen.
Doch es war nur die Nacht, die leise durch das
Gitterthor eintrat.

---

## Abend im Frühling.

Von Marsyas.

Abend. Eine Terrasse im Park. Die Windlichter bewegen sich leise auf dem Tische. Aus den Kandelabern, die die Treppe zur Terrasse flankiren, gießt sich ein weißes Licht von unten hinauf in die Pappeln. Die Blumen duften.

„Wenn Nini nicht wiederkommen sollte, bekäme ich Weinkrämpfe", sagt der corpulente Herr. Alle lachen.

„Wenn wer nicht wiederkommen würde?" fragt eine schwerhörige alte Dame einen jungen Schriftsteller.

„Wenn Nini nicht wiederkäme", erklärt der junge Schriftsteller.

„Eine Nini ist ihm weggelaufen? Aber er ist doch nicht verheirathet!" empört sich die alte Dame.

Sie glaubt, daß nur Frauen weglaufen können, denkt der junge Schriftsteller.

„Nini ist seine Katze", sagt er und lächelt.

„Ist sie weiß?" fragt ein junges Mädchen.

„Ja, sie ist weiß", antwortet der corpulente Herr.

„Sie ist weiß", wiederholt das junge Mädchen, sieht zu dem corpulenten Herrn auf und sagt dann halblaut vor sich hin:

„So eine Katze kann einfach weglaufen!"

„Es ist doch Frühling!" sagt der junge Schriftsteller und lächelt.

... „Man sollte keine Austern essen", sagt ein steinalter Mann aus seinen Saisonerinnerungen.

„In Indien nehmen sie Mangusten gegen die Cobra mit", erzählt ein Herr mit einem gelblichen Gesicht.

„Die Austern sollen es fühlen, wenn man sie kaut, habe ich gelesen", sagt der alte Herr.

„Wie das Gebüsch hier raschelt", schrickt eine junge Frau zusammen.

„Die Cobra thut nämlich den Mangusten nichts", erläutert der Herr mit dem gelblichen Gesicht.

„Ich habe heute ihre Verlobungsanzeige bekommen", erzählt die schwerhörige Dame der Frau des Hauses.

„Zu so vorgerückter Saison sich zu verloben", wirft der steinalte Herr ein.

„Es ist doch Frühling", sagt der junge Schriftsteller und lächelt. Das junge Mädchen wird darüber roth.

... Verschiedene stehen auf, um sich Cigaretten anzuzünden. Die Blumen duften.

„Ich habe auch einen Hund", sagt der corpulente Herr.

„Also niemals Austern essen, kleines Fräulein", warnt der alte Herr das junge Fräulein, das in die Pappeln starrt.

„So eine Cobra richtet sich nämlich plötzlich vor Einem auf", erklärt der Herr mit den Mangusten der jungen Frau, die vorhin schon vor dem Geräusch zusammenschrak. Sie wendet sich ängstlich ab, zu dem jungen Schriftsteller hin, und fragt ihn: „Und was erscheint von Ihnen nächstens?"

„Sie soll sehr gut heirathen", erzählt die schwerhörige alte Dame leise der Frau des Hauses.

„Eine Novelle in Briefen", antwortet der junge Schriftsteller. „Ich habe den Brief, mit dem sie beginnt, einmal selbst bekommen", erklärt er lächelnd.

„Es wird doch Frühling", sagt der steinalte Herr zu dem jungen Fräulein und reibt sich die Hände, die ihm frieren ... Die Blumen duften.

„Von einer Dame?" fragt die junge Frau den jungen Schriftsteller.

„Ein alter Mann im Frühling ist so häßlich", denkt das junge Mädchen und starrt in das Gebüsch. Die Blumen duften.

„Ist er ein gebildeter Mensch?" fragt die Frau des Hauses die schwerhörige alte Dame, die die Anzeige bekam.

„Ich habe lange Zeit mit einem Herrn correspondirt", erzählt die junge Frau dem jungen Schriftsteller. „Wenn ich dächte, er könnte auch meine Briefe veröffentlichen?!"

„Es war gewiß kein Schriftsteller?" meint der junge Autor eitel.

„Warum sehen Sie immer in das Gebüsch?" fragt der steinalte Herr das junge Fräulein.

„Denken Sie, mein Mann hat mir, als ich heirathete, verboten, weiter mit dem Herrn zu correspondiren", erzählt die junge Frau dem Schriftsteller weiter. (Ihre Augen heften sich auf den Boden).

„Sie ist kokett", denkt der junge Schriftsteller. „Aber es ist doch Frühling", verbessert er sich. Die Blumen duften.

„... Es wird zu kühl sein", sagt die Frau des Hauses.

„Fräulein Vera schauern schon die Schultern", sagt der alte Herr.

„Soll ich Ihnen ein Umschlagtuch holen?" fragt der junge Schriftsteller.

„Wenn es kalt wird, wird auch Nini nach Haus kommen", meint der corpulente Herr.

„So kühl wie hier, ist es in Indien nie", berichtet der Herr mit der Cobra und den Mangusten ...

„Was?" fragt die schwerhörige alte Dame.

„Wollen wir nicht lieber hineingehen?" sagt die Dame des Hauses und öffnet die Thüren.

„Wir wollen hineingehen", meint der alte Herr.

Digitized by Google

„Ja, wir wollen hineingehen", sagt die junge Frau, die schon erschauerte.

„Ja, wir wollen hineingehen", sagt die schwerhörige alte Dame, die nun verstanden hat.

„Darf ich einen Grog machen?" fragt die Frau des Hauses.

Alle bitten sie, einen Grog zu machen.

Der junge Schriftsteller steht an der Zimmerschwelle und hört, wie sie alle bitten, einen Grog zu machen. Er hört auch, wie draußen am Park vorbei sich zwei Paare, aneinander gedrängt, vorüberschieben. Die friert es nicht, denkt er . . .

Das Fräulein guckt auch noch einmal hinaus und erblickt erröthend die jungen Paare.

„Es ist doch Frühling", erklärt der junge Schriftsteller und sieht zu ihr auf. Sie senkt die Augen verschämt zu Boden. Aber der junge Schriftsteller hat diese Augen auch nicht nöthig. Er denkt einfach an die junge Frau, der ihr Mann verbot, einem Herrn zu schreiben. „Es ist doch Frühling!" denkt er und geht auf sie zu . . .

## Triste Umschau.

Wenn sonst Winter, der betrübliche,
Abzog, und der Lenz, der übliche,
Gern der Parlamente Thüren schloß,
Fühlte sich im Busen fröhlicher
Und in seiner Ruhe seliger
Der ereignißlose Zeitgenoß:

„Lebewohl, Du Politik, Du schurkige,
Jetzo naht die Zeit, die gurkige,
Wo mich In- und Ausland nicht mehr plagt!
Wo man frei von Actuelligem
(Hingegeben nur Geselligem)
Schon im Freien still sein Skätchen wagt."

Aber ach, die Welt ward gräßlicher,
Schlechterdings auch unverläßlicher;
Keine Ruh winkt mehr dem Unterthan.
Theils das Allgemein-Germanische,
Theils das Speci-Marokkanische
Zieht ihn schnöde von der Friedensbahn.

Ewig giebts was Sensationliches,
Irgend etwas stark Verpönliches,
Was dem Menschen den Humor vergällt.
Manches glücklich schon Vergessene
Wächst zurück ins Unermeßne —
Welt, Du bist 'ne Wiederkäuerwelt.

In den Bürgertraum, den nächtlichen,
Aus 'ner Höhe, 'ner beträchtlichen,
Fällt ein Schlagwort nach dem andern schwer:
Abdul Asis, Landtagswahl und Persien,
Finland, Fallières und die diversen
Cordial-Ententen hin und her.

Und der Fall, der allerpeinlichste,
Wenn bei Licht besehn, auch reinlichste,
Macht den hinterlistigen Beschluß.
Groß und Kleine plagt er täglich, stündlich,
Arm und Reiche zwackt er möglichst gründlich,
Nenn ich ihn noch einmal schriftlich, mündlich,
Hol der Satan mich.

Terentius.

## Notizen.

Otto Erich Hartleben: Briefe an seine Frau (1887-1905). Herausgegeben und eingeleitet von Franz F. Heitmüller. Mit 19 Abbildungen. Verlag von S. Fischer (Berlin). Preis geh. Mk. 5.

Es ist gleichsam eine Gabe zum Geburtstage des Todten (3. Juni). Und unter dem frischen Eindruck der eben in einem Zuge, am Sonntag, im Garten, darin der letzte Flieder welkt, beendeten Lecture ists mir, als hätte ich nie einen ergreifenderen Roman gelesen, als diesen Herzensroman zweier großer Seelen, die zu sehr eine jede Persönlichkeit, als daß sie hätten das philiströse Alltagsglück erleben können. Armer Otto Erich und noch ärmeres, weil fast größeres „Moppchen" Hartleben!

A. Hn.

Heinrich Zille: Kinder der Straße. 100 Berliner Bilder. Verlag von Dr. Eysler & Co. (Berlin). Preis in farbigem Umschlag Mk. 2.—.

Zilles überragende Bedeutung liegt in dem social- und sittengeschichtlich Gegenständlichen seiner Zeichnungen, Radirungen und Lithographien. Wir müssen schon zu den Sittenschilderern des zweiten Kaiserreichs gehen, um künstlerische Individualitäten zu nennen (Daumier etwa), die auf diesem Gebiete der Caricatur eine Vergleichung mit Heinrich Zille vertragen. Nur wenige Blätter des „Simplicissimus", der „Jugend", des älteren „Kladderadatsch" e tutti quanti reichen an diese (meist in den „Lustigen Blättern" publicirten) zu den „Kindern der Straße" vereinigten Zeichnungen heran, denen im Album leider das unnachahmlich Bunte der Originale fehlt. Aber Zille sieht nicht nur mit dem scharfen Auge des Caricaturisten: er giebt, was er sieht, — und was sieht er nicht?! — auch mit dem liebevollen Humor eines großen, gütigen Menschen wieder, der durch vieles Leid gegangen ist und darum Alles begreift und Alles versteht. Dieser gütige Humor, diese geklärte Weltanschauung ist es, was den Bildern Zilles die ganz eigene Note giebt und die laut klagende, oft entsetzliche Tragik im Grunde der Sujets mildert, zum reinen Kunstwerk erhebt. Dabei ist Zille — trotz seiner originellen Technik, die manches Perückenschütteln erregen dürfte — ein ganz eminenter Könner. Ich weiß beispielshalber Niemanden außer Ludwig Richter zu nennen, der Kinder so lebendig echt zeichnet wie Zille; nur daß Zilles köstliche Kinder nicht für ein empfindsames Publicum erst „auffrisirt" sind. Das Zille-Album ist eine verdienstliche That des Verlegers und für jeden ernsten Menschen eine unerschöpfliche Quelle tiefer Kunst- und Lebenseindrücke. *A. Hn.*

Heinrich Vollrat Schumacher: Stimmen und Bilder, drei Gedichte (Frieden. — Mondaufgang. — Herbstregen) von Ferdinand Avenarius. Für eine Singstimme mit Clavierbegleitung componirt. (Op. 36.) Verlag von C. A. Challier & Co. (Berlin). Preis Mk. 1.20 und Mk. 1.—.

Avenarius' gedankenschwere, stimmungsvolle Dichtungen haben hier in Schumacher einen congenialen Componisten gefunden, dessen feine, reife, melodiöse Kunst, sich innig jeder Stimmung anschmiegend, den tiefen, poetischen Gehalt restlos erschöpft. Bis ins kleinste Detail durchcomponirt, außerordentlich geistvoll oft, den Meister verrathend, der die Technik souverän beherrscht, offenbaren die Lieder aber zugleich — und das wiegt weit mehr — den geborenen Musiker: sie sind sangbar, melodiös, in breitem Strome fließend. Und darum seien diese Lieder, die freilich einen feinsinnigen Sänger und Begleiter heischen, dann aber außerordentlich wirksam sind, hier warm empfohlen. *A. Hn.*

Nie und nimmer. Märchen von Kurd Laßwitz. Zwei Bde. 3. und 4. Tausend. Leipzig 1907. B. Elischer Nachf.

Diese Märchen verdanken ihre Beliebtheit jenem Zeitalter, wo die Freude an der Ausschürfung anthropologischer und paläontologischer Gelehrsamkeit sich mit dem Interesse für alles Naturwissenschaftliche verband. Jener Zeit, wo der deutsche Professor romantisch-antiquarisch dichtete und entweder Hymnen auf die alten Germanenberserker oder die noch „bemoosteren" Egypter schrieb. Der Verfasser dieser Märchen, ebenfalls poetischer Professor, steht uns näher. Er hat zwar nicht ganz die archivarischen Interessen abgestreift, er docirt vielleicht noch vielmehr, aber er ist weitblickender, kosmischer. Ihn interessiren all die Beziehungen des modernen Menschen zur Natur und zu dem Uebersinnlichen. In der romantischen Phantasie möchte er „exacte Forschung" mit dem „Glauben" versöhnen. So entstanden diese oft überaus witzigen und geistreichen, oft aber auch gesuchten und albernen naturwissenschaftlichen Märchen, deren unsichtbarer Held leider nicht der dichtende Menschengeist, sondern ein allzu gelehrter, superkluger deutscher Professor ist. Sie sind in einem glänzenden Deutsch geschrieben, mit viel Sachkenntniß und Fachkenntniß beladen und ohne einen Funken jener Naivetät, die das heimliche Geniezeichen jedes echtbürtigen Märchens ist. Diese Homunkulus-Kunstproducte werden, trotz aller Begabung des Verfassers, die ja ihren Lohn fand, die nächste Generation nicht mehr erleben. Sie sind greisenhafte Erzeugnisse einer schlechten Ehe: von Phantasie und Gelehrsamkeit. *Paul Friedrich (Berlin).*

Eifersucht. Roman von Viktor v. Kohlenegg. 2. Auflage. F. Fontane & Co. (Berlin).

Der Roman einer Ehe, die an der langsamen Entfremdung der Gatten zerbricht. Dieser Vorwurf ist zwar nicht original, aber er ist mit einer ruhigen, geflissentlichen, sehr wirksamen Sachlichkeit, einer vollendeten Darlegung feinster Seelenregungen und vor Allem mit einer vollständigen Kenntniß des Problems ausgearbeitet. Diese Menschen erscheinen nicht als Schreibtischgeburten, sondern durch ihre Pulse klopft das Leben, das hier, nirgends sprunghaft, nirgends verfälscht, mit einer logischen, Schritt für Schritt vordringenden Thätigkeit am Werke gezeigt wird. Daß der Roman durchaus von einer inneren Wahrheit erfüllt ist und von einer tiefen Kenntniß der Ehe an sich zeugt, ist dem Autor nicht wenig anzurechnen, gleichwie es künstlerisch viel wiegt, daß man bei Viktor v. Kohlenegg vielfach an Theodor Fontane gemahnt wird.

*Viktor Wall (Wien).*

Digitized by Google

# Empfehlenswerte Bäder, Hotels, Heilanstalten und Sommerfrischen.

**AHLBECK** auf Insel Usedom.

Unmittelbar am Strand von Hochwald umgeben. Täglich Schnellzug- und Dampfer-Verbindung von und nach Berlin 3½ Stunden. Damen-, Herren- und Familienbad. Elektrisches Licht, Konzerte, Theater, Réunions.

Saison 1. Juni bis Ende September.

**Dresden,** Hôtel Bellevue.

Weltbekanntes, vornehmes Haus in unvergleichlich herrlicher Lage an der Elbe u. Opernplatz. **Privat-Badezimmer, Auto-Garrage.** **R. Ronnefeld,** Direktor.

**Hirschberg** i. Schlesien, Bahnhofstrasse 10/11.

■■■ Hotel Drei Berge. ■■■

Altrenommiertes, größtes Hotel I. Ranges am Platze. Im Geschäftszentrum gleich neben dem Postamt gelegen. Omnibus stets an der Bahn. Straßenbahnhaltestelle.

**Auskunftei über Riesengebirgstouren.**

**Bad Kissingen** Idealer Kuraufenthalt.

**Bergschlösschen.**

:: Logis und Pension. ::

Vornehmes Haus, einzig schön am Altenberg, unweit der Quellen und Bäder, mit Restaurant Schweizerhäuschen. **J. Th. Schmitt,** Besitzer.

**Kolberg** Dr. Lücke's Kuranstalt

See- und Soolbad Uhlenhorst.

Elektr. Licht und Zentralheizung. Das ganze Jahr geöffnet Aufnahme von Erholungsbedürftigen. **Kinder guter Kreise** mit Familienanschluss, eventl. Unterricht. Behandlung von Frauenleiden chir. und orthopäd. Erkrankungen, eigenes orthopädisches Institut.

**Malente-Gremsmühlen**

inmitten der **Ost-Holsteinschen Schweiz.** Herrlicher Sommeraufenthalt für Erholungsbedürftige. Prächtige Buchen- und Tannenwälder umschließen träumerische Seen.

Komfortable Hotels und Pensionen.

**Misdroy,** unmittelbar am Strande,

umgeben von Hochwald u. Bergen. Vorzügl. Einrichtungen für Kur- und Unterhaltung. Seebrücke, reger Schiffsverkehr. Tägl. 4 Schnellzüge von und nach Berlin. Bevorzugt als Erholungsort für Familien.

**Sanatorium Oberwaid ü. d. Bodensee**

Schweiz Prospekt frei

Magen- u. Darmleiden

**Sellin** auf Rügen. ■ Kurhaus Sellin

früher: **Hotel Fürst Wilhelm.** Grösstes Haus am Platze, mit eigener Canalisations-Anlage und Wasserleitung. Direkt im Buchenwald, vor der grossen Landungsbrücke gelegen. Eigene Conditorei im Hause. Zimmer mit vollständiger Pension zu mässigen Preisen.

**Fernspr. No. 1. Joh. Möller,** Besitzer.

## Otto Boenicke

*Hoflieferant Sr. Majestät des Kaisers u. Königs*

*Berlin W. 8, Französische Straße 21*

*empfiehlt sein reichhaltiges Lager von selbst importierten Havana-Cigarren in der Preislage von Mk. 80 bis Mk. 4600 das Tausend „der berühmtesten Marken".*

*Proben werden von jeder Cigarre gern abgegeben und zum Millepreise berechnet.*

*Preisbücher über importierte Cigarren und über in Deutschland gearbeitete Cigarren in der Preislage von Mk. 18 bis Mk. 340 das Tausend, sowie über Cigaretten, Rauchtabake usw. kostenfrei.*

**Für die Reise!**

**„Agfa"-Cassette**

zur Tageslichtladung mit

**Chromo-„Isolar"-Taschenfilms**

25 Aufnahmen ohne Cassettenöffnung möglich

- **Kompendiös!**
- **Leicht!**
- **Zuverlässig!**

Siehe **„Agfa-Photo-Handbuch"**

120 Seiten · Leinen. **30** Pfg.

## Original Lambrecht's Thermohygroskop

**(Wärme-Feuchtigkeitsmesser)**

ist das originellste und leichtverständlichste Instrument zur Vorausbestimmung des Wetters.

**Komplett mit Fensterwinkel und Schutzdach**

**15 Mark.**

Man verlange Gratis-Drucksache Nr. 15.

**Prämiert 1907: Berlin, Dresden u. Zürich.**

**Wilh. Lambrecht, Göttingen.**

Gegründet 1859. (Georgia Augusta.)

**Inhaber des Ordens für Kunst und Wissenschaft, der grossen goldenen und verschiedener anderer Staatsmedaillen. Ehrendiplom, Goldene Fortschritts-Medaille Wien 1906.**

Vertreter an allen grösseren Plätzen des In- und Auslandes.

Generalvertrieb für die Schweiz, Italien und die österreich. Alpenländer durch:

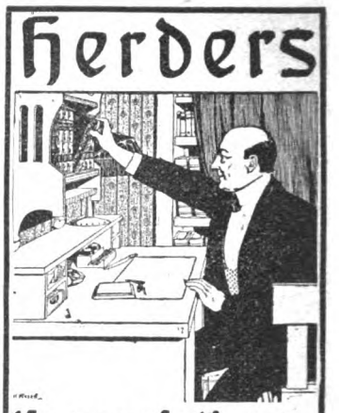
**C. A. Ulbrich & Co. in Zürich.**


Digitized by Google

**Antiquitäten.**

Antike Eichen-geschnitzte
**Möbel**
Stollenschränke, Anrichten,
Baldachin-Truhenbänke u. s. f.
**Ausserordentlich preiswert**
Lieferant an
Kunstgewerbe-Museen u. s. f.

**Hugo Klein,**
**Dresden-A.,** Bankstrasse 10.




**Keine Nachnahme! Erst prüfen!**
Orangenblüten-
**Honig!!**
übertrifft jeden Honig der Welt. Garant. absolut naturr. Bienenprodukt!
Begeist. Lob von Honigkennern!
*10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.
**Kusche & Martin, Malaga**
Spanien (Deutsche Firma)

**Die grosse Kanzlei.**
**Ein Wiener Advokatenroman**
von
**Sabinus.**
6. Aufl. M. 2.—.
**Herm. Walther,**
Verlagsbuchhandlung, G.m.b.H.
**Berlin W. 30.**

**Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:**
**HARMONIUMS**
m. **wundervollem Orgelton,** v. 78 M. an.
**Illustrierte Pracht-Kataloge gratis.**
**Aloys Maier,** Hoflieferant, **Fulda.**
Prospekte auch über den **neuen**
**Harmonium-Spiel-Apparat**
(Preis m. Notenheft v. 270 Stücken **nur 30 M.**) mit dem **jedermann ohne Notenkenntnis sof. 4stimm. Harmonium spielen kann.**

*Die Buch- und Kunsthandlung*
*M. Lilienthal,*
*Berlin N.W. 7, Friedrichstrasse 101*
*erlaubt sich auf ihre Verkaufsausstellung von*
*Originalen*
*Heinrich Zille's*
*(Feder-, Kreide-, Buntstiftzeichnungen, Radierungen) aufmerksam zu machen.*

***Aussergewöhnlich wohlfeiles Angebot!***
*Auswahlsendungen stehen auf Wunsch zu Diensten.*
*Über Zille vergl. auch Nr. 17 der „Gegenwart": „**Heinrich Zille**, ein Berliner Maler".*

Drucksachen über:
**Weck's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel**
kostenlos durch:
**J. Weck, Ges. m. b. Haftung,**
**Oeflingen,** A. Säckingen (**Baden**).
Man verlange nur
**Weck's Originalfabrikate**
**Ueberall Verkaufsstellen.**


Verantwortl. Redacteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Für den Inseratentheil verantwortlich: Georg Macher, Berlin W. 35, Steglitzer Straße 8.
Max Hesses Verlag in Leipzig. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 24. Berlin, den 13. Juni 1908. 37. Jahrgang. Band 73.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Max Hesses Verlag in Leipzig.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 4gespaltene Petitzeile 50 Pf.

Inhalt: Die Reform der Landmacht Englands. Von Oberstleutnant a. D. Rogalla v. Bieberstein (Breslau). — Die Bestie vom grünen Tisch. Eine Studie von Assessor Thomas Wehr (Berlin). I. — Der alte und der neue Himmel. Von Seminaroberlehrer E. Kaiser (Plauen i. V.). — Joseph Joachim. Von Dr. Siegfried Stern (Königsberg). — Max Eyth. Ein Blatt der Erinnerung von Th. Ebner (Ulm). — Waldwege. Von A. K. T. Tielo (Berlin). — Die Legende von dem schönen Mädchen und dem armen Fischer. Von Otto Erich Kiesel (Hamburg). — Notizen. — Anzeigen.

### Die Reform der Landmacht Englands.

Von Oberstleutnant a. D. Rogalla v. Bieberstein (Breslau).

Mit der neuen Orientirung der englischen Politik durch das Eintreten in neue, und die Erneuerung bezw. Verstärkung alter bundesfreundlicher Beziehungen zu Frankreich, Italien, Portugal, der Knüpfung neuer zu Spanien und Ausland, sowie mit dem Abschluß des Bündnißvertrages mit Japan, erhielt auch die Wehrmachtspolitik Großbritanniens eine neue Richtung, die hinsichtlich der Vereinigung der Hauptkräfte der englischen Flotte in den Canalhäfen und denen der Südostküste Englands keiner erneuten Darlegung bedarf, die aber auch auf die Pläne für die Neugestaltung der Landmacht unter dem jetzigen Cabinet ihren bestimmenden Einfluß äußerte.

In dieser Hinsicht steht nunmehr fest, daß die 1901 betretene Bahn der Bildung eines für Englands Sonderverhältnisse starken Landheeres von sechs permanenten Armeecorps, von denen drei ein Torso ohne Mannschaften blieben, definitiv verlassen ist, und daß auch die Einführung der von Lord Roberts und Anderen lebhaft befürworteten allgemeinen Wehrpflicht, wenn auch nur mit dem Ziel einer bei kurzer, etwa $3^1/_2$monatlicher Dienstzeit zu schaffenden Armee von mehr oder weniger milizartigem Charakter, unterstützt durch militärische Jugenderziehung, wie die Verhältnisse bis heute liegen, in den maßgebenden Kreisen Englands keine Aussicht auf Verwirklichung hat. Denn die Regierung erklärte ausdrücklich, daß sie kein Gesetz über die obligatorische Dienstpflicht einbringen werde.

Mit der neuen Vertheilung der englischen Flotte und namentlich ihrer erneuten gewaltigen Verstärkung gelangte der fortan leitende Gedanke der britischen Wehrmachtspolitik immer deutlicher zum Ausdruck. Es ist der, daß nicht nur der Schutz des durch seine insulare Lage hinter dem schirmenden Silbergürtel der See, strategisch außerordentlich begünstigten britischen Inselreichs, sondern auch der seiner die Welt umspannenden weiten Colonialgebiete, mit Ausnahme Indiens, sowie auch die Fähigkeit offensiver Action der britischen Macht gegen eventuelle Gegner, sowie deren Seehandel und Colonien, in allererster Linie in der Aufrechterhaltung der unbestrittenen Suprematie der englischen Flotte erkannt wird, die jeder Coalition der zwei nächsten größten Flotten der Welt gewachsen sein soll, und heute thatsächlich selbst dreien ist.

Das englische Landheer aber, von dessen geplanter, beträchtlicher sich schon aus Mangel an Mannschaft als undurchführbar erweisender Verstärkung man Abstand nahm, wird auch ferner im Wesentlichen die Depotarmee für das britische Colonialheer Indiens und der übrigen Colonien, und zugleich den Kern für die Miliz- und Freiwilligen-Armee bilden, die im Fall einer etwa gelingenden, in Anbetracht der Ueberlegenheit der englischen Flotte jedoch höchst unwahrscheinlichen feindlichen Invasion hinter jenem Schutzwall der ersten Linie das Mutterland in zweiter Linie zu vertheidigen bestimmt ist, ohne daß sie auch nur annähernd die numerische und qualitative Stärke der großen Armeen des Continents besitzen wird, die, falls die Landung gelänge und namentlich die Herrschaft zur See vom Angreifer errungen würde, sich bald unaufhaltsam in die inneren Gebiete des Königreichs ergießen würden.

Die eingewurzelte Abneigung der Engländer gegen den obligatorischen Heeresdienst, die sich neuerdings, ungeachtet recht guter Besoldung der Armee und vieler verbesserter Einrichtungen des militärischen Comforts, in dem zunehmenden Mangel an Rekruten, — er betrug 1904/1905 fast 6000 Mann und im folgenden Jahre sogar 11000 Mann — und an besonders geeignetem Officiersersatz immer mehr ausspricht, sowie die sich, wenn auch momentan stockenden, hinsichtlich der Arbeitskräfte steigernden Anforderungen der englischen Industrie und auch der, zwar vor dieser sehr in den Hintergrund getretenen Landwirthschaft, nebst den hohen Löhnen beider, lassen nebst anderen, später dargelegten, noch gewichtigeren militärischen Gründen die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in England, selbst in der von Lord Roberts befürworteten milden Form, zur Zeit als aussichtslos erscheinen. Ein fernerer Versuch, ein stehendes Heer von auch nur entfernt annähernder Stärke derjenigen der großen Heere des Continents zu bilden, erscheint daher, falls sich die neue Heeresreform bewähren sollte, ausgeschlossen. Nichtsdestoweniger ist auch das liberale Cabinet zur Aufrechterhaltung der Stärke der Wehrmacht Englands, wenn auch unter einer bereits angeordneten Reducirung des Landheeres um 5300 Mann, zur gründlichen Reform des Letzteren entschlossen, und zwar vertritt der jetzige Kriegsminister Haldane hinsichtlich dieser die folgenden Anschauungen:

„In erster Linie fordern dieselben die nothwendige, unbedingte Uebereinstimmung des Cabinets über die Heeresreform, die den vorhergehenden Cabinetten, die von Plan zu Plan griffen, und schließlich den letzten ganz fallen ließen, völlig fehlte. Diese Uebereinstimmung müsse jedoch auch zwischen der Leitung der Heeresangelegenheiten

Digitized by Google

und der der Flotte herrschen. Ferner bedürfe es eines einheitlichen, klaren, vom Kriegsminister detaillirt ausgearbeiteten, wenn auch beträchtliche Zeit erfordernden Plans, der auf einer bestimmten Vorstellung davon, was die Armee vorstellen solle, und für welche Aufgaben und Verwendung sie vorhanden sei, beruhen, bestehende Hindernisse beseitigen, und der Armee die für ihre Aufgaben entsprechende Leistungsfähigkeit geben müsse.

Nicht wenige Leute in England, erklärte Minister Haldane, hätten eine nur vage Vorstellung von den Erwägungen, denen die Stärke und Leistungsfähigkeit der englischen Armee unterliegen müsse. Sie verwiesen auf das treffliche deutsche Heer, und bemerkten, Alles in Allem zähle das vereinigte Königreich 42 Millionen Bewohner gegen die 56 Millionen Deutschlands; warum stelle man nicht ein annähernd ebenso starkes Heer wie Deutschland auf? Allein ein solches Heer ist nach der vom Kriegsminister vertretenen Ansicht des jetzigen Cabinets für England kein Bedürfniß. Ganz abgesehen von anderen Einwänden sei England ein Inselreich mit immensen überseeischen Besitzungen. Der König herrsche über 400 Millionen Menschen, und diese Herrschaft könne nur durch eine Armee aufrecht erhalten werden, die im Stande sei, nach dem gebotenen Actionsschauplatz transportirt zu werden, selbst wenn dieser äußerst entfernt sei, und unter Bedingungen zu kämpfen, unter denen kein anderes Heer Europas zu kämpfen habe. Wie könne z. B. Deutschland eine Armee von 300000 Mann über die See schicken, wie sie England nach Süd-Afrika gesandt habe? Der Mangel einer Flotte von der Stärke der englischen, und der Mangel an Transportmitteln würde die Aufgabe Deutschlands außerordentlich schwieriger wie die von England zu bewältigende machen. Wenn man daher das Problem der englischen Armee erwäge, müsse man die Zwecke berücksichtigen, für die sie vorhanden sei, und ihr Hauptzweck sei, im überseeischen Gebiet zu kämpfen, sobald dies erforderlich sei, dort die entfernten britischen Besitzungen zu vertheidigen, und mit der gehörigen Ausstattung an Heerestrain, Operationen durchzuführen, die für keine andere Macht der Welt erforderlich werden könnten.

Die Vergleichung zwischen England und Deutschland bestehe nicht in der ihrer beiden Heere, sondern in der ihrer Heere und Flotten, England habe mit gewissen besonderen Schwierigkeiten zu rechnen. Es habe Indien zu vertheidigen, das sich mehr in continentaler Lage befinde. Allein, diese Aufgabe sei nicht die gleiche wie für die Continentalmächte. Für die Vertheidigung Indiens sei eine mobile Streitmacht erforderlich, die schnell transportirt zu werden vermöge. Dabei sei jedoch zu berücksichtigen, daß obligatorische Aushebung, zwar für die Bildung der großen, für den Krieg auf den Gefilden des Continents erforderlichen Heere unerläßlich, hingegen unzweckmäßig sei, wenn es sich um die Erlangung von Soldaten, die ins überseeische Ausland gesandt werden sollten, handelt. Die Erfahrungen aller fremden Mächte lehrten, daß durch Conscription Soldaten, die für diese Aufgabe wirksam zu verwenden wären, nicht zu erlangen sind. Für diese ist ein Soldheer nothwendig, und zwar ein solches von sehr guter Qualität. Die englische Armee könne klein sein, allein sie müsse sehr tüchtig sein, und aus diesem Grunde werde sie unvermeidlich im Verhältniß zu ihrer Anzahl kostspieliger wie andere Armeen. Parteierwägungen dürften bei Heeres- und Flottenfragen nicht zur Geltung kommen, die jetzige günstige Gesammtlage sei keine Schöpfung der jetzigen Generation. Sie sei ein heiliges Vermächtniß der Vorfahren, und müsse der Nachwelt ungeschmälert überliefert werden. Eine in beständiger Continuität geführte Verwaltung sei wichtiger wie die Einführung von Aenderungen. Dies gelte namentlich für die Aufgaben der Reichsvertheidigung. Sie müßten unter Berücksichtigung der Vergangenheit gelöst werden."

Das Comité der Reichsvertheidigung ist für die Erwägung dieser Aufgaben bestimmt, die die Vertheidigung des Reiches in seiner Gesammtheit umfassen. Seine Thätigkeit hat bereits festgestellt, welcher Art und Beschaffenheit die Streitmacht Englands sein muß, und dargelegt, daß eine Invasion Englands im großen, alten Styl unmöglich ist, vorausgesetzt, daß seine Flotte so stark erhalten wird, wie sie es heute ist. Sie ergab zugleich, daß Englands Küsten nicht völlig gegen „Raids" zu schützen sind, daß es sich jedoch auf die Streitkräfte seiner Territorial-Armee, d. h. der „Miliz und Freiwilligen" sowie der Yeomanry, wenn sie auf entsprechenden Stand gebracht und ausgerüstet seien, als einen wichtigen Factor für die Vertheidigung der Heimath verlassen könne. Dieser Factor wird immer wichtiger, und tritt mehr und mehr in die Erscheinung, jedoch liegt die Aufgabe noch vor, ihn zu einer Bedeutung auszugestalten, die noch nicht in England überall erkannt wird. Die reguläre Armee bildet nur einen Theil der Organisation der Landmacht Englands, und man hofft, daß sie mit der Zeit von den sogenannten „Hülfsstreitkräften" befreit wird. Es solle nur eine nationale Armee geben deren regulärer Theil die eigentliche Kampftruppe fürs Ausland ist, mit einem angemessenen Theil im Inlande an der heimischen Basis. Sie muß rasch mobil, und ihre Etatsstärken auf dem Papier müssen wirklich vorhanden und aufs Vortrefflichste ausgerüstet sein. Dahinter steht die Miliz, ein bis jetzt vernachlässigter großer Theil der Truppen der Landesvertheidigung, der große Aufmerksamkeit und Förderung beansprucht, und dem man eine derartige Organisation geben will, daß seine unter Zustimmung der Mannschaft gesetzlich zulässige Verwendung im Auslande möglich wird. Ferner die „Freiwilligen," die oft unter empfindlicher Belästigung und zum Nachtheil ihrer Erwerbsthätigkeit dem Lande ihre Dienste freiwillig leisten. Es sind besonders intelligente Leute, die gewillt sind, sich der übernommenen Aufgabe anzupassen, und im Stande, in kürzerer Zeit wie die Uebrigen ausgebildet zu werden. Ihre Wünsche für ihre eigene Organisation beanspruchen Berücksichtigung neben dem Endziel, sie zu einer tüchtigen Streitmacht zu machen, der der Schutz der Häfen und die Vertheidigung der Küsten anvertraut werden könne. Man müsse jedoch keine Uebungen von ihnen verlangen, die sie nicht durchzuführen vermögen, oder sie durch Feld- oder Lagergebührnisse anzulocken suchen, die eine völlig unentsprechende Entschädigung für ihre Dienste bilden, sondern sie als Männer, an deren Patriotismus appellirt wird, und als eine große Reserve betrachten.

Dem Kriegsminister schwebt ferner die schon oft ausgesprochene Idee der Bildung einer Reichsarmee nicht nur zum Schutz des Mutterlandes, sondern auch der Colonien vor, an der die Colonien sich mit der Aufstellung entsprechender, eigener Streitkräfte aus eigenen Mitteln zu betheiligen hätten. Damit würde die Aufgabe der bis jetzt zum Schutz der Colonien bestimmten regulären Armee allerdings sehr erleichtert, die Wehrkräfte und die Mittel der Colonien für diesen Zweck nutzbar gemacht, und auf den entfernten Gebieten orientirte und acclimatisirte Streitkräfte geschaffen, die deren Vertheidigung nach Außen und Innen sofort zu übernehmen vermöchten, noch bevor die vielleicht erst nach mehrwöchiger Fahrt dort eintreffenden Truppen der regulären Armee aus der Heimath, sich dieser Aufgabe zu widmen im Stande sind. Der Kriegsminister stellt mit Recht als obersten Grundsatz für die Bildung einer solchen Reichsarmee die Forderung auf, daß um das Zusammenwirken dieser Armee zu sichern, ihre übereinstimmende Organisation, Bewaffnung und Befehligung von der Reichsregierung geregelt werden müsse, jedoch ohne daß dabei in die Einzelheiten des inneren Dienstbetriebes, der Ausbildung, Befehligung ꝛc. eingegriffen werde. Allein bis jetzt sagt in den Colonien, wenn auch manche die Vortheile eigener Truppen anerkennen, die damit

Digitized by Google

geforderte Abhängigkeit von London sehr wenig zu, da sie auf ihre Selbstverwaltung größten Werth legen. Minister Haldane neigt überdies, im Anklang an die Forderungen Lord Roberts, zur Annahme eines Systems verallgemeinerter, kurzer, freiwilliger, elementarer Ausbildung für das von ihm ins Auge gefaßte Volksheer, das sich nach schweizerischem Muster auf Schützenvereine und Cadettencorps aufbauen soll, und ist der Ansicht, daß nach (!) Ausbruch eines großen Krieges ein derartiges englisches Volksheer erst nach sechs Monaten aufgestellt werden könne, in der Voraussetzung, daß die erforderlichen Cadres vorhanden seien. In competenten Fachkreisen des Auslandes begegnet dieser Termin und die Kriegsbrauchbarkeit dieses Heeres den stärksten Zweifeln, und in England selbst theilen manche diese.

Was die künftigen Ausgaben für das Heer betrifft, so hat der Kriegsminister die gleiche Bahn der zulässigen und gebotenen Reductionen, wenn auch in weit geringerem Umfange, betreten, die Admiral Fisher hinsichtlich der Flotte einschlug, indem er nicht nur die kampfunfähigen Schiffe aus den Listen strich, sondern auch alle Budgetpositionen, die nicht die Erzielung der Kampftüchtigkeit zum Zweck hatten. Derart verminderte sich das Flottenbudget von 1905 um $3^1/_2$ Millionen £ (70 Millionen Mark) und in diesem Jahre noch um $1^1/_2$ Millionen, während die Kampftüchtigkeit der Flotte zunahm.

Die Kosten für das Landheer erfuhren im letzten Jahrzehnt eine fortwährende, beträchtliche Steigerung. Denn das Heeresbudget betrug 1895/1896: 18,156,000 £, 1896/1897 aber: 19,528,000 £, 1897/1898: 20,096,000 £. Dann kam der südafrikanische Krieg, und sie stiegen sprungweise auf 42 Millionen, 91 Millionen und 92 Millionen. 1903 fielen sie wieder auf 68 Millionen, 1904 auf 36 Millionen, und 1905 auf 28,830,000, und für das Finanzjahr 1906/1907 gestaltete sich das Budget noch höher und hat daher eine Einschränkung erfahren. In den letzten zehn Jahren wuchs somit das britische Heeresbudget um $13^1/_2$ Millionen und das Heer um 60,000 Mann. Allein, der Kriegsminister bezweifelt stark, daß die englische Armee heute leistungsfähiger sei wie vor dem Burenkriege. Allerdings sei ein bedeutender Fortschritt für die Artillerie eingetreten; denn nachdem jener Krieg ergab, daß das Geschützmaterial der Feldartillerie veraltet sei und den heutigen Anforderungen nicht entspreche, sei ein neues Artilleriematerial angenommen und in der Herstellung begriffen, das den heutigen Anforderungen des Krieges völlig genüge und allerneuesten Modells sei. Wenn somit die hierauf verwandten Mittel das gewünschte Resultat erzielten, so gelte dies jedoch keineswegs hinsichtlich der Ausgaben, die die beständig wechselnden und als hinfällig wieder aufgegebenen Heeresverbesserungspläne im Gefolge gehabt hätten, von denen man sich nicht ohne Weiteres völlig befreien könne, und die daher eine sich steigernde Belastung bildeten. Die genaue Feststellung der Lage der Armee und ihre Bedürfnisse und danach die Vertheilung der Mittelaufwendungen an die richtigen Stellen sei daher geboten, und auf dem für die Flotte befolgten Wege eine Einschränkung der Ausgaben möglich.

In diesem Sinne beschloß das jetzige Cabinet auf Grund des umfassenden, fundamentalen Heeresreformplanes des Kriegsministers, in Uebereinstimmung mit den Plänen des Reichsvertheidigungs-Comités hinsichtlich der Koordinirung der verschiedenen Dienstzweige des Heeres, die englische Landmacht gründlich umzugestalten, und ein Heer zu schaffen, das für seine genau erwogenen und definirten Aufgaben leistungsfähiger sein soll wie das bisherige. Bereits wurden die Ausgaben für das Heeresbudget pro 1906/1907 um allerdings nur 17,000 £, und die Heeresstärke um 5300 Offiziere und Mannschaften verringert, und zwar die Letztere dadurch, daß die Besatzungen von Weihaiwei und St. Helena, Esquimault und Halifax eingingen, das Garnison-Artillerie-Regiment fast ganz aufgelöst wurde, und die Besatzungen von 300 Küstenforts, sowie diese selbst eingingen und das Pioniercorps, in Folge der Unterstellung der submarinen Vertheidigung unter die Flotte, um 550 Mann vermindert wurde. Ferner wurde die Feldartillerie zwar durchgängig mit den neuen Rohrrücklaufgeschützen ausgerüstet, jedoch um 42 Batterien, darunter eine reitende, vermindert, und diese Batterien zum größten Theil durch Hülfsbatterien mit den alten bisherigen 15 Pfünder-Geschützen ersetzt, und überdies der Train um 20 Compagnien verringert, wodurch für die Artillerie eine Ersparniß von etwa 500,000 £ jährlich erzielt wird. Die Infanterie wird im Ganzen um 9000 Mann verringert. Auch die berittene Truppe der Yeomanry erfährt eine Verringerung. Somit besteht die Heeresreduction im Wesentlichen aus einer Ausscheidung der dienstuntauglichen Elemente, und einer, wie es scheint, jedoch nur vorläufigen Verringerung der Artillerie, so daß sich hieraus eine nicht unbeträchtliche Ersparniß ergiebt. Dagegen erfuhren die Mittelaufwendungen für die Armee-Reserve, die man auf 120,000 Mann zu bringen hofft, eine Steigerung um 220,000 £ und die für Heeresvorräthe und Uniformen eine solche von 60,000 £, die für Pensionen um 27,000 £.

Ferner wurde ein Mobilmachungsplan ausgearbeitet, der die Mobilmachung ebenso schnell wie die jeder Continentalmacht durchzuführen gestatten soll, und in Uebereinstimmung mit der Admiralität die Einrichtung der Vertheidigung aller befestigten Häfen gegen plötzlichen Angriff durchgeführt, sowie das völlige Einvernehmen der Admiralität mit dem Kriegsministerium betreffs der zur Landesvertheidigung zu ergreifenden Maßregeln hergestellt, und die Umgestaltung der Miliz zu einer möglichst tüchtigen Truppe eingeleitet. So lange die Seemacht Englands ihrem gegenwärtigen Stande entsprechend aufrecht erhalten wird, liegt nach Ansicht des Kriegsministers keine Nothwendigkeit vor, außer der noch durchzuführenden Organisation der Miliz und der der „Freiwilligen" für die Küstenvertheidigung, in anderer Weise Vorkehrungen gegen einen Angriff zu treffen. Denn der Ansicht des „Armeeraths", daß man auch auf unwahrscheinliche Ueberfälle vorbereitet sein müsse, und daß das Gelingen von „Raids" nicht ausgeschlossen sei, stände das Ergebniß von Versuchen gegenüber, die gezeigt hätten, daß keine fremde Macht im Stande sein werde, ein Einfallcorps von 10,000 (?) Mann mit Artillerie zu landen, ohne daß die Canalflotte, die in Verbindung mit den englischen Küsten bleibe, dies hindere. Für den Fall eines Krieges sei jedoch eine rationelle Möglichkeit und keine unwahrscheinliche in Betracht zu ziehen.

Man darf gespannt sein, wie sich die angestrebte Organisation der Territorial-Armee (Miliz, Freiwillige und Yeomanry) bewähren und welche Resultate sie ergeben wird. Bisher stellt sich ein sehr starker Mangel an freiwillig Eintretenden für die Territorialarmee heraus. Das bisherige System hat sich so wenig bewährt, daß weder die Solderhöhung noch die Verbesserungen in der Verpflegung und Kasernirung ꝛc. den starken Ausfall an Recruten und Reserven zu beseitigen vermochten, und zwar geschah dies in einer Zeit des Darniederliegens des britischen Handels und der Industrie, und daher starker Arbeitslosigkeit. In besseren Jahren wird daher der erforderliche volle Heeresersatz noch weniger zu erlangen sein.

Dabei drängt die jetzige liberale Mehrheit des Parlaments immer mehr auf Herabsetzung der Heeresstärke und Verminderung der Heeresausgaben, und der, ihres Dafürhaltens, dem Lande zwecklos für das Heer auferlegten Lasten. Unter diesen Umständen, und namentlich mit dem Aufgeben der sechs Armeecorps, und deren Ersatz durch sechs Divisionen und vier Kavalleriebrigaden und des Specialcorps kann England offenbar nicht mehr auf die Position einer Macht mit auch nur ganz entfernt annähernder Stärke der

Digitized by Google

Heere des Continents aspiriren, und wird seine Landarmee diesen Millionenheeren gegenüber schwerlich in der Lage sein, in einen etwaigen künftigen Kampf auf dem Continent nachdrücklich, geschweige denn entscheidend eingreifen zu können.

---

## Die Bestie vom grünen Tisch.

Eine Studie von Assessor Thomas Wehr (Berlin).

### I.

Ein fatal actuelles Problem — die Beschwörung des schlimmen Dämonen Bureaukratius, zu dem unsere Mandarinen beten!

Vor Entrüstung weinend verlangte Frau Oeffentliche Meinung, die maßgebenden Stellen müßten nun endlich das böse „Thier vom grünen Tisch" schlachten und das deutsche Volk von dem alten Drachen befreien.

Ich kann mir nicht versagen, dem Chorus publicus ein bißchen in seine „private Faulheit" hineinzuleuchten. So einfach ist die Sache nicht.

Gewiß, es muß etwas faul sein im Staate Germania, wenn — schnell ein paar classische, noch allgemein bekannte Exempla! — wenn in Berlin (lies Berlin!) einer glänzend promovirten, staatlich approbirten Aerztin die Ausübung der Geburtshülfe auf Grund einer Kgl. Verordnung vom ... sagen wir 28. Mai 1829 verwehrt wird, wonach das nur „weiblichen Personen zu verstatten ist, welche die Hebammenprüfung abgelegt haben", — oder wenn (dies ist fast amüsant!) ein Vater wegen schwerer Körperverletzung dreißig Mark zudictirt bekommt, weil er einen mit der Nothzüchtigung seines achtjährigen Töchterchens beschäftigten Sohn des Volkes mit seinem Spazierstocke (einem gefährlichen Werkzeug!) klopfte ... („vorsätzlich körperlich mißhandelte") ...

Man meint, so etwas wäre doch früher nicht möglich gewesen — in der guten, alten Zeit, als der König Salomo .. oder der rührende alte Fritz suum cuique verabfolgten! Mit neidischer Bewunderung hören wir von dem türkischen Kadi, der einem reichen Hausbesitzer auf seine Räumungsklage gegen eine arme, mit der Miethe rückständige Wittwe 25 Stockprügel zusprach und das Urtheil für vorläufig vollstreckbar erklärte ...

„Ja, lieber Freund — wir leben eben in einem modernen Rechtsstaate!" — Und deswegen darf unser Kadi nicht ...

* * *

„Der moderne Rechtsstaat!" Was lernten wir doch in der Schule: Der Staat ist nicht etwa Selbstzweck — er ist „die Organisation der sich zur Förderung der gemeinschaftlichen Interessen im Verbande zusammenschließenden Bewohner eines Landgebietes."

Das ist die Idee des modernen Staates, die im Gegensatz steht zu jener des absolutistischen, für die einst le Roy Soleil die Formel gab ...

Hand in Hand mit der Entwickelung des Staatsbegriffs geht natürlich die des „Tschin", der Mandarinarchie: der jeweilige Inhalt der Staatsidee giebt den Staatsorganen, den Beamten ihr Pflichtgesetz — ihren Directionspunkt. Seit Friedrich der Große, Rousseau u. Co. der Staatsidee die altruistische Pointe gaben, dient unser Staat nicht mehr dynastischen, persönlichen Zwecken — und, wage ich zu behaupten, auch für die unter dem ancien régime erstandene Bureaukratie liegt, trotz gelegentlichen Vielleitäten, der Schwerpunkt ihrer Arbeit in dem Interesse der Volkswohlfahrt.

Der moderne Staatsbeamte soll also die ihm übertragene Macht zum Segen der Gemeinschaft nützen; und zwar ist er da, um eine Harmonie zwischen dem Gesange von des Einen Uhl und des Anderen Nachtigall zu schaffen, oder (in gedruckter Sprache) um „die Reibungen der gewaltigen, complicirten Maschine des modernen Wirthschaftslebens auszugleichen, ‚bezw.' das Schicksal des Einzelnen, seine Thaten und ihre Wirkungen auf die Eigensphäre des Mitmenschen in Einklang mit dem Wohle der Gesammtheit zu erhalten!"

* * *

Das soll er mit Hülfe der Gesetze.

Die enthalten den Niederschlag der von uns selbst, von uns ähnlichen Menschen in längerer Vergangenheit gesammelten Erfahrungen. Daraus klären sich verständige, allgemeine Grundsätze ab, die tausend ähnliche Fälle concentriren.

Ein Idealbeamter müßte also eigentlich im Stande sein, das objectiv Praktische, dem einer Ordnung jeweils bedürftigen Streitpunkt „Gerechte" auch ohne Gesetz zu finden! Enthält es doch nichts (in der Theorie!), was außerhalb des Lebens, dem es nützen soll, gewachsen ist!

Natürlich kann man von keinem sterblichen Menschen diese Weisheit verlangen! Ohne Gesetze geht es nun einmal nicht! Aber bei der unendlichen Vielgestaltigkeit des Lebens kommen doch immer Fälle vor, die zwar äußerlich dem Gesetzesbuchstaben unterworfen sind, aber wirklich nicht von ihm geschlichtet werden können.

Und nicht wahr, wenn die Anwendung des Gesetzes im einzelnen Falle offenbar seinem Zwecke nicht entspricht, wenn im Gegentheil das allgemeine Rechtsgefühl, in dem ihm Wurzel und Kraft ruht, gegebenen Falls seine Wirkung mißbilligt, dann ist es nicht nur ungerecht, sondern auch sinnlos gegen die ratio des Gesetzes selbst, wenn es angewendet wird ...

Hier nun liegen die Jagdgründe der „Bestie vom grünen Tisch", — hier wüthet sie — in allen den zahllosen Fällen, wo die Schablone paßt, und ... doch nicht paßt! Hier schallt des von seiner Formel hypnotisirten Mandarinen Feldgeschrei „Fiat justitia!"

* * *

Am empfindlichsten wird diese Art Wirksamkeit auf dem Anwendungsgebiet der Strafgesetze empfunden — wo es sich um Freiheit, Ehre und Leben handelt. Der Wichtigkeit dieser Materie „trägt" unsere wackere Halsgerichtsordnung dadurch „Rechnung", daß dem Richter die diskretionäre Befugniß besonders verschränkt ist. Stimmt ein Fall mit dem Thatbestande der Schablone, dann „Fiat!" Strafmaß, die Zulässigkeit der Zubilligung mildernder Umstände*) — alles steht im Buch und muß eben passen!

Und gerade im Strafgesetzbuch steht doch manches recht Krasse ... Seine Bestimmungen fassen immer den schlimmsten Fall ins Auge, um der der Allgemeinheit schädlichsten möglichen Verletzung der Rechtsordnung gerecht werden zu können.

„Wer vorsätzlich einen Menschen tödtet, wird, wenn er die Tödtung mit Ueberlegung ausgeführt hat, wegen Mordes mit dem Tode bestraft!" (§ 211 R.St.Gb.) Der Gesetzgeber denkt an den scheußlichen Raubmörder und nicht an den edlen, aber von einer falschen Theorie fascinirten Raskolnikow, oder den auf Wahrung seines Monopols bedachten Ehemann, der den störenden Hagestolz „mit Ueberlegung" ausrottet.

Bekanntlich schützen wir im Zeitalter des goldenen Kalbes den Geldschrank viel energischer als etwa die Ehre... Da kommen auch oft böse Dinge heraus, wenn die blutige Mühle klappert. Denken Sie an die alte Bergmannsfrau, die es nicht lassen kann, auf der Berghalde Kohlenabfälle zu sammeln, und deswegen schon gelegentlich mit kleiner Pön bestraft ward: § 244: „Wer im Inlande als Dieb, Räuber oder gleich einem Räuber oder als Hehler bestraft

*) Bei gemeinschaftlichem Hausfriedensbruch z. B. giebt es einfach keine mildernden Umstände.

Digitized by Google

worden ist, darauf abermals eine dieser Handlungen begangen hat und wegen derselben bestraft worden ist, wird, wenn er eine fremde bewegliche Sache einem Anderen in der Absicht weggenommen hat, sich dieselbe rechtswidrig zuzueignen, mit Zuchthaus bis zu 10 Jahren bestraft!"

Wie, Du alte Bergmannsfrau — „unbrauchbare, werthlose Kohlenbröckchen — Milliardensyndikat — große Armuth — kranke Kinder — strenger Winter?"

Na — mildernde Umstände (hier, Gott sei Dank nicht ausgeschlossen!) und die Mindeststrafe: Drei Monate Gefängniß! . . .

* * *

Werden wir nicht melodramatisch! Bleiben wir ruhig und stellen fest: Bureaukratismus ist die mechanische Anwendung des Gesetzes auf die seinem Wortlaut entsprechenden Thatbestände.

Wir würden den alten Drachen todtgeschlagen haben, wenn — die schönen Gesetze sinngemäß angewendet würden!

„Also — warum werden denn die Gesetze nicht sinngemäß angewendet?! Wozu zahle ich denn meine Steuern?! . ."

Sieh, lieber Leser (beruhige Dich einstweilen! Es ist ja betrüblich, gewiß!) nun also, da sind verschiedene Gründe!

Wie wir sahen, geben einige Gesetze dem Beamten zu wenig Spielraum — weil sie eben meinen, wenns anders wäre, würde er . . . unzweckmäßig handeln. Sieh Dir an, wie die Herren Mandarinen es so treiben! Sie paragraphiren — dann sind sie gedeckt, haben keine Unbequemlichkeiten, brauchen nicht einen Entschluß zu fassen . . . „Es stehet geschrieben!" — „Im Hinblick auf Abs. 2 des § 777 des Regulativs vom . . ." Es ist so wahnsinnig bequem!

Die Schablone, der §, ist ein wundervoller Schild für den Unheldischen. Sich um Gotteswillen nichts auf den Hals laden! Keine Extravaganzen! Halten wir uns an die Bestimmungen. „Das Recht des Lebens — Initiative — die praktische Bedeutung . . ." Hohle Worte, mein Lieber: „Wie wollen Sie das gesetzlich begründen? Das ist die Frage! Wer wird sich in einem zweifelhaften Falle durch eigene Entschlüsse Insekten in den Pelz setzen?!"

Ja, man denkt manchmal an die Maurer in den „Fliegenden Blättern", die einen Balken an einem Neubau emporwinden. Als sie ihn fast oben haben, schlägt es Mittag, und anstatt noch einige Minuten im Interesse der Sache weiter zu ziehen, lassen sie den Strick fahren und den Balken hinabstürzen.

„Der Bureaukrat thut seine Pflicht von 9 bis 1 — mehr thut er nicht," singt Offenbach.

* * *

So ist der in vielen Amtsstuben regierende unerbittliche Formalismus vielfach öder, mechanischer Materialismus, stumpfer, korrekter Gleichmuth, Faulheit — Mangel an (sittlichem) Verantwortlichkeitsgefühl. „Hab ich nur meinen §!" Und dank der furchtbaren Fruchtbarkeit der deutschen Schablonenfabrik hat ja thatsächlich bald jede denkbare Complication ihre Formel! Für einen gewandten Beamten ist es undenkbar, eine zur Entscheidung stehende Frage nicht irgendwo zu subsumiren. Darin besteht seine Kunst.

„Die Gesetze sind dazu da, daß sie befolgt werden" — und „das Leben ist dazu da, daß die Paragraphen angewandt werden können." „Im Anfang war das Wort" . . .

Die Despotie des § ist natürlich nicht in allen Fällen auf Bequemlichkeit oder Aengstlichkeit zurückzuführen.

Wer kennte nicht diese glorreichen alten Räthe, denen die lange Routine eine virtuose Beherrschung ihres Handwerkszeuges gewährt hat, und die nun aus reiner Freude an der Anwendung ihrer Kunstfertigkeit alle Fälle nur daraufhin prüfen, ob sich nicht irgendwo mit geistreichen Kniffeleien einhaken ließe, ob nicht irgendwo ein Verstößlein gegen eine Bestimmung herausgeschnüffelt werden kann — und die dann (häufig in schönen, geschliffenem Styl!) das Publicum, mit besonderer Wonne andere Behörden, haranguiren! („Dem Kgl. Grundbuchamt scheint die Entscheidung des Kammergerichts vom . . . entgangen zu sein, wonach . . .") L'art pour l'art! Was praktisch dabei herauskommt, ob die Sache gefördert wird — das ist ziemlich nebensächlich!

„Eine „elegante" Entscheidung besteht sogar darin, daß sie im Gegensatze steht zum „gesunden Menschenverstande" (ein Wort, mit dem man jeden „Zünftigen" rasend machen kann!) — und doch tadellos gedeckt ist durch den Paragraphen.

* * *

Das sind so einige Spielarten! Ihnen allen gemeinsam aber ist die stumme, blinde, taube Kadaver-Subordination gegenüber dem §!! „Zuerst war der § — dann das Leben" — „die Fälle". Ja, wenn im geeigneten Falle der Mandarin den Muth hätte, dem warmen Leben zuliebe den gerade zuständigen § auszuschalten — auf die Gefahr eines Widerspruchs hin im dringlichen Falle schnell zuzupacken, anstatt sich in der Kanzlei ein Simile heraussuchen zu lassen oder erst Deckung zu suchen . . ., dann . . .

Wäre Alexander der Große nicht Er, sondern ein moderner „Rath" gewesen, so würde er angesichts des gordischen Knotens „beschlossen und verkündet" haben, daß ein geeigneter Seilermeister als gerichtlicher Sachverständiger vorzuladen sei — „zur Prüfung des Knotens und Abgabe eines schriftlichen Gutachtens zwecks Lösung desselben."

Die Herren haben eben leider kein Schwert mehr! Das ist der Haken! Und wenn sie eins haben, dann sind sie so . . . so friedlich erzogen, daß sie vergessen haben, sich seiner zu bedienen.

---

## Der alte und der neue Himmel.

Von Seminaroberlehrer E. Kaiser (Plauen i. V.).

Die Unendlichkeit des Raumes und der Zeit scheint den Denkern des Alterthums zu fehlen; nur Aristarch von Samos (3. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung) sah im Geiste die Erde um die Sonne wandern, indem sie sich dabei täglich um ihre Achse bewegt; auch behauptete er geradezu, daß das Firmament eine so ungeheure Ausdehnung habe, daß die Erdbahn ihr gegenüber nur als ein Punkt erscheine. Seine Angaben hielt man für Träume, ja, man verklagte ihn als Gotteslästerer, weil er die Ruhe der Vesta und der Laren gestört habe; denn eine enge Welt war dem Denken des Alterthums angemessen. Den Mond glaubten die egyptischen Priester 40 Meilen von der Erde; Pythagoras gab diese Entfernung schon zu 3000 Meilen an, die der Sonne zu 15000 und die des Fixsternhimmels zu 21000 Meilen. In Wahrheit ist der nächste Fixstern, $\alpha$ Centauri, 275000 Sonnenweiten entfernt! Aristarch von Samos bestimmte die Mondentfernung zu 50 Erdhalbmessern, Ptolemäos dagegen zu 64, das richtige Maß ist bekanntlich 60 Erdhalbmesser oder 384400 Kilometer. Die Entfernung der Sonne hielt Aristarch für 19 mal so groß als die des Mondes, in Wirklichkeit beträgt sie 150 Millionen Kilometer, also 400 mal so viel als die des Mondes von der Erde. So ist die Welt der Alten doch sehr klein; sie nimmt selbst mit den größten Entfernungszahlen noch lange nicht den Raum ein, welchen unsere Erde in ihrem Jahresumlauf durchwandert, geschweige denn jenen Raum, den das Planetensystem der Sonne bis zum sonnenfernsten Trabanten Neptun in Wirklichkeit umfaßt. Dasselbe kleinräumige Denken, welches uns im griechischen Staat entgegentritt, begegnet uns auch in dieser Vorstellung von Himmel und Erde in jener alten Zeit. Die Welt war aber nicht nur eng, sondern auch von allen Seiten eingeschlossen; die Menschen fühlten die Welt als einen Raum

Digitized by Google

mit materiellen Grenzen, fest abgeschlossen durch jene Sphären, die wie Zwiebelschalen über einander lagernd gedacht wurden; da Aristoteles, für das Mittelalter die unfehlbare Autorität in der Naturforschung, die Sphären in seine Lehre aufnahm, so blieben sie in Ehren bis zu den Zeiten des Kopernikus und Kepler, und kein Geringerer als Shakespeare hat die Musik, die bei der Bewegung der Sphären entstehen sollte, im Kaufmann von Venedig in meisterhafter Weise geschildert, indem er Lorenzo zu Jessika sagen läßt:

„Sieh, wie die Himmelsflur
Ist ausgelegt mit Scheiben lichten Goldes!
Auch nicht der kleinste Kreis, den Du da siehst,
Der nicht im Schwunge wie ein Engel singt
Zum Chor der hellgeaugten Cherubim.
So voller Harmonie sind ewige Geister;
Nur wir, weil dies hinfällige Kleid von Staub
Uns grob umhüllt, wir können sie nicht hören!"

Aber noch ein dritter Hauptirrthum der alten Weltanschauung mußte beseitigt werden: das ist der Wahn von der Unveränderlichkeit des Himmels, der überall in den Schriften des Mittelalters hervortritt. In scharfem Gegensatz zur Unvollkommenheit, Mangelhaftigkeit, Unzuverlässigkeit der Erde ist der Himmel das Bild der Reinheit, Vollkommenheit, Regelmäßigkeit, der strengen Ordnung, der Unveränderlichkeit und ewigen Ruhe. Während die Erde ein Tummelplatz menschlicher Leidenschaften und Thorheiten ist, so ist der Himmel allein Gottes bleibende Wohnstätte. „Zur Erde geht Alles, was schwer ist; nach dem Himmel Alles, was ‚geyst und leicht' ist", sagt Sebastian Frank. Endlich dürfen wir nicht vergessen, daß die Alten manchen Irrweg hätten vermeiden können, wenn die Hilfsmittel bessere gewesen wären. Man denke an die verhältnißmäßig späte Erfindung des Fernrohrs (1609), an seine langwierige Entwicklung und schließliche großartige Ausgestaltung, nachdem man das Wie und Was herausgefunden hatte!

Die moderne Wissenschaft vom Himmel und von der Erde ist durchaus ein Erzeugniß des germanischen Denkens und beruht einestheils auf der hervorragenden mathematischen Befähigung der Germanen, anderseits auf jener großartigen Gabe der Naturbeobachtung, die sie vor allen anderen Rassen auszeichnet. Die Beobachtung ist das Gewissen der germanischen Wissenschaft; Leidenschaftlichkeit, Aufopferung und Ehrlichkeit des Beobachtens sind wesentliche Merkmale unserer Rasse. Roger Bacon (13. Jahrhundert) giebt sein Vermögen aus für Beobachtung und physikalische Experimente. Leonardo da Vinci predigt Naturstudium, Beobachtung und Experiment; er beschäftigt sich mit genauen Aufzeichnungen der inneren Anatomie. Voltaire ist Astronom, Rousseau Botaniker; Hume will die Experimentalmethode in die Philosophie einführen. Goethes Beobachtungsgabe ist allbekannt; Schiller beginnt seine Lebensbahn mit Betrachtungen über die Empfindlichkeit der Nerven und der Reizbarkeit des Muskels, er fordert den Mechanismus des Körpers fleißiger zu studiren, wolle man die Seele besser verstehen. Unsere moderne Mathematik aber beruht auf der Rechnung mit „unendlich nahen", ungefähren Werthen. Gothen und Lombarden des nördlichen Italien (Niccolo Tartaglia aus Brescia und Cardanus aus Mailand) erfanden die imaginären Größen, die unbedingt undenkbaren Zahlen, wie sie in der Gleichung $x = \sqrt{-1}$ zum Ausdruck kommen. Dadurch erhielt das Rechnen eine ungeahnte Elasticität. Pascal hatte schon von Größen gesprochen, die kleiner sind als irgend eine gegebene Größe. Newton und Leibniz bilden dieses Rechnen mit unendlichen Reihen systematisch aus in der Infinitesimal-Rechnung. Der Gewinn war unermeßlich; dadurch kam Leben in die mathematische Starre. Nicht allein die ruhende Gestalt, sondern auch die Bewegung wurde genau analysirt. Dazu kam der Begriff des Unendlichen in die Mathematik, der bis dahin nur der Philosophie angehörte. Damit eroberten sich die Germanen das Rüstzeug, um ihre Wissenschaft exact zu gestalten; denn in jeder Naturlehre ist nur so viel eigentliche Wissenschaft, als Mathematik darin anzutreffen ist. Insofern aber die Ueberlegenheit der germanischen Weltanschauung in der mechanischen Deutung der empirischen Thatsachen beruht, muß der Werth der Mathematik nur um so höher erscheinen; denn „Mechanik ist ein Ocean, der einzig mit dem Schiff der Mathematik befahren werden kann." (Chamberlain, Grundlagen des 19. Jahrhunderts.) In der Richtung auf die mechanische Erklärung der kosmischen Erscheinungen wandelt die germanische Wissenschaft von Anbeginn eigene Wege; schon Roger Bacon im 13. Jahrhundert und Francis Bacon im 16. Jahrhundert warnen eindringlich vor Aristoteles und der hellenischen Methode, die aus möglichst wenigen Beobachtungen viele apodiktische Schlüsse zieht, die den Menschengeist ohne Weiteres als Mittelpunkt annimmt, von wo aus die gesammte Natur spielend zu überschauen sei und die Dinge von der ersten Ursache bis in ihre angebliche Zweckmäßigkeit verfolgt werden könnten. Durch eine ganze Reihe glänzender Entdeckungen vom 12. bis 18. Jahrhundert erheben sich die Germanen zu einer völlig neuen Anschauung über den Kosmos, über Himmel und Erde, die im Lebenswerk Immanuel Kants ihre Krönung fand.

Während noch am Schlusse des 15. Jahrhunderts für die Gläubigen die Geographie des Mönches Cosmas Indicopleustes maßgebend war, wonach die Welt als flaches Rechteck zu denken ist, das von den vier Wänden des Himmels eingeschlossen wird, hatten sich schon im 13. Jahrhundert die fragenden forschenden Instincte der germanischen Persönlichkeit in dem Angelsachsen Roger Bacon geregt; er hatte die Entdeckung der Erde durch Hinaussegeln nach Westen in Anregung gebracht, um nach Osten zu gelangen, er construirte Vergrößerungslupen, entwarf das Teleskop in der Theorie und verwendete ein ganzes Vermögen auf physikalische Apparate. Aber zu derselben Zeit behauptet Thomas von Aquino (gest. 1274), ein im fernen Süden geborener Germane deutscher Herkunft, der berühmteste Waffenschmied zur Bekämpfung des großen germanischen Entdeckungswerks, daß die heilige Kirchenlehre im Bunde mit der Teleologie des Aristoteles genüge, um jede denkbare Frage mit unbedingter Gewißheit zu beantworten; alles weitere Forschen sei überflüssig und verdammungswürdig. Diese vorgebliche Allwissenheit des Thomas von Aquino, über den Roger Bacon spottet als über einen Knaben, der Alles lehre, ohne daß er selber irgend Etwas gelernt habe, bewirkt denn thatsächlich, das schon begonnene Werk der mathematischen, physikalischen, astronomischen Untersuchungen für drei ganze Jahrhunderte völlig zu unterbinden. Thomas von Aquino wird heilig gesprochen; Roger Bacon aber wandert in den Kerker.

Dann aber erscheinen Columbus (1492) und Magalhaes (1519) auf dem Plan und beginnen das Werk der geistigen Befreiung auf jenem Wege, der einzig noch offen geblieben war, auf dem Weg der geographischen Entdeckung. Magalhaes entdeckt Land auf seiner Fahrt nach Westen durch die nach ihm benannte Straße am 6. März 1521, am selben Tage, da Karl V. die Vorladung Luthers nach Worms unterschrieb! Die Bedeutung der Entdeckungen des Columbus und Magelhaes ist einfach unermeßbar: die Erde ist rund! Das hatte Pythagoras vermuthet und andere Gelehrte hatten es vielfach behauptet. Leonardo da Vinci (gest. 1519) erklärte: Die Erde ist ein Stern; sie ist nicht in der Mitte des Universums; alles Leben ist Bewegung, und Bewegung ist die Ursache alles Lebens. Giordano Bruno sieht das ganze Sonnensystem im unendlichen Raume sich fortbewegen, die Erde ist ihm ein Atom unter ungezählten Atomen. Doch welch ein Fortschritt von der theoretischen Erwägung zum thatsächlichen Nachweis! Kopernikus war sehr bald zur

Digitized by Google

Hand mit seinem Gedanken, daß die Erde und alle Planeten um die Sonne sich bewegen. Und kaum war die Bewegung der Erde von Kopernikus als wahrscheinliche Hypothese aufgestellt, so entdeckte der Ostfriese Joh. Fabrizius 1610 schon die Sonnenflecken und sah Galilei schon die Monde um den Jupiter kreisen; — ein prächtiges Modell für unser Sonnensystem und für das ganze Weltgebäude! Wie muß dieser Anblick freischwebender Gestirne die Phantasie angeregt und befruchtet haben, nicht zur Erzeugung von Bildern nach der Art zügelloser orientalischer Phantasie — sondern zum Eindringen in die Geheimnisse der Natur nach echt germanischer Weise! Das Teleskop, im Princip von Roger Bacon angegeben, wurde vom Holländer Franz Lippershay 1609 construirt und von Galilei 1610 zuerst nach dem Himmel gerichtet; da drängte sich die mechanische Weltauffassung den Menschen geradezu auf; denn sie sahen mit eigenen Augen die mechanische Structur des Kosmos, und nicht lange, so waren die Gesetze des Falles erkannt und die Schwerkraft als Eigenschaft aller Materie. Mit Keplers Werken (Astronomia nova 1609, Weltharmonie 1619) gelang es, alle Eigenthümlichkeiten der Planetenbewegungen, die die älteren Astronomen nicht zu ergründen vermochten, zu erklären. Sodann trat Newton, der größte Geist, über den die Menschheit überhaupt verfügte, hervor mit seinen „mathematischen Grundlagen der Naturphilosophie“ (1687) und entwickelte die allgemeinen Gesetze der Bewegung, denen alle Himmelskörper folgen. So beginnt der Aufbau einer neuen Weltanschauung, die den Bedürfnissen des germanischen Gesichtskreises und der germanischen Geistesrichtung entspricht. Mechanisch die Welt zu erklären, das ist das unweigerliche Gebot des germanischen Denkens, mechanisch und nicht von außen durch Willkür beeinflußt. Was uns in der Welt der empirischen Erfahrung aus dem Dunklen ins Helle geführt hat und noch führt, ist das unbeirrte Festhalten am Mechanismus. Die Weltbedeutung Immanuel Kants beruht auf dem genialen Erfassen dieses Verhältnisses: das Mechanische bis in die letzte Konsequenz als Welterklärung — und das rein Ideale als einzigen Gesetzgeber für den inneren Menschen. Kants Hypothese vervollständigte auf plausible Weise und im Newtonschen Geiste das physische Bild von der Entstehung der Himmelskörper, den Ursachen ihrer Bewegung und den Gesetzen, auf welchen die Letzteren fußen. Es fehlte nichts mehr zur Krönung des Gebäudes; alles Nachfolgende — die Entdeckung des Uranus 1781 durch Wilhelm Herschel und die des Neptun 1846 durch Leverrier und Galle in Berlin, die Berechnung der ersten Parallaxe durch Bessel und der Kometenbahnen durch Encke, die Wunder der Spectroscopie und der Himmelsphotographie, Julius Schmidts Mondforschungen, Zöllners und P. Secchis Theorien über die Oberfläche der Sonne und über die Sonnenflecken, bis zu Schiaparellis Marsforschungen und den Beobachtungen des neuen Sternes im Perseus 1901 — sie dienten nur zur Ausgestaltung und Bestätigung der grundlegenden Lehren jener großen Männer, welche von Kopernikus bis auf Kant und Laplace die Glieder einer Kette bilden. Die rückhaltlose Hingabe dieser germanischen Geistesheroen an die Natur wird zur lebendigen bestimmenden Kraft der Gegenwart; sie bildet die Quelle aller Freiheit in Wissenschaft, Literatur und Kunst, sie bestimmt das Urtheilen und Handeln des Einzelnen und der gesammten germanischen Rasse; denn je tiefer die Ueberzeugung von der Unendlichkeit und strengen Gesetzmäßigkeit des Weltalls in das Bewußtsein dringt, desto höher steigt zugleich die Bewerthung der unerforschlichen sittlichen Persönlichkeit, die als „Erscheinung“ zwar an das allgemeine Gesetz der lückenlosen mechanischen Nothwendigkeit gebunden ist, im Innern aber ein ebenso unendliches Reich autonom und wahrhaft frei beherrscht.

## Joseph Joachim.

Ein Gedenkwort zum Geburtstag des Meisters (28. Juni).

Von Dr. Siegfried Stern (Königsberg).

Wie eine schwere Erschütterung durcheilte die Kunde von dem Ableben Joseph Joachims die Kreise der Gebildeten: das Gefühl, als sei mit ihm nicht nur eine bedeutende künstlerische Individualität zu Grabe gegangen, sondern als sinke hier eine schöne, einzigartige Erfüllung der Idee des reinen und großen Künstlerthums ins Nichts unwiederbringlich zurück, dieses Gefühl ist sicher in den Meisten lebendig, denen es gegönnt war, die Schöpfungen seiner geweihten Priesterhand mit ganzer Seele zu erfassen. Es mag befremdlich erscheinen, daß ein Künstler der vorwiegend reproducirenden Gattung den hohen Begriff der Kunst in solcher Vollkommenheit sollte ausprägen können, ein Künstler, auf den die Prädikate des Genies mit seiner neue Bahnen weisenden Schöpferkraft nur in bedingtem Sinne anwendbar erscheinen. Aber die Schöpfungen der Musik bedürfen eben, um zu ihrer eigentlichen Wirkung zu gelangen, in viel höherem Grade der Vermittelung durch die darstellenden Künstler, als die aller anderen Künste, sogar als die der dramatischen Poesie. Die sinnliche Vergegenwärtigung ist hier ein viel unabweisbareres Bedürfniß, als bei jenen, und darum erfordert jede productive Leistung, um ihren eigentlichen Beruf zu erfüllen, die reproductive Ergänzung durch künstlerische Interpreten. Und in dieser „Ergänzung“ ist das Feld für die höchste Auswirkung der künstlerischen Persönlichkeit gegeben, nicht weniger fast als auf irgend einem Gebiet der frei erschaffenden Kunst: auf ihm hat Joseph Joachim als die reichste und vollkommenste Ausprägung des Gattungsbegriffes zu gelten.

Selbstlose Hingabe an sein Werk fordern wir mit Recht von jedem wahren Künstler — und vielleicht muß sie in noch anderem, tieferem Sinne vom reproducirenden geleistet werden, der uns die Schöpfungen des Genius in treuem Spiegel zeigen und keinen andern Zweck kennen soll, als den, jene Gebilde rein und unverfälscht der Mit- und Nachwelt vorzuführen. Dazu ist größte Selbstentäußerung nöthig — bescheiden tritt er als bloß vermittelndes Medium zwischen uns und jene Werke und findet sich belohnt genug, wenn man ihn selbst vergißt über den Abbildern, die er vor uns aufleuchten läßt. Aber mit dem besten Willen ist es hier selbstverständlich so wenig gethan wie bei irgend einer andern Kunstleistung. Neben der specifischen Begabung ist hier Voraussetzung die große umfassende künstlerische Individualität, die die Lösung jener Aufgaben erst möglich macht. Ein Unterschied zwischen dem freischaffenden und nachschaffenden Künstler besteht aber darin, daß jener seine Individualität frei walten lassen darf, während dieser, um verschiedenen künstlerischen Individualitäten gerecht zu werden, die eigne zur Universalität zu erweitern streben muß. Das sind Gedanken, die, wie alle ästhetischen Gesetze, nicht aus irgend welcher Theorie, sondern in diesem Fall so unmittelbar aus der besonderen Art des Joachimschen Genius abgeleitet scheinen, daß er als echter Künstler hier sich Richtung gebend erweist für jene Normen, die der nachhinkende Verstand erst aus der ästhetischen Erfahrung der höchsten Kunstleistungen zu schöpfen pflegt. Und in der That! Wir haben es in Joachim mit einer solchen wundervollen Offenbarung zu thun. In seinen Interpretationen verschwand er selbst, und das entzückte Ohr vermittelte der Phantasie in nie geschauter Klarheit jene Welt der musikalischen Heroen, die in verklärter reiner Geistigkeit zu uns herabzusteigen schienen. Er war ein Theil von ihnen; es war, als hätten sie seiner reinen Seele ihre tiefsten, unaussprechlichen Geheimnisse anvertraut, ihn selbst zu ihrem Kündiger erwählt, daß er die Menschen Theil haben lasse an den Segnungen, die als Zeugnisse höherer harmonischer Sphären uns blinden Sterblichen gegönnt sind. Niemand hat mit größerem Rechte je den Namen eines Priesters seiner

Digitized by Google

Kunst getragen. Er brachte reines Feuer vom Altar; ihm war gegeben, im Hörer jene tiefe Andacht, jenen schönen Ausgleich im Spiel der Seelenkräfte zu erzeugen, die als echte ästhetische Stimmung die Vorfrucht aller sittlich guten Regungen ist. Und welch ein Gestaltenreichthum entfloß den Tönen seiner Geige! Für jede, auch die kleinste Nüance der Empfindung stand ihm der adäquate Ausdruck zu Gebote, und farbenreiches Leben schien unter seinen Händen zu erblühen, wenn er jenen Werken wie frischen, selbstgeschaffenen Wesen die Sprache seiner Kunst lieh. Und hatte man ein Stück von ihm gehört und glaubte man, nun ein für alle Mal den Schlüssel für die Geheimnisse seines Inhalts zu besitzen, da konnte man ein zweites Mal eine völlig andere Deutung, ja scheinbar ein neues Werk unter seinen Fingern bewundernd erstehen sehen, und ein drittes Mal wieder etwas völlig Neues — kurz die Genien unserer großen Meister bewährten an ihm in einziger Weise ihre zeugende Kraft, sie machten ihn selber productiv und seine Phantasie zu einem unerschöpflichen Born, aus dem er je nach Gefallen und Eingebung die edelsten und buntesten Schätze hervorholte. Aber trotz der freiesten Bewegung in jener Welt der Grazien und Musen, war bei ihm jede Willkür streng verbannt, — ihm hatte sein Genius den Zauberstab des schönen Gleichmaßes als höchstes Geschenk des Lebens in die Wiege gelegt, der nur durch unablässige strenge Selbsterziehung rein und schlackenlos erhalten wird, und dessen Wunderkraft entschwindet, wenn man ihn mißbraucht. Mir schien das Wort, das Winkelmann für die Antike geprägt, immer ganz besonders auf Joachims Kunst zu passen: edle Einfalt und stille Größe! Das Naiv-Unbewußte, das Erhabene und doch so Schlichte wird dadurch treffend gekennzeichnet; er besaß eben das Geheimniß der Form in einem Grade, wie es nicht nur der jetzigen, sondern vielleicht allen Generationen, die er miterlebt hat, nicht mehr eigen war. Nur ein Element bedarf noch der besonderen Hervorhebung, das in jener Charakteristik seiner Kunst nicht mitgetroffen ist, bei ihm aber in wunderbarer Fülle vorhanden war: seine Kunst war geistvoll in eminentem Sinne. Welch überraschende Lichter hat er oft den besten Kennern bei der Wiedergabe der classischen Kammermusik aufgesteckt, welch reiche Schätze in Beethovens letzten Streichquartetten, die er als erster im Concertsaal heimisch machte und dadurch der Mitwelt erschloß, aus tief verborgenem Schachte ans Licht gezogen! Und hier, wo seine Vorgänger und ein großer Theil seiner Zeitgenossen vor scheinbar unlösbaren Aufgaben standen, hier zeigte sich neben der staunenswerthen bildnerischen Fülle seiner Phantasie die hohe überragende musikalische Intelligenz! Ihr oder richtiger der glücklichen Combination von Beidem war es vorbehalten, jene erhabenen, fast vergessenen Gebilde einer titanischen Schöpferkraft zu neuem Leben zu erwecken, ihren tiefen einheitlichen Gehalt aufzudecken und ihrer eigentlichen Bestimmung wiederzugeben. Was Joachim überhaupt als Führer seines berühmten Streichquartetts geleistet, das steht als Denkmal gottbegnadeter Künstlerschaft für ewig eingegraben in die Annalen der Musikgeschichte. Andere Quartettgenossenschaften haben in sinnlicher Klangschönheit, in Sauberkeit und Correktheit des Zusammenspiels das Mögliche erreicht; aber im Joachimquartett trat noch jene überlegene intellectuelle Kraft hinzu, die seinen Gaben den Adel geistiger Vollbürtigkeit aufprägte. Der größte sinnliche Wohllaut, das Steckenpferd mancher anderer berühmten Quartettgesellschaften, ordnete sich bei ihm stets willig der Oekonomie des Ganzen unter, und ließ im Hörer nie jenes gedankenlose Schwelgen in Wohlklängen aufkommen, die oft das Geheimniß des Erfolges minderer Geister sind. Bei Joachim wurden an den Hörer stets Anforderungen gestellt, Anforderungen, den hohen Geistesflug mitzumachen und damit erst sein Heimathrecht in jenen Regionen edelster Kunstleistungen zu beweisen. — Joachims Gestaltungs- und Ausdrucksvermögen kannte keine Grenzen — soweit das Gebiet der echten Kunst reichte, soweit es Werthvolles und Gediegenes in der Geigen- oder Kammermusikliteratur giebt, soweit waltete Joachim in ihr als Hüter und Prophet, — darüber hinaus hat er seinen Fuß niemals auch nur einen Schritt weit gesetzt. Tief unter ihm lag alles Virtuosenthum, das auch das weniger Edle, wenn auch nur bisweilen nicht verschmäht, wo es geigerische Bravour leuchten lassen kann. Es ist schon früher ausgesprochen worden, daß man der gewaltigen Technik, über die Joachim spielend verfügte, niemals recht inne wurde, weil sie für ihn immer nur das selbstverständliche Mittel war zu höheren Zwecken; selbst in den Cadenzen von Concertstücken, wo der Componist dem Künstler absichtlich eine gewisse Freiheit läßt, seine technische Fertigkeit an selbstgewählten Schwierigkeiten ins rechte Licht zu setzen, hörte man von Joachim immer nur schöne, edle Paraphrasen über die vorausgegangenen Themen, die hier der strengen Fesseln ledig, in ungebundener, aber stets die Schönheitsgesetze heilig achtender Freiheit wie fröhliche Kinder des Augenblicks — aber immer wie leibliche Enkelkinder des hohen Ahns, dessen Züge und Geberden sie unverkennbar trugen, sich zu tummeln schienen. Ihn leitete dem Genius gegenüber überhaupt stets jene wahre Pietät, für die der reinste Ausdruck der Intentionen des Componisten oberstes Gesetz; darum kann der kleinste Hinweis, jedes dynamische, tempobestimmende oder sonstige Zeichen bei ihm stets in so hohem Maße zu seinem Rechte. — So wenig es meine Absicht sein kann, mich in eine Analyse der Mittel einzulassen, mit denen Joachim seine Wunderwirkungen erzielte, so wenig das überhaupt möglich ist, so soll doch hier ein Wort gesagt werden über seine Bogenführung. In ihr hat er nach meiner Meinung Neues und bis dahin Unerreichtes geleistet. Damit ist aber nicht Bogentechnik im gewöhnlichen Sinne gemeint, es gab sogar beispielsweise ohne Zweifel Geiger mit glänzenderem Staccato, aber der rechte Arm von Joachim, die Ausbildung, die er ihm gegeben und auf seine Schüler zu übertragen suchte, bedeuten eine bis dahin unerreichte Erweiterung der geigerischen Ausdrucksmittel. An den Bachschen Violinsonaten, die Joachim wohl auch als erster in den Concertsaal verpflanzt hat, kam die Bedeutung seiner völlig originellen Bogenkunst am sichtbarsten zum Ausdruck. Sie verlangen mitunter im kleinsten Rahmen die höchste Prägnanz; da ist (wie selbst bei den späteren Classikern nicht im gleichen Grade) eine solche Gedrungenheit, so viel Gehalt und Fülle auf engstem Raume nöthig, daß es meiner Meinung nach nur Joachim und insbesondere seiner eigenthümlichen Behandlung der Bogentechnik gegeben war, solche Aufgaben restlos zu lösen.

Joachim war überhaupt der einzige Geiger, ja wohl der einzige reproductive Musiker überhaupt, bei dessen Kunst man von einem „Styl" sprechen konnte, wenn man mit „Styl" eben nicht persönliche, individuelle, sondern objective, architectonische Formgebung nach festen, im Wesen des Kunstwerkes begründeten Gesetzen bezeichnet. In der Bethätigung seiner reichen Individualität verschwanden immer mehr die Schranken, die sie von allgemein- und ewiggiltigen der Kunst trennten, und wie Niemand bei dem reifen Goethe mehr von Individualität sprechen wird, da seine Wesensart als der universellste Ausdruck wahren Menschenthums die Hülle des Individuums gesprengt und der Erfüllung des Begriffs der Gattung sich angenähert zu haben schien, in ganz dem gleichen Sinne dünkt uns Joachims künstlerische Persönlichkeit zur Universalität gesteigert. Die letzten Bande zufälliger Subjectivität hatten sich bei ihm gelöst und waren aufgegangen ins classische Relief der reinen Formen. Wer das Glück hatte, Joachim bis in die letzten Jahre seines Lebens zu hören, dem muß dieses an den alten Goethe erinnernde Bestreben, immer reiner, immer objectiver sich abzulösen von den Werken seiner Künstlerhand und sie hinauszustellen frei und ohne jeden Zeugen menschlicher Bedürftigkeit, lebhaft vor die Seele getreten sein. Wie Goethe es als den Beruf seiner Persönlichkeit erkannte,

Digitized by Google

die Dinge immer klarer, immer unbeirrter von den Täuschungen befangener Subjectivität zu erfassen, wie er bestrebt war, die Seele zum ungetrübtesten, treuesten Spiegel der Dinge zu machen, so wurden auch unter Joachims Händen die Schöpfungen der Musik immer reinere, immer vollkommenere Bilder, deren erhabene Vollendung auch die selbstverständlichen physischen Schranken des Alters bei den verständnißvollen Hörern wenigstens keinen Abbruch thaten. Was Goethe einmal von den Dichtern sagt, scheint mir auf unsere ausführenden Musiker sehr anwendbar, und gerade den Gegensatz zwischen Joachim und den allermeisten anderen, vielleicht noch Eugen d'Albert ausgenommen, vorzüglich zu treffen. „Solange der Dichter," sagt er, „bloß seine wenigen subjektiven Empfindungen ausspricht, ist er noch keiner zu nennen; aber sobald er die Welt sich anzueignen und auszusprechen weiß, ist er ein Poet. Und dann ist er unerschöflich und kann immer neu sein, wogegen aber eine subjective Natur ihr bißchen Inneres bald ausgesprochen hat und zuletzt in Manier zu Grunde geht." Das ist eben die gewaltige Kluft, die Joachim von allen andern Künstern unserer Zeit trennt — bei ihm war Alles immer neu und groß, weil er der Dinge Maß nicht aus dem eignen Kopfe nahm, sondern liebevoll und selbstvergessen sich ihnen hingegeben, die innere Gluth sich an ihnen entzünden ließ, doch nicht wie jene kleineren Geister seiner Kunst sich kühn vermaß, in ihr sie umzuschmelzen. Alle anderen Geiger — und wie gesagt nicht bloß Geiger — betrachten die Werke, die sie uns vorführen, mehr oder weniger als bloße Gelegenheit, ihre Kunst an ihnen zu zeigen, Joachim dagegen seine Kunst als die Gelegenheit, uns jene Werke in ihrer eigentlichen Gestalt zu enthüllen.

Uns sind die großen äußeren Erfolge, die Joachim bis in seine letzte Zeit mit seinem Spiel errang, immer etwas wunderbar erschienen. Möglich, daß das große Publicum eine geheime Witterung für die Größe dieses Mannes besaß, möglich auch, daß die außerordentlich anziehende Ehrfurcht gebietende und in ihrer natürlichen Schlichtheit so rührende Persönlichkeit des Künstlers ihre Wirkung that, möglich endlich, daß er als der letzte noch lebende Zeuge einer großen Kunstperiode, er, der mit Mendelssohn, Schumann und Brahms in engen Berührungen gewesen, das Publicum durch seine schon historisch gewordene Bedeutung suggerirte — aber im allgemeinen pflegt das große Publicum und besonders das heutige, das minderwerthigen Künstlern so leicht zujubelt, solche Qualitäten, solch stillen in sich ruhenden, abgeklärten Kunstwerth nicht nach Verdienst zu schätzen. Freuen wir uns immerhin, daß ihm, dessen künstlerische Laufbahn im oben angedeuteten Sinne bis in die letzte Zeit eine gerade Entwickelung nach aufwärts genommen, auch die äußere Anerkennung bis an sein Lebensende treu geblieben.

Noch ist ein Wort zu sagen über Joachims Stellung zu den verschiedenen, sich heftig befehdenden musikalischen Richtungen unserer Zeit. Wie bekannt, verhielt er sich der neudeutschen Schule gegenüber ablehnend, und man hat ihm dieserhalb in gründlicher Verkennung der Sachlage Einseitigkeit vorgeworfen. Es ist schwer, als Kind seiner Zeit sich auch nur für einen Augenblick, auch nur versuchsweise außerhalb derselben zu stellen, um gleichsam von einer höheren Warte Augenmaß zu gewinnen für die Verhältnisse seiner gewohnten Umgebung. Aber daß dieser Zweig der modernen Musik, mit classischen und nachclassischen (Schumann, Brahms) verglichen, nicht eine Musik der strengen Formen ist, daß ihre Production sich vollzieht unter Lockerung, ja theilweise unter gänzlicher Aufhebung der von den Classikern beobachteten Gesetze, das muß jeder Einsichtige zugeben. Mängel der Form müssen aber in der Musik, wo sich Form und Inhalt so lebhaft durchdringen, immer gleich zu Mängeln des Gehalts werden, und wenn die neuere Musik nicht durch immense geistige Vertiefung sie auszugleichen vermag — und auch das wird Niemand im Ernst zu behaupten wagen — so ist damit gesagt, daß sie, kritisch betrachtet, gegenüber der classischen minderwerthig und, historisch betrachtet, decadent ist. Wenn Joachim aber wirklich eine Persönlichkeit war, wie sie uns oben erschien, so ist seine Stellungnahme im Streit der Meinungen nicht mehr räthselhaft: er mußte und zwar nicht etwa bloß principiell, sondern aus dem Zwange seiner inneren aufs Feinste abgestimmten Natur heraus eine Richtung von sich ablehnen, an der die besten Traditionen unserer Kunst zu Schanden wurden, und die diesem Ausfall gegenüber doch keine versöhnenden Aequivalente einzusetzen hatte. Der große Resonanzboden, den sie durch den fast ungetheilten Beifall des großen Publicums erhalten, konnte ihn nimmermehr beirren, viel eher noch bestärken; denn in Kunstdingen ist das Recht noch stets auf der Seite der Minderheit, die Gunst der Menge immer unberechenbar gewesen. Die künstlerische Physiognomie des Verewigten mit ihren idealschönen Linien wäre uns getrübt erschienen, wenn auch Bestrebungen wie die der Neu- und Jüngstdeutschen in ihm eine Statt gefunden hätten.

So ist er denn dahin! Und mit ihm eine künstlerische Persönlichkeit, wie sie in solch harmonischer Bildung, in solch fortschreitender Entwickelung, in der jede Staffel einen Höhepunkt bedeutete, so wenig je sich wiederholen kann, als etwa, um ihn diesem Größeren zu vergleichen, das strahlende Gestirn eines Goethe noch einmal auf uns herabscheinen wird. Hoffen wir, daß die Erinnerung an ihn mit denen nicht versinken wird, die seine Kunst genießen durften, und daß der köstliche Samen, den er ausgestreut, vom guten Genius der Zeit erhalten bleiben und fortwirken werde durch die Jahrhunderte.

---

## Max Eyth.

Ein Blatt der Erinnerung von Ch. Ebner (Ulm).

Mehr denn ein Jahr ist verflossen, daß wir Max Eyth zu Grabe trugen! Mitten aus frohem Schaffen heraus hat den rüstigen Siebziger, dessen Pläne für die Zukunft noch in die Ferne nach dem Lande seiner Jugendträume, nach Egypten gingen, der Tod sich als Beute geholt. Wir betrauern in ihm den Dichter und den Mann der Wissenschaft, wir betrauern in ihm aber auch vor allen Dingen den Menschen, dessen schlichte Güte, dessen echte Bescheidenheit und dessen höhenwärts gerichteter Sinn auf uns moderne Menschen beinahe fremdartig, dafür aber auch um so tiefer wirkte. Als Max Eyth seinen siebenzigsten Geburtstag feierte, schrieb er dem Herausgeber dieses Blattes, der ihn um eine autobiographische Skizze gebeten hatte, Folgendes: „Es ist mir im Laufe von nahezu 70 Jahren schon manche Hoffnung unerfüllt geblieben, und mancher hübsche Plan mißglückt. Dieses Loos scheint mich auch bezüglich meines bevorstehenden Geburtstages treffen zu sollen, den ich in möglichster Stille vorübergehen lassen wollte. Aus vielen Gründen; vor allem, weil ich das Verdienst, siebzig Jahre alt geworden zu sein, nicht höher einschätze, als das Vergnügen, die vom weisen Salomo dem menschlichen Leben zugetheilte Spanne Zeit nunmehr hinter mir zu haben. Nun wünschen Sie, daß ich an der Zerstörung meines kleinen Plans mitwirken soll. Ich fürchte, dies geht über menschliche Kraft, jedenfalls über die eines Siebzigjährigen, und ich möchte Sie höflich bitten, den Gedanken fallen zu lassen. Ich habe nur in ganz seltenen Fällen, von besonderen Umständen veranlaßt, für Zeitschriften geschrieben, wie ich mich ja bis in die jüngste Zeit überhaupt nur dilettantenhaft dem Genuß der Schriftstellerei hingab. In meinem Alter hat man überdies das Gefühl, mit der wenigen Zeit, über die man voraussichtlich noch zu verfügen hat, sparsam umgehen zu müssen, wenn man noch Einiges thun oder sagen möchte. Dies ist der Grund, der mich veranlaßt,

Digitized by Google

auch in der Zukunft mich möglichst vor Zersplitterung zu hüten."

Noch hat Max Eyth die Vollendung seines schwäbischen Romans „Der Schneider von Ulm", der kurz nach seinem Tode erschien, erlebt, und sich des Werkes gefreut. Noch manches Andere hat er geplant: eine Sammlung von Novellen, eine Geschichte der Technik in Indien und Egypten; er kannte kein Rasten und kein Rosten. Er war im besten Sinne des Wortes eben ein Sohn seiner Heimath. Was die so oft geschmähte schwäbische Eigenart an Tüchtigkeit und Innerlichkeit aufzuweisen hat, eine zähe und vor keiner Schwierigkeit zurückschreckende Energie, ein tiefes und bei einer ja wohl manchmal rauhen Außenseite doch weiches und für alles Schöne empfängliches Gemüth, einen frischen und frohen Muth zur Arbeit und jenen unstillbaren Wandertrieb nach unbekannten Fernen, der freilich nichts wissen will von einem Vergessen oder gar Verachten der Heimath, das alles finden wir bei Max Eyth in seinem Leben und Schaffen. Er selbst wollte ja keiner jener Großen und Gewaltigen sein, die der Zeit den Stempel ihres Geistes aufdrücken und sie vorwärtsstürmend auf neue Bahnen und nach neuen Zielen führen. Er hat sich sein ganzes reiches und vielbewegtes Leben lang niemals in den Vordergrund gedrängt, obwohl er vielleicht hierzu mehr Recht gehabt hätte, als mancher Andere, der seiner Zeit weit weniger zu sagen und zu bieten hatte als er. Er wollte nur ein Mann sein, der die Pflichten des Lebens und der Arbeit mit heiligem Ernste erfaßte, und all sein reiches Wissen und Können in den Dienst seiner Zeit und ihres Ringens nach rastlosem Fortschritt in der Erkenntniß unserer natürlichen Culturbedingungen und der wissenschaftlichen Grundlagen der modernen Technik stellte.

An seiner Wiege war es ja freilich Max Eyth nicht gesungen worden, daß ihn aus dem stillen Jagstthale heraus, wo sein Vater als Professor am evangelisch-theologischen Seminar Schönthal wirkte, der Weg in solche Fernen führen würde. Der „mathematische Sinn" gewann bei dem Knaben, der am 6. Mai 1836 zu Kirchheim u. T. als Sohn des damaligen Präceptors Eyth geboren war, mächtig die Oberhand, und sein Vater war lebensklug genug, dieser Neigung nichts in den Weg zu legen. Der Besuch der damaligen polytechnischen Schule in Stuttgart, eine kurze Praxis in der Heimath und dann die Reise nach England im Jahre 1861, die ihn nach Leeds, zu den Fowlers, den Erfindern des Dampfpfluges brachte, bildeten ihn zum Manne der technischen Arbeit, der bald das volle Vertrauen seiner Chefs besaß und in ihrem Auftrag im Jahre 1862 eine Reise nach Indien antrat, bei der er freilich im Lande seiner Jugendträume, in Egypten, hängen blieb, um bis zum Jahre 1866 als Chefingenieur des Prinzen Halim Pascha thätig zu sein. Diesem Aufenthalt verdanken wir neben einer Schrift über das Agriculturmaschinenwesen in Egypten eine Reihe von kürzeren Arbeiten über die Geschichte und technische Cultur des Landes, und als er nach vier Jahren wieder in den Dienst der Fowlers trat, fand er hier auf seinen vielen Reisen in aller Herren Länder reiche Gelegenheit, sich umzusehen in Welt und Leben. Und er müßte nicht der gewesen sein, der er war, ein Mann mit scharfem Blick für Alles, einem poetischen Gemüth, als dem Erbtheil der Eltern, und einem freudigen und empfänglichen Sinn für das Kleine und Große, er müßte nicht ein Meister des Styls und der Feder gewesen sein, wenn er nicht mitten in der Arbeit Zeit und Muße gefunden hätte, von dem Allem in fesselnden Briefen den besten Freunden in der Heimat, den Eltern, und durch sie weiteren Kreisen zu berichten. So entstand sein „Wanderbuch eines Ingenieurs", das er später zu dem hochinteressanten Sammelwerk: „Im Strom unserer Zeit" umarbeitete und ergänzte, so entstanden seine Geschichtenbücher: „Feierstunden" und „Hinter Pflug und Schraubstock", und so entstand zuletzt auch, neben so manchem Beitrag für technische Fachschriften, in einer Zeit, da sich Max Eyth nach arbeitsreichen Jahren schon auf sein literarisches Altentheil zurückgezogen hatte, sein einzigartig dastehender egyptischer Roman, „Der Kampf um die Cheopspyramide. Eine Geschichte und Geschichten aus dem Leben eines Ingenieurs."

Als Max Eyth dieses Buch schrieb, hatte er das Hauptwerk seines Lebens vollendet; er hatte im Jahre 1882 in Bonn a. Rh. nach englischem Muster die „Deutsche Landwirthschaftsgesellschaft" gegründet. Ein hartes Stück Arbeit war es gewesen; aber in englischer Schule hatte der Schwabe Ausdauer und Zähigkeit gelernt. Und als er 1896 von der Leitung der Gesellschaft zurücktrat, reich an Dank und Ehren, konnte er es mit dem Bewußtsein thun, ein Werk geschaffen zu haben, das seinem deutschen Vaterlande reichen Nutzen bringt.

Nun zog es den Ruhelosen mächtig in die Heimath. In einem behaglichen Heim auf der Höhe von Ulm, von dessen Fenstern aus man hinüber zu den schlanken Thürmen des Münsters und in die Ferne zu den schneebedeckten Alpen sieht, spann er sich ein in die Erinnerung an die Vergangenheit, freute sich aber auch der Gegenwart und all ihrer Errungenschaften mit thätigem und unermüdlichem Interesse, und ließ die fleißige Hand nicht ruhen, den frischen Geist nicht rasten, bis in das Licht seiner Tage, an dem sich sein Auge so gerne erfreute, des Todes dunkle Schatten fielen, und ihm die Feierstunde schlug, die aller Arbeit ein Ziel setzte.

* * *

Es giebt auch in unsrer modernen Zeit noch manche Leute, denen es nicht in den Kopf will, daß Poesie und Technik Begriffe seien, die einander durchaus nicht feindlich gegenüberstehen. Max Eyth selbst hat in einem Vortrag, den er auch in seine unter dem Titel „Lebendige Kräfte" gesammelten, technisch-philosophischen und geschichtlichen Reden und Essays aufgenommen hat, sich mit dieser Anschauung auseinandergesetzt. Klipp und klar hat er dort nachgewiesen, daß von irgend einem Gegensatz nicht nur gar keine Rede sein könne, sondern daß die Technik, wenn man sie nur nicht als ein todtes und mechanisches Können, sondern als eine Wissenschaft betrachtet, die in die innersten Tiefen der Natur dringt, deren wundersame Geheimnisse zu erlauschen und ihre Kräfte der Menschheit dienstbar zu machen, selbst ein Stück Poesie ist. Denn sie steht unter dem Zeichen der Wahrheit und Harmonie. Für sie sind die todten Zahlen lebendige und wirkende Kräfte, und für sie giebt es fruchtbares und förderndes Leben nur in dem Bezwingen und Bilden der starren Masse durch den forschenden Geist. So steht heute die Technik vor uns, und so klingt das hohe Lied, das Max Eyth zu ihrem Ruhme anstimmt, dessen prächtige und stolze Töne tausendfach wiederklingen in seinen Reisebriefen und wiederhallen von den altersgrauen Wänden der Cheopspyramide, die in erhabener Ruhe als ein Jahrtausende altes Denkmal herabsieht auf das Ringen und Streben der Menschen zu ihren Füßen. Geschäftiges, rastlos dahinfluthendes Leben der Gegenwart hier, die starre majestätische Ruhe der Vergangenheit und des Todes, der ob allem Erdenglanz und aller Menschengewalt steht, dort. Vergangenheit und Zukunft verbunden durch die Macht des Geistes, der alle Kräfte der Erde sich dienstbar macht, der aus den Sternen die Kunde liest von ewig waltenden Gesetzen, und aus dem Rauschen und Brausen der Ströme, wie aus dem Sausen der Stürme, die dahinfahren über die Lande, die Stimme einer Allmacht vernimmt, vor der die Zeit mit ihrem ewigen Wechsel stille steht. Und Max Eyth hat dieser Stimme in andächtiger Scheu gelauscht, und in seinem Herzen ist sie wiedergeklungen als der feste und unerschütterliche Glaube an eine Macht, die die Geschicke der Menschen leitet wie Wasserbäche. Ihm erscheint die Natur nicht als ein mechanisches Gebilde; für ihn weben und leben in ihr schaffende Kräfte eines ewigen Geistes. Er fühlt sich gebunden

Digitized by Google

an die Natur als ein Theil von ihr, aber er fühlt sich damit auch vor die Aufgabe gestellt, zu ringen und zu streben nach der Harmonie des Lebens, und er hat in seinem Mühen und Arbeiten erkennen gelernt, daß er dieser Aufgabe nur gerecht wird durch selbstlose und treue Erfüllung auch der kleinsten Pflichten. Das ist das praktische Ergebniß seiner Erfahrungen. Nicht aufdringlich lehrhaft kündet er davon Anderen, man hört ihm zu wie einem guten und treuen Freunde, der uns leise und unvermerkt auf Bahnen führt, die über die Ziele und Wünsche des Alltags hinweg zu Gedanken von ewigen Dingen führen, und unsern Blick auf das Kleine lenken, damit wir an ihm das Große erkennen und bewerthen. Und man folgt ihm dabei so gerne; man hört aus seinen Worten jenen warmen und herzlichen Ton, den nur der findet, der mit sich selbst innerlich ganz im Reinen ist, der nicht leicht hinwegging über die Widersprüche und Räthsel des Lebens, sondern sich ihnen mit ernstem Sinnen gegenüberstellte, und für sie eine Lösung fand in der Erkenntniß, daß in der Welt nicht der Zufall, sondern ein ewiges Gesetz herrscht, dem wir uns beugen müssen, ob wir wollen oder nicht. — Sollen wir die schriftstellerische Eigenart Max Eyths nach solchem noch ausführlich darlegen? Modern in dem landläufigen Sinne ist er nicht. Ja, als ein echter Schwabe ist er die Romantik, der er einst mit seinem Jugendwerk, dem historischen Gedicht „Volkmar", und später mit der heimathgeschichtlichen Erzählung „Mönch und Landsknecht" seinen vollen Tribut entrichtet hat, sein Leben lang nicht ganz losgeworden, und es ist ihm auch niemals in den Sinn gekommen, das irgendwie zu verleugnen oder zu bedauern. Diese seine Heimathliebe hat ihn ja nicht zum einseitigen und engherzigen Particularisten gemacht, als welcher der Schwabe heute noch gilt. Sein Verkehr in fremden Landen hat ihn gelehrt, ruhig und ohne Ansehen der Person Gutes und Schlechtes zu erkennen, und Fleiß und tüchtiges Wissen überall anzuerkennen, wo er ihm begegnete. So auch nur konnte er unter fremden Menschen deutscher Arbeit und deutscher Energie zu Achtung und Ansehen verhelfen; so auch nur konnte er ein Vorbild werden rastlosen Strebens und unerschütterlicher Treue zur Heimath und zum Beruf. Und gerade in seiner letzten Schöpfung, seinem Erfinderromane „Der Schneider von Ulm" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 2 Bde.), hat er seiner Heimathliebe noch ein schönes Denkmal gesetzt. Er hat ja freilich mit der denkbar größten poetischen Freiheit die Thatsache, daß der Ulmer Schneider Ludwig Berblinger im Jahre 1811 mit einer von ihm erfundenen Flugmaschine vor den Augen des Königs Friedrich über die Donau fliegen wollte, zu dem Lebensgeschick eines Mannes erweitert, der mit der Erfindermanie von natürlicher Seite her erblich belastet, sich von den Wogen des Glückes auf und ab tragen läßt, und am Ende, nachdem er sich aus den Eisfeldern Rußlands todtkrank noch als preußischer Leutnant in die Heimath zurückgeschleppt hat, dort nur von seinem Jugendfreund und dem Mädchen seiner Jugendliebe gepflegt, den Geist aushaucht.

Es mag ja wohl sein, daß Dem und Jenem, der eben ganz modern ist, die behagliche Breite, mit der Max Eyth erzählt, und das kleinbürgerliche Milieu, in das er uns führt, nicht so recht behagt. So groß und gewaltig die Zeit ist, die den Untergrund für seine Geschichte bildet, von dem ehernen Schritte des Schicksals, das die Völker zermalmt, vernimmt man in demselben nichts, und doch liegt ein tiefer und schwerer Ernst über all den Geschehnissen des Buches. Nicht nur weil es berichtet von dem kargen Glück und dem reichlichen Unglück eines Menschen, der vermeinte, mit grüblerischen und in der Luft der Phantasterei hängenden Gedanken den ewigen Kräften der Natur einen Sieg abgewinnen zu können, und diesen edlen Irrthum mit dem Leben büßt, sondern weil wir Menschen von heute auch trotz des Bewußtseins all unserer Errungenschaften doch nur der Geschichte des Schneiders von Ulm deutlich ermessen können, daß Alles, was wir uns erkämpfen und erringen, doch nur eine Etappe auf dem Ewigkeitswege des Menschen ist. Wir Zeitgenossen Zeppelins lachen heute stolz über die kühnen Fluggedanken des Ulmer Meisters Berblinger. Max Eyth, der Techniker und Dichter denkt anders. Und sein „Schneider von Ulm" soll uns lehren, in jedem Gedanken, der in der Seele des Menschen aufsteigt, den Keim zu neuer That zu sehen. Mag sie auch erst nach Jahren oder Jahrzehnten emporblühen. Es geht nichts wieder unter, was einmal ersonnen und begonnen wurde, und man mags nennen wie man will: eine still schaffende Kraft liegt in jedem Problem, nach dem Einer greift, wenns ihm auch unter den Händen wieder zerfällt. Ein Anderer greift nach einem Bruchstück, das am Wege liegen geblieben, und ihm glückt, was Jenem mißlungen.

Mit Max Eyth hat ein reiches und glückliches Leben geendet. Glücklich, nicht weil ihm auch der äußere Erfolg und damit ein behagliches und sorgenloses Alter beschieden war, glücklich vielmehr deßwegen, weil es ihm gegeben war, sich zu sichern gegen alles Zweifeln und Schwanken durch den Muth zur rastlosen Arbeit. Sein Wollen ging allzeit nach hohen Zielen. Er hat die Erdenschwere, die uns Allen anhaftet, nicht empfunden als eine hemmende Last, die ihn an die Niederungen fesselt: er wollte ein echter und gerechter Mensch sein, und darum schritt er sicher und zuversichtlich auf den rauhen Wegen des Lebens. Denn er sah über sich die Sterne leuchten, und er wußte, daß zum Frieden mit sich selbst und der Welt nur der kommt, der in strebendem Bemühen sich erlöst von aller Selbstsucht.

Wie einen, der nach langer Wanderung sich niederlegt zu traumlosem Schlummer, habe ich ihn liegen sehen im engen Sarge. Scharfe Linien hatte der Schmerz in das Antlitz gezeichnet. Aber ein Schimmer der Verklärung lag drüber wie ein mildes Licht. Ich dachte der Worte, die einst Gottfried Keller von Eduard Mörike gesagt: „Er stahl sich aus der Welt, wie ein stiller Berggeist aus einer Gegend wegzieht, ohne daß man es weiß." Man hat Max Eyth an seinem Grabe und seinem jüngst enthüllten Denkmal mit vielen Worten und Reden geehrt — wir, die wir ihn kannten als Freund, denken seiner als eines guten und edlen und treuen Menschen. So lebe er in unserer Erinnerung fort!

---

## Waldwege.

Von A. K. T. Tielo (Berlin).

I.

Was für ein tiefer, goldiggrüner Pfad,
Den ich im Kiefernforst noch nie betrat? —

Schon laß ich mich von seinem Zauber leiten,
Im harzbetupften Moos verhallt mein Tritt,
Und meine Blicke staunend niedergleiten
Auf Spuren, die sich halberloschen breiten —
Wer war es, der hier vor mir heimlich schritt? —

So einsam glitzernd tasten sich hier Funken
Längs Riesenstämmen, bis sie, hingesunken,
Sich in der Spuren leichtgebräunten Flecken
Wie flügellahme Falter schläfrig strecken ...

Fürwahr, ich schritt noch niemals in dem vollen,
Durchwärmten Kiefernforst so weltverschollen
Und hörte niemals zwischen Traum und Wachen
So lockend süß, vom Ferndust überblaut,
Zuweilen ein paar wilde Tauben lachen —
Sonst weit und breit kein Laut, kein Flüsterlaut ...

Digitized by Google

Doch meine Seele räthselt:

„Diese Spuren
In Moos und Humus zog der Gott der Fluren,
Der ernste Waldgott, der Dich oft belauschte,
Indeß Dein Mund mit Wäldern Zwiesprach tauschte.
Er war es — aus zerstampften Heerdenpfaden
Wollt er Dich in sein heiliges Dunkel laden,
Dir allerstillste Feste zu entfachen —

Horch, wie die wilden Tauben zärtlich lachen." —

II.

Im weißen Birkenwald ein schmaler Weg ...
Der nimmt Dich hin, der führt Dich fort, der spannt
Sich in das rothe Haideland,
Wo er sich durch der Kräuter Scharlach windet,
Auf einer blanken Lichtung weilt
Und zwischen duftigen Schatten schwindet
Und sich am Hügelrande wiederfindet
Und fort und fort die Ferne theilt
In unentwegter Wanderlust ...

Da steht Dein Sehnen auf, Dir unbewußt
Steigt es verjüngt hervor aus tiefster Brust,
Eilt Dir voraus und schwillt gleich einem Bach
Des Weges flimmernden Spiralen nach,
Kürzt seine Krümmungen, durchbricht der Stämme
Zartgoldne Büsche, klimmt schon auf die Kämme
Des blauen Horizonts, voll Machtgeberde
Schlingt es sich weiter um die große Erde,
Um alle Straßen Gottes zu durchmessen —
Und hat in seinem Sturmlauf ganz vergessen,
Daß noch Dein Fuß bescheiden fördernd wallt
Auf schmalem Weg in weißem Birkenwald. —

---

## Die Legende von dem schönen Mädchen und dem armen Fischer.

Von Otto Erich Kiesel (Hamburg).

In meiner Heimath soll vor langen Jahren einmal ein wunderschönes Mädchen gewohnt haben. Ihre Haare reichten, wenn sie sie herabfließen ließ, fast bis auf den Boden, ihr Wuchs war von einer Anmuth, ihre Bewegungen von einer Lieblichkeit, daß man meinte, sie müsse eine Königstochter sein. Als Kind war sie der Liebling aller alten Leute gewesen und als Jungfrau die Begehrteste unter allen Mädchen. Dabei war sie so arm, daß sie kaum zu den höchsten Feiertagen ein besseres Kleid anzuziehen hatte; aber ihre Mutter, die nicht aus jener Gegend war, hatte sie gelehrt, aus den ärmlichsten Lumpen etwas zu machen, so daß das Mädchen sich immer und überall sehen lassen konnte. Sie selbst trug ihre dürftigen Kleider stolz, als seien sie Sammt und Seide, sie schien die abwägenden Blicke der auf ihre Schönheit neidischen Mädchen nicht einmal zu sehen. Ihr erwartet nun jedenfalls, daß ich hinzufüge, daß dieses schöne und arme Mädchen, wie man es so oft liest, auch gleichzeitig von Herzen gut gewesen sei, um damit dem Worte von dem armen und sittsamen Mädchen Recht zu geben. Dem war aber nicht so. So schön das Mädchen von Leibe war, so häßlich war sie innen; im Hause schalt sie auf ihre armen Lumpen, weinte vor Aerger, daß sie sich nicht gleich den andren Mädchen schmücken und zieren konnte und hatte zu allen ihren Wünschen noch den, sich für die neidischen und höhnischen Blicke und spitzen Worte rächen zu können. Dieses Mädchen wäre gewiß nicht so schlecht geworden, wenn sie weniger schön gewesen wäre; denn gerade ihre Schönheit war es, die die Dürftigkeit ihres Anzuges hervortreten ließ und ihr Spott und Neid eintrug. Trotz ihrer Armuth war sie doch von allen Burschen begehrt, und mehr als einer hätte, lieber heute als morgen, sie zu seiner Frau genommen, wenn sie nur gewollt hätte. Von den Söhnen der reichen Leute bemühten sich auch etwelche um das Mädchen; die hatten sich wohlweislich vorher die Frage gestellt, was sie in der Truhe habe, und als sie sich antworten mußten, die Luft von der letzten Oeffnung, so hielten sie sich so, daß das Mädchen bald merkte, daß es auf alles andere eher als auf eine Ehe mit ihr abgesehen war. Deßhalb mied sie die meisten Burschen, die armen, weil sie von ihnen keinen nehmen wollte, die reichen, weil von ihnen keiner sie nehmen wollte. Deßhalb hieß es bald von ihr, sie sei stolz und warte wohl auf einen Prinzen, da könne sie lange warten, ehe einer die Prinzessin Habenichts und Kriegauchnichts heimhole. So waren denn Alle erstaunt, als sie bemerkten, daß das Mädchen oft mit einem armen Fischer ging, der auf der andern Seite des Sees wohnte. Der junge Fischer, der schönsten Jünglinge einer, fuhr wöchentlich ein paar Mal über den See, um seine Liebste zu besuchen, und so glaubte man schon die Zeit nahe, da die Prinzessin mit ihrem Prinzen die Hütte theilen würde.

In dem Orte wohnte nun ein reicher Bauer, der einen einzigen Sohn hatte, dem aber das Schicksal, wennschon es ihn mit Reichthümern gesegnet hatte, weder Schönheit der Gestalt noch besondere Geistesgaben verliehen; er war nicht gerade sehr dumm, aber wie man sagte, er dachte ein wenig langsam. Dazu hatte er eine klobige Gestalt und besaß in reichlichem Maße alle die Eigenschaften nicht, die ein Mädchen bei einem Jüngling liebt.

Der Bauerssohn gab also dem Mädchen, wo er es nur sah, seine Neigung kund. Er ging, wo er sie treffen mußte, sprach mit ihr in seiner langsamen Weise, ging mit ihr, sofern er konnte, ein Stückchen Weges, so daß Alle merkten, daß sich da etwas anspann. Die Meisten hielten es für Spielerei, und die Frivolsten meinten, nun wo ein Anderer das Vögelchen im Käfig halte und für sein Wohlergehen verantwortlich sei, hoffe der Bauernsohn, daß der Vogel auch ihm ein Lied zu Gefallen singen werde. Er war also doch nicht so dumm, wie man glaubte, und man sagte: „Ja, die Stillen haben es noch immer faustdick hinter den Ohren." Der Fischer ahnte von alledem nichts.

Da ereignete es sich, daß der junge Fischer von einer Krankheit darnieder gestreckt wurde und lange Wochen nicht, wie sonst, über den See fahren konnte. Aber eines Tages kam des Fischers Boot doch über den See und die es lenkte, war des jungen Fischers Mutter, die die Leute um den Weg zur Hütte des Mädchens fragte. Es war eine schon alte Frau, die langsam den Weg schritt, oft stehen blieb und mit klugen klaren Augen Menschen und Dinge musterte. Als sie bei dem Mädchen und deren Mutter in der Stube saß, sagte sie: „Ich bin die Mutter des Fischers, der Dich liebt, Mädchen, und den auch Du, wie mir mein Sohn sagt, lieb hast. Mein Sohn ist lange schwer krank gewesen, daß ich oft vermeinte, der Himmel wollte ihn noch vor mir zu sich nehmen. Er ist noch jetzt leidend und hütet das Bett. Er hat mich aber zu Dir geschickt, um Dir Grüße zu bringen und Dir zu sagen, so Du ihn lieb hast, wie Du ihm oft gesagt hast, so solltest Du daran denken, daß er Dich nach seiner Krankheit zu freien sinne. Du wirst, so es da oben nicht anders beschlossen ist, zeitlebens wohl eine arme Frau, wie ich, bleiben, wirst es aber gut haben; denn mein Sohn liebt Dich sehr!" Bei dieser schlichten Rede stieg dem Mädchen die Röthe ins Gesicht und sie fand kein Wort der Erwiderung, so daß die Frau fortfuhr: „Wir haben eine kleine Hütte, die unser eigen ist und die alles enthält, was wir brauchen. Wenn Du so bist, wie mein Sohn Dich geschildert hat, werden auch wir Beide gut mit einander auskommen und

Digitized by Google

freundlich leben." Inzwischen hatte sich das Mädchen gefaßt und antwortete erst stockend, dann fließend: „Es ist wahr, ich habe Eurem Sohn genugsam gesagt, daß ich ihn liebe; aber in der Zeit, da ich ihn nicht gesehen, habe ich mich wohl geprüft und gefunden, daß es doch nicht die Liebe sei, die ein ganzes Leben ausdauern muß. Im Gegentheil, wenn Ihr zurückkehrt, so bitte ich Euch, liebe Frau, daß Ihr Eurem Sohne saget, ich liebte ihn doch nicht so, um sein Weib werden zu können, ich hätte mich in der Stille auch schon mit einem Bauernsohn verlobt. Ich weiß sehr wohl, daß es ihm ein Schmerz sein wird, wie ich auch an die Aufrichtigkeit seiner Liebe zu mir nicht zweifle; aber das Herz läßt sich nicht zwingen, und so bitte ich ihn, nicht mehr hierher zu kommen und nicht die Ruhe, die eben in mein Herz eingekehrt ist, zu stören!"

Aufmerksam hatte die Frau den kluggesetzten Worten des Mädchens gelauscht, ihm dabei unverwandt in die Augen gesehen und da gelesen, was der Mund heuchlerisch verschwieg, daß sie wohl ihren Sohn liebe, aber den Anderen nähme, da er reich sei. Es war nicht das erste Mal im Leben dieser Frau, daß sie die Falschheit und Berechnung in glänzendem Kleide sah, und so verwunderte sie des Mädchens schlechtes Thun nicht. Sie fühlte nur tiefes Mitleid mit ihrem Sohn, der durch diese Nachricht sicher dem Tode nahe kommen würde.

Als sie sich erhob und dem Mädchen gerade in die Augen sah, spürte diese, daß die alte Frau ihre verschwiegensten Gedanken gelesen hatte. Einen Augenblick senkte sie die Augen, als sie sie aber wieder erhob und die Besucherin anschaute, war ein kalter, harter Glanz darin. „Junges Mädchen", sagte die Frau noch, ehe sie ging, „im Leben glauben wir manchmal, wenn wir reich sind, so ist Alles gemacht. Geld ist etwas Schönes in der Hand des Guten, es ist aber stinkend Pech in der Hand des Habgierigen. Das Gold ist für die Hand, nicht aber für das Herz gemacht. Besser als alles Geld und Wohlstand ist ein froh Gemüth und ein ehrliches Herz; ein Mund, der gerne lacht, beißt ebenso gern Schwarzbrotrinde als Pasteten. Das Geld führt über die Erde, aber ein gutes Herz in den Himmel. Gebe Gott Dir die Einsicht, die Dir nöthig ist!" Damit ging sie.

Die goldenen Worte waren aber auf das Herz des Mädchens gefallen wie Saatkörner auf Fels; sie lagen da eine kurze Zeit, aber der erste Wind blies sie davon. Sie hatte den Fischerburschen ja lieb, aber weder hatte sie Etwas noch er und viel Armuth giebt nimmer ein wenig Reichthum. Für die Liebe würde schon, sofern der Fischer sich anstellig zeigte, Rath werden.

So erwog das Mädchen die Zukunft und war schon so tief in ihrer eigenen Sünde verstrickt, daß sie den Treubruch für ein Leichtes erachtete.

Im Orte wußte man von der Sache gar bald. Einige schalten das Mädchen falsch und herzlos, das den armen, aber guten Fischer hatte laufen lassen, Andere nannten sie aber klug und vernünftig, denn um die Liebe sei es schlimm bestellt, wenn die Krippe die meiste Zeit leer ist. Und man lachte dazu, der Kopf des künftigen Gemahls sei ja auch stark genug, um ein rechtschaffen Gehörn tragen zu können.

Der junge Fischer hatte die von seiner Mutter gebrachte Nachricht zuerst nicht glauben wollen; er meinte, seine Mutter wolle seine Liebe prüfen. Als er aber einsah, daß es seiner Mutter Ernst war damit, was sie sagte, ward er bleich, als wolle er sterben.

Aber er starb nicht, er ward auch nicht kränker, sondern seine Genesung schritt, wenn auch langsam, fort.

Darüber war eine Zeit vergangen. In dem Heimathsorte des Mädchens sprach man schon von den Aufwendungen und den Geschenken, die der reiche Bräutigam dem Mädchen machte. Die Hochzeit sollte eine große, tagelange Feier sein, wie man sie damals liebte.

Da erhielt eines Tages das Mädchen von einem Knaben einen Zettel ins Haus getragen, auf dem der junge Fischer sie beschwor, ihm ein Stelldichein, ein letztes, zu gewähren, damit er von ihren eigenen Lippen sein Urtheil höre. Er erwartete sie ernst, sein Gesicht war bleich und noch etwas leidend, aber er stand aufrecht wie früher. Auf alle Vorwürfe antwortete das Mädchen nur mit Schweigen.

„Ach", rief er zuletzt, „so hat meine Mutter doch Recht, daß Du falsch bist, kein Herz hast, Deine Liebe zu mir nichts als eitle Heuchelei und frevles Spiel war. Da Du keinen hattest, der mit Dir schön that, da war ich, der arme Fischer, Dir gut genug, nun wo ein Reicher kommt, kennst Du mich nicht mehr und strafst Deine eigenen Worte Lügen."

Da antwortete sie ihm: „Wie kannst Du nur so reden, weißt Du doch selbst, daß ich nicht log, da ich Dir sagte, daß ich Dich liebte, und weißt Du denn, ob ich Jenen liebe? Ich habe mein Leben lang darben müssen, daß ich mich schämte, an mir herunter zu sehen und Spott und Hohn dulden müssen. Das will ich nicht mehr; ich weiß, wie es ist, sich treten lassen zu müssen, ich will es Andere lehren und selbst wissen, wie das Treten ist. Ich weiß, was ich Dir damit anthue. Du hast mich lieb, und wenn Du mich lieb behältst, was ist denn verloren, ob Der mein Mann ist; er weiß, daß ich ihn vor Liebe nicht aufessen werde."

Der Jüngling sah das Mädchen wie entgeistert an; was sie da so ruhig sagte, war so abscheulich, daß er sie hätte von sich stoßen mögen wie den leibhaftigen Teufel, wenn er nur hätte glauben können, daß das schöne Geschöpf da vor ihm all Das gesagt hätte. Er meinte, seine von der Krankheit angegriffenen Sinne spielten ihm den Streich, daß er etwas ganz Anders hörte, als sie sagte. Das Mädchen nahm sein Schweigen für Einvernehmen und redete weiter: „Wie er mich überhäuft mit Geschenken, für einen Kuß, deren ich Dir so viele gegeben habe, holt er mir das Blaue vom Himmel herunter. Hab acht, das wird lustig. Und sieh, so lieb ich Dich auch habe, aber immer und ewig in der Fischerhütte sitzen und Fische räuchern, das hielte ich nicht aus, drum ists schon besser so. Und, nicht Du", sie schmiegte sich an ihn und sah ihm heiß in die Augen, „wir werden uns doch lieb haben, nicht Du, sehr lieb?"

Da begriff er, daß er eine Dirne im Arme hielt, aber er sprach ihr mechanisch nach: „Ja, sehr lieb! — Aber wer bürgt mir, daß nicht auch dieses wieder falsches Spiel?"

Da sah sie ihn gerade an und sprach langsam: „Heute Nacht wird das Fenster unsrer Hütte, nach dem Garten hinein, offen sein, gilt diese Probe?" Da erbebte er, aber er sagte: „Die Probe gilt."

Dann schieden sie, ohne daß ein Mensch sie gesehen hätte. — Bleicher Mondglanz lag auf dem See, als der Jüngling wieder landete, um zu des Mädchens Hütte zu schleichen. Als er das Boot befestigt hatte, suchte er am Ufer einen großen Stein, legte ihn auf den Boden und ging die ihm bekannten Wege. Das Fenster fand er bald und bald auch das Mädchen, das ihn heiß empfing.

Aber der Jüngling hatte einen andren Plan, um dem Mädchen zu zeigen, wie sehr er es verachte. Deßwegen widerstand er der Verlockung und sagte: „Es ist genug, daß Du mich in Deinem Zimmer empfangen hast, ich zweifle nun nicht mehr daran, daß Du Dein Wort halten wirst, und daß Alles so kommen wird, wie Du versprochen hast. Aber es wäre Unrecht von mir, jetzt schon von Dir Besitz zu ergreifen. Dafür gewähre mir nun eine andre Bitte: sieh, die Nacht ist so zauberhaft, komm mit mir, mein Boot liegt am Strand, wir fahren auf den See, ganz allein werden wir sein, das mag unser letztes Zusammensein sein, bis wir uns wiedersehen, wenn Du des Anderen Weib bist."

Das Mädchen willigte endlich, da sie sah, daß er entschlossen war, sonst zu gehen, ein, schlüpfte in ihre Kleider und ließ sich von dem Jüngling durch das Fenster heben. Eilig huschten die Beiden durch den Garten und das schlum-

Digitized by Google

mernde Dorf an den Strand. Gleich einer blanken Silberfläche, fast unbewegt, lag der See. Das Mondlicht erfüllte das All, das den Glanz wie ein seiden Gewand trug. In den Bäumen war ein lockend, leises Rauschen, ein Vogel taumelte, aus dem Schlafe geschreckt, empor und verschwand im Geäst.

Der Jüngling hob das Mädchen in das Boot, in ihren Augen war noch immer das leise Glimmen ihrer heißen Wünsche. Sanft glitt das Boot dahin, die warme Sommernacht breitete ihren Zauber aus; immer weicher wurden im Mondlicht die Umrisse des fernen Ufers, es war, als schwömme das Boot einer andren seligen Welt entgegen.

In der Mitte des Sees zog der Jüngling die Ruder ein. Er hatte sich zu dem Mädchen gesetzt, das ihn umschlungen hielt; ihr nur flüchtig aufgesteckes Haar hatte sich gelöst und der Jüngling bebte, als der warme Mädchenkörper sich so lockend an ihn schmiegte; er sah in ihr Angesicht, es war bleich, nur die Lippen brannten roth, durstig, ihre Augen waren halbgeschlossen und ein Beben flog durch ihren Körper. Da neigte er sich zu ihr: „Du, wenn Du mich liebst, eine Bitte, Deine Schönheit ganz, ehe der Andre sie sieht. Den Triumph laß mir; einmal Dich küssen, ganz, jeden Fleck, ehe ein Andrer es thut. Sag, willst Du?"

Sie antwortete nicht, nur eine Gluthwelle schoß in ihr Gesicht, und als er sie küßte, bohrten sich ihre Zähne in seine Lippen.

Tastend, bebend glitten seine Finger an ihr hinab und hinauf, und als der Nachthauch ihre nackte Schulter streifte, schrie sie leise auf und warf ihre Arme um seinen Hals. Er preßte seinen Mund auf ihren Nacken. „Hexe Du, wie schön Du bist, wie schön bist Du; küsse mich, küsse mich." Da fiel das letzte Gewand von ihr, ein Schauer lief über ihren bloßen Körper. „Wie schön Du bist", stammelte er, „so schön und so falsch. Und Dein Herz, wie es schlägt, das falsche Herz, wie es schlägt. Wie mit Hammern schlägt es." Aber mit einem Male sank er vor ihr nieder, daß das Boot tief schwankte, seinen Kopf drückte er an ihre nackten Knie: „Oh, daß Du so gut wärest, wie Du schön bist, daß Deine Seele einen Theil der Schönheit Deines Leibes hätte."

Als das Mädchen den Jüngling so erregt sah, kam ihr der Gedanke, er möchte sie nur auf den See gelockt haben, um sie und sich zu tödten.

„Gieb mir meine Kleider und laß uns heimfahren", bat sie.

„Fürchtest Du Dich? Sieh, ich habe eine Mutter, die mich groß gezogen hat. Um meiner Mutter Willen schone ich Dich."

„Gieb mir meine Kleider, mich friert so!"

„Deine Kleider? Die halte ich hier, und siehst Du diesen Stein, den wickle ich in die Kleider und dann" — im Bogen flog der Stein ins Wasser — „sieh, das ist meine Rache!"

Mit einem Schrei stürzte das Mädchen auf der Bank zusammen; Mitleid wallte in dem Jüngling auf, er unterdrückte es aber. „Wickle Dich in Dein Haar, es ist lang genug, der Morgen dämmert, wir fahren heim!"

Der Jüngling wandte das Boot zum Ufer, in das rieselnde Mondlicht fiel schon ein fahler Schimmer.

„Deinen Mantel, gieb mir Deinen Mantel!" flehte das Mädchen.

„Keinen Mantel."

„Ein Tuch wenigstens, um mich zu bedecken!"

„Kein Tuch!"

„Hab Erbarmen, hab Mitleid, man wird mich höhnen, ich vergeh vor Scham, wenn mich die Leute sehen!"

„Du hast keine Scham und hast kein Erbarmen mit mir gehabt. So mag alle Welt erkennen, daß Du eine Dirne bist!"

„So spring ich ins Wasser!" sagte sie, plötzlich aufstehend.

Er erschrak, dann aber sprach er: „Du bist zu feig dazu. Wer Liebe so gering achtet wie Du, hängt viel zu stark am Leben."

Das Boot lief auf den Strand.

„Deinen Mantel, so Du mich geliebt hast, Deinen Mantel, bei Deiner Mutter beschwöre ich Dich!"

„Nenne meine Mutter nicht; Du machst, daß ich den Namen nie wieder ausspreche, weil Dein Mund ihn besudelt hat!"

„Ein Tuch, ein Tuch! Ich hab Dich ja so lieb gehabt. Auf meinen Knien beschwöre ich Dich, gieb mir ein Tuch, Deinen Mantel!"

„Nimm Dein Haar, es reicht bis zur Erde, und eile, der Tag ist da." Der Jüngling sprang ins Boot und stieß es ab; einen letzten Blick warf er auf das Mädchen, das vornübergebeugt auf dem Strande lag und weinte. Dann stand sie auf und lief hinter Hecken und Zäunen auf heimlichen Wegen ihrer Hütte zu.

Aber man hatte sie doch gesehen, wie sie, das lange Goldhaar wie ein Schleier wehend, dahin flog. Jene Zeit glaubte noch an Hexen und so hieß es denn auch bald, das Mädchen sei des Teufels Buhle. Mit Schimpf und Schande trieb man das Mädchen und seine Mutter aus dem Dorf. Die Hütte verfiel, in dem Garten wucherte es wild durcheinander, der Zaun zermorschte. Und die Mütter erzählen ihren eitlen, tandlustigen Töchtern die Geschichte von dem schönen Mädchen und der Rache des Fischers!"

## Notizen.

Max Haushofer, der Dichter. Von Oskar Hey. Stuttgart und Berlin. 1907. J. G. Cottasche Buchhandlung.

Mit glänzender Beredsamkeit und viel echter Wärme tritt der Verfasser für den kürzlich verstorbenen Münchener Nationalökonomen Professor M. Haushofer ein, um ihm als Dichter neue Freunde zu erwerben. Es ist seltsam. Der barockere und originellere kosmische Idealist Carl Spitteler hat heut die Anerkennung gefunden, die dem etwas älteren Haushofer in weiteren Kreisen versagt blieb. Und doch hätte man erwarten sollen, daß der großzügige, aber vor Allem formal durchaus epigonische, kosmische Romantiker Haushofer, der mit den Dichtern des Münchener „Symposion" verwandt und bekannt war, eher hätte durchdringen können, als der oft gesuchte, holzige und spröde Spitteler. Denn Haushofer ist nicht nur viel ausgeglichener, sondern auch philosophisch tiefer und verfügt über eine blendende, alle Himmel und Höllen durchwandernde Phantasie. Es ist bedauerlich, daß er als Dichter so wenig Liebe fand. Denn ein wirklicher echter Kosmiker mit Gedanken und Ideen in Hülle und Fülle hat in ihm gehaust. Und neben dem fabulirfrohen Epiker und Sarkasten auch im Gegensatz zu Spitteler ein wirklich lyrischer Lyriker. Einige von den Liedern, die in sein stellenweis großartiges Gedicht „Die Verbannten" (2. Auflage, J. G. Cotta) eingestreut sind, haben eine Prägung so eigener Art, wie man sie sonst bei Dichtern nicht allerersten Ranges schwerlich findet. Haushofer wird vergessen werden, aber er hat es in der That nicht verdient! *Paul Friedrich* (*Berlin*).

Vom Kuhhirt zum Capitän. Das Leben Heinrich Brocks. Erzählt von Hans Fuchs. Mit Bildern von Theodor Hermann. Alfred Janssen (Hamburg).

Auf diesen Blättern ist die Lebensgeschichte eines aus kleinen Anfängen emporgekommenen Seefahrers aufgezeichnet, den sein Beruf im Laufe der Jahre bis in ferne Erdtheile führte. Unter Vermeidung alles romanhaften Beiwerks, in knappen und in seiner ruhigen Sachlichkeit doppelt anschaulichen Schilderungen rollt sich dieses äußerlich unscheinbare, innerlich aber um so tüchtigere Menschenleben vor uns auf, das durch seine wortkarge Pflichterfüllung und sein kerngesundes Wesen viel Gewinnendes und Nachstrebenswerthes an sich hat.

*Viktor Wall* (*Wien*).

Paul Schubring: Florenz I (Die Gemälde-Galerien der Uffizien und des Palazzo Pitti). Mit 137 Abb. und 2 Grundrissen. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. (Moderner Cicerone. Band 1.) Union Deutsche Verlagsgesellschaft (Stuttgart). Preis geb. Mk. 3.

Im Verlage von S. Fischer (Berlin) sind erschienen:

Johannes V. Jensen: Das Rad. Ein Roman. Preis geh. Mk. 4.

Gustaf af Geijerstam: Das Haupt der Medusa. Roman. Neue Ausgabe. Preis geh. Mk. 3.50.

Herman Bang: Ludwigshöhe. Roman. Geh. Mk. 4.

Digitized by Google

# Empfehlenswerte Bäder, Hotels, Heilanstalten und Sommerfrischen.

**AHLBECK** auf Insel Usedom.

Unmittelbar am Strand von Hochwald umgeben. Täglich Schnellzug- und Dampfer-Verbindung von und nach Berlin 3½ Stunden. Damen-, Herren- und Familienbad. Elektrisches Licht, Konzerte, Theater, Réunions.

Saison 1. Juni bis Ende September.

**Dresden,** Hôtel Bellevue.

Weltbekanntes, vornehmes Haus in unvergleichlich herrlicher Lage an der Elbe u. Opernplatz. **Privat-Badezimmer, Auto-Garrage.** **R. Ronnefeld,** Direktor.

**Hirschberg** i. Schlesien, Bahnhofstrasse 10/11.

**Hotel Drei Berge.**

Altrenommiertes, größtes Hotel I. Ranges am Platze. Im Geschäftszentrum gleich neben dem Postamt gelegen. Omnibus stets an der Bahn. Straßenbahnhaltestelle.

**Auskunftei über Riesengebirgstouren.**

**Bad Kissingen** idealer Kuraufenthalt.

**Bergschlösschen.**

:: Logis und Pension. ::

Vornehmes Haus, einzig schön am Altenberg, unweit der Quellen und Bäder, mit Restaurant Schweizerhäuschen. **J. Th. Schmitt,** Besitzer.

**Kolberg** Dr. Lücke's Kuranstalt

See- und Soolbad Uhlenhorst.

Elektr. Licht und Zentralheizung. Das ganze Jahr geöffnet Aufnahme von Erholungsbedürftigen. **Kinder guter Kreise** mit Familienanschluss, eventl. Unterricht. Behandlung von Frauenleiden chir. und orthopäd. Erkrankungen, eigenes orthopädisches Institut.

**Malente-Gremsmühlen**

inmitten der **Ost-Holsteinschen Schweiz.** Herrlicher Sommeraufenthalt für Erholungsbedürftige. Prächtige Buchen- und Tannenwälder umschließen träumerische Seen.

Komfortable Hotels und Pensionen.

**Misdroy,** unmittelbar am Strande,

umgeben von Hochwald u. Bergen. Vorzügl. Einrichtungen für Kur- und Unterhaltung. Seebrücke, reger Schiffsverkehr. Tägl. 4 Schnellzüge von und nach Berlin. Bevorzugt als Erholungsort für Familien.

**Sanatorium Oberwaid ü. d. Bodensee**

Schweiz Prospekt frei

Blutarmut

**Sellin** auf Rügen.

**Kurhaus Sellin**

früher: **Hotel Fürst Wilhelm.** Grösstes Haus am Platze, mit eigener Canalisations-Anlage und Wasserleitung. Direkt im Buchenwald, vor der grossen Landungsbrücke gelegen. Eigene Conditorei im Hause. Zimmer mit vollständiger Pension zu mässigen Preisen.

**Fernspr. No. 1. Joh. Möller,** Besitzer.

*Otto Boenicke*

*Hoflieferant Sr. Majestät des Kaisers u. Königs*

*Berlin W. 8, Französische Straße 21*

*empfiehlt sein reichhaltiges Lager von*

*selbst importierten Havana-Cigarren*

*in der Preislage von Mk. 80 bis Mk. 4600 das Tausend „der berühmtesten Marken".*

*Proben werden von jeder Cigarre gern abgegeben und zum Millepreise berechnet.*

*Preisbücher über importierte Cigarren und über in Deutschland gearbeitete Cigarren*

*in der Preislage von Mk. 18 bis Mk. 340 das Tausend, sowie über*

*Cigaretten, Rauchtabake usw.*

*kostenfrei.*

**SCHREIBMASCHINE**

mit sichtbarer Schrift

**„Continental"**

Erstklassiges Fabrikat

Generalvertreter:

**Franz Kaiser,** Berlin W. 8. Friedrichstr. 197.

**Für die Reise!**

**„Agfa"-Cassette**

zur Tageslichtladung mit

**Chromo-„Isolar"-Taschenfilms**

25 Aufnahmen ohne Cassettenöffnung möglich

- Kompendiös!
- Leicht!
- Zuverlässig!

Siehe **„Agfa-Photo-Handbuch"**

120 Seiten · Leinen. 30 Pfg.

# Original Lambrecht's Thermohygroskop

**(Wärme-Feuchtigkeitsmesser)**

ist das originellste und leichtverständlichste Instrument zur Vorausbestimmung des Wetters.

**Komplett mit Fensterwinkel und Schutzdach**

**15 Mark.**

Man verlange Gratis-Drucksache Nr. 15.

**Prämiert 1907: Berlin, Dresden u. Zürich.**

**Wilh. Lambrecht, Göttingen.**

Gegründet 1859. (Georgia Augusta.)

**Inhaber des Ordens für Kunst und Wissenschaft, der grossen goldenen und verschiedener anderer Staatsmedaillen.**

**Ehrendiplom, Goldene Fortschritts-Medaille Wien 1906.**

Vertreter an allen grösseren Plätzen des In- und Auslandes.

Generalvertrieb für die Schweiz, Italien und die österreich. Alpenländer durch:

**C. A. Ulbrich & Co. in Zürich.**


Digitized by Google

Keine Nachnahme! Erst prüfen!

**Orangenblüten-Honig!!**

übertrifft jeden Honig der Welt. Garant. absolut naturr. Bienenprodukt! Begeist. Lob von Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u. zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.

**Kusche & Martin, Malaga**
Spanien (Deutsche Firma)

Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:

**HARMONIUMS**

m. **wundervollem Orgelton**, v. 78 M. an.
**Illustrierte Pracht-Kataloge gratis.**
**Aloys Maier**, Hoflieferant, **Fulda.**
Prospekte auch über den **neuen**
**Harmonium-Spiel-Apparat**
(Preis m. Notenheft v. 270 Stücken **nur 30 M.**) mit dem **jedermann ohne Notenkenntnis sof. 4stimm. Harmonium spielen kann.**

# Antiquitäten.

Antike Eichen-geschnitzte

## Möbel

Stollenschränke, Anrichten,
Baldachin-Truhenbänke u. s. f.

**Ausserordentlich preiswert**

Lieferant an
Kunstgewerbe-Museen u. s. f.

**Hugo Klein,**
**Dresden-A.,** Bankstrasse 10.

*Die Buch- und Kunsthandlung*
*M. Lilienthal,*
*Berlin N.W. 7, Friedrichstrasse 101*
*erlaubt sich auf ihre Verkaufsausstellung von*

*Originalen*
*Heinrich Zille's*

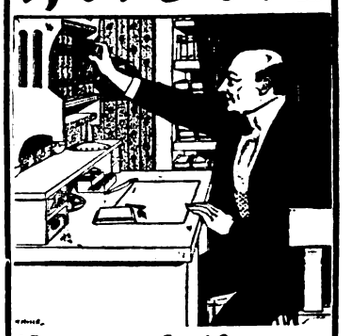
*(Feder-, Kreide-, Buntstiftzeichnungen, Radierungen) aufmerksam zu machen.*

***Aussergewöhnlich wohlfeiles Angebot!***

*Auswahlsendungen stehen auf Wunsch zu Diensten.*

*Über Zille vergl. auch Nr. 17 der „Gegenwart": „Heinrich Zille, ein Berliner Maler".*

**Herders Konversations-Lexikon**



Dritte Auflage. Acht Bände. Reich illustr. Mark 100.— Kr 120.— Teilzahlungen Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

**Die grosse Kanzlei.**
Ein Wiener Advokatenroman
von
**Sabinus.**
6. Aufl. M. 2.—.
**Herm. Walther,**
Verlagsbuchhandlung, G.m.b.H.
**Berlin W. 30.**

**Weck's Frischhaltung**
und
sonst nichts
und
weiter nichts
und
drüber nichts
dum
Koche auf Vorrat

Drucksachen über:

**Weck's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel**

kostenlos durch:

**J. Weck, Ges. m. b. Haftung,**
**Oeflingen**, A. Säckingen (**Baden**).

Man verlange nur
**Weck's Originalfabrikate**

Ueberall Verkaufsstellen.


Verantwortl. Redacteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Für den Inseratentheil verantwortlich: Georg Macher, Berlin W. 35, Steglitzer Straße 8.
Max Hesses Verlag in Leipzig. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 25. Berlin, den 20. Juni 1908. 37. Jahrgang. Band 73.

# Die Gegenwart.

## Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Max Hesses Verlag in Leipzig.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 4gespaltene Petitzeile 50 Pf.

**Inhalt:**

Die Börse und die Bank-Enquete. Von Ernst Heinemann (Berlin). — Die Bestie vom grünen Tisch. Eine Studie von Assessor Thomas Wehr (Berlin). (Schluß.) — Englischer Parlamentarismus. Von Anton Weis-Ulmenried. — Von sikulischen Gestaden. Von Felix Lorenz (Berlin). — Gedanken. Von Dr. Oskar Ewald (Wien). — Aphorismen. Von Otto Th. Bergmann (Berlin). — Weßhalb Fürchtegott Trampel dennoch sterben wollte. Eine Groteske von Else Königsdörffer (Plauen). — Moralpredigt. Von Dr. W. L. Fritzsche (Berlin). — Neuere Kunstliteratur. — Notizen. — Anzeigen.

### Die Börse und die Bank-Enquete.

Von Ernst Heinemann (Berlin).

Kaum daß das Börsengesetz nach langjährigem Ringen unter Dach gebracht worden ist, schickt sich die Regierung zu einer neuen gesetzgeberischen Action an, indem sie, hauptsächlich wohl unter dem Einfluß der allgemeinen Geldmisère in Deutschland eine Enquete über Währungs- und Bankfragen veranstaltet. Zum Theil ist sie zu diesem Schritte auch durch die öffentliche Kritik über das Bankwesen gedrängt worden, namentlich durch die immer wiederkehrenden Hinweise auf die englischen Verhältnisse, die wegen der Trennung des eigentlichen Bank- und Depositenwesens für Viele als das eigentliche Vorbild im Bankwesen aufgefaßt werden. In Betracht kam ferner auch die Erneuerung des Bankprivilegiums, die gegenwärtig auf der Tagesordnung steht und die namentlich für die Gegner der jetzigen Verfassung ein besonderer Anlaß werden dürfte, um hier mit radicalen Aenderungen hervorzutreten. Man muß sich in dieser Beziehung wegen der seit einem Jahre eingetretenen Veränderung in der politischen Lage auf alle möglichen Dinge gefaßt machen, insbesondere aber auch darauf, daß das Centrum, welches bei der vorigen Berathung des Bankprivilegiums auf Seiten der Regierung stand, in Folge seiner prinzipiellen Oppositionsstellung eine Haltung einnehmen kann, die unter Umständen für die Verfassung unsres Centralnoteninstitutes nicht ganz unbedenklich erscheint. Einen kleinen Vorgeschmack von diesen Dingen hat man bereits bei der letzten Berathung der Münznovelle erhalten, insbesondere bei der Abstimmung betreffend die Wiederausprägung des Dreimarkstückes, die mit einer nicht unbeträchtlichen Majorität, im Widerspruch mit dem Regierungsentwurf, beschlossen und inzwischen zum Gesetz erhoben worden ist. Unter diesen Umständen hat man es für richtig gehalten, zunächst eine Enquete über die verschiedenen Fragen zu berufen, um der öffentlichen Meinung Gelegenheit zu geben, sich zu äußern und dadurch ein gewisses Gegengewicht gegen extrem-agrarische Forderungen zu schaffen. In dieser Enquete ist die Bankverfassung selbst nicht weiter berührt worden, ein Beweis, daß die Regierung selbst nicht beabsichtigt, nach dieser Richtung hin etwas zu ändern, dagegen hat sie zur Discussion eine Anzahl von Fragen gestellt, die sich auf das Grundcapital, auf das Notencontingent, auf die Bewegung des Discontsatzes, auf die Mittel zu seiner Beeinflussung, auf die sogenannte französische Prämienpolitik, auf die Frage der Verstärkung des Baarvorraths der Reichsbank beziehen; ferner, ob es zweckmäßig sei, die Reichsbanknoten mit der Eigenschaft eines gesetzlichen Zahlungsmittels auszustatten, eine Frage, die inzwischen durch einen früheren Reichsbankdirector und jetzigen Director des Schaffhausenschen Bankvereins in bejahendem Sinne beantwortet worden ist. Endlich ist der Giro-, Check- und Abrechnungsverkehr, die Verminderung der Creditansprüche bei der Reichsbank, sei es durch den allgemeinen Verkehr, sei es durch das Reich in den Kreis der Erwägungen gezogen worden. Alle diese Fragen haben das Interesse der Börse bei Weitem nicht so erregt, wie der letzte Punkt, ob es im öffentlichen Interesse geboten sei, für die Sicherheit und Liquidität der Anlagen von Depositen- und Spargeldern auf dem Wege der Gesetzgebung Sorge zu tragen, und welche Maßnahmen in dieser Beziehung zu treffen seien? In dieser Frage glaubte die Börse eine radicale Umgestaltung unsres ganzen Bankwesens erblicken zu sollen und dieses hat zeitweilig Beunruhigung hervorgerufen, bis dann an zuständiger Stelle die Erklärung abgegeben worden ist, daß die Grundpfeiler des deutschen Bank- und Creditwesens, also sowohl die Währung wie die Verfassung der Reichsbank ebenso wenig geändert werden sollen, so wenig die Absicht bestehe, eine Trennung der Privatbanken in Effecten- und Depositenbanken herbeizuführen. Damit haben die Forderungen des Hamburger Banquiertages, die sich gegen diese Trennung mit größter Entschiedenheit gewandt haben, Anerkennung gefunden. An einer derartigen Entschließung war ja auch nicht zu zweifeln, so lange das Mittel noch nicht gefunden ist, um die Creditoren von den Depositen zu unterscheiden, d. h. andere als rein äußerliche Unterscheidungsmerkmale zu schaffen. Was nun aber die andere Frage betrifft, ob sich eine besondere Vorschrift empfehlen werde, welche denjenigen Instituten, die sich mit der Annahme von Depositen — eine genaue Begriffsbestimmung dieser Bezeichnung dürfte nicht leicht sein — und Spargeldern befassen, die Verpflichtung auferlegt, hinsichtlich der Deckung dieser Gelder nicht nur die Sicherheit, sondern auch die Liquidität gewährleistenden Normativbestimmungen zu unterwerfen, so ist nicht recht klar, was man sich bei dieser Frage eigentlich gedacht hat, denn auch schon jetzt müssen die Bestände der Banken doch in erster Linie zur Deckung der Creditoren herangezogen werden, und mehr als eine erste Hypothek — wenn man es so nennen soll — auf die vorhandenen Activen kann man den Creditoren nicht einräumen. Die sogenannten Normativbestimmungen können in dieser Beziehung wohl kaum etwas ändern, denn sie könnten doch auch nur festsetzen, daß die Depositen bezw.

Digitized by Google

die Creditoren in erster Linie durch die greifbaren Activen befriedigt werden müßten. Einen Unterschied zu statuiren zwischen Creditoren und Depositen mit einem besonderen Vorrechte der Letzteren würde so ziemlich undurchführbar sein, erstens wegen der Schwierigkeit einer solchen Unterscheidung überhaupt und zweitens, weil gar keine Veranlassung vorliegt, Forderungen solcher Kunden, die Creditoren genannt werden, erst in zweiter Linie zu bedenken. Nicht die Bestimmungen wären hier das Wesentliche, sondern die Beschaffenheit der Activen selbst. Der letzte Banquiertag hat gegen eine Verpflichtung, die flüssigen Mittel für die Depositen in bestimmten Anlagewerthen festzulegen, Stellung genommen, indem die Redner besonders darauf hinwiesen, daß die Behauptung unzutreffend sei, daß die Depositen in Consortialbeständen festgelegt würden. Bilanzmäßig betrugen Ende 1907 die Consortialbestände der großen Berliner Banken einschließlich der Effecten und aller Betheiligungen 987 Millionen Mark, das ist etwa $^2/_3$ des $1^1/_2$ Milliarden betragenden Eigenvermögens der Berliner Großbanken, so daß also hiernach Effecten und Consortialbestände bilanzmäßig zur Deckung der Creditoren nicht herangezogen zu werden brauchen, vielmehr kommen in dieser Beziehung besonders die Debitoren in Betracht, die im letzten Jahre über 3 Milliarden Mark betrugen. Speciell die schwierige Beurtheilung dieses Postens mag vielleicht die Verfasser der Enquete dazu veranlaßt haben, die Frage aufzuwerfen, ob in periodischen Zwischenräumen Bilanzen in Betreff der Depositen und ihrer Deckung aufzustellen sein würden. In allen diesen Punkten hat die Börse keinen Grund zur Beunruhigung gesehen, und so ist sie denn über die Enquete bald wieder zur Tagesordnung übergegangen. Ob dieses nicht wieder eine allzu große Vertrauensseligkeit zu Tage treten läßt, muß erst abgewartet werden. Man erinnert sich, daß auch die Börsenenquete, die der erste Schritt auf dem Gebiete der Börsengesetzgebung war, noch ein leidlich harmloses Aussehen gezeigt hat, um sich jedoch später in einer höchst bedenklichen Weise für die Börse zu entwickeln. Deßhalb mag es fraglich erscheinen, ob es richtig ist, diesen Punkten gegenüber, namentlich auch wegen der Veränderung der inneren politischen Lage mit allzu großer Gelassenheit zu begegnen. Die Kämpfe um die Reichsbank werden nicht mehr lange auf sich warten lassen.

---

## Die Bestie vom grünen Tisch.

Eine Studie von Assessor Thomas Wehr (Berlin).

(Schluß.)

Wir kommen nun auf die hinter den Gründen stehenden Ursachen. Zunächst einmal: die Widerstandsfähigkeit der Einzelnen gegen die nivellirende, rückgratbiegende Kraft der Disciplin hat offenbar nachgelassen.

Nietzsche meint, der Deutsche habe ein großes Nationaltalent — das zu gehorchen! A la bonne heure! Diesem Talent verdanken wir die Grundlagen unseres Charakters und auf ihm, durch Vermittlung der „Treue“ (Vasallen-, Lehnstreue) beruht unsere ganze Staatsverfassung (Volksverfassung).

Aber man soll die guten Gaben nicht mißbrauchen!

Das ist gerade der Prüfstein der Persönlichkeit, daß sie ihre Eigenart auch unter ungünstigen Umständen durchsetzt, daß sie nicht dem assimilirenden Zwange der großen Gleichmacherin nachgiebt. Eine Persönlichkeit ist ein von eigenem Willen geleiteter Mikrokosmus, der, obgleich er dem Makrokosmus dient, doch nur in der Bethätigung seiner eigenen Actionsfähigkeit glücklich ist. Sie scheut, im Bewußtsein ihrer Kraft — selbst nicht mit dem Paragraphen den Kampf. Die Disciplin ist wohl die modernste Tugend. Ohne sie ist keine Organisation möglich. Aber die Schattenseite ist, daß sie unsern Bestand am „Eigenen“ decimirt! Sie versclavt, sie eunuchisirt! In Deutschland leben etwa elf Millionen erwachsene Männer — ach, nicht ganz so viele sind „Männer!“ (Sind wir nicht besessen von der Sehnsucht nach richtigen Männern? Trieben wir sonst so brünstig Bismarckcultus? Wie sorgenvoll spähten wir nicht bei Bülows Krankheit umher: „Um Gottes willen — wen nun?!“)

* * *

Revenons à nos — „bureaucrates!“

Der Bureaukratismus ist ja gar kein besonderes, locales Leiden — sondern nur Symptom einer schweren constitutionellen Volkskrankheit!

Mit Verfügungen und neuen Gesetzen „zur Verminderung des Bureaukratismus“ ist da nicht zu helfen! Wir haben nur, was wir verdienen! Eben, weil wir keine Persönlichkeiten erziehen, vielmehr Alles thun, solche systematisch glattzuschleifen, können wir auch dem einzelnen Beamten keine größere discretionäre Befugniß geben, die nur in der Hand eines verantwortungsfrohen, der Initiative fähigen, aufrechten Mannes nützlich wirken kann. Da wir nun offenbar dies Zutrauen zu unsern Mandarinen nicht haben, müssen wir ihnen eben möglichst viel Eselsbrücken in Gestalt der horrenden Masse von Verfügungen, Reglements, Paragraphen jedes Calibers geben! Und wieder: je mehr wir die armen Leute knebeln, desto weniger werden sie freier, kräftiger That fähig werden, desto wahrscheinlicher werden ihnen die hiefür nöthigen Organe verkümmern — wie die Rückenmuskeln der corsett-gepanzerten Modepuppe oder der Wickelschwanz der baumkletternden Vorfahren bei uns Bodenwanderern . . .

Gewiß, wir haben es herrlich weit gebracht! Wir haben, wenn auch keine Cultur, so doch eine fabelhafte Civilisation. Aber, so meint H. St. Chamberlain in seinem glänzenden Kantbuche gelegentlich: „Das ist das Schlimmste an der uns umgebenden Civilisation, daß sie auf den Geist erstarrend wirkt.

„Der Gang der obligatorischen Schulbildung, dazu der allseitige Zwang, der uns gleich nach der Schule ergreift (militärischer Drill!) und in bestimmte Bahnen drängt (Examina!), drückt unserem Denken die Schablone auf. Die Presse thut ein Uebriges! Vor ihrem giftigen Gorgonenblick ersterben jeden Tag von Neuem die leise erwachenden Regungen zur Selbstständigkeit . . .“

Ich kann mir nicht verhehlen, daß wir unter diesen Umständen auch keine Cultur bekommen werden! Denn eben so wie Persönlichkeit ist sie eine Styleinheit — und die werden wir so nie bilden . . . Darin stehen wir Epochen nah. die nicht annähernd so raffinirte Civilisationen hatten.

Unwillkürlich denken wir an die wilden Zeiten der Renaissance in Italien mit ihrem Kampfe Aller gegen Alle.

Schön ist der Friede mit seinen Segnungen, gewiß! Aber daß Kampf die günstigste Vorbedingung für die Erziehung von Männern ist, das zeigt z. B. die Zeit der preußischen Schmach.

* * *

Ich habe da einen komischen Einfall. Ich denke manchmal, 1871 war doch auch ein rechtes Unglücksjahr für uns...

Sieh Dir mal unsern Reichstag an, und vergleiche ihn dem früherer Zeiten! Er ist doch die Vertretung der Nation — und sollte eigentlich als Pegel für das Begabungsniveau des Volkes dienen können.

Ich weiß, ich weiß: „Die immer häßlicher und kleinlicher werdenden politischen Kampfformen erfüllen manchen feinen Kopf mit Ekel und halten ihn der Agora fern.“ Daß aber das Niveau, wie allerseits beklagt wird, so tief steht, hängt doch auch damit zusammen, daß Windthorst, Simson, Bennigsen, Lasker, Levetzow, Gneist, Bamberger, Treitschke, Richter, Liebknecht todt sind. Wo sind denn ihre geistigen

Digitized by Google

Nachfolger? Wer ist denn da, dessen Rede sich allgemeinen achtungsvollen Gehörs erfreute als Aeußerung eines Mannes (nicht einer Partei)? ...

Wie überall, steht auch im Parlament das Princip der Conglomeration, der Clique — der Verherdung in verheerender Blüthe. Hier, wie überall ducken sich die Einzelnen unter die Fittiche einer Organisation, einer Partei und ihre Worte sind nur Functionen der unerbittlichen Fractionsparole. Der Gruppendreh schleift die Sonderart ab — man muß sich (siehe Schippel in Bremen!) „in seiner Individualität beschränken ..."

Nächstens giebt es nur noch Cliquen, Compagniefirmen, Blocks — keine Menschen, nur Organisationen, Truste.

Die Gleichartigen ballen sich zusammen und schließen sich schroff gegen die anderen Bünde ab. „Unser vom Kastengeist zerklüftetes Gesellschaftsleben" — das ist schon eine alte Zeitungsphrase."

* * *

Seltsam, daß unsere großen Parlamentarier alle vor 1870 waren! Der Mutterschooß jener Zeit scheint fruchtbarer gewesen zu sein!

Nun frage ich: warum sind unter den vor 1870 (übrigens in langer Friedenszeit und bei hoch entwickelter Civilisation) Gewordenen so viel mehr „Persönlichkeiten" zu finden gewesen, als unter unsern Zeitgenossen?

Wenn wir darauf antworten können, dann haben wir, die sahen, wie seitdem St. Büreaukratius übermächtig ward (weil uns die Persönlichkeiten knapper wurden), eine der bestimmenden Ursachen erkannt, die hinter diesem Grunde stehen. Dann ist eine der Wurzeln der unholden Papierstaude freigegraben, in deren Schatten wir frösteln — dann, lieber Leser, thu Du das Deine!

Verehrter Zuhörer — ich kann uns Beiden nicht helfen, ich muß Dir moralisch kommen!

Ohne Umschweife: ich meine, die in der Zeit um 1848, vor 1870 Männer wurden, hatten vor uns das große Glück voraus, ein lebendiges, lebenspendendes Ideal zu haben.

Die Sehnsucht der Burschenschaft war die Sehnsucht jedes deutschen Jünglings und Mannes und erfüllte jeden mit Lust, am Werke der Zukunft mit Hand anzulegen.

Ach, solch Ideal — oder, wenn Dir das Wort nicht paßt, (ich gebe zu, es ist unmodern, veraltet ...) also, solch großes, unpersönliches Ziel, solch fern glänzender Richtungspunkt — das hat eine eminent praktische Bedeutung. Es giebt denen, die daran glauben, einen Ansporn zu handeln, erhebt sie über das Häßliche der Gegenwart, giebt ihnen ein Gewissen und eine Verantwortung! Das Streben nach dem einst zu Vollendenden, das drängt hinaus aus der engen Bequemlichkeit des Alltags, das erhält die Hoffnung, das giebt Kampfesmuth und Selbstbewußtsein! Es schwächt den niederträchtigen, kleinen Egoismus und treibt den Einzelnen, zu sehen, wie er auf seinem kleinen Felde nütze — es giebt ihm, der bereit ist, sich für eine große Sache nöthigenfalls zu opfern, sittlichen Halt, bewahrt ihn davor, in das echte, große Bureaukratenlaster zu fallen und über dem Kleinen das Große, über dem Mittel der Zweck zu vergessen!

Der Glaube an ein hohes Ziel faßt selbst im Träumer alle Kräfte zur That zusammen.

Das wissen auch die rothen Apostel des „Materialismus", die einzige wirklich idealistische unter den Parteien — und mit richtigem Instincte bekämpfen die Führer jene klugen, kühlen Herren, die mit dem Hammer der Wissenschaft die ehrwürdigen Partei-Ideale (=Götzen) bedrohen. Der kleine Mann kann sich nicht für die mausegraue Utilität des Revisionismus begeistern. Er will greifbare, meinetwegen krasse Ziele sehen, um den blinden, siegenden Glauben hegen zu können. Den haben die Rothen zum Theil noch — und dadurch sind sie gefährlich ... (Uebrigens sehr lehrre[illegible]), die Wirkung der eisernen Disciplin auf die rothen Idealisten zu studieren!)

Die Theorie ist nichts fürs Volk! Bunte Bilder! Fetische! Rom ist populärer als Wittenberg — es hält fester. Das hilft Alles nichts! ...

* * *

Eine drastische Illustration für meinen Sermon — weiß Gott, es wird eine Predigt! — ist 1806, 07 und was darauf folgte.

Das viel verspottete Wort „wir haben Jena gehabt, weil wir kein Gottvertrauen hatten" trifft den Nagel auf den Kopf, wenn wirs nicht geradezu orthodox auffassen: im vorjenensischen Preußen fehlte in der That Das, was auch ein religiöses Ideal so lebenfördernd machen kann — ein Glauben! Es gab eben kein Ideal. Die Zeit hat leider verdammte Aehnlichkeit mit unserm Nach-Siebenzig!

Es war ein faules, männerunwürdiges, egoistisches, eines sittlichen, den Einzelnen über sich emporreißenden Gedankens baares Wesen nach der Gloire-Epoche von Fridericus-Rex eingerissen. Es war wirklich, wie mans in der Klippschule hört: „man war auf den Lorbeeren eingeschlafen!"

Dann kam die débâcle! Die Segen spendende! Das neue, hohe Ziel war da — und nachdem das Unwetter auf den verdorrten Boden niedergeprasselt war, entsproßen in frischer Herrlichkeit dem scheinbar unfruchtbaren Sande die schönen Kräfte, die bis dahin darin geschlafen hatten — befruchtet und ans Licht getrieben durch die Ströme des Unglücks, der Schande ...

Wann wehte reinere Luft, wann herrschte mehr stolzer, ernster Muth in Preußen als in den trüben Tagen vor 1813! Denkt zurück und erhebet Eure Herzen! Ihr habt es greulich nöthig!

Da sah man die Macht des Glaubens, den Segen des Ideals wie lange nicht. Der größte Realist Napoleon wußte sehr wohl, warum ihm die deutschen Ideologen bis zur Idiosynkrasie auf die Nerven fielen!

* * *

Ueberlege Dirs, lieber Leser! ...

Wir werden das in den Sälen der Justiz, wie in den Bureaus der Verwaltungen umherspukende Gespenst nur so wirksam beschwören, daß wir „Persönlichkeiten", „Männer" erziehen, die nicht so leicht dem Geiste des Formalismus sich beugen und die Schablone der Paragraphen nicht mechanisch dem Leben aufzwingen — die mit ernstem Pflichtgefühl und edlem, idealen Sinn die Macht ihres Amtes in den Dienst ihres Volkes stellen.

Wie eine hiernach zu fordernde Schulreform aussehen soll, das ist eine Frage für sich. In England, dem ersten Lande der Welt, lernt man nicht so viel — man wird auch nicht Soldat ... Das hat natürlich seine Schattenseiten. Jedenfalls giebt es dort weniger Bureaukratismus ...

(Apropos: Die berühmte Selbstverwaltung allein — die hierfür immer ins Feld geführt wird — bewirkt dies nicht! In unsern Communalverwaltungen wüthet die Bestie vom grünen Tisch fast noch schlimmer, als in den Staatsbetrieben. Daran liegt es wirklich nicht!)

Aber die Leute haben große, lebendige Ziele, und das Streben danach belebt den ganzen Nationalorganismus.

Der große Chamberlain ist der rechte „Banner-Mann" seines Volkes und seine großen Ideen sollen noch reichen Segen bringen ... (für uns allerdings leider eher das Gegentheil!)

Also neue Ideale! ... (Davon spricht der alte Brendel in Rosmersholm so rührend. „Hast Du nicht ein paar abgelegte Ideale ...?") Aber: woher nehmen, und nicht stehlen? Die Theologie wird sie uns (trotz Frenßen) nicht geben. Das metaphysische Bedürfniß rumort heute nur noch bei

Digitized by Google

Wenigen. Für die meisten Männer ist „Gott todt!“ Für die Probleme des kleinen Katechismus haben sie einfach kein Organ. Die dogmatischen Fragen sind uns gleichgiltig — und von der Kirche hofft Niemand neues Leben ... Man hat nicht umsonst ein Menschenalter lang die Naturwissenschaften auf sich wirken lassen.

Man liest jetzt so oft, daß das Volk nach neuen Zielen sucht, daß allerlei Ideale ausprobirt werden, ob man sein Herz daran hängen kann. Es scheint, als ob das Wort vom „größeren Deutschland“ weite Kreise zusammenschlösse.

Der es sprach, ist vielleicht der unbureaukratischeste Beamte der Hierarchie. Die Geschichte wird ihm als seine That anrechnen müssen, daß er ein neues, großes Ziel gesteckt hat.

Ob es aber schon jetzt so zünden wird, daß es auch für das „kleinere“ Deutschland den erhofften Segen stiftet — das mögen die Skeptiker bezweifeln! Vielleicht müssen wir erst durch ein neues Jena — bis wir die stumpfe Trägheit unserer Seele, die eisernen Fesseln des selbstgenügsamen Egoismus gebrochen haben!

Ich will nicht an unserm Volke verzweifeln! Ich will hoffen, daß wir noch zu Großem berufen sind. Heiliger Stewart Chamberlain, Du sagst es! So wünsche ich aus vollem Herzen:

Glück auf, deutsches Volk! Prüfe die Schwungfedern Deiner Seele, der alten Sonnenfliegerin, zu neuem Fluge. Erhebe sie zu dem neuen, großen Ziele mit aller Gluth und Liebe! Dann werden freie und muthige, verantwortungsfrohe Männer sein, die ihre hohen Pflichten mit Stolz und Liebe erfüllen und an der Richtschnur der Gesetze Dich führen werden auf dem Wege zur Wohlfahrt!

---

## Englischer Parlamentarismus.

Von Anton Weis-Ulmenried.

Im Laufe der Zeiten haben sich die verschiedensten europäischen Staaten den uralten, aus dem Volksleben organisch erwachsenen englischen Parlamentarismus, der seinen Ursprung in der alten angelsächsischen Verfassung hat, zum Muster genommen, und auch bei der Schaffung der Duma lockte dies Vorbild viele Geister zur Nachahmung. Englands Verfassung eignet sich aber keineswegs als allgemein giltiges Vorbild und läßt sich, aus specifisch englischen Voraussetzungen hervorgegangen, nicht ohne Weiteres in Länder mit ganz anderen historischen, socialen und culturellen Voraussetzungen verpflanzen. Dazu kommt, daß viele englische Einrichtungen so tief in der historischen Entwickelung Englands wurzeln und noch so deutlich das Gepräge entschwundener Zeiten tragen, daß sie bisweilen wie ein Stück lebendig gewordenen Mittelalters vor uns stehen*), so daß es ein gewaltiger Nonsens wäre, sie in ihrer englischen Form in anderen Ländern einführen zu wollen. Unstreitig ist andererseits die englische Verfassung eine unerschöpfliche Fundgrube für das Studium und Verständniß der Entwickelung des Verfassungsgedankens in den verschiedenen Ländern, und deßhalb sei sie hier einmal kurz skizzirt.

Die englischen Minister werden stets aus beiden Häusern des Parlaments genommen. Das Cabinet besteht also, um in beiden Häusern repräsentirt zu sein, aus Peers und aus Unterhausmitgliedern; denn ein Unterhausmitglied hat nicht Sitz und Stimme im House of Peers und umgekehrt ein Lord nicht im Unterhause. Es hat darum auch jedes wichtigere Regierungsdepartement seine Repräsentanten in jedem der beiden „Houses“, so daß wenn z. B. der eigentliche Departementschef, der ein Peer oder ein Mitglied des Unterhauses sein kann, im Oberhause sitzt, immer ein Unterstaatssecretär im Unterhause sitzen muß, und umgekehrt. Hierdurch zeigen sich die englischen Verhältnisse scharf von denen auf dem Continent verschieden, noch mehr dadurch, daß die Minister von ihrem Posten zurücktreten müssen, sobald sie nicht mehr Parlamentsmitglieder sind, und daß sie, wenn sie Unterhausmitglieder sind, sich bei ihrer Ernennung zum Minister einer Wiederwahl unterziehen müssen. Auch in Frankreich wird häufig eine gewisse Zahl der Minister dem Senate entnommen, da diese Körperschaft, hervorgegangen aus demselben Wahlkörper wie die Deputiertenkammer, bei der Cabinetsbildung nicht ignorirt werden kann und darf. Gegenwärtig hat ein englisches Ministerium, das die Majorität des Unterhauses gegen sich hat, bevor es demissionirt, nur dann das Recht, durch Auflösung des Unterhauses neuerdings an die Wähler zu appelliren, wenn es mit gutem Grunde annehmen kann, daß die Stimmung des Unterhauses nicht der wahre Ausdruck der öffentlichen Meinung des Landes ist. Sonst muß es unbedingt vom Schauplatz abtreten. Aus dem Umstande, daß die Existenz eines Ministeriums an die Majorität des Unterhauses geknüpft ist, ergiebt sich auch, daß die Gunst der Krone nicht wie anderwärts ein Ministerium halten kann. Auch braucht ein Minister, der die Majorität des Unterhauses für sich hat, durchaus nicht einem Mißtrauensvotum des Oberhauses zu weichen, während in Frankreich schon oft der Senat ein ihm mißliebiges Ministerium zu Fall gebracht hat. Dies ist also ein entscheidendes Charakteristicum für den englischen Parlamentarismus sowohl im Gegensatz zu den streng monarchischen, oft halb absolutistischen Regierungen anderwärts, wo die Minister nach Laune, Gunst und Gutdünken des betreffenden Souverains gewechselt werden, als auch im Gegensatze zu zu jener eigenthümlichen Form parlamentarischer Regierung, die sich in neuerer Zeit in den United States of North-America herausgebildet hat. Dort dürfen die Minister gar nicht Mitglieder des Congresses sein, damit so eine unübersteigliche Schranke aufgerichtet ist zwischen der executiven und der legislativen Gewalt. In Wirklichkeit wird freilich diese Schranke nicht beachtet, indem Minister und Congreß innig zusammenarbeiten. In Amerika hat sich nämlich die Praxis herausgebildet, daß in beiden Häusern des Congresses ständige Ausschüsse für die auswärtigen Angelegenheiten, für das Finanzwesen, für Heer und Marine, für das Bahnen- und Communalwesen u. s. w. gewählt oder ernannt werden, die in permanenter Verbindung mit den Ministern stehen, Aufklärungen von diesen über alle Details der verschiedenen Ressorts verlangen, alle Gesetzesvorschläge mit ihnen durchberathen, also de facto die ganze Regierung und Verwaltung in ihrer Hand haben, so daß die Minister eigentlich bloße Departementschefs und ganz machtlos sind. Selbst die auswärtigen Angelegenheiten werden vom Präsidenten des Ausschusses für das Auswärtige im Vereine mit dem Staatssecretär des Ministeriums des Aeußeren geleitet! In England dagegen sind die Minister selbst Mitglieder der legislativen Macht und zugleich die eigentlichen Führer des Parlaments, so daß kein Gesetzesvorschlag eingebracht werden kann ohne vorherige Genehmigung Seitens der Regierung. Das englische Ministercabinet herrscht also, so lange es im Vollbesitze des Vertrauens des Unterhauses ist, mit geradezu absoluter Autorität im Parlamente. Trotzdem ist es aber nicht der wirkliche Herr des Landes. Dieser ist ja nicht der mit noch so großen Vollmachten Ausgerüstete, sondern derjenige, der diese Vollmachten ertheilt, ihre Ausführung ständig controlirt und sie beliebig zurückziehen kann. Das Unterhaus kann zu jeder Zeit das Ministerium stürzen, und wenn ein Cabinet scheinbar noch so absolut herrscht, so thut es dies immer nur mit ausdrücklicher oder stillschweigender Billigung

*) Vgl. „Die Insel Man und deren altnordische Verfassung“ von A. Weis-Ulmenried in Nr. 7. Band LXXX der Zeitschrift „Globus“, Braunschweig 1901.

Digitized by Google

des Unterhauses. Die Minister sind zu genauer Specialisirung der Bedürfnisse ihrer Ressorts, sowie zu strenger Einhaltung des angewiesenen Budgets verpflichtet. Eine Ausnahme hiervon ist nur den Kriegs- und Marineministern gestattet, die bei zwingenden Gründen zu Mehrauslagen befugt sind doch unter der Bedingung, daß die Ueberschreitung oder Nichteinhaltung des Budgets möglichst rasch wieder in normaler Weise in Ordnung gebracht wird. Kein Minister erhält von der englischen Bank einen Penny ausgezahlt, wenn die vorgelegte Anweisung nicht auch von dem von der Regierung gänzlich unabhängigen Generalcontroleur mit unterfertigt ist, der wieder seinerseits die betreffende Anweisung nur mit Wissen und Billigung des Unterhauses unterfertigt.

Das englische Parlament hat auch das Recht, ja die Pflicht, durch sogenannte „Privatgesetze" eine Menge von Angelegenheiten zu ordnen, die auf dem Continente von den Regierungen selbst entschieden werden, z. B. Concessionen für Bahn- oder Hafenanlagen, ja selbst Expropriationsbewilligungen — war ja überhaupt das englische Parlament ursprünglich „The High Court of Parliament" d. h. der oberste Richterstuhl und wird darum heute noch in vielen Fällen das Oberhaus als des britischen Reiches höchstes Gericht betrachtet. Wie der gründliche Kenner des englischen Verfassungslebens: Julius Hatschek in seinem Werke „Englisches Staatsrecht", Tübingen 1905, sagt, greift das englische Parlament durch seine Ausschüsse in fast alle Gebiete der Verwaltung controlirend und entscheidend ein, und es giebt mithin kaum einen Zweig derselben, wo sich seine Einflußnahme nicht bemerkbar und geltend machen würde. Im Verein mit den Ministern leitet also das Parlament bez. das Unterhaus nicht nur die Gesetzgebung, sondern auch die oberste Verwaltung und Regierung des ganzen Reiches — und das ist mithin der Kern der englischen Verfassung.

Aehnliche Verhältnisse herrschen in den skandinavischen Ländern. In Dänemark z. B. übt der aus dem Volkthing und dem Landthing bestehende „rigsdag" nebst gesetzlicher Regelung vieler administrativer Angelegenheiten nach englischem Muster durch ständige Ausschüsse eine fortwährende Oberaufsicht und Einflußnahme auf die gesammte Verwaltung des Königsreichs aus. Wichtige Gesetze werden von Commissionen ausgearbeitet, in denen die Reichstagsmitglieder in überwiegender Zahl vertreten sind. Jedes der beiden Thinge hat das Recht, Gesetze vorzuschlagen, und kein Gesetzentwurf erhält bindende Kraft, bevor er nicht dreimal vom betreffenden Thing verhandelt worden ist. In Schweden hat der aus zwei Kammern bestehende Reichstag ebenfalls das Recht, Gesetze zu erlassen, zu ändern, aufzuheben, und was beide Kammern beschlossen haben, wird dem König als „riksdagsbeslut" (Reichstagsbeschluß) zur Sanction vorgelegt. Ohne Bewilligung des Reichstags kann vom König keine Ausgabe erhöht, keine Staatsanleihe gemacht, kein Kronbeneficium veräußert, kein Gebietstheil des Reiches abgetreten werden. Der Reichstag verwaltet die Reichsbank und das Reichsschuldencomptoir, ernennt in jedem dritten Jahre einen Ausschuß von 48 Mitgliedern, der zu prüfen hat, ob alle Mitglieder des höchsten Tribunals ihre Pflicht erfüllt haben. Der Reichstag hat, wie auch anderwärts, das Recht, die Rathgeber des Königs in Anklagezustand zu versetzen. Er ernennt einen „justitie-ombudsman" s. v. a. Justizsachwalter, der, wenn der Reichstag nicht versammelt ist, die Richter und Beamten überwacht und die Freiheit des Einzelnen schützt. Außerdem ernennt er ein Comité von sechs Mitgliedern zum Schutze der Preßfreiheit! Die Minister haben im Gegensatz zu jenen in Amerika Zutritt zum Reichstag. Sie werden nicht wie in England nach Wunsch der Parlamentsmajorität ernannt bez. verabschiedet, müssen aber, wie Pontus Fahlbeck in seinem Buche „Sveriges författning", Lund, 1804 sagt, „den Ordres des Reichstages gehorchen" und sind dabei ohne allen Einfluß auf die Leitung desselben. Wie in Schweden der Reichstag, hat in Norwegen das Storthing das Recht, das ganze Finanzwesen des Staates zu beaufsichtigen und darin, wenn erforderlich, Abänderungen zu treffen. Jeder Gesetzvorschlag muß zuerst dem „Odelting" (der zweiten Kammer des Storthing, entsprechend dem dänischen Folketing) vorgelegt werden, und zwar entweder von einem seiner Mitglieder oder von der Regierung. Ein von dem Odelting angenommener Vorschlag wird dem „Lagting" (der ersten Kammer des Storthing, entsprechend dem dänischen Landsting) zugeschickt. Wird er von diesem ebenfalls genehmigt, so kann ihn der König in vorgeschriebener Form sanctioniren, wodurch er Gesetz wird. Stimmt das Lagting dem Vorschlag nicht zu, so wird er dem Odelting zu neuerlicher Behandlung zugeschickt, versehen mit den Anmerkungen des Lagtings. Diese werden vom Odelting in Erwägung gezogen, und entweder verfällt der Vorschlag, oder er wird mit oder ohne Veränderungen dem Lagting nochmals zugeschickt. Wenn dieses denselben auch bei der zweiten Behandlung nicht annimmt, so tritt das ganze Storthing zur Abstimmung zusammen. Erhält er nicht zwei Drittel der Stimmen, so darf er beim versammelten Storthing nicht wieder vorgenommen werden. Haben drei nach einander folgende Storthings über einen Gesetzentwurf den gleichen Beschluß gefaßt, so wird derselbe Gesetz, auch wenn sich der König weigern sollte, ihn zu sanctioniren.

Nach schwedischem Muster verlangen die Radicalen, daß die Minister wie in Amerika ganz aus dem Parlament hinausgedrängt werden sollen und von diesem nur Aufträge entgegenzunehmen, dessen „Ordres" zu gehorchen hätten wie in Schweden.

Trotz der England eigenthümlichen Reichsverwaltung durch die Parlamentsmajorität, dieses soit disant Parteiregiments ist England im glücklichen Besitze eines außerordentlich tüchtigen, vom Parteienwechsel ganz unbeeinflußten Beamtenstandes, unter dessen Leitung die Staatsmaschinerie ruhig und unbehindert ihren gewohnten Gang geht, welche Partei immer die Majorität im Parlamente haben und wer immer Minister sein mag. Auch kommt England zu Gute, daß immer zwei große, einander ziemlich ebenbürtige Parteien einander ablösen in der Verantwortung für die Regierung des Reiches, die einander gegenseitig sehr scharf auf die Finger sehen, so daß Mißbräuche irgend welcher Art nahezu ausgeschlossen sind. Ueberdies vollziehen sich die Verschiebungen im Machtverhältnisse der obersten Regierungsfactoren nicht wie auf dem Continente durch plötzliche, wenig überlegte und nur oberflächlich erwogene Veränderungen der Grundgesetze, sondern langsam, vorsichtig. Die hier und da vorgenommenen, scheinbar radicalen Wahlreformen konnten die vielhundertjährige Grundlage der englischen Verfassung d. i. die Vorherrschaft der besitzenden Classen im Parlamente nicht ins Wanken bringen. So wurde z. B. durch Gladstones Wahlreform im Jahre 1884 auch nur scheinbar an derselben gerüttelt, indem durch dieselbe zwar allgemeines, nicht aber gleiches Wahlrecht eingeführt wurde. Nach uralter, tief eingewurzelter englischer Anschauung ist heute noch das Wahlrecht an den Besitz oder wenigstens an die Nutzung festen Eigenthums geknüpft, und wer in mehreren Wahldistricten solches besitzt, kann darum auch in allen diesen sein Wahlrecht ausüben. — Was die wie überall so auch in England vorkommenden Wahlbestechungen betrifft, und die damit im Zusammenhang stehenden Klagen über ungiltige Wahlen, ist zu bemerken, daß derjenige, der eine diesbezügliche Klage erhebt, die sich später als unbegründet erweist, die durch die Untersuchung verursachten Kosten selbst tragen muß, und da diese bei den in England üblichen hohen Rechtsgebühren sich gewöhnlich auf mehr als 50000 Mark belaufen, hütet man sich, selbst im Falle grober Mißbräuche, Klage zu erheben. Alle diese Umstände lassen es erklärlich erscheinen, daß immer die Minorität der Besitzenden im Parlamente die

Digitized by Google

Herrschaft ausübt. Erst wenn wirklich einmal gleiches Wahlrecht und Diäten eingeführt und die Untersuchungen von Wahlmißbräuchen auf Staatskosten stattfinden würden, erst dann könnte möglicher Weise eine einschneidende Aenderung des englischen Parlamentarismus bez. in der Zusammensetzung des Parlaments eintreten. Aber selbst unter einer noch so democratischen Regierungsform wird — so lange die gegenwärtige Gesellschaftsordnung und Cultur besteht — kaum eine Gefahr vorhanden sein, daß nicht die besitzende Classe und die Intelligenz sich einen entscheidenden Einfluß auf Parlament und Regierung erhalten würde.

---

## Von sikulischen Gestaden.

Von Felix Lorenz (Berlin).

Bei sinkender Sonne war ich von Torre Annunziata und jener traurigen Stätte, auf der die zerstörte Bergsiedelung Boscotrecase als ein lavaumstarrtes Opfer der letzten Vesuveruption hingestreckt liegt, zurückgekehrt ins tobende Neapel. Die ganze Campagna felice ringsum lag sonnendunstumhüllt, in der Stadt war die Luft träge und dick wie immer, und die engen, auf- und absteigenden Seitengassen, die vom Toledo rechts und links abzweigen, kamen mir mit ihrem Wirrwarr von zusammengepferchten Menschen, Thieren und Waaren, ihren vertrackten Ablagerungen und penetranten Gerüchen wieder wie eine in sich selbst erstickte Fegefeuerregion vor. Aber ich entfloh diesem Purgatorio bald genug. Auf der Piazza Municipio lagen wie immer unbekümmerte Gestalten schlafend auf dem Trottoir oder saßen, auf rühmlich bekannte Mitbewohner ihrer fragmentarischen Costüme jagdlustig, pfeifend am Rinnstein. Ein Alter hatte zu diesem Zweck seine Hosen ausgezogen, und Niemand störte ihm seine Kreise. In friedlicher Stimmung zog ich am Porto der Immacolatella vorbei, hinter deren hohen Gittern sich ein fabelhafter Mastenwald ausbreitete, bis ich endlich aus dem Gewirr von Dampfern, Seglern, Fischerbooten und Barken den weißen Rumpf des „Elettrico" auftauchen sah, des blitzsauberen Sizilienschiffs, das ich mir zur Fahrt nach Palermo erkoren hatte. Es gehört der Navigazione generale, die neuerdings gewaltige Anstrengungen macht, mit den großen nordeuropäischen Rheedereien so italienisch als möglich in die Schranken zu treten.

Die Sonne war hinuntergegangen; als die Anker gelichtet wurden, war der weite, blauhinwogende Golf von mildem, gelbrothem Lichte überfluthet, in das der erste Schein der Leuchtthürme fremd hineinzwinkerte. Ich sah zum Vesuv hinüber, dem wahnwitzigen Selbstverstümmler. Die edle Form seiner Gipfellinien hatte er mit seiner letzten That bis zur Unkenntlichkeit verändert und damit dem campanischen Golf viel von seiner charakteristischen Schönheit genommen. Ueber der weitabgeplatteten Kuppe wälzte sich eine ungeheure Wolke dahin, über dem Krater schwarzdrohend hingelagert, nach oben zu in fast mystischer Weiße erstrahlend. Und wir fuhren meerwärts.

Bald flammten in dem mächtig geschwungenen Häuserkranz am Posilippo hier und dort Lichter auf, immer mehr gesellten sich hinzu, und endlich zog sich am ganzen tiefgebuchteten Ufer von Cap Misenum bis Castellamare, von den Gestaden des Tartarus und der Cyclopen bis zum Sorrentiner Bergland eine Riesenschlange von Licht dahin. Es schien eine Illumination von Nereidenschlössern, aus träumenden Wogen heraufgestiegen.

Dann ging es in die schwachbesternte Nacht hinein. An Capri vorbei, dessen drei kleine Ortschaften aus den Felsenwänden ins Dunkel hineinleuchteten. Mir wurde bei der Vorbeifahrt ordentlich heimathlich-wehmüthig zu Sinn im Gedenken an goldene Stunden, die mir auf dieser Insel der Glückseligkeit geblüht. Dort unten, an der Grande Marina, grüßt das Licht des traulichen Gasthauses „Miramare" herauf, wo dem Wanderer aus Norden die schönste Rast winkt, wo uns oft das Glas mit edlem Capreser vom Monte Tiberio geklungen. Aber unser Schiff zog unaufhaltsam daran vorbei, dem alten Trinakria entgegen, durchs weitgebreitete Tyrrhener Meer. Es war kein Land mehr sichtbar, die Kühle der Nacht wehte übers Verdeck, und ich warf mich endlich aufs schwankende Kajütenbett.

Frühmorgens veranstaltete die junge Sonne ein wahres Farbenbacchanal und ließ einen strahlenden Frühling auf dem Rande des Meeres aufblühen. Der „Elettrico", von mächtigen goldhellen Flammengarben getroffen, schien selbst ein reflexierendes Licht auszustrahlen. Links schimmerten die liparischen Inseln herüber, die Heimath der Winde. Da lag Stromboli mit dem unermüdlichsten Raucher unter den Vulkanen, dort Salina, wo der gluthvollste Malvasier der Ernte entgegenreift, dort Lipari, die Bimsteininsel. Und nahe davor ein Eiland, kaum größer als ein wirkliches Ei erscheinend: jene berüchtigte „Insel der Todtenknochen", von der der gewissenhafte Diodor berichtet, daß zu der Zeit der großen Kriege zwischen Carthago und Syrakus unter den Söldnern der Punierstadt Unruhen des Soldes wegen ausgebrochen waren, worauf sechstausend Soldaten auf Anordnung der Republik nach diesem Eiland gebracht und ausgesetzt wurden, wo Alle elend Hungers starben. Ihre Gebeine besäeten die öde, unbewohnte Insel weit umher, noch lange Zeugniß gebend von dem sprichwörtlichen schmählichen Geiz der Carthager.

Während mir diese Erinnerung durch den Kopf ging, hatte sich plötzlich unvermittelt eine Nebelwand auf dem Wasser erhoben, die Alles mit verblüffender Geschwindigkeit in einen undurchdringlichen Schleier hüllte. Die Schiffssirenen ließen ihr fürchterliches Geheul ertönen. Etwa eine Stunde wand sich das Schiff durch diese Wolkenmauer, bis sie auf einmal hinter uns zurückwich und wie ein Wall auf dem Meere stehen blieb. Mit einem Seufzer der Erleichterung, der den weiblichen Mitreisenden entschlüpfte, verband sich jetzt ein allgemeines und in solchen Fällen beliebtes „Ah!" — denn vor den erstaunten Blicken lag jetzt die ganze sicilische Küste mit ihren hohen Bergzügen, Buchten und schroffen Vorgebirgen, ein einzigartiges Bild, dem die köstliche Bläue des Meeres, der zartgefärbte Himmel den Rahmen der Vollendung gaben. Rechts schwamm wie ein Riesenseehund in der Welleneinsamkeit die Insel Ustika, ein verlorenes Land, wo die Morgenklagen Verbannter ungehört im Winde verhallen.

Aber immer klarer entrollte sich der Glanz und Duft der Ufer von Altsikulien, denen die Sehnsucht entgegenflog. Die ragenden Felsgiganten Cap Gallo und Cap Zaffarano, die unbesiegbaren Hüter des weiten Golfs von Palermo, streckten ihre kahlen Häupter empor; zwischen beide schob sich plötzlich der massige, braunrothe Pilgerberg, der denkwürdige Monte Pellegrino. Und zu seinen Füßen breitete sich nun das leuchtende Palermo hin: Gärten, Dächer, Kuppeln und Thürme in zauberischem Durcheinander. Ganz im Vordergrunde schimmerte dunkelgrün sein schönster Park, die Villa Giulia.

Der übliche Lärm, der das italische Festland von Nord bis Süd durchbraust, fand sich beim Betreten des Inselreiches in verblüffender Echtheit wieder, während der Schmutz Neapels sich zunächst noch auf dilettantischer Höhe zeigte. Das Erste, was das schon am frühesten Morgen buntbewegte Straßenleben bot, waren Hunderte der bekannten sicilianischen Wägelchen, die von oben bis unten mit bunten Bildlein bemalt sind. Das „Befreite Jerusalem" des Tasso, den „Roland" des Ariost und die Legenden der Heiligen Schrift kann man hier bis zu den Radspeichen hinab in köstlich-naiver, rustikanischer Art illustrirt finden. Ueber manches

Digitized by Google

kühne Ritterhaupt fällt da ein Bund Rüben herab, und die Edelfräulein hüllen ihre colorirte Plastik in die grünen Strunken der Fenchelwurzel, des Italieners liebstes Gemüse — neben den „Fave“, den ehrsamen Saubohnen.

Nirgends in allen italienischen Längen und Breiten — soweit sich von Letzteren überhaupt sprechen läßt — giebt es so fabelhaft buntgeschmückte Pferdchen und Eselein wie zu Palermo. Eine veritable Cirkusausstattung wiegt sich in hochgesteckten blaurothen Buscheln, Federn und Troddeln auf dem vielgeschundenen Rücken der übergeduldigen Quadrupeden. Die Grauchen, die so klein sind, daß jedes deutsche Kinderherz einen Jubelmarsch anstimmen würde, traben mit ihren Halbbrüdern, den Mauleseln, zu Hunderten und Aberhunderten straßauf, straßab, mit Lasten bebürdet, daß ich manchmal rufen wollte: Gebt mir Geduld ab, ihr kleinen Simsons!

Es giebt wahrlich noch manch ander Stück Vieh in Palermos Gassen. Schöngliedrige Ziegen hüpfen schaarenweise — wie zu Neapel — zwischen den Passanten herum oder unter kundiger Führung in die Häuser hinauf. Denn das Melken verläuft hier ohne Zwischenhandel. Fernhinschwirrende Hühner entflattern dunklen Thoren, schwefelgelbäugige Riesenkatzen (die Katze ist des Italieners National- und Hausthier) schleichen im Gewinkel — so giebt das Gethier dem Stadtbild ein gut Theil seines Charakters.

Goethe fand Palermo ähnlich gebaut wie Neapel; heute hat sich das Antlitz dieser glücklichen Stadt auf der glücklichsten der Inseln viel verändert, es ist schöner, lebhafter, bedeutender geworden. Mehr als dreihunderttausend Menschen bevölkern diese im Großen und Ganzen geradlinigen Straßen — das öffentliche Leben erinnert heutzutage mehr an Rom als an die campanische Aschenstadt. Ein langer Corso durchschneidet Palermos Gebreite vom wunderblauen Meer bis zum Palazzo Reale und der Porta Nuova, so daß man, wenn man in der Mitte der Straße steht, eine prächtige Doppelperspective genießt: Da unten winkt das Meer, da oben ragt wie ein Thron der charaktervolle Pyramidengiebel der Porta. Die Corso-Mitte zertheilt aber Palermos zweite Hauptstraße, die Via Maqueda, und diesen Treffpunkt bezeichnet einer der eigenartigsten Plätze der Welt, die Quattro Canti.

Diese vier Ecken, durch die ausgerundeten Barockfaçaden der Eckgebäude zu einem kleinen Platz ausgewachsen, sind das Centrum der Stadt. Nirgends ist es lebhafter. Abends erstrahlen die Quattro Canti in blendendem Licht, dann sind sie belagert von Hunderten junger und alter Müßigsteher, schönen Damen, Ausrufern aller Art.

Auch was Charakter und Wesensart der Bevölkerung angeht, so gleicht der Palermitaner eher dem Römer als dem Neapolitaner. Ein gesetztes, beinah ernsthaftes Benehmen kennzeichnet ihn vor Allem; er hat eine natürliche Höflichkeit, eine gute Bildung, einen klugen modernen Sinn. Bei der Jahrhunderte langen Einmischung stets fremden Bluts — durch die wechselvollsten Schicksale unter den verschiedenartigsten Herrschaften bedingt — scheint dies Volk von Palermo vom Araber die Klugheit, vom Normannen die Zähigkeit, vom Spanier den stolzen Eigenmuth erworben zu haben.

Und Bevölkerung und Stadtbild sind fast identisch. Die Paläste Roms, die Museen Firenzes, die Kirchen Venezias — all das fehlt hier, dafür giebt es hohe Häuser im frühen, noch nicht verprunkten Barock, schöne Thore und die herrlichsten Gärten, die aller Stanzen Ariosts würdig sind. Ein grandioser Quai, Foro Umberto, zieht am Meere dahin, der heiterglänzenden Lebewelt Nachmittagsbummelstraße. Und Abends öffnen sich die Colossalräume des Teatro Massimo, der größten Schaubühne von ganz Italien, vor der mehr als dreitausend Zuschauer Platz für ihre eingeborene Theaterbegeisterung finden. Da lassen sich die reizenden dunkelgebräunten Frauen von Palermo, reichgeschmückt mit Perlen und Diademen, bewundern, dort kann man den verblüffendsten Frackreichthum bestaunen, gleichzeitig auch die unwahrscheinlichsten Theaterdecorationen und das an Jahren reichste Balletcorps der Welt kennen lernen. Es ist überweltlich.

Eines Abends sah ich in diesem Theater eine merkwürdige Oper; sie hieß „Loreley“ und spielte wahrhaftig an unserem guten alten Rhein — aber das Wesen der Stromjungfrau hatte man schlimm verkannt, man schien deutsche Nixen für Pfarrerstöchter zu halten. Und dann stand auf dem Zettel: „Guglielmo, markgrafio di Biberich.“ Ich ging in der Mitte des ersten Actes weg und ließ mich rasch im Ristorante Firenze durch einen goldgelben Malvasier trösten.

Palermo ist zwar reich an solchen Troststätten, außerdem auch an Barbierläden, Brillenhändlern, Zeitungen und deren Ausrufern (die, eine Specialität Palermos, dem Fremdling gleichzeitig die Vermittelung gewisser Bekanntschaften anbieten) — aber an Museen, Palästen und Denkmälern ist, wie gesagt, kein Ueberfluß. Freilich hat das eine Museo Nazionale einen seltenen Schatz in Verwahrung, die Metopen von Selinunt, jene Urzeugen hellenischer Sculpturentwickelung. Noch reden die ungeschickten und übertriebenen Formen dieser Tempelzierden aus altdorischer Zeit von der Kindheit einer Kunst, aber schon regt sich hier fern vorausdeutend die morgenröthliche Offenbarung zukünftigen Wachsens in eine neue, nie geahnte Schönheitswelt. Es sind die belehrenden Illustrationen aus der Kunstfibel eines Volkes, das unzerstörbare Harmoniegesetze zu geben berufen war.

An Kirchen ist Palermo wahrlich nicht arm, aber nur drei geben Eindrücke; diese aber sind unvergeßliche. Da ist zuerst der Dom, ein massiges Normannenwerk, an der Stelle einer arabischen Moschee erbaut. Die prachtvoll gegliederte Hauptfront, die breiten und doch schlanken Thürme, die leichtgeschwungenen hohen Bogen, die zum Campanile hinüberführen — all diese von lebendigster Phantasie geschaffenen Theile verbinden sich zu einem hoheitlichen Ganzen voll Kraft und Anmuth zugleich. Fast wirkts wie ein Schloß. Das macht die Großartigkeit des Uebergangsstyls, jener Auflösung der normännisch-romanischen Formen in die beginnende, doch gleich kraftvoll einsetzende Gothik — man sehe das majestätische Domportal, einer Eingangshalle der Gralsburg würdig. Das ganze Kirchenäußere wird nur durch eine architektonische Missethat entweiht: durch die zu Ende des 18. Jahrhunderts aufgesetzte sinn- und geschmacklose Kuppel des Florentiners Fuga. Dieser entsetzliche Stümper hat auch das aus seiner ursprünglichen Gestalt in nüchtern-conventionelle Barockformen umgewandelte Innere auf dem Gewissen. Im Uebrigen aber ist dies Innere der Hort großer Erinnerungen: im rechten Seitenschiff befinden sich die Königsgräber, sechs gewaltige Sarkophage aus Porphyr, die die Leichen des Normannenkönigs Roger und seiner Tochter, der deutschen Kaiser Heinrichs VI. und Friedrichs II., der Gemahlin des Letzteren und die Wilhelms von Aragon bergen.

Den deutschen Pilger ergreift es am mächtigsten vor der Grabstätte des großen Hohenstaufenkaisers, dem Sicilien seine höchste Blüthe zu verdanken hatte. Er, der Augustus seines Zeitalters, war gleichzeitig auch dessen Lykurg. Und sein Hof zu Palermo ist als die eigentliche Geburtsstätte der italienischen Schriftsprache anzusehen. Freilich, der Strom von Glanz, den Friedrich II. über das Inselreich ausgoß, erlosch auch mit seinem Tode — achtzehn Jahre später schon fiel Konradins Haupt und endete der Hohenstaufentraum für immer.

Spanien und dann Bourbon sorgten dafür, daß der Culturreichthum, der von Arabern, Normannen und den deutschen Kaisern über Sicilien ausgebreitet worden war, zu einer hoffnungslosen Tiefe herabsank. Als ein sprechendes Symbol des Niederganges erschien mir das an unfreiwilliger Komik reichste Denkmal, das ich je gesehen, nämlich die mit grün-gelber Patina überzogene Zerrgestalt Kaiser Karls V.

Digitized by Google

auf der Piazza Bologni. Gestalt und Züge dieses Standbildes sind so unmenschlich verzerrt, daß ich sofort an die tobende Phantasie des Prinzen Pallagonia denken mußte, über dessen verrückte plastische Ausgeburten (in seiner Villa nahe Palermo) sich Goethe einst nicht wenig ärgerte. Aber dieser Karl V. gleicht einem mißgelaunten Schneidergesellen; zudem trägt Seine Majestät ohne Sonnenuntergang statt des Scepters einen kühnen Feuerhaken oder etwas Aehnliches — den Sockel aber ziert ein hochkaiserliches Bombasticum:

D. O. M.
Carolus V.
Hassiaco Saxonico
Germanico Hispanico Gallico
Africano Turcico
Mexicano Peruano Molucensi
Imperatori ter maximo
etc.

Erschüttert zog ich von dannen, den beiden nächstbedeutendsten Kirchen der Stadt zu, da sie glücklichere Zeiten verkörpern. Das sind San Giovanni degli Eremiti und La Martorana, zwei frühnormannische Kuppelbauten, die einen völlig orientalischen Eindruck machen. Die erstere ist das Poesievollste, was man sich denken kann. Die Architektur zeigt noch ganz und gar arabische Einflüsse: die fünf rothen, glatt aufstehenden Kuppeln; die T-Form des Inneren und dessen quadratische Kuppelunterbauten, vor Allem der Kreuzgang, an dem man mit großer Klarheit studiren kann, wie die Normannen den arabischen Styl glücklich aufzunehmen und zu neuen Wirkungen zu gestalten verstanden haben ... Von köstlicher Schönheit ist der verwilderte Garten, der sich mit überquellender Vegetation in die achthundertjährigen Kreuzgangbogen hineindrängt, von blitzenden Sonnenlichtern durchspielt. Ein origineller Custos zeigt dem Fremdling die Schätze der ruinenhaften Kirche — er ist ein alter Garibaldikämpfer, aber sein Patriotismus ist weitherzig und je nach der Nationalität des Fremden segelfertig gemacht.

„Sono Lei un' Tedesco?" fragte mich der alte Weißbart — und auf mein „Si!" hub er begeistert an: „Evviva la Germania, evviva il imperatore!" Worauf ich natürlich pflichtschuldigst replicirte: „Evviva il Re Umberto, evviva Garibaldi!" — Nachher ergötzte er mich weidlich mit der Schilderung der Sicilianischen Vesper, wobei er sich mit einem wahrhaftigen „Kille, Kille" dramatisch an den Hals fuhr.

La Martorana, zu König Rogers Zeit (1143) gegründet, ist mit ihrer Nachbarkirche San Cataldo ebenfalls sehr sehenswerth. Jene ist ein Schmuckkästlein voll naiv-feinsinniger Mosaik. Einige Säulen, die noch arabische Inschriften zeigen, entstammen einer vormaligen Moschee. Morgens ist der Kirchenraum von einem zauberhaft-mystischen Licht erfüllt, dann scheint das Kirchlein förmlich zu schweben, dem zarten Traum heiliger Jungfrauen vergleichbar.

San Cataldos Schmuck ist ein reizender arabischer Zinnenfries. Drinnen in der verlassenen Stille, die kein Bild noch ander Gepränge stört, kann man wundersam träumen, über der Menschheit Auf und Nieder sinniren oder sich staunend in das Labyrinth der mächtigen Normannencapitäle verlieren, die die kräftigen Säulen krönen. O ihr alten, alten Tage voll Ritterglanz und Männertreue ...!

König Rogers goldne Zeit entschwand,
O König Roger, kehrst Du nicht?
Verstummt sind alle Harfen —

Aber noch steht die alte Normannenburg — es ist der heutige Palazzo reale, dessen höchstes Kleinod, die Capella Palatina, noch laut und preisend von jenen romantischen Tagen erzählt. Sie gilt als die schönste Schloßcapelle, die je Künstlerhände auf Erden geschaffen. Und es wäre ein vergebliches Beginnen, mit armen Worten die strahlende, lebensfreudige Herrlichkeit dieser kostbaren Mosaiken widerleuchten zu lassen. Christi und der beiden Hauptapostel Leben ist hier in goldener Ueberfülle aus begeisterten Gemüthern noch einmal geboren — von allen Wänden strömt die sinnverwirrende Pracht, die nur wieder im Dom von Monreale erreicht wird.

Dorthin aber führt ein Weg, auf dem man erst Goethes oft citirte Worte verstehen lernt: „Italien ohne Sicilien giebt gar kein Bild in der Seele — hier ist erst der Schlüssel zu Allem."

Die Conca d'oro nimmt den Wanderer auf, jenes paradiesische Thal, dessen Bild niemals wieder aus dem Herzen weichen kann. Seine ganze Breite, zwischen prächtigen Bergzügen eingebettet, nehmen unermeßliche Citronen- und Orangenhaine ein. An den Berghängen prangt das flammende Roth meterhoher Pelargonien, eine wahre Wildniß von stachlichten Opuntien und colossalen Agaven streckt sich unabsehbar bergan. Hüben und drüben blicken sonnenumglühte, weiße Dörfchen von den Hängen in das Thal des Segens, das von Wogen berauschenden Blüthenduftes durchwallt ist. Und beim Höhersteigen müssen schönheitserschütterte Augen immer wieder rückwärtsschauen, dahin, wo das ganze zauberische Bild von Palermo ans leuchtende Meer geschmiegt ist.

Mir scheint, dies Thal ist die wahre Heimath des apollinischen Gottes.

In Monreale, das eine Berghöhe krönt, erschließt die Cathedrale noch einmal alle Wunder der arabisch-normannischen Architektur und Mosaikkunst. Die edlen Spitzbogengewölbe geben dem Innern die Weihe eines gothischen Domes, aber der Ernst wird gemildert durch den lebenstrotzenden figürlichen und ornamentalen Schmuck, der die ganze Kirche füllt. Drei Apsiden schließen das hochstrebende Langhaus; vor der Tribuna erheben sich zu beiden Seiten der Thron des Königs und der des Erzbischofs, mit den erfindungsreichsten, farbenprächtigsten Ornamenten ausgelegt. Das rechte Querschiff birgt zwei kostbare Sarkophage mit den Leichen der Normannenkönige Wilhelms des Schlechten und seines Sohnes, Wilhelms des Guten.

Von der Cathedrale gelangt man zum benachbarten Benedictinerkloster. Hier zogs mich vor Allem in den Kreuzgang, dessen Ruhm schon tausend Zungen sangen. Mehr als zweihundert köstliche Säulen, zu Paaren zusammengestellt, die mit einer fast lebendigen Grazie die hochgeschwungenen Bogen tragen und völlig unter einander verschieden sind, offenbaren auch hier durch ihre Vielgestaltigkeit und die Accuratesse ihrer Einlege-Arbeiten neben reichster Phantasie ein liebevolles Versenken ins Detail. Aber das Schönste vom Kloster bleibt doch der unbeschreibliche Blick aus seinem Garten in die Conca d'oro hinab, wenn der Abendsonne Gluthstrom durch das Thal fluthet und eine unirdische Ruhe alle Schönheit in sich einzuschließen beginnt. Von Klöstern und Cathedralen schweben Glockentöne heran, und das höchste Mysterium scheint sich in solchen Augenblicken dem erschauernden Sinn zu enthüllen.

Auf dem Rückweg nach Palermo sah ich dann den düstersten Gegensatz, die Catacomben im Covento Cappucini, jene schauerlichen Keller, in denen bis vor etwa 25 Jahren die Palermitaner ihre Todten beisetzten, ohne ihnen eine andere Umschließung, als eine armselige Kutte mitzugeben. Tausende von Todtenschädeln und Gerippen lehnen an den Wänden; viele von jenen scheinen noch jetzt grinsend den Hohn des Lebens zu verkünden, das da draußen so golden und unbekümmert dahinströmt. Welche unbegreiflichen Extreme stoßen in diesen südlichen Landen zusammen!

Aber bald hat auch mich das befreiende Licht wieder, und bis die Dunkelheit hereinbricht, umfängt mich ein mildes, weltversöhnendes Wehen unter den leise schwankenden Wipfeln der hohen Palmen von Villa Tasca.

Digitized by Google

## Gedanken.

Von Dr. Oskar Ewald (Wien).

Die Ehe ist das unfehlbarste Mittel für den Mann, um über das Ideal des Weibes, für das Weib, um über das Ideal des Mannes hinwegzukommen: indem sich Jedes an der Person des Anderen vergreift.

*

Der Umstand, daß man bei der Beantwortung eines Problems regelmäßig etwas wie Enttäuschung fühlt, beweist völlig unzweideutig, daß man das Problem von vornherein höher stellt als seine Lösung.

*

Es waren nicht die glücklichen, sondern die unglücklichen Menschen, die den Begriff des Glückes schufen. Wer will Angesichts dieses Factums noch länger nach Theodiceen oder nach dem Gegentheil fahnden? Es begründet und vollendet den Pessimismus.

*

Die größten Irrthümer werden dort begangen, wo die größten Wahrheiten gesucht werden.

*

Denken heißt: Sich Grenzen setzen. Und nicht, wie Aestheten und Phantasten wähnen: Alle Grenzen niederreißen und über sie hinwegstreben.

*

Es ist noch weit schamloser, sein Schamgefühl als seinen Mangel an Schamgefühl prunkend zur Schau zu tragen.

*

Die schlimmsten Gegner großer Männer sind nicht Diejenigen, die ihre Vorzüge befehden, sondern Diejenigen, die ihre Schwächen nachahmen.

*

Starkes Zielbewußtsein ist zuweilen ein Zeichen geistiger Armuth.

*

Der tiefe Mensch leidet niemals unter der Tücke, sondern bloß unter der Unlogik des Schicksals.

*

Der Skeptiker fühlt sich über alle Wirklichkeit erhaben, weil er an aller Wirklichkeit zweifelt. Und indem er auch an seinem Zweifel zweifelt, kann ihm derselbe nicht als Eitelkeit angerechnet werden.

*

Der Umstand, daß Menschen auch ihr eigenes Selbst für eine Ueberzeugung einsetzen, sich ihr zum Opfer bringen, beweist noch nichts für den Werth dieser Ueberzeugung. Er beweist manchmal bloß, daß der Wille zur Lüge stärker sein kann, als der Wille zur Lust.

*

Wer es vermag, ruhig in einen Abgrund zu blicken, der hat entweder keine Abgründe in seiner Seele oder er hat alle ihre Abgründe heldenmüthig durchmessen.

*

Der Mann liebt das Weib weniger wegen der Schönheit, die es besitzt, als um der Schönheit willen, die er ihm schenken möchte.

*

Das Mitleid mancher Menschen ist Mangel an inneren Inhalten. Die Grenzen zwischen ihnen und ihrer Umgebung sind so vag beschrieben, daß sie nicht mit Deutlichkeit fühlen, wo ihr eigenes Schicksal aufhört und das fremde anfängt.

*

Sich seine Empfindungen, Gedanken, Gefühle erst dann glauben, wenn man sie einem zweiten mitgetheilt hat, dies verräth am deutlichsten und sichersten plebejische Naturen.

*

Der gemeine Mensch mißdeutet die Schüchternheit des vornehmen Mannes. Er hält sie für dessen Selbstentschuldigung, denn er wähnt, der Letztere empfinde seine Vereinzelung und Eigenart als einen Vorwurf. In Wirklichkeit aber verhält es sich umgekehrt. Der vornehme Mensch denkt von dem anderen instinctiv zu hoch: und so glaubt er, sie litten unter ihrer Minderwerthigkeit, sie trügen dieselbe wie ein Gebrechen oder eine Schuld. Deßhalb will er ihnen auf halbem Wege entgegenkommen und sucht ihnen durch ein bescheidenes, demüthiges, schüchternes Verhalten einen Theil ihrer Scham abzunehmen.

*

Der Plebejerhaß gegen Alles, was Größe besitzt, ist ebenso ungezügelt wie raffinirt. Er erscheint am harmlosesten da, wo er auf den Gegner Koth wirft und seinen Werth zu schmälern sucht. Viel gefährlicher ist er, wenn er die Großen mit Absicht auf ein hohes Piedestal setzt und sie dermaßen über ihre Umgebung erhebt, um hinterdrein der günstigen Position das zuzuschreiben, was allein das Genie zu wirken vermochte.

*

Was man für Charakterstärke ansieht, ist häufig nichts anderes, als eine bestimmte Form der Trägheit.

*

Unsere größten Gegnerschaften sind unsere größten Realitäten.

## Aphorismen.

Von Otto Th. Bergmann (Be...

Glücklich das Land, das keine großen ...nreisenden We... vor sich hat.

* * *

Die Einen decolletirt, die Andern decorirt: es fall unsere Werthe, tragen wir sie zur Schau.

* * *

Liebe ist Edelegoismus.

* * *

Nur wer vollkommen, darf bescheiden von sich sprechen.

* * *

Servilismus und Corpulenz ersetzen meist Charakter und Würdigkeit.

---

## Weßhalb Fürchtegott Trampel dennoch sterben wollte.

Eine Groteske von Else Königsdörffer (Plauen).

Fürchtegott Trampel war ein Genie, freilich nur ein verkanntes oder sagen wir von den Genielosen, die doch immer die Masse bilden, nicht anerkanntes. Er glaubte alles zu haben, was man braucht, um ein Dichter zu sein, nämlich Phantasie, poetische Gluth, ein gediegenes Wissen und selbst — Gedanken. Aber er kannte das Leben nicht.

Er war arm. Um sich Tinte, Feder und Papier zu beschaffen, die nicht minder nothwendig zum Dichten sind als Phantasie und Gedanken, mußte er seinen Rock versetzen. In einer kalten Stube schreibt es sich schlecht. Es werden nicht allein die Finger steif von Kälte, auch die Gedanken

Digitized by Google

frieren ein, zumal, wenn im Untergrund der Dichterseele Bitterkeit und Thränen lauern.

Doch diese Schwierigkeiten überwand der Dichter im Glauben an sein Können, in der Begeisterung für seine Kunst. Er war überzeugt, daß das Gute sich Bahn brechen müsse. Er träumte bisweilen bereits von einer Zeit, da er sich wenigstens einmal am Tage satt essen konnte und nicht mehr zu frieren brauchte.

Aber Fürchtegott Trampel kannte das Leben nicht. Er wußte nicht, daß man einflußreiche Gönner, daß man Verbindungen haben müsse, um als Dichter anerkannt zu werden. Die hatte er nicht. Und vergeblich war sein Streben und seine Arbeit. Er machte alle bitteren Erfahrungen, erlitt alle Enttäuschungen, die einem verkannten Genie unerläßlich sind. Er grübelte nach über den Zusammenhang von Können und Nichtkönnen, über den Unterschied von Wollen und Können. Er rang mit sich, er haderte mit sich und der Welt, er zweifelte an seinem Genius. Er fühlte sich als ein Geächteter, Zertretener und wuchs in seiner Begeisterung wieder empor zu einem Titanen, der Welten versetzen kann. Als bescheidener, guter Mensch suchte er seine Mißerfolge immer in sich selbst. Eines Tages schien er die Ursache seines Unglücks gefunden zu haben.

„Ich habe es", rief er aus. „Ich habe es. Der Name ist es. Wie kann ein Genie und Dichter auch Fürchtegott Trampel heißen! Wie kann ein Dichter mit einem derartigen unpoetischen Namen Erfolg haben!" Und der gute Fürchtegott Trampel fühlte einen Groll gegen seine Eltern, die schon längst im kühlen Grabe von den Freuden dieser Welt ausruhten.

Als moderner Dichter hätte Fürchtegott Trampel eigentlich stolz sein müssen, wenigstens in einer Beziehung erblich belastet zu sein. Doch davon verstand er nichts. Er legte sich darum einen Namen zu, der sofort das Genie und die Dichterseele verrieth. Er nannte sich Johannes Lukas Schönblick. Aber auch dieser erborgte Name brachte ihm weder Lorbeer noch Gold. Er verzweifelte beinahe und machte, um sich regelrecht durch dieses erfreuliche Dasein hungern zu können, Gelegenheitsgedichte. Er mied jede Berührung mit der Außenwelt und wurde immer scheuer, stiller, einsamer. Denn seine Seele war betrübt bis in den Tod. Sie blutete aus tausend Wunden. Sein scheues Wesen und seine Bitterkeit brachten ihn natürlich den Genielosen nicht näher.

Lieschen Papperitz, die ihm gegenüber wohnte, nannte ihn verrückt und meinte, daß er es niemals zu etwas bringen werde. Und Lieschen Papperitz mußte das wissen. Sie war eine von der Mitwelt anerkannte Dichterin. Jedes Jahr — so um Weihnachten herum — kam sie nieder mit einem Kinde ihrer Muse. Das kostete sie weder Leiden noch Schmerzen. Sie war zudem so klug, daß sie keinen Mann wollte. Sie hielt sich an Apoll. Das war ästhetischer, bequemer, wenn auch minder unterhaltend. Doch das Letztere gab Lieschen Papperitz nicht zu. Sie dachte es nur. Diese Dichterin prophezeite Fürchtegott Trampel ein schlimmes Ende. Recht haben in dieser Welt stets die Genielosen. Das Genie ist immer im Widerspruch mit der Welt.

Fürchtegott Trampel hatte vor Monaten ein Werk beendet, das er mit seinem Herzblut geschrieben hatte in Ermangelung von Tinte und einem zweiten Rock zum Versetzen. Das Werk war von Verleger zu Verleger gewandert. Es hatte schon eine ganz ansehnliche Reise hinter sich. Fürchtegott Trampel selbst war noch nie so weit in der Welt herumgekommen, wie seine Manuskripte. Was nun beginnen? Eines Nachts kam dem armen Dichter ein rettender Gedanke. Er dankte ihn dem Monde, der ja immer ein Freund der Poeten ist und bleiben wird. Silberwellen rieselten von diesem stillen Weltenkörper auf die schlafende Erde herab. Dieses feine, silbrige Gewoge verschmolz Erde und Himmel in ein untrennbares Ganze. „Nirwana!" flüsterte entzückt und weltenfern der Dichter, der am Fenster seiner Dachkammer lehnte. Sehnsüchtig breitete er die Arme aus. Eine heiße, inbrünstige Sehnsucht nach Ruhe stieg in ihm empor. Sie erpreßte ihm Thränen. Untertauchen zu dürfen in dieses endlose Nichts, in dieses bläulich weiße Silbermeer, Ruhe, Frieden für immer zu haben, schien ihm die höchste Wonne. Kein pochendes Herz mehr spüren zu müssen, das sich verzehrt in Hoffnungen und Wünschen, in Furcht und Zweifel, keinen ruhelosen Geist mehr lenken zu müssen, der sich wie ein verflogener Vogel an engen Mauern zerflatterte, das deuchte Fürchtegott Trampel im Augenblick das allein Erstrebenswerthe.

„Ja, ich will dieses elende Dasein von mir werfen", sagte er laut. „Ich will sterben." Doch noch war er nicht ganz fertig mit dem Leben. Er hatte noch einen Freund. Den wollte er wohl aufgehoben wissen. Es war das mit seinem Herzblut geschriebene Werk. Vielleicht war der Dichter auch nicht ganz frei von Eitelkeit. Die Mitwelt sollte wissen und erfahren, was sie in ihm verloren hatte. So schrieb er an einen ihm bekannten Verleger folgende Zeilen: „Mein Herr, ich sterbe, damit die Mitwelt Leben empfängt. Aus meinem Werke, das ich Ihnen hier zusende, werden der Menschheit neue Lebenswerthe erstehen. So lange ich lebe, hört und erhört mich Niemand. Niemand glaubt an mich. Vielleicht begreifen Sie mein Elend, wenn ich Ihnen das sage. Nehmen Sie sich des Werkes eines Sterbenden an. Verleihen Sie es. Es ist mit meinem Herzblut geschrieben. Fürchtegott Trampel."

Der Dichter verpackte seinen einzigen Freund und überantwortete ihn der Verlagsfirma. Er warf noch einen wehmuthsvollen Abschiedsblick auf sein armseliges Poetenreich, um es dann still zu verlassen und den Weg zu gehen, von dem es kein Zurück mehr giebt.

Als er die Straßen der Stadt hinter sich hatte, begann der Morgen zu dämmern. Fürchtegott Trampel erstrebte nichts Anderes, als den stillen, von Wald und Wiesen umschlossenen See zu erreichen, dem er sich und seine Qual anvertrauen wollte. Doch er hatte die Rechnung ohne seine Poetennatur gemacht. Der heraufdämmernde Morgen, der die schlummernde Natur weckte, hieß ihn still stehen und Umschau halten. Die Welt dehnte und regte sich leise und unhörbar. Feine Nebel glitten langsam über die Wiesen. Noch durchdrang kein Sonnenstrahl die grauen Dunstschleier, die vom Himmel herabzufallen schienen, und schon tönte Lerchentriller in diesem Grau über den Saaten. Fürchtegott Trampels Aufmerksamkeit wurde zum Entzücken, zum Gebet. War die Lerche nicht wie ein armer Poet? Sie sang, sie spendete Lieder auch ohne Sonnenstrahl. Sie gab, ohne zu verlangen, gehört zu werden. Und Fürchtegott Trampel schämte sich seiner Eitelkeit, seiner menschlichen Schwächen. Dann kam der Morgenwind und mit ihm die Sonne. Rothgoldenen Schleiern gleich verflog das Gewölk. Ein Leuchten ging über die Welt, Sieg und Freude kündend. Des Dichters Seele war berauscht von der Schönheit dieser Erde. Mit tausend Fäden umspann ihn von Neuem das Leben. Diese Welt war dennoch seine Heimath. Er liebte sie mit heißer Inbrunst.

Fröhlichen Herzens wanderte er bis zum nächsten Dorfe. Von einer gutmüthigen Bauersfrau erhielt er eine Schale Milch und ein Brod. Und nun fing Fürchtegott Trampel an, die Genielosen wieder zu lieben. Sie waren doch gut. Er hatte ihnen Unrecht gethan. In die Stadt wollte er nicht zurückkehren. Für die große Welt mußte er seines Werkes wegen gestorben sein. Er wanderte bis zu einem fernen Weiler und verdingte sich bei den Bauern. Er lebte in engster Gemeinschaft mit schlichten Menschen und mit seiner Natur. Er fand, daß dieses Leben sehr gesund sei und zufrieden mache.

Nach einigen Monaten trieb ihn das Verlangen, zu

Digitized by Google

wissen, was aus seinem Werke geworden sei, nach der Stadt zurück. Ein Blick auf die Auslagen der ersten Buchhandlung, an der er vorüber kam, ließ ihn beinahe vor Glück, Staunen und toller Freude aufschreien. Rechtzeitig besann er sich noch, daß hier an jeder Straßenecke ein Schutzmann lauerte, der jede Daseinsäußerung der Menschen, die gewisse, vom Gesetze gezogenen Schranken durchbrachen, rügte oder bestrafte. In dem Schaufenster jener Buchhandlung prangte, ja leuchtete ein Buch, das eine Binde von gluthrother Farbe trug. Wie Buchstaben von stattlicher Größe kündeten, enthielt dieses Buch: „Das Werk der Zeit und Ewigkeit! Das mit Herzblut geschriebene, unsterbliche Werk des zu früh aus dem Leben gegangenen Dichtergenies Fürchtegott Trampel.“ Der Dichter glaubte zu träumen. Doch da stand es schwarz auf roth. Es war kein Irrthum möglich. Es war holdeste, gluthrothe Wirklichkeit.

Fürchtegott Trampel lief von Buchhandlung zu Buchhandlung. Ueberall glühte ihm sein Werk entgegen, überall angepriesen mit den gleichen Worten. Es wurde dem Dichter unheimlich. Er fürchtete für seinen Verstand. Er wußte nicht, was er thun sollte. Sollte er todt bleiben und sich nur seines Nachruhms freuen und in Armuth und schwerer Arbeit weiter sein Dasein fristen? Oder sollte er auferstehen von den Todten, sich den Lorbeerkranz aufs Dichterhaupt drücken und sich den leeren Geldbeutel mit Banknoten füllen lassen?

Erschöpft von dem Zwiespalt der Gefühle, betrat Fürchtegott Trampel ein Kaffeehaus. Er hoffte, nachdem der Leib gestärkt wäre, zu einem Entschluß zu kommen, der eines unsterblichen Dichters würdig sei. Von ungefähr fiel ihm eine Zeitung in die Hände. Und wieder war es sein ehemals so mißachteter Name, der ihm entgegenleuchtete. In einem langen Artikel sprach man von ihm, als dem Dichter der Zeit. Fürchtegott Trampel hatte nie gewußt, was für ein interessanter Mensch er war. Jetzt — nach seinem Tode erst — erfuhr er es. Man hatte bereits seiner Vergangenheit nachgespürt und deckte sie auf bis zu den Tagen der Windeln. Man wußte, daß er eine kleine Nätherin geliebt, aber nicht einmal verführt hatte. Die hübsche Kleine war „interviewt“ worden. Fürchtegott Trampel suchte ein zweites, ein drittes Kaffeehaus auf. Er durchflog alle Zeitungen und Zeitschriften, deren er habhaft werden konnte. Er konnte nicht mehr daran zweifeln: Er war der Held des Tages. Man sprach nur von ihm. Man sprach von seinem Stylgefühl, von seiner „Heimathkunst“, von dem „Erdgeruch“, der seinem Werke entströme. Man erzählte Anecdoten und Legenden von ihm, die ihm ebenso unbekannt und fremd waren, wie die vielen Freunde, Gönner und Berather, die er gehabt haben sollte. Lieschen Papperitz, die er gemieden hatte, wie ihn ehemals das Glück, log schamlos von geistig ästhetischen Schäferstündchen, die ihr der große Dichter geschenkt habe. Man schrieb Broschüren für und wider ihn. Professor Tüfftler von der Universität kündigte eine Auslegung seines Werkes an.

Je mehr Fürchtegott Trampel las, je verworrner und trauriger wurde ihm zu Muthe. Glück und Sonnenschein erloschen in seinem Herzen. Er hatte das Gefühl, als sei er in ein Narrenhaus gerathen, als sei alle Welt toll geworden, als sei er — Fürchtegott Trampel — das goldene Kalb, das die Menschheit augenblicklich umtanzte. Er fühlte sich erniedrigt, angewidert von diesem eklen, narrenhaften Thun. Noch war der Tag nicht zu Ende, noch hatte Fürchtegott Trampel bei Weitem nicht Alles gelesen, was die Genielosen von ihm und seinem Werke zu sagen hatten, als er — ein körperlich und geistig gebrochener Mann — aus der Stadt flüchtete. Der bittere Ekel übermannte ihn. Instinctiv strebte Fürchtegott Trampel dem stillen See zu, an dem er eines Morgens leichten Herzens vorbeigewandert war. In seinem Wasser spiegelten sich die Abendwolken. „Nimm mich auf, Nirwâna!“ rief der Dichter und ließ sich in die stillen Fluthen gleiten.

* * *

Im Himmel öffnete Petrus die Christenpforte so weit, daß der göttliche Glanz herausströmte über alle Welt. Petrus wußte, daß Fürchtegott Trampel bald Einlaß begehren würde.

„Du irrst, ehrwürdiger Vater,“ sagte ein Engelchen mit einem allerliebsten Spitzbubengesicht. „Du irrst. Verriegele Deine Christenpforte nur wieder. Diesmal ist es ein Buddhist, der die Ewigkeit sucht. Das Nirwâna wird ihn — wie er wollte — allbarmherzig verschlingen.“ Petrus lächelte in seiner gutmüthig ironischen Weise und nahm den kleinen Naseweis beim Schopfe. „Dort kommt Dein Ewigkeitssucher. Er ist ein moderner Christ. Die sagen ‚Nirwâna‘ und meinen den Himmel!“

Fürchtegott Trampel schritt gesenkten Hauptes, noch niedergebeugt von den letzten Eindrücken seines Erdenlebens, durch die Himmelsthür. Das Engelchen schenkte ihm einen mitleidigen Blick.

„O weh! Müssen sie dem aber mitgespielt haben dort unten!“

„Es ist der Dichter, der in Deutschland gerade für ein Jahr Mode ist,“ sagte Petrus und schloß hinter Fürchtegott Trampel die Thür mit dem großen Himmelsschlüssel ab.

---

## Moralpredigt.

Es ist eine Freude, daß die „Werdenden“ unsrer [illegible] wart sich um Goethe schaaren. Der sprach [illegible] dungswerth ab und mied sie wie den Todesblick der Me[illegible] glauben wir den Weltruhm der deutschen Witzblätter und [illegible] Behagen am Linienzauber ihrer Zerrbilder. Ein kleines [illegible] Aste „graphischer Kunst“ bietet schimmernde Blüthen, zeitig[illegible] zum Entzücken des Kenners. Uns ist wohl. Wollten wir [illegible] des Alten dienen, so müßten wir auch Tabak und Brille zum [illegible] schicken, am Arbeitstag! Das ehrliche Streben unsrer Weihefi[illegible] schaut neue Erkenntniß, empfindet den künstlerischen, seelenreifenden We[illegible] der Caricatur.

Doch das Bäumlein wächst wild, und unsre Kinderfreude läßt uns zuchtlos naschen. Zur Rede steht natürlich nur die cultivirte Satire, nicht das unbenennbare Schmutzzeug. Das scheidet ja für jedes gebildete Auge auf den ersten Blick aus (für gute, kunstblinde Menschen habe ich heute keine Zeit). Ihr Getreuen vom „Kladderadatsch“, „Simplicissimus“ und den andern fidelen Künstlerkneipen — Euch wird zu „cannibalisch wohl!“ Gerade weil das Kunstwerk anständig in sich ist, so stellt die absolute Unanständigkeit nun wieder in den Schatten, in die Verachtung; zeigt sie nur als furchtbare Eumenide, nicht als Freundin. Pour l'art! Wie unter jungen Studenten in den alkoholfeuchten Tagen des Stiftungsfestes der berüchtigte „Ferienton“ ausbricht, so klingt seit Monden aus unsern besten Witzblättern der Cultus des Gefäßes. Pfui Teufel, Kinder!

Der alte Goethe liebte auch stramme Preßgesetze, weil er von der nothgedrungenen Beschränkung sich Politesse der Schreiber als Culturgewinn versprach. Ich mußte daran denken, als mir in diesen Tagen der Genuß einer hinreißenden Zeichnung Brandts durch die modische Ferkelei gemindert wurde. Ohne die geringste Abschwächung der Pointe konnte dieses, wie jedes satirische Kunstwerk, anständig sein.

*Dr. W. L. Fritzsche (Berlin).*

---

## Neuere Kunstliteratur.

Compendien, Monographien und Anderes.

Unter den Rembrandtwerken, die das Rembrandtjahr gezeitigt, beansprucht einen Ehrenplatz das Prachtwerk „Rembrandt im Bild und Wort“*), herausgegeben von Dr. Wilhelm Bode und Dr. W. Valentiner. Der Verlag, dem bekanntlich neuerdings mehrere ausgezeichnete Unternehmungen zu danken sind, die das Interesse an alten Meisterwerken und das Verständniß für sie fördern, hat das Werk splendid ausgestattet. Nicht weniger als 60 auserlesene Kupferdruckblätter nach den

*) Verlag von Richard Bong, Kunstverlag, Berlin W. 57. Preis im eleg. Leinenband 36 Mk.

Digitized by Google

schönsten Gemälden des großen Niederländers aus den verschiedensten europäischen Galerien und Sammlungen, darunter natürlich die „Nachtwache", die „Staalmeesters", die „Anatomie des Professor van Tulp", dann die „Danaë", die „Saskia mit der Nelke", die „Ruhe auf der Flucht", das herrliche Braunschweiger „Familienbild", die „Heilige Familie", die „Rückkehr des verlorenen Sohnes", die „Landschaft mit den Ruinen auf dem Berge", eine Reihe von Selbstbildnissen u. s. w., und mehr als hundert Textillustrationen — namentlich viele Zeichnungen und Radirungen — bilden den werthvollen Bilderschmuck dieser Ausgabe. Ganz im Geiste der Anschauung, die Bode in dem Vorwort ausspricht, wenn er dort schreibt: „die würdigste Feier, die nachhaltigste für den Nachruhm des Meisters und für die Wirkung auf unsere Zeit wird aber in der Veröffentlichung seiner Werke bestehen."

Naturgemäß kann den tiefsten Einblick in Rembrandts Kunst nicht sowohl die Schilderung seines Lebens und Wirkens, und sei sie noch so vortrefflich, sondern immer nur die Bekanntschaft mit seinen Meisterwerken selbst erschließen. Vortrefflich ist im Uebrigen aber auch der Text in diesem Werke. Dr. Valentiner, einer unserer jüngeren erfolgreichen Kunstgelehrten, schildert hier zunächst den Lebensgang des Meisters, stets im Zusammenhang mit seinem künstlerischen Werdegang, und behandelt dann zum Schluß den Einfluß Rembrandts auf die Gegenwart. Von ihm ist auch im meisterlichen Vorwort Bodes, heute wohl des besten deutschen Rembrandtkenners, die Rede. Und insbesondere in einer geistvollen Parallele zwischen Velasquez und Rembrandt, den Beiden, die trotz der fast diametralen Gegensätzlichkeit ihrer Charaktere, doch die gleiche höchste Anerkennung der Künstler unserer Zeit gefunden, begründet er diesen Einfluß, der der eines Erziehers gerade für uns Deutsche ist.

Das ausgezeichnete Werk sollte in keinem kunstbeseelten Hause fehlen . . .

* * *

Es ist ein gewaltiger Sprung von Rembrandt zu — Aubrey Beardsley. Der ästhecistische Pygmäe neben dem riesenhaften Culturträger. Aber der Zufall, der mir die beiden Bücher neben einander auf Tisch gelegt hat, verschuldet diese Zusammenstellung hier.

Ich habe hier schon einige Bemerkungen der Serie von zwölf „Moderne Illustratoren"*) gewidmet worden, die Herr [illegible] herausgiebt, schilderte den Charakter und die Bedeutungsnehmens, die Art Eßweins, der jeden der ausgewählten [illegible] in einer Monographie behandelt. Das vorliegende achte [illegible] Aubrey Beardsley. Von seiner Methode, sich sozusagen die Stelle des Künstlers zu setzen und so jedes Mal aus [illegible] die „Weltanschauung" jedes Einzelnen auf uns wirken [illegible], hat Eßwein hier, wie übrigens früher auch schon bei Edvard [illegible], Abstand genommen. Er übt durchaus sehr subjective Kritik. Und diesem Umstand haben wir einen kleinen geistreichen Essay über den Aestheticismus zu danken, den er der Betrachtung Beardsleys vorausschickt. Viel Wahres, Beherzigenswerthes ist hier zu lesen in dieser durchaus abfälligen Analyse „unserer Neuwerthe". Der Cultus, der mit ihnen getrieben wird, bringt es mit sich, daß heute keine Künstlererscheinung hervortritt, die nicht im Anfang maßlos überschätzt würde, um bald schon, mitunter gar nach wenigen Monaten allein oder mit einem kleinen Häuflein Getreuer „am Wege zu stehen, der ins Nichts führt". Damit hat Eßwein auch schon sein Urtheil über den früh verstorbenen Engländer ausgesprochen, der, reich begabt, so viel versprechend realistisch einsetzte, z. B. in „Madame Bovary", und sich dann in zerrissenen Spielereien des Aestheticismus verlor und „tolle Erotik" und „derbe Unflätigkeit des Sujets" mit einer „pedantischen Sauberkeit der Zeichnung" verband, was einen „heulenden Gegensatz" bildet, und der in fieberhafter Rastlosigkeit „magiegewaltig" das Wesen verschiedenster Zeitalter und Culturen durchdrang und nur zu seiner eigenen Zeit und Wirklichkeitswelt nicht einen lichtspendenden Standpunkt zu finden vermochte.

* * *

Im Laufe dieser mit 14 Vollbildern und mehreren Textillustrationen ergänzten Ausführungen berührt Eßwein natürlich auch die Beziehungen Beardsleys zu den Präraphaeliten und bezeichnet diese dabei, sicher weit übers Ziel hinausschießend, gelegentlich als ein „Jesuitencolleg des sinnlichsten Uebersinnlichen".

Einer tiefen Verehrung derselben Künstlergruppe begegnen wir dafür im 45. Bändchen der „Kunst".**) In diesem Bändchen, das mit einer Heliogravure, 14 Vollbildern in Tonätzung und Buchschmuck von Walter Crane und auch im Uebrigen wieder, wie die ganze Serie, sehr vornehm ausgestattet ist, behandelt Jarno Jessen, heute ohne Zweifel die geschmackvollste und sachlich gebildetste deutsche Kunstschriftstellerin, den „Präraphaelismus". Mit männlicher Gelehrsamkeit und Systematik verbindet sie auch hier wieder weibliches Empfinden, klaren Verstand mit feinfühliger Intuitivität. Ihren Standpunkt gegenüber den Präraphaeliten stellt sie gleich im ersten Satz fest: „Präraphaelismus heißt Idealismus". Einer sehr feinsinnigen Einführung in den Präraphaelismus schließen sich in sechs kurzen Capiteln ebenso feinsinnige Charakteristiken der einzelnen Künstler an, des „Proselyten" oder „Anregers" Dante Gabriel Rossetti, des „präraphaelitischen Nichtpräraphaeliten" (Ford Madox Brown), des „beharrlichen" (John William Hunt) und des „abtrünnigen" (John Everett Millais) Präraphaeliten — Millais nennt sie einen Meister des Metiers, der aber als Träger einer idealistischen Kunstauffassung unter den Präraphaeliten wie ein Zwerg unter Riesen dasteht —, endlich Edward Burne Jones, des „Verbreiters" des Dogmas. Zwischen Rossetti und Brown hat ein den Durchbruch der Richtung kennzeichnendes Capitel seinen Platz erhalten. Neue Aufschlüsse erhalten wir natürlich in diesen Charakteristiken nicht; aber doch erscheint jede einzelne Persönlichkeit in einer sehr scharfen Beleuchtung, die die Hauptwesenszüge in großer Klarheit hervortreten läßt. Daß englische Kunst das Specialgebiet Jarno Jessens ist, beweist der Abschnitt „Ausstrahlungen des Präraphaelismus in England" und sehr verdienstvoll ist das Capitel, das den „Präraphaelismus im Auslande" schildert. Freilich sind seine Spuren in einem Segantini, Ludwig von Hofmann, Peter Behrens wohl fast bis zur Unkenntlichkeit verwischt. Uebrigens ist Jarno Jessen keine blinde Verehrerin der Richtung. Sie erkennt auch die Schwächen jener englischen Künstler sehr wohl und verweist im Schlußcapitel — „Kritik des Präraphaelismus" — ausdrücklich darauf, daß er in Italien weit entwicklungskräftiger gewesen, in England aber im eigenen Schema erstarrte. Außer einem chronologisch geordneten Verzeichniß der Hauptwerke finden wir am Schlusse des Bändchens auch noch einen bibliographischen Anhang, der auf sieben Seiten die große Belesenheit der Verfasserin bezeugt . . .

* * *

Mit französischer Kunst unserer Tage hat man es in der Sammlung von Aufsätzen zu thun, die Max Nordau herausgegeben hat: „Von Kunst und Künstlern".*) „Beiträge zur Kunstgeschichte" nennt er sie im Untertitel. Das ist zu beanstanden. Weder bieten diese Aufsätze thatsächliches Material, noch zeichnen sich die Urtheile durch Unparteilichkeit aus. Welchen Standpunkt der Verfasser von „Entartung" modernen Kunsterscheinungen gegenüber einnimmt, ist zu bekannt, als daß man hier darauf zurückzukommen brauchte. In geistreichen Paradoxen gefällt er sich auch hier. Im Schlußcapitel „Eigene Meinung" betont er es ausdrücklich, daß sein Urtheil über „manche Modegrößen" in schroffem Gegensatz zu dem steht, was man heute allgemein über sie hört und liest. Und gewiß ist es sein gutes Recht, eine eigene Meinung zu haben. Und Recht hat er auch, wenn er behauptet, daß alle Kunstwirkung auf Suggestion beruhe. Neben dieser ursprünglichen Suggestion, die das Kunstwerk selbst auf eine Minderheit von Feinfühligen ausübe, stehe aber die einer mit Festigkeit vorgetragenen Meinung auf die große Mehrheit, die einen Gepriesenen bewundere, weil ihr „von seinen Ruhmpaukern suggerirt werde, daß sie ihn zu bewundern habe." Auch das trifft oft genug zu. Nur — will etwa Nordau nicht selbst auch solche Suggestion ausüben, wenn er sich in einer ganzen Reihe von Fällen bemüht, die urtheilslosen Leute vom Gegentheil zu überzeugen? Oder ists nur ein Protest im Namen der Wahrheit? Was ist denn die Wahrheit in Streitfragen der Kunst? Ists nicht auffällig: je mehr einer gepriesen wird, desto eifriger oft trägt Nordau seine gegentheilige Ansicht vor da, wo sie wirklich eine entgegengesetzte ist, denn mitunter stimmt er auch mit den Anschauungen der „Ruhmpauker", wenn auch nicht mit ihrer Taktik überein. So steht denn auch in diesem Buche wieder nicht bloß viel Geistreiches, sondern auch manch Feines und manch Beachtenswerthes neben mancherlei Paradoxem.

* * *

Ists etwa nicht paradox, wenn er vom modernen Styl im Kunstgewerbe schlankweg und verallgemeinernd behauptet, daß er „in Wirklichkeit chinesischer und japanischer Styl" ist, „durchwuchert von etwas Formfaselei und geheucheltem oder echtem Irrsinn"? Eine im höchsten Grade ungerechte Verkennung aller ernsten Bestrebungen auf diesem Gebiet.

An die Grundsätze, die bei dem auf der Dresdener Kunstgewerbe-Ausstellung (1906) zum Ausdruck gebrachten Schaffen vielfach unsere Anerkennung finden mußten, denkt man beim Durchblättern des Büchleins „Die deutsche Bürgerwohnung"**) von Dr. Ing. Paul Klopfer, das sehr beherzigenswerthe Winke und Wege enthält für Alle, die noch kein Eigenheim haben und sich eine Miethwohnung einrichten müssen — Familienwohnung oder Junggesellenwohnung — und für diejenigen, die in der glücklichen Lage sind, sich ein Eigenhaus zu bauen. Die Literatur zu diesen Fragen ist heute schon recht stattlich, und so begegnen wir auch hier keinerlei neuen Gedanken, aber alles als richtig Anerkannte ist in diesem Büchlein zweckmäßig und anmuthend zusammengestellt und verarbeitet worden, und Zimmerpläne und Abbildungen von Einrichtungsgegenständen erläutern die Ausführungen, die um so eindringlicher wirken, als es sich nicht um allgemeine Rathschläge handelt, sondern um Demonstrirung konkreter Fälle. Eine wahre Lust — die Einrichtung z. B. der fünf-

*) Verlag von R. Piper & Co. München und Leipzig. Preis des Einzelhefts 3 Mk., bei Abnahme der ganzen Serie 2,50 Mk.

**) „Die Kunst", Sammlung illustrirter Monographien, herausgegeben von Rich. Muther. Preis elegant cartonirt M. 1.25. Verlag Julius Bard, Marquard & Co., Berlin.

*) Verlag von B. Elischer Nachfolger, Leipzig.

**) Verlag von Paul Wätzel, Freiburg i. B. und Leipzig.

Digitized by Google

zimmrigen Familienwohnung, die der Verfasser aufs Eingehendste behandelt, etwa den Dresdener Werkstätten für Handwerkkunst in Auftrag zu geben.

* * *

Und nun, wo so viel von Kunstschriften die Rede gewesen, zum Schluß die Frage: „Giebt es Kunstgesetze?“ Theodor Volbehr, der bekannte Magdeburger Museumsdirector und Kunstschriftsteller, behandelt sie in einem der Bändchen, die Dr. Herm. Popp unter dem Gesammttitel „Führer zur Kunst“*) herausgiebt. Zweck dieser sehr fein ausgestatteten und gut illustrirten Monographien ist zur Kunstbetrachtung, zu Kunstgenuß und Kunstverständniß zu führen. So hat man denn wohl auch die Volbehrsche Abhandlung durchaus absichtlich an die Spitze der ganzen Serie gestellt. Volbehr ist in allen Kunstfragen ein sehr verläßlicher und gewissenhafter Führer mit seiner stets streng durchgeführten genetischen Methode, die er auch hier wieder anwendet. Aber er schickt seinen positiven Ausführungen die negative Kritik der Lehren verschiedenster Kunsttheoretiker, wie Lessings, Goethes, die z. B. über denselben Laokoon so ganz verschieden urtheilten, Hogarths, Zeisings, des begeisterten Apostels des Princips des „goldenen Schnitts“, Springers, Taines u. s. w. voraus und benutzt in sehr geistvoller Weise dieselben Beispiele, an denen er seine negative Kritik geübt hat, dazu, seine eigene Darlegung zu stützen. Worin diese gipfelt, weiß von vorn herein Jedermann, der frühere Volbehrsche Schriften kennt, vor Allem sein „Verlangen nach einer neuen Kunst“ und „Bau und Leben der bildenden Kunst“. Nämlich: gewiß giebt es Kunstgesetze, aber keine theoretisch erklügelte, sondern es sind Naturgesetze, die Gesetze alles Lebens selbst, dieselben Gesetze, die das All regieren und so sich auch im kunstschaffenden Einzelindividuum, im Menschen, thätig erweisen müssen. Wie der Verfasser auch in diesem Büchlein zu diesem Schlußstein eines fein- und festgefügten Gedankenbaus gelangt, das lese man selbst nach: es ist ebenso unterhaltsam wie ersprießlich.

—n.

*) Verlag von Paul Neff (Max Schreiber), Eßlingen. Preis des Bändchens 1 Mk.

## Notizen.

Prof. Dr. J. v. Pflugk-Harttung: Weltgeschichte. Gruppe Neuere Zeit. 2. Liefg. Verlag von Ullstein & Co. (Berlin). Preis geh. Mk. 0.60.

Im Verlage von Karl Curtius (Berlin) erschienen:

Felix Schnabels Universitätsjahre oder der deutsche Student. Ein Beitrag zur Sittengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Neudruck. Eingeleitet und mit Bemerkungen aus dem „Burschicosen Wörterbuch“ versehen von Otto Jul. Bierbaum. Preis geb. Mk. 3.

Otto Julius Bierbaum: Der Musenkrieg. Eine Studentenkomödie in 4 Aufzügen für die Opernbühne. Preis geb. Mk. 3.

Theodor Storms Briefe in die Heimath aus den Jahren 1853—1864. Herausgegeben von G. Storm. Mit 2 Porträts. Preis geh. Mk. 5.

W. E. H. Lecky: Charakter und Erfolg. Deutsch von M. Barnewitz. Preis cart. Mk. 1.

Dr. Heinrich Lhotzky: Die Zukunft der Menschheit. Die Entwicklungsfrage. Die religiöse Frage. Die Freiheitsfrage. Jedes Bändchen cart. Mk. 1.

Im Verlage der Concordia (Deutsche Verlagsanstalt, H. Ehbock), Berlin, erschienen:

Josef Kohler: Eine Faustnatur. Roman. Preis geh. Mk. 3.

Ludwig Gurlitt: Der Verkehr mit meinen Kindern. Illustrirt. 3. Aufl. Preis geh. Mk. 3.

Im Verlage von C. F. Amelang (Leipzig) erschienen:

Gedichte Martin Greifs. Auswahl für die Jugend. Preis cart. Mk. 0.

Wilhelm Kosch: Martin Greif in seinen Werken. Mit dem Porträt des Dichters. Preis geh. Mk. 2.50.

Im Verlage von Georg D. W. Callwey (München) erschienen:

Dr. Walter Niemann: Das Klavierbuch. Kurze Geschichte der Klaviermusik und ihrer Meister, des Klavierbaus und der Klavierliteratur. Preis geh. Mk. 2.50.

Jahrbuch der Münchener Kunst 1907. II. Halbband. Mit zahlreichen Tafeln und Textillustrationen.

Paul Gußfeld: Meine Kriegserlebnisse im deutsch-französischen Feldzug, nebst autobiographischen Mittheilungen aus den Jahren 1868/69 und 1906/07. Mit zwei Kartenskizzen. Verlag von Gebr. Paetel (Berlin). Preis geh. Mk. 4.

Dr. Ludwig Reinhardt: Vom Nebelfleck zum Menschen. Das Leben der Erde. Mit 21 Tafeln und 380 Abbildungen im Text. Verlag von Ernst Reinhardt (München). Preis geh. Mk. 7.

Alexander Ular: Die gelbe Fluth. Ein Rassenroman. Verlag von Rütten und Loening (Frankfurt a. M.) Preis geh. Mk. 5.

Conrad Haußmann: Im Thau der Orchideen und andere chinesische Lieder aus drei Jahrtausenden. In deutsche Strophen gebracht. Umschlag-Zeichnung von André Lambert. Verlag von Albert Langen (München). Preis geh. Mk. 2.

Wilhelm Schulz: Der bunte Kranz. Gedichte. Mit vielen Zeichnungen vom Verfasser. Verlag von Albert Langen (München). Preis geh. Mk. 2.

Leo Heller: Präludien der Liebe. Neue Gedichte und Lieder. Verlag der „Harmonie“ (Berlin W. 35).

Prof. Dr. Elias Metschnikoff: Beiträge zu einer optimistischen Weltauffassung. Ins Deutsche übertragen von Heinrich Michalski. Mit 27 Abbildungen im Texte. Verlag von J. F. Lehmann (München). Preis geh. Mk. 6.

Carl Schmitt; Der moderne Roman. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte. Mit 63 Textillustrationen. Verlag von G. Pillmeyer (Julius Jonscher), Osnabrück. Preis geh. Mk. 4.20.

Dr. Adolph Kohut: Aerzte als Staatsmänner, Diplomaten und Politiker. Verlag der Berlinischen Verlagsanstalt G. m. b. H. (Berlin).

Calderon: Der Arzt seiner Ehre. Drama in 4 Aufzügen. Für die deutsche Bühne übersetzt und bearbeitet von Rudolf Presber. Verlag der Concordia (Hermann Ehbock), Berlin. Preis geh. Mk. 2.50.

Joseph Aug. Lux: Geschmack im Alltag. Ein Lebensbuch zur Pflege des Schönen. Mit zahlreichen Abbildungen. Verlag von Gerhard Kühtmann (Dresden). Preis geh. Mk. 4.

***: Götzendämmerung. Ein Culturbild. Akademischer Verlag (Leipzig und Wien). Preis geh. Mk. 4.

Ellen Key: Rahel Varnhagen, eine biographische Skizze. Aus dem schwedischen Manuskript übersetzt von Marie Franzos. Verlag von E. Haberland (Leipzig). Preis geh. Mk. 4.

v. Lignitz: Production, Handel und Besiedlungsfähigkeit der deutschen Colonien. Ein Hand- und Nachschlagebuch. Preis geh. Mk. 2.50.

H. Fonck: Deutsch-Ost-Afrika. Eine Schilderung deutscher Tropen nach zehn Wanderjahren. Heft 3. Land und Leute. Mit zahlreichen Abbildungen nach photogr. Aufnahmen des Verfassers. Beide im Verlag der Vossischen Buchhandlung (Berlin W. 62). Preis geh. Mk. 2.

Dr. Johann Behrens: Die natürliche Welteinheit. Naturwissenschaftliche und philosophische Bausteine zu einer idealistischen Weltanschauung. Verlag der Hinstorffschen Verlagsbuchhandlg. (Wismar).

William James: Pragmatismus. Ein neuer Name für alte Denkmethoden. Volksthümliche philosophische Vorlesungen von W. J. (Professor an der Harvard-Universität). Deutsch von Wilhelm Jerusalem. Philosophisch-sociologische Bücherei Bd. 1. Verlag von Dr. Werner Klinkhardt (Leipzig). Preis geh. Mk. 5.

Georg Hirths „Formenschatz“. Heft 11 und 12 des 31. Jahrgangs. Verlag von G. Hirth (München). Preis des Heftes (je 12 Tafeln und Text) Mk. 1.

Krede Ben Heik: Der Durst nach Schönheit. Autorisirte Uebertragung aus dem Holländischen von Else Otten. Verlag von Schulze & Co. (Leipzig). Preis geh. Mk. 5.

Im Verlage von E. W. Bonsels & Co. (München) erschienen:

Anna Blum-Erhard: Sommertage. Novellen. Preis geh. Mk. 2.

Ernst Schur: Weltstimme. Neue Dichtungen. Einmalige nummerirte Auflage von 300 Exemplaren. Preis geb. Mk. 6.

Hans Brandenburg: Aesthetische Aufsätze. (1905—1907).

Lustige Geschichten von Gustav Wied. Autorisirte Uebersetzung von Ida Anders. 4. Tausend. Axel Junckers Verlag. Berlin-Leipzig-Stuttgart. 1907.

Wied ist der geborene Schwerenöther. Er hat den Teufel im Leibe. Oder der Teufel hat ihn im Leibe. Er hat jenen köstlichen Humor, der ganz ernst bleibt und nur manchmal mit den Augen zwinkert. Viele werden seinen Humor nicht verstehen. Was er erzählt, ist geringfügig. Aber wie er es erzählt! Einzelne der kleinen Geschichten vergißt man nicht. Andere wieder sind mittelmäßiger. Er hat Stellen, wo er ganz ernst wird, um zu zeigen, daß es ihm nicht nur um ein dämliches Prusten zu thun ist. Es steckt viel feine Psychologie dahinter und sehr viel sociales Gefühl. Ueberhaupt: dieser Teufel ist ein guter Teufel — er kann auch weinen und er ist im Grunde sentimental. *Paul Friedrich (Berlin).*

Arthur Achleitner: „Mein Herz ist im Hochland.“ Alpenerzählungen. Verlag von B. Elischer Nachf. (Leipzig). Preis geh. Mk. 3.50.

Es ist ein Festgeschenk, das der beliebte Erzähler mit diesem Bändchen seinen Freunden darbietet: es ist vollendet zur Zeit seines 50. Geburtstages und seiner Silberhochzeit dazu. So wird es Veranlassung genug geben zu reichlichem Ankauf, zumal die vier Erzählungen aus den Landen der deutschen Alpen frisch und flott geschrieben sind. Während die erste Novelle (Ein kleiner Held) das tragische Geschick eines pflichttreuen Beamten erzählt, der, seiner Krankheit wegen, auf das Glück Verzicht leistet, geben vorzüglich die übrigen drei (Auf der Lahnalm — Admonter Gaggen — Der Störglaser) die eigentlichen Alpenbilder. Kurze und knapp gefügte Erzählungen sind es, die einzelne Episoden aus dem

Digitized by Google

Leben der Alpenbewohner in anschaulicher Weise darstellen. Der dickköpfige Bauer Tafner erfährt auf der „Lahnalm" am eigenen Leibe die Thorheit seines Widerstandes gegen jegliche zeitentsprechende Neuerung seines landwirthschaftlichen Getriebes, nachdem auch das Niederbrennen seines Hofes ihn davon nicht hat abbringen können. In der dritten Erzählung (Admonter Gaggen) behandelt Achleitner einen interessanten Zwischenfall im Leben der den Admonter Benedictinern zur Pflege überwiesenen Halb-Irren; die letzte Novelle zeigt eine unerwartete und merkwürdige Wirkung von Renans „Leben Jesu", das den Störglaser-Stippel auch noch um den letzten Verdienst bringt. *H. K. Jockisch (Kiel).*

Religions-Manifest von Oekonomus. Berlin-Rom. Verlag Neues Leben. Wilhelm Borngraeber. Preis 1 Mk.

Der anonyme Verfasser hat in dieser kleinen Schrift einen sehr werthvollen, durch Klarheit des Denkens ausgezeichneten Versuch unternommen: die Religion aus ihrer Vereinzelung und Erstarrung in den Mittelpunkt unseres Daseins zu stellen, indem er nachweist, daß alle Oekonomie des Körpers und Geistes, alle selbst auferlegte Beschränkung in Hinblick auf den Nächsten, das Volk, die Menschheit eine religiöse That bedeutet. Die Harmonie zwischen Beharren und Entwicklung im eigenen Ich wie im Leben der Völker herbeizuführen, positive Leistungen als Einzelwesen zu erzeugen, ist kosmische Unterordnung unter den Weltwillen, ist Cultur. Und diese Thaten erhöhen die Daseinsfreude und den allgemeinen Lebenswerth. Mit scharfen Worten wendet sich der Verfasser gegen den Confessionalismus und den Egoismus im einzelnen, socialen und nationalen Leben. Es gilt, sich zu behaupten und doch dem Ganzen einzuordnen in werkthätiger Selbsterhaltung und Selbstvervollkommnung. In Jedem ist das All. Indem er sich dem Culturwillen unterordnet, wird seine Arbeit — Religion. Die kleine Schrift des ideenreichen Denkers sei aufs Wärmste empfohlen!

*Paul Friedrich (Berlin).*

Die Weltwirthschaft. Ein Jahr- und Lesebuch in Einzeldarstellungen herausgegeben von Dr. Ernst von Halle, Professor an der Universität Berlin. II. (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig). Geh. Mk. 4. — Von dem zweiten Jahrgang des im Teubnerschen Verlag erscheinenden Jahrbuchs der Weltwirthschaft ist nunmehr der zweite, das deutsche Wirthschaftsleben behandelnde Theil erschienen. Eine stattliche Schaar von Mitarbeitern hat sich in diesem Werke zur Bewältigung des umfangreichen, systematisch geordneten Stoffes zusammengefunden. Eine allgemeine Darstellung der innern und äußern Wirthschaftspolitik von dem Privatdocenten Dr. Roloff, Berlin, leitet das Werk ein, dann folgt ein Aufsatz über die Landwirthschaft von Dr. W. v. Altrock, Generalsecretär des Preußischen Landesökonomie-Collegiums, darauf werden die einzelnen Industrien in 13 Abtheilungen, ferner das Bauwesen, Verkehrswesen, Bank- und Creditwesen, Arbeitsmarkt, gewerbliche Organisation, der deutsche Außenhandel und die Colonien abgehandelt. Neu aufgenommen wurden in diesem Jahrgange die an Bedeutung von Tag zu Tag wachsende Automobilindustrie, die Feinmechanik und die Eisenbahnen. Theoretiker wie Praktiker dürften aus dem Neuen wiederum Belehrung und Anregung schöpfen. *n.*

Deutsche Literaturgeschichte. Von Alfred Biese. München 1907, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, 2 Bände, 1.—8. Tausend. I. Band: M. 5.50 gebunden, 640 Seiten.

Trotz des fürstlichen Reichthums an vortrefflichen Darstellungen der Geschichte unseres Schrifttums mangelt es fühlbar an Werken, die mit volksthümlicher Schreibweise geistige Durchdringung der Vertiefung des schier unabsehbaren Stoffes verbinden und somit wirklich zu Volksbildungszwecken verwendet werden können. Der schwierigen Aufgabe, solch ein Buch zu schreiben, hat sich der bekannte Literaturhistoriker Prof. Dr. Biese, Gymnasialdirektor in Neuwied, unterzogen und sie, wie gleich von vorhinein mit Befriedigung festgestellt sein mag, ausgezeichnet gelöst. Was vor Allem aufs Angenehmste berührt und für sich einnimmt, ist die einfache, klare, aber trotzdem zu richtiger Zeit packende Darstellung, die durch und durch kernhaft-deutsch eine tiefe, treue Liebe für das angestammte Volksthum athmet und in befeuernder Weise wahrhaft patriotische Zwecke verfolgt. Auch die Uebersichtlichkeit muß hervorgehoben werden. In seinem Urtheil ist Biese maßvoll, aber ohne in den schaalen lehrhaften Ton zu verfallen, den so viele Literaturhistoriker — z. B. Düntzer und Minor — pflegen. Mit einem Wort: das Buch gehört zu jenen wenigen Büchern, die nicht nur den Geist, sondern auch das Herz bereichern, also dem Ideal einer volksthümlichen Literaturgeschichte entsprechen. Der vorliegende 1. Band, der bedeutsamer Weise mit Herder abschließt, enthält eine Reihe von trefflich ausgeführten Tafeln in Kunstdruck, Proben aus Handschriften und von Drucken, sowie Dichterbildnissen darstellend. Die Ausstellung ist vorzüglich und preiswürdig. Die Anschaffung dieses in jeder Hinsicht gut deutschen Buches sei Jedermann, der nach einer volksthümlichen Literaturgeschichte fahndet, wärmstens empfohlen.

*Ott. Stauf v. d. March (Wien).*

Stimmen und Gestalten. Von Bertha von Suttner. Leipzig. B. Elischers Nachfolger, 1907.

Wir hatten mal eine Kinderfrau, die wollte uns mit ihrem guten Herzen vor jeder unsanften Berührung mit der Außenwelt behüten. Und jedes Mal war sie wieder außer sich, wenn sie uns Buben bei einer regelrechten Rauferei überraschte. Das bedeutete für sie mehr als einen seelischen Rippenstoß. So schreit sich in diesem geschmacklos ausgestatteten, todtgeborenen Buch die europäische Kinderfrau vergeblich den Schmerz von der Seele um die ungezogenen Rangen, die das Tütelüt der Friedensschalmei gestissentlich überhören. Zweifellos hat sie ein sehr edles, menschenfreundliches Herz. Aber was ist das der eisernen Unlogik der Thatsachen gegenüber. Ohne Balgerei wird aus keinem Jungen ein Mann. Und ohne spätere oft noch furchtbarere Kämpfe kommt keiner ans Ziel. Man mag noch so sehr von der Rohheit und den Schrecken des Krieges überzeugt sein. Die Stunde, wo das Lamm friedlich beim Wolfe lagert, ist wohl noch sehr fern. Der Kampf ist der Vater der Dinge, hat 500 v. Chr. der tiefsinnige Heraklit gesagt. Und er hat Recht. Das Leben ist eine Machtfrage, bei der die Sentimentalität immer zu kurz kommt. Es giebt keinen gewaltigeren Regenerator und Menschenerneuerer als den Krieg. *Paul Friedrich.*

Georg Hirschfeld: Der Wirth von Veladuz. Roman. Verlag S. Fischer, Berlin.

Dieser Roman hat mich ehrlich enttäuscht, er ist Dutzendwaare romanhaft im schlechten Sinne des Wortes und die glänzende Zeichnung des aufrechten Wirthes wie seiner rührend großen Tochter Barbara — dies sind die einzigen Hirschfeld-Gestalten — können an diesem abweisenden Urtheil nichts ändern. Ein Roman wie tausend andere, Dutzendwaare. *A. Hn.*

Theaterseele. Studie über Bühnenästhetik von Theodor Lessing. Berlin. Prieber und Lammers, 1907.

Ueber diesem an Geist und feinen, trefflichen Bemerkungen so reichen Büchlein waltete schon bei seiner Geburt der Unstern des Verfassers. Es ist aus Feuilletons entstanden und stellt eine diffuse Mischung von leichtem Esprit, wissenschaftlicher Schwere und philosophischem Tiefsinn dar. Er möchte an der Praxis Kritik üben, zerflattert aber fortwährend in psychologische Tüfteleien und nimmt von vornherein einen zu überlegenen Standpunkt ein. Trotz aller Besserungsvorschläge hat man schließlich nur den Eindruck eines geistreichen Nihilismus, der das Theater innerlich längst überwunden hat. Es fehlt dem Verfasser an der „Theaterliebe". Er steht der Erscheinung allzu platonisch gegenüber. Uns aber interessiren seine oft auf allzutriviale Beobachtungen aufgebauten psychologischen „Gesetze" nicht; wir wollen kein geistreiches Raisonnement, sondern eine klare Auseinanderlegung des Problems und sachliche Vorschläge. Der Verfasser ist zu versativ, zu wenig concentrirt, um einer solchen Aufgabe gerecht zu werden. Er gehört zu den specifisch modernen Menschen, die an einem intellectuellen Ueberreichthum leiden. Trotzdem finden sich einzelne glänzende Beobachtungen in dem allzu hoch eingestellten Buch. Aber sie ergeben kein Ganzes. Ich glaube, Lessing hätte besser getan, seine Ideen zu Aphorismen zu formen. Es wäre klarer und formvoller geworden. So gleicht sein Buch thatsächlich der kleinen Barbe in der schönen „Schlußattellane", die in allen Farben schillert und dann stirbt. Zwei Dinge sind heut Noth: ein klares Ziel und eine zielsichere Artillerie! Die kann kein Sprühfeuerwerk ersetzen.

*Paul Friedrich.*

Ad. Brennglaß: Humor im Berliner Volksleben. Illustrirte Originalausgabe. Mit Zeichnungen von Theodor Hosemann. Drei Bände. Preis brochirt je Mk. 1, gebunden Mk. 1,50. Patria-Verlag, Berlin 62.

Es muß als ein überaus glücklicher Gedanke bezeichnet werden, Glaßbrenners Werke wieder einmal uns zugänglich zu machen, zumal die alten Originalausgaben („Berlin, wie es ißt — und trinkt" u. s. f.), kaum noch zu haben sind, und besonders auch der Hosemannschen Kupfer wegen, die mit Gold aufgewogen werden. Die drei hübsch ausgestatteten Bände bringen den größten Theil der Glaßbrennerschen Berliner Schriften und bergen so viel Humor in sich, echt berlinischen Humors von jener seltsamen Mischung von Grobheit, Schnoddrigkeit und Gutmüthigkeit, daß sie wohl auch den ärgsten Griesgram zu schallendem Lachen zwingen. Und es darf nicht übersehen werden, daß in diesen Skizzen von Berlin und den Berlinern ein gut Theil Culturgeschichte steckt. Ich komme auf das Werk noch einmal ausführlich zurück.

*A. Hn.*

Klänge aus Litauen. Gedichte von A. K. T. Tielo. München, 1907. Verlag von Georg D. W. Callwey.

Der bereits bekannte Verfasser erweist sich auch in diesen Gedichten aus seiner ostpreußischen Heimath als ein starkes und echtes Lyriktalent. Herber als bei seinen Landsleuten, bei Bulcke und Agnes Miegel ist bei ihm der keusche Ruch der Scholle spürbar. Zwischen der Kurischen Nehrung und den dunkeln sagenumwobenen Wäldern Litauens wohnt seine Liebe. Tielo steht fest auf seiner Heimatherde. Er ist ein poetischer, unermüdlicher Schilderer all ihrer heimlichen und starken Schönheit. Rauh ist das Land, die Menschen sind wortkarg und nüchtern. Aber auch eine seltsame märchenhafte Spukphantastik geistet Abends durch die Felderbreiten. Erinnerungen an Memel, Haffbilder, Landschaftsstimmungen, Liebeslieder, Anklänge an litauische Mythen, das zieht in buntem, reichem Wechsel in dem starken Band am Auge des Lesers vorbei. Manch knappes Gedicht voll verhaltener Kraft zwingt zum Verweilen, dazwischen sind allerdings auch eine ganze Reihe, die man gerne missen möchte. Das Buch ist ein echtes, tüchtiges Dichterbekenntniß, kein himmelstürmendes, aber auch keins, das man mit Mißmuth aus den Händen legt. *Paul Friedrich.*

Digitized by Google

# Empfehlenswerte Bäder, Hotels, Heilanstalten und Sommerfrischen.

**AHLBECK** auf Insel Usedom.

Unmittelbar am Strand von Hochwald umgeben. Täglich Schnellzug- und Dampfer-Verbindung von und nach Berlin 3½ Stunden. Damen-, Herren- und Familienbad. Elektrisches Licht, Konzerte, Theater, Réunions.
Saison 1. Juni bis Ende September.

**Dresden,** Hôtel Bellevue.

Weltbekanntes, vornehmes Haus in unvergleichlich herrlicher Lage an der Elbe u. Opernplatz. **Privat-Badezimmer, Auto-Garrage.** **R. Ronnefeld,** Direktor.

**Hirschberg** i. Schlesien, Bahnhofstrasse 10/11.
**Hotel Drei Berge.**
Altrenommiertes, größtes Hotel I. Ranges am Platze. Im Geschäftszentrum gleich neben dem Postamt gelegen. Omnibus stets an der Bahn. Straßenbahnhaltestelle.
**Auskunftei über Riesengebirgstouren.**

**Bad Kissingen** idealer Kuraufenthalt.
**Bergschlösschen.**
:: Logis und Pension. ::
Vornehmes Haus, einzig schön am Altenberg, unweit der Quellen und Bäder, mit Restaurant Schweizerhäuschen. **J. Th. Schmitt,** Besitzer.

**Kolberg** Dr. Lücke's Kuranstalt
See- und Seolbad Uhlenhorst.
Elektr. Licht und Zentralheizung. Das ganze Jahr geöffnet Aufnahme von Erholungsbedürftigen. **Kinder guter Kreise** mit Familienanschluss, eventl. Unterricht. Behandlung von Frauenleiden chir. und orthopäd. Erkrankungen, eigenes orthopädisches Institut.

**Malente-Gremsmühlen**
inmitten der **Ost-Holsteinschen Schweiz.** Herrlicher Sommeraufenthalt für Erholungsbedürftige. Prächtige Buchen- und Tannenwälder umschließen träumerische Seen.
Komfortable Hotels und Pensionen.

**Misdroy,** unmittelbar am Strande,
umgeben von Hochwald u. Bergen. Vorzügl. Einrichtungen für Kur- und Unterhaltung. Seebrücke, reger Schiffsverkehr. Tägl. 4 Schnellzüge von und nach Berlin. Bevorzugt als Erholungsort für Familien.

**Sanatorium Oberwald ü. d. Bodensee**
Schweiz Prospekt frei
Fettleibigkeit

**Sellin** auf Rügen.
**Kurhaus Sellin**
früher: **Hotel Fürst Wilhelm.** Grösstes Haus am Platze, mit eigener Canalisations-Anlage und Wasserleitung. Direkt im Buchenwald, vor der grossen Landungsbrücke gelegen. Eigene Conditorei im Hause. Zimmer mit vollständiger Pension zu mässigen Preisen.
Fernspr. No. 1. **Joh. Möller,** Besitzer.

## Otto Boenicke

*Hoflieferant Sr. Majestät des Kaisers u. Königs*
*Berlin W. 8, Französische Straße 21*
*empfiehlt sein reichhaltiges Lager von*
*selbst importierten Havana-Cigarren*
*in der Preislage von Mk. 80 bis Mk. 4600 das Tausend*
*„der berühmtesten Marken".*
*Proben werden von jeder Cigarre gern abgegeben und zum Millepreise berechnet.*
*Preisbücher über importierte Cigarren und über in*
*Deutschland gearbeitete Cigarren*
*in der Preislage von Mk. 18 bis Mk. 340 das Tausend, sowie über*
*Cigaretten, Rauchtabake usw.*
*kostenfrei.*

**„Agfa"-**
Platten · extra rapid
**„Isolar"-**
Platten. Lichthoffrei.
**„Agfa"-Chromo-**
Platten. Orthochromat. Momentplatten
**Chromo-„Isolar"-**
Platten m. Gratis-Gelbfilter.
**„Agfa"-**
Kassetten und Films.
Siehe 16 seit. **„Agfa"-Prospekt.**
**GRATIS** durch die Photohändler.

## Original Lambrecht's Thermohygroskop

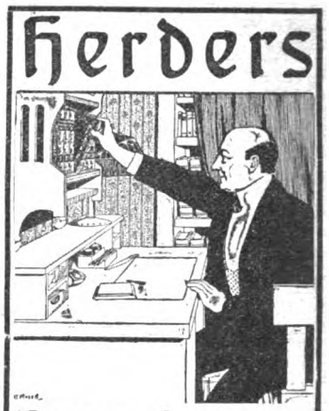
**(Wärme-Feuchtigkeitsmesser)**
ist das originellste und leichtverständlichste Instrument zur Vorausbestimmung des Wetters.
**Komplett mit Fensterwinkel und Schutzdach**
**15 Mark.**
Man verlange Gratis-Drucksache Nr. 15.
**Prämiert 1907: Berlin, Dresden u. Zürich.**

**Wilh. Lambrecht, Göttingen.**
Gegründet 1959. (Georgia Augusta.)
**Inhaber des Ordens für Kunst und Wissenschaft, der grossen goldenen und verschiedener anderer Staatsmedaillen.**
**Ehrendiplom, Goldene Fortschritts-Medaille Wien 1906.**
Vertreter an allen grösseren Plätzen des In- und Auslandes.
Generalvertrieb für die Schweiz, Italien und die österreich. Alpenländer durch:
**C. A. Ulbrich & Co. in Zürich.**


Digitized by Google

**Antiquitäten.**

Antike Eichen-geschnitzte
**Möbel**
Stollenschränke, Anrichten,
Baldachin-Truhenbänke u. s. f.
**Ausserordentlich preiswert**
Lieferant an
Kunstgewerbe-Museen u. s. f.
**Hugo Klein,**
**Dresden-A.,** Bankstrasse 10.




**Keine Nachnahme! Erst prüfen!**
Orangenblüten-
**Honig!!**
übertrifft jeden Honig der Welt. Garant. absolut naturr. Bienenprodukt!
Begeist. Lob von Honigkennern!
*10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.
**Kusche & Martin, Malaga**
Spanien (Deutsche Firma)

**Die grosse Kanzlei.**
**Ein Wiener Advokatenroman**
von
**Sabinus.**
6. Aufl. M. 2.—.
**Herm. Walther,**
Verlagsbuchhandlung, G.m.b.H.
**Berlin W. 30.**

**Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:**
**HARMONIUMS**
m. **wundervollem Orgelton,** v. 78 M. an.
**Illustrierte Pracht-Kataloge gratis.**
**Aloys Maier,** Hoflieferant, **Fulda.**
Prospekte auch über den **neuen**
**Harmonium-Spiel-Apparat**
(Preis m. Notenheft v. 270 Stücken **nur 30 M.**) mit dem **jedermann ohne Notenkenntnis sof. 4 stimm. Harmonium spielen kann.**

*Die Buch- und Kunsthandlung*
*M. Lilienthal,*
*Berlin N.W. 7, Friedrichstrasse 101*
*erlaubt sich auf ihre Verkaufsausstellung von*
*Originalen*
*Heinrich Zille's*
*(Feder-, Kreide-, Buntstiftzeichnungen, Radierungen) aufmerksam zu machen.*

***Aussergewöhnlich wohlfeiles Angebot!***
*Auswahlsendungen stehen auf Wunsch zu Diensten.*
*Über Zille vergl. auch Nr. 17 der „Gegenwart": „**Heinrich Zille**, ein Berliner Maler".*

Drucksachen über:
**Weck's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel**
kostenlos durch:
**J. Weck,** Ges. m. b. Haftung,
**Oeflingen,** A. Säckingen (**Baden**).
Man verlange nur
**Weck's Originalfabrikate**
**Ueberall Verkaufsstellen.**


Verantwortl. Redacteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Für den Inseratentheil verantwortlich: Georg Macher, Berlin W. 15, Kurfürstendamm 47.
Max Hesses Verlag in Leipzig. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 26. Berlin, den 27. Juni 1908. 37. Jahrgang. Band 73.

# Die Gegenwart.

INDIANA UNIV. LIBRARY
JUL 11

## Wochenschrift für Literatnr, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. Adolf Heilborn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Max Hesses Verlag in Leipzig.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 4gespaltene Petitzeile 50 Pf.

Inhalt: An unsere Leser. — Alexander Herzen. Von Lothar v. Fredrik (Berlin). — Ein interessanter Bericht aus dem Jahre 1870. Von Miles (Wien). — Die Einheit der Idee. Eine Studie von Herbert von Berger (Berlin). — Salome. Von Ernst Egon Friedegg (Wien). — Zwei Gedichte. Von Felix Braun (Wien). — Die zerbrochene Geige. Von Julius Berstl (Leipzig). — Preußisch-Blau. Von Robert Breuer (Berlin). — Entwickelt sich bei den Thieren die Nase nothwendig auf Kosten des Auges? Eine Bemerkung von E. Zwanziger (Dessau). — Notizen. — Zur gefälligen Beachtung. — Anzeigen.

# An unsre Leser.

Mit der nächsten Nummer (27), der ersten des vierundsiebzigsten Bandes, beginnt die „Gegenwart“ in etwas veränderter Form zu erscheinen.

Dem Wunsche zahlreicher Leser entsprechend, hat der Verlag sich entschlossen, die „Gegenwart“ hinfort mit einem festen Umschlage zu versehen, dessen originelle Titelzeichnung aus einem Preisausschreiben hervorgegangen ist. Durch das so nothwendig gewordene Heften des Blattes fällt auch das lästige Aufschneiden fort.

Eine neue, ruhige, kräftige und dem Auge angenehme Schriftart soll ferner die vornehme Gesammtwirkung der neuen Gegenwart erhöhen helfen.

Durch Gewinnung neuer namhafter Mitarbeiter zu den bewährten alten wird der Herausgeber bemüht sein, der „Gegenwart“ den Ruf eines führenden Blattes zu bewahren, den sie von Anbeginn sich erworben hat. Keiner politischen Partei hörig, keiner künstlerischen Clique welcher Art immer dienstbar, will das Blatt auch fernerhin ein treues Spiegelbild der geistigen Strömungen der Gegenwart sein.

So richten wir an unsre Freunde und Leser die Bitte, uns wie bisher in diesem Streben zu unterstützen.

**Verlag und Herausgeber der „Gegenwart“.**

Digitized by Google

## Alexander Herzen.

Von Lothar v. Fredrik (Berlin).

Jede Epoche politischer Gährung bedeutet einen Selbstbefreiungsact des menschlichen Geistes von Fesseln nicht allein materiell-socialer, sondern auch ideeller Art. Jeder solchen Epoche pflegen in großangelegten Geistern ihre Propheten zu erstehen, die ihren Gedanken vorwegnahmen und klärten — und gerade dadurch zum Siege verhalfen. So ist die Stellung Voltaires und Rousseaus zur großen französischen Revolution, so auch die der Slavophilen im Allgemeinen, Alexander Herzens im Besonderen zu dem gewaltigen Freiheitskampfe des russischen Volkes zu verstehen. Alexander Herzens Erinnerungen, diese mit dem Herzblute geschriebene Autobiographie eines Mannes, der nichts mehr und nichts weniger war als ein Revolutionär in des Wortes vollster Bedeutung, liegen uns jetzt in neuem Gewande vor.*) Das giebt Gelegenheit, in knappen Zügen ein Bild vom Wesen und Wirken dieses seltenen Mannes zu entrollen, da gerade in den „Erinnerungen" die geheimsten Fäden seines Seelen- und Geisteslebens sich uns offenbaren. Auf die Geschichte seines Lebens einzugehen, darauf dürfen wir verzichten. Finden doch die Leser der „Erinnerungen" sie im Umriß in dem orientirenden Vorworte Dr. Buels, des meisterhaften Uebersetzers unserer Ausgabe. Auch wird der Name „Herzen" dem in der Geschichte der vierziger und fünfziger Jahre Bewanderten ebenso wenig fremd klingen, wie den Kennern der Geschichte der Journalistik und Belletristik. Herzen ist berühmt geworden als Herausgeber der „Glocke", die in London erschien, so berühmt, daß er den Classikern der Publicistik, Börne und Heine, getrost an die Seite gestellt werden darf. Mit der Gründung des genannten Blattes suchte er selbst Hand anzulegen beim Bau des Tempels der Menschlichkeit, suchte er die besten und edelsten Kräfte in werkthätiger Arbeit zu vereinen zur Befreiung seines gequälten russischen Volkes, der unterdrückten Menschheit. In der frühesten Jugend prägten sich seinem empfänglichen Gemüte die Qualen, die das russische Proletariat zu erdulden hatte, unauslöschlich ein. Als Student verband er sich mit gleichgesinnten Altersgenossen, suchte im Reiche der Gedanken, in der Philosophie, Erlösung. Der kühne, unaufhaltsame Gedankenzug eines Hegel und Schelling riß den Jüngling mit sich fort. Doch bald mußte er erkennen, daß von dieser Richtung keine Hülfe zu erwarten sei, da der russische Geist sich in der Abstraction dieser Systeme wohl niemals heimisch fühlen werde. So betrat er entschlossen das Gebiet der praktischen Politik; der Saint-Simonismus mit seiner weit realeren Basis ward sein Ideal. Der Schritt zum Revolutionär war gethan und damit der — dem Verhängniß entgegen. Despotische Furcht ließ ihn verhaften und verbannen, nachdem er eben das Studium vollendet hatte. Jetzt lernte er am eigenen Leibe und Geiste die Schrecken der russischen Verbannungsorte kennen. Doch die Liebe hielt ihn aufrecht. Am Grabe der Eltern hatte er von seiner Cousine Natalie, seiner späteren Gattin, Abschied genommen. Vier Jahre blieb er von ihr getrennt. Dann wurde er von Perm nach Wladimir versetzt. Hier heirathete er heimlich das geliebte Mädchen. Zwei Jahre ungetrübten Glückes, vielleicht die schönsten seines Lebens, wurden sein eigen. Mit der Rückkehr nach Moskau im Jahre 1840 ward er durch die Freundschaft Bakunins und Belinskis für seine Leiden entschädigt. Doch kurze Zeit nur sollte er die Freiheit genießen können; dann mußte er wieder ins Exil zurück. Und der Grund war: er hatte die That eines Sicherheitsbeamten, der einen Mann überfallen und beraubt hatte, öffentlich getadelt. Nach seiner baldigen Rückkehr lockerte sich das Freundschaftsband zwischen ihm und Bakunin. Ein theoretischer Conflict mit Granoffski und seiner Partei trat hinzu. Kurz, im Jahre 1847 verließ er sein Heimathland und begann sein Wanderleben. Für den alternden Mann folgten nun schwere und bittere Jahre, voll von Leiden und Enttäuschungen. Er wandte sich nach Frankreich, nach Paris. Erhoffte er doch: ex occidente libertas! Und er fand — „la Bourgeoisie", das Königthum Louis Philipps. Da rief ihn die Erhebung des italienischen Volkes. Begeistert trat er in die Reihen der Freiheitskämpfer. Während dieser kurzen Spanne Zeit gewann er Italien und seine Bewohner lieb und behielt sie lieb sein Leben lang. Doch als in Frankreich die Republik proclamirt wurde, da litt es ihn nicht länger in Rom. Er eilte nach Paris zurück, um — bald darauf von der Polizei des III. Napoleon nach Genf gehetzt zu werden. Hier an diesem Zusammenkunftsorte aller Heimathlosen wurde seinem Herzen die schwerste Wunde geschlagen: Natalie floh mit Herwegh, dem begeisterten Sänger der Freiheit. Hieraus resultirt jener Deutschenhaß Herzens, der die Lectüre seiner „Erinnerungen" dem deutschen Leser bisweilen beschwerlich macht. Ein kleinlicher Zug im Bilde des großen Mannes ... Als Natalie nach kurzer Zeit zu ihm zurückkehrte, ohne auch nur ein Wort des Vorwurfs hören zu müssen, schien dem Leiderprobten ein neues spätes Glück erblühen zu sollen. Seine Mutter wollte zu ihm eilen, den sie so lange entbehren mußte. Da fand sie durch den Untergang des Dampfers, der sie und ihre Liebe trug, in den Fluthen des Genfer Sees ihren Tod. Natalie überstand diesen Verlust nicht. Im Jahre 1852 raffte auch sie der Tod hinweg. Jetzt stand Herzen allein — einsam, ein entlaubter Stamm. Jetzt ward die rechtlose Menschheit seine Familie, der Kampf für sie sein einziges Ziel. Er wandte sich nach London. Der „Polarstern" und die „Glocke" erschienen. Da starb Nikolaus I. Sein Tod öffnete die Thore der Gefängnisse und ließ den Tag thatenvoller Propaganda für die Idee der Menschlichkeit allen Freiheitsmännern gekommen erscheinen. Bakunin kam nach London und gesellte sich zu Herzen und Ogareff. Doch die Jugend Rußlands verstand des Greises gelassene Abgeklärtheit nicht. Die „Glocke" ging ein ... Nun arbeitete der greise Denker nur noch an seinen „Erinnerungen", die so gleich Goethes „Dichtung und Wahrheit" ein Werk des Alters wurden. Noch einmal führte ihn sein Weg nach Paris. Hier machte eine Lungenentzündung am 21. Januar 1870 seinem thaten- und qualenreichen Leben ein Ende.

In stille wehmüthige Resignation klingt Herzens Autobiographie aus; hatte er doch nicht erreicht, worum er „immer strebend sich bemüht". Er sah sich schon in seliger Hoffnung Faust gleich „thätig frei auf freiem Grund mit freiem Volke stehen", ein Urbild jener titanischen Himmelsstürmer, die nur aus ihrem ästhetischen Gefühl heraus die Idee der Menschheit wollen. So gelten denn von diesem seinem Werke jene Worte, die er selbst über die „philosophischen Briefe" des Unbekannten in Wjatka niederschrieb: „Jedes Wort sprach von einem langen Leiden, von einem großen, zwar schon gedämpften, aber darum nicht weniger bitteren Schmerz. So konnte nur ein Mensch schreiben, der viel nachgedacht und viel erfahren hatte, und es war nicht graue Theorie, sondern innerstes Erlebniß ... Sein Werk wuchs immer höher, er wurde zu einem schrecklichen Anklageact gegen Rußland, zum Protest einer Persönlichkeit, die sich für Alles, was sie gelitten, rächt, indem sie etwas davon ausspricht, was sie auf dem Herzen hat."

Und darum, weil er um sein Menschenthum einen schweren Kampf gekämpft, „weil er die Kraft, die ihm zugeflossen, ausgeschüttet hat", darum wird man einst nach jenem Verse Puschkins „in des Despotismus Trümmer auch seinen Namen eingraben".

*) Alexander Herzen: Erinnerungen. Uebertragen und herausgegeben von Dr. Otto Buek. Mit 3 Porträts. 2 Bde. Verlag von Wiegandt & Grieben (G. K. Sarasin), Berlin SW. 11. Geh. Mk. 10, in Leinwand geb. Mk. 12.50.

Digitized by Google

## Ein interessanter Bericht aus dem Jahre 1870.

Von Miles (Wien).

Der russisch-japanische Krieg lieferte geradezu classische Beispiele, wie die Specialcorrespondenten der Tageszeitungen Berichte zu erstatten pflegen, wenn die siebente Großmacht mit ihren Sympathien einer Seite zuneigt. Nachstehend bringen wir ein interessantes Beispiel aus dem Jahre 1870. Erläuternd wäre zu diesem Berichte nur noch zu erwähnen, daß mit der im Berichte erwähnten „Bataille von Doncourt" die Schlacht bei „Mars la Tour" (Vionville) am 16. August gemeint ist und daß die Affaire von Gravelotte nicht mit der gleichnamigen Schlacht zu verwechseln ist, die bekanntlich erst am 18. August geschlagen wurde und von der der Berichterstatter noch keine Kenntniß haben konnte.

Der am 23. August 1871 in der „Wehrzeitung" in Wien erschienene Bericht lautet im wortgetreuen Auszuge, wie folgt:

Paris, 18. August 1870.

„Das Sprichwort sagt: kein Unglück kommt allein, lassen Sie mich es heute umdrehen, indem ich Ihnen sage, kein Glück kommt allein. Machte ich gestern Mittheilung von der Affaire von Gravelotte, welche einen sehr ernsten Charakter hatte und welche selbst den Franzosen sehr schwere Verluste eintrug, so ist es heute die Bataille von Doncourt, welche am 16. d. einen neuen Sieg der Franzosen gegen die Preußen verzeichnet.

Das Treffen fand zwischen Doncourt und Vionville statt und dauerte den ganzen Tag; der Feind wurde zurückgeworfen und die französische Armee lagerte die Nacht über auf dem eroberten Terrain. Dieser Halt wurde geboten, um die Armee wieder mit Munition zu versehen. Der Prinz Friedrich Karl und General Steinmetz waren die Gegner. Näheres giebt nachstehende Depesche aus Verdun 17. d. M., 8 Uhr Abends:

Am 16. Morgens 9 Uhr richteten die Corps des Prinzen Friedrich Karl eine sehr lebhafte Attaque auf unseren rechten Flügel. Die Cavallerie-Division des Generals Forton und das zweite Armeecorps, Frossard, hielten gut Stand. Die rechts und lins von Rezonville echelonirten Corps nahmen nach und nach an der Action Theil, welche bis zum Einbruch der Nacht dauerte.

Der Feind hatte beträchtliche Kräfte entwickelt und zu verschiedenen Malen Offensivstöße versucht, welche kräftig zurückgewiesen wurden; gegen Abend versuchte ein neues Armeecorps unsere Linke zu überflügeln. Wir haben überall unsere Positionen behauptet und dem Feinde beträchtliche Verluste beigebracht. Auch die unseren sind bedeutend. Der General Bataille wurde verwundet.

Während des heftigsten Gefechtes wurde der Generalstab des Marschalls von einem Uhlanenregiment attaquirt. Zwanzig Mann der Escorte wurden kampfunfähig gemacht, ihr Capitän getödtet.

Um 8 Uhr Abends war der Feind auf der ganzen Linie zurückgeworfen. Die Zahl der engagirten Truppen wird auf 120,000 Mann geschätzt.

Der Marschall-Commandeur en chef:
Bazaine m. p."

Was soll ich Ihnen nach so eclatanten Beweisen der durch den Wechsel im Commando wieder erwachten Energie in der französischen Armee noch sagen, wenn ich nicht darauf aufmerksam mache, mit welchem richtigen Takt der Marschall den so schwierigen Flankenmarsch in Angesicht des ihn drängenden Feindes durchgeführt hat. Ich sage „hat", denn es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß diese schwierigste aller Kriegsoperationen als vollkommen geglückt schon heute feststeht und daß der Vereinigung mit dem Armeecorps von Chalons, welche ich gestern bezeichnete, nichts mehr im Wege steht.

Bezüglich der Affaire bei Longeville höre ich aus glaubwürdigster Quelle, d. h. von aus Metz angelangten Offizieren, welche Augenzeugen waren, daß die Verluste der Preußen viel mörderischer gewesen, als man bis jetzt geglaubt. Die Mitrailleusen sollen ganze Bataillone niedergeschmettert haben und Soldaten der preußischen Armee sollen sich freiwillig an den Glacis von Metz als Gefangene gestellt haben. Die Preußen sollen großen Mangel an Lebensmitteln leiden und, wie ich schon erwähnt, die Dyssenterie soll schon jetzt zahlreiche Opfer gefordert haben. Im Gegensatz wird der Enthusiasmus der Franzosen als außerordentlich geschildert und zugefügt, daß in Metz volles Vertrauen auf den Sieg der französischen Waffen herrscht. Der Revers der Medaille zeigt sich dagegen bei den Pariser Mobilgarden, und all das Gute, was man von den Mobilen der Departements sagt, soll auf sie wenig Anwendung finden. Nicht, daß sie keinen Muth hätten, aber die Unbotmäßigkeit und Zügellosigkeit dieser braillards de la rue (Schreihälse der Straße) geht so weit, daß der Marschall Mac Mahon sie nicht länger im Lager von Chalons dulden will, und es dürfte kein anderes Mittel geben, als mit ihnen die Lücken verschiedener Regimenter zu füllen, wo dann der Troupier sie in die Kur nähme.

---

Von den festen Plätzen laufen die günstigsten Nachrichten ein; Pfalzburg, Bitsch, Toul halten sich gut. Straßburg ist kaum als cernirt zu bezeichnen, da der Artilleriegeneral Barral, jetzt erst dahin geschickt, um die Leitung der in der östlichen Spitze der Festung gelegenen Citadelle zu übernehmen, fast gar keine Schwierigkeit fand, um auf seinen Posten zu gelangen. Briefe und Couriere gelangten bis jetzt ungefährdet über Mühlhouse hierher. Nur das kleine, unbedeutende Fort Marsall soll nach kurzem Bombardement gefallen sein.

Der Kaiser ist in Chalons angekommen. Er fuhr von Verdun mit einem Extrazug fort. Er mit seinem Sohne, dem Prinzen Napoleon und dem Gefolge fuhren in zwei Waggons dritter Klasse, denen zwei Waggons Pferde und zwei für Bagage und Dienerschaft angehängt waren. Die Strecke wurde vorher genau von Oberst Graf Gallifet mit seinem Cavallerieregiment recognoscirt und dann während der Fahrt von diesem gedeckt. Die Pariser sagen, das Regiment hätte vor dem Feinde besser verwendet werden können. Ueberhaupt ist die Stimmung hier unter den Bewohnern der großen Hauptstadt dem Souverän wenig günstig, wogegen ich höre, daß die Armee, trotz der declarirten geringen Fähigkeit als General, dem Kaiser sehr zugethan sein soll.

Jedenfalls wird nach beendigtem Kriege eine Krisis irgend welcher Art unvermeidlich sein. Die Preußen und hier ihre Anhänger wiegen sich noch in allerlei Illusionen und scheinen noch fortwährend auf eine Revolution zu rechnen. Man weiß oft gar nicht, was man zu der Keckheit der Einzelnen sagen soll gegenüber der Unvernunft, mit welcher sie sich Blößen geben. So wurde z. B. gestern Einer von den entrüsteten Parisern von der Imperiale eines Omnibus herab auf die Straße gestürzt, weil er sich offen als Preuße bekannte, die Franzosen beschimpfte und mit einem Revolver drohte. Er blieb gleich todt. Ein anderes Beispiel giebt Ihnen der hier angefügte Brief an einen Redacteur eines hiesigen Blattes, welcher das Stärkste ist, was wir noch hier erlebt haben. Auch die Hannoveraner Emigranten rühren sich wieder. Herr v. Malortie erließ in den gestrigen Blättern einen patriotischen Aufruf, worin er alle Hannoveraner auffordert, aus Dankbarkeit für die genossene Gastfreundschaft und um die Rechte ihres Königs wieder zu erobern, sich mit den Waffen in der Hand Frankreich anzuschließen, wobei er nicht versäumt, hinzuzufügen, daß es kein Kampf gegen

Digitized by Google

Deutschland, sondern nur gegen den preußischen Militarismus sei, welcher ihr Vaterland niedertrete.

Die Affaire der Villette beschäftigt noch alle Welt, trotzdem man in Paris so rasch vergißt. Es sollen 72 Gefangene sein und eine Menge Papiere als Beweisstücke vorliegen. Das Kriegsgericht dürfte heute oder morgen zusammentreten und die völlig Ueberführten schon Samstag abgeurtheilt werden. Einem Gerüchte zufolge wären schon Einige (5 bis 6) gestern erschossen worden. Ebenso dürfte ein zwischen Orleans und Bourges abgefangener preußischer Leutnant Hardt, 22 Jahre alt, dieser Tage als Spion erschossen werden. Er soll, als er arretirt wurde, offen eingestanden haben, zu welchem Zwecke er Frankreich bereise.

Der Prinz Napoleon hat, trotz des Abmahnens des Kaisers und der Kaiserin, Befehl gegeben, daß seine beiden Kinder auf seine Besitzung Prangins in der Schweiz gebracht werden. — Der kaiserliche Prinz soll, nach einer Mittheilung eines meiner Bekannten, von schwächlichem Aussehen sein, und wird behauptet, daß derselbe kränklich sei. Sind es nun die Nachwehen seiner vor ungefähr einem Jahre überstandenen Krankheit, oder hat der kurze Feldzug und der Kummer so auf das junge Gemüth des Prinzen gewirkt? — wer vermöchte dies zu beantworten!

Die Situation im Großen und Ganzen, so ernst sie ist, bietet jetzt schon mehr als man erwarten konnte, viele Garantien der Sicherheit, Dank der Energie und Umsicht der Generale Palikao und Bazaine. Dieser Letztere hat mit der ihm von jeher zugestandenen eisernen Willenskraft beim Heere alle Fäden zusammengefaßt, welche die große Maschine, Armee genannt, in Bewegung setzen, und wird er darin von dem zum Major-General ernannten General Jarras aufs Kräftigste unterstützt. Dank dieser Energie gelang es, daß Bazaine keinen Moment mit Chalons und den anderen wichtigen Punkten außer Verbindung war und daß in ein paar Tagen General Douay auf Umwegen mit 19,000 Mann Infanterie und 5000 Pferden in Chalons eintreffen wird. Außerdem aber weiß sich Bazaine von jeder Beeinflussung, selbst des Kaisers, frei zu halten.

Ich erlaube mir schließlich, eine Tatsache zu erwähnen, welche mir als wahr von ernsten Personen erzählt wurde und den Beweis liefert, daß auch hier der Zufall und die Kopflosigkeit entsetzliche Streiche macht. Während des Gefechtes von Weißenburg hatte sich nämlich eine Batterie der Franzosen völlig verschossen und erwartete mit fieberhafter Ungeduld neue Munition. Endlich kommt ein Munitionskarren im Galopp herangefahren; Alles athmet auf. Man öffnet den Kasten, er enthält — lauter Stiefel.

Ein sogenanntes Bonmot eines Zuaven geht hier von Mund zu Mund. Als man ihm bemerkte, er solle nicht so unzufrieden sein, die französische Armee sei besser daran als die preußische, da sie Zelte (tentes) habe, erwiderte er zornig lachend: „Was kümmern mich ihre Tanten (tantes), was uns fehlt, das ist der Onkel!“ (Napoleon I.) A. d. A.

Der in der obigen Correspondenz erwähnte Brief lautet:

„Herrn Charles Joliet!

Ihr wildes Kriegsgeschrei ist unklug. Sie vergessen, daß es in Paris 40 000 Preußen giebt, daß, während Eure Freiwilligen forteilen, um sich tödten zu lassen, Eure Frauen und Kinder uns preisgegeben sein werden. Jetzt schon sind wir durch unsere Kraft, durch unser Recht die Herren Eures inneren Handels. Es hängt von 2000 deutschen Handelshäusern ab, Eure finanziellen Etablissements zu ruiniren. Die Deutschen sind heute bei Euch die Herren, respectirt sie also; denn wenn Ihr sie aufs Aeußerste treibt, werden sie zu denselben Mitteln greifen, die Ihr gegen sie vorschlagt. Wir haben 30 000 kräftige Arbeiter, welche eher Eure Stadt in Brand stecken, als Eure Beschimpfungen ertragen werden. Innerhalb sechs Tagen werdet Ihr auf den Knien vor uns liegen. Die Milliarde, welche sich in der Bank von Frankreich befindet, wird dem König Wilhelm zu Füßen gelegt werden, und das ganze Frankreich wird ein Jahrhundert um Wiedererlangung unserer Gnade betteln müssen. Wir sprechen nur unser Vier zu Ihnen im Namen aller Preußen, aber bald werden Sie uns alle 40 000 an der Arbeit sehen, und wir werden uns vereinigen mit 500 000, die wir in Paris erwarten.“

* * *

Und wie lagen die Verhältnisse thatsächlich und ungeschminkt: Der Commandant der nördlichen französischen Colonne General Leboeuf bat am Morgen des 16. August, um die beiden ihm unterstellten Corps (III. und IV.) besser in sich aufschließen zu lassen und nicht zu weit von der südlichen Colonne abzukommen, den Aufbruch seiner Armee bis Mittag verschieben zu können. Der Obercommandant Marschall Bazaine bewilligte auch dieses Ansuchen. Theile der zweiten deutschen Armee (Prinz Friedrich Karl), im Marsche auf Verdun, trafen bereits im Laufe des Vormittags schon westlich der beiden französischen Lager bei Mars la Tour und Fresne, auf die Marschlinie, auf der die südliche Colonne der Franzosen nach Verdun zurückgehen sollte. Das in zwei Colonnen vorgehende III. deutsche Armeecorps traf auf die südliche Flanke und die Front des noch bei Rezonville lagernden französischen II. Corps und griff dasselbe energisch an. Es mußte vom VI. Corps und der Garde unterstützt werden, Bazaine dirigirte überdies das III. Corps von Vernéville und St. Marcel heran, während Ladmirault mit dem IV. Corps auf den Kanonendonner selbstständig gegen Mars la Tour abrückte. Bis Nachmittag 4 Uhr befand sich auch die ganze Armee Bazaines Front nach Süden in der Linie Mars la Tour-Rezonville. Von den Deutschen griffen auf den Gefechtslinien zur Unterstützung des linken Flügels des III. Corps die Brigaden des X. Corps theils von Thiaucourt, theils von St. Hilaire bei Vionville und Mars la Tour ein, ebenso Abends zur Unterstützung des rechten Flügels, des seit Vormittag im Kampfe stehenden III. Corps auch die Téteregimenter des VIII. und IX. Corps — zum Theil gegen den Befehl Oberst v. Schöning — wirksam in den Kampf ein, der äußerst hartnäckig war. Der linke Flügel des X. Corps, insbesondere die von St. Hilaire heranmarschirte Brigade wurde durch das Entgegentreten des französischen IV. Corps zertrümmert, das aber durch den ermüdenden Anmarsch derart erschöpft war, daß es die errungenen Vortheile nicht weiter ausnützen konnte. Ueberdies fiel ein nordwestlich von Sille sur Yron stattgefundener Reiterkampf zu Gunsten der Deutschen aus, so daß sich diese auf dem Schlachtfelde behaupten konnten. Bazaine (150 000 Mann) der Meinung, mit weit stärkeren Kräften (70 000 Mann) gekämpft zu haben, wagt weder den Vorstoß gegen Süden fortzusetzen, noch den Abmarsch nach Westen zu bewerkstelligen. Die Deutschen büßten in diesem Kampfe jeden 5., die Franzosen jeden 10. Mann ein. Die Verluste der Deutschen waren besonders am linken Flügel sehr bedeutend. Hier verließen auch auf Grund eines falsch verstandenen Rückzugsbefehles einzelne Abtheilungen schon das Schlachtfeld, Dank des energischen Eingreifens des Stabes aber wurden sie noch rechtzeitig zum Sammeln auf dem Gefechtsfelde bewogen. Auf dem rechten deutschen Flügel erleichterten die dort vorhandenen Waldlisièren etwas die Kampfverhältnisse, doch mißlangen die zahlreichen Vorstöße der dort nach und nach eintreffenden Verstärkungen ausnahmslos. Prinz Friedrich Karl, der im Laufe des Nachmittags auf dem Gefechtsfelde eingetroffen war, glaubte noch Abends, nur mit einer Nachhut gekämpft zu haben.

* * *

Dies die Thatsachen!

Aus den eben gepflogenen Betrachtungen ist zu ersehen,

Digitized by Google

wie sehr die öffentliche Meinung, trotz der vorhergegangenen, für die Franzosen keineswegs günstigen Schlachten von Weißenburg, Wörth, Saarbrücken und der Erstürmung der Höhen von Spicheren immer und immer wieder irre geleitet wurde und wie man bestrebt war, die Verdienste der Deutschen unter preußischer Führung zu schmälern.

---

## Die Einheit der Idee.

Eine Studie von Herbert von Berger (Berlin).

Der Künstler, — mag er das Bild der Natur, die menschliche Gestalt oder Leben gestalten, — schafft nach dem Vorbild der Weltschöpfung. Er ahmt nicht die Erscheinung nach, wie man nun seit Jahrtausenden wieder und wieder Aristoteles nachspricht, der doch nur ein ästhetischer Empiriker, kein Ergründer war. Der Künstler fühlt sich selbst als Schöpfer, d. h., er schafft aus seinem Willen, nicht die Natur, die er sieht, sondern wie er sie sieht, nicht den Menschen, wie er scheint, sondern wie er nach seiner eigenen Seele glaubt, daß er ist, nicht das Ereigniß als Thatsache, sondern als die Folge aus den von ihm erkannten Gründen. Die künstlerische That ist nicht Reproduction, sondern Production. Die schöpferische Leistung erreicht ihre größte Vollendung da, wo sie über die natürliche Erscheinung hinauswächst, den Sinn des Geschehens giebt, wo die Erlebnisse nicht allein nach Verstandesgesetzen entstehen, sondern etwas bedeuten. Es flimmert durch die Schöpfung die Idee.

Ein Sinn der kosmischen Welt ist stets unlösbares Problem, weil wir die schaffende Kraft — Gott, Natur, Plan, Willen, der Name sagt nichts — mit unseren ans Erdische gebundenen Verstandeskräften nicht ergründen können. Der Sinn der Kunstwelt muß ergründbar sein; denn der Schöpfer ist Geist von unsrem Geiste, er kann nur in den Grenzen menschlichen Begriffsvermögens gewollt haben. Dem Bewegungsgrund der Welt kommt die tiefste Speculation mit ihren kühnsten Hypothesen nicht um Haaresbreite über die Linie näher, die Wissen und Glauben trennt. Der Bewegungsgrund des Kunstwerkes muß faßbar sein; denn er ist nie mehr als Glied eines menschlichen Begreifens, das nur quantitativ, niemals qualitativ unterschieden sein kann.

Jedes Kunstwerk ist ein künstlicher Organismus, in dem alle Theile einem Princip dienen, — sei dies eine reine Form, eine Stimmung, eine Handlung oder eine Idee. Das in dramatischer Form dargestellte Leben wird zum Kunstwerk, wenn es als organische Einheit wirkt. Für das Drama, das den letzten Schritt von der Erscheinung zu ihrer Bedeutung nicht unternimmt, muß die Erscheinung selbst Einheit sein, d. h., die sämmtlichen Bewegungen des in Menschen dargestellten Lebens stehen in causaler Verkettung. Alle Momente der dramatischen Gestaltung müssen in Ursache und Wirkung so fest verbunden sein, daß das Ganze nur durch die Bedingungen möglich ist, daß es aufgehoben würde, wenn auch nur die geringste fehlte. Das Werk ist eine mechanische Einheit der Handlung durch Causalität. Das Ziel des Künstlers: Entwicklung der Lebensthatsachen aus ihren Gründen, die selbst freie Schöpfung sind nach der Regel der Natur. Der Künstler steigt vom „Wie“ zum „Was“. Er geht hinter die Erscheinung zurück, um durch Begründung für sie stärkere Wirklichkeit zu gewinnen. Der Schritt höher führt über die Erscheinung hinaus, vom „Was“ zum „Wozu“, um ihr durch Ergründung erhöhte Bedeutung zu geben. Das Kunstwerk wird intellectuelle Einheit der Idee. Die künstlerische Einheit ist um einen Grad in die Tiefe verlegt, aus dem causalen Verketten der Erscheinung in deren Sinn. Eine Erkenntniß, die dem suchenden Poeten aus den Erscheinungen in seinem Intellect aufgegangen ist, macht er zum Einheitsprincip einer künstlerischen Gestaltung, — zur Idee. Daß die Idee, der Geist des Geschehens, niemals die Wurzel des Seins trifft, sondern ein durch die Erscheinungen gewonnener Schluß ist, liegt an den Grenzen des menschlichen Erkenntnißvermögens überhaupt. Und es kann nicht oft genug betont werden, daß die „Idee“ nicht ein mit Worten zu gebender abstracter Satz ist, sondern eine Lebenserkenntniß, die vom Leben, von den Erscheinungen selbst ausgesprochen wird. Die poetischen Gestalten leben den Geist, den der Poet als freier Schöpfer in sie hineingetragen hat. Was im erscheinenden Leben der Welt nicht ergründbar war, liegt im poetisch Gestalteten klar vor Augen; in der Idee ein Sinn des Geschehens, — der jenseits und über allen Gesetzen physischer und psychischer Causalität steht, vom schaffenden Geist als innerstes Lebensprincip der Schöpfung eingegeben worden ist.

Die Gestalten haben mit ihren Lebens-Bewegungen den Sinn darzustellen, sie sind Symbole der Idee. Die organische Bindung eines Dramas muß also eine andere sein, wenn die Erscheinungen Selbstzweck sind, ihre Bestimmung durch ihre lebendige Darstellung ausfüllen, — eine andere, wenn sie Mittel zum Zweck, Träger einer Idee sind. Causalität ist das äußere Band der Lebensmomente, das innere die Idee, die dadurch, daß sie im scheinbar Verschiedensten hervorleuchtet, neue und übercausale Einheiten schafft.

Selbstverständlich wird es immer eine Höhe künstlerischen Gestaltungsvermögens beweisen, wenn die in straffer ursächlicher Einheit stehende Handlung selbst Ausdruck einer Idee ist, wie einige der vollendetsten Werke Ibsens. Aber hier liegt eine große Gefahr; die Idee wird häufig zur Tendenz in der einseitigen Beleuchtung weniger verwandter Ereignisse. Die Tendenz sagt: So sollte es sein; die Idee: So ist es. Die Tendenz entspringt der Lebenskritik, die Idee ist Frucht eines tiefen erkennenden Versenkens in die alten und neuen Thatsachen der Welt und des Menschenlebens. Kritik ist ein Kampf mit den Gestaltungen des Lebens, Erkenntniß ein Kampf um Gestalten, — seien sie politisch, religiös oder moralisch. Der Endzweck der Tendenzdichtung ist verneinend, der der Ideendichtung bejahend. — Diese Trennungslinie muß gezogen werden, weil wieder und wieder die Argumente, die gegen eine Tendenz-Poesie berechtigt sind, gegen die Ideen-Poesie gewandt werden. — Die Poesie ist da zu Ende, wo die Polemik beginnt. Die erste ergreift, die zweite interessirt.

Das umkämpfteste uralte, aber nie veraltende Problem aller Dichtung heißt: Mann und Weib. Es ist eine gewaltige Erkenntnißaufgabe, in den unzähligen Erscheinungen, die uns von diesem Problem sprechen, die Idee zu ergründen, die des Räthsels Lösung ist, der eine Grundaccord, der überall hindurchklingt, wo sich Mann und Weib begehrend in die Augen sehen. Es ist eine fast übermenschliche Gestaltungsaufgabe, diese Idee in einem reich bewegten Leben auszusprechen. Die Berghöhe ist unbetreten, die Wege zeigen die Fußspuren unsrer Allerbesten, aber die Enge des in jedem Gedicht gestalteten Lebens zeigt überall das Problem nur von einer Seite, athmet leise Tendenz. Denn ein Problem muß aufgelöst sein, wenn sich die Idee aus ihm crystallisiren soll. Das fordert aber einen ungeheuren Reichthum an Erscheinungen, an verschiedenartigen Lebensbedingungen, deren jede eine selbstständige Stellung zum Problem hat. Dieses bunte Leben in eine causal verbundene Handlungs-Einheit zu verknüpfen, ist nahezu eine Unmöglichkeit. Die Ereignisse haben ihr bindendes Princip in der Idee.

Der Dichter also, der in dramatischer Form eine Idee gestalten will, kann gezwungen sein, die Einheit der Handlung aufzugeben, um zu seinem Ziel zu kommen. Damit fällt die letzte der aristotelischen Einheiten. Menschen und Ereignisse haben im Drama ihre Daseinsberechtigung nicht durch ihre Beziehung zur Handlung, bezw. zu dem vor Allem handelnden Charakter zu legitimiren, sondern die Idee ist

Digitized by Google

Einheit, zu deren Ausdruck die Handlungen zusammentreffen, die in ihrer Mannigfaltigkeit möglicher Weise keinen anderen Connex haben als den der Idee. Was im bisherigen Sinne als Episode verdammt wurde, weil es aus der Linie der causal verknüpften Handlungen trat, kann im Ideen-Drama in seiner Beziehung zur Einheit der Erkenntniß Berechtigung, ja, zwingende Nothwendigkeit haben. Die einzelnen Glieder eines dramatischen Lebens sind damit einer anderen Werthung unterworfen. Die äußere Verknüpfung tritt zurück vor der inneren Bestimmung.

Von der Poesie Ideen fordern, heißt, in das freie künstlerisch-gestaltende Spiel ein Erkenntniß-Moment tragen, das man bisher gern als einen fremden Blutstropfen im Leibe der Kunst empfunden hat. — Wir leben aber in einer Zeit, in der der Glaube an die Postulate der Religion wie an die des Staates in seinen Grundfesten erschüttert ist. Alles Suchen nach neuen lebensstarken Ideen, — man nennt sie „Ideale" — der Religion und Politik ist Ringen nach Erkenntniß aus den Erscheinungen. Denn auf gewonnenen Erkenntnissen werden Parteien und religiöse Gemeinden gegründet, die in ihrem praktischen Schaffen die Wahrheit der Erkenntnisse erfahren. Der Poet folgt dem Fluß der Zeit, wenn er seine lebendige Gestaltungskraft in den Dienst eines Erkenntnißkampfes stellt. Er will nicht müßig sein, wo die Besten an der Arbeit sind.

Der frei ins Leben gerichtete Blick zeigt dem innerlich ehrlichen Poeten so oft die Grenzen der Poesie, zwingt ihn über die Poesie hinaus und läßt den Werth der Kunst andern Aufgaben gegenüber klein erscheinen. Da liegt ein Moment des inneren Kampfes, in dem ein rechter Poet die engste und wärmste Berührung mit dem Leben gewinnen muß. Je problematischer einem Dichter der Werth der Poesie erscheint, desto mehr wird er bemüht sein, ihn schaffend zu erhöhen zu einem lebenswerthen Ziel. Das zwingt ihn auf die Höhen, wo die Poesie lebendige Probleme erschöpft und zu Ideen läutert. Ein kleiner Könner ist nur ein Parasit am Leibe des arbeitenden Volkes. Ein großer Künstler ist ein Factor des arbeitenden Volkes selber, mehr nicht, — aber das ist genug, — ist überhaupt Alles.

---

## Salome.

### Ein Protest gegen den „gesunden Menschenverstand".

Von Ernst Egon Friedegg (Wien).

Unter dem Titel „Salome" oder „Ueber die Grenzen der Dichtung" ist vor einiger Zeit bei Hermann Walther in Berlin eine kritische Studie von Dr. J. Abraham erschienen, die sich sehr ausführlich, allzu ausführlich, und dennoch über Gebühr oberflächlich mit dem Wildeschen Drama auseinandersetzt.

Als ich das rothe Heft im Schaufenster einer Buchhandlung sah, erwartete ich hinter dem Umschlag und dem Titel eine ästhetische Untersuchung des Dramas im Allgemeinen, seiner Grenzen und Möglichkeiten, seiner Beziehungen zum Theater, eine Untersuchung des auf den Bühnenbrettern Erlaubten.

Und fand vor: Eine cholerisch polternde, in einem erbarmenswerth jämmerlichen Deutsch geschriebene Analyse einzelner Redewendungen, eine Analyse, die zwar nicht die absolute Unfähigkeit Wildes, aber eine seltene Verständnißlosigkeit seines Kritikers beweist. Jede Zeile des Herrn Dr. J. Abraham ist eine cultur- und literaturfeindliche Aeußerung des Herrn Max Nordau, und wenn Dr. Abraham nicht Dr. Nordau ist, dann sind die Beiden nahe Geistesverwandte.

Wenn ich eine Broschüre gegen die Wildesche Salome lesen soll, dann verlange ich von ihrem Verfasser: einen flammenden Protest gegen die ganze Richtung, deren höchste Spitze die Wildesche Salome ist, ferner eine Definition des Theaters, seiner Zwecke, seiner Bedürfnisse, seiner Bedeutung für eine immerhin moderne Zeit: eine ordentliche Widerlegung aller Historie des Theaters als etwas Abgethanen, einen ordentlich durchdachten, anständig bewiesenen Essai, daß sich jede Zeit selbst ihr Theater machen muß, d. h. daß starke Theatermenschen, mit dem Instinct der besten Elemente der Gesellschaft begabt, den schlechtern Bestandtheilen das Nothwendige aufzwingen müssen. Vielleicht den Beweis dafür, daß (möglicherweise) die Zukunft des Theaters, seine Nothwendigkeit im heiteren Spiel liege. In keinem Fall erwarte ich Sätze, wie die folgenden: „Derartige Stücke gehören entweder nicht auf die Bühne, oder sie müssen so umgestaltet werden, daß die grausamsten Handlungen nur gedacht und nicht wirklich dem Publicum vor Augen geführt werden. Ebenso gut dürften die Foltern aus den Hexenprocessen und ähnliche Schreckensscenen auf der Bühne dargestellt werden."

In eine solche Schrift gehörte eventuell auch eine Auseinandersetzung mit den Classikern, nicht ein so flacher Hieb gegen den eigenen Schädel, wie der folgende: „Es ist schade, daß sich Theaterdirectoren finden, die Zeit und Kräfte auf ein derartiges Werk verwenden! Man kann nicht verlangen, daß nur classische Werke aufgeführt werden, doch das dürfen wir jedenfalls fordern, daß nicht an die rohesten Instincte appellirt wird; wenn die Bühne auch nicht ausschließlich Bildungsanstalt sein soll, sondern zum Theil der Erholung dient, so müssen die Leiter doch daran denken, daß sie dem Publicum Kunst, und wenn möglich edle Kunst zu bieten verpflichtet sind."

Man fühlt sich vom Geiste des Herrn Max Nordau angeweht, wenn man Herrn Dr. Abraham aus solchen Phrasen die äußersten Consequenzen ziehen sieht: „Wird in den jetzigen Bahnen fortgeschritten, dann können die Theater wieder zu den alten Requisiten zurückkehren und Mordgeschichten ohne höheren Gehalt darstellen, oder besser noch, wie es früher auf den Jahrmärkten und Messen geschah, die grausigen ‚Mordthaten' mit Gesang und Leierkastenbegleitung dem Publicum vorführen".

Dieser Kritiker ist für die Kritik typisch, seine Urtheile werden von Hunderten gelesen und erzeugen gegenüber den Kritisirten ein Gefühl der Ueberlegenheit, die nicht weniger unsympathisch ist, als der dumme Snobismus, der sich in den benachbarten Literaturgegenden Europas breit macht.

Es ist nicht wahr, was Abraham beweislos gegen die Modernen und implicite gegen Oskar Wilde vorbringt: „Die Modernen werfen alle Regeln der Alten über den Haufen, auch Lessings Begründungen erkennen sie kaum mehr an, sondern gehen ihre eigenen Wege; sie sind sich selbst Muster und Vorbild genug." Man kann den Modernen und auch O. Wilde nur den Vorwurf machen, daß sie leider nicht eigene Wege gehen. Wilde ist ein Nachtreter der alten und neuen Franzosen, und nur seine Art, ihnen nachzusteigen, und sein Putz sind anders, sind dandyhaft, geziert meinetwegen, aber lebhaften Temperaments.

Es geht über die Grenzen — nicht der Dichtung, sondern — des guten Geschmacks und über das Maß der einem Kritiker erlaubten Unbelesenheit, Oskar Wilde Phantasie- und Gedankenarmuth und eine eintönige Sprache nachzusagen. Wenn der große Wortmacher Wilde, der glitzernde Seifenblasen, nichts als glitzernde Seifenblasen fabrizirt, einmal keine Witze macht und keine verdrehten Wortwendungen anbringt, dann ist es „Sache" des Kritikers, darüber nachzudenken, warum Oskar Wilde auf Wortwitze, behende Verdrehungen, Esprit verzichtet hat.

Herr Abraham macht sich ein falsches Bild orientalischer Dichtkunst, wenn er aus verschiedenen Wiederholungen deducirt: „Die Wiederholungen verrathen jedenfalls keinen Reichthum an Phantasie und geben ein falsches Bild orientalischer Dichtkunst."

Digitized by Google

Ich glaube nicht, daß Menschen in so intensiver sexueller Erregung, wie sie uns von Wilde gezeigt werden, besonders witzig sein können, und behaupte, daß solche Leute mit großer Stumpfheit ein einmal gefundenes Wort gerne wiederholen. Wenn solche Menschen sich auf sich selbst besinnen, wundern sie sich sogar, daß sie eine neue Wendung entdecken.

Abraham regt sich über Folgendes auf: Herodes schwört Salome bei den Göttern, ihr für den Schleier-Tanz zu geben, was sie verlange, und wäre es die Hälfte seines Königreichs. Und er schreibt: Wie Herodes begründet, daß er stets sein Wort hält, ist auch mehr als naiv: „Ich bin Sclave meines Wortes, und mein Wort ist eines Königs Wort. Der König von Kappadocien lügt immer, allein er ist kein echter König. Er ist ein Feigling. Auch schuldet er mir Geld und wills nicht zahlen!“ ... Und Herr Abraham leistet sich noch den Witz: Es fehlt bloß noch, daß Herodes angiebt, wie hoch die Schuld ist, daß der König von Kappadocien mehrmals fruchtlos gepfändet wurde und den Offenbarungseid geleistet hat.

Die kleine Ruhmredigkeit, die liebliche Renommirerei Herodes' mit den Schulden des Kappadocier-Königs sind ein göttlicher Spaß im Verhältniß zu den banausischen Juristenwitzen des Herrn Kritikers.

Auf derselben Höhe hält sich die juristische Einrede der bona fides gegenüber dem Verlangen Salomes: „Herodes hat der Salome in gutem Glauben geschworen, ihr alles, und wäre es die Hälfte des Königreichs, zu geben, das heißt, er hatte angenommen, daß sie irgend welche materiellen Güter für den Tanz verlangen würde, und so mußte es jeder unbefangene Zuhörer ebenfalls verstehen, zumal Salome die Worte ‚und wäre es die Hälfte des Königreiches‘ wiederholte. Statt dessen fordert sie hinterlistig ein Verbrechen von ihm, eine That, die er verabscheut.“

Als „unbefangener Zuhörer“ erlaube ich mir an Herrn Abraham die Frage, vor welcher Behörde der Streit um die Verpflichtung des Herodes, Salome den Kopf des Jochanaan herauszugeben, ausgetragen werden müßte, wo insbesondere Herodes einwenden sollte, daß die Leistung unmöglich sei und von ihm nicht versprochen wurde.

Die ganze Beschränktheit des „gesunden Menschenverstandes“ steckt in der Behauptung, daß Wilde ein ungewöhnliches Taschenspielerkunststück mit der Uebergabe des Ringes an den Henker versucht habe. Er schreibt: „Wenn Herodes auch durch den Wein etwas geschwätzig geworden sein mag, jedenfalls sinnlos betrunken kann er nicht sein und keineswegs bis zur völligen Gefühllosigkeit stumpf. Wie erklärt sich nun der Dichter, daß Herodes nicht gemerkt haben soll, wie ihm der sogenannte Todesring vom Finger gezogen worden ist? Man muß doch annehmen, daß Herodes diesen Ring, den er nur dem Henker übergab, als Zeichen zur Vollziehung der Todesstrafe, mindestens so fest an den Finger gesteckt haben dürfte, wie man andere Ringe trägt. Im gegenwärtigen Augenblick sträubt er sich mit allen Kräften dagegen, den Jochanaan tödten zu lassen, und da soll er nicht bemerkt haben, wie ihm der Ring vom Finger gezogen wurde. Daß er nichts davon gewußt hat, dafür sind seine Worte Zeugen: Wer hat meinen Ring, wer hat meinen Ring genommen? Es war doch ein Ring an meiner rechten Hand.“

Ohne daß ich im gewöhnlichen Leben halbwegs so desorientirt wäre, wie der Herr Kritiker in der Literatur, habe ich sehr oft schon meine Wohnung eigenhändig versperrt, eigenhändig den Wohnungsschlüssel in die Tasche gesteckt und ganz genau nicht gewußt, ob ich die Wohnung versperrt habe. Und dann: Was ist mit dem Zeugen Heinrich Heine: Halb zog es ihn, halb sank er hin ...?

In der Zustimmung des Herodes zur Ermordung Jochanaans liegt vielmehr der herrische königliche Stolz eines Schwächlings oder vielleicht auch: die Schwäche eines stolzen Königs.

Es heißt, an die rohesten Pöbel-Instincte des Bildungsphilisteriums appelliren, wenn man schreibt: „Das Gespräch zwischen dem Syrier und dem Pagen geht von neuem an. Der Syrier bespricht die Schönheit der Prinzessin Salome mit denselben Worten wie oben. Das verweist ihm der Page: Immer siehst Du sie an, zu viel siehst Du sie an! Er wird sogar zum Propheten: Man soll die Leute nicht so ansehen, es kann sich Fürchterliches ereignen.“ Dazu macht nun Dr. Abraham die feine Bemerkung: Gewiß, wenn man Studenten fixirt, kann es zu einem Duell kommen; aber warum soll sich hier Fürchterliches ereignen, zumal, wo der junge Syrier aus weiter Ferne die Salome ansieht, die drinnen im Saale sitzt und ihn schwerlich bemerkt? Ferner bemerkt Abraham: Worte, nichts als Worte; allerdings wird damit schon auf das zukünftige furchtbare Ereigniß hingedeutet, aber ohne jede sachliche oder logische Begründung, oder pflegt sich immer Fürchterliches zu ereignen, wenn ein junger Mann in ein schönes Weib, wie Salome es sein soll, bis über die Ohren verliebt ist und kein Auge von ihr wendet?

Den ewigen Fragen: Warum? Warum? des Herrn Dr. Abraham gegenüber kann man sich nicht anders helfen, als sich auf einen der beliebten Classiker zu berufen, Schiller, der in seinem Wallenstein auch mit dem Aberglauben in einer — wahrscheinlich — unerlaubten Weise hantirt, und sich schließlich auf die Entdeckung der neuesten psychologischen Forschungen über die Psychose und Neurose zu berufen.

Auf Seite 12 kann der „gesunde Menschenverstand“, der durchaus Recht behalten will, einen vernünftigen Menschen wahrhaftig um seine ganze Vernunft bringen: „Aus Eifersucht ersticht sich der junge Syrier, nachdem er einen Schrei ausgestoßen hat, und fällt zwischen Jochanaan und Salome entseelt nieder.

Salome aber bemerkt es nicht.

Wie hat sich der Dichter den Vorgang gedacht?

Halbblind ist sie wohl vor Liebe, aber gänzlich blind und taub kann sie doch nicht geworden sein.

Man kann dem Leser und Theaterpublicum manche Unwahrscheinlichkeiten und Ungereimtheiten zumuthen, das liegt im Wesen des Schauspiels und ist dabei nicht zu umgehen, aber Grenzen muß es darin geben.“

Ich habe erfahren, daß sich starke Frauen sehr wenig darum kümmern, ob man sie anbetet, daß es ihnen zuweilen sogar ganz gleichgiltig ist, ob man sich für sie tödtet. Und es ist darum möglich, daß sich die „herzlose“ Salome für den todten Syrier nicht mehr interessirt, als Dr. Abraham für die dichterischen Erzeugnisse Oskar Wildes.

Im Einzelnen richtig und deßhalb im Ganzen falsch sind folgende Bemerkungen: „Da Herodes aus dem Saal getreten ist, muß auch er unwillkürlich einmal nach dem Himmel blicken und den so merkwürdigen Mond besprechen: Er gleicht einem gierigen Weib u. s. w., einem trunkenen, taumelnden Weib.

Darauf erhält er von Herodias zur Antwort: Ach was, der Mond gleicht nur dem Mond, und nichts Anderem.

Also so gar verändert wird der Mond wohl kaum in jener Nacht gewesen sein, und wie mir däucht, ist Herodias noch die Einzige, die ihre fünf Sinne beisammen gehabt hat.“

In der Salome giebts allerdings noch einen Sinn, von dessen Vorhandensein jedenfalls Wilde mehr weiß, als Dr. Abraham: den bis zur Ungesundheit gesund entwickelten wilden Sexualsinn.

Es stimmt nicht mit den vielcitirten, von Lessing gezogenen Grenzen der Dichtung überein, von einem Dichter zu verlangen, er solle im Drama die Gefühle seiner Figuren analysiren. Deßhalb ist die folgende Anmerkung ebenso falsch wie lapidar: „Es ist natürlich und war kaum anders zu erwarten, daß auch Herodes, der mit den Andern in Bezug auf das merkwürdige Aussehen und Gebahren des Mondes

Digitized by Google

einer Meinung ist, auch von selbst darauf kommen mußte, daß der Syrier Salome zu viel angesehen, und es ist nur wunderbar, daß er nicht weiß oder nicht angiebt, Jener hätte sich aus Eifersucht wegen Jochanaan getödtet."

Ich glaube beinahe, daß Oskar Wilde sammt Herodes nicht so genau, wie Dr. Abraham gewußt haben, ob sich der Syrier aus Eifersucht wegen Jochanaans umgebracht hat. Der Grund des Selbstmordes kann nämlich ganz gut auch Neurasthenie gewesen sein.

In einem entzückenden Deutsch ist auf Seite 16 der Satz geschrieben: Ob dasselbe zur Weiterentwicklung des Dramas unbedingt erforderlich ist, glaube ich nicht, jedenfalls hat es nur den Zweck, die Zeit auszufüllen.

Ich glaube, daß der ganze Dialog der Salome nur dem einen Zweck Wildes dient: der stärksten Concentration der Sexualität. Wilde hat gewiß gewußt, daß er keinen besonders eleganten Dialog geschrieben hat. Ganz unerlaubt ist also die Kritik Abraham: „Wenn Frösche quaken und ständig ihr eintöniges Geschrei wiederholen, läßt man es sich gefallen; wenn aber Menschen mit so banalen und nichtssagenden Worten die Zeit ausfüllen, und wenn ein Dichter uns glauben machen will, daß dies Schönheiten eines Dramas sind, so ist er entweder ein Schalk, oder, ich will keinen stärkeren Ausdruck gebrauchen, ein Mann, der keine Ahnung vom Wesen des Dramas hat."

Ich habe von Vermittlungsgeschäften keine Ahnung — um mich im Style des Herrn Abraham auszudrücken — aber ich weiß wirklich nicht, wie Herodes anders als unvermittelt in die Worte ausbrechen sollte: Tanze für mich, Salome!

Der Streit zwischen Herodes, Herodias und Salome um den Tanz Salomes ist das Grandioseste, was das Drama aufzuweisen hat: der höchste Ausdruck dreier sexueller Neigungen und Wünsche, die sich in einem Familienbild von Durchschnittsgröße freilich schwer vereinigen lassen. Es liegt ein zügelloses Sehnen darin, und nicht ein dürftiger Familienstreit, wie uns Abraham glauben machen will.

Trotz Abraham gehört der Streit zwischen Herodes und Herodias um ihre Unfruchtbarkeit zu den größten Schönheiten des Dramas (es liegt Kraft darin und — Humor).

Herodes ist weder wahnsinnig noch betrunken, wenn er Salome für den Tanz ein halbes Königreich verspricht, sondern er ist ein Cavalier, dem für seine sexuellen Passionen nichts zu theuer ist.

Wildes Drama steht und fällt mit der ganzen Richtung. Nörgeleien am Dialog stützen nur seine schwache Position.

---

## Zwei Gedichte.

Von Felix Braun (Wien).

### Rede des Sophokles an seine Richter.

Und ist mein Haar auch schon dem Schnee verwandt
und meine Stimme abendlich und leise —:
auf Eure Lippen wartet meine Hand.

Denn ich bin höher als die andern Greise,
ich, eines Gottes Flötenspiel und -laut:
Apollons Sehnsucht schwebt durch meine Weise.

So wie dem Seher, der nach Vögeln schaut,
daß er der Flüge strenge Deutung künde,
ist mir der Erde dunkler Sinn vertraut.

Und ich bin alles: Gnade, Traum und Sünde
und meine Seele ist so tief erhellt,
als ob ein Heer von Fackeln in ihr stünde.

Und meine Augen fassen eine Welt,
die voll ist von verworrenen Gestalten
und alle sind von mir hineingestellt

und alle darf ich an den Händen halten,
auch die, die Könige und Götter sind,
und ihre Seelen auseinanderfalten.

Und was ein Jeder redet und beginnt,
darf ich wie Bäche in die Zukunft leiten,
bis Alles in den gleichen Strom verrinnt.

O, wessen Füße wie auf Wolken schreiten
im Tact von Versen, ist von Bildern schwer
und hoch und ragend über vielen Zeiten. —

Doch Ihr, Athener, fordert mich hierher.
Da steh ich Greis vor Euren Richterstufen
nach meiner Söhne trotzigem Begehr.

Sprecht Ihr das Recht, um das sie Euch gerufen,
das sich aus Euch wie Sturm erheben muß!
Doch Dank den Göttern, die mir noch erschufen
das gleiche Leid wie König Oedipus!

### Gespräch.

Das Mädchen in Trauerkleidern geht durch den Wald und bleibt vor der Hütte des jungen Einsiedlers stehen:

Daß so viel Wege hier vorüber führen,
hätt ich in frühern Tagen nie gewähnt.
Noch meine ich, den Hauch der Stadt zu spüren,
aus der mein Herz sich oft hierher gesehnt.
Drum sag mir eins: sind Deine Lebensthüren
geschlossen oder leise angelehnt?
Gern baut ich mir, gestützt auf Deine Kraft,
ein kleines Haus in Deiner Nachbarschaft.

Der junge Einsiedler erwidert:

Kehr wieder heim: in Dir ist zu viel Licht.
Zwar jetzt umflort, doch nur für wenig Tage.
Auch gleicht die Farbe Deines Kleides nicht
der Nacht, in der ich meine Stunden trage. —
Schon glüht der Wald von Deinem Angesicht,
der dunkel bleibt, wenn ich Gebete sage.

(Leiser):

Ich könnte selbst an Deinen Augensternen
das tiefe Glück der Finsterniß verlernen.

Das Mädchen:

Wie sonderbar: durch kaum bemerkte Spalten
drängt sich ein Glanz, der Dein Gemach erhellt.
Die Hände, die sich sonst im Finstern falten,
erzittern, weil auf sie das Leuchten fällt.
Wie soll sich da mein junger Schmerz erhalten,
allein und aufrecht im Gewirr der Welt?

Der junge Einsiedler:

Glück wohnt in Dunkelheit wie Schmerz im Licht:
Verpflanzt, gedeihen große Bäume nicht.

---

## Die zerbrochene Geige.

Von Julius Berstl (Leipzig).

Die Frauen sagten:

„Melchior Vlanders weiß so entzückend die Laute zu schlagen, und die Lieder, die er singt, wecken Schauer in uns und Sehnsucht. Gedanken schleichen sich in unsre Seelen, die in ihrem zitternden Glanz tiefste Geheimnisse bergen! — Seht doch, Melchior Vlanders tritt in den Saal. Heute hat er seine Zaubergeige mitgebracht. Hörtet Ihr schon seine

Digitized by Google

Geigenweise? Oh, die ist erst süß und berauschend. Sie fließt wie ein breiter Silberstrom, dessen klaren, glatten Spiegel keine aufschäumende Welle je trübte!"

Etliche aber, die nur von Weitem dem flüsternden Gespräche der anderen Frauen lauschten, etliche Junge, die ein tiefes Brennen im Auge hatten und zusammengepreßte, schwellende Lippen, die dachten lächelnd bei sich:

„Melchior Vlanders weiß die Laute entzückend zu schlagen, die Lieder, die er singt, sind süß, sein Geigenspiel erst ist berauschend, zaubrisch. Noch zaubrischer und verführerischer aber ist die dunkle Gluth seiner Augen, die sich wie ein Goldstrom in die Seele ergießt. Melchior Vlanders hat die schönsten Augen, die wir jemals sahen!"

Und wenn er in ihre Nähe kam, der kleine, schmächtige Geiger, mit dem scharfgeschnittenen Gesicht, der eigentlich so gar nichts von dem besaß, was man Schönheit nennt: keine Jugend, keine anmuthige Gestalt, kein verführerisches Antlitz, nur — Augen, brennende Augen und kleine, weiße Hände, die den Geigenbogen wie einen Zauberstab zu führen wußten, so preßten sie die Lippen nur noch fester zusammen, und es schien, als ob sie ihm leise, versteckt zunickten, wie sich längst Vertraute heimlich begrüßen.

Und alle, alle glaubten, irgend ein Blick, der unter seinen dunklen, schattigen Wimpern glomm und feuriger ward und flackernder und dann wie ein Irrwisch durch den Saal huschte, hierhin, dorthin, lachend, tanzend, suchend, begehrend — glaubten alle, er gelte ihnen, sei ihnen ein verstohlener Gruß, eine heimliche Frage — und alle wurden sie roth, senkten die Wimpern, lächelten, warteten, bis sie dann einmal wieder zögernd, vorsichtig aufblickten und verlegen wurden, als sie gewahrten, daß Melchior Vlanders an ihnen vorüber getänzelt war, ohne sie zu beachten.

Und nun ist die Reihe an ihnen, ihre Blicke schweifen zu lassen, suchend, begehrend, schmollend, verletzt —:

„Wo ist Melchior Vlanders? — Ah, der Schelm! — Ich dächte doch — ich glaubte doch bestimmt — es war ja gar kein Zweifel — Melchior Vlanders — —!"

* * *

Und Melchior Vlanders schritt einmal durch die schwarze, laue Nacht. Schritt nicht, hüpfte vielmehr nach der Melodie des Liedes, das seine Geige noch zuletzt gespielt hatte, durch die finstersten Schattenklumpen, die die hohen, alten Häuser auf das Pflaster klebten.

Er summte ein Lied, hielt den Kopf geneigt, hatte verträumte Augen ... Seine Seele lachte!

Er sah nicht mehr die leblosen Schattenklumpen um sich, sah nicht die griesgrämigen, eintönigen Häuser, die mit ihren Giebeln, Lauben und Erkern schläfrig in die schwarze Nacht ragten, wähnte vielmehr, sich noch in dem Festsaal aufzuhalten, in dem er den lustigen Abend verbracht hatte —

Lichterglanz ... bunte Wimpeln ... Guirlanden ... eine strahlende, geputzte Menge ... fröhliche Gesichter ... Lachen ... Gläserklingen ...!

Kaum, daß er sich davon zurückhalten konnte, hell aufzujauchzen vor Lust!

Wie auf einem Gemälde sah er lebensprühende Gestalten an sich vorübergleiten: Männer im Festgewand, die ersten und vornehmsten der Stadt, mit blendenden Krausen, güldenen Ketten, kostbaren Ringen, ein Blitzen in den Augen, als wüßten sie, daß es zu leben galt! — Und Frauen — Frauen —!

Melchior Vlanders schritt hastiger, freudiger. Er drückte die Geige krampfhafter an sich, fast zärtlich, liebevoll. Seine Augen sprühten und fuhren lustig in den Höhlen umher. Dann, auf einmal, blieb er stehen, mit geschlossenen Lidern, holte tief, recht tief Athem und schien wie verzückt, berauscht ...

Ach, der Festsaal mit seinem Lichtmeer, seiner Farbengluth, seinem Lachen, seiner jubelnden Fröhlichkeit war den Blicken entschwunden. Was war ihm das auch? Er hatte Feste genug gefeiert. Er hatte manches Festgewand, den kostbarsten Sammtkoller mit den herrlichsten Spitzen, theilnahmlos ausgezogen und fast verächtlich von sich geworfen. Er war von manchem Festgelage fortgeschlichen, innerlich beleidigt, angewidert von der Hohlheit und Possenhaftigkeit verlorener Stunden. Und heute?! —

Er schien zu taumeln. Der kühle Nachtwind, der sich erhob, flatterte ihm lustig um die Schläfen. Er mußte sich austoben, mußte durch die Straßen der Stadt irren, ohne sich klar zu machen: wohin! Nur um wieder Herr über sich selbst zu werden und den Lustrausch, der ihn ergriffen hatte, zu zähmen.

Denn heute sah er nur dieses eine Antlitz, die schwere Pracht goldblonden Haares, die glatte, durchsichtige Stirn, die feingeschwungenen, dunklen Brauen und darunter zwei Augen, die wie ein tiefes Räthsel ihm entgegenbrannten, sich in seine eignen Augen hineinbohrten, tiefer, tiefer, bis in die geheimsten Falten und Winkel seiner Seele.

Noch immer stand er mit geschlossenen Augen. Ein zärtliches Lächeln huschte ihm um den Mund. Die rechte Hand machte sich von der Geige los und sank schlaff am Körper herab, als sei sie ermattet von so viel Wonne und Glücksschauer. Dann aber ging ein höhnisches Aufzucken über seine Gesichtszüge!

Ja so, er sah noch einmal, wie sie sich alle um sie drängten, wie in aller Blicken die Gier nach einem lieben, zärtlichen Wort aus ihrem Munde zu lesen war, und gewahrte auch wiederum den feinen Spott in den Gesichtszügen der Umschwärmten, Angebeteten, der sich vornehm zurückzuhalten bemühte und doch immer wieder aus ihren lachenden Blicken hervorblitzte.

Oh, die Thörichten! Die Vernarrten! Sahen sie denn nicht, daß Annemarie einen heimlichen Blick auf den Geiger warf, einen Blick, dessen zurückgedämmte Gluth ihm dennoch nicht entgehen konnte?

Und trotzdem tummelten sich die Anbeter um sie wie die Bienen um eine herrliche, schillernde Blüthe, bis sie sich lächelnd vor ihnen neigte und mit feiner, dunkler Stimme flüsterte:

„Verzeiht, edle Herren! Mein Gemahl —"

Und der Commandant kam, mit seinem einfachen Lederkoller angethan, die Reitersporen an den Stiefeln, und rief laut lachend:

„Der Blitz! Es ist nichts mit dem jungen Geschlecht! Da stehen sie und vergaffen sich in das Weibsvolk, statt daß sie zu uns abgethanen Invaliden halten und einem vieledlen Wein den Garaus machen!"

Lachte laut und zerrte den Ersten, Besten mit sich fort zum Weinschank hin. Die Andern aber standen beschämt, senkten den Blick, wurden verlegen und — liefen auseinander.

„Annemarie ..."

Der kleine Geiger war nicht gewichen. Er stand noch immer beiseite, und sein Blick lag starr auf dem Goldhaar der Edeldame. Es zuckte fiebrisch in ihm. Wie mit heimlicher Gewalt zog es ihn vorwärts, zu ihr hin. Da —

Er blieb stehen, sein Herz krampfte sich zusammen, die Rechte ballte sich vor Zorn und Erregung.

Annemarie hatte sich von ihm abgewandt, ohne ihn zu beachten, und lächelte nun einem Anderen entgegen, der auf sie zukam.

„Gott zum Gruß, ehrwürdiger Pater!" rief sie, und ihre Blicke verweilten mit feuchtem Glanz auf der hohen, kräftigen Gestalt des Geistlichen.

Melchior Vlanders biß die Zähne aufeinander. Wie sie ihn anlacht! Wie dieses „ehrwürdiger Pater" auf ihren Lippen so verführerisch, so sündhaft klingt! — Er warf sich verzweifelt in den Wirbel der lachenden, tanzenden Paare,

Digitized by Google

suchte sich zu betäuben und das Bild Annemaries aus seiner Seele zu reißen. Vergebens, vergebens!

Spät am Abend kauerte er in einem einsamen Winkel des Saales, in dem das Geschwirr der immer lustiger werdenden Gäste wie das verworrene Lied der Meerbrandung verhallte.

Hatte den Arm auf das Knie gestützt, die heiße, brennende Wange in die Hand gelegt und träumte ... träumte ...

„Melchior Vlanders!" Ganz leise, fein. Eine dunkle Stimme.

Er fuhr auf. Aus tiefstem Traum gestört.

Blondhaar, eine klare, wolkenlose Stirn, feingeschwungene Brauen, tiefe, tiefe Augen und ein lächelnder Mund ...

Er sprang in die Höhe, taumelte, mußte sich stützen, die Sinne schienen ihm zu schwinden.

„Annemarie!" keuchte sein Athem wild.

Sie lächelte — mit zusammengepreßten Lippen. Beider Augen senkten sich ineinander ... tief ... lange. Sie sprachen nicht, regten sich nicht. Was bedurften sie der Worte? Der Glanz ihrer Augen war wie ein Lied — die zitternde Stille dieses Augenblicks wie ein Gebet ...

Dann neigte sie das feine, zarte Köpfchen, so daß Melchior Vlanders aus ihrem dichten Blondhaar ein betäubender Duft entgegenströmte, reichte ihm hastig die Hand und flüsterte:

„Du — komm morgen um die Dämmerstunde! Ich erwarte Dich in meinem Garten. Hörst Du?"

„Herrin!" Er küßte ihre weiße, kleine Hand. Sie aber beugte sich über ihn, tiefer und tiefer. Und fast zärtlich rief sie zum Abschied:

„Vergiß auch Deine Geige nicht! Hörst Du, die Geige!"

Melchior Vlanders war wie berauscht. Er breitete die Arme aus, wollte sie umarmen, an sich pressen — da schlug er die Augen auf und fand sich in der Gasse — im Mondlicht.

„Annemarie —!"

Er war noch wie traumtrunken, stürmte weiter, beseligt, berauscht. Nur einmal lachte er triumphirend:

„Und gesiegt habe ich doch, Pater Anselmus! Oh, ich weiß, Du bist schön, Du bist der Liebling der Damen, noch nie sah man einen Beichtiger, der so vielen schönen Frauenherzen den letzten Siegel löste! — Aber gesiegt habe ich doch!"

Lachte und strich stürmisch mit seinem Fiedelbogen über die Saiten, so daß ein greller, abgerissener Accord wie ein unruhiger Blitz durch die schläfrigen Schatten sauste.

Die Gassen wurden breiter. Die Schatten krochen mehr und mehr zurück und kauerten sich an den Wänden der Häuser nieder. Der Mond warf einen breiten Streifen auf das Pflaster wie einen glänzenden Silberstrom, der inmitten der Häuserreihen hinfluthet, breiter wird und endlich auf einem Platz zu einem funkelnden, milchweißen Meer anschwillt.

Die Pankratiuskirche!

Da stand sie: frei, trotzig, wie ein rauher Riese, der sich hoch erhebt über seine Nachbarschaft. Melchior Vlanders blickte auf. Ein Lachen überkam ihn. Sie war ihm ein schweigsamer Freund, dem er schon oft tief in der Nacht ein Ständchen gebracht hatte, wenn ihn sein Weg von einem Zechgelage hier vorüberführte. Er liebte es, sich in den Schatten der Quadern niederzukauern und nach dem Dachfirst hinaufzublicken, wenn er sich so schwarz und scharf vom halbdunklen, silberdurchflutheten Nachthimmel abhob, liebte die steinernen Kreuze und Blumen, die das Dach schmückten, die kleinen Thürmchen und Zierrathe und Wasserspeier ...

Die Wasserspeier —! Er konnte Stunden lang sitzen und ihre verzerrten Formen betrachten, bis er laut auflachen mußte über die lustigen Fratzen, die die Steinmetzen in derber Laune dort oben gemeißelt hatten.

Einer war da, der ihm besonders am Herzen lag. Ein Spielmann. Ein leibhaftiger Spielmann. Mit Fiedel und Bogen und Federkappe. Machte ein schelmisches, verschmitztes Gesicht und lachte herunter auf den Kameraden, der da unten im Schatten kauerte und zu ihm hinaufstarrte ...

„Du bist der beste Spielmann, den ich kenne!" brummte Melchior Vlanders. „Du stehst über der ganzen Welt, kennst die ganze Welt, lauschst hierhin, dorthin, siehst in jedes Kämmerlein, bewachst die Straßen, prüfst Himmel und Wetter und machst dem Mond ein höfliches Compliment. Du bist der leibhaftige liebe Gott, meiner Treu!"

Der da oben schien zu schmunzeln. Aber er schwieg.

„Du bist ein wortkarger Camerad. Das macht wohl, Du bist uralt, Deine Glieder sind steif! — Möchte nur wissen, ob Du ein Meister bist in Deinem Fach, oder ein Stümper. Aber Dein Fiedelbogen scheint lahm zu sein! — Höre, der echte Spielmann ist hurtig und behende bis ans Grab. Tanzt, springt, kann keinen Augenblick ruhen, hat so ein Zerren in Hand und Arm, das ihn immer zwingt, nach dem Fiedelbogen zu greifen. Der echte Spielmann kann das Geigen sein Tag nicht lassen, hörst Du wohl?!"

Hielt den Athem inne und horchte, ob der Andre ihm wohl Bescheid thun würde.

Nichts ... ganz still ... Da — surr!

Es war, als ob der Wind um ein scharfes Dachkreuz stößt, so ein kurzes, hastiges Lied ... und doch auch wieder nicht wie der Wind, vielmehr wie ein Harfenaccord, der in die Seele schneidet und eine Sehnsucht auslöst, ein geheimnißvolles Drängen —

„War das Dein Lied, Spielmann? — Hm, zu Deiner Zeit muß man seltsame Lieder gesungen haben! Was wir in einer langen Melodie kaum erschöpfen, giebst Du mir in einem Accord. Fast zu viel! Es möchte die Brust zersprengen, den Athem auslöschen, das Blut sieden machen! — Gut, gut, ich weiß nun, daß Du kein Stümper bist!"

Er war nachdenklich geworden und trabte ganz in Gedanken versunken durch den erwachenden, bleichen Morgen.

Da — unwillkürlich hing sein Blick wieder am Dachfirst. Der letzte Wasserspeier hart am Thurm war ein Mönch in Kutte und Capuze. Er hatte ein hartes, heimtückisches Gesicht. Zugekniffene, listige Augen. Der Spielmann kannte Jemanden, der diesen Blick besaß, dessen Antlitz sich ihm unbewußt eingeprägt hatte — Wer doch nur —?

Es überkam ihn ein Unbehagen. Er schüttelte sich. Weiter! Weiter! Da war es ihm mit einem Mal wie Rascheln in seinem Rücken.

Er stutzte, blieb stehen, horchte, wandte sich blitzschnell um — da —

„Der Satan!" zischte es zwischen seinen Lippen vor.

Es kam etwas hinter ihm hergetappt, grau, steif, steinern, so im langweiligsten, eintönigsten Takt, den der Geiger aus ganzer Seele haßte, klebte sich wie ein Schatten an seine Fersen und hatte etwas Bedrückendes, Betäubendes, das sich ihm wie ein Alb auf die Brust legte!

Wie der Geiger stehen blieb, machte auch sein stummer Begleiter Halt. Sie standen sich gegenüber: mißtrauisch, feindselig, wie Zwei, die um Leben und Tod ringen wollen. Dem Geiger stockte das Blut. Mit Gewalt mußte er die krampfartige Erschlaffung, die ihn zu befallen schien, von sich schütteln.

„Du — was willst Du hier? Ich dächte doch, Dein Platz sei auf dem Dachfirst! — Bist Du unruhvoll geworden?"

Der Andre blieb stumm. Und es war, als würde rings um ihn Alles zu Stein, alles Leben, alle Bewegung — etwas unsäglich Niederdrückendes, Ermattendes.

Melchior Vlanders biß die Zähne aufeinander, schlug ein Kreuz und umklammerte die Geige kampfbereit. Der Mönch aber hatte die Capuze tief in die Stirn gedrückt. Sein Gesicht lag ganz im Schatten. Nur die Augen flackerten zuweilen auf.

Digitized by Google

Der Spielmann runzelte die Brauen:

„Was willst Du? Wer bist Du? Warum verfolgst Du mich?“

„Ich bin Dein Freund!“ zischte der Andre.

„Hoho! Mein Freund! Die Geige ist mein Freund, sonst Niemand auf der Welt!“

Drehte sich kurz entschlossen um und schritt weiter.

Der Andre klappte hinter ihm drein:

„Hörst Du nicht? Ich bin Dein Freund!“

„Ich kenne die Freunde! Sie tragen die Freundschaft auf der Zunge, wie die Bäcker ihre Pasteten auf dem Kopfe. Ich kenne das. Ist leichte Waare — leichte Waare!“

Der Mönch war nähergetreten und zischelte:

„Irgendwo ist ein Haus und ein stilles Gemach und ein rauher, ungehobelter Tisch. Darauf findest Du einen Trank. Merk auf! Aus Glückskräutern gemischt, Wunderpflanzen, Wurzeln —“

Melchior Vlanders kicherte:

„Ich danke! Ich sehe nun, daß Du mein Freund bist. Aber — gehab Dich wohl und —“

„Heiltrank! Wundertrank! Glückstrank!“ raunte der Mönch hastig. „Du bringst sie Alle in Deinen Bann! Die schönsten Frauen! — Annemarie —“

Melchior Vlanders schnellte empor, wie von einer Natter gestochen:

„Also da hinaus führt Dein Weg? Wahrlich, Du bist mein Freund! Aber nun öffne Dein Visir, damit ich Dich erkenne und Dir danken kann!“

Der Mönch zuckte zusammen. Wieder flackerten seine Augen. Machte eine geheimnißvolle Bewegung und dabei trat er ganz dicht an den Spielmann heran, umklammerte den Knöchel seiner Hand, preßte ihn rauh, raschelte mit der andern Hand unter der Kutte. Irgend etwas Blankes blitzte kurz auf.

„Oh, Du —“ schrie Melchior Vlanders, schlug mit dem Fiedelbogen dem Mönch dieses blanke Etwas aus der Hand, das in der bleichen Dämmerung als ein kleiner, feiner Dolch auf das Pflaster klirrte, und ließ im selben Augenblick seine Geige auf die Stirn des Gegners niedersausen.

Das war ein dumpfer Schlag, gepreßte Athemzüge, ein wildes Keuchen, Rascheln der Gewänder, Taumeln und Klappen übers Pflaster weg. Der Mönch stürzte in das Mondlicht, griff wild nach der getroffnen Stirn, so daß die Capuze zurückgestreift wurde — ein schmerzverzerrtes Antlitz wurde sichtbar.

„Ah, Du! Wußte ichs doch!“ rief der Geiger triumphirend. „Du hast eine verteufelte Aehnlichkeit mit — Pater Anselmus!“

Lachte hell auf und schritt von dannen: höhnisch, jubilirend, rauflustiger denn je!

* * *

Und Morgen?! —

Morgen wird sich Melchior Vlanders zur gegebenen Stunde im Garten der Edelfrau einstellen. Uebermütiger, jauchzender, jugendlicher denn je. Mit einem geheimnißvollen Lächeln um den Mund und der brennendsten Sehnsucht im Auge.

Und Annemarie wird ihm hastig die Hand drücken und sein Lächeln erwidern. Aber unsicher, fragend, forschend zugleich:

„Wo ist Deine Geige, Melchior Vlanders?“

„Die Geige?!“ Ein höhnisches Lachen. „Ich spielte eine tolle, lustige Melodie auf ihr. Die Melodie der Heißsporne und stachlichten Haudegen. Die begann: Und gesiegt habe ich doch, Pater Anselmus! Gesiegt habe ich doch!“

Und umschlingt die Edelfrau und preßt sie stürmisch an sich. Die Dämmerung ist verschwiegen. Der Park ist tief und hat verträumte Winkel.

Melchior Vlanders bettelt nicht lange um Entgeld für die zerbrochene Geige!

---

## Preußisch-Blau.

Wer heute ein echter und tüchtiger Maler sein will, treibt sich die größte Zeit des Jahres draußen umher, steigt auf die Berge, liegt im Kahn oder im Weizenfeld, sitzt wie ein König auf der Baumkanzel und blickt bald in das grüne Wipfelmeer, bald in die Klarheit des Himmels und halb verstohlen nach dem rothen Rock, der von ungefähr durch die Zweige leuchtet. Dies gute Leben verdankt der Maler der Werbekraft eines Wortes, bei dem sich jeder anständige Mensch die Zunge bricht. Die Franzosen haben es erfunden, und es heißt: Pleinairismus! Im Deutschen sagt man dafür: Freilicht. Das heißt eben: der Maler ist ein Wandersmann, ein fröhlicher Bursch, der sich die Sonne auf den Buckel scheinen läßt, und dem es nichts ausmacht, ob ihm der Regen auf die Haut dringt, oder der Sturm in den Locken wühlt. Das war nicht immer so. Herrgott, früher! da saß solch armes Malerlein in seinem Atelier, in einem großen, finstern Saal, in den das Licht nur ganz verstohlen hineinkroch. Da saß er zwischen Portièren und verrosteten Ritterrüstungen, und wenn er einmal herzhaft auftrat, dann schütteten ganze Wolken gräulichen Staubes sich über ihn aus, und die Schwerter, die an den Wänden hingen, klirrten wie angebrochene Milchtöpfe. Und hinten, aus irgend einem Winkel, der noch finsterer war als all die Finsterniß ringsumher, kreischte die Haushälterin. Potz Mumien und Loreley, wenn die braune Sammtjacke nicht Krönungsmantel und der Malstock Einem nicht Scepter gewesen wäre, hätte man auf das ganze Malhandwerk gepfiffen. Hoch Zweirad und Doppelsohlen, aber heute! Der Landstraße Staub ist ja auch nicht just schön, doch dessen Unthaten macht der Blüthenstaub wieder wett, der Einem das Haar pudert, wenn man unter dem Jasminbusch liegt und sich rekelt. Licht giebts so viel, daß es einem bis in die Seele strahlt und man davon ganz hell wird und immer fröhlich sein muß. Und das Gebrüll der Kühe ist sicher angenehmer als das Gekeif einer Haushälterin, zu schweigen von dem Gesumm der Bienen und dem Jubeln der Vögel. Die Sammtjacke ist schließlich auch nur jämmerliches Gerümpel gegen eine dunkelgrüne, wasserdichte und mit braunen Hornknöpfen besetzte Lodenjoppe oder gar gegen einen Kittel aus leichtem Segeltuch, wie ihn mir mein Leibschneider macht. Also: mit solch einem Kittel und mit einem wundervollen großen Strohhut angethan und außerdem mit Beinröhren, von denen ich sagte, daß sie weiß wären, saß ich auf einem Schemel inmitten eines Kleefeldes und malte. Es giebt nichts Schöneres. Es ist überdies ein gar harmloses Geschäft. Der Bauer siehts gern, denn er bekommt dafür einen Thaler; die Bäuerin mags wohl leiden, sie hofft, daß nach dem Kleefeld sie selbst im Sonntagsstaat daran komme, sie hätte so ein recht buntes Porträt für ihr Leben gern. Dem Klee ist es jedenfalls lieber, er wird gemalt, als daß ihn die Ziegen fressen; die Hühner haben nichts dagegen, im Gegentheil, zur Frühstückszeit wackeln sie neugierig herbei. So wäre denn Alles in Ordnung, und das Kunstwerk könnte zur Welt kommen. Und es kommt natürlich immer zur Welt; aber es giebt Hindernisse: die Mücken und die Dorfrangen. Gegen die Mücken ist ein Kraut gewachsen, der Knaster, wie ihn Maler und Handwerksburschen gemeinhin zu rauchen pflegen. Den kann kein weibliches Wesen ertragen. Und da die Mücken, wenigstens so weit sie stechen, halb aus Niedertracht und halb aus Nothwendigkeit dem schönen Geschlechte angehören, so fleuchen sie davon. Bleiben die Dorfrangen, und das ist bös. Für die scheint solch ein Maler das reine Wunderthier. — Wie gut ist es, daß in Deutschland Schulzwang herrscht; aber die Leute, die das Gesetz ergehen ließen, hatten sicher nie in einem Kleefeld gesessen und gemalt. Sonst hätten sie dafür gesorgt, daß die Kinder aus der Schule überhaupt nicht heraus gelassen würden, oder daß sie wenigstens Taschentücher geliefert bekämen. Denn daran liegt es eben. Stehen so zwei Dutzend Buben und Maidlein um einen herum, und Jedes singt seine eigene Weise. Hahupp ... hämff ... die Nase herauf oder fein säuberlich in den Mund herein. Nun, es giebt ja auf solch einem Dorf nicht gerade viel zu essen; aber eben darum darf man sich den Appetit nicht verderben lassen. Es wird indessen Niemand behaupten wollen, dieser seltsame Kinderchor wirke wie ein gutes Glas Ingwer. — Hahupp ... hämff ... die Nase herauf oder fein säuberlich in den Mund herein. Schließlich würde man sich auch daran gewöhnen; und da die Maler liebe Augen haben, kann einem solch ein kleiner schmutziger Fratz mit seinem murmelnden Rotznäschen wohl gar einiges Vergnügen bereiten. Aber leider kommt noch etwas dazu: der Dämon der Farbe. Was solch ein Dorfgör leidenschaftliche Liebe zu Roth, Gelb, Grün und Blau hat, — der tollste Farbensymboliker würde es sich nicht träumen lassen. Indessen, es ist unangenehm, wenn plötzlich das Gelb aus dem Farbkasten verschwindet, oder die Palette, die man soeben neu besetzt und für einen Augenblick in das Gras gelegt hat, durch unbegreiflich schnell tupfende Finger abgenascht wird. Na wartet! auch euch soll Leidenschaft zum Leide werden. Eure Hände

Digitized by Google

schauen schon brav bunt aus, und euern Kleidern scheints recht gut bekommen zu sein. Na, wie ich so die echten Kleebauern kenne, werden euch die Eltern nicht just zu Spindler schicken; die Reinigung wird andrer Art sein, weit mehr mechanisch als chemisch. Ein satanischer Gedanke zuckte durch mein fieberhaft arbeitendes Hirn (Schinderhannes, Capitel 5). Ich griff in die Tiefe des Malkastens und holte drei Tuben Preußisch-Blau heraus. Das ist eine wunderschöne Farbe, die, wo sie einmal hinkommt, so leicht nicht wieder schwindet, und von einer Ausgiebigkeit, wie man sie sich für Wein und Gold wünschen möchte. Drei Tuben Preußisch-Blau wohl geöffnet theilte ich an die Kinder aus; und sie fingen an, sich darum zu balgen. Und sie drückten und preßten, und sahen bald aus, als wären sie von Blauholz. Und ihre Blusen und Röcklein waren tätowirt mit wundersamen fünffingrigen Figuren, die blondhaarigen Mädchen hatten Kornblumen eingeflochten und die Buben den Häuptlingsschmuck angelegt. Dann läutete die Mittagsglocke, und das Volk lief heim. Es dauerte aber nicht lange, so hörte ich zornige Stimmen und sehr verdächtige Geräusche und ein Geplärr, das wie ein endloses Echo im Dorfe umherlief. Aber mir thats wohl, und ich lachte vergnüglich, als die Stimme des dicken Krugwirthes durch die Straße grollte: wenn Du Malefizbub noch a anziges Mal zu dem verdämmichten Maler, zu dem Blauferkel spaziern wirst, ich hau Dir a Watschen, a Watschen ... Ich aber saß in meinem Kleefeld und malte und rauchte meinen Knaster und lauschte auf das Gezirp der Heimchen und das Gezwitscher in den Bäumen. Es war Alles friedlich und schön, und doch fehlte Etwas; und ich glaube beinahe, das war der Reigen der kleinen Dorfrangen mit den plappernden Mäulchen und den murmelnden Rotznäschen. *Robert Breuer (Berlin).*

---

## Entwickelt sich bei den Thieren die Nase nothwendig auf Kosten des Auges?

Eine Bemerkung von E. Zwanziger (Dessau).

In seinem Aufsatz über „Nasenthiere" (Bd. 71, Nr. 4) rechnet Dr. Th. Zell neben den Hunden auch die Pferde, Rinder und Schafe zu den ausgesprochenen „Nasenthieren". Zell vertritt die Theorie, daß das Auge bei den „Augenthieren" sich auf Kosten der Nase, die Nase aber bei den „Nasenthieren" sich auf Kosten des Auges entwickelt habe. Das Pferd wurde z. B. bis jetzt stets zu den schlechtsehenden Thieren gerechnet. Ein Beweis dafür sollte unter Anderem das Scheuen der Pferde sein. Nun ist durch den Fall des „klugen Hans" wissenschaftlich bewiesen, daß dieses Pferd nicht nur gut, sondern sogar viel besser sehen und beobachten konnte als seine menschlichen Lehrer und Beobachter; denn es war ihm gar nicht eingefallen, irgend etwas zu lernen: es entnahm nur aus ganz geringfügigen Bewegungen oder Zuckungen der Gesichtsmuskeln seiner Fragesteller, wann es mit Klopfen anzufangen und wann es aufzuhören habe. Der „kluge Hans" konnte also besser sehen und beobachten als alle die vielen Menschen, die ihn seiner Zeit besucht haben und — beobachten wollten.*) Die Augen eines gesunden Pferdes sind demnach nicht nur an sich vorzüglich, sondern sogar viel besser, als die Augen der meisten Großstädter.

Warum soll sich auch der eine Sinn nur auf Kosten des andern entwickeln? Bei Thieren, die in Folge ihrer Lebensweise die Nase zur Nahrungssuche nicht brauchen, wird sich das Geruchsorgan nicht sonderlich entwickeln, wie das z. B. bei den Vögeln der Fall ist. Was diese Thiere durch ihre stumpfe Nase nicht wahrnehmen, ersetzen sie vielleicht durch eine höher entwickelte Intelligenz, wie es ja auch beim Menschen der Fall ist.

Zell warnt in seinem Aufsatze, die Thiere und ihre Sinne vom menschlichen Standpunkt aus zu beurtheilen; aber gerade er thut dies, wenn er z. B. den Thieren Schwachsichtigkeit zuschreibt. Schwachsichtigkeit giebt es wohl beim civilisirten Menschen — man kann ruhig annehmen, daß mindestens 80 Procent aller erwachsenen Großstädter mehr oder weniger schwach- bez. weit- oder kurzsichtig sind —, aber nicht in der Natur. Schwachsichtigkeit im menschlichen Sinne kann man keinem freilebenden höheren Thiere zuschreiben; denn ein solches Thier würde durch seine Feinde in kurzer Zeit vollständig ausgerottet sein. Jedes Thier sieht so gut, wie es für seine Lebensweise in der Natur nöthig ist. Mäuse, Hunde und ähnliche Thiere, die fortwährend am oder im Boden schnüffeln und in Erdhöhlen und dergleichen hausen, sind naturgemäß keine guten Fernseher; denn das Fernsehen hat für sie bei ihrer Lebensweise keinen Werth. Die Nase ist für diese Thiere zur Nahrungssuche viel werthvoller als die Augen. Trotzdem sieht jeder gute Hund mindestens ebenso gut in die Ferne, wie ein Durchschnittsgroßstädter, was sich leicht durch das Experiment nachweisen läßt. Läßt z. B. der Herr seinen Hund in einer menschenleeren Gegend am Ufer eines Flusses allein zurück und setzt mittelst eines Kahnes auf das jenseitige Ufer über, so wird der Hund seinen Herrn so lange mit den Augen verfolgen, als dieser überhaupt gesehen werden kann. Kreuzen aber andere Leute den Weg seines Herrn, so wird er diesen bald nicht mehr herausfinden; dazu fehlt ihm einfach die Uebung im Sehen.

Werden aber alle Sinne zur Nahrungssuche und zur eigenen Sicherheit gebraucht und geübt, so werden eben alle Sinne gut ausgebildet, wie das bei den Pferden der Fall ist. Ein so großes Thier wie ein Pferd, das in der freien Steppe lebt und weithin sichtbar ist, muß sowohl in der Ferne wie in der Nähe vorzüglich sehen können, wenn es nicht eine Beute seiner zahlreichen Feinde werden will. Und da in der Steppe die Flucht sein natürliches und bestes Rettungsmittel ist, so wird es beim Wahrnehmen der geringsten Gefahr dieses Mittel gleichsam reflexartig sofort anwenden; denn hier kommt es oft auf Bruchtheile von Augenblicken an. Der Mensch aber begreift nicht, daß dieses blitzartige Auffahren und Flüchten in der Natur des Pferdes liegt, sondern spricht von einem „Scheuen" und schließt daraus, daß das Pferd schlecht sehen kann. Die Scheidung der Thiere in Augen- und Nasenthiere, wie Zell sie vornimmt, ist eine rein theoretische und willkürliche, und alle Theorie ist grau.

Man sollte das Thun und Treiben der Thiere in der Freiheit unter ihren natürlichen Lebensbedingungen besser studiren und beobachten.*) Irgend ein Thier, dessen Intelligenz im Finden der zusagendsten Nahrung u. s. w. man in der Freiheit bewundert, macht in der Regel in der Gefangenschaft einen geradezu stupiden Eindruck. Der Lebensinhalt der Thiere in der Natur besteht im Aufsuchen der Nahrung, in der Abwehr der Feinde und in der Fortpflanzung. Fällt aber dieser Lebensinhalt, wie beim Thiere in der Gefangenschaft, vor Allem jedoch beim Hausthiere, fort, da der Mensch für Nahrung, Sicherheit u. s. f. sorgt, so wird das Thier uns von Sinnen stumpf erscheinen, ja selbst sinnenstumpf werden, indem der Bequemlichkeitstrieb die Oberhand gewinnt. Und nur dieser Bequemlichkeitstrieb ist es, der dem Thiere sozusagen die Anpassung an die menschliche Cultur ermöglicht und ihm schließlich sogar das Leben unter der Obhut des Menschen für begehrenswerther erscheinen läßt, als das in der Freiheit, wie sich das besonders bei Tauben, Hühnern, Gänsen, Hunden u. s. w. beobachten läßt. Man sollte nie vergessen, daß Hausthiere und bis zu gewissem Grade selbst Menageriethiere und das Jagdwild Culturproducte sind.

*) Näheres über den Fall des „klugen Hans" in dem Buche von Oskar Pfungst: „Das Pferd des Herrn von Osten", Leipzig, bei Joh. Ambr. Barth.

---

## Notizen.

Kuno Fischers Bibliothek. — Der Katalog dieser Sammlung seltener und werthvoller Werke aus dem Gebiete der deutschen Literatur und Philosophie, die Mittwoch, den 15. und Donnerstag, den 16. Juli d. J., durch Ernst Carlebach, Buchhandlung und Antiquariat in Heidelberg, versteigert wird, ist soeben erschienen nnd enthält außerdem: Akademieschriften und Zeitschriften, Kuno Fischer-Briefe und Schriften, Werke, betreffend Kuno Fischers Leben, Dedicationsexemplare aus Kuno Fischers Freundeskreise, Almanache und Taschenbücher, Dramaturgie, auf Eckhof „den Vater der Schauspielkunst" bezughabende Manuskripte, Erstausgaben, Faust, Goethe, Romantiker, Lessing, Schiller, Shakespeare, Wieland, darunter viele Bücher mit handschriftlichen Widmungen der Verfasser an Kuno Fischer. Der Katalog wird auf Wunsch zugesandt.

Die florentinische Tragödie von Oscar Wilde. Deutsch von Max Meyerfeld. Berlin, 1907. S. Fischer, Verlag.

Die Zeit ist nicht mehr fern, wo ein ruhiges, sachliches Urtheil den modernen Modegrößen gegenüber nicht mehr als tempelschänderische Blasphemie gelten wird. Dann wird auch Oscar Wilde nicht mehr jener glorificirte Classiker der Neuromantik sein, der gestürzte und von Bubenhand verstümmelte Halbgott, für den ihn heut noch leider allzu viele halten. Man wird ihm seine paradoxe Geistreichigkeit gern lassen, auch seinen „Dorian Gray" und sein „De profundis" als zwei ernsthafte Werke eines äußerlich sehr begabten, leidvertieften Menschen anerkennen, aber seine dramatischen Werke dem Orcus der Literaturgeschichte übergeben. Nach der Periode seiner Imitirung der Franzosen wollte der Dandy Wilde auch den großen Shakespeare imitiren, um zu zeigen: So was ist für mich ein Kinderspiel! Diese florentinische Tragödie, bei der die Reminiscenz an Shakespeares Romeo und Julia traurig Pathe gestanden hat, ist papierne Renaissance, ein mit ödem Bilder- und Wortprunk überladener Talmischmarren von absoluter seelischer Impotenz. Eine gesuchte Spielerei eines eingebildeten Talents, das glaubte, so „im Vorbeigehn" einem William die Dramatikerkrone abnehmen zu können. Noch schlimmer als die innerlich hohle und armselige Stimmungsmache der Salome. Es wird Zeit, daß endlich einmal der Vergötzung dieser Ausländerei auf deutsch geantwortet wird. Die Uebersetzung ist ausgezeichnet. *Paul Friedrich.*

*) Ein verheißungsvoller Anfang ist jetzt in den wunderbaren „Lebensbildern aus der Thierwelt" gemacht worden, die H. Meerwarth, die erste deutsche Autorität auf dem Gebiete der Photographie freilebender Thiere, im Verlage von R. Voigtländer (Leipzig) herausgiebt. Es sind zunächst zwei Folgen geplant: 1. Säugethiere, 2. Vögel zu je 16 Lieferungen (Preis je 75 Pfge.) Die herrliche Publication sei wärmstens empfohlen. Dr. A. Hn.

Digitized by Google

Pessimistische Kardinalsätze. Ein Vademekum für die freiesten Geister von Erna (D. Helene v. Druskowitz),. Wittenberg, Herrosé & Ziemsen.

„Führt einen Neunundneunzigjährigen vor Gericht und Ihr werdet etwas Aehnliches erfahren, wie bei der Lektüre dieser Schrift. Dieses Werk soll ebenso gelesen und gewürdigt, wie das Chamounixthal und der Rhônegletscher bewundert werden," also schreibt die Verfasserin auf der ersten Seite dieses kuriosen Werkes von 48 Seiten. 1. Kapitel: Keim Gott im gemeinen Sinne! Gott ist die anthropomorphe Darstellung im männlichen Sinne, fängt großartig an, schließt stets elend ab. Er ist providenzlos, rückständig, ein Thor, ein Betrüger, ein armer Stümper, sein Gesammtbild ein erbärmliches männliches Machwerk, der Monismus ist schlecht, der Theismus dito, der normale Geist ist atheistisch, der Atheist: der eigentliche Philosoph, kann Alles, weiß Alles, ist ein Feind der blöden Volksvermehrung und der Eheschließungen. Sein Prinzip ist die Uebersphäre, nur platonisch zu erfassen, demnach: die materielle Welt nur pessimistisch aufzufassen und als contradictorischer Gegensatz deteoristisch in allen Folgeerscheinungen zu betrachten. Der Schwerpunkt des Pessimismus liegt in der Anschauung vom Mein, in seiner Niederkritisirung gipfelt die einzig wahre und richtige Weltbeleuchtung. Er paßt überhaupt nicht in die vernunftbegabte Welt, weil roh, lügnerisch, im Denken lückenhaft und weitschweifig, äußerlich eclatant häßlich, geborener Proletar, ordinärer Plebejer, Zwischenglied zwischen Mensch und Thier, ein geborener Narr und ein eingefleischtes Ungeheuer, er ist ferner mörderisch, freßgierig, habgierig, faul, neidisch, rauffüchtig, schnatterhaft, arrogant, blasphemisch, Widersacher der Vernunft, der Menschlichkeit, kurz: das giftigste und gefährlichste Experiment im gesammten Weltbereich. Dagegen das Weib! Die wahre Menschheit, superior in allen Hauptpunkten, schön, keusch, rein, heilig, von natürlichem philosophischem Instinkt. Aber das Weib ist entsetzlich unterdrückt worden. Also muß der Feminismus mit Feuer und Glanz ausgestattet werden, er ist das heiligste Ideal der modernen Zeit, dann werden sich die Frauen als höhere Wesen, als Naturadlige erkennen ꝛc. Folgt eine „Männertafel" Normalsätze für das männliche Geschlecht. Zwölf an der Zahl. Besinnt Euch, setzt die Frauen an Eure Stelle und als Lohn winkt Euch die Annehmlichkeit der Pflege eigener Gewohnheit, ein reines Gewissen, ein klarer Himmel, und das Bewußtsein, am Ende wie Philosophen der gediegensten Rasse gehandelt zu haben. Endlich eine „Frauentafel" Maximen für Frauen, dito zwölf. Sich selbst getreu sein, nicht zu Gott streben, sich nicht von Männern imponiren lassen, sich als edleres Geschlecht fühlen, die Männer und die Ehe hassen und was der „Weisheit" noch mehr ist. — — Jeder ist Narr für seine eigene Rechnung, also auch die Verfasserin, darum trage ich ihr auch nichts nach. Wenn aber besagter Narr seine Thesen in die Oeffentlichkeit schickt, so muß er sich unter Umständen einen Nasenstüber gefallen lassen Und die Verfasserin dieser Kardinalsätze verdient nicht bloß einen Nasenstüber. Sit rebus in modus — es muß ein Maß geben selbst im Gallimathias. *Stauf v. d. March.*

Jack London: Wenn die Natur ruft. Autorisirte deutsche Uebersetzung von L. Löns, illustrirt von C. L. Bull und P. R. Goodwin. Verlag Adolf Spanholtz, G. m. b. H., Hannover.

Eine Hundegeschichte, die die Psyche des Hundes, denn ich glaube bestimmt, daß er eine hat, ganz wunderbar schildert. Von Hunden erzählt das Buch, die von der amerikanischen Regierung für den Botendienst nach Alaska angekauft werden. Wer einmal in den Schriften der Polarforscher geblättert, kennt diese Hunde, die sich kaum vom Wolfe unterscheiden. In solch ein Hundegespann wird nun Buck, der Held dieser Geschichte, verschlagen. Ein großzügiger, fein empfindender, selbstbewußter Charakter — ich glaube, wie gesagt, daß Hunde so gut Charakter haben, wie Menschen, und wenn sie einen schlechten Charakter haben, ist meist ein Mensch daran schuld —. Wie Buck nun selbst zu einem solchen Hunde wird, wie er selbst ein Wildling, ein halber Wolf wird, der Stimme der Natur folgt, die ihn ruft, das erzählt dies Buch mit hoher Kunst. Es reicht so an Kiplings „Dschungelbuch" heran. Von den Illustrationen sind einzelne Cabinetstücke. *A. Hn.*

Fritz Pistorius: Preußens Erwachen 1807—1809. Kriegserlebnisse eines preußischen Jungen. Der deutschen Jugend zum 100jährigen Gedenken. Mit Buntbild und 10 Karten. Berlin, Trowitzsch & Sohn; Geschenkband Mk. 4.

Ich habe das Erscheinen mit Spannung erwartet, weil das vortreffliche vorjährige Buch „Aus den Unglückstagen 1806" das Verlangen angeregt hatte, bald mehr von solcher Kost zu genießen. Der neue Band reiht sich seinem Vorgänger würdig an. Dieselbe Frische und Kraft der Erzählung, dasselbe dramatische Geschick, das die weltbewegenden zeitgeschichtlichen Ereignisse in die Darstellung der Lebensschicksale des jungen Helden lebendig und naturwahr einzuflechten versteht. Dabei derselbe sittliche Ernst, dieselbe vaterländische Begeisterung, kurzum ein Buch, wie das vorjährige, vorzüglich geeignet, nicht nur die Jugend, sondern auch gereifte Leser zu unterhalten, zu belehren, zu erheben und zum Dienste am Vaterlande anzutreiben. Das Buch gehört in jedes Haus, jede Schule, jede Volksbücherei. Ich werde nicht unterlassen, es immer wieder zu empfehlen, und ich bin gewiß, daß ich dafür dieselbe Anerkennung finden werde, die mir im vorigen Jahr für die Empfehlung des damaligen Bandes zu Theil geworden ist.
*Klewe, Geheimer Regierungs- und Provinzialschulrath (Coblenz).*

Gesammelte Werke von Heinrich Hart. Band I, Gedichte. Tul und Nahila. Nimrod. Berlin, 1907. Egon Fleischel.

Der verblichene Dichter und Kritiker gehörte zu den prächtigsten Menschen der letzten Zeit. Es war ein warmes, reines, von allen höchsten Idealen erfülltes, aber auch mit Liebe und Verstehen den kleinen Dingen des Daseins geneigtes Herz, was allzufrüh zu schlagen aufgehört hat. Freundes- und Bruderhand haben den Nachlaß des Toten gesichtet und das Reifste daraus dem deutschen Volk in einer vierbändigen Gesammtausgabe darzubieten begonnen. Es ist ja nicht zu leugnen: als Dichter hat es Heinrich Hart nicht zu dem gebracht, was er erhoffte. Sein auf 24 Bände projectirtes „Lied der Menschheit" blieb Torso, nach den in diesem Band vereinten Proben sehr zu bedauern, da Hart das Zeug zu einem Epiker größeren Stils besaß. Als Lyriker ist er allzufrüh verstummt, sind doch einige seiner phanthastisch trunkenen Frühgedichte ganz erhaben groß und formvollendet — das Beste werden die bisher verstreut gewesenen Essays bringen. Aber wenn ihm auch die Lorbeeren eines führenden Dichters versagt blieben, so ist er doch andrerseits eine viel zu aparte Erscheinung, als daß er mit Stillschweigen zu übergehen wäre. Dankbar erinnern wir uns der ersten schönen Verheißungen der modernen Kunst. Heinrich Hart ist ihr Johannes gewesen. *Paul Friedrich.*

Robert Piloty: Gedichte. Verlag von J. G. Cotta (Stuttgart). Preis geh. Mk. 3.

R. Parkinson: Dreißig Jahre in der Südsee. Land und Leute, Sitten und Gebräuche im Bismarck-Archipel und auf den deutschen Salomo-Inseln. Herausgegeben von Dr. B. Unkermann. Mit zahlreichen Illustrationen (Tafeln, Karten u. s. f). Liefg. 22—28. Preis je Mk. 0.50.

Dieses hochbedeutsame Werk, das bei Weitem werthvollste über diese Gebiete des deutschen Colonialbesitzes, liegt nunmehr vollendet vor. Wir kommen darauf noch ausführlich zurück. Dr. A. Hn.

Karl Moeller: Deutsches Ringen nach Kraft und Schönheit. 1. Bd. Von Schiller bis Lange. Aus den literarischen Zeugnissen eines Jahrhunderts gesammelt. „Aus Natur und Geisteswelt". 188. Bändchen. Verlag von B. G. Teubner (Leipzig). Preis geh. Mk. 1.25.

Rudolphine Poppée: Graphologie. Mit zahlreichen, in den Text gedruckten Schriftproben. Verlag von J. J. Weber (Leipzig). Preis geb. Mk. 4.

Im „Neuen Frankfurter Verlage" (Frankfurt a. M.) erschienen:

Prof. Dr. Ernst Haeckel: Das Menschenproblem und die Herrenthür von Linné. Mit dem neuesten Porträt Haeckels, Tafeln und Tabellen. Preis geh. Mk. 1.50.

Dr. Ernst Hauptler: Der Syllabus. Ueber seine Entstehung, sein Wesen und seine Ergänzung durch Pius X. Preis geh. Mk. 0.50.

Derselbe: Pius X. als Großinquisitor und Erzieher. Die Encyclica gegen die Modernisten, ihre Bedeutung für Staat und Cultur. Preis geh. Mk. 0.30.

Dr. med. Fritz Koch: Häßliche Nasen und ihre Verbesserung. Die neuen Methoden und Erfolge der Nasenumformung im Lichte der Naturgeschichte, Kunst und Medicin. Vorwort von Professor Gustav Eberlein. Mit zahlreichen Illustrationen. Verlag von Hans Baake Nachf. (Berlin). Preis geh. Mk. 0.50.

Prof. A. Schaefer: Einführung in die Culturwelt der alten Griechen und Römer. Für Schüler höherer Lehranstalten und zum Selbstunterricht. Verlag Carl Meyer (Gustav Prior) Hannover-Linden. Geheftet Mk. 3.

„Das Buch wendet sich," sagt der Verfasser, „in erster Reihe an den Theil der erwachsenen Jugend, der in seinem Schulunterricht die griechische Sprache oder auch beide alten Sprachen nicht kennen gelernt hat. Die gründliche Bekanntschaft mit dem Culturleben des classischen Alterthums wird noch immer allgemein als eine nothwendige Bedingung einer höheren Bildung empfunden. Die beste Grundlage zur Anbahnung dieser Bekanntschaft gewährt die Kenntniß der alten Sagen, die geistige Fundstätte so vieler Goldkörner in Dichtkunst und Bildnerei, und sie bilden deßhalb den Hauptinhalt der hier angezeigten ‚Einführung'. Es sind darin die alten Schriftsteller selbst zu Worte gekommen, da eine Nacherzählung weder den gleichen Werth noch die gleiche Anziehungskraft hat wie ein Quellenbuch ... Ein Buch, das eine Einführung in das Culturleben der Alten vorstellen will, darf aber auch die anziehenden Gebiete der bildenden Künste nicht vergessen und bringt deßhalb auch die Beschreibungen der Localitäten und der Werke, verzichtet dagegen auf Beigabe der Illustrationen ..."

Es ist zu erwarten, daß das Buch nicht nur unter Schülern, sondern auch Erwachsenen, die die Kenntniß des Alterthums nicht missen mögen, viele Käufer finden wird; denn es bringt Viel und Vieles und vermittelt eine gute Anschauung des classischen Alterthums. *f. n.*

Gesammelte Werke von Prinz Emil zu Schönaich-Carolath. 7 Bände 10 Mk., geb. 15 Mk. Leipzig. J. G. Göschen. Fern ragt ein Land ... Auswahl aus Schönaich-Carolaths Dichtungen. Ebenda 1907.

Ein herrliches Geschenk hat der berühmte Verlag mit der Gesammtausgabe der Werke Carolaths dem deutschen Volk gemacht. Ist doch der prinzliche Sänger meinem Gefühl nach die Quintessenz alles

Digitized by Google

wahren und echten deutschen Empfindens ... Ein starker, frommer Glaube an das Göttliche und das Vaterland markiger Adelsgeist in der Abwehr alles Prunks und leeren Scheins und, um mit Goethe zu sprechen:

Fester Blick die Welt zu schauen,
Mitsinn jedem Herzensdrang,
Liebe zu den besten Frauen
Und ein eigenster Gesang.

sind des jüngst Verstorbenen große Vorzüge. Auf einer reinen und leuchtenden Vornehmheit und an seinem herrlichen Liederquell können sich Tausende aufrichten und erquicken. Leider hat er namentlich als Novellist trotz seines Meisterwerks „Der Heiland der Tiere" noch nicht die ihm gebührende Beachtung gefunden. Möchte der enorm billige Preis für die sieben schön und vornehm ausgestatteten Bände ihm einen großen Leserkreis gewinnen. Diese Ausgabe ist ein prächtiges Geschenk für alle gediegeneren Menschen.

Auch die billige Auswahl aus seinen Dichtungen, die unter dem Titel „Fern ragt ein Land ..." vom Verlag gleichzeitig für weitere Kreise herausgegeben, ist sehr zu loben. Sie enthält Vieles von dem Schönsten aus Carolaths Poesie und Prosa. Sie sei namentlich Schulen zur Anschaffung aufs Wärmste empfohlen! *Paul Friedrich.*

Paul Göhre: Das Waarenhaus. Zwölfter Band der „Gesellschaft", Sammlung socialpsychologischer Monographien, herausgegeben von Martin Buber. Cartoniert Mk. 1,50. Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Das Buch, das der Art, dem Wesen und der Lebensnothwendigkeit des heutigen Waarenhaustypus nachzuspüren sucht, hat einen enormen Werth als Anregung zur Versenkung in die Psyche des Käufers und des Händlers, eine Anregung, die besonders in den Kreisen des deutschen Kaufmannslebens viel Nutzen schaffen könnte. Denn das Waarenhaus, dessen Berechtigung so heiß umstritten wird, ist unbedingt ein Entwicklungsstadium des Detailhandels, das nicht ausbleiben konnte wie die Dinge liegen und das nicht mehr ausgetilgt, höchstens sich durch großartigere und vollkommenere Gebilde, die deutschem Geist und deutscher Art noch besser angepaßt sind, übertreffen läßt und hierbei gleichzeitig von seinen offensichtlichen socialen Schäden befreit werden kann. Dieses Ueberbieten des Waarenhauses kann nur in der Richtung geschehen, daß nicht nur Centralisation, sondern auch Decentralisation in einer Weise erfolgt, die die wirthschaftliche Selbstständigkeit der mittleren Geschäfte nicht austilgt und dem Herauskommen neuer derartiger Existenzen keinen Riegel vorschiebt. Beides läßt sich gut vereinbaren, und es ist zu hoffen, daß damit der Nutzen, den das heutige Waarenhaus für den Käufer gebracht, nicht verloren geht, dagegen die Gefahren, die in der Wesensart der heutigen Waarenhäuser für unser Volksthum bestehen, gleichzeitig beseitigt werden. Das Waarenhaus der Zukunft kann nur eine auf dem alten Marktprincip beruhende Genossenschaft selbstständiger Specialgeschäfte sein und wird damit eine viel bessere und zweckmäßigere Organisation darstellen. Hierzu wird das Buch des Socialisten, das sich freilich zumeist auf eine Schilderung des Waarenhauses Wertheim beschränkt und die einschlägigen Verhältnisse denn doch zu sehr mit den Augen des schwärmenden Künstlers betrachtet, ein gutes Stück Vorarbeit leisten. *Georg Fuhrmann (Berlin).*

Goethes Sämmtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in 40 Bänden Groß-Octav, herausgegeben von Eduard v. d. Hellen. 4., 26., 27. und 40. Band. (Gedichte. Vierter Theil. Italienische Reise. Erster und zweiter Theil. Schriften zur Naturwissenschaft. Zweiter Theil.) Preis geh. je Mk. 1.20. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger. (Stuttgart.)

In rascher Folge haben uns die letzten Monate die Schlußbände der prächtigen Jubiläums-Ausgabe gebracht, und in lückenloser Reihe stehen die vierzig Bände nunmehr vor uns. Das monumentale Werk macht dem deutschen Buchhandel wie der deutschen Wissenschaft in jeder Beziehung Ehre, besonders aber dadurch, daß es in gleicher Weise die höchsten Ansprüche der Fachgelehrten und die der Gebildeten überhaupt erfüllt. Denn die Jubiläums-Ausgabe steht in ihren Texten wie in ihren Einleitungen und Anmerkungen durchaus auf der Höhe der Wissenschaft und ist doch zugleich eine wahre Volks-Ausgabe. Diese Vereinigung wurde durch Opfer von zwei Seiten ermöglicht. Die Verlagsbuchhandlung, die in dieser Jubiläums-Ausgabe ihrem hundertjährigen Bunde mit Goethe ein würdiges Denkmal setzte, bemaß den Preis der einzelnen Bände ungemein niedrig, obwohl sie der Ausstattung die allergrößte Sorgfalt widmete und für die wissenschaftliche Bearbeitung eine Gesellschaft hervorragender Fachmänner gewann, in der die bekanntesten Literarhistoriker unserer Zeit vertreten sind; aber auch diese brachten Opfer, indem sie auf die gelehrten Formen und Ausdrucksmittel ihrer Wissenschaft verzichteten und durchweg die Bedürfnisse der weitesten Leserkreise berücksichtigten, in denen man sich den Genuß einer Dichtung nicht durch Gelehrsamkeit verleiden lassen will, eine allgemein verständliche und formschöne Belehrung und Aufklärung aber zu schätzen weiß.

Bei der Verschiedenartigkeit der Werke Goethes konnte die Commentirung weder in den Einleitungen noch in den Anmerkungen einem starren Schema folgen: der „Faust" (Erich Schmidt) verlangte eine andre Behandlung als die „Iphigenie" (Albert Köster) oder der „Westöstliche Divan" (Konrad Burdach), „Dichtung und Wahrheit" (Richard M. Meyer) oder die „Campagne in Frankreich" (Alfred Dove) eine andre als die „Schriften zur Literatur" (Oskar Walzel). Solche Verschiedenartigkeit der Behandlung zeigt sich denn nothwendiger- und erfreulicherweise auch in den nun vorliegenden vier letzten Bänden. Sie bringen uns die „Italienische Reise" (Ludwig Geiger), den zweiten Theil der „Schriften zur Naturwissenschaft" (Max Morris) und den Schlußband der vom Herausgeber selbst commentirten Gedichte. *N.*

Hans Fritz von Zwehl: Hortense. Schauspiel in einem Aufzug. Verlag von Albert Ahn (Köln). Preis geh. Mk. 1.

Hans Fritz von Zwehl: Die schöne Mirjam-Komödie. Ebenda. Preis geh. Mk. 1.

Wolfgang v. Gersdorff: Terakoya (Die Dorfschule). Ein historisches Trauerspiel aus dem alten Japan. Nach der Tragödie des Takeda Izumo. Ebenda. Preis geh. à la Japan Mk. 2.

Prof. Dr. R. Heidrich: Christnachtsfeier und Christnachtsgesänge in der evangelischen Kirche. Nach den Akten der Consistorien und der Ueberlieferung der Gemeinden. Verlag von Vandenhoeck und Ruprecht (Göttingen). Preis geh. Mk. 4.80.

Oskar Wilde: Eine florentinische Tragödie. Drama. Deutsch von Max Meyerfeld. Verlag von S. Fischer (Berlin). Preis geh. Mk. 1.

Briefe von Goethes Mutter. Ausgewählt und eingeleitet von Albert Köster. Insel-Verlag (Leipzig). Preis in Pappband Mk. 2. 2. Aufl.

Eine ausgezeichnete Auswahl und eine ganz prächtige Ausgabe, die viele, viele Freunde finden wird! Dr. A. Hn.

Prof. Dr. Joh. Reinke (Kiel): Naturwissenschaftliche Vorträge für die Gebildeten aller Stände. Heft 1. Verlag Eugen Salzer (Heilbronn). Preis geh. Mk. 1.

Carl Bleibtreu: Die Lösung der Shakespeare-Frage. Eine neue Theorie. Verlag von Theodor Thomas (Leipzig). Preis geh. Mk. 3.

Hinter dem Leben. Gedichte von Käte Cajetan-Milner, 1907. Axel Juncker. Berlin.

Hier hat uns wieder eins jener heute nicht mehr so seltenen stillen und feinen Frauentalente einen kleinen Band anmutiger, echter Lyrik beschert. Die Dichterin hat ein außerordentlich feines Empfinden für Natur, namentlich Frühlings- und Herbststimmungen, sie kennt die tiefe Liebe zu Mutter, Mann und Kind und ist zu einer verklärten Lebensauffassung herangereift. Ihre Sprache ist schlicht, fast volksliedhaft und ihr Wesen besitzt den Dingen gegenüber eine feine, frauenhaft keusche Distance. Ist sie auch keine Margarethe Susmann, um die meinem Gefühl nach größte lebende Lyrikerin zu nennen, so hat sie sich doch mit diesem schmalen Band einen ehrenvollen Platz unter den Dichterinnen der Gegenwart ersungen. *Paul Friedrich.*

Longfellow: Evangeline. Aus dem Englischen von Otto Hauser. Bildschmuck von Artur Dixon. Verlag von E. Nister (Nürnberg). Preis in Leinen geb. mit Goldschnitt Mk. 5.

Longfellows „Evangeline", die die Amerikaner nicht mit Unrecht als ein würdiges Seitenstück zu „Hermann und Dorothea" bezeichnen, liegt hier in einer feinfühligen, den intimen Reizen des Originals völlig gerecht werdenden Uebertragung von Otto Hauser (Wien) vor. Dazu hat Dixon das Buch mit einer großen Anzahl graziöser, fein gestimmter Bilder und Bildchen geschmückt, und der Verlag diese liebevollen Schilderungen in meisterhafter Reproduction wiedergegeben. So ward hier ein Buch geschaffen, das es verdient, in jedem Bücherschranke einen Ehrenplatz zu haben. Vor Allem aber sei es als köstliches Geschenkwerk für unsre Frauen und Töchter empfohlen. H.

In der von Martin Buber im Verlage von Rütten & Loening („Literarische Anstalt", Frankfurt a. M.) herausgegebenen, hier schon mehrfach erwähnten Sammlung social-psychologischer Monographien: „Die Gesellschaft" sind folgende neue Bändchen in der bekannten Ausstattung von Peter Behrens und Hermann Kirchmayr (Preis des Bändchens in biegsamem Carton je Mk. 1.50) erschienen:

Gustav Landauer: Die Revolution.
Franz Oppenheimer: Der Staat (Doppelbändchen).
Ludwig Gurlitt: Die Schule.
Hellmuth v. Gerlach: Das Parlament.
Max Burckhard: Das Theater.
Paul Rohrbach: Die Colonie.

## Zur gefälligen Beachtung.

Manuskripte, Bücher, redactionelle Anfragen u. s. f. sind dem Herausgeber, Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstrasse 10, I zu senden.

**Verlag und Expedition** der „Gegenwart" siedeln mit dem 1. Juli d. J. nach

**Berlin W. 15, Kurfürstendamm 47**

über

Digitized by Google

# Empfehlenswerte Bäder, Hotels, Heilanstalten und Sommerfrischen.

**AHLBECK** auf Insel Usedom.

Unmittelbar am Strand von Hochwald umgeben. Täglich Schnellzug- und Dampfer-Verbindung von und nach Berlin 3½ Stunden. Damen-, Herren- und Familienbad. Elektrisches Licht, Konzerte, Theater, Réunions.

Saison 1. Juni bis Ende September.

**Dresden,** Hôtel Bellevue.

Weltbekanntes, vornehmes Haus in unvergleichlich herrlicher Lage an der Elbe u. Opernplatz. **Privat-Badezimmer, Auto-Garrage.** **R. Ronnefeld,** Direktor.

**Hirschberg** i. Schlesien, Bahnhofstrasse 10/11.

**Hotel Drei Berge.**

Altrenommiertes, größtes Hotel I. Ranges am Platze. Im Geschäftszentrum gleich neben dem Postamt gelegen. Omnibus stets an der Bahn. Straßenbahnhaltestelle.

**Auskunftei über Riesengebirgstouren.**

**Bad Kissingen** Idealer Kuraufenthalt.

**Bergschlösschen.**

:: Logis und Pension. ::

Vornehmes Haus, einzig schön am Altenberg, unweit der Quellen und Bäder, mit Restaurant Schweizerhäuschen. **J. Th. Schmitt,** Besitzer.

**Kolberg** Dr. Lücke's Kuranstalt

See- und Soolbad Uhlenhorst.

Elektr. Licht und Zentralheizung. Das ganze Jahr geöffnet Aufnahme von Erholungsbedürftigen. **Kinder guter Kreise** mit Familienanschluss, eventl. Unterricht. Behandlung von Frauenleiden chir. und orthopäd. Erkrankungen, eigenes orthopädisches Institut.

**Malente-Gremsmühlen**

inmitten der **Ost-Holsteinschen Schweiz.** Herrlicher Sommeraufenthalt für Erholungsbedürftige. Prächtige Buchen- und Tannenwälder umschließen träumerische Seen.

Komfortable Hotels und Pensionen.

**Misdroy,** unmittelbar am Strande,

umgeben von Hochwald u. Bergen. Vorzügl. Einrichtungen für Kur- und Unterhaltung. Seebrücke, reger Schiffsverkehr. Tägl. 4 Schnellzüge von und nach Berlin. Bevorzugt als Erholungsort für Familien.

**Sanatorium Oberwaid ü. d. Bodensee**

Schweiz Prospekt frei

Zuckerkrankheit

**Sellin** auf Rügen.

Kurhaus Sellin

früher: **Hotel Fürst Wilhelm.** Grösstes Haus am Platze, mit eigener Canalisations-Anlage und Wasserleitung. Direkt im Buchenwald, vor der grossen Landungsbrücke gelegen. Eigene Conditorei im Hause. Zimmer mit vollständiger Pension zu mässigen Preisen.

**Fernspr. No. 1. Joh. Möller,** Besitzer.

*Otto Boenicke*

*Hoflieferant Sr. Majestät des Kaisers u. Königs*

*Berlin W. 8, Französische Straße 21*

*empfiehlt sein reichhaltiges Lager von*

*selbst importierten Havana-Cigarren*

*in der Preislage von Mk. 80 bis Mk. 4600 das Tausend „der berühmtesten Marken".*

*Proben werden von jeder Cigarre gern abgegeben und zum Millepreise berechnet.*

*Preisbücher über importierte Cigarren und über in Deutschland gearbeitete Cigarren*

*in der Preislage von Mk. 18 bis Mk. 340 das Tausend, sowie über*

*Cigaretten, Rauchtabake usw.*

*kostenfrei.*

SCHREIBMASCHINE

mit sichtbarer Schrift

Continental

Erstklassiges Fabrikat

Generalvertreter:

**Franz Kaiser,** Berlin W. 8. Friedrichstr. 197.

Die beste Aufnahme finden überall

'Agfa' Photo-Artikel

Act.-Ges. für Anilin-Fabrikation Berlin S.O. 36.

**„Agfa"-** Platten · extra rapid

**„Isolar"-** Platten. Lichthoffrei.

**„Agfa"-Chromo-** Platten. Orthochromat. Momentplatten

**Chromo-„Isolar"-** Platten m. Gratis-Gelbfilter.

**„Agfa"-** Kassetten und Films.

Siehe 16 seit. **„Agfa"-Prospekt.**

**GRATIS** durch die Photohändler.

# Original Lambrecht's Polymeter

beantwortet die Fragen:

**Gewitter? — Hagel? — Nachtfrost? — Heiteres oder trübes Wetter? — Frost- oder Tauwetter? — Schnee oder Regen?**

Es führt uns ein in die Natur und vertieft uns in die Wissenschaft der **Wetterkunde.** Siehe Broschüre „Die Vorherbestimmung des Wetters mittels des Hygrometers" von Dr. A. Troska. Das Polymeter ist zugleich der Feuchtigkeitsmesser, welcher für Zimmerluftprüfungen in Frage kommt. Siehe Broschüre „Gesunde Luft" von Dr. Fleischer.

**Warnung!** Jedes Instrument muss mit der Bezeichnung „Lambrecht" versehen sein. Andere wertlose und in der äusseren Form nachgeahmte Instrumente weise man zurück, da sie auf Täuschung berechnet sind. **Es gibt keinen Ersatz für Original Lambrecht's gesetzlich geschützte Instrumente.**

**Bis jetzt über 60000 Stück im Gebrauch.**

**Wilh. Lambrecht, Göttingen.**

Gegründet 1859. (Georgia Augusta.)

Inhaber des Ordens für Kunst und Wissenschaft, der grossen goldenen und versch. anderer Staatsmedaillen. Ehrendiplom, Gold. Fortschritts-Medaillen Wien 1906.

Generalvertrieb für die Schweiz, Italien und die österreichischen Alpenländer durch:

**C. A. Ulbrich & Co. in Zürich.**

**Man verlange Gratis-Drucksache Nr. 18.**

**Prämiert 1907: Berlin, Dresden u. Zürich.**


Digitized by Google

**Antiquitäten.**

Antike Eichen-geschnitzte
**Möbel**
Stollenschränke, Anrichten,
Baldachin-Truhenbänke u. s. f.
**Ausserordentlich preiswert**
Lieferant an
Kunstgewerbe-Museen u. s. f.

**Hugo Klein,**
**Dresden-A.,** Bankstrasse 10.

**Herders**

**Konversations-Lexikon**
Dritte Auflage. Acht Bände. Reich illustr.
Mark 100.— Kr 120.— Teilzahlungen
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Keine Nachnahme! Erst prüfen!
**Orangenblüten-Honig!!**
übertrifft jeden Honig der Welt. Garant. absolut naturr. Bienenprodukt! Begeist. Lob von Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.
**Kusche & Martin, Malaga**
Spanien (Deutsche Firma)

**Die grosse Kanzlei.**
Ein Wiener Advokatenroman
von
**Sabinus.**
6. Aufl. M. 2.—.
**Herm. Walther,**
Verlagsbuchhandlung, G.m.b.H.
**Berlin W. 30.**

Das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente:
**HARMONIUMS**
m. **wundervollem Orgelton,** v. 78 M. an.
**Illustrierte Pracht-Kataloge gratis.**
**Aloys Maier,** Hoflieferant, **Fulda.**
Prospekte auch über den **neuen**
**Harmonium-Spiel-Apparat**
(Preis m. Notenheft v. 270 Stücken **nur 30 M.**) mit dem **jedermann ohne Notenkenntnis sof. 4 stimm. Harmonium spielen kann.**

*Die Buch- und Kunsthandlung*
*M. Lilienthal,*
*Berlin N.W. 7, Friedrichstrasse 101*
*erlaubt sich auf ihre Verkaufsausstellung von*
*Originalen*
*Heinrich Zille's*
*(Feder-, Kreide-, Buntstiftzeichnungen, Radierungen) aufmerksam zu machen.*

***Aussergewöhnlich wohlfeiles Angebot!***
*Auswahlsendungen stehen auf Wunsch zu Diensten.*
*Über Zille vergl. auch Nr. 17 der „Gegenwart": „**Heinrich Zille**, ein Berliner Maler".*

Drucksachen über:
**Weck's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel**
kostenlos durch:
**J. Weck,** Ges. m. b. Haftung,
**Oeflingen,** A. Säckingen (**Baden**).
Man verlange nur
**Weck's Originalfabrikate**
**Ueberall Verkaufsstellen.**


Verantwortl. Redacteur: Dr. Adolf Heilborn, Steglitz-Berlin, Ahornstraße 10, I. Für den Inseratentheil verantwortlich: Georg Macher, Berlin W. 15, Kurfürstendamm 47.
Max Hesses Verlag in Leipzig. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

THE BOUND TO PLEASE Blackman Bindery INC.

Digitized by Google

3 0000 093 404 246

Digitized by Google